Die Weltbühne

Der Schaubühne XXIII. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

Begründet von Siegfried Jacobsohn

Herausgeber: Kurt Tucholsky

23. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 2 7

Verlag der Weltbühne

Charlottenburg - Kantstrasse 152



Register der „Weltbühne"

XXIII. Jahrgang (1927), 1. Band

Lob der Außenseiter von Carl v. Ossietzky

Vor Jahresfrist saßen ein paar Menschen in einem kleinen Klubzimmer zusammen und faßten den Beschluß, die im Parlament verfahrene Abfindungsfrage durch Volksentscheid zu lösen. Die große Presse erklärte die Leute sofort für verrückt. Ein paar Wochen später war die Fürsten-Enteignung Massenparole geworden. Ein paar Monate später war der Volksentscheid da, imponierend noch im Unterliegen. Heute haben die Hohenzollern ihr Geld, und Niemand spricht mehr davon. Typischer Verlauf einer Volksbewegung in Deutschland.

Niemals ist so viel wie jetzt von der Konsolidierung der Republik und der wachsenden Werbekraft des republikanischen Gedankens gesprochen worden. Dennoch geistert überall ein Unbehagen, peinigt die Zufriednen ein halb unbewußtes Mißtrauen. Dennoch bauscht das Gerücht jede Regierungskrise sofort zur Krise der Republik. Dennoch droht bei jeder innenpolitischen Komplikation sofort der Artikel 48, das Giftfläschchen in der innern Rocktasche der Verfassung.

Der liberale Demokratismus, in dessen Zeichen die sogenannte Stabilisierung sich vollzieht, erschöpft sich in der breiten Lobpreisung des Parlamentsstaates. Er sieht nichts Werdendes, verbeugt sich pietätvoll vor Vergangnem, ahnt nichts von einem Problem der Köpfe, geschweige denn von denen des Magens. Der böse Satz von Anatole France: „Das Gesetz verbietet in seiner majestätischen Gleichheit den Reichen wie den Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen", kennzeichnet für immer die hohle sittliche Attitüde einer Demokratie, die nur in ihren Institutionen und für ihre Institutionen lebt. Hier aber ist die Grundlage der fortschreitenden Einigung zwischen Reaktion und mittelparteilichem Bürgertum. Sie finden sich auf dem Verfassungspapier der Republik. Finden sich in der unbedingten Ablehnung der Tatsache, daß selbst diese Republik revolutionären Ursprungs ist, daß es ohne den 9. November niemals einen 11. August gegeben hätte. Die bürgerliche Demokratie tanzt vor Wonne, wenn ihr der frühere — und jetzige? — kronprinzliche Nachrichtenoffizier Kurt Anker großmütig testiert, es habe 1918 wirklich keine Revolution gegeben, und Alles sei hübsch von selber gekommen. Deshalb keine Schuld, keine Anklage. Am Besten: gar nicht mehr davon sprechen. Das ist die neue Friedensformel: die endgültige Verankerung der Weimarer Demokratie im Sumpfe des Juste milieu.

Die Anerkennung dieses Zustandes nennt man Realpolitik. Zweifel daran wird als Ketzerei, Phantasterei, Nörgelei abgetan. Die großen Realpolitiker vergessen nur, daß auch die Wirklichkeit ihre eignen Illusionen erzeugt. Sie nehmen den Dunstkreis selbst zugesprochner Bedeutsamkeit für die Ausdehnung der Welt. Dem Ritual des „Erreichbaren und Möglichen" rückhaltlos hingegeben, halten sie die Grenzen eignen Denkens und Wollens für die Grenzen des Möglichen über-

haupt. Wir fragen: Was haben die großen Parlamentspolitiker, die unerhörten Strategen der Opportunität, eigentlich erreicht? Wo sind denn die überzeugenden Resultate des langjährigen changez-les-coalitions? Die Gleichgültigkeit der breiten Massen am politischen Betrieb ist unbeschreiblich. Die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit sind schärfer als jemals. Wehrmacht und Justiz frondieren. Die Hohenzollern haben ihre Millionen. Die Zensur ist wieder da. Das sind die Resultate.

Doch was wäre selbst das bißchen Konsolidierung, auf das immer so stolz gepocht wird, ohne die spornende und peitschende Kraft verhöhnter und gemiedner Außenseiter? Keine der später verwirklichten Ideen ist aus der Mitte der großen Parteien gekommen. Jeder nationalistische Aberwitz hat seine demokratischen und sozialistischen Satelliten gehabt. Es gab eine einheitliche Noske-Front, eine Cuno-Front, eine Geßler-Front. Es gab eine geschlossene Front gegen die Reparationen, gegen den Völkerbund, gegen die deutsch-französische Verständigung, gegen die schüchternsten Maßnahmen zum Schutze der Republik. Es gab Einheitsfronten gegen Alles, was heute als innen- und außenpolitischer Fortschritt und ragende Staatsmannsleistung gefeiert wird. Ohne ein paar beherzte Einzelgänger hätte es keine Aufdeckung der Femeschande gegeben. Keinen Sturz Seeckts. Keine hallende Kritik an Reichswehr und Justiz. Kein Locarno, Thoiry und Genf. Und selbst die excercierende und paradierende Selbstgefälligkeit des Reichsbanners, in vernünftigen Dosen ganz nützlich, wäre undenkbar ohne die stachelnde Laune einiger Unzünftiger, mit denen sich kein patentierter Republikaner, um Gotteswillen, auf eine Bank setzt. Alles mußte erkämpft werden: gegen die kompakte Majorität, gegen die Parteien, gegen das Parlament.

Heute ruhen die Stammgäste der guten Mitte wieder auf ihren Lorbeeren aus. Sie sehen das Erreichte an, finden es schön und dekretieren große Pause. Und wenn auch sonst weiter nichts stabilisiert ist, so doch der Kapitalismus. Auf Klagen von Unten antwortet der Harfenklang wohltemperierter Resignation: Dafür ist kein Geld da! Kein Geld für die Arbeitslosen, kein Geld für ein großes Wohnbau- und Siedlungs-Programm.

Die Außenseiter, ohne Sinn für das schöne Ebenmaß des „im Rahmen des Gegebenen Möglichen" und ohne Respekt vor der stillen Lyrik des parlamentarischen Handwerks, aber fragen: Zu diesem Effekt eine welthistorische Umwälzung? Deswegen soll einmal die rote Fahne über Deutschland geweht haben, damit ein paar Oberbürgermeister Minister spielen können, was schließlich auch unter Wilhelm sporadisch gestattet war? Enthält nicht der revolutionäre Ursprung der Republik auch eine revolutionäre Verpflichtung? Die Professionellen, die Wohlerzogenen und Bedächtigen haben das teils vergessen, teils bewußt unterschlagen. Den Männern der positiven Arbeit, der täglichen Kleinarbeit, der gutgeölten Routine, die schuldige Reverenz. Aber wenn es seit 1914 immer nach ihnen allein gegangen wäre, gäbe es heute kein Deutschland mehr.

Wer hat in Litauen gesiegt? von Bangputis

Am 17. Dezember 1926 sollte der litauische Staatspräsident Doktor Grinius seinen sechzigsten Geburtstag feiern. Wenn der Aufruf der siegreichen Faschisten davon redet, daß sie die Macht in die Hände „der wahren Söhne Litauens" gegeben haben, so klingt das wie Hohn. Es wird wohl kaum einen Mann geben, der mehr Anrecht hätte, „wahrer Sohn Litauens" genannt zu werden, als der gestürzte Staatspräsident Doktor Grinius. Er stammt aus einer kinderreichen Bauernfamilie und mußte als kleiner Junge das Vieh hüten. Durch eisernen Fleiß und vorzügliche Begabung machte er dann sein Arzt-Examen. Sein Leben galt immer den Bedrückten: seinem Volke. Als einer der ältesten Vorkämpfer der litauischen Freiheitsbewegung büßte er oft seinen Kampf gegen den Zarismus mit Kerker. Im Sturme der russischen Revolution wurde seine erwachsene Tochter von Rotarmisten in Kislowodsk ermordet. Als einsamer Witwer kehrte der alte Mann in seine Heimat zurück und kämpfte wieder für sein Volk gegen die Ansprüche einer beutegierigen Pfaffenherrschaft, die sich mit der Militärreaktion verbündet hatte. Das „Litauertum" dieser Leute mit der eisernen Stirn bestand darin, daß sie den Abschaum des zaristischen Beamtentums in hohe Stellungen brachten, ihr Land vor dem Ausland durch schmutzige Schiebergeschäfte blamierten und die greise Frau Borthievičiene — die „Großmutter" der litauischen Freiheitsbewegung — durch ihre Polizisten ins Gefängnis schleppen ließen .... Das war noch nicht alles: ad majorem Dei gloriam ließen sie in den Kerkern der politischen Polizei, der berüchtigten Źvalgyba, jugendliche Arbeiter foltern, und ihre Trabanten beschmierten mit Teer die Schilder jüdischer Firmen. Um diese erhabne „nationale Ordnung" wiederherzustellen, stürzten die Büttel der Reaktion die verfassungsmäßige demokratische Regierung Sljaschewitschins, die in der Anwandlung einer unangebrachten Gutmütigkeit trotz der Warnungen der Linkssozialisten es versäumt hatte, den Faschistenführern rechtzeitig das Handwerk zu legen. Vorbei! Der Stoß galt der aufkeimenden Gewerkschaftsbewegung, der Arbeiterschaft. Diese wird ihren Mangel an Organisation hart büßen müssen. Doch die Unfähigkeit der neuen Machthaber, bekannt aus ihren alten Tagen, wird hoffentlich diese Wartezeit abkürzen. Diese „neuen" Männer sind uns in Litauen wohlbekannt: die radaumachende lebende Ruine Woldemaras, der smarte Geschäftsjüngling

Dr. Karvelis, der es dank der Gunst des litauischen Stinnes Vailobraitis zu großen Ehren und noch größerm Immobilienbesitz gebracht hat, der salbungsvolle Jesuit Doktor Bistras .... Alles wohlbekannte Figuren! Neu sind nur die Monokelleutnants .... Und das gibt der ganzen Sache einen fremdländischen Anstrich, denn die Monokelleutnants sind ebenso ein litauischer Typus, wie John Bull ein deutscher Typus ist. Wir kennen die Weise, wir kennen den Text, wir kennen auch die Verfasser. Der gebügelte und geschniegelte Gamaschenoffizier, der jetzt das äußere Leben Litauens beherrscht, ist so wenig litauisch, wie der galizische Pferdehändler deutsch. Beide sind Importprodukte. Der Major Plechavičius mag bei Sajda in Prag in die Schule gegangen sein, die Gesinnung der Leutnants d. R. ist aber made in Germany. In diesem Sinne haben die Polen Recht, wenn sie sagen, der Kownoer Putsch sei in Deutschland gemacht.

Auf den russischen Universitäten lernten unsre Akademiker den Geist von Michajlowsky und Lawrow, den Geist der Volksherrschaft kennen, die Liebe zum eigenen Volk, den Willen, ihm zu dienen.

Auf den deutschen Universitäten aber eigneten sich die meisten von ihnen die ostpreußisch-pommersche Ideologie an, sowie deren Symbol: das Monokel.

So hat im Kownoer Putsch Deutschland über Rußland in Litauen gesiegt. Es bleibt abzuwarten, ob es sich nur um einen ideologischen Sieg handelt. Die Zukunft des litauisch-russischen Garantievertrages wird es zeigen. Wahrscheinlich haben Jene Recht, die da meinen, England habe im Kownoer Putsch den Vorposten Moskaus sprengen wollen, der seiner Einkreisungspolitik im Wege stand. Vielleicht — und das ist allerdings nur eine Vermutung — war auch Deutschland an diesem Spiel nicht ganz unbeteiligt. War es lediglich ein Zufall, daß, als die Faschisten um drei Uhr zwanzig nachts den Sejm besetzten, die deutschen Abgeordneten schon um zwei Uhr nachts die Sitzung verlassen hatten? Ist es ein Zufall, daß kurz vor dem Putsch die deutschen Abgeordneten von der Regierungsmehrheit zur Opposition übergingen? Ist es ein Zufall, daß unter dem Regime der neuen Machthaber neben dem Putschistenblatt nur die „Litauische Rundschau" frei und unbehindert erscheint? Vielleicht, wenn einst sämtliche Archive eröffnet sind, werden wir über alle Zufälle dieser Art mehr erfahren. Jetzt müssen wir uns mit der Feststellung begnügen, daß der deutsche Geist über den russischen und auch in Kowno wieder einmal London über Moskau gesiegt haben.

Reichswehr-Recht von Axel Eggebrecht

Die Reichswehr heißt in der Verfassung: Volksheer. Wie man zu diesem Begriff kommt, ist nicht recht einzusehen. Die Legionen der römischen Republik, das Aufgebot germanischer, mongolischer, semitischer Völker, die levée en masse von 1793, selbst die kaiserlich deutsche Armee der allgemeinen Wehrpflicht liefern krasseste Gegenbeispiele dafür, daß es sich hier um ein ganz ausgesprochnes Prätorianertum handelt — eins freilich, das seine Macht offen über die ganze Nation ausdehnen möchte, das aber von dieser vorläufig nahezu hermetisch abgeschlossen ist. Schon seine geschichtliche Entstehung aus gegenrevolutionären Freicorps, seine Gliederung in „Traditionskompagnien" der vergangnen Armee, seine Führung durch Offiziere jener Armee genügen zum Beweise, wie es um dieses Volksheer der Republik steht. Jüngst erst ist an den Tag gekommen, welche Methoden streng antirepublikanischer Auswahl für die Rekrutierung maßgebend sind.

Ein Volksheer im wahren Sinne würde ja auch kein eignes Recht beanspruchen. Seine Angehörigen würden unter dasselbe Straf- und bürgerliche Recht fallen wie alle Staatsbürger. Aber unser „Volksheer" hält an einer eignen Gerichtsbarkeit fest. Die zivile Justiz dieser Republik, die sich dadurch auszeichnet, daß sie erklärte Republikaner in ihren Reihen nicht duldet, sie gesellschaftlich und so weit wie möglich amtlich ausschließt, diese Justiz der Tendenzprozesse, der Fälle Asmus, Fechenbach, Wandt und der unzähligen Andern — sie genügt in ihrer unzweideutigen Haltung den Militärs noch lange nicht. Mag auch der deutsche Richternachwuchs von Rechtslehrern erzogen werden, die in ihrer Gesinnung durchaus dem aktiven Richterstand entsprechen, mag also der ruhige Forgang der Justiz im heutigen antirepublikanischen Sinne nach Menschenermessen stabilisiert sein: das genügt dem Militär noch lange nicht. Es will sich auf alle Fälle sichern.

Es hat sich gesichert. Die Bestimmungen über die Militärgerichtsbarkeit erschienen. Die Angehörigen der Reichswehr sind eine Nation in der Nation, ein Rechtsstaat im Rechtsstaate geworden. Dabei hat sich im Einzelnen wenig gegen früher geändert. Das Erscheinen dieses Sondergesetzes sagt ja an sich schon, wes Geistes Kind hier mit stiller Selbstverständlichkeit einer Republik unterschoben wird, die angeblich durch eine Revolution entstanden ist. Will aber der zivile Laie einen Blick in diese finstre, abseitige und doch so unheimlich nah drohende Welt des autonomen Militärstaates tun, so braucht er nicht erst diese Bestimmungen durchzuarbeiten, die dem Muschkoten dieselben Schlingen stellt wie ihm, dem Laien, das für ihn bestimmte Strafgesetzbuch. Es tuts auch ein Blick in die Disziplinarstrafordnung für das Reichsheer, die als Verordnung des Reichspräsidenten herausgekommen ist.

Die „Neuerungen" dieser Verordnung bestehen darin, daß statt Mittelarrest nunmehr nur noch verschärfter Arrest ge-

geben wird; daß es nur noch Disziplinar-Übertretungen und nicht mehr Vergehen gibt (wobei aber üble Nachrede, zum Beispiel, eine Übertretung ist); und daß ein System von Geldstrafen aufgestellt wird, bis zur völligen „Besoldungsverwaltung" und Entzug von einem Viertel des Monatsgehalts. Die Strafen sind ähnlich abgestuft wie im alten Heer: die Offiziere kriegen Stubenarrest, die Portepee-Unteroffiziere gelinden, die Mannschaften verschärften Arrest als schwerere Strafen; dazu bei den Mannschaften Strafexerzieren, Ausgangsbeschränkung und dergleichen. Es hat sich nichts geändert.

Und wegen einer Beschwerde wird immer noch — wie zu Zeiten von Liebknechts Antimilitarismus-Buch und Rosa Luxemburgs Reden — „kein Soldat bestraft". Auch wenn sie „unbegründet" ist, das steht da ausdrücklich zu lesen. Allerdings mit dem Zusatz: „Das schließt nicht aus, daß ein Beschwerdeführer zur Verantwortung gezogen wird, wenn er dabei eine Disziplinar-Übertretung begeht." Also etwa „üble Nachrede" führt...

Wie werden die deutschen Richter die richternden Offiziere um diese Klausel beneiden, wenn lästige Verteidiger Berufung einlegen! Da wird, mit Recht, der Talar in der Uniform sein ewiges, unerreichtes Vorbild sehen.

Dinge zweiter Ordnung von Georg Kumleben

Nancy, im Dezember

Hier sitzen in der Stadtverwaltung 2 Radikalsozialisten und 34 klerikale Reaktionäre; vor 1924 waren es 26 Radikale und 10 Klerikale. So sehr hat die Reaktion an Einfluß gewonnen.

Wenn Ihr aber die jungen Sozialisten treffen wollt, müßt Ihr in eins der vielen Cafés gehen, dort findet Ihr zu jeder Tages- und Nachtzeit ein paar von ihnen.

Hier gibt es ein halbes Dutzend Schulen, die früher Bekenntnisschulen waren und seit der Trennung von Staat und Kirche im Jahre 1906 in sogenannte „freie Schulen" verwandelt worden sind. Diese Schulen werden in Wahrheit von denselben Leuten in demselben Geiste weitergeführt wie vor 1906.

Hier ist jedes „junge Mädchen" für alle Zeiten kompromittiert, wenn ein „junger Mann" mit ihr am hellichten Tage über die Straße geht. Das kann schon die Möglichkeit jeder künftigen Heirat in Gefahr bringen.

Hier erhaltet Ihr auf die Frage, warum man so sehr auf die Trennung der Geschlechter in der Erziehung der Kinder und im Verkehr der jungen Menschen sieht, von ehrlichen Leuten mitunter die Antwort: „Nous sommes trop cochons". Man ist hier erzreaktionär, gut katholisch und „tugendhaft".

Hier nun hat sich Folgendes zugetragen. Der Pfarrer in einem Dorfe in der Nähe von Nancy, in Saulxures-de-Nancy,

hat einen Streit in seinem Dorfe mit einer Marquise, die ihn nicht leiden kann. Um ihn loszuwerden, benutzt sie die Gelegenheit irgendeiner katholischen Amtshandlung, zu der zwei Kinder der Gemeinde, wiederum auf Grund gewisser von der Marquise angestifteter Vorgänge im Gemeindeleben, vom Pfarrer der Zutritt verweigert werden soll. Sie veranlaßt, daß der Bischof von unserm Pfarrer verlangt, er solle die Kinder doch zulassen und sein Unrecht eingestehn. Also ein ganz alltäglicher Fall von völlig untergeordneter Bedeutung.

Doch jetzt erweist sich unser „curé" als ein Mann von raschem Entschluß. Er gibt gar nichts zu, sondern reist ohne die Erlaubnis seines Bischofs und ohne einen Paß nach Rom, um sich sein Recht vom Papst selbst zu holen. Man muß ihn selbst die Geschichte seiner Reise erzählen hören, um zu verstehn, wie sonderbar es dabei zugegangen sein muß. Wie man ihm Einreiseschwierigkeiten in das faszistische Italien macht, weil er ohne Paß, aber mit einem Taschenmesser und einem Rasiermesser bewaffnet, über die Grenze will. Wie er tagelang in Rom vergeblich versucht, beim Papst vorgelassen zu werden, und schließlich enttäuscht wieder nach Hause zurückkehrt. In Rom schreibt er zwei Briefe an den Papst — die natürlich unbeantwortet bleiben — Briefe, die aus einer Komödie genommen sein könnte, die den curé und den Papst zugleich verhöhnen soll. Hier einige Stellen daraus:

„Certains gens, Très Saint Père, se flattent peut-être de me réduire par la famine. Mais leur charitable espoir sera déçu, car je suis un de ces pauvres que Dieu a fait riches en foi indomptable, en espérance inlassable ...

Recevez-moi vite, Très Saint Père; malgré mon orgueilleuse nature, je vous le demande à genoux ... Je vous le demande au nom de la petite Sainte Thérèse de l'Enfant Jésus, qui est dans la circonstance, soit dit en passant, mon seul passeport ..."

Inzwischen aber haben sich die Dinge in Nancy sehr zugespitzt: als unser curé nach Hause zurückkehrt, wird er durch feierliches Dekret des Bischofs öffentlich seines Amtes enthoben, mit der Begründung, er sei geisteskrank. Er schreibt daraufhin ein paar grobe Briefe an den Bischof, und da er keine Antwort erhält, schickt er diese Briefe an sämtliche Zeitungen Nancys zur Veröffentlichung. Nun geschieht etwas, das für ihn gefährlich werden muß: nur die Zeitungen der Gewerkschaften, hauptsächlich von Kommunisten unterstützt, drucken diese Briefe ab.

Noch mehr: diese Kommunisten machen sich zu seiner eignen Verwunderung zu Verteidigern seiner Sache, und jede Woche erscheint ein Artikel, der den Bischof insbesondre und die geistige Unterdrückung durch die katholische Kirche im allgemeinen angreift. Jetzt, wo es Ernst wird, läßt auch die Gegen-

seite nicht lange auf sich warten: er wird kurzer Hand von einem Gottesdienste weg verhaftet und ins Irrenhaus gebracht. Darob große Aufregung im Lager der Gewerkschaftler: auf deren Drängen muß sich schließlich die Stadtverwaltung mit der Sache befassen. Die Ärzte finden keine Anzeichen geistiger Krankheit, und unser curé wird schließlich freigelassen, ganz insgeheim, damit es keine Kundgebungen zu seinen Gunsten gibt. Dieses an sich unbedeutende Ereignis, das aus geringen kirchlichen Streitigkeiten hervorgegangen ist, ist nun zu einem Gegenstand öffentlichen Interesses geworden.

Der curé veröffentlicht eine Broschüre über seine Erlebnisse und fängt wieder an, den Bischof mit Briefen zu bombardieren. Mittlerweile hat er sein Herz für die Arbeiterschaft entdeckt. Er wirft dem Bischof vor, dieser habe ihm zu Anfang nur Unrecht gegeben, um den Reichen zu schmeicheln, hier nämlich der Marquise. Schließlich erhält er eine Einladung von einer Gesellschaft in Paris, dort öffentliche Vorträge über seinen Fall zu halten. Er reist dorthin, und als er zurückkehrt, tritt er in Nancy als fertiger Volksredner auf. Die Gewerkschaften veranstalten Versammlungen, wo er überall spricht. 3000 Zuhörer, 2000 müssen wieder umkehren: das wiederholt sich; das ganze hochehrsame Nancy ist in Aufregung geraten. Man drängt sich, um seine Geschichte von ihm selbst zu hören — mehr um sich zu amüsieren, als um zu helfen. Er macht sich das zu Nutze; denn er braucht Geld, und jede Woche erzählt er so seine Geschichte mit immer stärkern Pointen, die die Leute lachen machen. Da gibt es Anspielungen auf das Verhältnis des Bischofs zur Marquise und Schimpfworte an die Adresse der italienischen Zollbeamten, die sich vor einem Rasiermesser fürchten. Hinterher erscheint ein kommunistischer Redner, um an dem Fall des curé die Gefährlichkeit der katholischen Kirche zu zeigen. Er wird kaum Glück haben mit seinem Versuch, den Pfarrer dazu zu veranlassen, „auch den letzten Schritt noch zu tun, der ihn von den Kommunisten trennt". Denn der Pfarrer beruft sich unentwegt auf die Vorsehung, die sich der Arbeiterschaft bedient habe, um ihn zu retten.

Jedenfalls haben die Kommunisten ihre Propagandaversammlungen, das Publikum hat sein Vergnügen und der curé sein Geld — nur keine Pfarrstelle. Und weniger Aussicht als je, sie wiederzubekommen.

Dies sind so die Dinge, die hier in der Provinz die Welt bewegen. Dabei muß man nur noch wissen, daß selbst in den gutgläubigen katholischen Kreisen der „curé" immer ein wenig der Gegenstand des Spottes ist. Gar nicht zu reden von jenen, die Einen mit einem curé vergleichen, wenn sie ihn beschimpfen wollen. „Il est sot comme un curé, il b.... comme un curé!" Und das ist eine bittersüße Abkürzung. Man kann sie mit „küssen" übersetzen.

S. J.

Jetzt? Grade jetzt. Vor der Abendkasse stehen die Leute bis auf die Straße unter den Linden, deren Gelb heute nicht die einzige Mahnung an die Vergänglichkeit ist. Hilfts? Schreckt das ab von einer ‚komischen Oper'? Drinnen sieht man — wie immer an Wochentagen bei Beethoven, Mozart, Weber, Verdi und Gluck — das beste Menschenmaterial Berlins: von den Berühmtheiten aller Berufe bis hinauf zu der Elite der Namenlosen im Vierten Rang. Augen, Hände, Stirnen. Menschen der Kunst und des Geistes, sei es, daß sie diesen haben und jene ausüben, sei es, daß sie als Resonanzboden vom feinsten Stoff unentbehrlich sind. Hier, und nirgends sonst in Berlin, verwirklicht sich noch der Begriff des Stammpublikums, das dem Theater so wichtig ist. Seit Jahren kennt jeder jeden, ohne seinen Namen, seine Stimme jemals gehört haben. Man stellt fest, wen der Krieg verscheucht hat. Sicherlich Keinen, der nicht mitkämpft. Sind die übrigen leichtsinnig und oberflächlich, da sie im Opernhaus lachen, während im Felde ...? Vernünftig sind sie. Sie wissen, daß ihre Trübsal Keinem nützt und sie selber herunterbringt. Sich herunterbringen zu lassen, ist unpatriotisch, weil nach dem Krieg ein Mann zehn Männer ersetzen muß. Oder ists, umgekehrt, eine Stählung, den Blick unverrückbar auf die Fürchterlichkeiten des Krieges gerichtet zu halten? Keine Gefahr, daß sich verweichlicht, wer einmal wegschaut. Man vergißt ihn ja doch nicht, den Krieg. Aber Tod der andern, wo ist dein Stachel, wenn er nicht dazu dient, uns erst recht auf das Leben zu hetzen! „Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat recht." Hat recht und hat das Recht, ja, die Pflicht, sich mit der tiefsten Lebensfreude zu erfüllen, mit jener pantheistischen Lebensfreude, die springlustig, stürmisch bejahend, irgendwie schöpferisch und niemals im banalen Sinne übermütig macht. Der größte künstlerische Verkünder dieser wahrhaft frommen Lebensfreude ist Mozart, ihr höchster Ausdruck ‚Figaros Hochzeit'. Um mich her die strahlenden Mienen einer rauschartigen Beglücktheit zeigen, daß alle das fühlen. Ich selber fühls wahrscheinlich garnicht stärker, aber ohne Zweifel häufiger als irgendeiner. Dies heute ist meine hundertfünfunddreißigste Aufführung. Zugleich ist es die beste. Da will ich mir endlich einmal zu erklären versuchen, was eine so unwiderstehliche Macht auf mich übt.

Ich glaube, es ist die makellose Vollkommenheit, die kein zweites Bühnenwerk hat. Gewaltigeres mag es geben — runder, schöner, zarter, leuchtender ist keins. Keins hat diese Spiegelklarheit bei so viel Würzigkeit. Keins hat diese Allgegenwart des Genies in jedem Teile. Keins hat diese himmlische Harmonie aller Teile. Bei Daponte fängts an. Immer wieder, wenn man seinen Text mit der ‚Folle journée' vergleicht, bestaunt man eine Anpassungskraft, die haarscharf erkannte, worum Beaumarchais für Mozart verkürzt, worum er für ihn bereichert werden mußte; und eine Gestaltungskraft, die der Erkenntnis entsprach. Der Figaro des Beaumarchais ist nicht bloß die Kritik und Negation der bestehenden, der herrschenden Gesellschaft: er ist auch schon die positive Zukunft, der Anmarsch des vierten Standes, der über Leichen geht, der höchst unwählerisch ist, wo es das Ziel von 1789 gilt. Dies drohende Gewitter, wenns selbst in Mozarts Mitteln ist: in seinem Wesen ist es nicht. Für ihn läßt Daponte es ein-, zweimal wetterleuchten, aber nicht blitzen und donnern. Der französische Figaro will von unten nach oben, der Proletarier. Der Figaro für Mozart spricht mit Fug von seinen adligen Eltern. Der französische Figaro beschmutzt sich unbedenklich, wenn ers nötig findet. Mozarts Figaro ist ein Windhund, aber von edler, reiner und reinlichkeitsbedürftiger Rasse. Seine Suzette heißt

in der Oper Susanne, und diese beiden Namen bezeichnen den Unterschied: aus einem flinken Geraschel ist eine kernige Süßigkeit geworden, ein Stück Deutschheit. In einem ganz und gar deutschen Stück. Es erhebt sich von der Erde zu den Wolken. Aus seinen blanken Augen strahlt ein schwärmerischer Glanz. Auf seinem götter-gleichen Antlitz liegen Träume, in denen Heiterkeit und leise Wehmut wechselt. Sein mystischer Zusammenhang mit allen Elementen macht es voll und dicht und schwer. Und es läuft doch auf Zehenspitzen.

Ich habs in manchen Städten und Ländern laufen, gleiten, schweben sehen: in Dresden, Hamburg, Köln, München, Wien, in Kopenhagen, Paris und der Hauptstadt Italiens, das sich unbegreiflicher Weise aus Mozart nichts macht. Ich habe Meister-, Gesellen- und Lehrlings-Aufführungen durchaus studiert mit heißem Bemühn. Ich habe verglichen, was Mahler, Gregor, Strauß, Carré, Weingartner, Mottl und Possart und andre große Regisseure und Dirigenten über ‚Figaros Hochzeit' beschlossen hatten. Ich weiß, welch ein Raum für unheroische Musik das kostbare kleine Residenztheater am Maximiliansplatz ist. Aber die berliner Aufführung dieser letzten Jahre, deren Wert gewiß an jedem neuen Abend von den Zufällen der Besetzung und Orchesterleitung bestimmt wird — in ihrer Absicht ist sie mir die liebste. Einfach, weil sie die absichtsloseste ist. Weil sie sich nicht die Zähne zerbeißt, wo ihr gar keine Nuß, sondern eine Erdbeere in den Mund geschoben ist. Hier wird kein Dekorationsproblem gelöst. Karl Walser in Ehren. Luft und Licht und Linie: wir wollen nicht wieder verlieren, was wir gewonnen haben. Aber wenn es der Sinn der neuen Ausstattungskunst ist, ohne Anspruch auf Wirklichkeitsillusion in anderm Material zu wiederholen, was der Autor ausgedrückt, oder zu Ende zu führen, was er angestrebt hat: so ist für Mozart zu sagen, daß er auf Dapontes Text seine musikalischen Pläne eben bis zur letzten, unbegreiflichen Vollendung vokalisiert und instrumentiert hat, und daß eine dekorative Wiederholung dieses Wunderwerks nur wagen dürfte, wer als Maler ein Mozart wäre. Solange der fehlt, ist die unauffälligste Szenerie die angemessenste. Rokoko-Zimmer, ein Rokoko-Park. Gold, Stuck, Gobelins, ein bißchen Spanien und kein andrer Ehrgeiz des Spielleiters, als die schlagendste Komödie der Weltliteratur zur schlagendsten Wirkung zu bringen. Das ist bei uns in sechshundert Aufführungen erreicht worden. Eine Generation hat an die nächste das Geheimnis weitergegeben, wie man keine Pointe umkommen läßt, nicht die drastischste und nicht die intimste, und doch im Stil eines Rokoko bleibt, das also durch Mozart deutsch geworden ist. Bei der Premiere von 1786 sind sämtliche neunundzwanzig Nummern wiederholt worden. Beneidenswerte Wiener! Aber kann die Aufführung besser gewesen sein als unsre? Hier würde eine einzige Wiederholung nicht genügen. Knüpfers Figaro ist zu massiv? Höchstens äußerlich. Er ist überlegen, quecksilbern, dreist, boshaft nach oben und gut nach unten. Hoffmanns Graf ist nicht allzu gräflich? Was ist „gräflich"? Wie er zum Schluß seine Frau um Verzeihung bittet: diesen schwellenden Klang von Empfindung überbietet auch Forsell nicht. Aber den Vortritt haben die Soprane. Das ist ja der Hauptunterschied zwischen Mozart und Beaumarchais: daß die ‚Folle journée' mehr von den Männern, ‚Figaros Hochzeit' mehr von den Frauen begangen wird, ohne daß die welsche Komödie je unheroisch, die deutsche Oper je weichlich wird. Ein neuer Paris nun, der vor die Susanne der Hempel, die Gräfin der Dux und den Pagen der Artôt gestellt würde, müßte den Apfel in drei gleiche Teile zerschneiden. Jede mag da oder dort ihresgleichen haben, trotzdem auch das schwer zu glauben ist — wie sie einander ergänzen, wie die

Temperamente zusammenstimmen, wie von der Schwermut ein Schatten auf die Ausgelassenheit fällt und die Blüte der Braut mit den üppigsten Dolden zwischen reifer Frucht und herb-süßer Knospe prangt: das ist einzig, das ist ein Glücksfall. Blech hetzt mir den Schluß des ersten Aktes zu sehr. Dann habe ich keinen Einwand mehr. Wenn nicht so herrlich gesungen würde, wünschte man manchmal, daß garnicht gesungen würde, weil man unabgelenkt dem Orchester zuhören möchte. Dreieinhalb Stunden lang tönen die Engel Gottes aus ein paar Geigen, Flöten und Hörnern. Sie verschnaufen nicht einen Augenblick. Es gibt keinen toten Punkt. „Im Feld, am Bach, am Baume" Cherubins glaubt man Dryaden und Najaden leibhaftig vor sich zu sehen. Die Quellen des Lebens rauschen. Eine weite, sanfte und doch majestätische Landschaft ist von einem Streifen flüssigen Mondlichts deswegen rätselhaft verzaubert, weil von der andern Seite her die Sonne scheint. Nie hat ein Kunstwerk unter Tränen verklärter gelächelt. „Ists Ernst, oder ist es nur Scherz?" fragt der Dummkopf Don Curzio. „Ists Wahrheit? Ists Traum?" fragt der Dummkopf Antonio. Ich Dummkopf habe auch keine Antwort. Was ist es? Das Mysterium des Daseins selber — gewiß. Ein Hall, eine Ahnung der Ewigkeit — gewiß. Eine Welt des Friedens, der Versöhnung, der lösenden Milde, des innigsten Einklangs — gewiß. Aber sind das nicht klappernde Phrasen? Ist das alles? Ich quäle mich seit zwanzig Jahren, mir zu erklären, was es ist, und kanns heute noch nicht. Ein schwacher Trost, daß die andern ebenso hilflos stammeln. Wo fass' ich dich, unendliche Natur eines überirdischen Wunderbaus? Ich lasse nicht ab. Vorläufig weiß ich nur eins:

Wenn ich hundertundsechzig Jahre alt sein werde; wenn bis auf mich alle Zeugen des letzten Völkerkriegs erloschen sind und ich selbst ihn vollständig vergessen habe; wenn nicht einmal mehr ein Mensch lebt, den ich liebe, und der mich liebt; wenn ich in einer Bodenkammer ohne Ofen hause; wenn ich halbblind, schlagflüssig, gichtgeschwollen und verkalkt bin; wenn ich nichts weiter besitze als eine Kruste trocknen Brots für jeden Mittag, die zweihundertzweiundsiebzig roten Halbjahrsbände, mein geronnenes Herzblut, der ‚Schaubühne' und eine erbettelte Anweisung der Königlichen Intendantur an die Schließer des Opernhauses, mich bei jeder Aufführung von ‚Figaros Hochzeit' auf dem Stehplatz des Vierten Ranges zu dulden — und wenn dann eine mitleidige Haut zur gefälligen Auswahl einen Strick, ein Giftpulver, ein Federmesser und ein ganz kleines Schießgewehr auf meine Bettdecke legt und mir einzureden versucht, daß es in dem Himmel, den ich mir redlich verdient habe, unbedingt wohnlicher sei als unter solchen Umständen auf Erden: so werde ich Strick, Gift, Dolch und Geschütz mit einer gelassnen Bewegung von der Bettdecke streifen, dem freundlichen Helfer mitteilen, daß die Musik des Himmels und der Sphären unmöglich so schön sein könne wie Susannens Garten-Arie, und ihn ersuchen, nicht früher wiederzukommen, als bis ich taub geworden sei. Und wenn ich dann eines häßlichen Tages, wider meinen heftigen Willen, wirklich gestorben bin; wenn eine stärkere Macht die klammernden Organe, womit ich mich an die Welt dieses Mozart gehalten habe, nicht ohne Anstrengung losgerissen hat; wenn endlich doch meine unsterbliche Seele sich traurig in die Höhe schwingt: so soll dazu wenigstens die Stelle gespielt werden, wo das Kindermenuett des dritten Akts in den Fandango übergeht.

X, 42 *Figaros Hochzeit*

Rilke ist tot von Heinrich Eduard Jacob

„Da plötzlich war der Bote unter ihnen, hingeworfen in das Überkochen des Hochzeitmahles wie ein neuer Zusatz. — — Admet muß sterben. Wann? In dieser Stunde."

Rainer Maria Rilke hat über alle Dinge zwischen Erde und Himmel soviel Klänge und Düfte ausgegossen, daß, wer von seinem Andenken etwa lyrisch sprechen wollte, ihn nur aus seinen eignen Schatzkammern bestehlen könnte. Man soll es unterlassen. Man soll weder die Blumen bemühen, in denen er lebte, noch das Filigran gotischer Basteien, die er umflog, noch die Plaza spanischer Städte, die er viereckig abgoß in den Vers. All das wird weiter leben ohne ihn. Aber nie wieder wird Einer kommen, der uns zwänge, es so zu sehen — wie dieser große Dichter unsrer schönen und musischen, unsrer zornlosen Jugend.

Wie Goethe, wie Jakob Grimm und wie nur wenige andre noch, verdient in der Literaturgeschichte Rilke den Beinamen Grammaticus. Dieser Name — der ihm bescheinigt, er habe Kenntnis gehabt von einer Sache, die allen Dichtern das kleinste gemeinsame Vielfache sein sollte, aber nicht ist — erhöht ihn. Zu schlimmer Stunde nämlich trat Rilke in die Welt des Schreibens ein. Seine seelische Jugend fiel in die achtziger Jahre, die die Aufgabe hatten, die deutsche Literatur in Niveaugleichheit mit der Weltliteratur zu bringen: durch Einstoßung der Dämme und das Hereinlassen des französischen, dänischen, russischen, englischen und schwedisch-norwegischen Schrifttums. Diese sehr notwendige Maßregel hatte zunächst einmal die vollkommne Ersäufung der deutschen Sprache in Übersetzer-Slang zur Folge. Schon damals wie heute kannten die Übersetzer manchmal die fremde, niemals, außer Heyse und Geibel, die Muttersprache. In dieses Chaos sprachlichen Schlammes trat Rilke ein — mit ihm alles heilige Wissen von Haupt und Gliedern eines atmenden deutschen Satzes.

„Wer aber war er und wer war er nicht?" Denjenigen unter uns, die die Welt allein von einem protestantisch-protestierenden Standpunkt betrachtet wissen wollen und von der Kunst allein Ratio und Aktivität verlangen, sonst aber nichts — denen ist Rilke der größte Dichter nicht gewesen. Rilke war Katholik und hispanischer Oesterreicher, von der südlichen Halbkugel deutschen Wesens her war alles, was er sagte, gebildet. Die sanftern Winde des Tschechentums und die Holdheit französischen Anschlags waren seiner Musik nicht fremd. Er war auch jener übergroßen Weichheit nicht fern, die seine Feinde Weichlichkeit nannten. Und, in der Tat, in seinen „Frühen Gedichten" gibt er manches, was mehr von der Transmission des Reimes als vom Herzen bewegt wird; sein

„Cornet" ist längst, in einem nicht guten Sinne, Frauenliebling geworden.

Dann aber kam eine Härte in ihn, ein männliches Erwachen, ein kraftvolles Haupterheben in Paris, vor dem Beispiele Rodins. Die beiden Bände „Neue Gedichte" sind sein größtes Phänomen und die größte Erscheinung der modernen Lyrik überhaupt. Von den damals, 1909, lebenden Menschen hatte vielleicht noch Simmel diese Spiritualität, nicht aber diesen Körper. Wie grade in der Bildhauerei Rodins der Unterschied zwischen Impressionismus und Expressionismus wie ein Geschwätz verdampft, so sind die Neuen Gedichte Rilkes die einzigen expressionistischen Gebilde, die ganz dingliche Anschauung und die einzigen impressionistischen, die ganz Geist und Gefühl sind. Ihre Vollkommenheit wird heute von niemandem mehr diskutiert, und die früher zuweilen gehörte Anschauung, sie seien gesprochene Malerei, ist längst aufgegeben. Rilke ist nur eben neben den großen Malern der einzige Dichter, der die geheimnisvolle Notwendigkeit eingesehen und dargestellt hat, warum der Conus zweier Bergspitzen einander niemals gleicht, und warum die Schleppe einer Welle an der ligurischen Küste in diesem Augenblick — im nächsten ist sie schon zerblitzt — ganz jener Inkunabel ähnelt, die wir an einem Sommernachmittag, da es heiß war, im Kloster Maulbronn betrachteten. Das Pleroma der Welt, der ungeheure Lichtschatz von Formen, den die Natur jeden Augenblick bietet, zerschlägt, neubildet und wieder zurückzieht, war ihm vertraut wie keinem heute Lebenden sonst und wie nur wenigen Frühern. Die größten Dichter des 18. Jahrhunderts waren zu umständlich oder zu idealistisch, die größten Dichter des 19. Jahrhunderts zu veristisch und zu banal, um die visionäre Tatsächlichkeit und erhabene Vierfalt eines Gedichtes wie die „Rosenschale" bilden zu können oder die „Alkestis" oder gar die vom Standpunkt des Bildens und Zusammensetzens überhaupt unbegreiflichen „Hetärengräber"

Den Lichtschatz von Formen, der Rilke hieß, hat die Natur zurückgezogen. Die deutsche Dichtung hat ihren größten Orgelspieler, die alte Musik ihren edelsten Bewahrer, Plastik und Philosophie ihren zartesten Deuter — ich aber und du. wie haben den Orpheus unsrer Jugend verloren.

Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt es zu weinen
mitten in uns.

Rilke

Annemarie Donner von Arno Voigt

Sie ist schön wie der Tag, hat eine Stimme wie die Duse und ist jetzt vom dresdner Schwurgericht zum Tode verurteilt worden.

Dieselbe Strafe erhielt ihr Geliebter, der den Ehemann mit einem Revolver erschossen hat, den Annemarie ihm selbst überreicht hat. Das Gericht erkennt in seinem Urteil an, „daß die Beiden sich sehr geliebt haben". Dann stolziert es sofort in seinen Paragraphenturm zurück, um von hier aus auf die beiden Liebestollen den gesetzmäßigen Tod abzuschnellen. Denn diese Liebe war „sträflich". Das hat der Vorsitzende immer wieder betont. Und er weiß es genau, weil er auf eine vierzigjährige Praxis zurückblickt, in der er Alles — nenns Herz, Geist, Seele, Liebe — am Schuldmaßband abzumessen gelernt hat.

Annemarie Donner ist eine dresdner Apothekerstochter. Sorgen, Streitigkeiten, Verzweiflungsausbrüche im Elternhaus. Einmal trifft Annemarie ihren Vater an, wie er Schluß machen will. „Du wirst dich doch nicht töten, um Gotteswillen!" — „Sei ganz ruhig, ich werde euch keine Schande bereiten. Es gibt Gifte, deren Wirkung kein Arzt wahrnimmt." Keinen übertriebnen Respekt vor dem Leben: das ist die Atmosphäre, in der Annemarie aufwächst.

Annemarie, der die Natur den Wohllaut der Stimme und allen körperlichen Liebreiz mitgab, hat das Glück, das unter hundert ehrgeizigen Mädchen nicht fünfundneunzig zuteil wird: Clara Salbach, die strenge Hüterin dramatischer Kunst, von der sie jede Unberufne unerbittlich zurückweist, nimmt sie auf. Da lernt die Begeisterte, daß es ein verdammt ernstes Ding ist um die Bühne. Erst Fleiß, dann nochmals Fleiß, dann fortgesetzt Fleiß. Nur so erwächst Kunst (der dresdner Vorsitzende nennt es „Schauspielerei"). „Die Stunden mit Annemarie haben mir stets große Freude bereitet; Annemarie war im großen Stil zur Bühne geeignet", so bekennt, das Taschentuch in den Händen krampfend, vor Gericht die Frau, der die Kunst stets ein heiliger Dienst war. Noch einen tiefen, warmen Blick aus den großen Augen auf Annemarie, dann geht die hohe Gestalt hinaus. Und vor Schutzleuten, Justizwachtmeistern und andern herumstehenden Beamten schluchzt die siebenundsechzigjährige Clara Salbach wie ein Kind.

In ihrem Theaterstudium, mitten auf den Weg zum Ruhm, drängt sich das Schicksal hinein. Referendar Donner, gut, fleißig, ehrenwert, aus angesehner Familie, dreihundertfünfzigtausend Mark eignes Vermögen und Reserveleutnant überdies, hält um des Apothekers Tochter an. Grade, als der in Berlin ein hervorragendes Engagement angeboten wird. Der Leutnant heiratet aus Ärger... Das Verlöbnis soll einen Strich

machen hinter eine tiefe Leidenschaft zu einer Jugendgeliebten. Die hat Donner nicht heiraten dürfen, weil Krankheit in ihrer Familie herrschte. Und Donner selbst stammt aus einer Familie, der der Wahnsinn im Blute liegt. Drei seiner Brüder erlagen ihm bereits, sämtlich in der Pubertätszeit. Einer starb, zwei vegetieren heute noch unheilbar im Irrenhause. Der viel ältere Mann, der nicht wissen kann, ob nicht auch ihn eines Tages der schlimmre Tod ankrallen kann und der keiner Leidenschaft mehr fähig ist, sprengt mit dem mächtigen Dietrich, den Stand und Vermögen geben, die Fessel, die Clara Salbachs beste Schülerin mit der Kunst verbindet, und reißt die Siebzehnjährige an sich. Er erzeugt zwei Kinder — er! Dann verlegt er sein Schlafzimmer in den ersten Stock. Frau Annemarie Donner aber — nun, die hat doch Alles, was sie braucht! Einen Ehrenmann mit fünfzehntausend Mark Zinsen als Gatten, zwei „süße" Kinder, eine Villa, besten gesellschaftlichen Verkehr... O ja, es ist eine feine Familie: so die des Herrn Rechtsanwalts, die vor Gericht deponiert, daß Frau Donner einmal auf einem Faschingsball „zuviel getrunken und auf dem Heimweg nach Kötzschenbroda bald gelacht, bald schwärmerisch zu den Sternen emporgeredet hat". Da wird jedes Wort, jedwedes Benehmen genau im Gedächtnis gebucht, damit es gelegentlich einmal als Schuld präsentiert werden kann. Annemarie Donner verschmäht die Kötzschenbrodaer Kaffekränzchen. Das wird gebucht. Annemarie Donner interessiert sich nicht für die Laufbahn der Juristen, noch gar für die Rangliste. Das wird gebucht. Annemarie Donner „treibt sich den ganzen Tag in Dresden herum". Das wird Alles gebucht. Mitunter freilich packt sie die Verzweiflung der Einsamen, dann macht sie doch einmal „ein Vergnügen" mit. Aber sie lacht viel zu laut, ihr Temperament wird den Kötzschenbrodaern zur Unbequemlichkeit. „Man hatte an ihrem Benehmen mehr oder weniger Anstoß genommen", so faßt der Staatsanwalt sämtliche Buchungen zusammen. Da wirft Annemarie den stolzen Kopf zurück. Sie verläßt die gute Kötzschenbrodaer Gesellschaft. Es war ja auch Alles nur Theater! Theater aus Verzweiflung darüber, daß die „ekstatische Kraft", mit der sie sich nach dem Zeugnis der Salbach „in die von ihr bearbeiteten Rollen hineinlebte", sie nie mehr zum Ruhm führen wird. Die vor einem großen, wählerischen Publikum hätte Triumphe feiern können, muß sich in Kötzschenbroda nach Strich und Faden herunterkritisieren lassen. Da lacht Annemarie Donner, lacht über ihren Stand, ihre Wohlhabenheit, ihren Ruhmestraum, ihre Kinder. Lacht über ihr einsames Schlafzimmer, in das zu ihr, der Vierundzwanzigjährigen, schon längst kein Gemahl mehr über die Schwelle tritt.

Krieg. Niederlage. Inflation. Zerschmolzen sind Herrn Assessor Donners dreihundertfünfzigtausend Mark. Er weiß

sich nicht zu helfen. Wenn Annemarie jetzt zur Bühne ginge, dann wäre der Haushalt vielleicht aufrecht zu erhalten. Aber sie ist Assessorsgattin. Und vor Allem kann nicht die Ehefrau eines Mannes „schauspielern", der als ehemaliger Oberleutnant Offiziersvereinigungen angehört, wo man auf Schritt und Tritt mit Generalen zusammenkommt, ja, vielleicht sogar einmal mit einem Prinzen. Das Einzige, was der Gatte aus der ersten Etage heruntererlaubt, ist Filmunterricht. Als „Amrie Delmar" — er gestattet diesen Namen — besucht sie, die Donner der Clara Salbach entriß, in der Vorstadt eine „Filmschule". So gibt das Schicksal den Menschen weiter, von der reinen Kunst zum Dreck. In dieser Filmschule treibt sich Krönert herum, ein verbummelter Gärtnergehilfe, aber „Sohn achtbarer Eltern", der für sein Leben einen Inhalt sucht. Er findet ihn. Das Schicksal gibt dem Menschen den Inhalt, den es will, und mischt dabei auch unbesorgt durcheinander. Krönert und Amrie Delmar „lernen" sich küssen. Das wird geübt. Da streicht die Assessorsgattin dem schwärmerischen Tunichtgut, der an Jahren jünger ist als sie, übers Haar. Ein Riesenfeuer, flammt die Leidenschaft empor. In Krönerts jugendstarken Armen verbrennt Annemarie. Sie lernt die Liebe kennen. Jetzt ist sie Weib geworden. Weib eines wirklichen Mannes. Gesetzlich aber gehört sie einem Gatten, der längst nicht mehr Mann ist, weil an der Schwelle zu seiner Mannbarkeit der Wahnsinn stand, der ihn wohl grade noch verschonte, aber über alle seine Kräfte einen Schleier warf.

Da springt den beiden Liebenden eine Bestie in den Nacken und läßt sie nie wieder los. Wie oft verunglückt Jemand beim Radfahren, im Zusammenstoß mit einem Auto oder so — täglich liest man von Eisenbahnunglücksfällen ... wenn nun in solch einem Zug vielleicht einmal Donner ... Keinen übertriebnen Respekt vor dem Leben, das hat das Mädchen damals ihrem todeslustigen Vater abgesehn. Auch ist soeben der Kapp-Putsch vorbei. Da hat es in Deutschland an tausend Stellen geknallt, und jedes Mal war ein Leben aus. „Standgerichte, die nur auf sofort zu vollstreckendes Todesurteil erkennen", war das nicht längst gewöhnte Alltagslektüre? Ist es nicht Gewohnheit geworden, ein Menschenleben, das im Wege steht, beiseite zu schieben? Hat nicht vier Jahre langes Töten in dem Argument, daß Millionen Menschen geopfert werden müssen, wenn ein höheres Ziel es fordert, immer wieder seine Sanktion gefunden?

Da hat das Böse, das natürlich nicht, wie der dresdner Richter meint, durch Paragraphenplanken von der Gesellschaft zurückgehalten wird, sondern in uns Allen lebt, die Stellung erobert. Während Assessor Donner sich nachts im ersten Stock vorbereitet, als Zeitfreiwilliger auf Patrouille zu gehen, hocken Annemarie und Krönert unten in ihrem Schlafzimmer zu-

sammen, zitternd wie zwei kleine Kinder. Die Treppe knarrt Krönert ergreift die Waffe, die die Geliebte ihm im unseligen Rausch zusteckt. Da hat tobende Liebe jede Hemmung beseitigt. Wen du, Eros, ergriffen. der raset.

Das dresdner Gericht hat auf gemeinsamen Mord erkannt. So wollte es der Vorsitzende, der sich in seiner ganzen Verhandlungsführung auf die seelischen Zusammenhänge nicht einließ. In seinem Zorn, daß die beiden Angeklagten sich nicht einfach ans Messer lieferten, versagte er ihren Angaben jede Glaubwürdigkeit. Die uns allen offenbare persönliche Überlegenheit der Angeklagten Marie Donner mag ihn überdies gereizt haben. Das nahm man deutlich wahr, wenn er mit seinem grellen, aufgeregten Organ den stets gleichmäßig ruhigen, melodiösen Ton ihrer Stimme unterbrach; wenn er auf seinem Stuhl nervös vor ihrer unbeweglichen, stets die Haltung bewahrenden Gestalt hin und her rutschte; wenn er durch seine Brille Zornesblicke nach ihrem schönen Gesicht sandte. Er hat sie gequält, weil sie sich ihm nicht freiwillig auslieferte und ihm das Verhandeln schwer machte. Er hat sie gescholten, weil sie Krönert, „einen doch unter ihrem Stand stehenden Mann", liebte. Und als die Frau, die um ihren Kopf kämpfte, nach wie vor unnahbar stolz blieb, hat er sie schließlich verhöhnt. „Da wollen Sie sich hier als eine arme Maria hinstellen . . .", solche Worte sprach der Unabsetzbare zu einem Weib, das auf den Tod angeklagt war. Der Mann heißt Schuster, Landgerichtsdirektor Schuster zu Dresden. Aber die getretene Kreatur richtete sich empor. Mit gradezu bewundernswerter Gedankenschärfe und in Sätzen, deren Schliff in Erstaunen setzte, hat sie fünf Tage lang, von morgens bis zum Abend, allen Angriffen und Fragen Stand gehalten. Wenn sie gegen die Vorwürfe banaler Moralität ihr Frauentum verteidigte, dann steigerten sich ihre Worte mitunter zu hellen Sentenzen. „Ich hatte zwei Kinder, war aber im Grunde immer noch Mädchen geblieben", für wieviel Tausend Frauen mag sie da ausgesprochen haben, was diese Alle nur dumpf fühlen? In diesem fein gebildeten Kopf, der, wenn sie nicht grade sprechen mußte, zumeist leicht auf der schönen Hand ruhte, lebte keine Verwirrung mehr. Da war Alles mit überlegener Klarheit geordnet. Überlegene Klarheit mag es auch gewesen sein, in der Annemarie Donner, als sie nach dem Plädoyer hinausgeführt wurde und ganz nah am Staatsanwalt vorbei ging, diesem Manne, der soeben ihr Haupt gefordert hatte, unter freundlicher Neigung des Kopfes lächelnd „Guten Tag!" sagte. Was tat der Staatsanwalt? Er tat nichts; aber es geschah etwas mit ihm. Es geschah ihm, daß er die Hacken zusammenklappte und ihren Gruß mit peinlichster Höflichkeit erwiderte. So gab die unter furchtbarster Anklage Stehende den Ton an, dem der korrekte Beamte sich fügen mußte. Nur einmal in

diesen qualvollen Tagen sah man sie ihrer selbst nicht mächtig. Als Clara Salbach vor ihr stand, sie „Annemarie" und „Du" nannte, da ging ein Zittern durch ihre Gestalt und sie mußte das Taschentuch an die Augen pressen. Es waren ihre seligsten Erinnerungen, die wieder auferstanden.

Nun ist sie doch noch aufgetreten! Fünf volle Tage hat die Tragödie gedauert. Der Chor aus Sophokles tönte im Hintergrund dazu. Und im letzten Akt kam die Katastrophe, die sie hinabriß zugleich mit ihrem an Jahren jüngern Krönert. Den hatte der Vorsitzende in seiner Ratlosigkeit gescholten, weil jener, laut Akten, im Felde „der Faxenmacher" der Truppe gewesen sei und auch „einmal ein Monokel getragen habe". Aber dieser Faxenmacher ließ nicht von seiner Königin. Und im Gegensatz zu andern Monokelträgern, die in der Stunde persönlicher Gefahr Treue Treue sein ließen, stellte er sich vor seine Herrin und rief dem Gericht immer wieder zu: „Ich allein bin schuldig! Frau Donner hat von alldem nichts gewußt." Was sind das für Faxen! Und als das Todesurteil verkündet war und der Vorsitzende befahl: „Die Angeklagten sind abzuführen", da trat, bevor der Justizwachtmeister ihn faßte, der Faxenmacher noch einmal blitzschnell an Annemarie Donner heran und strich ihr mit beiden Händen übers Haar. Das war seine letzte Faxe.

Hat Annemarie Donner wirklich gemordet? Hat Krönert gemordet? Oder hätte nicht das weniger harte Herz Totschlag annehmen können? Wo Rausch herrscht, ist die Überlegung erstickt. Aber vielleicht hat bei alledem eine viel höhere Macht die Hand im Spiel. Eine unerbittliche Macht. „Du sollst nicht töten!", das gilt für alle Menschen, auch für den Richter. Und Der das fünfte Gebot erließ, der ist auch der starke, der eifrige Gott des zweiten Gebotes. Er sucht heim an den Kindern. Vor fünfzehn Jahren ist in Sachsen ein Weib zum Tode verurteilt und auch wirklich hingerichtet worden: Grete Beier. Die Geschworenen hatten das so gewollt.

Einer der Geschworenen war Annemarie Donners Vater.

Zu dieser Justiz

Die Justiz wirds nie weiter bringen als der sächsische Bauer, der nach der Schlacht bei Leipzig gefallne Franzosen beerdigte; einer jammerte und wollte nicht eingescharrt werden. „Das könnte jeder sagen", meinte der Bauer, „wenn man jeden fragen wollte, wär keiner tot!" — und warf den Raisonneur in die Grube. Das war nicht schön von ihm, aber in den meisten Fällen hatte der Bauer recht, und die Toten waren wirklich tot. Die Justiz wirds nicht weiterbringen.

Alexander von Villers „Briefe eines Unbekannten"

Oesterreichische Köpfe von Rudolf Olden

XI.

Jakob Ahrer

Wissen Sie, was ein Hallodri ist? Nein? Natürlich nicht. Aber der hüpfende Dreiklang der Vokale a o i muß Ihnen doch einen Begriff davon geben, was das schöne alpenländische Wort bedeutet. Also etwa ein Lump, dem man aber doch nicht bös sein kann. Einer, dem man zwar nicht über den Weg traut, der aber doch ein netter Kerl ist. Es ist so etwas wie Knorke mit einem Stich in Balkanische. Noch einen schönen Wiener Ausdruck will ich hinzufügen, den Sie vielleicht kennen: Feschak. Fesch, Sie wissen, was das ist, und dieses Adjektiv nun mit einer slowakischen oder slowenischen Endung substantiviert. Ein Feschak war der Herr Ahrer auch, und er hat vielen Oesterreichern ausnehmend gut gefallen, weil er das war.

Der „Oesterreichische Volkswirt" aber, die einzige ernste wiener Wirtschaftszeitschrift, tadelt das allgemeine Wohlwollen, das der Doktor Ahrer seinerzeit genossen hat, und sagt: „Nur in unserm Blatte wurde er vom Tage seines Auftretens an als Das gezeigt, was er war: ein frivoler, gewissenloser, moralisch minderwertiger Ignorant." Wobei ich pflichtgemäß hinzufügen muß, daß mein verehrter Freund Walter Federn, der Herausgeber dieser ernsthaften Zeitschrift, der diese harten Worte geschrieben hat, einen Vollbart trägt und sich nun einmal, obwohl ein geborner Wiener, nicht den landesüblichen Humor anzueignen vermag, der zur Betrachtung solcher Figuren, will man nicht an dauernden Übelkeiten leiden, unbedingt erforderlich ist.

Der Herr Doktor Ahrer kommt aus kleinbürgerlicher Armut, ist in einem parteienreichen Proletarierhaus in Steiermarks Hauptstadt geboren. Sein Vater, zwischen Handwerker und Arbeiter stehend, ermöglicht ihm unter Entbehrungen den Gymnasialbesuch. Er ist kaum studiosus iuris, als der Krieg ausbricht und der junge Mann kriegsfreiwilliger Artillerist, bald Leutnant und Oberleutnant wird. Die Semesterzahl ist durch die Länge des Weltbrandes glücklich erreicht, eine Schnellpresse macht einen Doktor gar aus dem tapfern Krieger. Seine Neigung ist aber nicht die Wissenschaft, er schützt das Land durch die Organisierung von ländlichen Heimwehren gegen die rote Gefahr und wird bald eine Nummer, mit der man in Graz rechnen muß. Früher hätte der Jüngling unbedingt zu den Deutschnationalen gehört, aber diese Couleur wird von Realpolitikern nicht mehr getragen, man ist zwar in den Anfängen ein bißchen Fascist, aber offiziell fromm und gehört zur klerikalen Partei, christlich und national sind zwischen München und Budapest eng verbundne Begriffe. Zusammen

mit dem Professor Rintelen, dem eigentlichen Beherrscher der steiermärkischen Satrapie, steigt der schneidige Bursch steil empor. Ist der Meister Landeshauptmann, so er: Landeshauptmanns-Stellvertreter, ist jener lebenslänglicher Präsident der Steirerbank, so dieser: Vizepräsident desselben christlichnationalen Erwerbsunternehmens, ebenfalls auf Lebenszeit. (Eine Zeitbemessung, die man anderwärts nur in Verbindung mit dem Zuchthaus kennt. Aber in Graz ist das anders.) Er heiratet die Tochter eines angesehnen Fabrikanten und Vorkriegs-Kommerzienrats und könnte in jungen Jahren ausgesorgt haben. Aber sein Stern führt ihn höher und tiefer.

Das Kabinett Seipel wird von den „Föderalisten" der eignen Partei, das heißt also den Provinzgewaltigen gestürzt, der Advokat Ramek aus Salzburg bildet ein neues Ministerium, und das schwierigste Amt, zu dessen Verwaltung am meisten Erfahrung und Fachkenntnis und Verantwortungsgefühl gehört, fällt nunmehr dem dreißigjährigen Heimwehrenführer zu. Für Wien, wo man den Namen bis dahin kaum gekannt hat, ist das immerhin ein Sensatiönchen. Seipels Finanzminister war und ist wieder Doktor Kienböck, Halbjüde trotz dem Bekenntnis zur antisemitischen Partei, ein vielgewandter, grundgescheiter verfeinerter Bürger, dessen Korrektheit nie ernsthaft in Zweifel gezogen worden ist. Das Intermezzo Ahrer zeigt, schon ehe man die Folgen kennt, welch eine humoristische Betrachtung der Staatsgeschäfte die Herren der Provinzen mit sich in die Hauptstadt bringen.

Doktor Ahrer tritt sein Amt an und zeigt sich der Presse. In einen der wundervollen Säle des Prinz-Eugen-Palais, in dem das Finanzministerium haust, tritt ein ungelenker Bursch mit klobigen Gliedern, den Kopf zwischen den Schultern, unfreier Blick, durch Plumpheit Energie markierend, der richtige Dirndlcharmeur, der sich in einen schwarzen Rock gezwängt und die Kniee mit einer grauen Hose bedeckt hat. Neben ihm der Präsidialist, der wohl der Verfasser der Gedanken ist, die der Herr Minister vortragen soll, einer von den ganz eleganten Exemplaren der kaiserlichen Bureaukratie, die Goethe oder Böhm-Bawerk so gut zitieren, wie sie sich vorbildlich in jedem Salon bewegen können. Es wird Einem völlig undemokratisch zu Mute bei dem Anblick dieses Gegensatzes. Die hohen Beamten in dem herrlichen Palais aber haben, der Chronist darf es nicht verschweigen, von ihm nie anders als von „dem Rotzbuben" gesprochen, solange der talentierte Grazer dort residierte.

Der Vortrag ist, milde gesagt, erstaunlich wenig formvollendet, ein Stockern und Stammeln, in dem kein Satz zu einem gesunden Ende kommt, und nur die abgeleierten Redensarten deutschnationaler Phraseologie gelingen. Daß die Presse trozdem, mit Ausnahme eben jenes ‚Volkswirt', nicht un-

günstig urteilt, ist wohl darauf zurückzuführen, daß man den neuen Männern eine Chance geben will. Allen imponiert auch, seltsamer Weise, daß ein junger Mensch es durch alle Wirrnisse des innerparteilichen Kampfes schon so weit gebracht hat. Erst später mag man erkannt haben, daß Rintelen, den Grazer Allmächtigen, wohl zwei Motive veranlaßt haben, dem Epheben das Finanzamt zu überlassen: erstens wollte er ihn los sein; zweitens sollte vorgesorgt werden, weil es in der Steirerbank zu stinken begann. Daß die Presse so günstig blieb, gehört zu den bedenklicheren Phänomenen. Erklärlich ist nur die verhältnismäßig milde Haltung der Opposition. Es regierte sich leichter mit dem Provinzkabinett, das sich sozialen Forderungen nicht so dogmatisch starr widersetzte, wie Seipel es zu tun pflegt. Seine Mitglieder trugen eben überhaupt nicht schwer unter das Last der Dogmen. Aber der Jüngling Ahrer, der vor nichts zurückscheut, fährt sogar nach Genf zu den Völkerbundsverhandlungen, wo man sonst an gute Köpfe und Figuren aus Oesterreich gewöhnt ist. Schließlich geht er ab, so nebenbei, angeblich, weil ein steirischer Finanzplan nicht die Billigung des Kabinetts gefunden hat. Man hört, er sei in eine Rechtsanwaltskanzlei als Konzipient (also Referendar) eingetreten, weil ihm die Politik früher keine Zeit für die weitre Ausbildung als Jurist gelassen hatte. Immerhin merkwürdig, so ein Herr Finanzminister a. D. als Advokaturskonzipient.

Es folgt eine „Studienreise" nach Amerika, „im Interesse der steirischen Holzindustrie", die über Finnland wieder nach Hause führen soll. Die Geographie kommt schlecht weg bei dieser Reisekonzeption. Aber gleich nach der Demission Rameks, nachdem inzwischen der Zentralbank-Steirerbank-Skandal aufgekommen ist, wird in der ‚Reichspost', dem Organ der Christlichsozialen, offiziell erklärt, Ahrers Parteikarriere sei ein Fehlgriff gewesen. Noch immer weiß man nicht recht, was los ist.

Übrigens will ich keineswegs behaupten, daß ich es jetzt wüßte. Tatsache ist, daß die Postsparkasse an Bosel 110 Millionen Schilling, gleich 66 Millionen Reichsmark, einen ungeheuerlichen Betrag, verloren hat, den der Staat ersetzen muß, das stand ja in allen Zeitungen; und daß den Vertrag, der dieser unglücklichen Geschäftsverbindung zu Grunde lag, der Finanzminister Ahrer abgeschlossen hat. Dabei unterstand die Postsparkasse vielleicht dem Handelsministerium — denn vielleicht war sie, weil früher k. k., jetzt Allgemeingut der Successionsstaaten. Sicher hatte der Finanzminister nichts mit ihr zu tun, und ebenso sicher haben sich ihre Leiter, ehe sie mit Bosel abschlossen, ausgerechnet bei ihm die Autorisation geholt, und er hat den Handelsminister veranlaßt, zu unterschreiben, — was keine „Genehmigung" gewesen sei, sondern

nur eine „Mitfertigung", sagt dieser jetzt, — sowie den Ramek veranlaßt, zuzustimmen. Und die Grazer ‚Tagespost' hat kürzlich behauptet, Ahrer habe bei dem Geschäft 500 000 Dollar als Provision „verdient". Aber Andre sagen, mit Recht, es sei leicht, Etwas über Einen zu behaupten, der sich inzwischen in Habana eine „zwar bescheidne, aber würdige Lebensstellung" errungen habe. Denn so hat der Doktor Ahrer aus diesem sonnigen, uns weit entfernten Lande gekabelt. Bosel, der es wissen muß, bestreitet heftig, eine Provision gegeben zu haben.

Wieder Andre erzählen eine lange, episodenreiche und spannende Liebesgeschichte, die den Doktor Ahrer, der zu seinen Parteifreunden offenbar sehr hart sein konnte, solange er da war, als einen weichen Menschen schildert, der dabei schließlich in die Zange von zwei Schlauern kam und darum weg mußte. Aber da diese hochinteressante und verwickelte Liebesgeschichte bisher nur in Budapest veröffentlicht worden ist, so verzichte ich darauf, sie Europa bekannt zu geben. Denn ich liebe die Pariser Geschworenen, die die mutige Madame Caillaux freigesprochen haben, und der Publizist soll sich auch durch die Freude an dem Amüsement seiner Leser nicht verführen lassen, gegen wohlbegründete und reiflich erwogne Prinzipien zu handeln. Liebesgeschichten sind heilig, schon deshalb, weil Jeder welche gehabt hat.

Die Geschichte vom Finanzminister Doktor Ahrer ist damit vorläufig zu Ende. Von Graz über Wien und Genf nach Habanna, von dem Vorstadtproletarierhaus über das Barockpalais in der Himmelpfortgasse und den Palast des Völkerbundes in die strohgedeckte Hütte auf der westindischen Insel — oder ist es doch ein Weltenbummlerlokal? Das ist jedenfalls eine steile Kurve. Noch ist kein Korrespondent zwecks Interviews dorthin gefahren. Nicht jedes Land erlebt so romantische Abenteuer mit seinen Finanzministern, die zu allermeist strohtrockne Gesellen sind. Ein Spaß muß, das ist klar, bezahlt werden. Nur, daß es Andre sind, die sich an ihm freuen, und Andre, denen man am Samstag die Kosten vom Wochenlohn abzieht.

Römische Elegie von Goethe

Unter gütiger Mitwirkung von Gertrud Bäumer
und Theodor Heuß beschlagnahmt
vom Minister Külz, Maire von Zittau

Die Parole von Ignaz Wrobel

In Berlin ist das so:

Diese Stadt hat das Kollektivinteresse erfunden. Alle interessieren sich immer zu gleicher Zeit für ein und dieselbe Sache. Neugier, Klatsch und Telephongespräch zittern im selben Rhythmus; die Setzmaschinen fetter Zeitungszeilen werden vom selben Motor getrieben, latente, ewig auf der Lauer liegende Spannung lagert sich uniform um jeweils ein einziges Objekt. Berlin gibt immer eine Parole aus.

Alle vier Wochen haben sie etwas Neues im Kopf, aber Das beschäftigt sie ausschließlich. Daneben gibt es dann nichts. Eine der vielen Charakteristica für die Provinzhaftigkeit der Stadt, die Frank Harris sehr treffend ‚Das Weltdorf' nennt, ist eben dies, daß alle immer von einer Sache besessen sind. Die pumpen sie dann künstlich hoch, blasen sie auf, schwelgen in konstruierter Wichtigkeit. „Grock? Haben Sie schon Grock gesehn? Na, faabelhaft! Wir waren schon drei Mal da —!" Vorher waren es Paul Whiteman, Josefine Baker, die Polizeiausstellung, heute ist es der Diktator und Herr André Germain, und für morgen werden sie sich schon etwas Neues ausknobeln.

Die tiefe Unsicherheit gewisser Berliner Typen, die um Gottes willen auch nicht um eine Nasenlänge hinter dem garantiert Modernsten zurückbleiben wollen, denen beim Lauf um das Arriviertsein die Zunge aus dem Maule hängt — wie kläglich ist Das mit anzusehn! Und noch, wenn sie nach Tibet reisen, so tun sies vor Allem in dem wonnevollen Gefühl, daß die Konkurrenz noch nicht da war, und Konkurrenz ist Jeder. Nur nicht hinten liegen! Nur immer dabei sein!

Das ruht nicht in sich gefestigt. Das hat keinen Mittelpunkt und weiß noch nicht, daß das wahre Kennzeichen eines Weltstädters gelassene Indifferenz ist. Der Durchschnittspariser etwa ist, äußerlich betrachtet, in seinen Alltagsgewohnheiten ein Kleinstädter, aber er fällt vor einem chinesischen Attaché nicht auf den Bauch, und kommt ein Fremder, so hat der erst sich und seinen Wert zu legitimieren. Das führt beim Franzosen mitunter zu übergroßer Selbstgenügsamkeit und zu einer freiwilligen Begrenzung, die die Klügern im Lande tadelnd beklagen. Aber wie viel sympathischer ist sie als die jappende Angst der Berliner Snobs — ich auch! ich auch! —, ja nicht zu spät kommen. Und weil diese Stadt nun einmal nicht an den großen Straßen der Welt liegt, so macht sie sich Sensationen, wenn sie keine hat. Ihr klarer und unbeirrbarer Verstand läßt sich auf die Dauer nicht bluffen, das ist wahr. Aber das Geheul und Getobe um Mittelmäßigkeiten, um die Affen der Zahlenden, die für ihr Geld auf alle Fälle ein dickes Erlebnis verlangen, ist eine lächerliche Sache, besonders, weils alle vier Wochen wechselt. Da ist zunächst der Fremde. Zur Zeit wird Französisch getragen.

Es ist gewiß schön und gut, wenn Franzosen die deutsche Hauptstadt besuchen, und wenn Alles getan wird, um ein ver-

nünftiges Verhältnis mit einem Nachbar herzustellen, dessen wohlwollende Neutralität man ebenso braucht wie seine Flugzeugmotoren. Aber wie kindlich wird dabei verfahren: welche maßlosen Übertreibungen! welche snobistischen Frühstücke! welches Blähen mit der mehr oder minder ramponierten französischen Grammatik! Wer die letzten französischen Errungenschaften der Berliner Salons von Paris her kennt, wer weiß, wie die vernünftigen Franzosen ihren Modeliteraten genau die Stellung geben, die ihnen angemessen ist, der wird nicht verkennen, daß die geistige Mutter Berlins Breslau heißt. Dieser politisch gänzlich einflußlose Internationalismus steht auf derselben Stufe wie das patriotische Brotkartengeschrei der großen Zeit, und er ist, ein dummes Gesellschaftsspiel, nicht einmal pazifistisch auswertbar.

Logiert grade kein mittelmäßiger französischer Schriftsteller im Adlon, so schafft sich die Feuilletonleserschaft andre Berühmtheiten. Mit Denen kann man zusammen sein, Die kann man näher kennenlernen; die eigne Bedeutung schwillt erheblich, wenn man daneben gestanden hat, und so rentieren sich Auslagen und Mühe, die der neue Stern reichlich zurückgibt. Ein Clown oder eine Tänzerin, ein Film oder ein Inder, eine Ministersfrau, die Salon macht, oder ein gerissner Jobber. Da genügt irgend eine kleine hervorstechende Eigenschaft, mäßige Qualitäten, gefällig aufgemacht; fällt einmal das Jupiterlicht des Berliner Ruhms auf das Bild, dann zischen in allen Zeitungen die Scheinwerfer auf, und, geblendet und überrascht, niedergeschmettert von so viel Konjunktur, steht der neue Mann oder die neue Frau im Rund der Arena.

Meist gehts nicht gut aus.

Der Halbjahrsruhm macht sie betrunken. Sie schwanken unter der Last der Popularität und liefern bald Schluderarbeit. Wozu auch mehr? Sie werden bezahlt und überzahlt. Lächelnd sehen sie, wie alte ergraute Leute an die eigne Generation, mag die noch so verdient sein, rasche Fußtritte austeilen, nur um von der neuen Ruhmesfunzel auch einen Strahl zu erhaschen; wie sie ohne den leisesten Funken von Takt die neue Höhensonne spottend mit der alten Sonne vergleichen, nur, um dabei zu sein, wie sie undankbar vergessen; nur, um dabei zu sein. Dann kommt der Rückschlag.

Ein neuer Ausländer taucht auf, ein neuer Star, ein neuer Bursche, über dessen Genie sich die Maßgebenden rasch geeinigt haben. Nun ist Der dran.

Der Alte ist vergessen. Die Augen noch geblendet vom Licht seines kurzen Ruhms, sitzt er im dunkeln Winkel und weint. Er kann es nicht fassen. Aber eben war doch noch ... Eben hatte man doch noch seinen Namen gerufen, Bücher über ihn geschrieben, ihn sich flüsternd auf der Straße gezeigt! Auf einmal ist Alles vorbei. Die Inflation seiner Laufbahn ist vorüber, und aufwerten mag ihn keiner.

Es hat so etwas namenlos Trauriges, diese lächerliche Anilinbegeisterung für immer neue Halbgrößen zu sehen. So kritisch und negativ der Berliner oft mit Recht ist: das Kind

will seine Puppe haben und spielt am liebsten mit buntbedruckten Lappen, die es um einen Ball wickelt — keine ist schöner als jene Puppe, die sich die Phantasie ausstattet.

So aber wächst keine Tradition, und über diese Partie des Berliner Kulturlebens könnte man dieses Plakat setzen, das da an allen Restaurants pappt:

GÄNZLICH NEU RENOVIERT

Monatlich wechseln die Parolen, und Alle werden von Allen befolgt. Die Uniformität des Denkens ist beim Deutschen bis zur Lebensgefährlichkeit ausgebildet, was wir 1914 schaudernd erlebt haben. Wagt wirklich Einer, sich aufzulehnen, so kann man in neun von zehn Fällen darauf schwören, daß ers aus Egoismus tut oder um einer befreundeten Gruppe eine Gegenparole zu bauen.

Das geht merkwürdigerweise sehr tief herunter. Anderswo befolgt eine Clique ihr Losungswort, und der Rest kümmert sich nicht darum. Daher in den seltensten Fällen man zu Recht sagen darf: „Ganz Paris hat . . .“ Das ist Zeilenschwindel kleiner Journalisten. Aber in Berlin werden die geistigen Moden brav und bieder vom Bürgertum aufgetragen, und jeder sieht immer eine Steuerklasse höher, weil er in sich keinen Kompaß trägt. So entsteht ein Aschinger-Strindberg und ein Kempinski-Freud, und da ist nichts auf Bütten, was nicht bei Wertheim endet. Sie entscheiden ungern allein: es muß ihnen einer sagen. Konfektion ihr Innenleben, Fabrikerzeugnis die Individualität, Maschinenprodukte mit dem nachgeahmten Zeichen des Handwerks. Und alles Andre als echter Kollektivismus.

Die Parole unterjocht ganz Berlin.

Die Krankheitskeime der Suggestion übertragen sich in den Cafés und im morgendlichen Telephongespräch der Frau Wendriner, wo der Ruhm des Tages gekocht wird. Keiner bleibt zu Hause, Alle laufen sie mit. Denn wo käme man hin, wenn man in sich ginge! Und immer, wenn ich die eiligen, hetzenden und drängenden Berliner sehe, wie sie emsig und hart um sich blicken, daß auch ja Keiner mehr habe als ihm zusteht, also, als sie selbst besitzen: dann fällt mir jener alte Mann ein, der vom Fenster seiner Parterrewohnung aus die Leute in der Gasse narrte: „Am Neuen Tor läuft ein Lachs!“ Und er schmunzelte nicht schlecht in seinen Bart, als sie davoneilten, den laufenden Lachs zu sehen. Als aber die Gasse schwarz war von Schwatzenden und Drängenden, da wurde ihm nachdenklich zumute, und er sah seinen Spazierstock an und ergriff ihn und sprach: „Vielleicht läuft doch ein Lachs —?“ Und schon stand er auf der Gasse.

Berlin gibt sich alle vier Wochen eine neue Parole, verhöhnt die alte und sucht den Lachs.

Jules Romains von Rudolf Kayser

J'étais avec la foule qui regarda tout un soir
Arriver à la mer le Rhin chargé de nations,
Ses eaux charriant les frontières comme des épaves.

Europe

Er kam zu uns mit den Theaterstücken ‚Doktor Knock' und dem ‚Diktator' und mit dem Roman ‚Lucienne'. Aber sein Mittelpunkt liegt anderswo: in einem zentralen Glauben, der ganz unromantisch ist und zum ersten Mal seit den Tagen des Taine-Zolaschen Naturalismus wieder versucht, der Zeit ein reales und weithin sichtbares Symbol zu schaffen. Das ist der Sinn von Romains' neuer Mythologie, seiner neuen Götter, die in keinen pathetischen Himmeln wohnen, sondern auf der blühenden und leidenden Erde dieser Zeit.

So stellt sich sein neues Erlebnis des Alltags und sein ethischer Zwang dar: „Wenn du auf der Straße einer Stadt eine Gruppe entstehen siehst, gehe auf sie zu und gib ihr deinen Körper ... Dringe sanft in die Masse ein; befrage die Menschen; erfahre, warum es eine Gruppe gibt. Sage dann die Worte, die sie zum Leben aufstacheln; steigere die Übereinstimmung, belebe die Leidenschaft oder das Mitleid der Menschen. Und denke die Gruppe."

Mit diesem neuen Glauben gestaltet Jules Romains die heutige Welt. Zimmer und Häuser, Straßen und Städte sind nicht mehr nur Rahmen und Schauplätze für das Leben der einzelnen Menschen, sondern auch die starken Kräfte und Mächte der Zeit, die, wie körperlich gewordne platonische Ideen, unser Schicksal bestimmen.

An die Worte „Unanimismus und „L'Abbaye" wird zumeist die neue Psychologie des Dichters Romains angeknüpft. Beide Worte meinen Andres; doch die Gründer der Dichtergruppe „L'Abbaye": Vildrac und Duhamel, waren Unanimisten; in seiner Philosophie und dichterischen Gestaltung aber ist der Unanimismus das Werk von Jules Romains.

*

Was also ist Unanimismus?

In dem heiter-ironischen Roman ‚Les Copains' wird die Gemeinschaft von sieben Kumpanen so formuliert:

„Sie waren zufrieden, sieben gute Kumpane zu sein, die in einer Reihe marschierten, zufrieden, auf dem Rücken oder auf der Seite Getränk und Nahrung zu tragen, über eine Wurzel zu stolpern oder mit einem Fuß in ein Wasserloch zu treten und zu rufen: Im Namen Gottes!

Sie waren zufrieden, sieben gute Kumpane zu sein, ganz allein, verloren an die Stunde vor Mitternacht, in einer nicht mehr menschlichen Unermeßlichkeit, auf tausend Spuren des ersten Menschen.

Sie waren zufrieden, gemeinsam gehandelt zu haben und gemeinsam in demselben Ort auf der Erde zu sein, um sich daran zu erinnern". So ist also Unanimismus: Gemeinschaft als überpersönliche Macht.

In dem Roman „Mort de Quelqu'un" stirbt an irgend einem Tage irgend ein Herr Jaques Godard, und durch diesen Tod ist die Welt plötzlich eine andre geworden. Der Tod war eine gruppenbildende Macht, ein Formungsprinzip des Lebens. Er erfüllte Zimmer, Haus und Straße. „Aus Godards Körper war mit dem letzten Seufzer eine Gewalt entwichen, nach der das Haus ein Bedürfnis verspürte." Mit einem Telegramm zieht dieser Tod in das heimatliche Dorf, kehrt mit dem alten Vater nach Paris zurück, schließt das Sterbezimmer und seine Besucher zur Einheit zusammen, macht aus dem Leichenzug eine Gruppe und stellt schließlich auch junge Menschen in ihr kommendes Schicksal: „Ich werde fortfahren zu leben, in meinem Rhythmus und an meinem Platz, einen Takt vor dem andern, einen Takt nach dem andern, zur selben Zeit wie jedermann. Und an einem zukünftigen Abend werde auch ich irgend ein Toter sein".

So ist auch der Tod eine große unanime Lebensmacht.

*

Die neue Psychologie Jules Romains' ist ein radikaler Triumph über jene vorlauten Schreier, die Psychologie als Kunstmittel absetzen möchten. Sie erklärt nicht mehr durch Einzelzüge, durch die Darstellung von Umwelt, Milieu, Sexualität..., sondern gestaltet die natürlichen und trotzdem so geistigen Mächte der Gemeinschaften und Gruppen als überpersönliche Wesen. Dadurch ist sie an unsre Zeit gebunden und gleichzeitig religiös. Wie Gemeinschaft und Tod, so sind auch Heer und Stadt, Straße und Haus kollektive Mächte, die nicht nur mechanisch funktionieren, sondern Wille und Geheimnis besitzen — wie Götter.

Von diesen Göttern des Alltags geht Jules Romains' Glaube hinüber zu jener Gottheit, die alle Gruppen und Nationen der Gegenwart umspannt: Europa. Es ist der notwendige Gipfel eines Glaubens und gleichzeitig das stärkste Thema einer Lyrik.

Die wichtigsten Gedichtbände sind ‚La vie unanime', ‚Odes et Prières' und ‚Europe', und ihre Verse erinnern an Walt Whitman. Sie haben den gleichen stürmischen Atem und sind doch ganz real und sachlich. Die Menge begeistert den Dichter; ihre Seele ergreift Besitz von seinem Körper; er umarmt Europa, steht an den Ufern seiner Flüsse, deren Schiffe die Grenzen durchdringen und hört die Gemeinschaft der Tage singen. Andre Gedichte sind wieder ganz auf das Ich bezogen und still vom schmerzlichen Alleinsein. Eine Lampe zerbricht, und im Dunkel gibt es nur Tränen.

Trotzdem Romains ein geistiger Dichter ist, verliert er sich dennoch nie in Abstraktion. Dazu haftet seinem Werk zuviel Wirklichkeit und Gegenwart an. Seine Götter sind dem Dichter jetzt gleichgültiger geworden: da sie allerorts spürbar sind und man um ihre Herrschaft weiß. Sie brauchen uns und wir sie; sie haben Macht über uns und jagen uns durch ihr Gedächtnis:

> Des dieux brefs et légers font échange de moi;
> Celui que je connais me pense déjà moins;
> Je n'ai pas le temps d'être leur mémoire.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Der Revisor

Gogols bitter-fröhliche Komödie von der Ämter Übermut und Korruption. Ein helles Licht ist angezündet, damit man sähe, wie finster es ist. Heiter strahlt die Niedertracht der Menschen, ihre Dummheit verbreitet komödischen Glanz.

Dr. Iwan Schmith, selbst Russe, hat das russische Stück im Josefstädter Theater in Szene gesetzt. Also wird es wohl mit allem Genrehaften, mit Kleid, Brauch, Umgangsform, Tonfall, wie das Spiel sie bringt, seine Richtigkeit haben. Leider geht die Inszenierung ins Breite, gibt, wo sie Leere im Text spürt, quasi zum Ersatz, Spiel-Zeremonien (die ganz humorlose Gratulationscour im letzten Akt), wickelt, legato, in der Fläche ab, was nach Steigerung verlangte. Etwa wie der falsche Revisor den Herren das Geld abnimmt: eine Reihe von Scenchen, einander viel zu ähnlich, als daß die Zeit gleichmäßig unter ihnen rationiert werden dürfte. So kam es trotz manchem hübschen und drastischen Einfall, trotz vieler Färbung und Schärfung, daß an diesem „Revisor"-Abend die Kurzweil ihrer längern Schwester weichen mußte.

Hermann Thimig ist der junge Mann aus Petersburg, auf dessen Miene, Wort und Tracht die schlimmen Kleinstädter hineinfallen. Reizend, wie er langsam über die Situation kommt, die über ihn gekommen ist, mit welcher nachtwandlerischen Frechheit er die Chance nützt, die ihn wahrgenommen hat. Seine große Renommierrede ist dennoch unerträglich. Aber sie hat ihren strahlenden Gipfel: einen bezaubernden Salto von der Höhe der Sofalehne mit dem Popo auf das Sofa und von dort, ebenso, auf die Erde. Auch das muntre Spiel des jüngern Thimig, Hans, hat seine akrobatische Pointe. Er fällt einmal, buchstäblich, mit der Tür ins Haus. In beiden Brüdern rumort eine unbezwingliche, vielleicht von den volkstümlichen Ahnen der Schauspielkunst überkommene Urlust am Kapriolieren. Ihre schmackhafte Komik ist reifste Frucht vom Purzelbaum.

Homolkas schändlicher Gouverneur hat, trotz der mausgrauen Perücke à la brosse, etwas von einem schlimmen, tückischen Jungen. Ein bösartiger, bißchen asthmatischer Riesenknabe. Heitre Wirkung strebt Herr Homolka diesmal gar nicht an, zum Schluß brach er, wirkungsvoll, in Dämonie aus. Sehr hübsch, wie Frau Terwin das Provinzlerische der Gouverneuse ins Burleske steigert, und wie Fräulein Geßner der Kindertrompete, die sie für solche Zwecke im Halse hat, bescheidene, eben deshalb sehr komische Tönchen entlockt. Unter den Nebenfiguren macht sich Friedell durch Diskretion bemerkbar. Er muß Bauch umschnallen, wenn er einen Dicken spielen will. So weit ist es mit diesem glänzenden Schriftsteller auf Thaliens schlüpfrigem Boden gekommen!

Die wahrhaft heitern Lichter setzt Hans Moser dem Abend auf, bezwingend in der Menschlichkeit, Fülle, Dichte seines

gelassenen Humors. So ein ganz im Vegetativen sich erschöpfendes, ureinfaches Lebewesen, wie diesen Diener Ossip, gestaltet er besonders liebenswert, indem er, unbewußt, das Natur-Verbundene, Elementare solchen Geschöpfs fühlbar macht. Sein Spiel besteht gleichsam nur aus Ruhe und Reflexbewegungen: des Hungers, der Faulheit, der Habgier. Moser hat Kredit als Komiker, die Zuhörer lachen schon, wenn er nur Atem holt, etwas zu sagen. Kommt dann wirklich was Lustiges, lachen sie doppelt froh: erstens über das Lustige, zweitens aus Freude, daß ihr Vor-Lachen nicht hinausgeworfnes Gelächter war.

*

Der Garten Eden

von Oesterreicher und Bernauer, ein gar nicht unwitziges, Kenntnis des Métiers verratendes Theaterstück, gut gefüllt mit Rollen, Situationen, Wirkungen, unbedenklich, was Prämissen, und ohne alle Scheu vorm Absurden, was Folgerungen anlangt. Das Stück steht so zwischen Schwank und Vaudeville, mit etwas schiefem Seitenblick zur Sittenkomödie hin. Es ist ein Spaß und bereitet Spaß, und daß darüber die Musentempelaufseher sich savonarolisch betun, erhöht ihn wesentlich.

Heldin des Stücks und des Abends ist Margarete Koeppke, der Kolibri in der Volkstheater-Volière. Reizend, wenn sie mit einer sachten Schwingung der Arme, einem Flattern der Hände, aus dem lebendigen ins Puppentheater entgleitet, Posen von lieblicher Drolerie stellt, wie aus einem, plötzlich gestoppten, Grotesktanz herausgeschnitten. Zu marionett auch ihre Art, den Kopf nicht zu wenden, sondern ihn ruckweise, à l'oiseau, zu drehen (die Augen kommen dabei immer um eine Nuance später als der Kopf), oder wie sie ihn rührend fallen läßt, zu schwere Blüte für einen so zarten Stengel. Sie kann Püppchen-Bewegung auch sprechen, in Klang und Biegung ihrer Stimme wiederholen sich gewissermaßen die Bizarrerien ihrer Körperlichkeit. Oft und gern nimmt sie zu wenig Atem für den Satz, für die letzten Worte bleibt dann nichts mehr übrig, sie ringeln sich wie ein dünnes, eiliges Schwänzchen hinterdrein. Fräulein Koeppke hat Temperament, manchmal spielt sie es auch nur, übergibt sich hemmungslos Elementen, die nicht da sind, wird geschüttelt und herumgejagt von einem Wind, der nicht weht. Sie hat Augenblicke bezaubernder Innigkeit neben solchen, in denen sie Empfindung nur annonciert, wenn auch sehr lebhaft. Die rechte strömende Verbindung des Gefühls ist noch nicht da. Doch man kann auch ohne das eine entzückende, sogar eine große Schauspielerin sein. Ich für mein Teil liebe die kleinen Ironien, die falterzart um ihr Spiel und Wesen fliegen, den merkwürdigen, gar nicht vom Verstand abhängigen, aus den Nerven gebornen Humor ihrer Gebärden und Tonfälle, wie sie, mit einem Zwinkern des Blicks, der Stimme, mit einer leichten Drehung der Schultern, Das, was sie im Moment höchst wichtig zu nehmen scheint, im selben Moment doch auch als höchst wurschtig preisgibt.

Idiotenführer durch die Regierungskrise

von Lucius Schierling

Zur Theorie der Krise

Das parlamentarische System ist in Deutschland allzu jungen Datums, um sich den glanzvollen Vorbildern in Frankreich und England wetteifernd zu nähern. Aber immerhin hat sich auch unsre Volksvertretung ein bescheidenes Spezialgebiet gesichert, auf dem Niemand sie überflügeln kann: Deutschland ist den alten Demokratien in der pfleglichen Behandlung der Regierungskrisen weit voraus. In der künstlerischen Dehnung und Streckung der Krisen zeigt sich eine frühe Meisterschaft des zur Mündigkeit erwachten deutschen Volkes, einig darin in allen seinen Stämmen. Hatten die frühern Krisen noch unter zeitlicher Einengung gelitten, wodurch bedauerlicherweise grade jene Eigentümlichkeiten nicht zur vollen Entfaltung kommen konnten, die unsern Reichstag so liebenswert gemacht haben, so hat man dies Mal von vornherein eine Krisendauer von mehreren Wochen festgesetzt. Sollte die Gefahr vorzeitiger Beendigung etwa in die Nähe rücken, so ist für so unliebsame Fälle ein totsicherer Apparat geschaffen, der Scholz genannt wird und vier, fünf Wochen garantiert. So werden wir allen Schwierigkeiten zum Trotz doch der permanenten Krise näherkommen, der absoluten Krise, der Krise an sich: dem hohen Ziel deutscher Staatskunst.

Typischer Verlauf eines Krisentages

Sofort nach feierlicher Kriseneröffnung begeben sich die Parteiführer zum Reichspräsidenten, der ihrem Vortrag mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht. Positives wird nicht gesagt, da Keiner Spielverderber sein will. In der Wandelhalle des Reichstags erwacht ein fröhliches Leben. Alle frühern Minister und Staatssekretäre seit 1890 sind erschienen, und entwickeln, teils vor Interessenten, teils monologisierend, Ideen zur Steuerreform oder zur Innern Verwaltung. Zu den Gewesenen gesellen sich die möglicherweise Kommenden, die Ministrablen, worunter ganz besonders Diejenigen beachtet werden, die bereits in der Zeitung „genannt" wurden. Ein paar etwaige Reichswehrminister gehen mit soldatischer Straffheit durchs Restaurant; ein präsumptiver Külz deutet durch Nichtrasur Bereitwilligkeit an, mit dem Amt den Bart zu übernehmen, (den Zopf sowieso).

Heftig disputierende Gruppen. Ein kleiner Radikaler aus Sachsen erklärt: zunächst müsse mal in der Bendler-Straße ausgefegt werden. Ein längrer Genosse, der nicht aus Sachsen ist, es aber von Rechts wegen sein müßte, plaidiert für große Geste gegenüber monarchistischen Offizieren und wird von ein paar Herren der Mitte ob seiner staatspolitischen Einsicht gelobt. Plötzlich ein Raunen: Zentrum in Sonderverhandlungen mit Volkspartei; Gerüchte fliegen hin und her über das Marximum des vom Zentrum zu Gewährenden. „Was sagen Sie zu der Kombination, Herr Kollege?" Schnapp, da liegt die Kombination schon mitten entzweigeschnitten. Scholz hat funktioniert.

Etwas sehr Wichtiges und Nichteingeweihten schwer Verständliches ist die Atmosphäre. Wenn zwei Fraktions-Chefs, deren Getreue sich sonst nur mit dem Stuhlbein zu traktieren pflegen, auf dem Korridor zusammenstehen, melden die Blätter: Wenn sie auch dies Mal noch keine greifbaren Resultate erzielen, so sind diese Unterhaltungen doch bedeutsam für die Schaffung einer geeigneten Atmosphäre. Die Kommunisten, die in den Vollsitzungen doch wahrhaftig nicht zu übersehen und zu überhören sind, laufen in den Krisenwochen unbeschäftigt herum. Sie wissen mit dem ganzen Trubel nichts Rechts anzufangen und betrachten Alles mit erstaunten Augen. Niemand bekümmert sich um sie; sie zählen gar nicht mit. Die Leute haben eben keine Atmosphäre.

Die Demokraten, die bislang überall gezüngelt haben, ohne sonderliche Beachtung zu finden, erklären sich bereit, dem Vaterland das Opfer zu bringen, nicht nur den Kanzler zu stellen, sondern auch alle bisher innegehabten Ministerien zu behalten; ein prominentes Fraktionsmitglied hält der Presse grade Vortrag darüber und bittet dringend, diese Selbstentäußerung der Partei hinreichend zu würdigen. Wieder nichts. Die rechte Mittelgruppe der linken Außenseiter des rechten Flügels der Deutschen Volkspartei hat grob jede weitre Erörterung abgelehnt. Freudestrahlend stürzt der notable Demokrat ins Fraktionszimmer: „Hurra, wir haben eine Maulschelle bekommen, man spricht wieder mal von uns!" — und stürmt wieder hinaus zur Presse: „Meine Herren, schreiben Sie, ‚Ein taktischer Erfolg der Demokraten'!"

Ein überparteilicher Rechtsmann, bei der Volkspartei beliebt und beim Zentrum wohlgelitten, soeben aus Süd-Amerika zurückgekommen, auf dem sonnengebräunten Khaki-Anzug noch den Staub von Quito, konferiert mit Parteiführern. „Große Koalition gefällig?" Nein. Die Sozis zeigen wieder Mangel an Verantwortungsfreude. Dann Koalition der Mitte, mit Neutralität rechts und links. „Ganz nach Belieben, meine Herren!" Der Süd-Amerikaner macht, mit dem Sombrero unterm Arm, die Runde bei den Parteien. T. U. meldet: Das Kabinett gebildet! Neuer Knacks. Die Wirtschaftspartei fordert Beseitigung des zweiten Nachtrags zum Schankgesetz. Das Zentrum gibt nicht nach. Freundliche Zusprüche. Nix. Die Wirtschaftspartei steht wie ein rocher de beurre. Der Süd-Amerikaner geht wütend nach Haus und flüstert was von Artikel 48. Ein deutschnationaler Versuch, den Rechtsblock zu machen, läßt sich zunächst hoffnungsvoll an, scheitert aber an dem Verlangen der Bayrischen Volkspartei, die bayrische Weltsprache als obligatorisches Lehrfach in den höhern Schulen einzuführen.

•

Spät abends treffen sich die Fraktionsführer, freuen sich über die wohlgelungne Krise, drücken alle guten Wünsche aus, haschen sich freudig erhitzt mit den Händchen, machen Ringelreihe und tanzen eine Kukirolienne.

Bemerkungen

Neujahrswunsch des Schriftstellers

Der Schriftsteller wünscht sich vom neuen Jahre Das, was er sich von jedem neuen Jahr, das zum alten wurde, bisher vergeblich gewünscht hat. Folgendes ereignet sich: Eine Zeitung druckt Zeilen von ihm. Der Schriftsteller bittet um Honorierung. Die Honorierung, nicht Bezahlung erfolgt; nur kommt die Ehre meistens etwas spät — etwa so sechs, acht, zehn Wochen nach erfolgtem Abdruck. Und was dann erfolgt, ist weniger eine Bezahlung als eine, nun sagen wir statt Schweinerei: Unterbezahlung. Eine Bezahlung nämlich unter dem schäbigsten Satz, den es überhaupt gibt, dem Satz von zehn Pfennig die Zeile. Meistens verläuft dann dieser gar nicht individuelle, sondern durchaus typische Fall so, daß der Schriftsteller den Mindestsatz fordert, auch erhält, aber zugleich mit der Nachzahlung die Bitte, „von weitern Einsendungen absehen zu wollen." Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sei festgestellt, daß dieser Fall so gut wie gar nicht bei sozialistischen Zeitungen vorkommt, um so häufiger dafür bei den rechts oder halbrechts stehenden Zeitungen. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Parteigesinnung nicht auf den Charakter abfärbe. Wer prinzipiell für Ausbeutung ist, ist es auch im besondern. Der Schriftsteller wünscht sich in dieser Beziehung ein bessres Jahr. Er wünscht es mit dem Bewußtsein, daß er ziemlich vergeblich wünscht. Denn ein Redakteur ist ein scheinbar mächtiges Wesen, das auf einem Drehschemel sitzt und einem darum sehr schnell die unerwünschte Seite zuwenden kann.

Mit dem Wunsche nach bessern Redakteuren verbindet der Schriftsteller den Wunsch nach bessern Klassengenossen. Folgendes trug sich im vergangnen Jahre zu: Im Herrenhause tagte eine Versammlung des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller mit dem Thema: Not der Schriftsteller. Die starke Minderheit des Schutzverbandes suchte an diesem Abend vergeblich den Anschluß an die Bewegung zur Fürstenenteignung. Als ich das Verhalten der Minderheit auf dem Nachhausewege verteidigte, sagte ein „Kollege", der zur andern Partei gehörte und dem der Lärm an diesem Abend mißfallen hatte, zu mir folgende Worte: „Denken Sie einmal an, wenn der Kultusminister gesehen hätte, wie sich die Schriftsteller **benehmen!"** Diese Äußerung erscheint mir beinahe noch schlimmer als das Verhalten des Herrn Heuß, der sich, Vorsitzender des Schriftstellerschutzverbandes, als Abgeordneter für das Schundgesetz einsetzte. Die Schriftsteller müssen also offenbar erst den Herrn Vorgesetzten im Ministerium fragen, ob sich der Kampf um die Gerechtigkeit mit der „Feinheit" verträgt, die ein Schriftsteller, als Träger eines Stehkragens und vielleicht sogar eines Smokings, zur Schau zu stellen hat. Soll man darüber lachen oder weinen? Diesem „Kollegen" kann man nicht einmal wünschen, sich in einem sogenannten untergeordneten Erwerbszweig anzusiedeln. Denn die Angehörigen dieser Berufe haben mehr soziales Ehrgefühl und ein bessres Klassenbewußtsein.

Was wünscht sich also der Schriftsteller vom neuen Jahr? Mehr Recht und mehr Ehre! Von den Vertretern seiner Abnehmer, den Redakteuren, wünscht er sich nur mehr Recht; denn die Ehre verweigern sie ihm nicht. Von seinen Klassengenossen, den Schriftstellern, wünscht er mehr Ehrgefühl; das Bewußtsein also, daß man um sein Recht nicht bittet, sondern, wenn es nötig ist, kämpft.

Hellmuth Falkenfeld

Chauve-Souris in Paris

In Berlin hatte man uns immer gesagt: „Der blaue Vogel —? Ja, das ist ganz hübsch und nett, aber da müßten Sie erst mal die Mama dazu sehen, die Fledermaus des Herrn Balieff!" Gesagt, getan — die ‚Fledermaus' gab ein Gastspiel in Paris, und nun haben wir sie gesehn.

Es soll vorkommen, daß Kinder hübscher sind als ihre Eltern, und wenn der ‚Blaue Vogel' eine Nachahmung ist, dann ist er eine ganz ausgezeichnete, die das Original um das Vielfache übertroffen hat.

Da ist zunächst der Herr Balieff, eine dicke alte Winterfliege, die in grauslichem harten Französisch gern so viel Charme haben möchte, wie Jushny mühelos entwickelt. Welche Schwere! Welche dummen Witze! Die Leute lachten, doch von dieser silberhellen, feinen, beschwingten Stimmung wie im „Blauen Vogel" war nichts zu merken.

Es stiegen die vierzehn Bilder des Programms. Ja, es war Alles sehr schön, bunt und gut gemalt. Aber die wild gewordenen Komparsen, die sich da oben dressiert tummelten, erstarrten zu lebenden Bildern, ein automatenhafter Ablauf war zu sehen, zerspielt und zerpinselt schwanden die schönen Chansons dahin ... Gewiß, Manches war sehr hübsch: ‚Amour et Hierarchie' war eine kleine Verspottung der Soldaten: wie da immer ein Vorgesetzter vom Nächsthöhern verdrängt wurde, wenn er der Geliebten auf dem Stadtplätzchen die Kur schnitt; ‚La Granda Opera Italiana' war reizend — die Herrn Actörs und Damen Actricen sangen zu wild bewegter Musik nur musikalische Ausdruckszeichen: „Ritardando" sangen sie und: „Con expressione". Und so gab es noch manches hübsche Bild.

Aber im großen Ganzen war es doch ungemütlich. Die Art wird am besten bezeichnet, wenn man sagt: Es ist eine Kunst der reichen Leute. An keiner Stelle und nach keiner Richtung hin anstößig, zu nichts verpflichtend, bunt, teuer, gut parfümiert — also genau Das, was ein tüchtiger Hotelportier den Herrschaften nach dem Diner empfehlen kann („Es war leider nur noch Loge da —!"). Keine Ironie und keinerlei Bosheit, keine Skepsis und keine Schattenseite — Alles eitel Glück und Milchchocoladenplakat. Wer das nun in Berlin gemacht hat: Herr Jushny oder Herr Jarosy, die Maler oder die Regisseure oder alle zusammen: als die kleinen Soldatenmarionetten nach der herzbewegenden Melodie „Freu dich, Fritzchen!" ihre Parade abtrippelten — in Paris haben wir uns nicht gefreut.

Und Herr Morris Gest, der die amerikanische Tournee der Fledermaus arrangiert hat, muß ein sehr geschäftstüchtiger Herr und der Amerikaner im Parkett ein sehr naiver Mann sein — für uns ist da nicht viel. Gest prangt im Programm, genau so, wie man ihn sich vorgestellt hat, Nabel und Mutterkuchen dieser gleichgültigen Mama eines so netten Kindes.

Peter Panter

Ein recht lustiger Film

Ein Film, dessen Handlung im Jahre 1916 spielt. Soldaten, Soldaten und immer wieder Soldaten. Nicht aber im ernsten Kampf, in Not und Sorge, sondern frohgemut und vergnügt — das Soldatenleben von seiner schönsten Seite! Reinhold Schünzel führt die Regie. Johannes Riemann, Siegfried Arno, Kampers, Blandine Ebinger und eine Reihe andrer Darsteller werden auf einem Freigelände grade bei strömendem Regen, der künstlich aus ein paar Wasserschläuchen über die Köpfe der Darsteller gegossen wird, gedreht. Schützengräben werden aufgeworfen, während nebenan die Lastzüge bereitstehen, um die Soldaten „an die Front" zu befördern. Allem Anscheine nach ein recht lustiger Film, der hier im Werden ist.

Lichtbild-Bühne

Riff und Raff im Wel kriege

Wenn in U.S.A. eine simple Riesenfirma wie die Paramount so einen Film riskieren kann, wenn so ein Film also drüben nicht gewagt, sondern eine sichre Sache ist, dann ziemt uns doch wohl allerhand Neid. Denn hierzulande würde sowas prompt vom Geßler geholt, wenn wirklich Jemand darauf verfallen sollte, deutsche Krieger sich derart aufführen zu lassen und überhaupt deutscherseits so unliebliche Erinnerungen an die weiße Wand zu malen.

Da ist nämlich der ganze Schlachtendreck mit all seinem Komfort treulich dargestellt, das Hocken im Schlamm, Wasser von unten und oben, es kracht und splittert verdammt, bibbernd steckt man im Graben und frißt die gräßlichen Heldencakes in sich hinein, nachdem man endlich die unverwüstliche Packung aufbekommen hat. Und die wackre Feldpost bringt auch nicht viel Trost, sondern alberne Rechnungen, die einem grade noch gefehlt haben. Das sind Groteskbilder, aber schon recht eisig von Komik und hart bei Dix.

Vorher dürfen Riff und Raff Etappenfreuden genießen, zum Beispiel mit einer Tonne auf dem Bukkel, und mit einer elenden Schippe zu ihren natürlichen Müllschippen die abgründig verkodderte Straße polieren. Und wenn sie mal mit den Mädchen schäkern, verdirbt ihnen ihr gemeiner Sergeant selbstverständlich die Tour. Weiter: die dösige Quartierstimmung mit ihrem Mief, man singt seine stumpfsinnige Sehnsucht hinaus und schneidet einander liebevoll die Haare. Trotzdem fällt man dauernd auf, wenn Besichtigung ist, und immerzu kommt irgendeine Exzellenz daher und besichtigt und schnauzt und hat sich werweißwie wegen eines lausigen Seitengewehrs, das verbummelt ist, und man fliegt ins Loch.

Schon als sich Riff und Raff im Transportzug kennen lernen, eingeklemmt irgendwo auf dem Boden mit all ihrem Gelumpe und halb zertreten von den Drüberwegsteigenden, da fragen sie einander: „Warum machst Du eigentlich mit? Ich habe auf Niemanden eine Wut!" Später — Gott sei Dank, daß wir das nicht in einem deutschen Film erleben müssen! — sehen sie dicht vor ihrem Graben einen Kameraden liegen, klettern hinaus und bergen ihn mit Todesverachtung. Und wie sie ihn näher betrachten, wer ist es wohl? — ihr geliebter Sergeant, die Bulldoggfresse. Eins, zwei, drei laden sie ihn wieder auf und retour mit dem Jungen. Es ist nicht sehr zart von ihnen, aber Krieg ist Krieg.

Schließlich schlägts Frieden, Alle springen aus den Gräben, werfen die Mützen in die Luft und machen, daß sie nach Hause kommen. Riff und Raff kaufen sich die Brust voll Orden und präsentieren sich stolz der Dame, die sie eingefangen hat. Mit wem aber hochzeitet die gerade? — mit dem Fabrikanten der unverwüstlichen Heldencakes, der infolgedessen und verdienendermaßen auch unabkömmlich gewesen ist. Ach, diesen Herrn bitten unsre Feldgrauen nicht schlecht mal ins Nebenzimmer, wo sie ihm eine mitgebrachte Kleinigkeit aushändigen.

Ein nur wenig bemerklicher, kaum halbstündiger Programmabrundungsfilm, bei weitem nicht von so üppigem Witz wie das kostbare Cowboyabenteuer Buster Keatons, mit dem man ihn jetzt zusammen sehen kann. Aber für uns zwischen all den stupiden Militärschwänken und muntere oder heroiden Kriegsglorifizierungen ein wahres Kleinod defaitistischen Humors.

Willi Wolfradt

Nach Belieben auszufüllen

— — — ia heißt mein Vaterland,
Ich halt es hoch und wert.
Trage drum das — — — e Band
Und decks mit Hand und Schwert!

Allgemeines Deutsches Commersbuch
No. 266

Jagd auf Buchhändler

Die KPD — das wird kein Staatsanwalt zu bestreiten wagen — ist heute eine legale Partei. Und innerhalb einer Demokratie ist eine legale Partei wohl berechtigt, durch systematischen Schriftenvertrieb Propaganda für ihre Ideen und ihre Ziele zu betreiben. Das Reichsgericht scheint jedoch andrer Ansicht zu sein. Es hat nicht nur kommunistische Propagandaschriften und literarisch wertvolle Arbeiten wie die von Becher, Lask und Kläber beschlagnahmen lassen und die Verfasser in den Anklagezustand versetzt, es will jetzt auch auf Antrag des Oberreichsanwalts gegen Fritz Domning, Paul Zobel und Rudolf Reimann, die Leiter verschiedner kommunistischer Buchhandlungen, das Hauptverfahren eröffnen. Die Anklageschrift gegen Fritz Domning umfaßt nicht weniger als 66 Seiten und zwei Nachträge. Der IV. Strafsenat des Reichsgerichts, der Senat des Herrn Niedner, wird also in Kürze einen neuen Beweis für die Gültigkeit des § 118 der Reichsverfassung zu liefern haben. In der Anklageschrift schreibt der Oberreichsanwalt, Domning, Reimann und Zobel hätten durch den Vertrieb kommunistischer Schriften erstens mitgeholfen, ein hochverräterisches Unternehmen vorzubereiten, „die Verfassung des Deutschen Reiches oder eines Landes gewaltsam zu ändern"; zweitens „an einer geheimen oder staatsfeindlichen Verbindung, die die Bestrebung verfolgt, die verfassungsmäßig festgestellte Staatsform des Reiches oder eines Landes zu untergraben, teilgenommen"; drittens „öffentlich die verfassungsmäßig festgestellte republikanische Staatsform des Reichs oder eines Landes beschimpft oder herabgewürdigt". Und das Alles durch den Vertrieb kommunistischer und andrer der Regierung nicht genehmer, ganz legal erschienener Schriften, die zur Zeit der Beschlagnahme noch nicht verboten waren.

Für jenen berüchtigten „Reformator" des Strafgesetzbuches, für den Demokraten Ebermayer, der die Anklageschriften noch unterzeichnet hat, ist die KPD das, was er gern aus ihr machen möchte: eine geheime Verbindung.

Glaubt das Reichsgericht mit solchen Methoden die Propaganda der KPD lahmzulegen und den Staat, der durch seine schwer verbrecherischen Wirtschaftsmethoden mehr revolutionäre Propaganda treibt als alle Kommunisten zusammen, vor seinem Schicksal bewahren zu können? Würde das Reichsgericht nur einmal die „Erfolge" und Lächerlichkeiten dieser Bücherverbote, nur einmal die Geschichte des Sozialistengesetzes aufmerksam studieren, so würde es einsehen müssen, daß Buchhändlerverfolgungen niemals ihr Ziel erreichen. Die von den Gerichten und Behörden verbotnen Schriften finden nicht nur wie jedes andre nicht verbotne Buch Verleger, Verkäufer und Abnehmer, sie erzielen sehr oft weit höhere Auflagen als die von der Regierung gebilligten Arbeiten. Der Buchhandel, einstmals ein Förderer der Revolution und des Fortschritts, ist heute allerdings, mit geringen Ausnahmen, eine Sammelstätte öder Reaktion.

Diese Verlage und ihre Vertriebsstellen wird man aber nicht zum Schweigen bringen, wenn man den einen oder andern Leiter oder Verkäufer anklagt und verurteilt. Hunderte und mehr werden bereit sein, den Schriften, die ihrer Überzeugung entsprechen, die weitmöglichste Verbreitung zu verschaffen. Der Oberreichsanwalt will mit seinen unhaltbaren Anklagen und seinem Vorgehen gegen die Buchhändler Domning, Reimann und Zobel — koste es, was es wolle — die KPD und ihre Literatur treffen. Das wird ihm nicht gelingen. Dieser Oberreichsanwalt ist ein schlechter Schütze, und seine Waffe, alt und verrostet, ist nicht das geltende Recht, sondern ohnmächtige Macht.

Arthur Seehof

Kandinsky

Die Wut über die absolute Malerei ist vorüber, das Gewimmel der Kämpfenden hat sich getrennt, und klar sondern sich die Parteien im Publikum: da sind die Einen, die in ekstatisch verschwommner Schauung Verstandenes und Unverstandenes gleich selig perzipieren; die Andern, die in offener Hilflosigkeit vor all den bunten Strichen und Flächen gestehen, mit dem Naturgegenstand auch jegliche Verständnismöglichkeit verloren zu haben; die Dritten, die etwas zu sagen wissen. Horcht man ein bißchen zu — und die sehr sehenswerte Ausstellung zum 60. Geburtstag Wassily Kandinskys (Galerie Neumann & Nierendorf) gibt dazu Gelegenheit —: so erkennt man, daß es zwei Hauptmißverständnisse sind, mit denen diese neue Malerei noch zu kämpfen hat.

Zunächst wird, nicht ohne eine gewisse Schadenfreude, gesagt, auch die absolute Malerei sei nicht vom Gegenständlichen losgekommen; mathematische Formen gäbe es doch in der Welt auch! Das klingt bestechend, ist aber nicht mehr als ein oberflächliches Aperçu. Mögen Kreise, Dreiecke und Striche auch in der Welt der Reißbretter und der optisch-physikalischen Apparate zu finden sein — diesem Faktum verdankt die absolute Malerei ihr Dasein nicht. Sie will nur mit ihrem Arbeitsmaterial, mit den primitiven Grundformen, die es hergibt, eigengesetzliche Kompositionen schaffen. Es ist, theoretisch gesehn, ein simples Handwerk.

Grade wie in der Musik, die man ja lange genug für eine Art Esperanto der Liebessehnsucht, des Kampfesmuts, der Verzweiflung und andrer Gemütszustände gehalten hat, sucht man auch bei Kandinsky abstrakte Visionen und tiefste Symbolik, weil das Gefühl dafür verloren gegangen ist, welch kerngesundes, sinnennahes Gewerbe die Kunst ist. Ihr Urphaenomen ist nach wie vor die primitive Freude an einem fetten Klecks Farbe und an einem vollen Celloton, und wem diese Dinge nicht genug bedeuten, der kann nicht mitsprechen, es sei denn in jener geschraubten Tonart, die wir von heutigen Kunsthistorikern und Sociologen bis zum Überdruß hören.

Kandinsky ist kein Mathematiker und kein Metaphysiker, sondern Einer, der Farben und Formen so liebt, daß er Vater und Mutter, Natur und Idee, verlassen hat, um diesen zween Herren ganz zu dienen. Vieles verdankt er der Farbkultur des französischen Impressionismus, der oft unverkennbaren Farbenskala Cézannes. Aber im übrigen wird man gut tun, hier alle Reminiszenzen beiseite zu lassen.

Auffällig, wie eindeutig sich die verschiedne Qualität der Bilder auseinanderhalten läßt. Es sind welche da, die ganz auseinanderfallen in Haufen sinnloser Schnitzelchen, und andre, die so endgültig in ihrer Struktur sind, daß jede Teilveränderung das Ganze zerreißen müßte. Kandinsky nimmt sich ein lineares Motiv oder ein Farbmotiv zum Thema, etwa eine schwarze Schlangenlinie, ein gelbes Dreieck, und komponiert nun nach Art einer musikalischen Variation alles Übrige hinzu. Eine erstaunliche Fülle rein malerischer Einfälle zu wohltuendem Gleichgewicht ausbalanziert — das ist das Erlebnis vor Kandinskys besten Bildern.

Etwas weniger Theorie, etwas mehr Feingefühl für das allergröbste Sinnliche, und man wird weder fassungslos noch mit falschen Vorurteilen vor diesen Künstler treten müssen. Er ist ein gutes Beispiel dafür, wie eine Kunstmethode, über deren Für und Wider jahrelang fruchtlos gestritten wurde, unanfechtbare Existenzberechtigung erlangt, sobald Einer, der etwas kann, sich ihrer bemächtigt.

Rudolf Arnheim

„Im neuen Jahr das alte Ziel!"

Neujahrsbotschaft Geßlers

Wir haben uns das gleich gedacht
und sind nicht überrascht, mein Bester:
wer dreizehnmal ins Fäustchen lacht,
der mag auch grinsen zu Sylvester.

Im nächsten Jahr ein Höchstrekord!
Sie hielten immer, was Sie schwuren,
und grüßen über Lug und Mord
die andern lächelnden Auguren.

Ihr Donnerwort rollt uns ins Ohr
und schwebt ob den Sylvesterpünschen.
Da brummt manch älterer Major
Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen!

Das letzte Blatt des Jahres fiel
mit seltsam drohendem Geknister.
Sie kämpfen um Ihr altes Ziel.
Wir aber auch, Herr Wehrminister!

Karl Schnog

Deutschland als Sklavenkäufer

Wir haben seit ein paar Jahren einen deutschen Gesandten in Afghanistan. Der jetzige heißt Feigl und zeichnet sich dadurch aus, daß er besonders viel von der Kochkunst versteht. Daß er mitunter recht schwierige Aufgaben zu lösen hat, hat der Fall Stratil-Sauer gezeigt. Ein andrer Fall ist noch schöner, und darum soll er hier erzählt werden. Ein Afghane hatte sich aus Deutschland eine Frau mitgebracht, die damit afghanische Staatsangehörige mit allen Vor- und Nachteilen geworden war und die deutsche Gesandtschaft eigentlich gar nichts mehr anging. Aber wie das so geht im Leben, der Mann starb, und die junge Witwe wurde nicht etwa glückliche Erbin, sondern kam in die Erbmasse, und die Verwandten wollten das mit ihr machen, was in Afghanistan in solchem Falle üblich ist: nämlich sie verkaufen. Keine Rechtshandhabe war dagegen möglich. Was blieb dem deutschen Gesandten übrig? Er hat sie mit Reichsmitteln zurückgekauft, und so wurde auf diesem immerhin ungewöhnlichen Wege dem Deutschen Reiche eine Seele zurückgegeben. Wer es nicht glaubt, frage beim Auswärtigen Amt an, denn die Geschichte ist buchstäblich wahr.

Martin Bern

Münchner Idyll

Die Republik war endlich reif für einen neuen Putsch. Hitler lieferte ihn.

Wegen der damit verbundenen Lebensgefahr war es untersagt, nächtlicherweile ohne Polizeiausweis die Straße zu betreten.

Eine junge Dame reputierlichen Geschlechts strebte stark nach Mitternacht der bürgerlichen Bleibe zu. Sie hatte auch nicht den Anschein eines Ausweises und fieberte ob ihrer arg bedrohten Unschuld.

Göttliche Fügung rückte ihr eine Polizeiwache in den Weg.

Sie trommelt den Schutzmann an und wünscht einen Ausweis.

Der Schutzmann will den triftigen Grund wissen:

„Warum sinds noch auf dera Straßen?"

Sie hat siebzehn Gründe, aber keinen triftigen.

Den findet erst der Schutzmann.

Ausweis: „Fräulein Toni Niederwurzer ist zwischen 1 und 2 Uhr beruflich auf der Straße."

Bruno Manuel

Gebet

Du schufst die Eiche und den
Schimmelpilz,
Den kleinen Goethe und den
großen Külz:
Bloß bei der Deutschen Demokratischen Partei,
Du lieber Gott: da warst Du nicht
dabei!

Werner Arendt

Liebe Weltbühne!

Am Abend der Premiere des ‚Feldherrnhügels', da saßen sie Alle in der Torggelstube: die Autoren und die Freunde und die Feinde und die Kritiker und auch Frank Wedekind. Um vier Uhr morgens wurde Carl Rösslern speiübel — er tat das auch. Als er so über die Stuhllehne hing, da beugte sich Wedekind etwas vor und fragte teilnahmsvoll: „Wirds wieder ein Militärstück, Herr Rössler?"

Antworten

Freund. Dieser Nummer liegt für die Abonnenten ein Bild Siegfried Jacobsohns bei. Diese Photographie ist auch beim Verlag für vierzig Pfennig zu haben.

Trauernde Mutter: Die Millionen, die man für ein Reichsehrenmal der Gefallenen ausgeworfen hat, sind hinausgeworfen. Die Gelder sind bereits völlig für die lächerlichen Vorbereitungsarbeiten verbraucht, Sachverständige und Interessenten unter der Führung des Reichskunstwarts Redslob sind im Lande umhergereist und haben sich über den Ort, wo das überflüssige Denkmal stehen soll, gezankt. Jetzt wissen Sie wenigstens, wozu Sie Ihre Steuern bezahlen, und warum Ihre Hinterbliebenenrente so klein ist.

Rechtsanwalt. Wie lange wollen Sie sich eigentlich die Kleinkinderbewahranstalt des Ehrengerichtshofes für Deutsche Rechtsanwälte noch gefallen lassen? In diesem überflüssigen Standesgericht sitzen in der Mehrheit überhaupt keine Rechtsanwälte, sondern Richter des Reichsgerichts; der Rest besteht aus einer besondern Art von Anwälten: nämlich denen, die beim Reichsgericht zugelassen sind. Wie jeder weiß, erfolgt diese Auswahl nach politischen Gesichtspunkten. Das oberste Standesgericht der Rechtsanwälte nun schließt einen Anwalt aus, der aus juristischen Gründen in Konkubinat zu leben gezwungen ist; das Standesgericht hält jeden Ehebruch für eine ehrengerichtliche Verfehlung; das Standesgericht spricht einen Verweis aus, sowie eine Geldstrafe von zweitausend Mark, weil ein Rechtsanwalt, dessen Alter man über sechzehn Jahren anzunehmen geneigt ist, mit der Ehefrau eines Kollegen geflirtet hat; „es wird als nicht erwiesen angenommen, daß es zwischen beiden zum Geschlechtsverkehr gekommen ist". Solche Sorgen haben wir Juristen. Das Standesgericht verurteilt einen Anwalt, wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, weil er mit einer ledigen Kellnerin ein Verhältnis unterhalten habe ... Und da muß dann doch gesagt werden, daß solch ein Verhältnis immer noch besser ist, als das Verhältnis dieser Richter zu einer Frauensperson, namens Justiz.

Kranzspende S. J. W. Karlsberg, Hamburg, 5 Mark; Göteborg 8 Mark; A. H. 1 Mark.

Georg B. Sie haben mich in Nummer 50 auf den fesselnden Vortrag eines Herrn Dr. Lehrs in der Freien Walldorfschule aufmerksam gemacht, in dem gesagt wurde, wie gut es dem Bergmann bekäme, Kohlenstaub zu schlucken. Sie wollen nun wissen, ob das seine Richtigkeit hat. Dazu schreibt Dr. Nathanson, Berlin: „Die Tuberkulosesterblichkeit bei den Kohlenbergarbeitern ist zwar kleiner als bei andern Berufen, aber es ist durchaus verkehrt, diese Tatsache auf die schützende Wirkung des aufgenommnen Kohlenstaubs zurückzuführen. Allerdings ist eine solche Auffassung auch wiederholt von Ärzten vertreten worden, doch war sie nie allgemein anerkannt und wird in dem kürzlich erschienenen „Handbuch der Gewerbehygiene" als „veraltet" hingestellt. Die Erklärung dürfte wohl in der bei diesem Beruf geübten harten Auslese der Arbeiterschaft zu suchen sein. Völlig abzulehnen ist aber die Behauptung, „daß den Bergarbeitern das lebenslängliche Kohlestaubschlucken äußerst gut bekäme". Dagegen spricht schon die große Zahl der nichttuberkulösen Lungenleiden in dieser Berufsklasse sowie die Häufigkeit der vorzeitigen Invalidisierung, die nicht allein durch die Unfälle bedingt ist. Man muß sich zwar hüten, den Kohlenbergarbeiterberuf als besonders ungesund zu bezeichnen, wozu mancher vielleicht a priori neigen mag. Auf alle Fälle aber sind jene Bemerkungen des Herrn Dr. Lehrs vor einem Laienforum nicht zu rechtfertigen." Soweit der Mediciner. Nun aber äußert sich auch eine Hauptperson, nämlich ein Bergmann Paul Radtke: „Schreiber dieser Zeilen hat von

1920 bis 1925 ununterbrochen unter Tage im Ruhrgebiet als Bergmann gearbeitet. Herr Georg B. hat vollkommen recht, wenn er die Aussage des Referenten Dr. Lehrs als erstaunliche Bemerkung auffaßt. Die ‚statistischen Ermittlungen' in diesem Fall sind bestimmt nicht von Bergarbeitern gemacht worden. Herrn Dr. Lehrs würde ich dringend empfehlen, mal vier Wochen lang als Bergmann in die Grube zu fahren und dort an Ort und Stelle Studien über das Kohlestaubschlucken machen, zum Beispiel in der Schachtanlage „Herrmann" in Selm bei Bork an der Lippe, in Westfalen. „Herrmann" wird auch der Taubenschlag vom Ruhrgebiet genannt, der „Pütt" ist bloß 1000 Meter tief und hat eine Temperatur zwischen 36—42° Celsius. Der Herr Doktor braucht sich keinen Grubenanzug machen lassen, denn da unten laufen die Kumpels nur nackend rum. Und es gibt Kohlenstaub, soviel wie er haben will. Ob der schädlich ist? Während meiner Arbeitszeit auf Zeche „Herrmann" wurde ein zweiunddreißigjähriger Mann als Berginvalide und krank entlassen, weil er eben diesen Kohlenstaub nicht verdauen konnte. Seine Lunge ist bestimmt nicht vom Kaffeetrinken d. u. geworden. Wenn der Herr Doktor aber nicht in die Grube fahren will, dann braucht er bloß in die Waschkaue einer beliebigen Zeche (Umkleide- und Waschraum) zu gehen. Da kann er sich die wandelnden Leichen beschaun, und kann dann noch, wenn er ein Herz hat, den Kumpels auch einen Vortrag halten darüber, daß das Staubschlucken sehr gesund sei. Er wird zwar keinen Dank ernten, aber vielleicht etwas andres. Wenn ich die Mittel hätte, dann würde ich Herrn Dr. Lehrs zu Weihnachten das Buch schenken von Otto Hue: ‚Die Bergarbeiter' aus dem Verlag des Alten Bergarbeiterverbandes zu Bochum. Leider verdiene ich bloß 24 Pfennig die Stunde." Der vortragende Arzt scheint also einen gröblichen Fehler begangen zu haben.

Briefkastenonkel. Du wirst im Hamburger Anzeiger von einem deiner Leser befragt, wie denn heute die Lebensverhältnisse in Weimar seien. „Es handelt sich um einen mittleren Beamten mit einem Gehalt von zweihundertfünfundsiebzig Mark im Monat. Erfordert diese Stellung in dem verhältnismäßig kleinen Ort einen besondern Aufwand in gesellschaftlicher Hinsicht? Kann die Frau eines solchen Beamten dort ihre Arbeit selbst machen, oder muß man des Ansehens wegen ein Dienstmädchen halten?" Ein Dienstmädchen? Das wird für Weimar wohl nicht genügen. Nötig sein dürften ein Silberdiener, ein Leibknappe und ein Papagei, der täglich ruft: „Reprräsentation! Reprräsentation!" Denn was ein richtiger Beamter ist, der lebt nicht von seinem Gehalt, sondern von seinem Ansehen.

Hamburger Leser. Sie wünschen mitzuteilen, daß Sie bereit sind, eine Vereinigung der Leser Ihrer Stadt ins Leben zu rufen und bitten diese Leser, sich an Sie zu wenden: Hugo Hertz, Blücherstr. 38, Hamburg.

Ernst Toller. Man hat Sie jüngst durch einen Kriminalbeamten um Ihre Daueradresse bitten lassen; Sie sollten als Zeuge in einem bayrischen Beleidigungsprozeß auftreten. Erfreulicherweise haben Sie in das bayrische Ausland, zu Händen des Oberlandgerichtsrats Brunner in München, diesen Brief gerichtet: „Die Regierung des Freistaates Bayern hat mich, entgegen der Reichsverfassung, nach der jeder Deutsche das Recht besitzt, sich ungehindert im Reichsgebiet aufzuhalten, am 16. Juli 1924 (Aktenzeichen: F. A. 102) des Landes verwiesen. Sie motivierte die Ausweisung mit diesen Sätzen: Toller hat nach den Feststellungen seine Gesinnung nicht geändert, er bedeutet also nach wie vor eine Gefahr für die Sicherheit des Landes, die nur durch Wegweisung abgewendet werden kann. Im Zusammenhang damit wurde die Anordnung erlassen: Zur Sicherung des Vollzuges ist Toller über die bayrische Grenze zu stellen, die Kosten des Verfahrens und des Vollzuges hat Toller zu tragen. Obwohl ich

mir anfangs überlegen mußte, was nun eigentlich durch Wegweisung abgewendet werden soll, die Gefahr oder die Sicherheit, überzeugte ich mich schließlich, daß die Wegweisung mir galt; begleitet wurde ich von zwei Kriminalbeamten, Landgendarmen und Soldaten, die mich laut Befehl auf Umwegen aus Bayern abtransportierten, nämlich unter Vermeidung aller größern Plätze und Industriestädte, sodaß die Fahrt doppelt so lange dauerte als die normale. Wenn ich der Vorladung des Gerichtes folgte, würde ich mich des Bannbruches schuldig machen und käme in Gefahr, etliche Tage in der Haft eines bayrischen Gefängnisses, dessen Einrichtungen mir zur Genüge bekannt sind, zuzubringen. Aus Protest gegen die unrechtmäßige Ausweisung und angesichts der verworrenen Rechtslage erkläre ich, daß ich mich keinem bayrischen Gericht stellen werde, solange die bayrische Regierung die Landesverweisung aufrecht erhält." Sie haben recht daran getan, sich selbst zu schützen. Das Reich vermags nicht und wills auch nicht.

Bücherstube Werner Lippmann, Plauen i. V., Goethestr. 99. Sie wünschen eine Vereinigung der Plauener Weltbühnenleser und geben zu diesem Zweck Ihre Adresse bekannt.

Sozialdemokrat. Das Schöffengericht Stettin hat entschieden, daß der Ausdruck „Noskehunde" eine Beleidigung der Reichswehr darstelle. Es muß für ein eingeschriebenes Mitglied Ihrer Partei nicht schön sein, als Schimpfwort in die Weltgeschichte einzugehen.

Dr. H. D. Was auf der politischen Bühne gespielt wird? Ein altes Stück in neuer Besetzung: Die Sozialisten sitzen in den Regierungen, und die Kapitalisten aller Länder vereinigen sich.

Arbeiter. Wenn Sie ein wirklich hochstehendes, unterhaltsames und belehrendes Blatt für Ihre Interessen suchen, so empfehle ich Ihnen unter andern den „Kulturwillen", Monatsblätter für Kultur der Arbeiterschaft. Das ausgezeichnet geführte Blatt erscheint im Verlag des Arbeiterbildungs-Instituts, Braustr. 17, in Leipzig.

E. R. Der ‚Fichte-Bund' in deinem Hamburg ist mir bekannt. Vor seiner Hetzarbeit im Ausland kann man nicht laut genug warnen. „Mittels deutscher und fremdsprachiger Flugblätter, die seit sechs Jahren millionenweis ins Ausland gesandt wurden, haben wir die über uns verhängte geistige Blockade der Ententepresse durchbrochen und die Wahrheit ins Ausland getragen." Aber nicht die Ententepresse hat über Deutschland eine Blockade verhängt — sondern Deutschland über Deutschland. Im Ausland spricht kein verständiger Politiker von einer Alleinschuld Deutschlands am Kriege, die übrigens der Vertrag von Versailles auch gar nicht behauptet; dagegen hat kein anständiger Mensch die Verbrechen deutscher Offiziere in Belgien und Frankreich und anderswo vergessen. Der „überparteiliche", also nationale Fichte-Bund soll mit seiner Aufklärungsarbeit zu Hause beginnen.

Christ. In Belgrad sind jetzt einige Nazarener vor Gericht gekommen, weil sie sich weigerten, ein Gewehr in die Hand zu nehmen und für den Staat schlachten zu gehen. „Warum hast du dem Befehl deiner Vorgesetzten nicht Folge geleistet?" — „Ich darf nicht." — „Wer verbietet es dir?" — „Das heilige Evangelium." — „Warum hast du den Glauben der Nazarener angenommen?" — „Gott hat es so befohlen." — „Inwiefern ist diese Religion besser als die andern Religionen?" — „Wir töten nicht, wir stehlen nicht, wir lügen nicht." — „Warum wolltest du keine Waffe in die Hand nehmen?" — „Weil es im Evangelium heißt: Du sollst nicht töten!" — „Du erhältst eine schwere Kerkerstrafe." — „Religion ist mehr wert als das Leben." — Urteil: zehn Jahre Zuchthaus. Der Mann wird nie Hofprediger werden.

Verantwortlich i. V.: Carl v. Ossietzky, Berlin, Genthiner Straße 22. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Es wird gebeten, Manuskripten Rückporto beizulegen. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Nacht von Hankau von Carl v. Ossietzky

Von chinesischen Soldaten zerniert, die die weißen Herrn des Erdballs vor den Steinwürfen des gelben Straßenvolkes schützten, sind die englischen Freiwilligen aus dem Konzessionsgebiet von Hankau abgezogen. Vielleicht hat inzwischen Tschiang Kai Shak, der Generalissimus Süd-Chinas, dem Repräsentanten der englischen Behörden, die vom Dachfirst gerissene Fahne Britanniens mit höflicher Entschuldigung wieder zurückgegeben. Aber die Autorität Englands in China hat einen tötlichen Schlag erlitten. Mag auch die Diplomatie nochmals den Gang der Ereignisse verlangsamen: das chinesische Nationalbewußtsein hat seinen großen Ansporn.

Im Foreign Office spürte man schon lange das kommende Ungewitter. Man versuchte deshalb nach allzu umständlichen Erwägungen, mit Canton, das man bisher als ein Banditennest, mindestens als eine maskierte russische Vorposten-Stellung betrachtet hatte, in Verhandlungen zu kommen. London empfand wohl die grenzenlose Ohnmacht der sogenannten Zentralregierung in Peking. Aber vielleicht hatte Wupeifu, der trotz seiner zahlreichen Unglücksfälle noch immer brauchbarste Degen, seine Subsidien noch nicht bis zum letzten Rest verzehrt; vielleicht rechnete man auch noch mit irgendeinem andern Truppenvermieter, der bereit sein würde, gegen gutes Geld seine kostbare Ware für England riskieren. Jedenfalls zeigte die englische Außenpolitik dies Mal nicht die gewohnte Initiative, jene oft mit Glück bewährte Courage, ohne viel Geräusch mit eingefressenen Traditionen zu brechen. Chamberlain behandelt den Fall China dilatorisch; nicht als kühler Cunctator, sondern hoffend, daß die erfolgreichen Streiter der neuen Unabhängigkeitsideen sich schließlich untereinander verschlingen würden. Doch als die Fortschritte der Armee Tschiang Kai Shaks nicht mehr zu ignorieren waren, da bequemte sich auch England endlich dazu, Canton als eine Macht in dem verworrenen Riesenreich anzuerkennen und versuchte, sich mit dem verschrienen Bolschewistenhort auf Vertragsbasis zu finden. Zunächst wurde Herr Lampson, ein Diplomat, als Spezialberichterstatter nach Canton geschickt. Dessen Rapporte klangen ziemlich pessimistisch, waren aber nicht geeignet, den dies Mal seltsam schweren Geist des Außenamtes zu beflügeln. Dann wurde in der Form eines Memorandums erste amtliche Fühlung mit der süd-chinesischen Republik versucht. Aber dabei widerfuhr England das Pech, von Frankreich im Stich gelassen zu werden. Der Quai d'Orsay hatte zunächst seine Zustimmung gegeben. Doch schien das pariser Kabinett in der Frage geteilt zu sein. Wenigstens zog Briand die anfängliche Zusage plötzlich mit der ironischen Begründung zurück, daß Frankreichs Position in China nichts zu wünschen übrig lasse, daß jedoch die Machtverhältnisse dort noch völlig ungeklärt seien: es empfehle sich deshalb nicht, sich schon jetzt so autoritativ auf eine bestimmte Seite zu schlagen. Cochin-

China, Frankreichs Besitz, liegt dem revolutionären Infektionsherd, Süd-China, benachbart. Das dämmt das Vergnügen des Quai d'Orsay an neuen weltpolitischen Feuerwerken. Auch die andern Vertragsmächte zeigen plötzlich eine ungewohnte Zurückhaltung.

England steht in China allein.

England steht allein gegen China.

*

Noch bis vor wenigen Monaten glich Chinas innrer Krieg einem unentwirrbaren Knäuel provinzialer Feindseligkeiten. Bandenchefs, von fremden Mächten gespickt, führten zur Plage des Landvolkes Truppenbewegungen aus, die durch Berichte europäisch aufgetakelter Pressequartiere von Unkundigen fälschlich für Kämpfe gehalten wurden. Ein Mal nur, als Feng, der Unterbefehlshaber Wus, mit einem verwegenen Coup den Herrn plötzlich aus der Macht jagte und die eiserne Pranke auf Peking legte, schien plötzlich eine Idee geboren zu sein. Doch Feng, nur von den Russen unterstützt, mußte dem erneuten Zusammenschluß aller reaktionären Generale weichen. Nur Einer von diesen Spekulanten des Schwertes kann sich behaupten und scheint unverwüstlich: ein böser, alter Stacheligel, der Grausamste und Listigste von Allen, Tschangtsolin, der Despot der Mandschurei, ein Mongolen-Khan aus dem Bilderbuch in die moderne Zeit gesetzt. Tschang und Wu besiegen gemeinsam Feng. Aber geeint nur im Haß, konträr in allen Interessen, nutzen sie den Erfolg nicht aus, bleiben sie vor der Hauptstadt liegen, und nur die Hinrichtung russophiler Publizisten lehrt Peking, das vor seinen Toren wieder einmal ein paar andre Marschälle gesiegt haben. Der Bürgerkrieg scheint an seinem eignen Widersinn zu verenden und ein Land ohne Führerenergien im tiefsten Marasmus zurückzulassen. Da dröhnt tief aus dem Süden plötzlich ein Gongschlag und übertönt alle andern Militär-Potpourris. Die Armee der Kuomin tang marschiert, das Volksheer von Canton. Wer nicht stumpfe Ohren hat, kennt diese Marschmusik: das ist die Reveille von Valmy, der Trommelwirbel einer aufgehenden Zeit. Canton trägt die Standarte Chinas.

In Kwantung, der Südprovinz, hat der große Sunyatsen das Arsenal der Befreiung organisiert. Als Doktor Sun im Jahre 1912 die welken Spätlinge der Mandschu-Dynastie entthronte und das asiatische Mittelreich zur Republik machte, da war er ausschließlich ein Exekutor liberal-demokratischer Ideen, die in das mittelalterlich-feudale China wie durch eine Hintertür unverhofft hereinbrachen. Doch das Fundament war zu schwach: in Peking wurde Sun bald durch den gerissnen Yüanshikai verdrängt, und die Zentralgewalt geriet nach dessen Tode in die Hände impotenter Patrizierklüngel, die nicht mehr waren als Spielbälle englischer, amerikanischer oder japanischer Diplomatie. Nach dem Süden zurückgegangen, erkannte Sun, daß alles nationale Freiheitsstreben wie Goldschaum versprüht, wenn es sich nicht auf soziale Tatsachen stützt. Um die oekonomische Diktatur durch die Fremden und ihre Grundlage: die Minderung der Souveränität durch Konzessionen und

Vertragshäfen zu zerstören, dazu gehörten scharfkantigere Waffen als sie der liberale Demokratismus zu liefern vermag. Sun, der Asiat, überschaute die kapitalistische Welt und prüfte sie bis in ihre geheimsten Ängste hinein; er sah den Schatten über dem gedeckten Tisch — er sah das Proletariat. Gigantisches Unternehmen in einem Reiche, das ein Globus für sich ist und dessen Ackervolk sich noch großenteils in dem selben Zustand befindet wie vor mehr als sechshundert Jahren, als der Venezianer Marco Polo an den Hof Kublai Khans reiste, Begriffe des Sozialismus populär zu machen. In wenigen Jahren gelang es Sun, wenigstens in einigen großen Hafenstädten, wo der gelbe Mann stündlich erfährt, daß er in den Augen der Fremden nicht mehr bedeutet als ein Hund, die dumpfen Aufruhrgefühle einer mißachteten Rasse durch den Filter klassenkämpferischer Methodik in das spiegelblanke Becken moderner Massendisziplin zu leiten. Während im Norden Tschang und Wu ihre englischen oder japanischen Subsidien ziellos in die Luft schossen, kam aus den Häfen des Südens merkwürdige Kunde von Streik und Boykott, von demonstrierenden Industriearbeitern vor den Toren der Konzessionsviertel, von chinesischem Hauspersonal, das sich weigerte, für die Fremden gegen kargen Lohn und viel Fußtritte zu fronen. Aber Canton, obgleich Hongkong ungemütlich in den Nacken gesetzt, blieb doch in der Meinung der Welt das südliche Separatistennest: vielzüngige Rednerschule ohne Arm.

Der alte Doktor Sun ist tot. Die Schlachtmusik seines Canton klingt am Jangtsekiang, hallt über ganz China.

*

Es ist wie ein Salut vor dem Schweren Ernst der Wahrheit, daß in der Londoner Presse dies Mal weniger als sonst von „Bolschewismus" und „russischen Quertreibereien" lautbar wird. Dann mag die Kuomintang auch mit diplomatischen und militärischen Instruktoren moskauer Färbung ausgestattet sein — England weiß, daß es kein sozialistisches Ungetüm ist, das ihn drohend anbleckt, sondern der gute, alte chinesische Drache, das königliche Tier von vierhundert Millionen, das ein paar pfiffige Commerzleute für ewige Zeiten in der Tretmühle des Börsenprofits nutzbar machen wollten. (Moskau hat nur eine Idee übermittelt, hat sich als Lokomotive vor eine altmodische Wagenkolonne gespannt. Aber das Ende wird doch sein wie der Anfang: China, China, China!) Die englische Politik ist immer geschmeidig gewesen. Sie hat es zuletzt bewiesen, als sie zu Gunsten der Dominions das Reichsgefüge lockerte. Sie wird vielleicht nicht den Fehler der Habsburger-Monarchie gegenüber Turin und Belgrad wiederholen, sich einfach hinter das Autoritätsprinzip zu verschanzen: sie wird Konzessionen machen, zurückweichen, um innerlich desto fester zu binden. Aber ist noch Zeit dazu? Die Vorfälle von Hankau können sich an jedem andern Platz wiederholen, der Fall Shanghais ist vielleicht nur noch eine Frage von Wochen, und damit wäre auch das englische Prestige im Fernen Osten dahin. Es ist wie ein Vorzeichen kommender Stürme, daß Ja-

pan, das erst in China sehr aktiv, oft aggressiv war, sich seit einiger Zeit eine außergewöhnliche Reserve auferlegt. Sogar die Beziehungen zu dem ihm ergebnen und vielfach verpflichteten Gebieter der Mandschurei werden ostentativ vernachlässigt.

Gerüchte wollen wissen, daß England, nachdem Suntschuangfang, der Militär-Gouverneur von Schantung, sich in seinem Interesse ruiniert hat, als letzte Karte den alten Tschangtsolin ausspielen wird. Dessen Ehrgeiz aber scheint nicht zu sein, Herr von All-China zu werden — Peking steht ihm seit Monaten offen, aber er zieht nicht ein —, hoffnungsvoller als ein solches Abenteuer dünkt ihn wohl, seine Mandschurei, wo die Bälle Rußlands und Japans hart karambolieren und die Tracen schicksaltragender Eisenbahnen am Pazific enden, zu einem selbständigen Staat zu machen, keinem Herrn mehr dienstbar. Erträumte Schluß-Apotheose eines alten Bravos, die jedoch den englischen Spekulationen schroff entgegensteht. Aber selbst wenn es dem Foreign Office gelingen sollte, einen neuen Preisfechter zu finden, die Entwicklung wird es nicht aufhalten können und nur neue Komplikationen schaffen. Schon heute lagern am Rand des Gelben Meeres Pulverfässer, neben deren Explosivkraft sich die in Europa selbst magazinierenden wie Christbaumschmuck ausnehmen. Es ist ein trüber Aspekt, und wenn es nicht geschmacklos wäre, Witze zu machen, könnte man fast nach dem Völkerbund rufen.

*

Während in Germanien und Mussolinien immer heißer der Platz an der Sonne begehrt wird, wackelt eine Kolonial-Feste nach der Andern. Der alte Imperialismus ist längst defensiv geworden. Der Appetit ist wohl noch da, nur haben sich die Herrschaften leider zwischen 1914 und 1918 gegenseitig die Schneidezähne eingeschlagen. Das Intermezzo von Hankau mag inzwischen durch offizielle Entschuldigungen erledigt sein, aber die Kunde von der Demütigung der englischen Macht wird geflügelt den Erdball umkreisen, und Millionen von Unterdrückten Glauben an die eigne Kraft verleihen. Als in der Nacht englische Soldaten von chinesischem Militär wie ein Haufen Landfahrer abgeschoben, zusehen mußten, wie Alt-Englands Hoheitszeichen vom Dach gerissen und besudelt wurde, da schwebte über diesem schweigenden, verbissnen Zug in den Lüften noch ein zweiter unendlich großer: die Geister Aller, die Europäerhabgier in fremden Zonen um Gold und Elfenbein, um Gummi und Zuckerrohr geschlachtet hat. Eine schreckliche Gespenster-Kavalkade: Rote vom Potomac, Schwarze vom Kongo, braune Kabylen, im Wüstensand verröchelt, Gelbe als Kanonenfutter des Kapitalismus in Gruben und Fabriken verbraucht. In dieser Nacht von Hankau hat Europa eine Schlacht verloren, nicht gegen eine andre Rasse, sondern, Gott sei Dank, gegen die Menschheit. Und mag auch solcher Nacht ein ungewisser Morgen folgen: das Herz kündet, daß Etwas doch anders geworden ist und es sich leichter atmen läßt. Eine Bastille ist weniger. Die Freiheit war wieder auf der Erde zu Gast.

Revolutions- und Sportausfuhr aus USA

von Valeriu Marcu

Wenn am Gebirge Mexicos, Honduras, Nicaraguas, Costa Ricas, Panamas, Columbiens und Cubas der Morgen sich entzündete, blickten aus den Fenstern des Weißen Hauses zu Washington die Männer der Admiralität, um zu erspähen, ob sich der Himmel auch rein runde. Im Jahre 1898, kurz vor dem Krieg gegen Spanien, entdeckte der Vorsitzende des Vereins amerikanischer Bankiers gute Sitten, aber miserable Gebräuche auf dem Kontinent seiner Ahnen. Er sprach deshalb auf einem Bankett seiner Arbeitsgenossen vor versammelter Diplomatie und Admiralität die Worte: „Wir haben im Spiel um die Macht drei Trümpfe in der Hand: Eisen, Stahl und Kohle. Wir sind lange die Kornkammer der Welt gewesen; wir bemühen uns jetzt, ihre Werkstatt zu werden; wir möchten aber auch ihr Clearinghouse sein." Damals war der vorläufige Raum zur Verwirklichung dieser Ziele die lateinamerikanischen Länder und die winkenden, erwartenden Küsten Ostasiens. Mit Bombenattentaten, Terrorakten, Putschen eröffnete man die Tore der ersehnten amerikanischen Gebiete und berief hie und da — Abteilung Weltgewissen — eine panamerikanische Konferenz ein. Zweihundert Clubs in verschiednen Teilen der Union organisierten Putsche auf Cuba. Eine Gegenregierung saß in NewYork. Ihr militärischer Führer auf der Insel war der Mulatte Maceo. Er gab im Auftrag nordamerikanischer Plantagenbesitzer folgenden Befehl im Aufstandsgebiet: „Die Zuckerplantagen haben ihre Arbeiten einzustellen. Wer versucht, die Ernte trotz dieses Erlasses zu mahlen, dessen Rohr wird verbrannt, und seine Angehörigen werden erschossen." Die Pressekampagne, die in den Vereinigten Staaten zur Verherrlichung der kubanischen Rebellen gegen Spanien begann, war ein wildes Spiel rationell geleiteter Phantasie. Alle ähnlichen europäischen Leistungen, selbst die des Weltkrieges, sind Kreuzzüge im Zeichen der Barmherzigkeit, verglichen mit diesen Offenbarungen der amerikanischen Presse. Die Blätter berichteten von Amazonenschlachten, von freiwilligen Kinderscharen, die gegen Spanien verbluteten, und vom Madrider Kommandant der Insel, der Haifische züchtete, um sie mit Gefangenen zu ernähren. Washington wurde durch die Stimme der Demokratie einiger Millionen Zeitungsleser zu dem, was es wollte, gezwungen: Madrid den Krieg zu erklären, den Revolutionären auf der Insel zu helfen. Cuba wurde unabhängig, das heißt nordamerikanisch; der Golf von Mexico und das Karibische Meer

wurden Seen-Washingtoner Paläste. Das war der Grundstein zum Bau des Panamakanals. Erst durch die Spatenstiche, die den beiden Weltmeeren ermöglichten, ineinanderzufließen, konnten die Staaten die geographische Tatsache genießen, am Pazifik Asien gegenüber zu sein und sich ihrer beiden Küstenlinien im Stillen Ozean und am Atlantik zu erfreuen. Hier in den Gewässern der Antillen ist auch die Wiege des Britischen Seereichs gewesen. Drake und Hawkins leiteten den Goldstrom von Panama in die Metropole. Frankreich und England haben hier gerungen; die Kolonialromantik hat hier geträumt, die Tatsächlichkeit, die Macht, hier Schicksale geformt. Nun änderte sich die Geographie des Globus, die Entfernungen und Wege wurden kürzer, als ob Gott noch einmal zu Ehren Washingtons die Welt geschaffen hätte. Die Resultate des Weltkrieges bereiteten sich in langsamem Tempo jahrzehntelang vor. Die dünne Wasserlinie trübte die Unendlichkeiten der englischen Meeresflächen. Die britischen Wege um die Welt wurden in einem Punkt gekreuzt. Diesem Imperium unendlicher Möglichkeiten stellten sich nur Formalitäten entgegen: Einige Staatsgebilde, die am Karibischen Meere unabhängig sein wollten. Washington sandte nun seine Revolutionsspezialisten, die zwar Verschwörer, aber keine Schnorrer waren. Sie machten fleißig sehr teure Revolutionen und überzahlten sie des öftern. Sieben Männer proklamierten die Unabhängigkeit Panamas von Columbien. Das halbe Dutzend Aufrechter wurde sofort nach der Aufpflanzung seiner bunten Fahne als Regierung anerkannt; einige Kriegsschiffe aus der Union brachten ihnen die Botschaft der Befreiung, zweitausend Matrosen und zehn Millionen Dollar. Dasselbe einförmige Spiel nach demselben Revolutionsrezept, mit Operettenweisen, wurde jahrelang weiter getrieben. Das auswärtige Amt in NewYork und die Börse hatten ihre Abteilungen für Verschwörungen in Latein-Amerika.

Während des Weltkrieges, als Jeder für die Zivilisation beim Nachbarn kämpfte, als gerade Wilson Tirpitz bewies, daß die Amerikaner sowohl fliegen als schwimmen könnten, vernichteten USA-Marinesoldaten die Reste unabhängiger Staaten rings um das Karibische Meer. Im Schatten der europäischen Ereignisse, unbemerkt, säuberte hier die Union das Meer von Unerquicklichem. So wurde die Negerrepublik Haiti erst durch einige Agenten beunruhigt und dann von drei Kompagnien Matrosen besetzt. In den Tagen, in denen deutsche Soldaten Belgien besuchten, stellte eine Botschaft Wilsons fest, daß die Bewohner Haitischer Erdengegend ganz und gar unfähig

seien, sich selbst zu verwalten, und daß von nun an dieses Recht, als Bürde der Pflicht, dem auswärtigen Ministerium Washingtons übertragen werde. Zur selben Zeit verschuldete man die Republik Nicaragua, die dafür 51 Prozent der Aktien ihrer Staatsbahn NewYorker Bankhäusern verpfändete. Selbstverständlich vergaß man nicht die programmäßige Revolution, die erst das Amtieren eines Präsidenten ermöglichte, der in die laternentragende Freiheitsjungfrau von New York verliebt war. Der Mann hieß Diaz und erfreute sich seines konservativrepublikanischen Himmels. Sein Gegenspieler, von Mexico unterstützt, mußte etwas andres sein, war deshalb liberal und schlug ihn sogar. Nach erprobtem Rezept landen nun amerikanische Truppen und erklären die Küste ihres Aufenthalts für neutrales Gebiet. Diese Neutralität soll sich über kurz oder lang vom Karibischen Meer bis zum Pazifik erstrecken, ein eiserner Gürtel um Mexico sein. Der Bau eines neuen Kanals wird geplant. Der Durchbruch in Panama ist angesichts seiner Wichtigkeit zu schmal; er wird vom Koloß amerikanischer Notwendigkeiten erdrückt, als Gral behütet; und doch könnte er durch die Versenkung zweier Schiffe unfahrbar gemacht werden. Er entstand in dem Jahrzehnt, als Asien anfing, Objekt amerikanischer Politik zu werden. Seine Parallelstraße durch die großen Seen Nicaraguas soll nun auch im Zeichen Chinas gebaut werden; denn das pazifische Gesicht Nord-Amerikas gewinnt in dem Maße an Wichtigkeit, als das Meer zwischen Japan und China der Wasserspiegel kommender Dinge wird. Tausend für ihre Unabhängigkeit kämpfende Nicaraguaer Soldaten werden die Pläne Washingtons ebensowenig durchkreuzen können, wie die Neujahrsversicherung Coolidges, der der Welt die beste Erholung und Prosit Neujahr für 1927 wünschte. Ungefähr zu gleicher Zeit. als er einen Schluck Wasser nach einer langen Friedensrede nahm, marschierten lustige Matrosen und besetzten Nicaraguas wichtigsten Hafen. In seinem Neujahrsbetrachtungen protestierte der Präsident gegen den Rüstungswettstreit, erklärte indes, daß die Vereinigten Staaten stark genug seien, um sich selbst zu schützen. Gemeint war Nicaragua mit 638 000 Einwohnern. Der Präsident der großen Republik ist in der angenehmen Lage einer Tugend, die sich im Garten der Wahrheit bewegt. Das, was er gegen das Wettrüsten gesagt hatte, war von ihm auch sicherlich so gemeint. Seiner Herrschaft Gebiet kennt die allgemeine Wehrpflicht nicht, hat vielleicht deshalb die neue Form des Militarismus entdeckt; es besitzt ja die breitesten Grundlagen alles umändernder Kämpfe. Hier ist die Nation

durch den Sport, durch die Jugendbewegung, durch den Optimismus der Minderjährigen für den Gedanken des Massakers mobilisiert.

„Ziel aller militärischen Ausbildung ist, den Kampf zu gewinnen... Die Grundsätze des Sportes und der Achtung für den Gegner haben keinen Platz in der praktischen Anwendung dieser Arbeit... Um den Feind zu erledigen, der sich an einen klammert oder einen zu werfen bemüht ist, suche man um jeden Preis seinen Griff zu brechen, sei es durch Kniestoß in die Magengegend oder durch Blendung seiner Augen mittels Daumenstoßes... Dieser innere Drang, zu hassen und zu töten, muß vom Instruktor sorgfältig gehegt und ermutigt werden."

Wenn auf dieser Welt das bißchen Relative, das wir Vernunft nennen, allbestimmend wäre, so würden wir unter anderm nicht geboren werden, da die Geburt mit Schmerzen verbunden ist. Deshalb hat auch der Krieg den Krieg popularisiert. Früher schmückten zwar die Eingezognen ihre Mützen mit Blumen und tranken sich am vorletzten Tag ihres zivilen Daseins einen an. Aber trotz Alkohol und Rosen empfand man die Jahre der Kaserne als Muß eines nicht endenwollenden Marschierens. Der Staat brauchte die Kaserne nicht so sehr, wie sich die Sozialisten einbildeten, wegen des innern Feindes, der nie da war, auch nicht um des Paradeschritts willen, als vielmehr wegen der seelischen Disziplinierung und Vorbereitung der Menschen zum Kampf. Das bewaffnete Müllern hätte man auch in einigen Wochen erlernen können. Hauptsache war die Eindrillung des Gedankens: Es gibt Menschen auf der Welt, die ihr umbringen müßt. Jetzt machen das die amerikanischen Massen aus eignem Antrieb.

Der Sport ist das gesellschaftliche Geheimnis des amerikanischen Militarismus.

S. J.

Was aber soll das Theater machen? Es hat die Wahl zwischen einem Kuddelmuddel, worin sich vielleicht allmählich doch allerlei Keime entfalten werden, und einem dicken Strich unter die Vergangenheit, einer ausgiebigen Atempause und einem frischen Anfang auf jungfräulich unentweihtem Boden... Weg mit den falschen Schillers, die schnell den großen Volksfilm „August Bebel" zusammenschmieren! Her mit Shakespeare und Mozart und Goethe und unter „ernsten" Dingen auch solche heitern verstanden, die das schmallippige Antlitz dieser Gegenwart nicht beschämt! Und Geduld! Und Kritik! Und Arbeit! Und Glaube! und Freudigkeit!

XIV, 49 *1918*

Die Urfeme von Heinz Pol

I.

Der Siebenundzwanzigste Ausschuß des Reichstags, zu deutsch: der Feme-Ausschuß, hat sich vor einigen Tagen auf Mitte Januar vertagt. Da wird er dann nur noch ein Mal kurz tagen, um sich darüber schlüssig zu werden, welchen der drei vorliegenden Anträge er annehmen soll. Diese Anträge stammen einmal von dem deutschnationalen Abgeordneten Schaeffer, dann von den bürgerlichen Parteien und drittens von Doktor Paul Levi. Sie beziehen sich auf die Arbeiten und Untersuchungen des Ausschusses über die bayrischen Fememorde.

In den drei Anträgen wird das Facit gezogen. Das Kolorit ist natürlich nach der Parteizugehörigkeit verschieden. Der Doktor Schaeffer fordert den Ausschuß auf, festzustellen, daß Alles schon glücklich geregelt sei, daß die Münchner Polizei dort eingegriffen habe, wo sie es hätte tun können, und daß an all den andern dunklen Dingen nichts daran sei, denn sonst hätte die Polizei eben eingegriffen. Es sei auch nicht erwiesen, daß es sich um Fememorde handle. Alle Vorwürfe gegen gewisse Persönlichkeiten Bayerns seien zu Unrecht erhoben.

Der bürgerliche Antrag sieht schon anders aus. Hier wird zunächst einmal festgestellt, daß es sich um regelrechte Fememorde handelt, und es wird weiter als auffallend bezeichnet, daß es nicht gelungen ist, einige der Täter, die man verhaftet hatte, zu überführen, daß ein Andrer, der schon verurteilt war, entfliehen konnte, und daß auch sonst alles Mögliche getan worden ist, um die Dinge nicht aufzuklären, die Spuren zu verwischen, das Verfahren zu verhindern.

Am weitesten geht natürlich der Antrag Doktor Levis, der übrigens als Berichterstatter das ganze Feme-Material am allerbesten kennt. Nach seiner Meinung sind die Morde auf eine einheitlich organisierte Personengruppe zurückzuführen, nach einem gleichmäßigen Plan und unter vollem Mitwissen, ja, teils mit Beteiligung höher gestellter Personen. Die Strafverfolgungen und Untersuchungen seien bewußt einseitig geführt, die Öffentlichkeit bewußt getäuscht worden.

Dies die drei Anträge. Einer von ihnen wird vom Ausschuß angenommen werden. Damit ist dann die Sache erledigt. Parlamentarisch und auch sonst erledigt. Kein Hahn wird mehr danach krähen. Der Ausschuß hat seine Pflicht getan.

Die bayrische Staatsanwaltschaft wird sich hüten, sie zu tun. Es wird also nicht einmal zu einem Prozeß wie in Landsberg kommen, denn es wird ja Niemand in Bayern Anklage erheben. Reden wir nicht mehr davon . . .

*

Aber verlohnen würde es sich schon, sehr ausführlich darüber zu sprechen. Kein Mensch außer den paar Ausschußmitgliedern weiß eigentlich, wie diese bayrischen Fememorde vor sich gegangen sind, wer Alles an ihnen beteiligt und wer Alles verdächtig ist, Mithelfer oder Mitwisser zu sein. Gewiß

ist viel über diese Fälle veröffentlicht worden, es waren das aber immer nur Einzelheiten. Während man die Fememörder Norddeutschlands, die Schulz, Klapproth, Büsching, Benn, sowie die Vorgänge in Döberitz, in Küstrin, in Mecklenburg fast bis in die kleinsten Einzelheiten kennt, vor Allem auch ihre Zusammenhänge mit den offiziellen Stellen, schwebt grade über diesen wichtigen Punkten der bayrischen Fememorde 1920/21 für die Nichteingeweihten tiefes Dunkel.

Das ist schon deshalb sehr schade, weil man die Atmosphäre der norddeutschen Fememorde des Jahres 1923, ihre Taktik und ihre Technik nur dann voll begreift, wenn man ihre Vorbilder, nämlich die bayrischen Fememorde, kennt. Es ist bei den landsberger Prozessen immer so hingestellt worden, als ob man den ganzen Femeapparat, das heißt die planmäßige Beseitigung angeblicher Verräter vom oberschlesischen Grenzschutz her übernommen habe. Das war eine ganz geschickte Ausrede: über die Vorgänge in Oberschlesien würde ja doch Niemand den Schleier lüften, denn Alles, was damals geschah, war ja höchst legal, selbst sozialdemokratische Minister hatten darum gewußt und es stillschweigend gebilligt...

In Wirklichkeit aber übernahm man die Technik aus Bayern. Die bayrischen Fememordfälle — es sind im Ganzen fünf — sind sozusagen die ‚Urfememorde'. Sie dienten als Beispiel. Und sie wurden, wie man sehen wird, sklavisch nachgeahmt.

Was Oberleutnant Schulz mit seinen Leuten 1923 darstellt, das war 1920 in München der Oberleutnant Braun mit seinen Studenten. Und ungefähr jene illegale Stellung, die 1923 die Schwarze Reichswehr einnahm, hatte 1920 in Bayern die Einwohnerwehr. Der Zusammenhang zwischen Escherichs Einwohnerwehr und den staatlichen Dienststellen war sehr eng. Enger noch als der zwischen der Schwarzen Reichswehr und den offiziellen Stellen. Man hatte Mittelsmänner, Verbindungsmänner, und wenn irgend etwas faul war, so setzte man sich zusammen und bereinigte die Atmosphäre gemeinsam. Genau wie die Schwarze Reichswehr hatte die Einwohnerwehr Bayerns 1920 und 1921 die Hauptaufgabe, Waffen zu sammeln und zu verbergen. Und genau wie Oberleutnant Schulz hatte Oberleutnant Braun auf etwaige Verräter aufzupassen und sie mundtot zu machen.

Wie seine Leute das machten: das eben ist die „Urfeme". Das war das Muster, das man sich patentieren ließ; und Klapproth und Büsching und Fahlbusch und all die andern landsberger und küstriner Helden sind weiter nichts als die Schüler der jungen Leute von Oberleutnant Braun, die im übrigen — sie waren ja fast alle Studenten und aus besten Kreisen stammend — ihre Sache ganz vortrefflich machten. So vortrefflich, daß es ihnen heut gut geht. Teils haben sie große Stellungen in Ungarn, teils laufen sie lustig auf Münchens Pflaster spazieren.

Diese Leute also exekutierten im Oktober 1920 den ersten Fememord. Es war keine Stümperarbeit. Im Gegenteil. Hier ist die Geschichte dieses ersten Fememordes:

Im September 1920 liest das Dienstmädchen Marie Sandmayr aus Odelshausen an einer münchner Litfaßsäule das Plakat:

„Liefert Waffen ab! Der Entwaffnungskommissar."

Der Sandmayr fällt beim Lesen ein, daß sie bei ihrer frühern Dienstherrschaft, dem Grafen Treuberg auf Schloß Holzen, ein Waffenlager gesehn hat. Sie beschließt, scharf auf die Belohnung, dies anzugeben. Sie weiß aber nicht, an wen sie sich wenden soll, und geht schließlich nach langem Überlegen zu der Firma, die dieses Plakat gedruckt hat. Dort gerät sie an einen jungen Mann, der Mitglied der Einwohnerwehr ist. Der hört sie an und bringt sie dann zum Bezirksführer der Einwohnerwehr, einem Kaufmann Zeller. Man notiert sich ihren Namen und erklärt, man werde ihr in ein paar Tagen Bescheid geben. Am 5. Oktober erscheint ein junger Mann in Odelshausen und fragt nach der Sandmayr. Man sagt ihm, daß die Sandmayr wieder Stellung in München angenommen habe, gibt ihm die Adresse, und der junge Mann sucht die Sandmayr auf. Das Stubenmädchen derselben Hauswirtschaft beobachtet, wie die Sandmayr längere Zeit mit dem jungen Mann im Korridor flüstert, dann kommt sie in die Küche gelaufen, erzählt, daß Einer vom Entwaffnungskommissar da sei, sie müsse gleich fort. Sie zieht sich um und geht auch.

Am nächsten Morgen wurde Marie Sandmayr im Forstenrieder Park, an eine Tanne geknüpft, tot aufgefunden. Über ihrem Kopf befand sich ein Plakat: „Du Schandweib hast verraten Dein Vaterland. Dich hat ermordet die schwarze Hand."

Die Ermittlungen ergaben, daß die Sandmayr bereits tot nach der Tanne geschleppt wurde. Es führte eine Spur nach der Straße, dort fand man Autospuren. Die Leiche wies verschiedne Würgemerkmale und Kratzer auf. Ganz offenbar war das Mädchen in einem Auto ermordet worden. Fünf Tage war man ohne Spur von den Tätern. Am 11. Oktober erschien ein Chauffeur bei der Polizei und erzählte, daß ihm am 5. Oktober mittags Oberleutnant Braun gesagt habe, er solle seinen Wagen hergeben, der anderweitig benötigt werde. Der Chauffeur habe noch gesehn, wie vier Personen in den Wagen gestiegen seien, nämlich die Studenten Schuster, Schneider und Berchthold sowie der Oberleutnant a. D. Schweighard. Am nächsten Morgen sei dem Chauffeur der Wagen wieder abgeliefert worden, und zwar in einem schrecklichen Zustande: die Abblende-Laternen nach innen gebogen, die Türriemen abgerissen. Der Oberleutnant Braun habe zu ihm gesagt, der Wagen müsse in die Reparaturwerkstätte.

Die Polizei fuhr sofort zu dieser Werkstatt, um das Auto zu besichtigen. Es war aber bereits auseinandergenommen. Daraufhin vernahm man Oberleutnant Braun und befragte ihn nach seinen Mitfahrern. Er gab Schuster, Schneider und Berchthold an, Schweighard verschwieg er. Am 14. wurde Berchthold vernommen und gefragt, ob er Schweighard kenne. Er verneinte es. Am 18. erfuhr die Polizei, daß bei Berchthold ein fremder Mann wohne. Berchthold behauptete, es sei ein Herr Wagner aus Leipzig, doch stellten mehrere Zeugen fest, daß es Schweighard gewesen sein muß. Tatsächlich ist

heute festgestellt, daß Schweighard am 8. Oktober, also drei Tage nach der Ermordung der Sandmayr, von der münchner Polizeidirektion, und zwar durch den Kommissar Glaser, über den noch zu sprechen sein wird, einen Auslandspaß erhalten hat. Vom 8. bis 13. Oktober war Schweighard, immer mit seinem Paß, nicht in München, am 13. wurde er von Berchthold am Münchner Bahnhof abgeholt und in dessen Wohnung gebracht. Von dort aus brachte man ihn dann ins Munsterlager. Nun wurde er, aber erst, als die Luft reiner geworden war, von Einwohnerwehr-Kameraden und dem Oberleutnant Braun im Auto unter Umgehung Münchens bis an die Grenze bei Kufstein transportiert. Er ging dann nach Graz und blieb dort bis zum Jahre 1921.

*

Das ist die Geschichte des ersten Fememordes. Alle Requisiten finden sich dort schon, und alle weitern Morde waren nur Neuauflagen.

Das Geburtstagskind von einem Justizwachtmeister

Das Reichsjustizministerium gehört zu jener Sorte von Jubilaren, die ihren Geburtstag in der Presse anzeigen, um wenigstens einige Gratulationen zu bekommen. Die Glückwünsche der Freunde unsrer Reichsjustiz seien dem Staatssekretär Joel gegönnt, er verdient sie wirklich. Uns an das fünfzigjährige Bestehen seines Ministeriums zu erinnern, war von Joel weniger geschickt als alles das, war er getan hat, um auf dem Wege der Transfusion kaiserliches Halbrecht in republikanisches Unrecht zu verwandeln. Was scherts den Operateur, wenn die Patientin an der gelungenen Operation langsam zugrunde geht! Joels Assistenz ist seit langem stets die gleiche geblieben. Schon vor vierzehn Jahren, als Lisko kaiserlicher Staatssekretär im Reichsjustizamt war, arbeitete er an der Gesetzgebung in bewußtem und gewolltem Zusammenwirken mit den Ministerialdirektoren Bumcke und Oegg; damals wie heute nach dem Sinnspruch, der noch jetzt das Gerichtsgebäude in Halle ziert:

„Ein Gott, ein Kaiser und ein Reich,
Ein deutsches Recht, für alle gleich."

Nach der Gründung des alten Reichs hat das Justizamt wenigstens gemeinsam mit Gelehrten von Rang bedeutende gesetzgeberische Arbeit geleistet; die deutsche Rechtseinheit wurde hergestellt. Im achten Jahre der Republik ist auch nicht ein modernes Gesetzgebungswerk von Wert erschaffen. Als Sachverständiger für Strafrecht gilt dem Ministerium heute der berliner Professor Kohlrausch. Seine Sachkunde für das neue Kriminalrecht hat er dadurch glaubhaft gemacht, daß er noch 1926 von der „weißen Weste des Richterstandes" sprach und die Unzufriedenheit mit der Justiz durch die Worte zu erledigen glaubte: „Getretener Quark wird breit, nicht stark." Die Mitarbeit kritischer Köpfe, zum Beispiel James Goldschmidts, lehnt das Justizministerium nicht nur innerlich ab. Als Goldschmidt die Umparagraphierung der Strafprozeß-

ordnung gelegentlich der Radbruch-Emmingerschen Justizreaktion verhindern wollte, um eine spätere Rückgängigmachung zu erleichtern, stieß er auf offnen Widerstand.

Hellhörig ist Joel stets, wenn es gilt, fortschrittliche Einflüsse zu verhindern. Er ist für die Personalpolitik des Reichsgerichts verantwortlich, das fast ausnahmslos mit Reaktionären besetzt ist. Er hat Niedner zum Senatspräsidenten und Werner zum Oberreichsanwalt gemacht. Joel trägt wie Werner die Liebe zur Republik so tief versteckt im Herzen, daß niemand sie finden kann. Bezeichnend für das Ministerium ist, daß es dem Erlaß jedweder Amnestie grundsätzlich ablehnend gegenübersteht. Milderungen im Strafrecht, Schaffung von Rechtsgarantien für den Beschuldigten im Strafprozeß sind stets, gegen die innre Überzeugung Joels, durch Druck von außen herbeigeführt worden. Auch die soeben erfolgte Neuregelung der Bestimmungen über die Untersuchungshaft war dem Ministerium nicht genehm. Die Empörung über die an Untersuchungshäftlingen begangnen Gemeinheiten sollte erst verrauchen, damit eine Gesamtreform auch ja nicht allzu radikal ausfiele.

Etwas hat Joel durch seine dilatorische Behandlung der Untersuchungshaftfrage tatsächlich erzielt. Während vor eineinhalb Jahren unter dem frischen Eindruck des Höfle-Skandals die überwältigende Mehrheit des Parlaments für eine sofortige durchgreifende Änderung der Vorschriften über die Untersuchungshaft zu haben war, trägt die nunmehr am 13. Januar in Kraft tretende kleine Strafprozeßnovelle durchaus Joelschen Charakter: ängstlich, matt, verwässert. Die Voraussetzungen für den Erlaß des Haftbefehls sind die alten geblieben: dringender Tatverdacht, Fluchtverdacht oder Verdunklungsgefahr. Unter welchen Umständen Fluchtverdacht oder Verdunklungsgefahr als vorliegend anzusehen sind, bleibt also wie bisher diskretionärem richterlichem Ermessen überlassen. Gerade bei seiner Anwendung wird am schwersten gesündigt. Nicht aus Vorsatz: aus Fahrlässigkeit.

Keine ernsthafte Erwägung des Für und Wider einer Haftentlassung war bisher üblich. Ein kurzer Blick in die Akten, das Lesen eines blöden Polizeivermerks genügte, und schon war der Beschluß gefaßt: „Die Haftentlassung wird abgelehnt, weil bei der zu erwartenden hohen Strafe Fluchtverdacht begründet ist.“ Unter tausend Akten gibts kaum eine, in der die Annahme des Fluchtverdachts aktenmäßig motiviert ist; daß der Häftling eine große Familie zu versorgen und überhaupt keine Mittel zur Flucht hat, kann jeder sorgsame Dezernent aus zahlreichen Angaben ersehen; eine Mehrheit von Fahrlässigen scheut die Nachprüfung oder hält sie für unnötig, weil der Richterkollege, durch den die Haft zunächst verhängt war, doch sicherlich genauere Feststellungen in jeder Hinsicht getroffen hat, und ohne Grund ja noch niemals ein Haftbefehl erlassen worden ist...

Trotzdem wird durch die Novelle insofern eine kleine Besserung eintreten, weil in dem neuen mündlichen, aber wiederum geheimen Haftprüfungsverfahren in Gegenwart

des Beschuldigten oder Verteidigers weniger gesündigt werden kann, als in dem bisherigen schriftlichen Verfahren, das überarbeitete Dezernenten zur Nichtbeobachtung der erforderlichen Sorgfalt verleitet hat. Die Halbheit und Verlogenheit der neuen Bestimmungen zeigt folgendes Beispiel. Der jetzt eingefügte § 114 a StPO lautet:

> „Dem Verhafteten ist Gelegenheit zu geben, Angehörige und, soweit er daran ein wesentliches Interesse hat, andre Personen von der Verhaftung zu benachrichtigen, sofern der Zweck der Untersuchung nicht gefährdet wird; auf Verlangen des Verhafteten ist die Benachrichtigung von amtswegen zu bewirken."

Der Zweck des Paragraphen ist klar. Der Reichstag wollte verhindern, daß in Zukunft Angehörige über den Verbleib eines der Ihren erst tagelang nach der Verhaftung, womöglich, wie Frau Höfle, erst durch die Presse Kenntnis erhalten. Joel kann einer Anordnung des Parlaments nicht widersprechen, aber er läßt diese Anregung so fassen, daß die Benachrichtigung der Angehörigen bei einigem schlechten Willen in der Praxis völlig illusorisch gemacht werden kann. Es liegt wieder einmal im „freien Ermessen des Richters", darüber zu befinden, ob der Zweck der Untersuchung durch die Benachrichtigung gefährdet wird, und ob andre Personen als Familienangehörige ein wesentliches Interesse an der Benachrichtigung haben. Es wird Richter geben, die ab 13. Januar auf Anträge um Benachrichtigung verfügen: „Eine Benachrichtigung der Ehefrau des Beschuldigten ist nicht möglich, weil ich grundsätzlich durch jede Benachrichtigung den Untersuchungszweck bedroht sehe. Für eine Ausnahme besteht kein Anlaß." Wie soll der Richter schließlich beurteilen, ob das Interesse an der Benachrichtigung ein „wesentliches" ist. Der Richter ist, so gut hat man für ihn gesorgt, nach dem Gesetz nicht einmal verpflichtet, die Gründe für seine Stellungnahme in den Akten schriftlich niederzulegen. Sic volo, sic iubeo, stat pro ratione voluntas — freies richterliches Ermessen, ja keine Schutzmaßnahmen, mindestens nur papierne! Diese Tendenz zeigt sich auch in zahlreichen andern Paragraphen der Strafprozeßnovelle.

Das fünfzigjährige Jubiläum des Reichsjustizministeriums fällt mit dem fünfzigjährigen Jubiläum der Strafprozeßordnung zusammen. Beide Jubilare sind die alten geblieben. Nur äußerlich sehen sie etwas verändert aus. Ihr Gesichtsausdruck ist nicht so offen wie früher; er ist hinterhältiger und verschlossner geworden. Zum Jubiläumstage hat der Staatssekretär übrigens nicht die vortragenden Räte und aktentragenden Amtsgehilfen zusammengerufen, um sich bei ihnen für die treue Mitarbeit zu bedanken, er hat die hunderttausend Deutsche eingeladen, die in den Jahren 1877 bis 1926 in Untersuchungshaft gewesen sind, ohne nachher bestraft zu werden. In einer Ansprache hat er sich bei den ehemaligen Häftlingen dafür bedankt, daß sie während der Dauer und nach Beendigung der Untersuchungshaft das Maul gehalten und dadurch eine öffentliche Verbrennung der Strafprozeßordnung verhindert haben.

Die Häftlinge haben ihre „Strafe" weg. Der deutsche Richter aber bleibt unabsetzbar.

Geschmuggelter Brief von Eleonora Cavalieri

„Was das Ausland, die Welt über Mussolini denkt, sagen und schreiben täglich unzählige Zeitungen; was aber sagt Italien selbst zu seinem Helden? Keine Antwort ist auch eine Antwort und die erhält man meistens, wenn man in Italien etwas über den Duce erfahren möchte. Die offenherzigsten, liebenswürdigsten Leute verstummen. Diese geborenen Redner, denen jeder Anlaß zu einer rethorischen Glanzleistung dient, schweigen. Ich versuche mein Glück bei Einem und frage den: „Wie beurteilen Sie den Duce? Worauf beruht seine Macht?" — „Urteilen Sie selbst," ist die Antwort, „sogar seine Schwiegermutter spricht liebevoll von ihm!" Ich treffe einen alten Bekannten aus Deutschland, der seit Jahren in Rom lebt, und frohlocke schon innerlich: Hier werde ich etwas erfahren! Nachdem ich mir eine Stunde teilnahmsvoll über sämtliche Geburten, Verlobungen, Eheschließungen, Scheidungen und Todesfälle im Familien- und Freundeskreis habe berichten lassen, nachdem ich bedauernd von der Verschlimmerung eines Gallenleidens Kenntnis genommen habe, frage ich ganz nebenbei um seine Meinung über Mussolini. „Mit Herrn Meier verkehre ich nicht, ich habe auch lange nichts von ihm gehört." (Meier nennen Ihn die Deutschen unter sich). Ist es nicht entmutigend?

Ja, es gibt kein laut ausgesprochenes Urteil, keine Mißbilligung, keine Kritik; selbst der Witz, die ausgelassene Laune machen halt vor seinem Panzerhemd.

Vor der diktatorischen Gewalt, die in ihm verkörpert ist, beugt sich Alles und schweigt; Mancher zwar nur als Toter; frühere Freunde sind Gegner geworden, als sie sahen, wie die Macht ihn verführte, verwandelte, umschuf. Worauf aber beruht diese Macht und sein anhaltender Erfolg?

Eines Tages spricht er zu sechzigtausend Römern und spürt plötzlich, wie die Masse ihm entgleitet; da wirft er sein Manuskript bei Seite und sagt ihnen, daß er heute den Zwang fühle, aus übervollem Herzen frei zu sprechen: „Meine Programmrede lest in euern Zeitungen; ich fühle: ihr wollt mehr, ihr wollt Andres von mir; ihr wollt meine Überzeugung, ihr wollt mich!" Und die Menschen jubeln ihm zu; sie sind vollkommen in seinem Bann; Wachs in seiner Hand. „Evviva il Duce!" Es ist schwer, sich der Hingerissenheit des Augenblicks zu entziehen; das von Menschenmassen gefüllte riesige Rund des Kolosseums und eine Stimme, die bändigt, hinreißt, führt und verführt. Vergessen ist die Qual der täglichen Unterdrückung und Freiheitsberaubung; vergessen das unerträglich teure Leben, das graue Brot; vergessen Steuern und Zölle; selbst die Junggesellen, deren goldne Freiheit er seit kurzem bedroht, schlimmer noch: deren Existenz er einfach zu vernichten plant, selbst sie rufen ihr „Evviva il Duce!" Und ich hatte so gehofft, von ihrem Zorn zu profitieren! Nein, meine unverfänglichsten Fragen bekommen keine Antwort. Eine Frau, die sich für Politik zu interessieren scheint, gilt hier von vornherein als Spionin. Die meisten Leute, die ich befrage,

verlieren einfach die Sprache; sie beschränken sich auf Mimik und Gesten. Ihr Gesicht nimmt einen zerstreut-tiefsinnigen Ausdruck an, ängstlich sehen sie sich um, ziehn die Schultern hoch, rücken nervös die Kravatte zurecht, fassen bedeutsam nach dem Knopfloch, wo das Fascistenabzeichen fehlt, kurzum: sie erregen Mitleid. „Drum lasset uns wieder von der Liebe reden..."

Diese Angst ist verständlich.

Jede unvorsichtige politische Äußerung wird mit Zuchthaus zwischen fünf und fünfzehn Jahren geahndet. Gottes Hand lastet schwer auf dem Garten Europas, und Trauer erfüllt uns, wenn der Duce aus der „città eterna" eine moderne City creieren möchte, Trauer, wenn er mit seinem Paradedegen klirrt und von den herrlichen Zeiten spricht, denen er Italien entgegenführen wird.

Zwar hat sich Benito ein Mausoleum errichtet, in dem er zu ruhen wünscht, und seine Büste aus Erz schmückt das Museum, das seinen Namen trägt; einstweilen aber herrscht er noch und redet auf der Piazza Colonna, im Colosseum und andern stimmungsvollen Plätzen zu „seinem Volk", diesem Volk, das aus unzähligen kleinen Mussolinis zusammengesetzt ist. Auf Denen beruht seine Macht."

Blamage der Frommen von Wolfgang Bardach

Am 28. Februar 1926 gelangte am Kleinen Theater in Cassel Ernst Glaesers Tragikomödie „Seele über Bord" zur Uraufführung. Der erste Staatsanwalt in Cassel, Sauer, hatte gegen Glaeser Anzeige auf Grund des § 166 erhoben. Da Belastungszeugen fehlen, wendet sich der völkische Staatsanwalt Sauer an seinen völkischen Parteifreund Freisler. Der hat zwar bei der Aufführung Skandal gemacht, kann sich aber an keine Gott lästernde Stellen der Aufführung erinnern. Herr Sauer hilft daraufhin dem Gedächtnis seines Freundes nach, indem er ihm das von Ernst Glaeser eingereichte Manuskript zur Verfügung stellt. Unglücklicherweise aber wurde das Stück in Cassel in einer ältern Fassung gespielt, als der dem Gericht vorliegenden Bearbeitung. Ironie des Schicksals will es, daß Herr Freisler grade an den Äußerungen des Stückes Anlaß genommen zu haben glaubt, die erst nach der Casseler Aufführung eingefügt wurden. So schreibt er denn also an den Staatsanwalt: Bezugnehmend auf unsre Unterredung.... und führt die Stellen an, die dann in die Anklageschrift aufgenommen wurden.

Herr Sauer wird unterdessen von Cassel versetzt. Der Staatsanwalt Schmitz, der die Angelegenheit übernimmt, ein rechtsgerichteter Mann, weigert sich, die Anklage zu erheben. Er ist in künstlerischen Fragen zu einsichtsvoll, um sich in einem Prozeß zu blamieren. Landgerichtsdirektor Bär, der

den Prozeß zu führen hat, erklärt sich für befangen und tritt zurück. Herr Bär ist Vorsitzender einiger evangelischer Vereinigungen. Unter eigenartigen Auspizien bereitete sich also der Prozeß vor, der am 3. Januar 1927 vor dem großen Schöffengericht in Cassel stattfand. Als Zeugen waren die Theaterkritiker Cassels vollzählig anwesend. Im Publikum Schauspieler und Schriftsteller in großer Anzahl. Die Anklage vertritt nunmehr Staatsanwaltschaftsrat Grau, ein untersetzter, verknitterter Beamtentyp mit einer hohen Fistellage. Der Vorsitzende: Landgerichtsrat Bachmann, ein korrekter Beamter. Die Schöffen: ein sympathischer Lehrer und ein kleiner Fabrikant.

Auf der Anklagebank sitzt, schlank, blond und blaß, Ernst Glaeser. Neben ihm sein Anwalt Blüthenthal aus Frankfurt am Main, ein energischer, kluger Kopf. Glaeser spricht kurz über sein Stück. Er lehnt jede Absicht einer Gotteslästerung entschieden ab. Er bekennt sich gegen den negativen Typ des Stückes, Javga, und für den positiven Vertreter der Gerechtigkeit, den Detektiv Brown. Vor allem aber weist er darauf hin, daß die angeblichen Gotteslästerungen erst später dem Manuskript hinzugesetzt worden sind. Eine Reihe von Zeugen bestätigen Glaesers Behauptung. Besonders Jo Lherman, der Regisseur der Vorstellung, stellt mit aller Entschiedenheit fest, daß das Casseler Regieexemplar des Stückes keine der angeführten Gotteslästerungen enthält. Der Staatsanwalt, der seine Anklage wanken sieht, versucht, wenigstens Lherman zu belasten. Er weist darauf hin, daß der Mörder Javga vor dem Kreuz mit ausgebreiteten Armen stand und so den Gekreuzigten kopierte. Das sei eine Blasphemie. Rechtsanwalt Freisler wird aufgerufen. Seine Aussagen waren mehr als kläglich. Noch immer behauptete er, zu seinem Brief an den Staatsanwalt zu stehen; auf die präzise Frage Blüthenthals, ob er die angeführten Äußerungen wirklich gehört habe, gibt er nur ausweichende stotternde Antworten.

Unter der Reihe der vernommenen Zeugen befanden sich fast alle Casseler Kritiker. In der Mehrzahl erklärten sie, an der Aufführung keinen Anstoß genommen zu haben. Nur der sozialdemokratische Referent, ein verknöcherter Gewerkschaftswebel, der übrigens den Eid mit religiöser Formel leistete, fühlte sich durch einige Unsittlichkeiten verletzt. Vor allem sah er, ebenso wie die Völkischen, in der angeblichen Vergewaltigung eines Mädchens durch einen als Priester verkleideten Detektiv eine Ärgernis erregende Unsittlichkeit. Die völkischen Belastungszeugen, Kleinbürger aller Stände, brachten ihre Entrüstungsgefühle fast mit den gleichen Worten vor. Der Staatsanwalt, der seine Anklage immer mehr zusammenbrechen sah, dehnte schließlich die Anklage auf den § 183 aus. Der Verteidiger verlangte daraufhin die Ladung

eines in diesen Dingen Sachverständigen. Das Gericht lehnte den Antrag ab.

In seinem Plädoyer verzichtete der Staatsanwalt auf eine Verurteilung auf Grund des § 166 und verlangte nur wegen Verstoß gegen den § 183 Verurteilung zu einem Monat Gefängnis. Glaeser habe die Gesinnung normalempfindender, anständiger und gläubiger Menschen gröblich verletzt.

Blüthenthal antwortete. Es wurde ihm nicht schwer, an Hand von Beispielen, aus der Literatur die Haltlosigkeit der Beschuldigung zu beweisen.

Das Gericht kam zu einem Freispruch. Glaeser sei nicht für die Darstellung der unzüchtigen Handlungen verantwortlich, denn sein Verlag habe das Stück ohne sein Zutun dem Casseler Theater angeboten.

Die ganze Verhandlung wurde erfreulich objektiv und loyal geführt. Das sei gerne anerkannt. Aber es handelte sich in diesem Prozeß gar nicht um den Angeklagten Glaeser, sondern um Rechtsanwalt Freisler. Dieser Mann, der mit seinem völkischen Anhang es wagte, einen Unschuldigen durch falsche Aussagen zu bekämpfen, gehörte vor ein Gericht. Die seltne Objektivität der Richter, die über Glaeser zu Gericht saßen, ist gewiß erfreulich. Wir sind ja in der Rechtspflege der Republik so bescheiden geworden. Nunmehr aber hätte die Abrechnung mit den Radaubrüdern Freislers zu erfolgen. Wenn deutsche Justiz von ius käme.

Zurück zu Shaw? von Stephan Ehrenzweig

In seinem Buch über Bernard Shaw spricht G. K. Chesterton ohne Bedenken von ‚paradoxen Schriftstellern' wie man sonst etwa von ‚dramatischen' oder von ‚satirischen' spricht. Die Ungeheuerlichkeit der Vorstellung, daß jemand, nach seinem Beruf gefragt, die Anfertigung paradoxer Literatur als Einnahmequelle angeben könnte, wird durch die Gewißheit übertroffen, daß es tatsächlich Einen gibt, der rechtens diese Antwort geben müßte. Die Wirkung von Shaws Theater ruht auf dem gestellten oder gesprochnen Paradoxon. Man kann getrost annehmen, daß ein Shawscher Don Juan bei keinem Weibe schlafe, daß Shaws Niobe ihr Schicksal mit viel Heiterkeit hinnähme, daß sein Cerberus, ein freundliches Hündchen, den Höllengästen Pfötchen gäbe, indes die zur Seligkeit Verdammten in Langeweile und himmlischem Feuer geröstet würden, daß bei Shaw die Armen — halt! Arme, wirklich Arme gibt es ja bei Shaw gar nicht, nirgends einen Aufschrei echter Not. Immer wieder wird an der sozialen Frage gefingert, nie aber wird das Problem lebendig, immer bleibt es in der Sphäre des Akademischen, weil die Parteien niemals zur resoluten Konfrontierung geladen werden. Als Träger der Gegensätze stehn sich zwei Intellekte gegenüber, die in Wahrheit nur einer sind, Not und Überfluß parlamentieren in der Sprache des Einen, anstatt Aug in Aug miteinander und mit uns; man

kann also sicher sein, daß bei Shaw die Armen keine Not leiden. Steht ein Galgen auf der Bühne, so entspricht das einer Ankündigung: ‚Hier wird nicht gehenkt!', Einbrecher sind die verläßlichsten Beschützer fremden Eigentums, und überzeugte Kanonenfabrikanten, denen jeder Krieg recht ist, treiben dieses mit Humanität unlöslich verknüpfte Prinzip und die Überspitzung der Dialektik so weit, daß sie schließlich auch zu überzeugten Rufern für den Krieg gegen den Krieg werden. Im Dialog wandeln These und Antithese, gedrillt von einem stets heitern Dompteur, scheinbar mühelos auf den Händen. Diese verkehrte Stellung, im Verein mit der Unmöglichkeit, im Theater langsamer zu hören als gesprochen wird, erschweren die Agnoszierung; dreht man aber vorerst das Ganze und hernach die Details um hunderttachtzig Grad zurück, so kann zweierlei eintreten: daß das Gesagte nun erst recht kopfsteht und also niemals Füße besaß, oder daß es durch diese das Wesen nicht berührende Verschiebung an Brillanz verloren, was es an Selbstverständlichkeit gewonnen hat. Was bleibt, ist gewöhnlich ein dürftiger dramatischer Rahmen, ein bißchen stockenglische Satire auf England, ein bißchen stockbürgerliche Satire auf das Bürgertum, keine verzuckerten Pillen, wie man immer wieder hören muß, sondern verpillter Zucker.

Sonst hätten Die vom Kurfürstendamm der Komödie ‚Major Barbara' nicht Beifall geklatscht. Wenn der Kanonenfabrikant Andrew Undershaft, eine Art Über-Ford, emphatisch verkündet, daß Armut das größte Verbrechen in der Welt und am besten dadurch aus ihr zu schaffen sei, daß man den Konsum an Kriegsmitteln steigert, um denen, die sie machen, ausreichende Nahrungsmittel geben zu können, gibt es Applaus bei offener Szene. Undershafts Raison ist die des Stücks, und sie verschafft dem Autor, dem Revolutionär Bernard Shaw, auf dem Weg über ein Publikum, das den Insassen von Haus Herzenstod verzweifelt ähnlich sieht, einen der Erfolge, deren Summe ihn in die beneidenswerte Situation versetzt, den Nobelpreis ablehnen zu können.

Bernard Shaw gehört zu den ganz Wenigen, die im Krieg den Kopf behielten, um ihn nicht zu verlieren, Wie groß war denn die Zahl der repräsentativen Schriftsteller, die während des Krieges das gedankliche Material für die ‚zornige' Komödie ‚Haus Herzenstod' parat gehabt hätten? Wie aber war es möglich, daß Einer, der um die Tollheit mehr wußte als ein ganzer Erdteil, zu ihrer Bekämpfung diese Komödie schreiben konnte, in der eine Gesellschaft von mehr oder weniger gleichgültigen Bürgern drei lange Akte hindurch sehr langweilige Dinge redet, ohne daß mit den Flügeln, deren Mechanismus in der Vorrede, des langen und des spitzen, dargelegt wird, auch nur einen Meter hoch geflogen würde? Wie sehr ist doch der Essayist Bernard Shaw dem Komödienschreiber überlegen! Der geistvolle Theaterkritiker G. B. S., das enfant terrible des versumpften englischen Theaters von 1880, hat es in all den Jahren, seit er zuerst den Versuch gewagt, selbst zu zeigen, wies gemacht werden solle, niemals wirklich zum Bernard Shaw gebracht. Essays in Sätze aufgelöst und einem Ensemble

portionsweise in den Mund gelegt, ergeben kein Drama, wohl aber, weil ja immer nur Repliken und nie Figuren Recht behalten, einen ganzen Haufen von Raisonneuren; kein Dummkopf, der nicht wenigstens ein Mal, wenn die dialektische Situation es verlangt, gescheiter wäre als alle Andern. So kommt es zu einer wesentlich theaterwidrigen Nivellierung der Charaktere. „Keinen wirklichen Charakter aber", sagt Jean Paul, „kann der Dichter — auch der komische — aus der Natur annehmen, ohne ihn, wie der jüngste Tag die Lebendigen, zu verwandeln für Hölle oder Himmel." Und Lichtenberg: „Einen Roman zu schreiben ist deswegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt.' Bernard Shaw aber sagt in der Vorrede zu ‚Caesar und Cleopatra': „Wie dem auch sei, Niemand dürfte Caesar zum Mindesten einen Teil der Eigenschaften abstreiten, die ich ihm beigemessen habe. Alle Menschen, umsomehr ein Julius Caesar, besitzen in einem gewissen Grade alle Eigenschaften." Wer konnte diesen grauenhaften Satz schreiben? Ein Dichter? Ein Totengräber? Ein Totengräber des Theaters hat ihn geschrieben, Einer, der sich, mit dem Übergang von der Dramaturgie zur Dramatik, dem Theater völlig entfremdet hat, dessen Fähigkeit aber, ein Publikum durch eine gleichsam nebenher laufende amüsante Conférence über seine dramatische Blutleere hinwegzutäuschen, einer theaterarmen Zeit Lückenbüßerdienste leisten mußte; aber nicht mehr muß. Ich wette, daß man in einem Menschenalter — herbei Wettlustige! meine Bedingungen sind die nobelsten — eher Hans Müller spielen wird, als Bernard Shaw.

Vorausgesetzt natürlich, daß bis dahin das Theater nicht an seinen fortgesetzten Selbstmordversuchen zugrundegegangen sein wird. Im letzten Bild von ‚Major Barbara', in der Kanonenfabrik, soll, der szenischen Bemerkung gemäß, ein Geschütz auf der Bühne stehen und seinen Lauf gegen die Arbeiterstadt der Werke gerichtet haben. Karlheinz Martin richtet sein Rohr gradenwegs gegen das Parkett. Wenn der Vorhang aufgeht und keine Menschen auf der Bühne sind, oder nur schweigende, kann es sein, daß ein Herzklopfen über der Zuschauer kommt, daß das stärkste des Theaters ist: hinter der Kulissen, hinter den Mündern lauert die Fülle der Möglichkeiten, es ist wie am ersten Schöpfungstag, das Chaos erwacht harrt des Wunders der Ordnung; Geschehen. nimm deinen Lauf! Karlheinz Martin nimmt den der Kanone und läßt ihn sich etappenweise in den Zuschauerraum verlängern und verjüngen. Wenn auch nur der geringste symbolische Zusammenhang mit dem Darauffolgenden herauszustellen wäre, wäre es nichts als eine Geschmacklosigkeit. So aber fällt dieser Spaß unter die vielen Späße, die von Theatermännern, die an der Souveränität der reinen Theaterwirkung verzweifelt haben, unternommen werden, um dem Theater durch Abkehr von seinem Wesen neue Geltung zu verschaffen. Am Gelingen dieser Versuche wird das Theater sterben, an ihrer Überwindung genesen. In diesem Sinne, aber nur in diesem, sind sie zu begrüßen.

Soldatenverladen von Erich Gottgetreu

Marseille. Das werde ich auch nie vergessen.

In der Mitte des unendlich langen Hafenkais ist ein Bataillon französischer Soldaten aufmarschiert. Vor ihnen wölbt sich, schwarz und ewig Ladung fressend, der Schiffsbauch, in dem sie noch heute nacht nach Algier verfrachtet werden sollen. Hinter ihnen baut sich in graufarbigem Gestein die große Stadt auf, vielleicht die lebendigste Europas, die orientalischste sicher. Das Tosen der Cannebière, der Hauptstraße von Marseille, bohrt sich ununterbrochen bis hierher. Auf hohem Berg, am Meeresrand, ist Notre-Dame-de-la-Garde, die Kirche aufgeblockt.

Die Soldaten machen ihre achtzehn Monate, einige sagen, daß sie jetzt in den Krieg gehen, andre meinen, nur in die Hitze — unten weiß keiner genau, was oben gespielt wird. Jetzt bekommen sie etwas zu sehen, jetzt fängt ein buntes Leben an, jetzt dürfen sie sich totschießen lassen, und der Rest, der wiederkommt, wird mit Musik empfangen, und in der Zeitung stehts auch. Lustig ist Soldatenleben...

Vorläufig darf sich keiner von der Stelle rühren. Europa ist schon vom Winter überhaucht, aber hier unten brennt noch die Sonne, und das Meer, der Himmel, die spitzen Schiffsmasten sind nur ein einziger Augenschmerz. Die armen Jungen sehen kaum noch den neugierigen Menschenhaufen, der sie umsteht. Eine englische Reisegesellschaft freut sich über die Abwechslung, die im Programm nicht vorgesehen war. Andre sind gar nicht wegen der Soldaten hier, sondern wegen ihrer Angehörigen, die sie an Bord wissen; die dritte Klasse mußte schon einsteigen, obschon das Schiff erst um Mitternacht fährt. Zwischen gepreßten Wünschen „Gute Reise!" und „Schreib bald!" herrscht eine Stimmung zum Heulen; in Hamburg, in Triest, in Marseille — es ist doch immer dasselbe, wenn ein Schiff abfährt, übers Meer. Und Soldaten, ja, Soldaten sind zum Leidwesen der Militaristen auch Menschen. Ein paar junge Mädchen, die mit ihnen gern ein wenig poussieren wollten, wenden sich, da sie jetzt keine Beachtung finden. Einer alten Frau rinnen langsam schwere Tränen übers runzlige Gesicht. Jemand will trösten und fragt, ob ihr Sohn dabei sei. Nein, aber just so einen hatte sie auch. Der ist gefallen. Gegen die Deutschen. Damals im Jahre vierzehn...

Schon taucht die Sonne langsam ins Abendliche, die alte Frau will noch mehr von ihrem Sohn erzählen, als es plötzlich keuchend auflärmt und das Publikum, das instinktiv begriffen hat, worum es sich handelt, Einem eine Gasse bahnt, einem Soldaten, der sich im letzten Augenblick entschlossen haben muß, den Zwang abzulehnen, sich wie blödes Schlacht-

vieh nach Afrika transportieren zu lassen. Ein Revolutionär, ein Deserteur, und das Volk, dem das Herz in Angst und Freude stockt, schützt ihn! Kaum ist er entschlüpft, preßt sich sekundenschnell wieder der Wall der Neugierigen wie vorher, und der Hauptmann kann jetzt fluchen, eine „Aktion" vornehmen und suchen lassen.

Der Hauptmann ist wütend, nicht wegen des Handstreichs, der ihm da gespielt worden ist, auch nicht wegen der unpatriotischen Handlungsweise, nein: wegen des Exemplars, das ihm jetzt an der Kollektion fehlt; was soll das in Afrika werden, wenn die Meuterei jetzt schon anfängt? Es ist noch viel Zeit, bis das Schiff in See stechen soll und auch noch reichlich Frist, bis alles an Bord sein muß, also wird das ganze Bataillon nach dem Durchbrenner, den fast jeder im Innern glühend beneidet, auf die Suche geschickt — kuriös, aber wahr.

Nicht Einer sucht. Fände einer durch Zufall den Flüchtling, zeigte er ihn vermutlich nicht an.

Was geschieht? Alle gehen sie fürs letzte Geld noch einmal in die große Vergnügungsstraße rechts vom Hafen, gegen die — glaubt es aufs Wort! — die Reeperbahn ein Jungfrauenstift darstellt. Bumsmusik und Grammophongekrächz dringt hie und da aus den schleimigen Häuserfronten, hinter deren Wänden trotz aller Kontrolle die Seuche grinst und brennt. Vernünftiger Liebesmöglichkeiten beraubt, geben sich hier Abend für Abend Orient und Occident, schwarzes Fleisch, braunes Fleisch und weißes Fleisch ein Stelldichein. Die Mädchen, viele schon halbausgezogen, kuschen sich wie Katzen in den niedrigen Türen verfallner Häuser, deren Architektur übrigens eine recht patrizische Vergangenheit verrät. Kommt ein Mann vorbei, überkreischen sie sich gegenseitig: „Ici bien chéri!", hier ist gut ruhn, Liebling.... Unter einer Sackleinwand, unter einer Pferdedecke, für'n Kommißbrot und für einen Frank...

Schon von der Straße aus sieht man durch die geöffneten Türen in die elenden Kammern hinein. Kaum eine enthält mehr als ein eisernes Bettgestell, einen Eimer und einen Nagel für die „Garderobe"; manchmal gelbt noch ein Stück Spiegelglas an den spinnigen Wänden. Immer dasselbe düstre, gestanküberzogne Bild. Die Großbetriebe mit Musik enthalten noch eine „Bar". Sechzigjährige Frauen und selbst ältre noch lungern als Anreißerinnen vor den Eingängen. „Mal ansehen kostet nichts, schöner, junger Herr...".

Die Jüngern sind noch aggressiver. Ihr beliebtester Trick, besonders Neulingen gegenüber angewandt, ist es, dem Mann die Mütze vom Kopf zu schlagen, um ihn dadurch zum Stehenbleiben zu zwingen. „Gib sofort die Mütze zurück!" „Komm her, hol sie dir!" — und schon ist das Opfer umringt, vielleicht auch schon überredet. Oft ist damit die „Zusammen-

arbeit" noch nicht beendet. Ist die eine mit dem Gast aufs Intimste beschäftigt, -klaut ihm die andre, wenn möglich, Uhr und Brieftasche. Die Mädchen leiden im allgemeinen bittre Not, es sind ihrer für das traurige Gewerbe auch viel zu viel hier, und bei Tage kann man einige von ihnen sehen, wie sie die Abfallhaufen der Stadt nach Gemüseresten für die Mittagssuppe durchsuchen. Auch deshalb lieben sie die Nacht: der Hunger läßt sich leichter betäuben...

Ein Fanfarenstoß schallt durch die Dunkelheit, über die Dächer, in die Betten, die Kinos, die Bars. Die Soldaten, denen das Signal gilt, raffen sich zusammen, bringen sich wieder in einen vaterländischen Zustand, durchtaumeln müde die engen, gespenstischen, winkligen Gassen. Die Mädchen, die sich jetzt noch an sie hängen, haben kein Glück mehr. Die letzten Sous reichen grade noch für gebratne Maronen oder für ein paar Muscheln. Spärliche Gasflammen überfunzeln die Karren der Verkäufer. Mechanisch knarren Stimmen: „Zwei Francs das Dutzend, hochfeine Ware...!"

Wieder am Schiff. Angetreten. Durchzählen. Den Deserteur hat keiner mitgebracht. Der Hauptmann flucht.

Jeder faßt noch eine dünne Decke und steigt auf schwankem Steg an Bord. Lampen blitzen oben auf, Tritte klappen, Rufe hallen, auf der Kommandobrücke ist schon viel zu tun. Der Hafen schläft nun, und klar trägt die Marseiller Luft den Schall des Marseiller Nachtlebens auf der Cannebière übers Wasser. Zu sehen ist jetzt von der Stadt weiter nichts als der fiebrige Zuck ihrer Lichter. Reklamestreifen lichten sich auf, lichten sich ab: Am Sonntag Stierkämpfe in der „Arena"! Waren Sie schon in der Operette: „Man kann ihr nicht widerstehn?"

Oben an der Reeling lehnen jetzt ein paar Soldaten, sie lugen hinüber an Land, was soll ihnen das: der Stierkampf, die Operette, sie haben ja keine Zeit mehr. Aber wer rechnet überhaupt noch mit ihnen? Wer sieht es überhaupt, wie der ‚Eugen Pereine', mit der zerstörten Kollektion im Innern, ganz langsam von Kai abgleitet, sich um die Scheinwerfer am Ende des Hafendamms dreht und mit seinen Lichtern eine halbe Stunde später leise über den Horizont huscht?

Einem neuen Schiff ist Platz geschaffen.

Der Handel blüht, die Soldaten gehorchen, das Elend lastet, bei den Mädchen von Marseille liegen schon wieder Andre. Unter den Andern ist Einer, der ist gestern abend aus dem Joch gebrochen und entwischt. Glücklich ist er. Aber wie jetzt wegkommen von hier?

Marseille. Das werd ich auch nie vergessen.

Film im Jahreswechsel von Axel Eggebrecht

Filmpolitisches

Wieder ist die Zeit der „großen Ereignisse" da, die ihre Schatten meist so kräftig vorauswerfen, daß sie nachher darin verschwinden. Wieder reifen in den Inseratenplantagen die ganzseitigen Ankündigungen der Spitzenfilme, und nachher muß das Heer der Filmkritiker sehen, wie es seine Seelchen mehr oder weniger salviert. Wieder werden auch in diesem Winter eine ganze Reihe allergrößter Filmpaläste eröffnet, wobei nun endlich der Norden und Osten Berlins dran sind, ferner auch München und andre Städte. Das Schwergewicht innerhalb der „Branche" scheint endgültig auf den Theaterbesitzer und Verleiher übergegangen.

Die Ufa,

Ende 1925 durch eine amerikanische Riesenanleihe aufrecht erhalten, nimmt jetzt schon nach Jahresfrist eine neue, im Grunde viel tiefergehende „Sanierung" vor. Manche Leute nennen den radikalen Eingriff eine Selbstverstümmelung.

Seit einigen Monaten hat die Ufa eine schlechte Presse. Alle paar Wochen wird im Handelsteil irgend eines großen Blattes die Frage ihrer Existenz und ihrer Existenzberechtigung aufgeworfen. Die allgemein bekannten nationalen Aspirationen ihrer Leitung, oder jedenfalls eines großen Teiles der Leitung, stehen in merkwürdigem Gegensatz zu der Vermittlerrolle, in die beim Mangel beinahe jeder eigenen Produktion die Ufa gedrängt ist. Ab und zu hört man jetzt Ankündigungen neuer Arbeiten. Aber bis sich eine nun zu beginnende Produktion auswirken kann, muß mindestens ein Jahr vergehen. Und inzwischen dürfte sich das Schicksal der Ufa entschieden haben.

Es ist doch nicht anzunehmen, daß die Amerikaner diese Periode der Lähmung, die ganze produktionsschwache Saison 1926/27 unausgenutzt lassen werden. Und wenn man nun aus den Zusammenlegungsbulletins erfährt, daß jetzt, trotz jener Riesenanleihe vor einem Jahre, trotz des robusten Abbaus an Gebäuden, Grundstücken und Menschen, trotz des Verzichts auf eigne Produktion, die Bankschulden viel, viel höher sind als vor einem Jahre, dann bleibt doch eigentlich nur eine Erklärung dafür, wohin der Großteil der Gelder schon heute fließt; die Hoffnung, in einem Jahre die Patientin geheilt zu sehen, wird zur Illusion.

Diese Hoffnung klammert sich jetzt an die paar großen Filme aus der vor Jahresfrist mit Pauken und Trompeten verdammten Epoche Erich Pommers. Der organisiert inzwischen in Hollywood einen guten Teil der amerikanischen Invasion, mit deren endgültigem Sieg er vielleicht eines Tages zurückkehren wird. Von seinen halbfertig zurückgelassenen Filmen war „Faust" künstlerisch ein Fiasko, auf „Metropolis" warten wir seit Monaten mit Spannung; und

Der Heilige Berg

hat sich inzwischen als ein höchst unheiliger Hügel, als ein ganz profaner Haufen von Plattheit und bösartigem Mißverständnis gezeigt.

Wieviel davon auf Konto der jetzigen Ufaherren kommt, wird nicht festzustellen sein. Überraschend ist jedenfalls die faustdicke Fidus-Stimmung, die aufdringliche Propaganda für Höhenmenschentum und Edelblond...

Diesmal ist aber, wie sonst nicht bei Militärfilmen, beinahe die ganze Berliner Kritik wild geworden, sogar der B.Z. entschlüpften ein paar deutliche Schimpfworte. Hier war aber eine völlige Scheidung der Geister auch nötig und leicht. Hier geht es, von allem Gesinnungsmäßigen abgesehen, um den Sinn des Films überhaupt, da braucht keiner zu kneifen. Hier wird der schamloseste Mißbrauch mit den wunderbaren Möglichkeiten der Lichtbildkunst getrieben, der je da war. Zu einer Filmkunst verhält sich dieser Seelenkitsch vor Alpenhintergründen, wie eine Zirkus-Busch-Pantomime zu einem Drama. Mißbraucht werden die herrlichsten Zeitlupenbilder von der Meeresbrandung, indem man sie auf plumpe Art in Parallelität setzt, ergänzt, durch ein höchst albernes Tänzerinnengehüpfe in jenem Stil deutet, der selbst den eingeweihten Wigmann-Tollen peinlich zu werden beginnt. Mißbraucht wurden die Prachtschädel der Alpinisten Hannes Schneider und Trencker, uns aus „Wunder des Schneeschuhs" und „Berg des Schicksals" her in guter Erinnerung. (Es geht durch die drei Werke des Dr. Fanck ein trauriger Zug der Entartung; seit sich die Ufa-Kulturabteilung dieser Freiburger Sportfilme angenommen hat, ist ihre Kultur zum Teufel.) Mißbraucht wurden aber vor allem die wundervollsten Aufnahmen von Felsen und Eis, von Skisprüngen und Jagden durch Wälder und mit Fackeln durch die Nacht — in ihrer Klarheit und Spannung zum Schönsten gehörend, was je gelungen ist. Alles das wird durch eine trübe und in jedem Sinne peinliche Liebesgeschichte zerstört, durch die schundigsten aller Schundtitel zerrissen, durch die Raffke-Idee eines künstlichen Eisdoms, in den die Liebenden sich träumen, banalisiert. Mit tiefer Scham denkt man an den Everest-Film, an Shackletons letzten Kampf im Eise, da hier ein größerer Aufwand vertan wird, um eine nach Höhenmenschen lüsterne Tanzmaid ihre Verdrängungen in unpassenden Aperçus an die wehrlose Natur bringen zu lassen.

Gegen dieses Monstrum wirkt

Dagfin, der Schneeschuhläufer

wie eine zwar matte, doch immerhin erfrischende Limonade. Dort eine schmähliche Bedreckung der Natur, hier wenigstens nur eine leichtsinnige Vergeudung schauspielerischen und regiemäßigen Könnens. Keiner in Deutschland macht dem May die Subtilität einer Passage, die Intensität einer Unterhaltung nach: nur sind die Passagen leider meist unnötig, die Unterhaltungen inhaltslos. Schade um den Irrweg dieses bedeutenden Regisseurs und seines wesentlichsten Schauspielers, des endlich zum Film zurückgekehrten Wegener.

Vor vielen, vielen Jahren gab es einen Detektivfilm

das Panzergewölbe

Den hat jetzt der ausgezeichnete Regisseur Lupu Pick noch einmal

gemacht. Solche Neuinszenierungen werden vielleicht Mode werden. (Auch „Der Student von Prag" war eine.) Wenn unsern heutigen Manuskriptschreibern nichts mehr einfällt oder sie nichts andres schreiben dürfen, als die eine schablonisierte Sorte von Halblustspielen, aus der 90 % der deutschen Produktion besteht, dann wollen wir eine so lustig-spannende alte Kriminalgeschichte laut loben, selbst wenn sie durch einen schwachen Schluß abgeschwächt ist. Das Schönste an diesem Film: die leider nur kurze, mit erschütternd reicher Komik durchgeführte Rolle Siegfried Arnos. Arno als Verbrecher, Arno als Schupomann, Arno im Gefängnis! Wir haben hier schon einmal von diesem unersetzlichen Stück deutschen Filmkapitals gesprochen. Kommt denn keiner der kontingentbesorgten Hersteller auf die Idee, daß hier die große Chance seines Lebens sein könnte?

Hilfswerk von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: Großmütterchens Sonntagshöschen

Großmütterchen bäckt
in der Küche und schaltet
mit Teig und Korinthen bei Walzbrett und Wage...
Großmütterchen bäckt jetzt schon vierzehn Tage,
daß vorzeitige Weihnachtsgerüche
das Zimmerchen füllen,
in dem auf dem Tisch das Gebäck dann erkaltet:
Mandelbögen, Butterkringel und Laibchen aus Mohn.
„Das Alles...", sagt Großmütterchen ganz im Stillen,
„gehört für die äußere Mission.
In Kalkutta und auf den Antillen."
Fertig ist eine gewaltige Torte,
auf die wird mit schneeweißem Zucker gegossen:
ein eisernes Hakenkreuz — zwischen vier großen Lebkuchenherzen.
Geflügelte Worte umwinden das Ganze
und die dreifarbig triumphierende Borte.
Außerdem ist da eine sehr schöne Lanze,
ein Kürassierhelm und derlei zu sehn,
„Denn...", meint Großmütterchen ernst, „man pflanze
schon früh in die Herzen die großen Ideen."
Die Butterplätzchen — hübsch ausgestochen
in allerlei Formen, wie Stahlhelm, Kanonen,
warten gleichfalls geduldig seit einigen Wochen
auf den Hunger der äußern Missionen.
„Zum Schluß wird..", frohlockt nun Großmütterchen heiter,
„ein Külz als Drachentöter
aus Honigkuchen gemacht."
Aber leider
fraß diesen dann Großmütterchens Köter.
Was dem Tierchen nicht eben zum Besten gedieh,
weil es noch drei Tage später in einem fort spie.
Aber inzwischen sind unsre sozialen Gebäcke
ganz unversehrt nach Kalkutta geschwommen.
Und ein äußerer Missionar schrieb: es schmecke
Allen recht gut... ausgenommen
den Schwarzen. Die niemals Geschmack besessen.
Und den Lebkuchen-Hindenburg
hätten sie heimtückischerweise doch aufgefressen.
Aber Großmütterchen sagte verzeihend und milde:
„Das schadet ja nichts. Es sind eben Wilde."

Eines Tages von Alfred Polgar

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig problematisch, daß die längre Dauer ehelichen Beisammenseins (auch unehelichen) für dieses sowohl Sicherung wie Gefährdung bedeutet. In gleichem Maße häufen sich die von solcher Dauer produzierten Bindemittel und Sprengstoffe; ohne daß was von außen stieße, nehmen, allein schon durch das Beisammensein, die es erhaltenden wie die es zerstörenden Kräfte an Intensität stetig zu. Man könnte auch so sagen: je länger zwei miteinander sind, desto leichter und desto schwerer fällt es ihnen, mit einander zu bleiben.

Das ist ein Dilemma. Es wird noch verwickelt durch den peinlichen Umstand, daß Mann und Frau nicht in gleichem Tempo altern und erotisch auskühlen. Sie ist, à la longue, meist früher fertig als er (womit die Natur eine Ungerechtigkeit kompensiert, die sie, auf verwandtem, kleinerm Gebiet, am Manne verübt), sie will schon in Ruhe den Hafer speisen, der ihn noch sticht, ihre Sehnsucht ist längst domestiziert, indes die seine noch vom zauberisch freien Leben in der Wildnis träumt. Dann kommt („eines Tages...") der Augenblick, wo's ihm schwer auf das junge Herz im ramponierten Leibe fällt, daß er nicht viel Zeit mehr hat, wo ihm furchtbar bange wird nach allem Versäumten, wo er gradezu Gewissensnot leidet ob der monogamischen Lüge. Und dann kann es geschehen, daß Eine dazwischentritt (sie müßte nicht einmal die Jüngere, die Hübschere, sie muß eben nur die Andre sein, mit einem andern Idiom des Körpers und der Seele), die ihn der Frau „wegnimmt". Aber das mit dem Wegnehmen ist Täuschung. Die Neue nimmt der Alten nichts weg, sie steckt nur etwas, das dieser längst nicht mehr gehörte, in die Tasche, sie hebt herrenloses Gut auf, das frei am Wege lag, des Finders harrend.

An diese fatalen Geschichten und noch an einiges Andre thematisch Dazugehörende rührt das Stück des Wieners Hans Chlumberg. Sehr oberflächlich, sehr bescheiden im Psychologischen, sehr anspruchslos im Punkt der dramatischen Verknüpfung und Lösung, und fern allen Witzen neuerer Theatermanufaktur. Ein braves Stück, so weich, daß dem Kritiker die harten Worte im Schlund stecken bleiben. Er ist, wie es in dem schönen Couplet heißt: nicht verletzt, auch gar nicht gekränkt, er ist nur ein wenig erstaunt.

Um kurz den Inhalt zu erzählen: der sechzigjährige gute Arzt wird von einer angenehmen, ihm liebend zugeneigten Patientin aus dem Gleichgewicht gebracht. Der Anblick der Gattin, die ihm seit dreißig Jahren Liebe und Wirtschaft in Ordnung hält, vermag den Schwankenden nicht zu stützen. Im Gegenteil. Schmerzhaft fällt ihm ihr Aussehen und ihre Art aufs Gemüt, und jedes Wort, das sie spricht, wird Schallverstärker für den Sirenenruf der Freiheit. Der zweite Akt, Schlafzimmer, zeigt uns Mama und Papa (so rufen sie einander) im Nachthemd und wie sie heidi gehen. Da wir die Frau im vernachlässigten Zustand erblicken („im Negligee"), die platten Reden hören, die sie führt und mit grauslichem lauten Geläch-

ter begleitet, mit ansehen, wie sie ihr abgenommenes Haar strählt, wie sie unter die Betten guckt (nicht um nach dem, was Sie glauben und was ja zum Stil der Dame paßte, sondern um nach Einbrechern zu suchen), bewundern wir den Arzt, der es so lange bei dem Weibe ausgehalten hat. Dafür ist ihm jetzt aber übel genug zu Mute, und der energische Satz, mit dem die Gefährtin, wie seit dreißig Jahren an jedem Abend, ins Bettchen hüpft, trifft ihn diesmal ins Herz. Er äußert Einiges über die Sterne, die Milchstraße und den unerforschlichen Sinn des Lebens (hier lehnt sich der junge Dichter merkbar an den erfahrenern Hans Müller an), hernach verlöschen die Nachtlampen, die Bühne wird dunkel, und die Gefahr, daß es sich plötzlich reimen und ein Wildgansscher Actus mysticus hereinbrechen könnte, immanent. Doch es kommt anders. Der Doktor wird von Beklemmungen heimgesucht (Arterienverkalkung), und grade dieser Anfall ist es, der den Sechzigjährigen in die Arme der Geliebten treibt. Wahrscheinlich, weil er ihn als Merks des Todes an das Leben nimmt, sich zu beeilen, wenn er noch was schaffen und raffen wolle. Schon im ersten Akt hörten wir von einem Kollegen des Arztes, den gleichfalls Arterienverkalkung auf die Idee gebracht hatte, seiner Frau durchzugehen. Diese Rolle der Sklerose als Aufpulverin ist eigentlich seltsam, man sollte doch meinen, daß eben sie, in die Wage der Entscheidungen geworfen, die Schale: Ruhe und Bequemlichkeit tief hinabdrücken müßte, und ich, für mein Teil, habe grade in der Verkalkung immer eine zulänglichste Erklärung für das seltsame Phänomen der Treue vermutet. Doch ist das schließlich Ansichtssache.

Im dritten Akt, ein Jahr später, weilt der Arzt noch immer bei der Geliebten. Aber er wird sich, das merken wir, nicht halten. Er fühlt sich elend, tadelt ihren Verkehr, ihr tief ausgeschnittenes Kleid, sie wehrt sich gegen den Oktroi seines allzureifen Lebensernstes, Bitterkeiten werden laut, ein Wort gibt zwei andre, und so plötzlich wie der Doktor vor der Gattin zur Geliebten floh, so plötzlich flieht er nun umgekehrt.

In die Verlassenheit der verlassnen Frau läßt uns der nächste Akt einen Blick tun. Sie kann den Entwichenen nicht verschmerzen. Die Kinder sind ja ganz lieb, aber das Gesetz, nach dem sie handeln, diktiert ihnen doch der Egoismus ihrer Erwachsenheit . . . und so ist nichts, um dessentwillen zu sein der Einsamen noch lohnte. Deshalb nimmt sie, nach kurzer, durch Anschauen alter Photographien bewirkter Verzögerung, ein Überquantum Veronal. Da sie nun, indes die Bühne finster wird, aufs Bett sinkt, (kein Hupfer diesmal!) glauben wir, sie sei dahin, und werden in diesem Glauben durch Musik noch bestärkt (denn daß mitten in einem soliden Prosastück ein geringerer Anlaß als die Abwanderung der unsterblichen Seele aus dem sterblichen Leibe weihevolle Orchesterklänge auslösen könnte, wird doch Niemand vermuten). Dennoch ist es so. Der Schlußakt zeigt die arme Frau gerettet durch den à propos heimgekehrten Mann, und diesen um sie bemüht, still und zärtlich jetzt, voll sanfter Duldung für ihre kleinen Marotten, und ach, geläutert zur Bleibe im Hafen.

Das Schauspiel zeugt, im Deutschen Volkstheater, nicht für, nicht gegen das Talent seines Verfassers. Es schweigt sich über diesen Punkt beredt aus. Es ist nirgendwo abstoßend, nirgendwo anziehend. Es ist innen wie außen sauber, bewegt sich mit Anstand, ohne dichterischen Dünkel, auf der Ebene alter, bürgerlicher Theaterkonvention.

Das war also die Uraufführung des Werkes eines jungen Wieners zu Wien. Nur keine Panik, ruhig sitzen bleiben! Wie oft ist denn schon eine?

Pariser Spritztour von Morus

Deutsche in Paris

Dies Plätzchen an der Sonne hätten wir wieder erobert. Ganz bescheiden fing es, so vor anderthalb oder zwei Jahren, an, als die ersten Boulevard-Kaufleute an siebzehnter Stelle, hinter jugoslavisch und ungarisch, ankündigten „Man spricht deutsch". Sie waren noch etwas ängstlich, und wohl nicht nur aus Unkenntnis und Zufall malten sie darüber die oesterreichischen Landesfarben oder den Habsburger Doppeladler. Dann hielt die deutsche Sprache amtlich ihren Einzug: in den Autodroschken wurde neben englisch und italienisch auch auf deutsch mitgeteilt, wie die Sache mit der Taxe und dem Supplement ist. Und nun kann man es in allen Fremdenstraßen lesen, und in jedem Warenhaus, jedem Feineleutehotel und jeder Neppbude auf dem Montmartre ist dafür gesorgt, daß man sich auf deutsche Mundart verständigen kann. Auf sämtlichen Revuebühnen kommt bereits „ich liebe dich" vor, und im ‚Moulin Rouge' singt der Partner der Mistinguett als Sonderattraktion für die deutschen Herren Stammkunden eine ganze deutsche Strophe, im Smoking und grünen Jägerhütchen. Sogar eine deutsche Zeitung ist bereits da, die freilich vorerst nur für Interessenten diskreter Behandlung lesenswert ist, anscheinend von Elsässern gemacht und hoffentlich nicht aus deutschen Reichsfonds unterstützt wird.

Zwar hat, unter dem Schrecken der Franc-Hausse, auch der Zuzug von Stettin, von Osnabrück und vom Hausvogteiplatz erheblich nachgelassen, aber die wackern Deutschen haben sich doch gegenüber der Heimtücke der französischen Valuta als widerstandsfähiger erwiesen als Durchschnittsamerikaner und Cook-Engländer, und so sind sie in der Skala der Auslandsgäste etliche Sprossen heraufgerückt. Das merken die Deutschen selbstverständlich und fangen nun an, sichs in Paris gemütlich zu machen. Die Zeit schüchterner Korrektheit ist vorbei, und die altbewährte Parole „Nu wolln wir den Leuten mal zeigen" und „nicht die Butter vom Brot nehmen lassen" erfüllt wieder Brust und Kehle. Vom Kaffeeklatsch im Café de la Paix — „Rücken wir doch einfach die Tische zusammen und bringen uns'n Kuchen selber mit, wenn die Kerls keenen servieren" — bis zur Masseninvasion bei Halbwelts, treten die Deutschen wieder in geschlossnen Kohorten auf und sorgen dafür, daß man sie nicht übersieht.

Wie die Reisenden haltens die Dauergäste. In den letzten Monaten haben sich in Paris gleich drei deutsche Vereine gebildet. Die Journalisten haben sich, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, „konstituiert", die Kaufleute haben einen deutschen Klub gegründet, und die deutschen Studenten, von denen es bereits über zweihundert an der Sorbonne gibt, haben, während der Hochschulring die deutschen Universitäten für Ausländer unerträglich macht und völlig sperren will, ebenfalls ihren Verein und ihr Bierhaus; beides mit direkter Unterstützung aus dem Reservefonds des Reichskanzlers Marx, obwohl der sehr geschickte Botschafter von Hoesch in Berlin den Rat gab, man soll auch auf dem linken Ufer der Seine noch nicht zu laut auftreten. Schlagende Verbindungen fehlen noch. Aber wir hoffen, daß auch diese Lücke im deutschen Pariser Vereinsleben sich mit der Zeit wird ausfüllen lassen.

Während die Deutschen so wacker und unentwegt im Vormarsch sind, muß man leider feststellen, daß die Position Deutschlands im politischen Frankreich im letzten halben Jahr sich durchaus nicht gebessert hat. Ists nur der enge Bürokratengeist Poincarés und die Ranküne eifersüchtiger Ministerialbeamter, die sich von Briand übergangen fühlen, weil er in Thoiry zu selbständig agierte? Immerhin hat der Bürokrat Poincaré die nach dem Buchstaben des Gesetzes unmögliche Begnadigung der Landauer Deutschen zugelassen, und auch zwischen Briand und seinen Beamten bestehen Meinungsverschiedenheiten höchstens darüber, mit welchen Mitteln und in welchem Tempo man mit Deutschland zu einem Ausgleich kommen könne. Wenn trotzdem die Abkühlung merklich ist, so liegts einmal daran, daß die Angst französischer Spießer vor der deutschen Wirtschaft im Wachsen ist. Aber schließlich hat die Franzosen Niemand daran gehindert, daß ihre Etablissements Kuhlmann und nicht die deutsche I.-G. Farbenindustrie das Rennen machte. Wichtiger ist, daß dazu nicht noch deutsches Großsprechertum und Reichsjustizgebell die Stimmung in Frankreich verschlechtern. Das gilt erst recht für die Abrüstungsfrage, für Kontrollkommission und andern militärischen Zubehör. Es kommt jetzt nicht auf „deutsche Siege" an, auf erfolgreiche Protestaktionen und Auftrumpfen, daß der grüne Tisch wackelt, sondern darauf, daß möglichst viel Partien remis ausgehn und in Frankreich der Eindruck entsteht: mit den Deutschen läßt sich auch friedlich zusammenleben.

Es ist, psychologisch, vielleicht jetzt die kritischste, entscheidende Zeit: der Augenblick, wo die Franzosen Deutschland zum ersten Mal wieder ohne militärische Schutzbrille ansehn. Seit dem Ende des Ruhrkampfes und dem Pakt von London war es in Paris üblich geworden, die Deutschen taktvoll zu ignorieren. Polen, Belgier, Spanier, selbst Oesterreicher: die gabs. Deutschland war ein Rührmichnichtan geworden, über das man am liebsten gar nicht öffentlich sprach. Das ist jetzt seit dem Eintritt Stresemanns in den Völkerbund anders. Wir existieren wieder für den mittlern Franzosen, und man achtet scharf darauf, ob die Deutschen wirklich so aussehen wie Henri

Béraud sie im ‚Journal' und nun in seinem Schmöker ‚Ce que j'ai vu à Berlin" beschrieben hat und, wie Sacha Guitry sie jetzt im ‚Théâtre Edouard VII' vorführt: als die Herren, die im hohen Hut und steifen Gehrock wütend in der Ecke stehn und beständig nein sagen, während die andern Nationen im Völkerbund lustig und sorglos ihre Tänze aufführen. Ob die Deutschen aus Blei oder aus Fleisch und Blut sind, mit einem Wort, ob sie Revanche wollen oder nicht. Es ist eine Quarantänezeit, die Deutschland jetzt in Frankreich durchzumachen hat und von deren Ergebnis sehr viel abhängen wird.

Der Aufstieg des Franc

Poincaré — nicht der große Poincaré, der Vetter Henri, sondern eben nur Raymond, wie seine Gegner hinzufügen — Poincaré hat zum zweiten Mal dem sinkenden Franken einen glanzvollen Wiederaufstieg bereitet. Genau wie zu Anfang des Jahres 1924 hat er mit ungewöhnlicher Energie, nicht nur gegenüber den Spekulanten, sondern auch gegenüber den Steuerzahlern, den Pariser Pfundkurs auf die Hälfte heruntergedrückt. Der schwierigeren Aufgabe, den Franken nicht nur hochzutreiben, sondern zu stabilisieren, wurde er damals durch den Wahlsieg des Linkskartells enthoben. Er mußte demissionieren und konnte nun aus der Entfernung schmunzelnd zusehn, wie unter seinem Antagonisten und Nachfolger, Herriot, die Währung wieder ins Rutschen kam.

Dies Mal wird es nicht ganz so leicht sein, mitten im großen Monolog abzubrechen und hinter die Kulissen zu treten. So unhomogen auch die große Koalition Poincarés ist: sein Kabinett hat doch die größten Aussichten auf Langlebigkeit, denn weder Herriot, der nun als Unterrichtsminister bei Poincaré gelandet ist, noch der rechtsradikale Marin kann es wagen, die Koalitionsregierung zu stürzen, weil dadurch der Franc gefährdet werden könnte, und dafür Niemand die Verantwortung übernehmen will.

Eigentlich stellt dieser Burgfriede Poincaré ein schlechtes Zeugnis aus, denn er beweist, daß man sich auf dem Feld der Währung noch im vollen Kriegszustand befindet und nicht einmal unter den Regierenden über die Friedensziele Einigkeit besteht. Und dies fünf Monate, nachdem die Wendung des Franc nach oben eingesetzt hat. Am 3. August 1926 begann, auf Poincarés Weisung, die siegreiche Durchbruchsschlacht des Franc auf den ausländischen Börsen. Den formalen Oberbefehl hatte der neue Notenbankpräsident Moreau, inne, der bis dahin die Bank von Algier geleitet hatte und sich auch in seiner neuen Stellung als gewandter Techniker bewährt haben soll, ohne daß er wohl — darin seinem Vorgänger Robineau ähnlich — mehr ist als ein tüchtiger Beamter. Die strategische Leitung der Stützungsaktion lag aber auch dies Mal wieder in der Hand des Bankhauses Lazard Frères. Dazu hat Poincaré für die ausländischen Transaktionen Louis Dreyfus herangezogen, der sich allmählich vom Getreidehändler zum Beherrscher der Pariser Produktenbörse und nun auch zu einem der führenden Bankiers heraufgearbeitet hat. Dreyfus ließ in Deutschland durch seine alten Frankfurter Kommanditäre, in

Amsterdam durch Mendelsohn und in der Schweiz durch das Basler Bankhaus Brodsky etliche zehn Millionen Francs aufkaufen, um erst der Spekulation einen gehörigen Schrecken einzujagen; dann gab in Paris Lazard Devisen ab. Damit war technisch die Franc-Hausse angekurbelt. Poincarés Prestige sorgte dafür, daß die Vertrauenskrise erstaunlich schnell behoben wurde. Die großen Spieler und die Mitläufer legten sich um, und nun ging es in raschen Sprüngen mit dem Franc aufwärts.

Sicherlich ist der Franc höher gestiegen, als Poincaré es vorausgesehen und vielleicht auch gewünscht hat, aber der Erfolg ist süß, und in einem so leicht entflammbaren Lande, wie Frankreich, ist es doppelt schwer, den Siegeswagen anzuhalten und der Bevölkerung zu sagen: nun ist es genug mit dem Hokuspokus, jetzt wollen wir einmal ernsthaft und dauerhaft die Währung in Ordnung bringen.

Innerhalb der Banque de France war der Großindustrielle François de Wendel, Regent, zu deutsch: Mitglied des obersten Verwaltungsrates der Notenbank, die treibende Kraft dieser Geldpolitik. Erst in den letzten Wochen hat de Wendel seine deflationistische Haltung aufgegeben und daraufhin wurde, unmittelbar vor Weihnachten, von dem Vertreter der Banque de France an der Pariser Börse öffentlich erklärt: die Notenbank ist entschlossen, das Pfund auf 122,50 Francs zu halten und den Franc nicht weiter steigen zu lassen. Diese Vorgänge waren aber nicht, wie im letzten Frühsommer der Konflikt zwischen Robineau und Caillaux, mit einer schweren Kontroverse zwischen Notenbank und Regierung verbunden, sondern durch eine glückliche Personalunion vollzog sich Alles in gütlichem Einvernehmen.

Daß bei so gutem Einvernehmen zwischen der Regierung und Herrn de Wendel, der gleichzeitig Präsident des Comité des Forges ist, die Interessen der Schwerindustrie nicht zu kurz kommen, darf man wohl ohne weiteres annehmen. Denn eine verschärfte Deflationskrise, womöglich noch vor der endgültigen Stabilisierung, würde den Großen die Möglichkeit verschaffen, die kleinen und mittlern Betriebe an sich zu reißen und eine Konzentrationsbewegung nach deutschem Vorbild in Gang zu bringen.

Trifft das zu, so würde es für die Übergangszeit gewiß schwere soziale Härten geben, aber im Endeffekt könnte solch eine Entwicklung der im Individualismus versauernden französischen Wirtschaft nur zuträglich sein. Doch der Plan, der hier den französischen Großindustriellen unterstellt wird, erscheint mir zu schlau, um wahr zu sein. Zutreffender ist wohl, daß die sogenannten Wirtschaftsführer ebensowenig wie die Regierung im Augenblick wissen, was sie tun sollen, und ziemlich wahllos herumexperimentieren. Wenn auch die Arbeitslosigkeit wächst und unverkennbar eine Krise im Anzug ist: es brennt ja nicht, die Bevölkerung ist vorläufig noch mit ihren ungewohnt hohen Franc-Kursen zufrieden, und Nörglern und Schwarzsehern in der Presse wird aus Poincarés Geheimfonds der Mund gestopft.

Bemerkungen

Die vollkommene Ehe

Ein Buch Dr. Th. van de Veldes, das sich „Vollkommene Ehe" nennt (im Medicinischen Verlag Benno Konegen, Stuttgart), läßt aus seinem Titel auf wohlgemeinte Ratschläge schließen, die auf der beruhigten Basis der landläufigen Moral die gelegentlichen Auflehnungen des Spießers gegen das Ehejoch eindämmen und ihm in der bekannten salbungsvollen Manier die Erhabenheit der Zweisamkeitsidee ad oculos demonstrieren wollen. Umso notwendiger ist es, die geistige Öffentlichkeit darüber aufzuklären, daß hier ein hervorragender Gelehrter, der frühere Direktor der Frauenklinik in Haarlem, seine jahrzehntelange Erfahrung zu einem grandiosen, bisher noch nirgends gewagten Versuch verwendet. Das Werk ist aufgebaut auf der Balzacschen Grunderkenntnis, daß die Ehe eine Wissenschaft ist und es ein alles verschlingendes Ungeheuer zu bekämpfen gilt: die Gewohnheit. Der bisher erschienene Band bildet den ersten Teil einer Trilogie und hat die Physiologie der ehelichen Beziehungen zum Gegenstande. Der Verfasser, der sich als enragierter Anhänger der Monogamie vorstellt, weiß, daß das kardinale Unglück der Ehe in der sexuellen Langeweile zu erblicken ist. Und der Zweck seines Buches ist die Beweisführung, daß die notwendige Abwechslung nicht nur im Objekt gesucht zu werden braucht. Mit Leidenschaft kämpft er gegen die normale Auffassung an, daß die bürgerliche Ehe nur die gewohnheitsmäßige Erfüllung der „ehelichen Pflicht" erlaube und die Ehefrau „viel zu hoch" für die Befriedigung jener Triebvarianten sei, die nun einmal zum vollkommenen Sexualglück gehören. Das kann — muß man dies betonen? — natürlich nicht heißen, daß hier etwa dem Mißbrauch an der Frau das Wort geredet wird. Im Gegenteil: der Autor ist tief davon durchdrungen, daß auch in jeder normal empfindenden Frau die Sehnsucht nach der Mannigfaltigkeit des erotischen Erlebens schlummert und daß es oberste Aufgabe des liebenden, aber gleichzeitig um die andersartige Konstitution der Frau wissenden Mannes ist, die Evolution des weiblichen Triebes herbeizuführen und die geschlechtlichen Wünsche und Neigungen der Partner in weitestem Maße kongruent zu gestalten. „Ständige Erneuerung der Liebeswerbung" wird zur Erhaltung und Vervollkommnung der Ehe gefordert, ein „unablässiges sexuelles Entgegenkommen . . ., ein wechselseitiges Verführertum im altruistischen Sinne". Dies aber setzt voraus, daß die „Technik der gegenseitigen Geschlechtsbefriedigung" in hohem Maße ausgebildet ist.

Diese Technik bildet den wesentlichen Inhalt des Buches. Nach einer gründlichen wissenschaftlichen Abhandlung über die allgemeine Geschlechtsphysiologie des Mannes und der Frau wird das Beisammensein vom „Vorspiel" über das „Liebesspiel" bis zur Vereinigung und dem „Nachspiel" geschildert. Ein immenser, immer wieder Staunen erregender Schatz an Weisheit wird hier ausgebreitet. Noch nie hat es jemand riskiert, über sämtliche Möglichkeiten der Coitusvollziehung fachmännisch zu belehren, mit dem ausgesprochnen Bemühen, den individuellen körperlichen und seelischen Veranlagungen hierbei gerecht zu werden. Von der Erkenntnis ausgehend, daß nicht jeder Mensch in gleicher Weise reagiert, daß es aber jedem ermöglicht werden muß, den größtmöglichen Lustgewinn aus der Vereinigung zu ziehen, glaubt sich van de Velde nicht nur moralisch berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, in detaillierter Form alle Formen zu entwickeln.

Was bei all dem so verblüfft, ist nicht allein die souveräne Kenntnis und die Meisterhaftigkeit der Darstellung, sondern vor allem die Tatsache, daß so etwas möglich ist, ohne auch nur im mindesten das hohe ethische Niveau zu drücken oder lächerlich zu wirken. Wenn niedre Naturen die Lektüre zur Befriedigung ihrer von jeder höhern Erotik meilenfernen Lüsternheit benutzen, so muß das in Kauf genommen werden. Man weiß ja, daß jedes Kunstwerk sich solche Wirkung bei subalternen Schmutz- und Schundexistenzen gefallen lassen muß. Aber wer auch nur eine Spur gesunden menschlichen Empfindens hat, der fühlt, daß die bis in die letzten Hintergründe des Trieblebens vordringenden Untersuchungen von einem wunderbaren Pathos geadelt werden. Alle die geschilderten Entladungsformen der menschlichen Libido erscheinen dem Autor nur dadurch sinnvoll und lehrnotwendig, daß sie dem wahren Eros Ausdrucksmöglichkeiten verschaffen und die erotisch-seelischen Anziehungskräfte immer aufs neue verstärken. Nur wenn in jedem Augenblick der Lektüre der intime Zusammenhang hergestellt ist mit der immanenten Sehnsucht des Menschen nach „Vollkommen-Einswerden", kann dieses prachtvolle Buch, das ein Hohelied der Liebe ist, voll begriffen und gewürdigt werden.

Gerhard Holdheim

Totenmasken

Eine Weile wohl schwanken die Charakterbilder in der Geschichte, hin- und hergestoßen von den Stürmen der Meinungen. Aber nicht lange, so wird auch der Umstrittenste zur letzten Denkmalsruhe gebettet, weil das Interesse der Nachfahren erlischt und aus einer gewissen Notwehr des Denkens; weil wir die Erscheinungen festlegen müssen, um sie zu begreifen. Die Biographen einigen sich, aus der Vielfältigkeit der persönlichen Eindrücke kristallisiert sich ein eindeutig geschliffnes Profil, einprägsam und leicht zu kopieren. Und so wie Photographien immer ähnlicher werden, je länger der Dargestellte tot ist, so wird auch das Bild historischer Persönlichkeiten immer einleuchtender und klarer und deshalb oft immer unähnlicher. Falls nicht, wie etwa im Falle Goethe, eine Epoche mit neuem Weltbild, auf der Suche nach ihr adäquaten Werten der Vergangenheit, wieder zum Erfahrungsstoff zurückkehrt, um sich den großen Menschen neu zu formen.

Die Maler, Stecher und Bildhauer tragen ihr Teil bei: mißtrauisch betrachtet der historisch Interessierte ihre Werke, die nicht ein getreulich abbildendes Auge, sondern ein ganzer Mensch, ja, die Tendenz einer ganzen Kultur schuf. Und aus allen diesen Gründen bringt es Beruhigung und Erleuchtung, die schöne Veröffentlichung von „Totenmasken" (herausgegeben von Richard Langer und Hans W. Gruhle, Verlag Georg Thieme, Leipzig) anzusehen, die uns — in meist vortrefflichen Photographien — eben beschert wird.

Totenmasken — das klingt nach unlebendiger Starre und nach Scheinbildern und Theater. Aber diese Abgüsse sind im Gegenteil gradezu bestürzend wahr. Die Ruhe der physiologischen Muskelentspannung zerstört nichts von dem, was die Lebensenergien formten. In einem Anschauungsunterricht sondergleichen kann Jeder hier prüfen, ob seine Lieblinge und Feinde standhalten. Und Niemand wird es ohne Bereicherung tun.

Den Kanon des vollkommnen Menschenkopfes findet man am besten bei den Schauspielern, etwa bei Josef Kainz: das Fleisch ist schon eingesunken, und die klaren Knochenformen der Augenhöhlen, der Schläfen und des Kiefers stilisieren das Ganze zu einem Wunderwerk der Proportion. Dies beinahe ornamentale Gleichmaß der Teile findet

sich sonst kaum. Am ehesten noch bei Goethe, den man hier ganz ohne die klassische Schminke betrachten kann. Eine unnahbare Ruhe, der Ausgleich gewaltiger Kräfte — welch ein Gegensatz das vorstoßende Profil Schillers! Dann die Romantiker, Tieck, Brentano, Schlegel: runde, sinnenstarke Gesichter, überquellende Massen voller Saft, nirgends scharfe Gehaltenheit, sondern eine Unausgeprägtheit der Form wie bei alten Baumstämmen, die sich auch nicht in einfachen Kurven beschreiben lassen.

Da ist Robespierres unedles Gesicht; die vom Tode geschlossnen Augen scheinen in heuchlerischer Demut zu Boden geschlagen, ein brutaler Mund — „die Tugend muß durch den Schrecken herrschen". Die Riesenformen Martin Luthers und ein Papstbildnis: fein, geglättet, geschlossen, ohne jede verwundbare Stelle. Köpfe sind da, deren „Thema" nicht ganz zuende gearbeitet ist; die Richtung des Charakters ist wohl angegeben — das schwärmerische Gefühl bei Mendelssohn-Bartholdy —, aber es findet sich etwa ein Mund, von dem man nicht weiß, ob ein kleines Lächeln auf ihm liegt oder ein schmerzliches Zucken. Da ist der blutvolle Kämpfer Görres, der kleine, verbissne Menzel, vor dessen Gesicht alle Zugbrücken aufgezogen scheinen, die breiten, trotzigen Züge der Preußenkönige und dazwischen wie ein Außenseiter: Friedrich der Zweite — so gar nicht, wie die Filmregisseure und Briefmarkenzeichner ihn sich träumen lassen: geistvoll, kritisch, unaufdringlich und ein wenig spöttisch.

Ein wundervolles, belehrendes Bilderbuch für Erwachsene, die das Sehen nicht verlernt haben. Diese werden sich, wenn sie das Buch aus der Hand legen, angefeuert, beglückt und hoffnungsvoll fühlen wie nach dem Gespräch mit einem bedeutenden Menschen.

Rudolf Arnheim

Insbesondre

Eppstein ist ein Örtchen im Taunus. In diesem Örtchen hat der bisherige Fleisch- und Trichinenbeschauer sein Amt niedergelegt. Pflichtgemäß erläßt der Bürgermeister im Gemeindeblatt nachstehende amtliche Bekanntmachung:

„Nachdem Herr Johann Bastian das Amt eines Fleisch- und Trichinenbeschauers niedergelegt hat, soll diese Stelle neu besetzt werden. Bewerber männlichen Geschlechts, die das 23. Lebensjahr vollendet und das 50. Lebensjahr noch nicht überschritten haben, und insbesondre im Vollbesitze ihrer Sinne sind, wollen sich bis zum 15. d. M. auf dem Bürgermeisteramt melden.

Der Bürgermeister."

Die Kandidaten brauchen anscheinend von der Technik der Fleisch- und Trichinenbeschau nichts zu verstehen, sie brauchen keine Fachzeugnisse vorzuweisen, sie brauchen überhaupt nichts zu sein — sie müssen nur eine Bedingung erfüllen: „insbesondre" im Vollbesitz ihrer Sinne sein. Dieses „insbesondre" läßt die furchtbarsten Kombinationen zu. Waren die bisherigen Fleisch- und Trichinenbeschauer in Eppstein Kretins oder waren sie blind oder hörten sie die Trichinen nicht laufen oder hielten sie faulendes Hammelfleisch für frische Kalbshaxen? — was in aller Welt mag sich in Eppstein abgespielt haben, daß der fürsorgliche Bürgermeister für das Amt des Fleisch- und Trichinenbeschauers endlich einen Mann sucht, der insbesondre im Vollbesitz seiner Sinne ist —?

Möge es dem Bürgermeister zur Beruhigung einer besorgten Mitwelt gelungen sein, für besagtes Amt eine Persönlichkeit gefunden zu haben, die insbesondre im Vollbesitz ihrer Sinne ist. Die Sache ist ernst und keine Personalfrage der Justizverwaltung.

Ernst Ling

An Herrn Harry Domela

Lieber und verehrter Meister! Erlauben Sie einem bescheidnen Bewundrer Ihres allzu kurzen Auftretens als Prinz Wilhelm Ihnen ein aufrichtiges Bedauern zum Ausdruck zu bringen, daß es der Polizei gelungen ist, Sie der Rache der düpierten thüringer Ehrenbürger auszuliefern. Ihre Leistung war gut und rund. Wenn unsre republikanischen Politiker ähnlichen Witz aufbrächten, stünde es besser um uns.

Es schmälert Ihre Meriten nicht, daß politische Absichten Ihnen völlig ferngelegen haben, und nur eine häßliche Bargeldlosigkeit Sie zu Ihrem kleinen Abenteuer in Thüringen veranlaßt hat. Junge Leute haben es heute schwer, und Sie haben nach manchem Graden und Krummen sich auch als Kohlenschipper versucht, der junge Herr dagegen, den Sie mit so viel Glück dargestellt haben, hat noch gar nichts versucht, eine rein hospitierende militärische Betätigung ausgenommen. Der Anstoß zu Ihrer gewiß nicht alltäglichen Rolle mag Ihnen wohl gekommen sein, als Sie ganz zufällig vor dem Spiegel unter hochgeschwungener Braue das blitzende Raubvogelauge der Hohenzollern entdeckten und die große, leicht gekrümmte Nase, die schon viele Rasseforscher zu profunden Untersuchungen über die Nürnberger Vergangenheit der Familie verleitet hat.

Sie haben sich sicherlich nicht viel Gedanken gemacht über die traditionelle prinzliche tenue, die angeblich selbst in Lumpen überzeugt. Und unter den bürgerlichen und militärischen Honoratioren Thüringens wärs auch verschwendet gewesen. Sie haben nur Eines mitgebracht, was den seriösen und logischen Köpfen fehlt: Sie haben die Leute, die Sie rupfen wollten, für genau so dumm genommen, wie sie in Wahrheit sind. Sie haben, vielleicht durch ein frühes Erlebnis, traumhaft sicher erfaßt, daß es die höchste Seligkeit dieser Leute ist, vor einer schnarrenden Offiziersstimme, vor einem harten Herrenauge die Hacken zusammenzuknallen. Jahrelang haben Die vor der verwaisten Hoftheater-Maschinerie auf das Aufsteigen des Gottes gewartet. Plötzlich knackte es in den Scharnieren, es kam Jemand aus der Versenkung, und Alles lag auf dem Bauch.

Doch mit Trauer lesen wir jetzt, verehrter Freund, daß Ihr Unterschlupf erst in der Herberge zur Heimat in Köln, dann bei der Fremdenlegion, nicht grade auf eine glänzende reale Ausbeute Ihres Unternehmens schließen läßt. Diese Weltfremdheit in finanziellen Dingen beweist schlagend, daß Sie kein echter Hohenzoller sind, und wären Ihre lieben Thüringer nicht hoffnungslos in Devotion ersoffen, an dieser stilwidrigen Bescheidenheit hätten sie die Wahrheit erraten müssen. Jetzt sind diese Krämerseelen auch noch undankbar und schreien nach Ihrem Blut. Wenn die Republik etwas mehr Humor hätte — denn Humor ist auch Geselligkeit —: sie würde Sie jetzt nicht dem Staatsanwalt überantworten, sondern Sie lebenslänglich im Prytaneion speisen und überhaupt als einen Mann behandeln, der sich ums Vaterland verdient gemacht hat. Sie haben da, wo der Verstand des Staates sanft schlief, als Liktor einer bessern Vernunft die Rutenbündel lustig tanzen lassen. Sie haben die Dummheit gezüchtigt. Sie haben unsern Herzen eine Freude bereitet. Wir danken Ihnen.

Lucius Schierling

Bürogehilfentrost

Nun ist sie bald vorüber
die titulaturlose Zeit.
Für sämtliche Nasenstüber
liegt „oben" ein Orden bereit.

Das Aktenheften und -Falzen
hat wieder Sinn und Verstand
Man flicht in das Knopfloch mit Schnalzen
das blaßrosa Seidenband.

Wird man auch müder und älter,
immer auf Pulte geneigt,
sinken auch alle Gehälter:
Die Achtung der Mitmenschen steigt.

So alt ist Keiner geworden,
daß er nicht pries sein Geschick.
Man hat doch bald Titel und Orden!
Und einen glanzlosen Blick.

Karl Schnog

Otto Nagel

Der Proletarier Otto Nagel stellt in der Kneipe „Sängerheim" auf dem Wedding seine Bilder aus.

Ein ungewöhnliches Milieu für Kunst. Schwarze Straßen der Armut. Köslinerstraße: hier stehen wohl die finstersten Mietskasernen Berlins. Der Anblick der Höfe unter dem schwarzen, nassen Winterhimmel ist erschütternd. Ganz schlimm ein Haus in der Schulstraße: Stufen, Winkel, Löcher, Türen, Gänge, auf jedem Treppenabsatz eine matt flackernde Petroleumlampe und ein Wasserhahn. Vierhundert Menschen sollen hier „wohnen", und sie haben auf dem vordersten Hof zwei Klosetts.

Ist das Berlin? Alte Bettler und Bettlerinnen, erloschne, graue, erledigte Menschen schlafen, trinken, schwatzen; sprechen wie halb Verrückte, warten, stehen in dem kahlen Raum, der aussieht wie eine Stube vor dem Einzug des Mieters.

Vergessen wir doch nicht, wenn wir von Kunst und Bildung sprechen, daß es ein paar Schritte von uns diese Welt gibt.

Im „Sängerheim" rote Frontkämpfer, rauchend, lesend, beim Billardspiel, und im Tanzsaal von vorstädtischer, karminroter Tapezierer-Schönheit: Nagel.

Das Publikum, Männer und Frauen vom Wedding, ernst, schweigsam, langsam die Bilder Otto Nagels betrachtend. Sie sehen sich selbst an den Wänden, von einem der Ihren gemalt: den Briefträger, die alte Frau im Spital, die Nutte vom Karrée Nettelbeckplatz, den Idioten, „Vater" von der Wach- und Schließgesellschaft, den Budiker von der Ecke.

Nagel wäre mit einer politischen Wirkung seiner Bilder bestimmt nicht zufrieden, aber zwingender noch scheint mir seine schicksalhafte Verbundenheit mit diesen Häusern, diesen Straßen, diesen Menschen, unter denen er aufwuchs und noch heute lebt, deren Leiden ihn quälen und von deren schwer zu enträtselndem Leben er nicht loskann und nicht loswill.

Im Anfang malte Nagel gern lachendes Volk auf dem Rummel und im Variété, spielende Kinder im Park, verliebte Burschen und Mädel. Er war von der beglückenden Heiterkeit August Mackes tief berührt worden. Mehr und mehr aber kam er dem großen Strom des Elends nahe, und heute sieht er, malt er diese Gesichter des Wedding, wie sie kein Andrer sehen und malen kann.

Vor Nagels Bildern spürt man, daß sie einen Platz haben, auf den sie mit Notwendigkeit gehören. Van Gogh wollte seine Bilder in die Kneipen hängen; die „Berceuse" wollte er den Matrosen von Marseille für ihre Schänke geben. Otto Nagels Bilder suchen nicht mehr, sie haben ihren Platz, den sie nicht verlassen können, ohne einen Verrat zu begehen.

An der Schmalseite, am Ende des Tanzsaales hängt das merkwürdigste dieser Bilder: der Kneipwirt von der Schulstraße, die Hand am Bierhahn, uns wie neuen Gästen gespannt entgegensehend, und rechts und links in je sechs kleinern Bildern die Stammgäste: der klassenbewußte Arbeiter, das Straßenmädel, der Boxer, der Arbeitslose, der Leser des „Lokal-Anzeigers", der Veteran von Borsig.

Was wird mit der „Kneipe", diesem wichtigen Dokument, geschehen? Wird es in der Stube Nagels stehen bleiben? Es gehört von Rechts wegen in eine öffentliche Sammlung. Die National-Galerie hat seit Jahren für ihre moderne Abteilung kaum eine Neu-Erwerbung gemacht, die wichtiger und besser wäre, aber viele, die weniger wichtig und weniger gut waren. Dennoch: es paßt nicht in die Galerie. Aber das spricht nicht gegen das Bild, sondern gegen die Galerie.

Ich stelle mir die Menschen, die sich im „Sängerheim" diese Bilder betrachten, in der National-Galerie vor. Sie gehen fremd, verwundert, ratlos von Bild zu

Bild und gehen verdattert zur Tür hinaus. Es ist nicht für sie. Sie dürfen ja hineingehen, aber sie fühlen sehr schnell, daß sie nur geduldet sind. Und dann sehe ich wieder ihren Ernst, ihre Aufmerksamkeit, ihr tiefes Interesse vor den Bildern in diesem Tanzsaal.

Adolf Behne

Ein Stoß Papier

„500 Bogen?" hatte das kleine Fräulein im ‚Printemps' gesagt, und damit hatte sie schon den Packen beim Wickel. Ihre Fingernägel waren nicht ganz propper, aber das ist wohl schwer bei solcher Arbeit in Staub und Hitze. In ihrem Gesicht riefen die aufgelegten Farben: „Ah, mon petit chou!" — aber wenn man genauer hinsah, war da eine kleine, winzige Falte in der Nasenecke, die rechnete:

Fahrt zum Geschäft 1.20 Francs
Brioches 0.60

und Ähnliches.

Es war eine ziemlich hastige Addition, die da jeden Tag gemacht werden mußte. Nun hatte ich mein Papier, danke. Und da liegen sie nun, die fünfhundert mitgebrachten Bogen.

Zwei Daumenglieder hoch liegen sie da, weich zum Augenauswischen. Die werde ich alle vollschreiben müssen. Was wird draufstehen —?

Dieses und Genes, wie sie um Hannover sagen. Es gibt aber auch zu schöne Sachen: Herr Heuß, Demokrat und Männerbrust in einem, redet für das Schutz- und Schmundgesetz, denn was gäbe es im Augenblick wohl Wichtigeres, als unsre lieben Kleinen vor Tagore, dem Grafen Luckner, Sudermann und dem Reichsarchiv zu schützen? Heuß weiß das ganz genau: wenn sie auch nichts zu fressen haben — gute Bücher gehören in jedes Haus, selbst wenn gar kein Haus da ist. Er ist „sozial eingestellt" — was nachher draus wird, ist nicht seine Sache.

Und was wird noch draufstehen? Die Auswahl ist leicht: ein Blinzler in den Gerichtsteil jeder Zeitung genügt, um eine Schande zu sehen, die nur noch von einer andern übertroffen wird: Derer, die sie nicht fühlen.

Und weil das Leben ernst ist, heiter aber die Kunst, sich lächerlich zu machen, so hat uns eben der gute Gott den deutschen Richter beschert, einen pathosgeblähten Talar mit einem Ding darin, das Scharen unartiger Schüler abstraft und persönlich beleidigt ist, wenn eine Frau ungehörigerweise ihren Geliebten erschießt: das diesseitige Schießen ist nur Oberförstern und Reichswehroffizieren erlaubt, soweit die nicht mit dem Empfang von Hochstaplern befaßt sind. Im Namen des Volkes.

Und was wird noch draufstehen, auf den fünfhundert —?

Geßlerine und eine Republikanerschaft, die sich überhaupt nichts mehr denkt, wenn sie zur Republik schwört, die Herren tun das morgens zum Frühstück, es ist gut für die Verdauung. Und das Theater, diese goldne Volière der Stare und Regisseure, neulich soll ein Autor dort gesehen worden sein, aber das war wohl ein Irrtum. Und französische Bücher und französische Provinz, um die sich kein Mensch kümmert, als sei Paris Frankreich, und als lägen nicht hundert und hundert kleiner Städte da, still atmend und ihr kleines Leben lebend, friedlich, ohne Wehrvereine und ohne Sportlehrer, die anderswo eine ganze Jugend im Schießen ausbilden, während die Regierung so europäisch ist, daß es einem himmelangst wird ... Und wenn die Muse Terpzichorie mich auf die geründete Stirn küßt: auch Verse und kleine Reime, die das Volk abends singt, wenn Mutter am Radio spinnt und Vater kleingehackten Lokalanzeiger raucht ... Das soll Alles auf den fünfhundert stehen.

Jetzt habe ich das Einwickelpapier in den Korb getan, die Katze Breitscheid (Halbangora) liegt in einer Ecke und tut

schrecklich ironisch, ich möchte nur wissen: worauf herauf? — die Lampe brennt, die Heizung summt ... Los!

Peter Panter

Der Jargon

... und freue ich mich, daß grade diese Zeitung (der Kladderadatsch) hier eine weite Verbreitung findet, wie ich überhaupt taxiere, daß speziell die Auslandsdeutschen den Wert einer wirklich nationalen Zeitung am besten zu schätzen wissen ..."

Lüderitzbucht, Südwestafrika

Aus einem Reklameprospekt

Velhagen & Klasing

haben zwar den Krieg auch nicht gewonnen, aber sie tun doch ihr möglichstes.

In dem großen Andreeschen Handatlas, den sie herausgeben, findet sich in der Ausgabe 1920 eine Weltkarte der internationalen Kolonial-Verteilung, die — auf Seite 21 — für Afrika, zum Beispiel, so aussieht: Deutsch-Südwest-Afrika — Deutschost-Afrika und so weiter ... Ganz klein und versteckt steht unterhalb der Karte ein kleines Farbfleckchen in entsprechender Couleur und verkündet recht bescheiden und petit: „Ehemals deutsche Kolonien". Die Karte selbst fälscht.

Zur Rede gestellt, beruft sich der Verlag in einem lahmen Schreiben auf das farbige kleine Heftpflaster und verschweigt, daß das Gesamtbild für jeden unbefangnen Betrachter einen vielleicht für die Kolonial-Assessoren und Hundspeitschenschwinger wünschenswerten Zustand zeigt, keineswegs aber die politische Wirklichkeit. Die ist ja nun leider gottseidank wesentlich anders.

Diese Sorte von National-Geographen tobt umher, wenn ein deutscher Atlas die richtigen tschechischen oder polnischen Städtenamen in annektierten Gebieten politisch wahrheitsgemäß und untendenziös angibt, wie sich das gehört. Denn es heißt wohl Nanzig und Sankt Kwentihn, aber wenn wir auch durch die Schuld tobsüchtiger Militärs den Krieg verloren haben: die Kolonien in den Atlanten lassen wir uns nicht nehmen. „Den Finger drauf! Die nehmen wir!" Für Deine Steuergroschen, Atlaskäufer.

Ignaz Wrobel

Ein ausgesprochener Pazifist

Sechzig Jahre alt, ist in Hamburg der Großindustrielle, Jakob Wolff, gestorben, der eine einzigartige Erscheinung in der Geschichte des Krieges war. Er war ausgesprochner Pazifist und zählte achtundvierzig Jahre, als er sich 1915 als Kriegsfreiwilliger zu den Fliegern meldete und selbstverständlich überall abgewiesen wurde. Das schreckte ihn nicht zurück; er ließ sich privatim ausbilden und erschien auf seinem eigenen Flugzeug wieder. Jetzt konnte man ihn nicht gut wieder fortschicken, und der „alte Herr" leistete ebensoviel wie irgendein Jüngling. Er war zunächst als Führer eines Beobachtungsflugzeuges tätig und wurde dann Mitglied einer Jagdstaffel, wo er viele Erfolge hatte und mit allen üblichen Auszeichnungen geehrt wurde. Es soll nebenbei erwähnt werden, daß Wolff, wie viele deutsche Flieger im Weltkrieg, Jude war.

Berliner Tageblatt

Das Resultat

Während des Krieges 1914/18 sind rund 50 000 Flugzeuge für die Zwecke der Heeresverwaltung gebaut worden, von denen 1918, als der Krieg zu Ende ging, noch etwa 5000 vorhanden waren, so daß 45 000 durch Abschießen, Verbrauch und andre Umstände in Verlust geraten sind.

Ein Inserat

Für einen arbeitslosen Freund suche ich ein kräftiges Männchen der Zauneidechse. Porti vergüte ich gern.

Dr. Woltersdorf, Magdeburg, Domplatz 5, Museum.

Antworten

Ein Freund der Lyrik hat einen „Preis der Lyrik für 1927" in Höhe von fünfzehnhundert Mark gestiftet. Es ist die Absicht des Stifters, diesen Preis jährlich auszusetzen. Zweck der Stiftung ist, lyrischen Persönlichkeiten zur Geltung zu verhelfen. Es wird um Einsendung von mindestens zehn und höchstens fünfzehn ungedruckten Gedichten in Maschinenschrift bis zum 15. März 1927 gebeten. Die Manuskripte können nicht zurückgesandt werden. Die Einsendungsadresse wird noch bekanntgegeben. Der Preis wird unter allen Umständen und ungeteilt am 1. Mai 1927 verteilt. Für die Stiftung: Dr. Beermann (S. Fischer). Dr. Ernst Blaß. George Groß. Max Hermann-Neiße. Armin T. Wegner Dr. Alfred Wolfenstein.

Alfred Polgar. Sie schreiben mir: „Von der Renommierrede des Herrn Hermann Thimig als falscher Revisor — siehe „Wiener Theater" in Nr. 1 — hieß es in meinem Bericht, sie wäre „unerträglich lang" gewesen. Das „lang" ist auf dem Wege vom Manuskript zum Druck leider verloren gegangen. Der redliche Finder wird gebeten, es zurückzustellen, damit nicht auf den liebenswerten Hermann Thimig die falsche Beschuldigung sitzen bleibe, seine Rede sei schlechtweg „unerträglich gewesen".

Angeklagter. Sie haben sich für Ihren demnächstigen Strafprozeß das ausgezeichnete Werk von Felix Halle: „Wie verteidigt sich der Proletarier vor Gericht?" kaufen wollen — aber der Münchner Staatsanwalt hat das Buch in der Buchhandlung Kleber, München, beschlagnahmt. Kein Wunder. Er braucht vor sich wehrlose und juristisch kenntnislose Proletarier, die über ihre gesetzlichen Rechte möglichst nicht unterrichtet sein sollen. Dann ist der Staatsanwalt auf der Höhe, und auch die Karriere des Richters ist gesichert. Und wer gegen diese Beschlagnahme protestiert, wird gleich mitbeschlagnahmt: so das Heft, daß die Vereinigung linksgerichteter Verleger herausgegeben hat: „Jeder Deutsche hat das Recht ..." Das Heftchen enthält die Reden und Gutachten über das Schandgesetz des Demokraten Külz.

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Montag, den 17. Januar 1927, abends ½9 Uhr, im Hotel am Stadtgarten, Kanzleistr. 33.

Musikalischer. Deinen Bruno Walter haben sie aus München herausgejagt? Aber wo Bayern am größten, ist der Orden am nächsten. „Generalmusikdirektor Professor Bruno Walter wurde in Anerkennung der großen Verdienste um die Sache des Bayerischen Roten Kreuzes mit dem Ehrenkreuz II. Klasse desselben ausgezeichnet." Das hängt uns zum Halse heraus.

Kranzspende S. J. Cohrsen 15 Mark, J. Cohn, Hamburg, 5 Mark, Bürgner 10 Mark, F. Joppich 4,60 Mark.

Obmann der politischen Gefangnen in Kottbus. Sie teilen mit, daß die politischen Gefangnen in Kottbus, von denen hier neulich in Nr. 45 die Rede war, nicht zwanzigjährige junge Leute sind, sondern daß sie sich, mit vier Ausnahmen, im Alter von 30 bis 45 Jahren befinden. Wie lange diese Leute noch sitzen werden, steht dahin Sicherlich länger als die uniformierten Burschen, die man nach halbjähriger Haft zu begnadigen pflegt.

Zeuge. „Im Bericht über den Mordprozeß Donner," so schreiben die Dresdener Neusten Nachrichten, „ist ein Justizwachtmeister als Gerichtsdiener bezeichnet worden. Die Bezeichnung ist falsch, Gerichtsdiener gibt es nicht mehr." Die Bezeichnung ist richtig; es gibt Gerichtsdiener. Sie tragen einen Talar.

Verantwortlich i. V.: Carl v. Ossietzky, Berlin, Genthiner Straße 22. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Es wird gebeten, Manuskripten Rückporto beizulegen. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Bürgerblock-Ouvertüre von Carl v. Ossietzky

Am Montag, dem 10. Januar beauftragt der Reichspräsident Herrn Doktor Curtius: „auf den Grundlagen der bisherigen Koalition, Gemeinschaftsarbeit mit der Deutschnationalen Volkspartei zu ermöglichen." Die Deutschnationalen antworten sogleich: sie sähen darin den einzigen Weg zur Lösung, doch ruhe die Entscheidung beim Zentrum. Am Dienstag unterhandelt Westarp zum ersten Mal mit Curtius, lehnt aber jede bindende Äußerung ab, so lange nicht das Zentrum prinzipielle Bereitwilligkeit ausgedrückt habe, mit den Deutschnationalen zu arbeiten. Am selben Nachmittag erscheint Herr von Guérard bei Curtius. Hierauf vierstündige Beratung des Vorstandes der Zentrumsfraktion, unter Hinzuziehung des Herrn Wirth als Experten für republikanische Belange. Ergebnis: „schwere außenpolitische und innenpolitische Bedenken" gegen die Absichten des Herrn Curtius; dennoch soll der Entscheidung der Gesamtfraktion nicht vorgegriffen werden. Am Mittwoch faßt die Fraktion nach stundenlanger Debatte einen Beschluß, aus dem sich ergibt, daß sie die „Bedenken" des Vorstandes teilt. Am Donnerstag verhandeln Stresemann und Curtius mit Stegerwald und Guérard, die wieder ihre „Bedenken" geltend machen. Curtius erklärt, nochmals mit den Deutschnationalen sprechen zu wollen. Am Freitag konferiert Westarp zum zweiten Mal mit Curtius, der die „Bedenken" des Zentrums bekannt gibt und Übermittlung der deutschnationalen Antwort anbietet. Da endlich entschließt sich die Zentrumsfraktion, an Curtius zu schreiben, daß sie von seinen Bemühungen keinen Erfolg mehr erwarte, und Herr Curtius gibt seinen Auftrag zurück.

Das ist, chronologisch geordnet und unter Weglassung aller ablenkenden und vertuschenden Decorativa, die Geschichte der Mission des schwarz-weiß-roten Heidenpredigers Curtius an den Gestaden des schwarz-rot-goldnen Zentrums. Und erstaunlich ist nur, daß die Oberpriester der Fraktion fünf ganze Tage brauchten, um zu einer Absage zu kommen, daß sie, anstatt den Versucher mit exorcistischen Formeln zu bannen, sich jedes Mal nach Empfang der unheiligen Botschaft ins Innre des Tempels zurückzogen, um mit ihrem republikanischen Glauben zu ringen.

*

Herr von Loebell ist ein Letzter jener alten preußischen Konservativen, deren Stärke in der Diplomatie lag, nicht wie bei den Epigonen, in der Demagogie. Der erfolgreiche Wahlmacher Hindenburgs ist zwar überzeugter Royalist, wenn auch mit der gefühlsmäßigen Einschränkung eines langjährigen wilhelminischen Ministers. Ein vielerfahrener Zyniker jedenfalls, der, um das deutsche Volk kennen zu lernen, es, abweichend von Gustav Freytags berühmtem Ratschlag, nicht bei der Arbeit, sondern beim Politisieren aufgesucht hat, und dem man

deshalb nichts vormacht. Dieser wetterfeste Realist hat die Deutschnationalen kürzlich offen aufgefordert, doch mit dem langweilig werdenden oppositionellen Getue Schluß zu machen und frisch zu Locarnesen und Republikanern in die Regierung zu steigen, um sie dann an die Wand zu quetschen. Da die Deutschnationalen grade in jenen Tagen durch ihren Pressechef in „Le Journal" einen ersten schüchternen Versuch vornehmen ließen, sich den Franzosen als allianzfähig in Empfehlung zu bringen, sie jedoch andrerseits nicht wünschten, mit diesem Trip ins Pazifistische vor ihren Wählern Staat zu machen, so kam ihnen Herr von Loebell höchst ungelegen, und sie fertigten ihn mit einem überaus schroffen Desaveu ab, in dem noch ein Mal alle Poltergeister der Intransigenz bellikos rumorten, während der nach Paris beorderte Friedensengel schon zum ersten Kußmäulchen die Lippen europäisch spitzte.

Herr von Loebell wird sich nicht schrecken lassen. Er weiß, daß ein beachtlicher Teil der Partei, die Landbünde voran, die bisherige Resistenz nicht mehr lohnend findet. Er weiß auch, daß mindestens die Hälfte der Deutschen Volkspartei nach gehorsamer Stabilisierung des Stresemannschen Außenprogramms durch die Linke keine Lust mehr nach Fortsetzung einer Gesellschaft verspürt, die mehr Not als Neigung hat entstehen lassen. Die Leute haben ihre Schuldigkeit getan und mögen sich trollen. Mag dem demokratischen Stimmvieh die Wahlzelle zum Schlachthaus werden — die Volkspartei wünscht sich möglich weit weg von der innerlich zerfallenden demokratischen Nachbarin, die heute Stresemann für sich reklamiert, ihn den Executor „ihrer" Politik nennt und immer von neuem Versuche unternimmt, sich mit Hilfe der Großen Koalition zu erhöhen, so wie ein geschickter Stelzenläufer, mit ein paar Tüchern vermummt, im Unklaren lassen kann, wie lang oder kurz er eigentlich ist. Die Volkspartei denkt nicht daran, den Demokraten die Stelzen zu liefern. Sie sieht mit Sorge dem nächsten Wahlkampfe entgegen, wird ihn ganz gewiß nicht mit der Devise „Für Locarno, für Genf und Republik!" beginnen, sondern eine Kameradschaft von gestern ruhig den Wellen preisgeben, um sich selbst aufs Trockne zu bringen. Die Deutsche Volkspartei ist, unbeschadet der paar liberalen Vollbärte, eine Rechtspartei. Die schweifende Phantasie ihres Führers hat sie zu einer Odyssee verleitet, die gelegentlich in die abenteuerlichsten Regionen linksrepublikanischer Exotik führte. Heute ist die Fahrt beendet.

Schon lange hätte zwischen Deutschnationaler und Deutscher Volkspartei, ohne die rüde Tonart der Rechtspresse, Alles glatt sein können. Hier sind Empfindlichkeiten zu überwinden. Hier beginnt auch die freiwillige Sendung des Herrn von Loebell, und man mag mit Recht seine geschickten Bellachini-Finger in folgendem Arrangement sehen: Als Herr Stresemann neulich in Hamburg war, folgte er einer Einladung des jungen Fürsten Bismarck nach Friedrichsruh, wo er am Frühstückstisch — völlig überraschend natürlich — den Grafen Westarp fand! Wunderbare mise-en-scène! Die Manen des Eisernen Kanzlers zürnend um Stresemann, der mit der De-

mokratie gebuhlt hat. Aus dem nächtlichen Sachsenwald dröhnt die Stimme des Alten: Seid einig, einig, einig! Wunderbare Berechnung der Wirkung auf das Gemüt des zweiten Tenors von Dresden, der sich als Außenpolitiker zwar immer mehr in Grossisten-Mentalität hineingelebt hat, aber als Innenpolitiker stets der kleine Detaillist seiner Anfänge geblieben ist, der überall, ob im Genfer Luxus-Hôtel, ob in der betörenden Vegetation Italiens, die deutsche Eiche rauschen, die deutsche Kaffeekanne klappern, das deutsche Pique-Aß auf den deutschen Stammtisch knallen hört. Da der junge Bismarck-Enkel bisher weder gezeigt hat, daß er ein besondres Vergnügen an intrikaten politischen Situationen empfindet, noch, daß er mit dem Spleen eines alten Engländers behaftet ist, der sich lauter Gäste einladet, die sich nicht leiden können, so dürfte die Regie schon auf einen schärfer kalkulierenden Kopf zurückzuführen sein: auf den alten, oft erprobten Hexenmeister aus Pommern, dem immerhin schon das Kunststückchen gelungen ist, aus einem ruhebedürftigen General einen ganz vifen Präsidenten gemacht zu haben.

*

Kaum war vor vier Wochen die Marx-Regierung gestürzt, als sofort das Gerücht umging, der Reichspräsident beabsichtige, ein rechtes Minderheitskabinett zu bestellen, daß nur die Aufgabe habe, den Reichstag aufzulösen und die Wahlen zu machen. In solcher parlamentslosen Zeit läßt sich von geschickten Leuten schon einiges ausrichten. Die nächstliegende Lösung wäre ein andres Marx-Kabinett gewesen, und wenn auch ein paar neue Prothesen die alte Carcasse nicht reizvoller gemacht hätten, so wäre es doch wohl wieder für eine Weile gegangen. Statt dessen wird, nachdem wochenlang Diktaturpläne um Scholz und Westarp gespukt haben, Herr Doktor Curtius ausersehen, eine Rechtskoalition zu schaffen. Und Herr Curtius, der in der volksparteilichen Fraktion und im Reichsministerium stets eine Art Flügeladjutant Stresemanns gewesen ist, beginnt seine Arbeit sogleich sehr konsequent, indem er erklärt, es drehe sich jetzt nicht mehr um die Große Koalition und ähnliche erledigte Sachen, sondern nur um die Gewinnung der Deutschnationalen. Demgemäß verfährt er: die Sozialdemokratie wird nur „unterrichtet", und Erich Koch, der sonst überall dabei sein muß, schaltet sich diesmal, ärgerlich geworden, selber aus. Curtius aber geht so vor, als gäbe es überhaupt nur zwei Parteien: Deutschnationale und Zentrum. Man muß zugestehen, daß diese Taktik ihre psychologischen Wirkungen hat: das Zentrum wird sichtlich nervös und äußert gegenüber einen völlig undiskutabeln Vorschlag immer nur „Bedenken", verzettelt sich von Montag bis Freitag in vielstündigen Beratungen, um schließlich nur eine flau stilisierte Absage zu produzieren. Curtius hat erreicht, der Zentrumsfraktion vorübergehend zu suggerieren, daß zur Zeit eine andre Bindung als solche nach rechts gar nicht denkbar sei, und da die Unterhändler der Fraktion, die Herren von Guérard und Stegerwald, auch im Ernst niemals etwas Andres gewollt haben, so hat Herr Curtius bei Scheitern seiner per-

sönlichen Mission doch für einen Größern, einen Luther, Jarres oder Stegerwald selbst, ein beträchtliches Stück Vorfeld erstritten.

Augenblicklich bemüht sich Herr Marx wieder. Und in der gesamten Rechtspresse wird wie auf Kommando die Losung ausgegeben: auch die Vollmachten von Marx seien limitiert; auch Marx habe nur den Auftrag, Anlehnung nach rechts zu suchen, und übrigens werde die Deutsche Volkspartei in diesen Tagen förmlich beschließen, keiner Regierung mehr beizutreten, die von den Toleranz der Sozialdemokraten abhänge. Das steht bei Hugenberg, und braucht deshalb nicht wahr zu sein. Aber Tatsache bleibt, daß sich durch solchen Alarm der Ring der für die Regierungsbildung in Betracht kommenden Parteien dauernd verengt, und alle Eventualitäten nach rechts weisen.

Es besteht kein Zweifel mehr: der Reichspräsident möchte auf alle Fälle den Bürgerblock kreieren; die Kreise um Loebell, die in entscheidenden Momenten stets seine politischen Einbläser bildeten, bemühen sich, die Barrieren zwischen den Rechtsgruppen zu beseitigen; Stresemann ist schon völlig gewonnen, und nur das Zentrum ziert sich noch. Vergessen werden darf auch nicht, daß hinter allen Bemühungen für die Rechtskoalition Einer treibend und befeuernd waltet, von dem man in letzter Zeit nicht viel gehört hat: Herr Otto Geßler, der auf Geheiß der Sozialdemokraten über die Klinge springen müßte, wenn doch wider Erwarten ein Kabinett der Mitte mit Stützung von links zurückkehren sollte. Nach einer Meldung von sonst ausgezeichnet informierter Seite steht der Austritt Herrn Geßlers aus der Demokratischen Partei unmittelbar bevor — als Protest gegen die an ihn gerichtete Beschwerde Erich Kochs über den Schimpfartikel des Generals Reinhardt in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung'. Verläßt Geßler die Partei, die ohnehin nicht mehr die Absicht hat, ihn zu halten, und geht er zur Volkspartei, oder, wie auch vermutet wird, zur Wirtschaftspartei, trotzt er der Linken im Amt, so wird der Kampf um den Bürgerblock zugleich ein Kampf um Geßler. Die Bürgerkoalition rettet nicht nur Geßlers Ministerschaft, sondern sichert auch sein Werk, die Reichswehr, selbst vor den zagsten Reformen. So ist beiden Teilen geholfen, und leidtragend bleibt nur die Republik.

*

Das wäre also das Ende! ruft der Pessimist.

Nein!

Als Herr Silverberg im vergangnen Sommer an die Tür pochte, applaudierte das republikanische Lager. Als sich Herr von Loebell jüngst anmeldete, wurde er gleichfalls freundlich akklamiert. Napoleons berühmte Prophezeiung: „In hundert Jahren wird Europa entweder republikanisch sein oder kosakisch!" mag anderswo Geltung haben, auf Deutschland trifft sie in ihrer majestätischen Grundsätzlichkeit nicht zu. Hier, wo die synthetischen Talente überwiegen, ist man jetzt grade daran, aus diesen beiden Begriffen einen dritten zu mixen.

Seymour Parker Gilbert Jr. von Arthur Seehof

Wer regierte und regiert in Deutschland tatsächlich? Die Einen werden Hindenburg, die Andern Marx und die Dritten Geßler sagen, und noch Andre haben den frühern englischen Botschafter Lord d'Abernon für den wirklichen Regenten Deutschlands gehalten. Gewiß, d'Abernon hat während seiner Tätigkeit in Berlin nicht nur die Arbeiten eines antifranzösischen Gesandten geleistet, er hat zum mindesten die Außenpolitik der Republik stark und erfolgreich beeinflußt. Und Stresemanns Wollen und Tun wurde in der berliner englischen Botschaft, wenn auch vielleicht nicht diktiert, doch so diskutiert, daß der deutsche Außenminister als ein Mann d'Abernons bezeichnet werden muß. d'Abernons Aufgabe war, Deutschland in den Völkerbund zu bringen. Er hat sich dieser Aufgabe gut entledigt. Wer ist aber heute, wer war schon zur Zeit d'Abernons Deutschlands tatsächlicher Beherrscher?

Die Antwort gibt das amerikanische Blatt „The Literary Digest". Es nennt den „Geschäftskaiser von Deutschland": Parker Gilbert. Und das ist richtig, wenn auch nicht sehr genau gesagt. Denn Parker Gilbert ist mehr als nur der „Geschäftskaiser von Deutschland". Der Vollstrecker des Dawes-Planes, des Vertrages, der die deutsche Wirtschaft und damit die deutsche Politik unter nordamerikanische Kontrolle stellt, ist im Lande mit „dem freiesten Wahlrecht der Welt" absoluter Herrscher. Der Jahresbericht des Reparationsagenten ist die von allen Staatsmännern dieser Erde gelesenste Geschichte: die Bilanz der Aktiengesellschaft Deutschland.

Selten ist einem Menschen eine solche Machtfülle übertragen worden, wie Parker Gilbert von Herrn Dawes, den amerikanischen Regierern, den Finanz- und Trustmagnaten. „The Literary Digest" behauptet: Er hat nicht nur Machtbefugnisse, die ihn zu dem Anspruch berechtigen, inoffizieller Kaiser von Deutschland zu sein, man kann sagen, daß in seiner Hand das Schicksal Europas liegt. Aber auch nur selten hat ein Mensch Macht so klug und so geschickt zu handhaben gewußt wie Parker Gilbert.

Es steht stets schlimm um einen Kaufmann oder Machthaber, wenn sein Name Tag für Tag in allen nur möglichen Variationen und Verbindungen durch die Presse geschleift wird. Parker Gilberts Name ist nicht sehr oft in den Zeitungen zu finden. Der Name des mächtigsten Diktators Europas ist Millionen von Menschen unbekannt.

Und das ist ein Beweis für die Geschicklichkeit, mit der dieser junge Amerikaner die ihm überantwortete Macht auszuüben versteht.

Auf Grund des Versailler Vertrags, auf Grund des Dawes-Abkommens ist Deutschland den Sieger-Staaten tributpflichtig. Diese Pflicht beherrscht unsre Wirtschaft und unsre Politik. Sie gilt für die Kalkulationen des Großindustriellen und für die Lohndüte des ‚letzten Mannes'. Und Parker Gilbert ist der Vertrauensmann der Tributnehmer: der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der Entente, des die Welt beherrschenden Kapitals. Gilbert hat nicht nur die Milliarden, die Deutschland als Reparationen zu zahlen hat, entgegenzunehmen, er hat diese Milliarden auch an die Sieger weiterzuleiten. Aber es darf dadurch nicht die Wirtschaft und die Währung dieser Staaten durcheinandergebracht und gefährdet werden. Das ist das Bedenkliche an der Sache. Die Zahlungen aus dem Dawes-Plan haben Frankreich schon oft in schwierige Situationen gebracht. Denn geschenkte Arbeit und geschenktes Gut verträgt der Kapitalismus nicht. Er reagiert darauf mit Krisen, mit Arbeitslosigkeit. Und Radek hat Recht, wenn er behauptet, daß der Dawes-Plan mehr revolutionären Konfliktsstoff erzeuge als die Propaganda der Kommunistischen Internationale. Herrn Gilbert fällt also auch noch die Aufgabe zu, den Dawes-Plan seiner revolutionären Tendenzen zu entkleiden.

Es ist gewiß keine angenehme und leichte Arbeit, die Parker Gilbert zu leisten hat, und den Fronvogt soll Niemand beneiden. Selbst gute Kenner der kapitalistischen Wirtschaftsmethode, wie der Doktor Walter Sulzbach zu Frankfurt am Main, schreiben: „Daß sich hochgebildete Menschen von ihrem Produktionsertrag auf die Dauer, ohne durch Gewalt zu reagieren, einen wesentlichen Bruchteil abnehmen lassen, ist psychologisch so unmöglich, wie daß einem Soldaten, der infolge seiner Bildung der modernen Kriegstechnik gewachsen sein soll, nie ein Zweifel an der selbstverständlichen Überlegenheit der legitimistischen Monarchie kommen wird".

Harold Ph. Stokes schilderte 1924 in der „New York Times" das äußre Leben Parker Gilberts. Seymour Parker Gilbert Jr. ist am 13. Oktober 1892 in Bloomfield, im Staate New Jersey, geboren. Sein Vater war ein bekannter Politiker New Jerseys. Der junge Gilbert besuchte erst die Volks- und dann die Mittelschule seiner Geburtsstadt. 1915 hatte er das juristische Studium an der Harvard-Universität beendet, und bei NewYorker

Rechtsanwälten begann seine praktische Arbeit. Mit fünfundzwanzig Jahren trat der junge Jurist in das Washingtoner Schatzamt ein, mit siebenundzwanzig Jahren war er Hilfsschatzmeister und mit achtundzwanzig Unterschatzsekretär. Warum Gilbert mit dreißig Jahren freiwillig von diesem Posten zurücktrat, um wieder als Rechtsanwalt tätig zu sein, wissen wir nicht. Jedenfalls hat Parker Gilbert in fünf Jahren eine Beamtenkarriere durcheilt, zu der „man" — und nicht nur in Deutschland — ein Menschenalter braucht. 1924 vertauschte Gilbert dann, auf Betreiben des Washingtoner Schatzamtes und des Bankhauses Morgan, das die Dawes-Anleihe für Deutschland auflegte, die Anwaltspraxis mit dem Posten des Generalagenten für die Reparationen. „Von den Worten dieses Amerikaners", so schrieben 1924 die „New York Times", „hängt von nun ab das Schicksal Europas ab... Er wird den Dawes-Plan durchführen und wird dabei Vollmachten besitzen wie kein andrer Mensch im heutigen Europa".

Parker Gilbert ist ein sehr stiller und fleißiger Arbeiter, und er weiß den Wert wirtschaftlicher und politischer Dinge abzuwägen. Der Generalagent für die Reparationen hat seine Erfahrungen, natürlich, aber mit diesen Erfahrungen würde er die großen Dinge und die vielen Kleinigkeiten, die täglich neu an ihn herantreten, kaum meistern können. Die bezwingt sein Instinkt, sein politisches Fingerspitzengefühl.

Daß der Kapitalismus diese Erde beherrscht und verwaltet, wird kein Denkender zu bestreiten wagen, und daß das deutsche Volk nicht nur seinen eignen, sondern auch westeuropäischen und amerikanischen Kapitalien tributpflichtig ist, wird gleichfalls zugegeben werden müssen. Wollten die deutschen Gewerkschaften und die deutschen Arbeiterparteien einmal versuchen, eine eigne Politik zu machen, eine Politik, wie sie von 1918 bis heute noch nicht ernsthaft betrieben worden ist, und die die Durchführung des Dawes-Planes unmöglich machen würde: in den Händen des Generalagenten für die Reparationen würde das Schicksal des ihm anvertrauten Werkes Deutschland liegen. Seine Macht würde ausreichen, einer marxistischen Revolution der deutschen Arbeiter den Garaus zu machen. Es sei denn, die westeuropäischen und amerikanischen Soldaten- und Arbeitermassen versagten ihm die Dienste, die sie heute noch willig und von nationalen Phrasen umnebelt ausführen.

Deutsche Regierer verwalten, führen Anweisungen aus, kassieren. Parker Gilbert regiert.

Straßburg von Friedrich Sternthal

1.

Von Paris nach Straßburg fuhr ich mit zwei amerikanischen Damen und einem französischen Beamten. Kurz vor dem Ziel erzählte der Franzose: „In Straßburg sind die Deutschen fünfzig Jahre lang gewesen." Davon hatten die Amerikanerinnen noch nie gehört. Grenzenloses Erstaunen. „Oh, you don't say so."

Wenige Stunden später hätte ich bekennen müssen, daß ich vom heutigen Straßburg ebenso wenig wußte wie die beiden Damen aus Chicago. Ich war seit sechzehn Jahren nicht mehr im Elsaß gewesen. Damals war Straßburg eine französische Stadt — heut ist es eine deutsche. Sprach man damals hochdeutsch, so bekam man gar keine oder eine französische Antwort. Und 1926? Ich hatte mir vorgenommen, in Straßburg deutsch zu sprechen. Aber auf dem Bahnhof, dachte ich, müßte man sich französisch ausdrücken. Die Folge war, daß mir der Kofferträger auf eine französische Frage überhaupt keine Antwort gab. Verstanden hatte er mich, denn er wiederholte nachher einem Hoteldiener meine Frage auf deutsch. Aber französisch sprechen? Nein, das will das Volk von Straßburg nicht mehr.

Die Stadt ist also zweisprachig. Alle offiziellen Anschläge sind französisch, das Volk spricht deutsch, zum Teil sogar hochdeutsch. Die meisten Straßenschilder sind doppelsprachig. Die Übersetzung der alten deutschen Straßennamen oft drollig und ungeschickt. So heißt, zum Beispiel, die Himmelreichsgasse: Ruelle du Ciel. Einige deutsche Straßenbezeichnungen sind ausgemerzt; die Kaiser-Wilhelm-Straße heißt: Avenue de la Liberté. Ein Ereignis: der große Straßendurchbruch, der endlich den Ausblick vom Bahnhofsviertel auf das Münster ermöglicht. Die neue Straße führt in einem schön geschweiften Bogen von der Küß-Straße (Rue du Maire Kuss) zum Kleber-Platz. Sie ist auf der einen Hälfte im Messel-Stil, auf der andern im Stil Ludwigs XVI. gebaut; denn begonnen ist sie von den Deutschen, vollendet von den Franzosen und heißt deshalb Rue du 22 novembre. Am 22. November 1918 haben die Franzosen Straßburg besetzt.

Die Straße mit den zwei Baustilen ist bezeichnend für die Stadt: man hat noch die großen deutschen Zigarrenläden an den Ecken, aber das Tabakmonopol hat seine Verkaufsstellen darin. Man hat überall noch die bequemen blauen Briefkästen der Reichspost, aber die Säle der Postgebäude sind so unsauber wie nur irgendwo in Frankreich. Man hat das fürchterliche Kaiser-Wilhelm-Denkmal entfernt, aber zugleich den schönen Schmuckplatz; Staubwolken fliegen über die öde Sandfläche. Man hat noch am ehemaligen Statthalterpalast das protzig geschnörkelte W mit der Kaiserkrone darüber, aber der Ausblick auf die Universität ist durch ein greuelvolles Pasteur-Denkmal versperrt. Das Münster selbst hat sich geändert, denn die Renovierung ist jetzt abgeschlossen, nach achtzehnjähriger Bauzeit, aber Eines hat

sich nicht geändert: mein letzter Eindruck vom alten Straßburg war ein Militärgottesdienst im Münster, mein erster im neuen Straßburg: ein Militärgottesdienst im Münster. Damals wie heute die gleichen Gesichter: roh und dof. Nichts hat sich geändert als die Farbe der Uniform.

2.

Vor sechzehn Jahren gab es im Innern der Stadt ein „modernes" Café, im äußersten Knallkitschprunk Wilhelms II. gebaut. Heute ist es ein Bierlokal. Der Decke waren damals Hohenzollernembleme aufgemalt. Später wurden die anstößigen Stellen mit den Wappen der ehemals treuen Ententeverbündeten: Amerika, England, Italien, Belgien übertüncht. Damals spielte die Musik Pariser Schlager. Heute spielt sie nicht Valencia oder Tea for two, sondern Wiener Walzer und deutsche Volkslieder und allenfalls eine sentimentale deutsche Operette. Und die französischen Unteroffiziere, die da mit ihren elsässischen Mädchen sitzen, begreifen nicht die Seligkeit des Publikums, wie es die deutschen Melodien mitsingt.

3.

Was wollen die Elsässer? Ja, wenn sie das nur selbst wüßten! Klar sind sie sich einzig über Das, was sie nicht wollen, und schon mit dieser Klarheit über das Negative und der Unklarheit über das Positive beweisen sie, daß sie eigentlich Deutsche sind. Also wollen sie zurück zu Deutschland? Keineswegs. Zabern liegt ihnen — noch heute! — in den Knochen. Aber sie wollen auch nicht gern französische Soldaten spielen und sind empört, wenn ein Elsässer nach Marokko geschickt wird.

In Straßburg herrscht so strenge Sonntagsruhe wie in Deutschland. Die Franzosen, die aus Innerfrankreich kommen, können sich damit nicht abfinden. Das Elsaß hat noch die ganze alte deutsche Sozialgesetzgebung, ist also in sozialer Beziehung viel günstiger gestellt als das übrige Frankreich. Die Pariser Regierung könnte nicht wagen, die elsässische Sozialgesetzgebung abzuschaffen oder auch nur einzuschränken. Aber daß diese Gesetze noch nicht weit genug gehen: solch ein Gedanke kommt weder den Elsässern noch der französischen Regierung.

Man kämpft in Straßburg und überall im Elsaß einen leidenschaftlichen Kampf für die deutsche Schule und die deutsche Sprache. In einem Punkte sind die Parteien einig, von den Kommunisten bis zum rechten Flügel der Klerikalen. Um die Sprache zu retten, erstreben die Elsässer die Autonomie innerhalb Frankreichs. Die Sozialisten schließen sich allerdings ausdrücklich von den Autonomiebestrebungen aus. Nun gibt es kein Volk in der Welt, das so wenig Verständnis für den Regionalismus hat wie die Franzosen. Aus der elsässischen Frage werden Frankreich noch viele Schwierigkeiten erwachsen. Aber wie sie in Zukunft auch geregelt werde: an eine Rückkehr der Elsässer nach Deutschland ist niemals wieder zu denken.

Deutsche Luftflottenpolitik von Konrad Widerhold

Der Fall Junkers, noch Anfang Dezember, als „Manchester Guardian" und „Vorwärts" ihre Campagne gegen die deutsche Militärpolitik führten, ein europäischer Skandal, scheint jetzt in der Versenkung zu verschwinden. Etwa vier Wochen später, gegen Jahresende, meldeten kurze Pressenotizen, daß zwischen der Aktienmehrheit und der Aktienminderheit der Jfa (Junkers Flugzeug A.-G.) eine Einigung zustande gekommen sei, die die Umstellung der Junkerswerke ermögliche und das endgültige Ausscheiden des Reiches aus der Jfa herbeigeführt habe.

Stand diese Pressecampagne in irgend einem Zusammenhange mit der nun erfolgten Bereinigung der Aktienverhältnisse in der Jfa, über deren Ergebnis weder in den Grundzügen noch in den Einzelheiten irgend etwas bekanntgegeben wurde? Auch für die koalitionslüsterne SPD ist damit der Fall erledigt, denn in den Fraktionszimmern dieser Partei denkt niemand daran, vom Fall Junkers ausgehend, nun auch die übrigen Verhältnisse in der deutschen Fliegerei, zum Beispiel in der Sportfliegerei, gründlich zu untersuchen, wobei dann noch leicht ein halbes Dutzend andrer ebenso skandalöser Machenschaften hätten aufgedeckt werden können.

Was an der Affäre Junkers besonders lehrreich scheint, ist die Tatsache, daß hier wieder einmal der Beweis geliefert wurde, wie nicht durch die Flauheit der deutschen Linken, sondern durch die politische und militärische Dummheit und Unfähigkeit der deutschen Militärcliquen, der dümmsten und unfähigsten in Europa, von der größten Reichswehrkanone bis herab zum kleinsten Stahlhelmführer, alle diese Nachkriegspläne zum Scheitern verurteilt waren.

Der Versuch, in Rußland deutsche Kriegswerkstätten zu errichten, liegt, vom russischen Standpunkt aus betrachtet, auf der Linie der von Lenin 1921 propagierten Nep-Politik, das heißt der Umstellung der russischen Politik von der Erwartung europäischer Revolutionen auf die Stabilisierung des russischen Staates und des Aufbaues der russischen Wirtschaft. Nach drei Jahren Weltkrieg und vier Jahren Bürgerkrieg konnte Rußland den Beweis seiner Existenzfähigkeit nur durch das völlige Weißbluten seiner gesamten Wirtschaft und mit einer furchtbaren Hungersnot erbringen.

Rußland dachte damals kaum daran, in absehbarer Zeit mit Europa wieder Krieg zu führen. Die herannahende Stabilisierung Europas wenigstens so zu verzögern, daß die in Angriff genommene russische mit ihr gleichen Schritt halten konnte, war wohl das wesentlichste Ziel russischer Westpolitik von 1921 bis heute. Die Schachfigur, die Rußland dabei in Europa ausspielen konnte, war Deutschland. Zu gleicher Zeit sollte ausländisches Kapital den Aufbau der russischen Wirtschaft einschließlich der Rüstungsindustrie fördern; und auf dem so wichtigen Gebiet der flugtechnischen Rüstung, wo Rußland fast ohne Mittel, Erfahrung und eigne Kräfte dastand, war die Mitwirkung ausländischer Unterstützung notwendig.

In Deutschland dachte man natürlich anders. Die über dieses Land Herrschenden, die selbst durch einen verlornen Krieg nichts an Bedeutung eingebüßt hatten, konnten ruhig einen neuen Krieg riskieren. Die politischen Verhältnisse erlaubten zwar militärische Pläne nur bis zur Aufstellung von Zeitfreiwilligenformationen und Wehrbünden, so daß deren Ausrüstung in großem Maße lediglich im Auslande hergestellt werden konnte. Ohne Artillerie, Giftgas und Flugzeuge konnte man wohl nach Krieg schreien, aber keinen führen.

Bei der ersten Fühlungnahme der beiderseitigen militärischen Sachverständigen wollte das Reichswehrministerium die in Rußland zu errichtende Kriegsindustrie nur als für deutsche Zwecke bestimmt wissen, eine Ansicht, die von den Russen mit freundlichem Lächeln abgelehnt wurde. Die Bendler-Straße mußste sich deshalb entschließen, eine Quote dieser Erzeugnisse den Russen zuzugestehen.

Da damals die Junkers-Werke die einzige leistungsfähige deutsche Flugzeugfabrik waren, die durch planmäßiges Studium der Flugtechnik neue Wege eröffneten, wurde Junkers für den Aufbau der deutsch-russischen Luftflotte bestimmt. Professor Junkers selbst, der ganz andre Gedanken verfolgte, war von Anfang an gegen diesen Plan. Gegen seine mit der Bendler-Straße verheirateten Offiziersdirektoren, denen er die politische und kaufmännische Geschäftsführung seines Unternehmens anvertraut hatte, war er machtlos, zumal diese mit dicken Versprechungen aus der Geßlerzentrale auftrumpfen konnten. So kamen drei Verträge zustande, einer zwischen dem RWM und Moskau, dann zwischen Dessau und Moskau und der dritte zwischen Dessau und dem RWM.

Im Vertrauen auf die versprochnen unversiegbaren Geldquellen der Reichswehr unterzeichnete Junkers mit Moskau einen Vertrag, nach dem diese Firma in Moskau und später in Tiflis große Flugzeugwerften einrichten mußte, um mit gemeinsamem deutsch-russischen Ingenieur- und Arbeiterpersonal den Serienbau von Kriegsflugzeugen aufzunehmen. Bei Innehaltung der Baupläne wurden Junkers gewisse Monopolrechte im russischen Luftverkehr in Aussicht gestellt. Bei vorzeitiger Aufgabe oder mangelnder Durchführung des Bauprogramms, sowie zehn Jahre nach Vertragsabschluß gingen die von Junkers gebauten Fabriken samt Einrichtungen in russischen Staatsbesitz über.

In dem Vertrag zwischen Dessau und Berlin verpflichtete sich Junkers zur Innehaltung des russischen Bauprogramms und zur Forcierung aller dieser Kriegsbauten gegenüber dem Bau von Verkehrsflugzeugen, während die Reichswehr die Bezahlung versprach. Eine besondre Klausel besagte, daß bei Differenzen oder Schadensersatzansprüchen, die sich bei der Durchführung oder bei vorzeitiger Liquidation aus dem Russengeschäft ergeben sollten, keine bürgerlichen Gerichte angerufen, sondern daß solche Streitfälle durch einen vom Reich ernannten Schiedsrichter erledigt werden sollten. Die Rolle dieser Schiedsrichter spielte dann später irgend ein Minister der verschiednen Reichskabinette.

Bis zum Frühjahr 1923 verlief das Russengeschäft in bescheidnen Grenzen, es bestand im Bau und der Einrichtung der russischen Werften, da die endgültige Ratifizierung der Verträge erst damals zustande kam. Unter dem Druck der Ruhrkriegsstimmung wurde dann der Flugzeugbau forciert; infolge der durch die Notenpresse dem deutschen Volk gestohlenen Gelder gab es auch keine finanziellen Hemmnisse.

Schon 1924 stellten sich die ersten Schwierigkeiten ein. Die Stabilisierung der Mark setzte den Rüstungsplänen eine Grenze. Nach Erschöpfung der Rentenmarkkredite flossen die Subventionen des RWM nur noch unregelmäßig und nicht in der Höhe, wie es für die Durchführung des Junkers verpflichteten Bauprogramms notwendig gewesen wäre. Junkers mußte Schulden machen, Kredite aufnehmen, die die Firma unter Hinweis auf ihre militärischen Verbindungen zwar bekam, die aber immerhin keine geschenkten Gelder mehr waren, und die dann bis zum Herbst 1925 auf 18 Millionen Mark anstiegen. Auch die Russen zeigten sich widerspenstig. Zunächst bestanden sie auf forcierten Flugzeugbau, ehe sie die für Deutschland bestimmte Quote abliefern wollten. Pläne der Reichswehr, in Rußland auf den von Deutschland gebauten Flugzeugen deutsche Fliegerkadres auszubilden, wurden von den Russen überhaupt nicht diskutiert.

Deutschland war inzwischen vom Ruhr-Fasching in den Dawes-Aschermittwoch hineingeschlittert. Die ausländischen Regierungen, über die deutsch-russischen Intimitäten wohl unterrichtet, gaben auf der Londoner Konferenz im August 1924 den Herren Marx und Stresemann unverblümt zu verstehen, daß die internationale Finanz kein Interesse an der Markstabilisierung habe, wenn damit deutsche Kriegsindustrien in Rußland finanziert würden. Das auswärtige Amt, Mitwisser des Russengeschäftes, konnte die Bendler-Straße nicht mehr decken. Die Reichswehr finanzierte zwar das Russengeschäft bis zum Frühjahr 1925 durch unregelmäßige Zahlungen, aber, verärgert durch die Haltung der Russen, die die dort gebauten Flugzeuge für sich behielten, und gehemmt durch die Abmachungen der deutschen Regierung mit den Weststaaten, stellte sie dann die Subventionierung der Junkerswerke ein, sodaß das Russengeschäft liquidiert werden mußte, nachdem bereits im Winter 1924/25 der Flugzeugbau in Moskau nur noch in mäßigem Umfange aufrechterhalten werden konnte. Im ganzen mögen dort etwa 200—300 Flugzeuge gebaut worden sein. Nicht ein einziges davon kam je nach Deutschland. Die Junkerswerften gingen damit in russischen Staatsbesitz über. Das deutsche Personal wurde zum größten Teil herausgezogen; selbst mit eignen Geldmitteln konnten die Russen, die in den drei Jahren nur wenig eignes Personal und nicht vollwertig ausbilden konnten, den Betrieb nur in sehr beschränktem Maße aufrecht erhalten.

Die Junkers-Werke hatten sich durch das Russengeschäft nicht nur in Schulden gestürzt, sondern ihre wichtigsten Absatzgebiete — die für Verkehrsflugzeuge — nur ungenügend bearbeiten können. Das Verkehrsmonopol in Rußland, das bei

Weglassung aller militärischen Faxen gar nicht so unmöglich gewesen wäre, blieb ein Luftschloß. So weit Junkers-Verkehrsflugzeuge in Rußland Dienst taten, geschah es nur unter russischer Regie, die Deruluft ausgenommen. Die großen Verkehrspläne in Südamerika kamen nur in Kolumbien zur Durchführung. Das Geld, Material und Personal, das dafür hätte bereitgestellt werden müssen, war in Moskau engagiert. Die Werft in Dessau, die zwar den Bau von Verkehrsflugzeugen betrieb, aber daneben noch Einzelteile und die Einrichtung für die Herstellung dieser Einzelteile für das russische Geschäft fabrizieren mußte, wurde übermäßig ausgebaut, wodurch das Schuldenkonto immer weiter belastet wurde. Als Ersatz für die vernachlässigten und als Vorstufe für die zukünftigen Weltverkehrspläne wurde schon früher die Junkers Luftverkehrs-A-G gegründet In übertriebner Hast wurde damit 1924/25 ein deutsches Luftverkehrsnetz geschaffen. Die übrigen deutschen Flugzeugfirmen und Fokker, unterstützt durch die D-Banken, gründeten als Konkurrenzunternehmen den Aero-Lloyd. Beide Verkehrsgesellschaften führten in den letzten zwei Jahren ihres Bestehens einen Kampf bis aufs Messer, der keinesfalls der Rentabilität des Luftverkehrs zu Gute kam.

Junkers stellte nun, nach der Liquidation des Russengeschäfts nicht nur Forderungen an das Reich wegen Begleichung der ihm entstandnen Schulden, sondern auch Schadenersatzansprüche, für das ihm aufgezwungne Verkehrsgeschäft, das ihm durch die Reichswehr entgangen war. Öffentliche Gerichte konnte er nicht in Anspruch nehmen. Die Forderung nach einem andern als von General von Seeckt ernannten Schiedsrichter lehnte der General ab. Bis Locarno waltete Herr von Schlieben dieses Amtes. Er zahlte so gut er konnte und kargte auch nicht mit neuen Versprechungen. So wurden zwischen dem Reichsfinanz-, Reichsverkehrs- und Reichswehrministerium der Plan ausgebrütet, in Dessau große Serien von Aufklärungsflugzeugen nach einem verbesserten Typ A 20 bauen zu lassen.

Locarno kam, und Schlieben ging. Durch die neuen Dessauer Pläne und die ungeheuern Subventionen verärgert, protestierten Fokker und die übrige deutsche Flugzeugindustrie. Es kam zum ersten Krach, im Spätherbst 1925. Nach Abtretung von 80 % der Aktien des Junkers Luftverkehrs an das Reich, das dann dieses Unternehmen mit dem Aero-Lloyd zur Lufthansa vereinigte, zahlte das Reich 18 Millionen an Junkers. Obwohl der Dessauer Betrieb im Winter 1925/26 bedeutend eingeschränkt wurde, brachte der Verlust des Verkehrsunternehmens Junkers in weitere Schwierigkeiten, da durch die 18 Millionen noch längst nicht alle aus dem Russengeschäft entstandnen Schulden gedeckt waren, sodaß im Frühjahr 1926 weitere 18 Millionen an Schulden vorhanden waren.

Professor Junkers, dem der Weg zum ordentlichen Gericht versperrt war — es gab nur einmal eine geheime Reichsgerichtsverhandlung —, wandte sich an die Öffentlichkeit. In einer vertraulichen Denkschrift wurden einige Parlamentarier und Journalisten über das russische Fiasko unterrichtet. Zu

gleicher Zeit wurden in Paris die Luftfahrtverhandlungen über die Aufhebung der dem deutschen Flugzeugbau auferlegten Begriffsbestimmungen geführt. Das Ausland, und vor allem England, verlangten Sicherheiten, daß ein ähnlicher Fall in Zukunft nicht mehr möglich sein kann. Deutschland versprach, diese Sicherheiten, und noch andre, zur Verhinderung deutscher Luftrüstungen notwendige, freiwillig zu liefern.

Um Junkers zu sanieren, bezahlte das Reich die restlichen Schulden. Als Pfand dafür mußte Junkers 80 % der Jfa-Aktien dem Reich ausliefern. Zum Treuhänder dieses Pfandes bestellte das Reich den Kommerzienrat Heck in Dessau, dem Aufsichtsratsvorsitzenden der Kontinentalen Gasgesellschaft, jenem in guten Beziehungen zum englisch-holländischen Öltrust stehenden Unternehmen.

Die Dessauer Werke wurden nun auf einen den gegebnen Absatzverhältnissen entsprechenden Produktionsstand umgestellt. Die alte kaufmännische Leitung blieb. Was mit den Junkers-Aktien geschehen sollte, wußte eigentlich niemand. Bis dann vier Wochen nach der Fanfare des ‚Manchester Guardian' jene Nachrichten veröffentlicht wurden, daß das Reich endgültig aus dem Junkers-Konzern ausgeschieden und zwischen der Aktienmehrheit und -minderheit eine Einigung zustande gekommen sei. Die Aktienminderheit ist Junkers selbst, die Aktienmehrheit hat das Reich jemandem zu treuen Händen übergeben. Wem gehört sie jetzt, nach der Einigung? Einem der Shellgruppe nahestehenden Konsortium, oder den D-Banken, oder der Lufthansa, oder allen Dreien? Und worüber hatte man sich geeinigt? Wahrscheinlich ist zu sagen: der Kampf zwischen England und Rußland um Junkers ist zu Gunsten Englands entschieden.

Zu diesen Militärpredigern

Schließlich, als die Bewegung zur Befreiung der Sklaven in Gang kam, sehen wir, daß die protestantische und die katholische Geistlichkeit die Sklaverei als sozialwirtschaftliche Institution mit großer Einmütigkeit und wachsender Energie entschuldigen und verteidigen. Die Bibel, so behauptet man, enthält ja kein Wort gegen die Sklaverei — weder im Alten noch im Neuen Testamente. Ja, man sah sich schließlich imstande, mit voller Überzeugung zu beweisen, daß Gott nicht nur die Sklaverei eingesetzt, sondern sich sogar verpflichtet habe, sie bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten. Nach der Ansicht einiger Theologen war die Sklaverei der Ausdruck der Tatsache, daß Gott das der Sklaverei anheimgefallene Volk verdammt habe. Die Agitation wegen der Befreiung der Sklaven war daher gottlos, ein Verbrechen gegen das Heilige.

Gustaf F. Steffen:
„Die Irrwege sozialer Erkenntnis" 1913

Piräus-Notizen von Kubra

Athen, Stadtmitte, Untergrundbahnhof. „Eins Dritter Piräus." Station Theseustempel: Neugriechenland steht seit 1897 unter Kontrolle der internationalen Finanzkommission. Station Neuphaleron: es gibt keine neugriechische Rasse. Völkerpudding; Zutaten: Albanier, Armenier, Bulgaren, Türken, Italiener, Zigeuner, Russen. Endstation: Piräus.

Piräus, den viertgrößten Mittelmeehafen, liefen an im Monat November 1926: 600 Dampfer + 550 Segelschiffe = 470 000 Tonnen. Als Herr Byron vor hundertsechzehn Jahren philhellenisches Bedürfnis befriedigte, gab es hier ein paar elende Holzhütten, Bettler, zwei Segelkähne. Importiert wurden: afrikanische Sklaven, exportiert: Akropolisbonbons. Gewühl von Passanten, Fuhrwerken, Schiffsmasten. Auf den Hügeln über dem Nordrand der schenkelförmigen Bucht: Quartier der Smyrnaflüchtlinge.

Vor vier Jahren gelang es einer Handvoll Militaristen, die griechische Nation gegen die Türken aufzuputschen. Resultat: 8000 Tote, 36 0000 Verwundete, 50 000 Gefangene (75 Prozent vermißt), die Zahl der durch Feuer, Schwert, Hungersnot abhanden gekommnen Zivilbevölkerung blieb unbekannt. Endeffekt, ausgeknobelt am grünen Tisch zu Lausanne: Bevölkerungsaustausch. Die Schlacht bei Smyrna August 1922 bildete dann die Ouvertüre zur „Jüngsten Völkerwanderung". 1,5 Millionen griechischer Kleinasiaten, ein Fünftel der besiegten Nation, wurden entwurzelt und nach Westthrakien, Attika, Kreta verpflanzt. Eine Völkerbundsanleihe wurde durch die Bank von England vermittelt. Bedingung war, das Anleihekapital ausschließlich für produktive Zwecke zu verwenden: Häuserbau, Anschaffung von Ackerbaugeräten, Zuschuß zu der von Flüchtlingen ins Leben gerufnen Teppichindustrie. Als Garantien wurden verlangt und zugebilligt: Griechenland verpfändet Ländereien, Monopole, Tabak-, Stempel-, Alkoholsteuer, Zollstationen. Dafür fand ein Galadiner statt im Hauptquartier der internationalen Finanzkommission, die während des letzten Jahrzehnts durch Rechenfehler auf Grund permanenter Drachmen-Inflation die Kleinigkeit von 1,4 Millionen Pfund Sterling in private Taschen zauberte. Der lahmgelegte Pangalos brachte sein Schäfchen ins Trockne ohne mathematische Formel und doppelte Buchführung. Eines schönen Tages diktatorte er Enthauptung sämtlicher im Umlauf befindlichen Geldscheine (über 25 Drachmen), ein Viertel dem Tyrannen, drei Viertel dem braven Volke. Ergebnis der Krampfanleihe: 1250 Millionen Drachmen. Die neugriechische Valuta kursiert noch heute mit dem Schnitt des Pangalos.

Quartier der Smyrnaflüchtlinge. Hütten aus Holz, gebranntem Lehm, Menschenmaterial zusammengepfercht wie Schlachtvieh. Kanalisation? Ein Eimer Wasser für 3 Drachmen gleich 0,15 Mark. Bedürfnisanstalten? „Hellasreisender! Gasmakse nicht vergessen!" Stimme des Bettlers, orientalisches Fortissimo: „Χαῖρε! Du gehst einher, froh und gesund. Ich aber bin blind und hungrig. Nur ein paar Leptastücke! Δοε μου παρακαλῶ!" Daneben Bordellindustrie, Kinderarbeit in gesundheitsschädlicher Branche. „Si peut-être vous avez besoin d'un petit garçon..." Über dem Grab des Themistokles: Eisenbeton, Gaskessel der ‚Standard Oil Company'. Hinter der Artilleriestation liegt der Friedhof. Ein altes Weib trägt heulend ein Grabkreuz hinüber. Eine Zuschauermenge umdrängt die Grabstätte, wo Totengräber schaufeln. Ein Kindersarg, eine halbverfaulte Leiche, Fetzen des Totenhemdes. Warum zerrt man Halbverwestes ans Tageslicht? Wird die Taxe nicht entrichtet, so feiert der griechisch-katholische Leichnam nach Jahresfrist seine irdische Auferstehung. Man stirbt hier christlich-orthodox, nicht etwa christlich-exarchistisch, bektashi-pantheistisch oder gar christlich-koptisch-abessynisch. Im Monat November starben im Hafenbezirk 337 Menschen, 711 wurden geboren. Meerenge von Salamis, Stuhl des Xerxes. Wogendes Barock, blau, grün, gelb — zurück zur Hafenmitte.

Am Anlegeplatz der Segelschiffe. Öl, Viehfutter, Mehl, Feigen, Tabak, Kalkstein, Zwiebeln. Tomaten aus Ägypten, wo der Valutakurs vom Ertrag der Baumwollernte abhängt. Sir John Maffey, der Generalgouverneur des Sudan, behandelt Erziehungsfragen mit Diskretion: „Lesen, Schreiben, Rechnen werden dem Volke nicht aufgezwungen (are not forced upon)." Anlegeplatz der Überseedampfer: Lloyd Triestino, Cunard Line, Messageries Maritimes. Getreide, Kaffee, Reis, Textilwaren, Steinkohle, Eisen, Petrol, Maschinen, Automobile. Eine Menschengruppe steht an der Kaimauer. Schwarze Schiffswand, rotes Tuch, Hammer, Sichel, Stern. „Groß ist Marx und Lenin sein Prophet!" Hafenrundfahrt. Ich frage den Bootsmann: „Wen willst du, Konstantin oder Venizelos?" Er grinst: „Ich Bolschewismus." —„?" — „Gut für Proletarier." „Kannst du lesen, schreiben?" „Niente, signore!"

Proche Orient — Near East. Damaskus, Zentrum der arabischen Nationalbewegung. 50 000 Mann französische Besatzung schaffen die Idee Pan-Islam nicht aus der Welt, auch nicht mit Unterstützung der „great moral responsibility" englischen Kronglanzes und am wenigsten mit der neuen Parole: „An Army in Irak!" Türkei, Armenien rüsten auf. Afghanistan schickt Offiziere zu Studienzwecken nach Angora, während die rumänische Presse vermutet, daß die Königin Maria in London wegen der Heirat der Prinzessin Ileana mit dem ungarischen Erzherzog Albrecht verhandeln wird, während

Mussolini im Dodekanes der rein griechischen Bevölkerung die italienische Sprache aufzwingt und mit Repressalien und Mord zur Hand ist, falls Jemand es wagen sollte, sein Haus blau-weiß, in der griechischen Landesfarbe, anzustreichen.

Der Gipfelpunkt der Munichiahalbinsel: Kanonenrohre der Küstenbatterie, neben dem Kuppelbau einer Kirche. „Wo Männer die Gottheit verehren, sich im Kriegswerk üben und soldatische Zucht halten, wie sollte man da nicht das Allerbeste erhoffen?" Der Kunsthonig Xenophons ist schmelzende Butter auf den Lippen des Tyrannenmörders Kondylis (bei Eröffnung einer Kriegsschule): „Geschichte lehrt, daß die griechische Nation stets große Dinge vollbrachte ... Damals, als die Freiheit ganz Europas auf dem Spiele stand, als der persische Orkan von Asien herüberbrauste ... Heldensöhne! Denkt an Salamis, Marathon ..." Drüben das Meer, die Inseln.

„Eins Dritter Athen!" Station Neuphaleron: neun Monate Sommer, drei Monate Regenperiode, mittlere Jahrestemperatur 18° C. Station Theseustempel: ein Drittel des Staatseinkommens für Heer und Flotte, ein Drittel der Arbeiterschaft Analphabeten. Endstation Omoniaplatz: „Alles Aussteigen!"

Die Urfeme von Heinz Pol

II.

Dem ersten Fememord an dem Dienstmädchen Sandmayr folgte wenige Tage später ein zweites Verbrechen. Diesmal blieb es allerdings beim Versuch. Das Opfer konnte sich noch im letzten Augenblick retten. Durch die Aussagen dieses Opfers weiß man überhaupt erst, wie das Rollkommando der bayrischen Einwohnerwehr unbequeme Leute mundtot gemacht hat.

Das Opfer ist der ehemalige Reichswehrsoldat Dobner. Er wird zurzeit krampfhaft vom Femeausschuß des Reichstages gesucht, denn er ist einer der wichtigsten Zeugen für die Fememorde. Er scheint sich aus Angst irgendwo verborgen zu halten. Man muß aber mit allen Mitteln versuchen, ihn zu finden, denn seine Aussagen allein könnten den Anstoß zum Wiederaufrollen der bayrischen Fememorde vor Gericht geben.

Der Fall Dobner läuft ganz ähnlich wie der Fall Sandmayr. Auch Dobner wußte ein Waffenlager. Er teilte dies einem der eigentümlichsten Spione und Spitzel der Nachkriegszeit, einem gewissen Pracher, mit. Pracher spielte 1919, 1920 und 1921 folgende Rolle in München: Er war erstens Angestellter und Spitzel der Ententekommission, der er als Dolmetscher und Auskundschafter von Waffenlagern diente. Gleichzeitig stand er in Diensten der münchner Kriminalpolizei und in Verbindung mit der Einwohnerwehr: diesen beiden Stellen teilte er,

wenn er Geld genug erhielt, rechtzeitig die der Ententekommission gemeldeten Waffenlager mit, so daß die Einwohnerwehr einige Stunden vor der Ententekommission zur Stelle war und die Waffen für sich beschlagnahmen konnte. 1921 wurde Pracher dann der münchner Kriminalpolizei, weil er zuviel wußte, unbequem. Man spielte ihm eine gefälschte Schutzpolizei-Aufstellung in die Hände; er übergab sie seinem ausländischen Arbeitgeber; man klappte ihn, und das bayrische Gericht gab ihm, damit man nur ja sicher vor ihm sei, wegen Landesverrats zwölf Jahre Zuchthaus.

*

Die Geschichte, warum Pracher der münchner Polizeibehörde so unbequem wurde, ist recht interessant. Pracher, der den armen Reichswehrsoldaten Dobner dem Rollkommando der Einwohnerwehr ausgeliefert hatte, bekam nachher, als sich herausstellte, daß der Anschlag auf den „Verräter" mißglückt sei, Angst und lief zu dem sozialdemokratischen Abgeordneten Gareis. Und dem erzählte er nun die sensationelle Neuigkeit, daß der Leiter der Abteilung VI im münchner Polizeipräsidium, der Kriminalkommissar Glaser, mit dem Rollkommando der Einwohnerwehr unter einer Decke stecke und mit diesem zusammen den Anschlag auf Dobner inszeniert habe. „Bringen Sie mir die Beweise," rief Gareis ungläubig, „ich werde, falls sie stimmen, einen Sturm der Entrüstung im Lande entfachen, der das ganze Gelichter hier wegfegt." „Der Beweis ist sehr leicht geführt," antwortete Pracher, „ich werde von Ihrer Wohnung aus mit Glaser ein Telephongespräch führen, aus dem Sie Alles entnehmen können." Gareis, mehr als mißtrauisch, holt seinen Fraktionsgenossen Timm und den Rechtsanwalt Werner als Zeugen. Alle Drei sitzen an den Apparaten und stenographieren das Gespräch mit.

Das Gespräch ist bekannt. Der Femeausschuß hat es bei seinen Verhandlungen in München veröffentlicht: Pracher sagt dem Glaser, er habe Dobner sozusagen indirekt beseitigt, ob er deswegen Sicherheit habe. Glaser antwortete, das sei doch selbstverständlich, er habe ihm doch schon so viele Beweise geliefert ...

Ein durch und durch eindeutiges Gespräch. Was war der Erfolg? Gareis schlug Lärm im Landtag. Der erste Femeuntersuchungsausschuß wurde gebildet. Er kam nicht über die Vorarbeiten hinaus, denn ein paar Monate später wurde Gareis auf offner Straße erschossen. Glaser aber sitzt heute noch hochgeehrt und allgemein beliebt im münchner Polizeipräsidium. Und der Rechtsanwalt Werner bekam, weil er das Gespräch mitstenographiert hatte, eine Disziplinarstrafe vom Ehrengerichtshof der deutschen Rechtsanwälte in Leipzig ...

*

Nach den Feststellungen haben der Leutnant a. D. Böhm, der Kaufmann Zeller, beides Einwohnerwehrleute, und der Kommissar Glaser vorher besprochen, Dobner mit dem Auto nach der von ihm angegebnen Waffenstelle zu fahren, ihn aber auf dem Wege dorthin mundtot zu machen. Der Kaufmann

Zeller stellte 5000 Mark zur Verfügung, die man Dobner vorher zeigen sollte, mit dem Bemerken, er bekäme sie, wenn er das Waffenlager zeigte. Man hatte sich mit Dobner am Hauptbahnhof verabredet. Das Auto erschien pünktlich. Im Wagen befanden sich der schon vom Sandmayr-Mord her bewährte Berchthold sowie ein Student Schuster; am Steuer saß ein dritter Einwohnerwehrmann, Neunzert. Das Auto stammte wieder aus dem Kraftwagenlager des Oberleutnant Braun. Man fuhr in Richtung Freysing. Auf der Fahrt fielen Berchthold und Schuster über Dobner mit Totschlägern her. Dobner kam auf den guten Gedanken, sich totzustellen. Man legte ihm eine Schlinge um den Hals. Es gelang ihm, zwischen die Schlinge und den Hals heimlich einen Finger einzuklemmen. In einem geeigneten Augenblick riß er die Tür des Autos auf und sprang in voller Fahrt hinaus. Schwerverletzt schleppte er sich zu einem Bauernhaus. Erst nach elftägiger Pflege konnte er wieder nach München zurückkehren.

Auf Grund der Gareisschen Angriffe wurde gegen Berchthold und Schuster Anklage erhoben, Neunzert war unauffindbar, nämlich Ehrengast bei Kronprinz Rupprecht, einem republikanischen Pensionär. Die beiden andern Angeklagten bekamen wegen Körperverletzung ganz geringfügige Strafen, außerdem wurde ihnen bescheinigt, daß sie ehrenwert und vaterländisch gehandelt hätten.

Heute laufen alle Drei vergnügt in München herum.

*

Aber den dritten Fememord, den am Kellner Hartung, im Februar 1921 hatte Neunzert noch schnell mitgemacht. Die Initiative zu diesem Mord gab wieder Oberleutnant Braun. Er hatte mit dem Kommunistenspitzel Hartung geldliche Differenzen bekommen. Zwei Tage, nachdem Hartung zu Braun gesagt hatte: „Fürchten Sie denn nichts? Ich weiß doch sehr viel von Ihnen“, fand man ihn als Leiche mit elf Schußwunden. Um die Beine hatte die Leiche eine Drahtschlinge, an deren Ende Pflastersteine gebunden waren.

Nach den Ermittlungen ist Hartung in einem Lastwagen der Wirtschaftsstelle der Einwohnerwehr fortgebracht worden. Angeblich handelte es sich um einen Waffentransport. Der Chauffeur war wieder Neunzert. Auch Berchthold ist wieder mitgefahren. Mit ihm fuhren drei Studenten. Man strengte ein Verfahren an. Natürlich war keiner von den Haupttätern aufzufinden, nur die drei Studenten, die offenbar die Tat nicht selbst ausgeführt haben, wurden verhaftet.

Und nun geschah jene merkwürdige Geschichte, die bis heute nicht ganz geklärt wurde. Ihretwegen in der Hauptsache ging der Reichstags-Feme-Ausschuß im Herbst 1926 nach München. Es ist die merkwürdige Sache mit den beiden Augsburger Staatsanwälten und dem Herrn Doktor Gademann von der Einwohnerwehr, dem Vertrauensmann des Oberleutnant Kriebel, der Stabschef bei Escherisch war. Bayrischer Justizminister war damals Roth, sein Referent der heutige Justizminister Gürtner. Gademann lief sich die Schuhsohlen ab, um die drei Studenten befreien zu können: er ging zu Roth, er

ging zu Gürtner, er holte im Auto die beiden Staatsanwälte von Augsburg nach München zu Gürtner, kurzum: ganz plötzlich wurden die Haftbefehle aufgehoben. Wenig später wurde auch das ganze Verfahren eingestellt:..

*

Im Sommer desselben Jahres 1921 wird dann endlich der Hauptfeind, Gareis, erledigt. Der Täter ist, ohne Zweifel, jener Oberleutnant a. D. Schweighard, der auch am Sandmayr-Mord beteiligt war. Die schwersten Indizien sprechen gegen ihn. Sie sind so schwer, daß man ihn zum zweiten Male Ende Juni 1926 in München verhaftete. Vier Wochen Scheinuntersuchung: dann Freilassung, weil keinerlei Beweis vorliege. Und so geht auch er, heute ein alter ehrlicher Soldat wie Klapproth, nur etwas feiner im Stil und Benehmen, lustig in München in den Straßen spazieren.

Daß er frei herumläuft, ist wohl die allergrößte Schande der bayrischen Justiz. Schweighard ist „der" Held der Nachkriegszeit, mit allen Wassern gewaschen: Morde, Mordversuche, kühne Fluchten, gefälschte Pässe, Auslandsreisen, allerhöchste Verbindungen. Man müßte einen Film aus seinen Abenteuern machen. Nach dem mißglückten Mordversuch an Dobner wurde Schweighard der Boden in München zu heiß. Seine Beziehungen zu Glaser, mit dem er zusammen Waffen verschob, erlaubten ihm, sich einen Auslandspaß ausstellen zu lassen. Für Glaser war das eine Kleinigkeit. Neben dem Waffenverschieben hatte er und seine Abteilung in der Hauptsache das Amt, Auslandspässe, sagen wir: zurecht zu machen. Bis Oktober 1921 hielt sich Schweighard in Oesterreich auf, dann wurde ein Gendarm auf ihn aufmerksam. Schweighard zeigte seinen Glaser-Paß, der auf den Namen Jonas Schmidt aus Budapest lautete. In Schweighards Begleitung befanden sich der Fememörder Berchthold und ein Student Hörnlein. Schweighard wurde von dem Gendarm nach München gebracht. Dort blieb er zum ersten Male eine Zeitlang in Untersuchungshaft. Man stellte aber natürlich nur fest, daß er ein ganz weißes Bählamm sei.

Hörnlein und Berchthold blieben unbelästigt. Hörnlein war verdächtig, ein sogenannter „Weißmannspitzel" zu sein. Berchthold, der selbstverständlich immer mit München in Verbindung stand, bekam Wind von diesem Verdacht. Beide wanderten über Graz nach Judenberg. Dort fand man dann eines Tages Hörnlein mit einem Schuß im Rücken tot im Walde. Berchthold war wiederum verschwunden...

*

Nach den Morden an Gareis und Hörnlein war es eine Weile still: die Waffen waren verschoben, die Verhältnisse in Bayern hatten sich so weit zugunsten der Fememörder und deren Kreise konsolidiert, daß man keine Verräter mehr zu suchen brauchte. Die Ermordung des Studenten Bauer im Jahre 1923 war zwar noch ein Fememord, gehört aber nicht mehr zu der Gruppe der Urfememorde.

Der Femeausschuß des Reichstags hat sich auch mit diesem Fall beschäftigt, der ja insofern interessant ist, als der

Fememörder Zwengauer, der erst zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden war, wenige Wochen nach seine Inhaftierung floh. Man bedenke: aus einem bayrischen Zuchthaus...

Allerdings war er drei Tage vorher in die Krankenabteilung gekommen, wegen eines schweren Nierenleidens, die Ärzte hätten ihn schon aufgegeben, hieß es. Der Todeskandidat entkam, die Eingeweihten behaupten, daß auch er heute gesund und munter zuweilen in München zu sehen sei.

*

Die verschiednen Untersuchungen des Reichstags-Femeausschusses in Berlin, in München und wieder in Berlin haben sehr viel zu Tage gefördert. Aber es ist bisher nicht erreicht worden, daß sich die Gerichte ernsthaft mit den bayrischen Fememorden befassen.

Daß es sich um regelrechte Fememorde handelt, haben die wichtigsten Zeugen unumwunden vor dem Untersuchungsausschuß zugegeben: das konnten sie ruhig, denn sie wußten als Bayern, daß ihre Staatsanwälte trotzdem keine Anklage erheben würden. Da ist zunächst der Privatdozent Doktor Ruge, der verdächtig war und noch verdächtig ist, an der Ermordung Bauers irgendwie beteiligt zu sein. Ruge hat sozusagen wissenschaftlich die Feme studiert: es seien fünf Männer, die richterliche Urteile fällten und sie auch selbst ausführten. Fast alle nationalen Vereine und Verbände hätten eine solche Femeeinrichtung gehabt. Noch weiter in seiner Offenheit ging der stellvertretende Chef der Einwohnerwehr Herr Kanzler, der Unterdirektor Escherichs. Er, der es ja ganz genau wissen muß, erklärte vor dem Ausschuß treuherzig „:Da durch die Riesendenunziationen das ganze Land von Waffen entblößt wurde, wollten nationalgesinnte Leute einen Riegel vorschieben dadurch, daß einzelne Exempel statuiert wurden. Mir sind drei oder vier Fälle bekannt. Die vorgekommnen Tötungen haben zweifellos ein Zurückgehen der Waffenverrätereien bewirkt."

Zweifellos. Und ebenso zweifellos hat bis heute kein bayrischer Staatsanwalt an diesen Auskünften eines Eingeweihten irgendwelchen Anstoß genommen.

*

Und da die bayrische Staatsanwaltschaft Alles so einwandfrei findet, so wird der Reichstags-Femeausschuß in aller Stille einen der drei Anträge seiner Mitglieder annehmen. Eine rein formale Handlung.

Die Schlußsätze des Antrags von Doktor Levy lauten: „Die gerichtlichen und polizeilichen Untersuchungen sind dazu bis heute zu mangelhaft und unvollständig. Der Ausschuß hat mit seinen Mitteln keine Möglichkeit, die notwendige kriminalistische Ergänzung der Ermittlung durchzuführen."

Der Ausschuß nicht, aber vielleicht die Öffentlichkeit, vielleicht wir. Denn daß Mörder und Mordbeteiligte spazieren gehen und in Ämtern sitzen dürfen, ist trotz Allem, was wir schon erlebt und noch zu erdulden haben, ein selbst unter Wilhelm unhaltbarer Zustand.

Wir wollen nicht Ruhe geben, bis er beseitigt ist.

Haus Herzenstod von Arthur Eloesser

In Berlin gibt es jetzt zweimal Shaw und beide ohne besondres Glück. Rücken wir wirklich schon ab von dem alten Rationalisten, dem wir immerhin dankbar sein müssen, daß er uns die Ratio amüsant gemacht hat? Und dem wir, wenn er wirklich nicht mehr gespielt werden sollte, mit einiger Herablassung nachrühmen werden, daß er sehr viel Verstand, aber doch nicht so viel Verstand wie Herz besessen hat. Ein ganz gewöhnliches, ein empfindsames Herz, dem mindestens die Gabe des Ärgers gegeben war. Und was war sein Ärger? Doch wohl intellektueller Zorn gegen Gesetze, Einrichtungen, Zustände, die sich mit zunehmender Vernunft verbessern ließen. Wenn man eben auf den alten Shaw rechtzeitig gehört hätte, ein Bessermacher, ein Besserwisser, so klar, daß er sich selbst erklären kann, ein ausdauerndes Mundwerk, das sich selbst anwortet, und noch einmal verstärkt durch einen Lautsprecher. Aber unterhaltend, aber mit der Bühne von gestern, von immer vertraut, und mit einer jungenhaften Keckheit der Erfindung gesegnet, um die ihn unsre tiefsinnigen Dramendichter herzlich beneiden müssen. Sie haben die Genialität, zu der immer nur ein paar Hände fehlen, er hat den guten Ärger, die gute Laune, dazu equilibristisch geistreiche Finger, besonders wenn es aufs Verschwindenlassen ankommt. Die Weile, die wir es mit ihm aushielten, ist uns so lang noch nicht vorgekommen. Wenn man sich fünfzig Jahre auf der Bühne hält, so sagte ein bei Lebzeiten höchst verwöhnter Dramatiker, dann ist das schon eine kleine Unsterblichkeit.

Quand vous parlez théâtre, parlez théâtre, meinte dagegen der alte Sarcey, der übrigens nie so alt geworden ist, wie man ihm nachgesagt. Ich sah im Theater am Kurfürstendamm eine der ersten Aufführungen von ‚Major Barbara', die aber schon wie eine der letzten aussah. Es scheint also, daß auch die Anwohner dieses Theaters die Argumente des Kanonenkönigs, auch wenn sie in der Premiere beklascht wurden, schließlich doch noch weiter empfohlen haben. Und auch nicht die große Kanone, deren Lauf Karl Heinz Martin von der Bühne bis zum Kronleuchter ausgezogen hatte. Solche Dekorationsscherze belustigen nur einen Augenblick, um dann zu belästigen. Der Theaterkenner bedauert vor Allem, daß man auch unsre liebe Käthe Dorsch für eine ausziehbare Kanone zu halten scheint. Ihr Kaliber bleibt unbestreitbar, Wenige haben eine so starke Ladung an Gemüt, an Sinnlichkeit und Süße, aber sie muß unmittelbar aus einem volkhaft primitiven Temperament schießen können. Ihre Direktion hat sich schon zum dritten Mal mit ihr geirrt, da man ihr wieder eine Prinzessin gab, Kanonenkönigs Töchterlein. Wer so viel Theater hat und gemacht hat wie Shaw, muß schließlich mit Prinzessinnen buhlen. Und die müssen seine Sprache sprechen. Eugen Klöpfer aber, der Kanonenkönig, spricht sie zu stark. Es gibt, wie ich nicht erst heute bemerke, zwei Klöpfer, von denen der Eine, Florian Geyer und Michael Kramer, in seiner Flamme rein verbrannte,

von denen der Andre, den wir jetzt öfter hören, gern Feuer, Feuer schreit. Wie findet er seine Stille wieder? Wahrscheinlich durch einen Regisseur, der ihm sein Ohr leiht, oder durch eine Rolle, die dem starken Mann einmal Angst macht.

Herr Tagger hat sich von dem unerschöpflichen Oscar Kaufmann ein neues feines Haus bauen lassen; nun muß er noch einen neuen feinen Regisseur einbauen. Der Shaw der Eröffnung hätte ihn gebraucht. Auch ‚Haus Herzenstod' ist aus einem respektablen Ärger entstanden, nämlich an den toten Seelen, die der achten Todsünde des Snobismus schuldig werden. Die noch unter den surrenden Zeppelinen „Beethoven" jauchzen, die aber bombensicher sind, weil sie als tote Leute nicht einmal mehr sterben können. Diese Ehre fällt nur einem Schieber und einem Einbrecher zu, die wahrscheinlich nicht wissen, wer Beethoven, und nicht einmal, wer Shaw war. Es ist eine etwas entlegne und halb vergessne Geschichte, daß einmal deutsche Luftschiffe über England fuhren, um Bomben zu werfen. In diesem Stück scheint sie vollends unglaublich, weil weder die Zeppeline noch überhaupt der Krieg vorbereitet worden sind. Quand vous parlez théâtre, parlez théâtre! Der famose alte Rechner hat die älteste Bühnenregel vergessen, daß Überraschungen vorbereitet werden müssen.

Das Stück hat noch eine Merkwürdigkeit, es ist das kontinentalste, das Shaw je geschrieben hat. Es wäre von Schnitzler, wenn die müßigen Männer, die zynisch lüsternen Weiber der Familie Shotover richtige Ehebrüche statt trocknen Flirts begingen, wenn eine kleine Ellie ins Wasser ginge, statt sich mit früh gebrochenem Herzen an das noch immer schlagende des achtundachtzigjährigen Kapitäns Shotover zu werfen; das Stück wäre fast von Tschechow und überhaupt sehr russisch, wenn die Leute in einem dreiaktigen Stilleben der Stimmung nicht so viel von Geld reden wollten. Wie überhaupt die Shawschen Stücke öfter aus einem Scheckbuch als aus einem sozialistischen Programm heraus geschrieben scheinen. O Rußland, du gleichst einer dahinstürmenden Troika — hat der große Dichter der ‚Toten Seelen' gesungen. O England, du gleichst einem alten Schiff, klagt Shaw, das ein von achtundachtzig Jahren und entsprechendem Rumverbrauch beschwerter Greis steuern muß! Hier gebietet Shaw selbst den Dekorationsscherz, daß der Readingroom des Hauses Shotover sich in eine Kapitänskajüte mit Sextanten und Steuerruder und Bullaugen verkleidet. Das wäre, behelfsmäßig, das Märchen, das aber dies Mal von Schwank nicht viel, wenigstens nicht vom alten Saft hervorbringt. Während das Romantische, das Melancholische, das weinende Lento der brechenden Herzen doch aus dem Insularischen bei uns nicht recht ankommt. Die drei Schwestern von Tschechow sind immer noch eher unsre Schwestern. Wenn das Kriegsstück ohne Krieg schon versagen mußte, wenn es eine allzu häusliche englische Sache blieb, der von Herrn Tagger nicht eingebaute Regisseur hätte das Largo sostenuto der vielstimmigen Lamentation schon besser in der Schwebe halten können. Hermann Valentin hatte den Baß, der trotz Verstand und Redlichkeit etwas trocken blieb; es ist

nicht Sache seiner gern akzentuierenden Tüchtigkeit, aus achtundachtzig Jahren und ihrer alkoholischen Trübung Kindhaftigkeit und Weisheit hervor zu spinnen. Den Sopran hatte Roma Bahn, hell und schneidend genug, wenn ihrer Mädchenkeckheit das Herz brach. Die andern Frauen in Haus Herzenstod haben nur noch Geist. Den Tilla Dureux vielleicht etwas zu schwungvoll abgab, als ob ihr Talent und die Verve ihres Übermuts einem verzagten Dichter an Säften aufhelfen müßte. In Haus Herzenstod schämt sich nur noch der da hinein verschlagne Schieber, den ein sympathischer Herr Leibelt an dem bloß Schwankmäßigen recht taktvoll vorbeiführte. Im übrigen finde ich die von dem Puritaner Shaw bewilligten Schamlosigkeiten für unsre kontinentalen Begriffe nicht gar so gewagt. In dieser Hinsicht lassen wir Kontinentalen uns den Vorsprung nicht nehmen.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Die Trommel"

heißt eine Vereinigung von Schauspielern, die junge Dramatiker, denen die Geschäfts-Theater (Pleonasmus) verschlossen sind, zu Wort kommen lassen will. Sonntags wurde das literaturgierige Wien von der neuen Vereinigung zum ersten Mal aus dem Schlaf getrommelt, zu einer Stunde, elf Uhr morgens, die sich nicht bewähren wird. Man spielte ‚Das Schiff', Schauspiel in drei Akten von dem Wiener Heinrich Schaffer. Das Schiff fällt bösem Anschlag zum Opfer. Es wird von einem betrunkenen Kapitän gesteuert, dampft unbekannt wohin und beherbergt eine Reihe Passagiere, deren Einstellung zur Welt und Ansicht von dieser eine differente ist. Die Ähnlichkeit solches Schiffs mit dem Leben springt, selbst um elf Uhr vormittags, in die Augen. Sehr beachtenswert, wie die Fahrgäste, durch leise psychische Reibung aneinander, ihre innre Welt, Wille und Vorstellung, offenbaren. Eine feine dichterische Begabung spricht sich aus, auch in Dem, was nicht gesagt wird. Besonders die interessante Figur des Stücks, ein schwermütiger Mann, die Nacht des Lebens mit Eulenblick durchschauend, schweigt die feinsten Sachen. Seine halben Formulierungen begeben sich bis an den Rand der Tiefe. Sehr hübsch die Spannungen im Fluid zwischen den Menschen, die Stimmung des Ungewissen, Heimlichen, Übermateriellen, die die Luft des Spiels opalisch färbt. Ob die Begabung Heinrich Schaffers ihn grade zum Drama weist, scheint fraglich. Es wird, von den jungen Leuten der ‚Trommel', natürlich und ohne Krampf gespielt. Eigentlich brauchte aber grade ein zweifelhaftes Schauspiel sehr starke Darsteller, ebenso wie grade noch nicht zulängliche Darsteller ein starkes Stück brauchten. Schwankende Schauspieler und schwankende Dichtung stützen einander wie die Karten das Haus, das sie bilden. Ein Hauch bläst Beide um.

Ollapotrida von Oscar Blum

Komische Käuze, diese Theaterdirektoren hierzulande! Sie wollen und wollen es nicht wahrhaben, daß man aus Dreck keine Konfitüren herstellen kann. Sie bauen großartige Theaterräume, statten die Bühne mit allen Errungenschaften der Technik aus, halten goldbetreßtes Personal, ernähren ganze Kohorten von Spielern und Spielleitern, verpulvern das bißchen Geld, das ihnen noch übrig bleibt, für Pressenotizen und Lichtreklame, und nur Eines können die Schlauberger nicht begreifen: daß das Pferd vor Allem Hafer braucht. Dann wundern sie sich, wenn das Geschäft nicht geht. Harmloses Publikum sitzt zwei Stunden lang mit rührender Geduld da und läßt die abgestandensten Späßchen einer vorsintflutlichen Theatermache über sich ergehn: und während dieser ganzen zwei Stunden hört man genau zwei Mal eine einsame Lache im Zuschauerraum, die sich dann vor sich selbst zu schämen beginnt.

Die Herren sind außerstande, ein ernst zu nehmendes Theater zu schaffen, weil sie keine Ideen haben; weil es sie selbst vor ihrem Gewerbe graust; weil sie den Garderobenpächter haben und den Hausbesitzer und den Finanzmann, die ihnen allesamt die Kehle zuschnüren; weil sie leider nicht zu befürchten brauchen, daß im Zuschauerraum Jemand aufsteht, um den ganzen Spuk mit einem nassen Fetzen davonzujagen. Mögen sie doch wenigstens für rechtschaffne, pausbackige Lustbarkeiten Sorge tragen. So aber begibt man sich abends in die Kammerspiele, die einst wahrlich bessre Zeiten gesehn haben, und glaubt sich in Jahrzehnte zurückversetzt — als ob es inzwischen weder Krieg, noch Hungersnot, noch Pestilanz gegeben hätte auf diesem Planeten. Zuerst kommt ein Feschak aus Oesterreich, der eine der ältesten französischen Schwankideen zum wer weiß wie vielten Male auf die Bühne bringt. Das Ding heißt ‚Ollapotrida' und enthält den berühmten Hahnrei, der ganz verblödet ist, dann noch einen andern Hahnrei, der ebenfalls verblödet ist, außerdem zwei Weiber, die weiter nichts sind als unappetitliche Werkzeuge des Geschlechtstriebes, hierauf den obligaten Trottel von Liebhaber und endlich vier unbeholfen gezeichnete Gestalten, die die Maschinerie des Ganzen in Gang bringen sollen. Und mit welch subalterner Routine wird das Alles serviert! Was für naturalistische Mätzchen, wieviel Meiningerei in einem Stück, dessen offenkundige Sinnlosigkeit jeder Beschreibung spottet!

Zum Zweiten erscheint ein Budapester Theaterlieferant — gleichfalls mit einem Angebinde, dessen humorlose Nichtigkeit kaum vorstellbar ist. Ein Theaterdirektor braucht Choristinnen. Wirft aber jede Bewerberin hinaus, weil Alle — aber auch wirklich ausnahmslos Alle, und zwar auf der Stelle! — ihn zum Beischlaf auffordern. Bis eine ungeschlachte Pro-

vinzjöhre ihn dann dennoch rührt. Man denke... Auch dieser Schmarren dauert, wie Zahnweh, stundenlang. Keine einzige Gestalt, einigermaßen lebendig gesehn: lauter Figuren aus den ‚Meggendorfer Blättern'. Nur die Schwiegermutter fehlt, darin wollte Molnar wohl spaßeshalber originell sein. Selbstverständlich ist Alles zugespitzt auf die Bravourleistung einer Technikerin mittlern Ranges. Aber selbst auf dem sehr bescheidnen Niveau der übrigen Darstellung bleibt deren Leistung unzulänglich — schon deshalb, weil ihr Geschick, auch wenn sie aus einer ungarischen Provinzkünstlerin nicht eine polnische Dorfschöne gemacht hätte, kein lebendes Wesen was anginge.

Kein Wort ist zu scharf, um diese Sorte von Abendunterhaltungen zu kennzeichnen. Hier steht das Theater noch hinter den rückständigsten Schichten seines Publikums, das nur deshalb nicht aufbegehrt, weil der Bürger Ehrfurcht hat vor Namen, Aufmachung, Tradition. Hierzulande kauft man Alles — wenns nur schön eingewickelt ist. Aber wie lange wird sich Das noch halten? Wann wird der letzte Direktor dem letzten Theatergänger um den Hals fallen, bevor die letzte Amüsierbude ihre Pforten schließt, weils öde und trostlos geworden ist in ihrem Bezirke? Ihr wollt mit Kino und Variété konkurrieren? Wollt Geschäfte machen? Dann erfindet wirkliche Satiren, Grotesken der Zeit, ausgelassne Spiele des menschlichen Körpers und des menschlichen Geistes. Wenn Ihrs nicht könnt, lernt anderswo, wies gemacht wird. In Rußland hat man mit knurrendem Magen, in ungeheizten Theaterbaracken, im Getümmel des Bürgerkrieges die ganze Welt, sich selbst und die morsche Vergangenheit verulkt — und die Zuschauer barsten vor Lachen, wiewohl ihr Dasein fürwahr nicht sorgenlos war. Hier könnt Ihr nicht einmal dem geruhigen Bürger Eures Mittelstandes, der doch in Theaterdingen lammfromm ist, einen Abend lang über Verdauungsbeschwerden hinweghelfen.

Doch wozu der Lärm? Es bleibt ja ohnehin Alles beim Alten. Und kein andres Theater entsteht in absehbarer Zeit dieser Generation, die unwissend und ausgepowert ans Rampenlicht kommt.

Fabel von Arnold Weiß-Rüthel

Die Bienen erklärten aus Dankbarkeit
sich samt und sonders dazu bereit —
um Waldemar Bonsels zu beglücken —,
dem Dichter einen Klotz Honig zu schicken.
Herr Waldemar aber mißtraute der Sache,
er witterte eine satirische Mache —
und schickte die animalische Süße
in ein Laboratorium, zwecks: Analyse!
Und gestern stand in der Bezet zu lesen:
es sei wahrhaftigen Gott Kunsthonig gewesen.

Ford und Löwenstein von Morus

Henry Ford in Berlin

Vor einem Jahr noch gehörte es zum guten Ton in Deutschland, vor Henry Ford Kotau zu machen. Fabelhaft, wissense, fabelhaft, was der Mann leistet: darüber waren sich die Wendriners aller Konfessionen einig. Aber seit einigen Monaten ist Ford passé. 'n Ford? Da setzt sich ja in Amerika keen Arbeiter mehr rein, in so'n Blechkasten (Deutsche, trinkt deutschen Branntwein!), und übrigens ist die ganze amerikanische Sache Schwindel, sag ich Ihnen, ein einziger Bluff. Sehn Sie sich mal an, wie teuer der hier in Deutschland produziert! Was Ford kann, können wir alle Tage!

Sehn wirs uns mal an: Ford, der sich die Einzelteile für seine Automobile, hochverzollt, aus Amerika kommen läßt und sie dann in seiner Berliner Fabrik zusammensetzt, kann die Wagen allerdings hier noch längst nicht zu dem Preise liefern, den er drüben den Käufern macht. Ein zweisitziger Ford, der sich in NewYork auf 1660 Mark stellt, kostet in den Berliner Fordwerken noch 3465 Mark, also mehr als das Doppelte; der viersitzige Ford 3595 Mark. Wenn man auch für ähnliche deutsche Wagen noch 4—5000 Mark zahlen muß, so ist es gewiß noch nicht sehr verlockend, sich zum doppelten Auslandspreis in Berlin einen Ford zuzulegen.

Aber wie sieht es mit den andern Errungenschaften des Ford-Systems aus? Die Berliner Ford-Arbeiter verdienen zwar nicht, wie ihre amerikanischen Kollegen, einen Dollar die Stunde. Aber wenn man den verschiednen Preisindex berücksichtigt, bleiben die deutschen Ford-Löhne gar nicht mehr viel hinter den amerikanischen zurück. Denn ein Facharbeiter bei Ford bekommt zur Zeit im festen Lohn 15 Mark für den Tag, Vorarbeiter erhalten 18 Mark, also ungefähr das Doppelte der üblichen deutschen Lohnsätze, und auch die Angestellten stehen sich in den Berliner Ford-Werken weit besser als in den andern deutschen Betrieben.

Besonders hoch muß man es Ford anrechnen, daß er diese Löhne stillschweigend zahlt und nicht viel Wesens davon macht. Es ließe sich schließlich doch auch der Fall denken, daß er die Überzahlung, die er, gemessen an deutschen Durchschnittslöhnen, seinen Berliner Arbeitern und Angestellten gewährt, lieber dazu benutzte, die Preise für seine Wagen noch weiter herunter zu drücken, um die deutsche Kleinautoindustrie knock out zu konkurrieren. Denn der Grund, den er vor allem für seine guten amerikanischen Löhne anführt: daß er damit die Kaufkraft der Bevölkerung heben will, fällt bei seinem relativ kleinen Berliner Betrieb nicht ins Gewicht. Auch wenn Ford seine Berliner Arbeiter noch ein Mal so hoch bezahlte: dadurch würde die Konsumfähigkeit Deutschlands für Automobile noch nicht um einen Deut steigen. Es steckt also schon in dem Fordschen Lohnprinzip mehr als brüske Gewinnsucht. Es ist eine Geschäftsmoral oder doch eine weitsichtige Geschäftsklugheit, die dem deutschen Unternehmertum vorläufig fremd ist.

Ein neuer Finanzstar

Auf Deutschland ist von den Ruhmestaten des Herrn Alfred Löwenstein glücklicherweise immer nur ein matter Abglanz gefallen. Aber in den westeuropäischen Staaten interessiert man sich noch immer sehr lebhaft für den brüsseler Allerweltsmanager und wartet mit einiger Spannung darauf, ob ihm die Vorgänge der letzten Wochen Kopf und Kragen kosten werden, oder ob er auch dies Mal wieder, frisch gebügelt, aus seinen Engagements herauskommt.

Die deutsche Öffentlichkeit hat von der Existenz dieses freundlichen Europäers erst im letzten Sommer etwas erfahren, als es hieß, ein Bankier Löwenstein beabsichtige, einen internationalen Elektrotrust zusammenzubringen. Ich fragte damals unsern ersten internationalen Elektromann, wer denn dieser Trustgründer sei und erhielt zur Antwort: er habe noch nie etwas von einem Herrn Löwenstein aus Brüssel gehört. Ein paar Wochen später hieß es, der brüsseler Bankier Löwenstein beabsichtige, die belgische Währung zu stabilisieren, indem er dem belgischen Staat aus einer Anleihe seiner überseeischen Elektrizitätswerke 10 Millionen Pfund Sterling zur Verfügung stellen würde. Der belgische Sanierungsminister Francqui nahm freilich von dem Angebot keine Notiz, und der Franc wurde ohne Herrn Löwenstein stabilisiert. Und dann wieder hieß es, der Belgier Löwenstein habe das Kraftmonopol von ganz Spanien an sich gerissen; und dann wieder hatte er in Brasilien einen ganz großen Schlag gemacht, und dann in Mexiko und dann in Kanada, und zwischendurch steckte er die Lyoner Seidenindustrie in die Tasche. Als ihm obendrein noch in Biarritz gleich für 25 Millionen Francs Diamanten gestohlen wurden, da war er ein gemachter Mann, und jedes illustrierte Blatt von Rang brachte seine milden Züge.

Der neue Finanzstar hatte aber, bevor er die letzte Hürde des Weltruhms nahm, schon eine ganz beachtenswerte Vergangenheit hinter sich. Seine Familie ist wohl von Deutschland über Amsterdam nach Belgien vorgedrungen; er selbst ist jedenfalls schon in Brüssel geboren, gut bürgerlich, am erzbischöflichen Institut Saint Louis erzogen und startete, mit dem Öl zweier Weltreligionen gesalbt, als Teilhaber der Firma Stallaerts & Löwenstein. Seine geschäftliche Laufbahn begann, was bekanntlich Glück bringt, mit einer kleinen Pleite. Die Firma blieb unter anderm Namen bestehen, Löwenstein aber wurde unter der Führung eines etwas phantastischen Herrn Percival Farquhar in höhere Sphären entrückt und saß bald in einer Reihe ausländischer Straßenbahngesellschaften und andrer Exotica mittlern Umfangs. Er interessierte sich für Kanalisationsbauten und dann für die ersten Fernkraftanlagen in Holland und in Belgien. Während des Krieges setzte er sofort auf die richtige Karte, schlug sich, König Albert treu, nach London, kam dort in eine belgische Militärmission, von wo aus er bundesbrüderliche Fäden zur englischen Finanz spinnen konnte. Er bewährte sich als freigebiger Sportsmann, erhielt, neben etlichen Kriegsmedaillen, einen sehr dekorativen eng-

lischen Orden und kehrte wohlerhalten an Leib, Seele und Portemonnaie aus der großen Zeit heim.

Von nun an ging es in rascherm Tempo aufwärts. Versehen mit ausgezeichneten englischen Verbindungen, bei denen es auch an Parlamentariern nicht fehlte, engagierte er sich in der englischen Kunstseidenindustrie und an einer dazugehörigen Finanzierungsgesellschaft, an der belgischen Fabrique de Soie Artificielle de Tubice, von dort aus an einer amerikanischen und an einer französischen Schwesterfirma und erwarb die ungarische Kunstseidegesellschaft Savar. Das ist der eine Komplex seiner Unternehmungen. Der andre und wichtigere liegt auf dem Gebiet der Wasser- und Elektrizitätswerke. Sein bedeutendster Besitz ist eine etwa zwanzigprozentige Beteiligung an der großen belgischen Société Internationale d'Energie Hydro-Electrique, der ‚Sidro'. Dazu verfügt er über erhebliche Aktienpakete eines barcelonaer und mehrerer amerikanischer Elektrizitätswerke.

Es war also wirklich eine ganz nette Effektensammlung, die der belgische Finanzier sich angelegt hatte. Aber auf dieser Grundlage sollte nun ein ganz großes Industriereich, wenn nicht noch mehr, aufgebaut werden. Löwenstein machte sich die Mode der Investierungstrusts zunutze, um die Finanzierungsgesellschaft seiner englischen Kunstseidefabrik in eine allgemeine International Holding and Investment Company Ltd. umzuwandeln, die zugleich als Dachgesellschaft für seinen ganzen Konzern fungieren sollte. Der Clou der Transaktion aber war, daß er unter Berufung auf die hohe Dividende der Investment Company mit einem Schlage das Kapital verzehnfachen ließ, um sich drei Millionen Pfund zu verschaffen. Eine Million Pfund, die einkam, wurde sofort an die belgische Kunstseidefabrik Löwensteins nach Brüssel weitergeliehen; auch mit der französischen Kunstseidegesellschaft sollte, zu ungewöhnlichen Bedingungen, ein ähnliches Anleihegeschäft durchgeführt werden; aber dabei stieß Löwenstein doch auf so starken Widerstand andrer Aktionärgruppen, daß er davon Abstand nahm. Auch sein Versuch, die recht lukrative ‚Sidro' mit seinen andern Elektrizitätsbeteiligungen finanziell zu verkoppeln, ist am Widerstand der Werkleitungen gescheitert, und nun kursiert sogar schon unwidersprochen das Gerücht, die Vorzugsaktien der britischen Kunstseide-Gesellschaft, in der Löwenstein seine Hand hat, sei an die Pariser Bankgruppe Louis Dreyfus übergegangen.

Ob das bereits den Anfang vom Ende bedeutet, oder ob Herr Löwenstein nun mit andern Kombinationen sein Glück versuchen wird, ist noch ungewiß. Aber sicher ist wohl, daß der große Coup, den dieser offenbar genialische Faiseur machen wollte, gescheitert ist. Die Wirtschaftsverwirrung Westeuropas ist doch nicht weit genug gediehen, als daß Inflations- und Deflationsritter so leicht wie in Deutschland das Rennen machen können.

Das Schicksal des ‚Quotidien'

Hinter dem Schleier des französischen Burgfriedens, wo jede Bemerkung gegen Poincaré schon als „antipatrio-

tisch" gilt, läßt sich umso ungestörter der nächste Großkampf vorbereiten. Die politisierenden Wirtschaftsgruppen richten sich neu und wohnlich ein: François de Wendel und Edouard Rothschild haben kürzlich für acht Millionen Franken das ‚Journal des Débats' gekauft. Auf die nicht unwichtige Wirtschaftskorrespondenz ‚Sans fil' hat diese Gruppe, deren erfahrenster politischer Berater der Senator François Marsal ist, ebenfalls ihre Hand gelegt.

Auch an den ‚Quotidien', der am weitest linksgerichteten unter den großen Tageszeitungen, hat Herr de Wendel sich herangemacht, aber andre Kapitalistengruppen haben ihm den Rang abgelaufen, und die Vereinigung ‚Le Redressement Français', mit der Herren von den Eisenbahnen, der Elektrizität und andern verarbeitenden Industrien auf ihre Art Frankreich wiederaufrichten wollen, sind schließlich Sieger geblieben. Das Blatt, das anfangs der ehrgeizige Cognacfabrikant und Gesandte Henessy in verhältnismäßig uneigennütziger Weise finanziert hatte und das sich dann vergeblich mit Abonnentenaktien weiterzuhelfen suchte, ist damit nach vierjährigem, ruhmreichen Bestehen den Weg alles Irdischen gegangen. Der innerlich und äußerlich unabhängige Generalsekretär des ‚Quotidien', Boris, hatte zuerst die Küchengerüche der neuen Geldgeber verspürt und zog sofort seine Konsequenz, der Sozialistenführer Renaudel, der alte Buisson von der Liga für Menschenrechte und der Historiker Aulard folgten, einige weitere Demissionen stehen bevor. Nur der Direktor und Vorzugsaktionär Henri Dumay und der aufgeregte Pierre Bertram wollen mit den neuen Zahlmeistern sich an einen Tisch setzen. In Deutschland, wo seine politische Bedeutung manchmal sogar überschätzt wurde, muß man sich jedenfalls merken, daß der ‚Quotidien' künftig nicht mehr ist, was er war.

Auch andern Blättern der Linken geht es schlecht. Beim ‚Paris-Soir' ist bereits ein deutlicher Ruck nach rechts eingetreten, und die ‚Ere Nouvelle' scheint ebenfalls einem neuen, nicht sehr vielversprechenden Zeitalter entgegenzugehn. Daß Léon Blum die Wochenschrift ‚Populaire' in eine doktrinär-sozialistische Tageszeitung verwandeln will, ist, nach den bisherigen Versuchen dieser Art zu urteilen, ein schwacher Ersatz für die andern Verluste der Linken. Gewiß ist deren Pariser Presse für den Wahlausfall noch belangloser als die Linkspresse in Deutschland, und zudem ist bis zu den nächsten Kammerwahlen noch ein reichliches Jahr Zeit. Aber heute muß man, nach den unmaßgeblichen Senatswahlen, konstatieren: Das Barometer für die Linke steht auf Regenwetter.

Ueber alles in der Welt

Und wie die Truppen hier vorbeigekommen waren und rings umher gelagert hatten, waren überall Häuflein von Menschenkot internationalen Ursprungs aller Völker Österreichs, Deutschlands und Rußlands sichtbar. Der Kot der Soldaten aller Nationen und aller religiösen Bekenntnisse lag hier nebeneinander oder türmte sich in Haufen übereinander, ohne daß sich diese Haufen untereinander gestritten hätten.

Jaroslav Hašek, Der brave Schwejk, III. Band

Bemerkungen

Die Naiven

Neulich, in einer jener Reichstagsuntersuchungskommissionssitzungen, wo die Ursachen des dreißigjährigen Krieges verspätet, aber nicht minder herzlich festgestellt werden, rief jemand Philipp Scheidemann zu: „Sie wissen doch, wie oft von der Polizei falsche Pässe ausgestellt werden!" Und Philipp: „Ich hoffe, daß ich es nie zu wissen brauche." Da soll einem doch gleich der große Zeh verdorren!

Denn so sehen diese Naiven aus:

Wenn die bayrische Polizei einem ihrer Fememörder einen falschen Paß zur Flucht ins Ausland ausstellt, so wird so getan, als sei dies der erste falsche Polizeipaß, der je auf der Welt ausgestellt worden ist — und jener hofft, daß er dergleichen nie zu wissen brauche. Es ist, bei der völligen Instinktlosigkeit dieser Sorte Politiker, sogar möglich, daß er es wirklich nicht weiß, und wenn er nicht geheuchelt hat: um so schlimmer.

Was ist denn das für eine alberne Unkenntnis der einfachsten Gesetze vom Staatsmechanismus, so zu tun, als ginge stets alles „ordnungsmäßig" vor sich! Leben wir in einer Fibelwelt? Wissen Scheidemann und die Seinen, die sich immer noch bemühen, das Märchen von der Reinheit des öffentlichen Lebens aufrechtzuerhalten, nicht, wie unter dem Kaiser, in dieser Republik, in andern Kaiserreichen und in andern Republiken, wie überall auf der Welt regiert wird, immer regiert worden ist? Daß noch niemals ein Staat ohne Fälschung, Mord, Justizverbrechen, falsche Pässe und richtige Provocateure ausgekommen ist? Daß er „moralisch" immer nur für die andern ist, die diese Moral befolgen sollen, aber niemals für sich selbst, der er sie gar nicht befolgen kann, will er sich nicht selbst aufgeben? Weiß er nicht, wie jede Polizei, ohne Ausnahme jede, von Anbeginn der Welt gearbeitet hat? Es gibt da Nuancen: außer der alten venetianischen Staatspolizei wird es nicht so bald wieder eine geben, die so unterrichtet, so geschickt, so machtvoll ist wie etwa die französische Sûreté Générale — aber das sind doch nur Gradunterschiede. Im Grunde sind sie alle gleich, müssen sie alle gleich sein.

Und an diese Staatsmaxime, die das Recht den Zweckmäßigkeitsgründen unterordnen muß, kommen diese Lacknaiven und „hoffen, daß sie es nicht zu wissen brauchen". So ist denn auch ihre Politik: vom 9. November bis zum Schundgesetz, immer dieselbe. Das bietet einen Anblick wie ein rumänisches Haus: der Salon ist furchtbar fein, aber frage mich nicht, wo die Dienstboten schlafen, und wo sie sich waschen. So ist denn auch grade die Polizeitätigkeit in Republiken der sogenannten Kontrolltätigkeit der Parlamente fast völlig entrückt: Personalpolitik, Verwendung der mehr oder weniger düstern Fonds, Praxis und Exekutive spielen sich völlig im Dunkeln ab und verbleiben von Anbeginn bis zu Ende im Schoß der Bureaukratien, die häufig einen kleinen Staat im Staate bilden. Davon weiß Scheidemann nichts.

Traurig, wenn erwachsene Menschen so im Dogma, in ihrer klein-muffigen Bürgerwelt, in Lüge verstrickt sind, daß sie wirklich nichts mehr sehen. Die Ohnmacht, die Einflußlosigkeit, der Mangel an Ahnung, die die Parlamente bekunden, zeigt sich nirgends so deutlich wie ihrer eignen Polizei gegenüber. In Deutschland wird das nur noch von der jämmerlichen Rolle übertroffen, die der Reichstag dem Heere gegenüber spielt. Es sind artige Kinder, die sich ungeheuer erwachsen vorkommen, den Wolf für einen Vegetarier halten, weil er sie noch nicht gefressen hat, und die stets guter Hoffnung sind, keine falschen

Polizeipässe sehen zu müssen. Graviditas chronica.

Schade, daß Philipp Scheidemann keinen Sohn hat, der in Spionageverdacht gerät. Er lernte schnell alle miteinander kennen: Polizei, Staatsanwälte und Reichsgericht. Aber es ist ihnen nicht zu helfen. Denn noch, wenn sie verlöschend an der Laterne hängen, zappeln sie mit den Beinen und murmeln: „Ich bitte Sie ... ein nicht zu verallgemeinernder Einzelfall ... Ich hoffe ..." Und dann sind sie tot.

Ignaz Wrobel

Thesen zu Paneuropa

1. Paneuropa ist kein Ziel. Das Ziel bleibt: eine Erde, auf der die Menschen einander nicht mehr vernichten. Zu diesem Ziel ist Paneuropa ein Weg. Denn ein Mittel, den Krieg Aller gegen Alle systematisch zu ersticken, ist die Zusammenfassung der Menschen zu immer größern Gemeinschaften: Familie, Stamm, Staat, Kontinent, Erdballgemeinschaft.

2. Paneuropa steht nicht im Gegensatz zum Völkerbund. Vielmehr ermöglicht es erst den Völkerbund. Dem Völkerbunde gehören Rußland und die Vereinigten Staaten, die Türkei und Afghanistan, Mexiko und Ecuador nicht an; Argentinien hat sich zurückgezogen, Spanien und Brasilien haben ihren Austritt erklärt; Persien droht mit dem Austritt; China oder die vier Staaten, die morgen China bilden werden, bringen bestimmt neue Verlegenheiten. Nur die kontinentale Gliederung der Welt, eine Struktur mit fünf wechselseitigen Monroe-Doktrinen, ein System, das die Einmischung eines Staats in Streitfälle eines Kontinents, dessen Glied er nicht ist, weder verlangt noch zuläßt, sondern diese Fälle ausschließlich intrakontinental erledigt, wird die Universalität des Völkerbundes herbeiführen können. Ohne Universalität aber ist der Völkerbund eine militärische Allianz gegen die Völker, die ihm nicht angehören, — also das Gegenteil seiner Idee. Der Völkerbund wird ein Bund kleinerer Völkerbünde sein, oder er wird nicht sein.

3. Paneuropa steht nicht im Gegensatz zum Sozialismus. Es enthält ihn zwar nicht und ist bewußt ein außenpolitisches Programm für die vorrevolutionäre Periode unsrer Wirtschafts- und Sozialgeschichte, aber es arbeitet durch sein Erdstrukturprinzip ihm vor. Auch liegt der kontinentale Freihandel, der ein unwegdenkbarer Bestandteil des paneuropäischen Programms ist, im Interesse des europäischen Proletariats.

4. Paneuropa steht nicht im Gegensatz zum revolutionären Pazifismus. Richtig ist, daß die kontinentale Organisation der Welt, so sehr sie die Gefahr der intrakontinentalen Kriege verringert, die Gefahr interkontinentaler Kriege zunächst heraufzubeschwören scheint; wenn an die Stelle von Kriegen zwischen Staat und Staat Kriege zwischen Kontinent und Kontinent träten, wäre die Menschheit aus dem Regen in die Traufe gebracht; aber eben hier setzt die revolutionäre Aufgabe ein (Organisation der Dienstverweigerung, der Arbeitsverweigerung, der Massenerhebung gegen den Krieg).

5. Im ganzen bedeutet Paneuropa ein Weniger an Kriegsgefahr gegenüber der heutigen Verfassung des Genfer Völkerbundes, die nicht nur seine Ausdehnung verhindert, sondern unverkennbar zu seinem Verfall führt. Paneuropa ermöglicht den, wenn auch mittelbaren, Beitritt sämtlicher Staaten zu einer Weltunion. Schon aus diesem Grunde sollte, unbeirrt durch ein weltbürgerlich lackiertes Spießbürgertum, das sich in der paneuropäischen Bewegung breitzumachen anschickt, der revolutionäre Pazifismus die paneuropäische Idee bejahen und in sein Programm aufnehmen.

Kurt Hiller

Schlesinger

Es wäre ungeheuerlich, wenn der einundzwanzigjährige Kapellmeister Otto Schlesinger von Staats wegen geschlachtet würde.

Er hat angefangen, wie Generalmusikdirektoren anfangen. Schüler des stuttgarter, später des leipziger Konservatoriums; Korrepetitor an einem kleinen Ex-Hoftheater; dann, als Kapellmeister, gleich sein eigner Regisseur. Alles, was er von sich erzählt, von seinen Hoffnungen, Plänen, Ambitionen, alles, was man über ihn hört und liest, klingt uns vertraut. Ein Mörder? Dieser „Mörder" ist Einer von uns. (Auch wenn er den Tod von einundzwanzig Menschen verursacht hat.)

Der Fall seines Schicksalsgenossen Willy Weber scheint, auf den ersten Blick, weniger einladend; der hat schon bei einem Einbruch Malheur gehabt, dem Gericht ist er ein „Vorbestrafter". Aber hätte das Gericht sich auf Unterscheidungen überhaupt eingelassen? Obgleich der Berg, zu dem die mildernden Umstände gehäuft sind, in den Himmel ragt: unser prächtiger Mordparagraph weiß von keinen. Mord ist Mord; und, wer des Mordes schuldig befunden, ist dem Scharfrichter verfallen. Um freilich angesichts des gegebnen Tatbestands auf Mord zu erkennen, aus der Tat den Vorsatz zur Tötung herauszulesen, den der Paragraph 211 verlangt, dazu bedurfte es jener privilegierten Juristenmentalität, vor der der simple Geschworenenverstand die Waffen streckt.

Aber Publikum und Gericht waren sich diesmal einig. Furchtbares Unglück hat sich begeben, das Land ist in Schrecken und Aufregung gestürzt worden, und, schlimmer noch, wochenlang blieb die deutsche Reichsbahn der fahrlässigen Urheberschaft verdächtig, die fällige „Vertrauenskrise" drohte auszubrechen —: der Entrüstungssturm, den die Entdeckung der Täter entfesselte, war Musik für die Rächer der an empfindlicher Stelle gekränkten Staatsautorität, der Volkszorn willkommner Stimmungshintergrund des Exempels, das es nun zu statuieren galt, Echo des Todesurteils, noch bevor es verkündet war. Die Revisionsinstanz wird wissen, was sie zu tun hat — vielleicht werden dann, gnadenweise, die jungen Menschen ins Zuchthaus geschickt werden.

Einem Fall wie diesem steht die Justiz hilflos gegenüber. Mit Arbeit und Lohn wäre den jungen Leuten zu helfen, wären einundzwanzig Menschenleben zu retten gewesen. Wer ist schuld, daß die einundzwanzig geopfert worden sind? Gewiß, die Verantwortlichen können nicht erraten, wann und wo grade sich lohnte, die Kosten eines warmen Abendessens zu investieren; der langsam Verhungernden sind gar zu viele, und nicht alle bringen Züge zum Entgleisen.

Das Leben, das Jene „verwirkt" haben, war keins: so wird der Fehlspruch der Geschwornen zum Wahrspruch, ein Todesurteil bestätigend, das längst gefällt und halb vollzogen war. Mit Gerechtigkeit hat das nichts zu tun. Ob die „Schuldigen" auch büßen, wie sichs gehört: darob steht den wahrhaft Schuldigen — der Menschengesellschaft, die sies werden ließ, keine Sorge zu. Die Armen hinterher der Pein zu überlassen, mag göttlich sein; menschlich ist es nur, weils bequem ist. Was hier noch geschieht, ist Gewalt, nichts andres. Das Unrecht, das Otto Schlesinger und Willy Weber erlitten haben, das Unrecht, in das sie, beide zu besserm geboren, getrieben worden sind, wird nicht gemindert durch neues Unrecht, das wir ihnen zufügen: wir, das Volk, in dessen Namen Recht gesprochen wird, wir, das Volk, von dem alle Gewalt ausgeht im neuen Deutschland.

Klaus Pringsheim

Ein bessrer Hasenclever

Zwischen Grammophon und Jazz liegen zehn Jahre Technik und hundert des Gefühls. Ein Instrument, das den ganzen Zauber einer Menschenstimme vorzutäuschen vermag, paßt, so jung es auch ist, eher ins Biedermaier denn als Begleitung der entzaubernden Gegenwart. Hasenclevers neue Komödie geht unter innern und äußern Jazzklängen vor sich, und in der Rückschau erscheint der „Sohn", 1917 die Fanfare jüngster stürmendster Jugend, als uralte Romantik, die uns freilich lieb und teuer war.

Der „Bessere Herr" ist ein Heiratsschwindler, der mit Hilfe eines betrügerischen Steuerbeamten alternde Frauen zu hunderten mit brieflicher und andrer Liebe versorgt. Im Begriff, den großen Coup seines Lebens zu machen, verliebt er sich, ernstlich und zum ersten Mal, in das präsumptive Opfer. Nicht ohne Begabung, da die junge Dame Milliardärstochter ist, ihrerseits bestrebt, eine Ehe ohne Gefühlsbelastung anzubahnen. Sentiment bricht von zwei Seiten ein in die Welt der neuen Sachlichkeit, wer konnte es anders erwarten! Hier nun hätte es strindbergisch, mindestens wedekindlich weitergehen müssen, wenn auch von oben her, ein wenig in der Parodie. Leider ist statt dessen moderne Marlitteratur entstanden, schade um die psychologische Pointe. Wenn nun noch der Milliardärssohn die Zofe freit, glaubt man nicht mehr recht an Ironie.

Aber die Bedenken kommen erst nachträglich, wenn der lustige Theaterabend zu Ende ist. Das Milliardärsmilieu ist mit reizender Überlegenheit dargestellt, bewährte Schwanksituationen erscheinen durch Stil und Regie wirksam auf neu gebügelt, und jede Pointe von Dialog und Handlung wird durch einen amüsanten Dreh der Inszenierung auf dreifache Stärke gebracht. Richard Weichert, der erste Inszenator des „Sohns", hatte die Regie auch dieser Uraufführung am Frankfurter Schauspielhaus; Sievert hat, ebenso wie damals in Mannheim, die Bühnenbilder gemalt, und auch der erste „Sohn" war dabei, Fritz Odemar, dessen Entwicklung sich in unauffälliger Parallele zu der des Autors bewegt; pathosfern und entproblematisiert wie dieser macht er mit Charme den Milliardärssohn.

Stück und Regie: ein neues Schulbeispiel für die immer auffälligere gegenseitige Beeinflussung des Theaters und der nur halb oder gar nicht anerkannten Künste — Kino, Revue, Jazz. Die Hilfsmittel des Films: Erscheinen der Bildtitel auf der Leinwand statt im gedruckten Programm, des Radio: Personenansage durch Lautsprecher, des Jazz: der die Pausen der Drehbühnenverwandlungen ausfüllt und mit parodistisch bezüglichen Melodien von einem Bild zum andern überleitet, sind schon zu Selbstverständlichkeiten im Rahmen der Sprechbühne geworden. Daß am Schluß alles in Charleston endet, wirkt als Posseneffekt, der vielleicht doch nicht ganz zur Schwankkomödie paßt, so sehr der Tanz ins bewegte Bild, sprich Kino, des heutigen Lebens gehört. Im übrigen ist der Regiestil, den Weichert sich schafft, ungewöhnlich farbig und übersprudelnd von Einfällen. Bewußt und deutlich zeigt er den Annäherungsweg offizieller und offiziöser Kunstformen. Das Ergebnis ist noch ein wenig konglomerativ, aber es kann Synthese daraus werden. Hasenclever jedenfalls mag mit dem Effekt zufrieden sein. Es war der stürmischste Erfolg der Spielzeit.

Hans Glenk

Das Proletariat

Der Professor Basler in Tübingen hat sich ein Ding geleistet, wogegen die tollsten Leistungen seiner Kollegen ein Dreck sind. DIE Definition des Proletariats hat er gefunden:

„Es handelt sich um die Kategorie von Menschen, die für die Gesamtheit der Bevölkerung nichts tut, oder deren Arbeit nur schädlich wirkt, Verbrecher, Dirnen, Zuhälter, Arbeitsscheue undsoweiter. Diesen Abschaum menschlicher Gesellschaft fassen wir zusammen unter dem Namen ‚Proletariat'."

Woraus man den überraschenden Schluß ziehen muß, daß Professor Basler ein Proletarier ist oder ein Unterproletarier gar, da er ja nicht bloß nichts für die Gesamtheit der Bevölkerung, sondern obendrein etwas gegen die Mehrheit der Bevölkerung macht, nämlich Definitionen dieses Kalibers, und da ja die Arbeit der „Dirnen" weniger schädlich und mehr lustbringend ist als seine Arbeit, wo das zitierte Blech steht: die „Einführung in die Rassen- und Gesellschafts-Physiologie für die Gebildeten aller Stände". Die werden da außer in Physiologie auch in Psychologie eingeführt:

„Die Proletarier stehen psychologisch den Naturvölkern näher als den übrigen Gesellschaftsklassen der eignen Nation."

Woraus wieder nur folgt, daß die übrigen Gesellschaftsklassen psychologisch tief unter den Naturvölkern stehen. Das stimmt; mancher Hottentott steht turmhoch über manchem Professor.

Franz Leschnitzer

Metropolis

Vorabdruck aus „Geschichte des Bildspiels". 1350. Auflage. Vereinigte Staatl. Verlage, Berlin-Elbvorstadt, erschienen im Jahre 2003:

Es war jene Epoche, die heute die mitteleuropäische Mediokratie genannt wird, die erste Pause zwischen den großen Klassenkämpfen des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Oberschicht ließ ihre geistigen Beauftragten unablässig um die Gestaltung eines Weltbildes ringen, das es gar nicht mehr gab. Erschöpft, unsicher, voll geheimer Angst vor den drohenden Explosionen der sozialen Hochspannung, suchten diese Abergläubischen Zuflucht in den Symbolen des Mittelalters und in einer verzweifelt-snobistischen Anbetung ihrer Maschinen, deren dumpfer Takt ihren müden Seelen unverständlich, aber gerade darum auf romantisch-atavistische Art anbetungswürdig erschien, wie ihren Vorvorfahren das Dröhnen der nahenden Mammutherde.

Damals lebte Fritz Lang. Er gehörte zu denen, die den sonderbaren Versuch machten, mit den noch primitiven Mitteln der eben erfundnen Kunst des lebenden Bildes die alte, einstmals heilige Kunst der Darstellung zu erneuern. Er nahm sein Amt sehr ernst, und die Geldherren gaben ihm überreiche Mittel, damit er den Propheten einer Zeit spiele, die weniger als irgend eine von sich und ihrer Zukunft wußte. In zwei Jahren übermenschlich harter Arbeit von Hirn und Händen entstand der Film „Metropolis".

Er wurde ein gigantisches Labyrinth von Halbheit und Mißverständnis, wahrhaft Spiegel und Abbild seiner Zeit. Alle Strömungen, alle Möglichkeiten, alle Richtungen des Geistes wollte Lang zusammenfließen lassen und sich aussöhnen im Über-Chikago der angeblichen Zukunft, wie sie damals die kranke Phantasie der Menschen sich ausmalte. Der Stresemann des Films nahm ein bißchen vom Klassenbewußtsein der Arbeiter, mehr vom Industrie-Cäsarismus, viel von den Kräften der damals ihren Vormarsch ankündigenden Kirche, und mengte das alles in hunderten von Einfällen durcheinander. Aber die einzigen wahren Bindemittel der Gestaltung, Idee und Gesinnung, hatte die ihm überdies angetraute Manuskriptschreiberin Thea von Harbou vergessen. Ein ungeheuerliches Stückwerk fiel jammervoll auseinander. Dieses Überhirn, dieser fanatische Organisator der Details, war durch alle Ahnungen seines sterbenden Zeitalters er-

regt, aber von keiner Hoffnung oder gar Gewißheit erschüttert.

Im Kleinsten aktuell wie ein Zeitungsschreiber, mangelten ihm selbst für die industrielle Technik seiner Zeit die grundlegenden Begriffe, so daß er Nöte und Probleme konstruierte, die damals längst überwunden waren. Seine Arbeit ist einer der typischen Beweise für die reaktionäre Wirkung einer angeblich vorantreibenden Schicht von Geistigen in Übergangszeiten der Geschichte. Wie sehr irrt er in der proletarischen und selbst in der kapitalistischen Psychologie! Da läßt er einen Nachfolger Fords seine Arbeitssklaven in unterirdische Dämmerstädte verbannen; läßt diese Heloten in geheimnisvollen Katakomben den Messias-Predigten eines blonden Mädchens Maria lauschen, und, als der Mittler ausbleibt, in tobender Wut die Maschinen zerschlagen, wie es hundert Jahre vor seiner Zeit die Ludditen taten.

Um die Zukunft zu beleben, unter der er sich nichts vorstellen kann, beschwört er die Symbole der Vergangenheit. Sein Erfinder des bösen künstlichen Menschen trägt Züge, Kleid und Pentagramm des Doktor Faustus; unter Smokingherren tanzt verderbenbringend die Hure Babel; im Dampf einer Kesselexplosion verschwinden die Proleten in den Schlund des Götzen Moloch. Wenn aber schließlich Hirn und Hände der Riesenstadt durch das Herz des reichen, zum Mädchen Maria herabgestiegnen Sohnes versöhnt werden, da, an dieser allerschwächsten Stelle, in dieser gewaltsamen Phrase allein spürt man die verzweifelte Sehnsucht der Zeit, für ihre ausweglosen Nöte doch noch einen Ausweg, das happy end eines Märchens zu finden.

Und diesen Lang, Menschen seiner Zeit, quält die unerbittliche Unrast des lebenden Bildes, die vorwärtstreibende Wucht dieses Instruments einer kommenden Zeit, das er noch nicht ausfüllen und ausnutzen kann. Er will auch als Künstler die versöhnende Ruhe, er ist ein Maler und kein Bewegungsspieler. Schön gestellt sind die Massen, hunderte von überraschenden Ausschnitten hat er sich ausgedacht, Skizzen, Arrangements, und sie zu einem Bild-Streifen verbunden. Das hielt man damals für Film. Eine Unmenge sonderbarer Maschinengebilde ließ er erbauen, unter denen weder er selbst, noch irgend wer sich etwas vorstellen konnte, dekorative Werte: das war das Bild seiner Zukunft. Die Menschen aber in der Wunderstadt waren genau dieselben unklaren, theatralischen, verlognen, unweisen und unpraktisch bekleideten Menschen seiner eignen Zeit. Unendliche Mühen, eine Kleinarbeit von unbegreiflichem Ausmaß, die recht eigentlich genialische Kraft zweier Kameramänner gingen so beinahe wirkungslos verloren.

Mit einem riesigen Aufwand wurde der Beweis erbracht, daß die Seele, die Kraft der Hoffnung und der Phantasie, daß das Herz dieser Zeit längst gestorben waren —: eine späte, eine kostspielige Totenfeier.

Axel Eggebrecht

Entschuldigungszettel

Herrn General Reinhardt,
Oberbefehlshaber des Gruppenkommandos II, Kassel.

Sehr geehrter Herr!

Wir bescheinigen hiermit, daß der Überbringer Dieses, Herr Bürochef Erich Koch, ein ausgezeichneter deutscher Patriot ist, der mit dem Vaterland in der Hand seine Waffen gegen jeden zu verteidigen entschlossen ist, der deutschen Boden rauben will. Seine korrekt tadelnden Kritiken am Reichswehretat müssen so gewertet werden, wie sie gemeint sind, sodaß also an einen ernsthaften Pazifismus seitens unsres Kochs nicht zu denken ist. Wir bitten Sie, von einer Arreststrafe in diesem Falle Abstand nehmen zu wollen.

Nachher

Er lachte noch, als wir schon längst wieder allein waren. „Das war wie auf einem Theater!" sagte ich. „Haben Sie das gesehn?" sagte er. „Sein Gesicht? Der Ausdruck in den erstaunten Augen? Der ganze verdutzte Kerl? Es war herrlich." Sie hatten einen Ehemaligen eingeliefert, der frisch angekommen war, einen gut bezahlten Schreiber von da unten, sie nennen es wohl höhern Beamten oder dergleichen. Der hatte sein Lebelang in einem Teich von Wichtigkeit gepatscht, er troff noch davon, als er ankam. Und nun traf er da auf seine alten Freunde, und die klärten ihn ein bißchen auf, wie es denn nun mit ihm in Wirklichkeit da unten bestellt gewesen sei, sie hatten ihm die Wahrheit gesagt, die volle persönliche Wahrheit... „Er hats erst gar nicht geglaubt!" sagte er. „Haben Sie das bemerkt? Dann traf es ihn wie ein Starkstrom. Er ist noch ein zweites Mal gestorben, glauben Sie? Jetzt ist er ganz hin." „Es ist nicht sein Fehler", sagte ich. „Wie?" sagte er. „Es ist nicht sein Fehler? Natürlich ist es sein Fehler!"

„Es ist nicht sein Fehler", sagte ich. „Er ist so eingerichtet. Wir waren es auch." Die Wolke, auf der wir saßen, trieb rasch seitwärts, es war ein unbehagliches Gefühl; wir sprangen auf eine andre, solidere, die leise schwankte. Irgend eine Sonne erhellte sie sanft von unten her. „Ich weiß nicht recht, was Sie meinen", sagte er. „Ich meine", sagte ich, „daß er nichts dafür kann. Sehen Sie einmal:

Man sagt immer: wenn Menschen wüßten, was über sie gesprochen wird... Das ist dumm. Was wird denn schon gesprochen? Es wird geklatscht, Verleumdungen werden gesagt, Lügen, Konkurrenzlügen, Eifersuchtslügen, Selbstberuhigungslügen, Neidlügen — das ist nicht sehr interessant, und häufig erfahren es die Besprochnen ja auch. Nein, das ist es nicht. Aber wie über sie gesprochen wird, wie über alle gesprochen wird — das ist es!" „Und wie wird über alle gesprochen?" sagte er.

„Jeder Mensch", sagte ich, „kann nur leben, wenn er sich ernst nimmt. Verzweifeln kann er, leiden kann er, gegen sich wüten kann er — aber Verzweiflung, Leid, Wut muß er ernst nehmen. An seiner Wohnungstür steht: Schulze; Sie, das glaubt er sich! Er glaubt: hier wohnt Schulze, Schulze bin ich — die Sache ist in Ordnung. Sie ist aber nicht in Ordnung. Wenn er wüßte...! Wenn jeder wüßte, wie die andern von ihm sprechen: durch die Nase, achselzuckend, unter der Hand, nach der Melodie: Ach, der —! Haben Sie einmal mitangehört, wie diese Summe von: Geburt, nassen Windeln, sexueller Not, Verliebtheit, Ansätze des kleinen Lebenswerks, das Lebenswerk selbst, und bestände es auch nur im Erringen einer Position beim Magistrat, Wirken und Arbeit, Arbeitsnächte und Erholungstage im Herbst, wie diese unendliche Summe, die jenem das Gefühl seiner ernsten Sicherheit gibt, von andern abgetan wird? Man kann den Namen an der Wohnungstür aussprechen... man braucht nur die Stimme singend etwas fallen zu lassen, so: Schulze...! und der Kurswert des Mannes ist auf Null. Es sind alles Papiere, die noch gar nicht wissen, daß sie unter pari stehen. Da werden zweierlei Notierungen vorgenommen: das Werk notiert sich selber: große Hausse — aber gehandelt wird es ganz anders, ganz anders. Die letzte Selbstachtung ginge in die Binsen, hörten sie es mit an." „Aber sie hören es zum Glück nicht mit an...!" sagte er. Jetzt war das Licht von unten stärker geworden; wir hockten da wie die Weihnachtsengel auf einer Photochromansichtskarte.

„Nein, sie hören es nicht. Das ist nicht nur ihr Glück", sagte ich. „Es ist eine der Hauptbedingungen ihres Lebens.

Sie könnten gar nicht leben, hörten sie es. Sie könnten nicht leben, wüßten sie, wie die andern von ihnen sprechen. Sie haben zwar so eine dumpfe Ahnung, als sei das alles Schwindel: das Gummigrinsen der Begrüßung, die teilnahmsvollen Fragen nach Arbeit, Miete, Frau und der werten Gesundheit — aber sie klammern sich ja doch an diesen Korken der Konvention, es ist das schönste Gesellschaftsspiel. Sie nehmen es ein wie Medizin. Hörten sie —! Wüßten sie —! Sie gingen zu tausenden ein, sie müßten eingehen, wer kann so leben, wenn er weiß, wie vergeblich, wie nichtig, wie wenig es ist im Grunde —?" „Wer?" sagte er. „Ein ganz Starker." „Nein", sagte ich. „Auch ein ganz Starker braucht die Lüge, grade der. Noch Haß ist Anerkennung, Kampf Hochachtung, Neid Balsam für die Seele. Aber eins kann keiner vertragen, das ist ein kleiner Tod." „Was?" sagte er. „Verachtung —" sagte ich. „Keiner weiß, wie er verachtet wird, sonst könnte er nicht leben. Er wird verachtet, sonst könnten die andern nicht leben."

Die Wolke schimmerte nunmehr blutrot, von unten müssen wir schön ausgesehen haben. Es gab aber kein Unten, es war niemand da, der uns auslachen konnte, und so segelten wir froh dahin.

Kaspar Hauser

Wandlungen einer Partei

I.

Aus Halle wurden gestern fünf Familienväter, die unter das Sozialistengesetz fallen, zwangsweise des Landes verwiesen und abtransportiert. In drei der fünf Familien befinden sich unmündige Kinder im Alter von 2 Monaten bis 5 Jahren. Die Frau des Genossen P. ist infolge der Aufregung schwer erkrankt.

Zeitungsmeldung 1888

II.

Man liest auch auf den Gesichtern von vielen Leuten, an denen der lange Zug vorbeimarschiert, den Ausdruck des Erstaunens und der Bewunderung vor dem Opfermut und der Disziplin unserer Parteigenossen. Viele Zuschauer, die bisher der Sozialdemokratie fremd oder gar ablehnend gegenüberstanden, werden sich gesagt haben, daß keine andre Partei einen solchen Zug bei einem derartigen Wetter zu einem fast zweistündigen Marsch hätte veranstalten können.

Vorwärts 1927

Zu diesem Külz

Saint-Beuve hat einmal in seinem Leben den großen Kaiser gesehn. Es war in Boulogne, und er war grade im Begriff, sein Bedürfnis zu verrichten. Mir kommt es vor, als wenn er ungefähr in dieser Stellung alle großen Männer seitdem gesehn und beurteilt hat.

Tagebuch der Goncourts 1865

Ein Druckfehler

Der Bankier fuhr in seinem großen Raybach-Wagen davon.

Für Jugendliche

Ich bin klein.
Mein Herz ist rein.
Soll niemand drin wohnen
als Domela allein.

Genehmigt:
Gertrud Bäumer

Liebe Weltbühne!

„Ja", sagte die eine sächsische Seele zur andern sächsischen Seele, „un wie ich hier in Himmel gekommen bin, da ham sie zu mir gesagt: Gohlis? das is der erschte Gang glei lings, die zweite Diere. Ich globbe — nischt. Ich globbe noch emal: wieder nischt. Ich schdämm mich gägen die Diere — se gäd nich uff. Ich schdämm mich mit aller Gewald dagägen — da springt se uff, und ei Herrcheses! — da schdäd unser Herr Jesus Christus und sieht mich an mit seinen gitchen, mildn Augen. Und spricht:

„Ja — se glemmd 'n bißchen . . .

Antworten

Turner. Sie müssen den Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen, in dem Herr Lewald umherturnt, beileibe nicht für eine neutrale und sachlich arbeitende Behörde halten; ihr ideologischer Zusammenhang mit dem deutschen Revanchegedanken und der Reichswehr ist erwiesen. Zum hundertsten Mal etwa in diesem Schreiben an den Herrn Reichswehrminister, in dem es zum Beispiel heißt: „Der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen kann sich keinere sinnvollere Verwendung der ehemaligen Exerzierplätze denken, als wenn sie in Form von Turn- und Sportplätzen der Wehrfähigkeit des Volkes dienstbar gemacht werden... Sollte später einmal eine Erweiterung unsrer Reichswehr möglich sein, was der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen wie alle patriotisch gesinnten Deutschen von Herzen wünscht, dann wird sich auch ohne Zweifel wieder das Gelände finden, das für eine spätere größere Reichswehr gebraucht wird. Wenn das heute vorhandene Gelände, das für die Reichswehr entbehrlich ist, als Turn- und Sportplätze benutzt wird, dann stellt die Turn- und Sportwelt in diesem Fall eine freiwillige Kerntruppe dar, die durch keinen Friedensvertrag verboten ist." Jetzt wissen Sie wenigstens, warum Sie Fußball spielen. Daß sich dieser Reichsausschuß keine sinnvollre Tendenz seiner Arbeit denken kann als Schlachtvieh zu züchten, wundert Den nicht, der das Denken dieser Männer kennt. Daß man eines Tages dazu übergehen wird, die ehemaligen Turn- und Sportplätze sinnvoll zu Exerzierplätzen zu machen, ist klar. Solange die offiziellen Vertretungen der Turner und Sportsleute den Patriotenfimmel haben, empfiehlt sich die klare Scheidung klassenbewußter Arbeiter und Angestellter von einer Reservearmee, die ihre Klimmzüge nur macht, um später eine Welt gegen sich und hunderttausend Kriegsblinde für sich zu haben. Der Reichsausschuß für Leibesübungen ist von gefährlicher Überflüssigkeit.

Atta. Sie fragen: „Am 29. März 1926 waren es hundert Jahre her, da Wilhelm Liebknecht das Licht der Welt erblickte. Hat jemand von einer großen Gedenkfeier der rechten SPD gehört oder bedeutsame Erinnerungsartikel in der rechts-sozialdemokratischen Presse gelesen?" Sitzt vielleicht jemand von den Herren auf seiner Überzeugung?

Klaus Mann und Willi R. Fehse. Sie schreiben mir: „Wir geben gemeinsam eine Anthologie jüngster Dichter und Dichterinnen heraus. Sie soll nicht nur die jüngste und verworrenste Generation, die sich hier zum erstenmal kollektiv vorstellen wird, klarer erscheinen lassen; sie wird auch viele unbekannte, wirkliche Talente, denen bisher jede wesentliche Publikationsmöglichkeit fehlte, zu Wort kommen lassen. Stephan Zweig wird der Anthologie ein Vorwort voranschicken. Wenn sich genug Subskribenten finden, die sich verpflichten, nach Publikation der Sammlung ein Exemplar oder mehrere Stücke vom Verlag zu beziehen wird die Anthologie bereits in 2 bis 3 Monaten bei einem sehr bedeutenden, modernen Verlag erscheinen. Der Subscriptionspreis der Ganzleinenausgabe beträgt ungefähr vier Mark. Lassen Sie die Jungen nicht sterben, ohne geben zu können! Es handelt sich um das Schicksal der jüngsten Dichtung! Verschließen Sie ihr nicht durch Apathie den einzigen breiteren Weg zum Leben zur Öffentlichkeit! Es sind bereits sehr große Mengen Lyrik eingesandt worden. Dennoch fordern wir auch die jungen Dichter und Dichterinnen in der „Weltbühne" nochmals auf, soweit sie das noch nicht getan haben, uns Gedichte mit einer Autobiographie einzusenden. Zuschriften sind an Willi R. Fehse, Berlin-Wilmersdorf, Mecklenburgische Straße 58, zu richten." Glück auf den Weg!

Junger Mensch. Wenn Sie sich laufend über die deutsche Jugendbewegung unterrichten wollen, so empfehle ich Ihnen das sauber- und gutgeführte Blatt „Junge Menschen", herausgegeben von Walter Hammer, Hamburg, Bergedorf, Postfach 49. Es erscheint im Verlag Junge Menschen, Hamburg 36, Fuhlentwiete 45.

Welfe. So Sie sich über die angebliche „Unduldsamkeit des Johanniter-Ordens ärgern und diese darin erblicken, daß er sich ablehnend gegen weite Kreise des deutschen Adels verhält, zum Beispiel gegen den niedersächsischen Uradel, so beweist das, daß Sie den Johanniter-Orden nicht kennen. Schlagen Sie Gottschalks ‚Geschichte der Ritterorden' Band II Seite 8 auf. Dort lesen Sie: „Im Jahre 1810 und 1811 hob der König von Preußen die Ballei Brandenburg, das Herrenmeistertum und die Commenden auf und zog sämtliche Güter des Ordens als Staatsgüter ein. Dafür errichtete er unterm 23. Mai 1812 einen neuen Johanniter-Orden, der jedoch nichts als den Namen und die äußern Zeichen mit seinem uralten Vorgänger gemein hat." Und vergleichen Sie damit die Urkunde über die Einrichtung des Johanniter-Ordens vom 23. Mai 1823: „Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen . . . Durch unser Edikt vom 30. Oktober 1810 sind aus den darin angeführten Gründen die Ballei Brandenburg des St. Johanniter-Ordens, das Herrenmeistertum sowie die Commenden desselben gänzlich aufgelöst und die sämtlichen Güter als Staatsgüter eingezogen worden. Wir bestätigen 1. durch unsre gegenwärtige Urkunde diese gänzliche Auflösung und Erlöschung. Dagegen 2. errichten wir hiermit einen neuen Orden in der Eigenschaft und unter der Benennung: ‚Königlich Preußischer Johanniter-Orden', welcher von nun an zu unsern königlich preußischen Orden gehören soll. 3. Wir erklären hierdurch allergnädigst, daß Wir Höchstselbst souveräner Protektor dieses Ordens sind. 5. Die Ernennung des Großmeisters geschieht durch Uns Höchstselbst. 10. werden wir nach Unserm Wohlgefallen solchen Personen, welche sich um Uns, um Unser Königliches Haus und um Unsre Monarchie verdient gemacht haben, Unsern Königlich Preußischen Johanniter-Orden aus Höchsteigner Bewegung erteilen." Der Königlich Preußische Johanniter-Orden ist also durchaus nicht unduldsam. Vielmehr würde ein Sachse, Mecklenburger oder Hannoveraner inkonsequent handeln, wenn er sich, ohne ganz besondere Verdienste um das preußische Königshaus zu haben, um den Orden bewürbe. Die nächsten Anwärter sind die preußischen Sozialdemokraten Albert Südekum und Otto Braun. Zunächst müßten sie freilich geadelt werden. Aber das wird ihnen zweifellos gelingen.

Schöffe. Eure Erfahrungen als Schöffe interessieren jeden denkenden Deutschen. Warum veröffentlicht Ihr sie nicht? Das kann man, ohne das Amtsgeheimnis zu verletzen.

Verantwortlich i. V.: Carl v. Ossietzky, Berlin, Genthiner Straße 22. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Es wird gebeten, Manuskripten Rückporto beizulegen. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Demaskierungen von Carl v. Ossietzky

Immer mehr wird der tägliche parlamentarische Situationsbericht für den politisch interessierten Staatsbürger zu einem äußerst komplizierten Lustwäldchen mit vielen fremdartig gekrümmten Wegen, zu abgelegnen Winkeln führend, die keines Fremden Auge je erspäht. Leider beschränken sich die Ortskundigen, die Diplomaticusse der großen Presse, darauf, nur die an der Peripherie produzierten dürren Partei-Bulletins zu übermitteln, anstatt Freund Zeitungsleser einmal wirklich durch das pikante Labyrinth zu leiten. Was in den Couloirs getuschelt wird, ist gewiß nicht die volle Wahrheit, aber verleiht mehr Ahnung von Tatsachen, als die stets calmierende Taktik fraktioneller Erklärungen. Es ist schon beachtlich, wie die Herren Abgeordneten unter sich Geheimnisse aus der Mission des Herrn Curtius erzählen. So soll die bekannte Anfrage der ‚Germania' an Herrn Stresemann, ob er denn von einem Rechtsblock eine so hervorragende Förderung seiner Außenpolitik erwarte, auf eine Unterhaltung des Ministers mit Müller-Franken zurückzuführen sein, in der er sich über eine solche Möglichkeit äußerst skeptisch aussprach. Das Zentrumsblatt wollte nun Herrn Stresemann aufreizen, das auch öffentlich zu wiederholen. Aber der Effekt war ganz anders. Denn Stresemann verweigerte kategorisch jede öffentliche Äußerung, unter Zusicherung seiner Bereitwilligkeit, sich in einer Konferenz mit Zentrumsführern eingehend auszulassen. In dieser Unterredung mit den Herren von Guérard und Stegerwald aber sagte er das völlige Gegenteil dessen, was er dem sozialdemokratischen Vertreter auf den Weg gegeben hatte; er drückte vielmehr die feste Zuversicht aus, daß sich mit den Deutschnationalen ganz ausgezeichnet regieren ließe. Dies aber, versichern die Eingeweihten weiter, sei nur ein ganz besondrer Schachzug gewesen: Herr Stresemann sei unbedingt gegen eine Bindung nach rechts, aber das habe er nicht sagen dürfen mit Rücksicht auf den anwesenden Parteifreund Curtius, der ihn sofort bei den Deutschnationalen verpetzt hätte.

So tuschelt die vielzüngige Fama. Und mag es wahr sein oder nicht, es offenbart mehr als die steifleinenen Erläuterungen, die die Herren Fraktionsführer der Presse zu geben geruhen. Äußerlich scheint es in diesen Tagen, als gäbe es im Reichstag ein erbittertes Ringen der Überzeugungen. Näher gesehen, erscheint der Furor aufgeschminkt, das Auftrumpfen des Einen, das Zögern des Andern einstudierte Komödianterie. „Wir spielen Alle; wer es weiß, ist klug", sagt Arthur Schnitzlers Paracelsus. Freund Zeitungsleser ist nicht klug.

*

Herr Geßler hat die Demopartei versetzt, und dessen Blätter sagen ihm jetzt alle Schlechtigkeiten nach. Von wannen kommt den Köchen diese fröhliche Wissenschaft? Geßler in neuer Beleuchtung? In den Jahrgängen der ‚Weltbühne' steht die Geschichte seiner republikanischen Sendung aufgezeichnet.

In sozialistischen und demokratischen Blättern ist ungeheures Material gehäuft, und ergibt, leicht zusammensetzbar, Steinchen auf Steinchen, ein Mosaikbild von absurder moralischer Koloristik. Die Demoblätter zetern über Undank und Untreue. Es scheint uns, daß, an seinen sonstigen Leistungen gemessen, sein Verhalten gegen die Partei fast honorig zu nennen ist. Wenn die alten Mitkombattanten heute schreiben, Geßler habe den Artikel General Reinhardts nicht nur geduldet, sondern sogar veranlaßt, so möchten wir dem nicht widersprechen. Sie müssen ihn kennen, denn sie waren ja mit ihm verheiratet. Komisch, wie sie ihn jetzt als nachtschwarzen Intriganten schildern. Wer nicht durch die demokratischen Augengläser sah, wußte es seit Jahren: grade so darf der Reichswehrminister nicht aussehen! Aber die Demokraten haben ihn sich nicht nur gefallen lassen, sie sind mit ihm durch Dick und Dünn gegangen. Sie haben auf den Parteitagen Debatten über ihn verhindert und die paar ungläubigen Parteigenossen terrorisiert und hinausgedrängt. Ist es denn nicht mehr als ein Jahr her, daß ein gewisser Roenneburg im Reichstag den Minister mit den Resten seiner Reputation deckte und nachher stolz in der Wandelhalle promenierte, ein glückhaftes Lächeln um den wohlgebildeten Mund, daß grade ihm, dem schlichten Bürger Roenneburg aus Braunschweig, die Ehre zugefallen war, zur Glorifizierung des großen Mannes das nötige Blau vom Himmel herunterzuholen?

Vergeblich versichern die Haas und Koch heute, daß sie genau so militaristisch seien wie er. Nicht einmal jetzt können sie sich zu der verspäteten Geste des Hinauswurfs entschließen, sondern blamieren sich mit dummen nationalistischen Zitaten. Mit Hohnlachen wirft jener die Demokratenkappe fort. Die Partei hat für ihn weder Reiz noch Zweck mehr. Sie hat ihm Charakter und Prinzipien geopfert, sie ist, mit dieser Prominenz auf dem Aushängeschild, zu einer bloßen Fiktion geschwunden. Weil ein paar der gelesensten deutschen Blätter sich demokratisch nennen, deshalb glaubt man noch an die Existenz einer Demokratischen Partei. An ihrem Geßler ist die Partei verdorben. Es gibt eine Gerechtigkeit.

*

Wenn der deutsche Parlamentarismus etwas mehr Haltung hätte, so müßte diese Regierungskrise seit dem Eingreifen Hindenburgs eigentlich eine Präsidentenkrise sein. Wegen geringrer Dinge schickte das siegreiche Kartell im Mai 1924 Herrn Millerand in die Pension.

Es war alles leidlich geschickt vorbereitet. Zuerst das Geplänkel des Herrn Curtius an der rechten Zentrumsflanke. Die Partei, deren Führer innerlich längst zum Abmarsch zu Westarp vorbereitet waren, wird nervös. Immer wieder heißt es: Kommt die Sache nicht zustande, tragt ihr die Schuld! Und anstatt diese in den Augen jedes Republikaners höchst ehrenwerte Schuld auf sich zu nehmen, verzettelt man sich in langen Palavers, bei denen auch der geölte Pfaffe Brauns seinen unheilvollen Einfluß spielen läßt. Dabei besteht gar kein Zweifel, daß die Masse der Zentrumswählerschaft republikanisch ist, daß sie aber weder imstande ist, ihre Führer zu kontrollieren,

noch sie durch andre zu ersetzen. Es besteht aber auch leider kein Zweifel, daß die Aufforderung des Herrn von Hindenburg, nun doch endlich in den Bürgerblock zu gehen, nicht den gleichen Eindruck gemacht hätte, wenn sie etwa von einem Präsidenten mit geringrer militärischer Vergangenheit ausgegangen worden wäre. Einem schlichten Zivilisten hätte man wahrscheinlich ganz prosaisch geantwortet: Sagen Sie mal, was geht Sie das eigentlich an! Und am gleichen Tage wäre die Affäre erledigt gewesen. Obgleich Hindenburgs Brief sorgfältig alle Schnarrtöne meidet und eine nicht ungeschickte onkelhafte Betulichkeit darüber hinwegtäuschen soll, daß es sich hier um einen höchst willkürlichen Eingriff handelt, so unterstreicht doch der hohe militärische Rang des Briefschreibers jedes einzelne Wort, und in den Ohren braver Zentrumsmänner echot der Anschnauzer des Herrn Generals Groener: „Wer wagt es zu streiken, wenn Hindenburg befiehlt!"

Und trotz dieser guten Vorbereitung, trotz der zunehmenden Ohnmachtsanfälle im Zentrum, hat man diesmal nicht das Gefühl, daß auf der Rechten eine kräftige und agile Hand dirigiert. Bei den Deutschnationalen scheint die Konfusion nicht geringer zu sein als in der Mitte. Wenn der Führer Westarp willens gewesen wäre, sich an der neuen Koalition zu beteiligen, hätte er nicht unmittelbar von der Verbrüderungsaktion eine ultra-royalistische Rede gehalten, die gradezu imprägniert war mit allen Stoffen, die auf Stresemanns Partei abschreckend wirken. Aber diese Partei, von einer madigen Angst vor den Wahlen geschüttelt, will sich nicht abschrecken lassen. Sie ist eher bereit, die Axiome des Verfassungslebens Stück für Stück preiszugeben, als sich jetzt den Wählern zu stellen. Deshalb klammert sie sich an die Rechte, deren jüngre Elemente langsam anfangen, sich von der starren Doktrin der Parteimarschälle zu emanzipieren..

Es mag auffallen, daß man in diesen Zusammenhängen überhaupt nicht mehr von der Sozialdemokratie spricht. Welche strategischen Erwägungen die Partei veranlassen, sich so bescheiden im Hintergrund zu halten, vermögen wir nicht zu ergründen. Tatsächlich ist ihr wieder einmal ein unerhörtes Glücks recht unverdient zugefallen; sie rückt in die Opposition und damit bei den augenblicklichen Verhältnissen auf den besten und zukunftsreichsten Platz. Sie hat nichts dazu getan, die Andern haben sie nur nicht gewollt. Sie braucht es nicht plakatieren zu lassen, daß sie im Dezember noch die Große Koalition angeboten hat — das an der Bettkante refüsierte Mädchen kann draußen noch immer erzählen, daß die Tugend gesiegt habe. Die Sozialdemokratie kann, was auch geschehen möge, bei halbwegs richtiger Erkenntnis der Chancen zur Oppositionspartei par excellence werden und damit zum Sammelplatz aller Unzufriedenen. Hat man die Grundsatzlosigkeit der Partei in den vergangnen Monaten nicht vergessen, so kann man doch nicht umhin, ein wenig an jener Gerechtigkeit zu zweifeln, die die Demokraten mit ihrem Geßler so hart getroffen hat.

Ein verräterisches Dokument zur Kriegsschuldfrage

von Heinrich Kanner

Die letzte Position, auf die die Verteidiger Wilhelms II. und seines Regimes in der Kriegsschuldfrage zurückgeschlagen worden sind, ist die allgemeine russische Mobilisierung. Die ist im berliner Auswärtigen Amt durch eine Petersburger Depesche bekannt geworden, die dort am 31. Juli, 11 Uhr 40 Minuten vormittags angekommen und nachmittags registiert worden ist. Der Zustand drohender Kriegsgefahr wurde von Deutschland um 1 Uhr nachmittag erklärt, das zwölfstündige Ultimatum an Rußland wurde um 3 Uhr 30 Minuten abgeschickt. Post hoc ergo propter hoc — sagen nun die Unschuldskämpfer. Das Ultimatum ist erst nach dem Bekanntwerden der russischen allgemeinen Mobilmachung erlassen worden, also war die russische Mobilmachung die hierfür entscheidende Ursache, also sind nicht Deutschland und Oesterreich-Ungarn am Ausbruch des Weltkriegs schuld, sondern Rußland.

Nun aber hat sich zu gewichtigen Indizien, die ich schon vor Jahren in meinem Buche „Kaiserliche Katastrophenpolitik" zusammengestellt habe, noch ein Beweis gesellt, der Beweis, daß das post hoc gar nicht wahr ist, womit das propter hoc ohne weitres entfällt. Es ist nicht wahr, daß es zum Ultimatum erst nach dem Bekanntwerden der russischen allgemeinen Mobilisierung gekommen ist. Es läßt sich strikt beweisen, daß das deutsche Ultimatum schon beschlossen war, ehe die russische allgemeine Mobilisierung im berliner Auswärtigen Amt bekannt geworden war.

Dieser Beweis liegt in einem jeden Zweifel ausschließenden amtlichen Dokument, das schon im Jahre 1919 im Oesterreichischen Rotbuch (III. Heft, Nr. 80) veröffentlicht worden, aber unter der Fülle von Kriegsdokumenten bisher nicht beachtet worden ist — auch von mir nicht. Jüngst habe ich es wieder gelesen und nun erst seinen außerordentlich wichtigen Inhalt erkannt. Es ist ein Immediatbericht des damaligen oesterreichisch-ungarischen Ministers des Äußern, Graf Berchtold, an den Kaiser Franz Joseph vom 31. Juli 1914. Graf Berchtold berichtet darin dem Kaiser ganz intim die Vorgänge des Tages. Er schreibt unter anderem:

„Auch hat Herr von Tschirschky heute früh auf Grund einer telephonischen Verständigung aus Berlin mitgeteilt, der Reichskanzler beabsichtige, sofort ein Ultimatum an Rußland wegen Einstellung der Mobilmachung zu richten."

Das heißt: Schon in der Frühe, also mehrere Stunden, ehe die russische allgemeine Mobilisierung im berliner Auswärtigen Amt bekannt wurde, stand die Absicht des deutschen Reichskanzlers, Rußland ein Ultimatum zu schicken, so fest, daß diese Absicht durch den deutschen Botschafter, Herrn von Tschirschky, dem Grafen Berchtold mitgeteilt wurde. Eine solche amtliche Mitteilung hatte unter den damaligen Verhältnissen für die mitteilende Regierung, die deutsche, gegenüber dem oesterreichisch-ungarischen Bundesgenossen gradezu einen verbindlichen Charakter, da die oesterreichisch-ungarische Re-

gierung berechtigt und sogar verpflichtet war, ihre Konsequenzen daraus zu ziehen — was sie denn auch, wie noch gezeigt werden soll, ohne Zögern tat.

Bei dem eigentümlichen, den höchsten Grad von Vertraulichkeit und Zuverlässigkeit beanspruchenden Charakter eines Immediatberichtes des Ministers an den Kaiser ist die darin enthaltne tatsächliche Mitteilung unbedingt als richtig anzunehmen. Sie ist in vollem Maß beweiskräftig und bedarf keiner weitern Nachprüfung oder Bestätigung. Diese Nachricht wird aber zum Überfluß noch durch die gleichfalls als authentisch anzusehenden tagebuchartigen Aufzeichnungen Conrads bestätigt und ergänzt. In seinem Memoirenwerk („Aus meiner Dienstzeit", IV. Bd., S. 152) verzeichnet Conrad unter dem 31. Juli als erste Nachricht des Tages ganz dasselbe, was Berchtold dem Kaiser meldet. Er schreibt:

„Am 31. Juli Morgens teilte mir das Ministerium des Äußern mit, daß Deutschland an Rußland ein Ultimatum wegen dessen Rüstungen stellen werde."

Die Rüstungen, die er meint, sind gleichfalls nur die am 29. amtlich bekannt gegebnen Rüstungen Rußlands gegen Oesterreich, während Conrad ebenso wie Berchtold und der deutsche Reichskanzler Bethmann in jenem Zeitpunkte von der allgemeinen Mobilisierung Rußlands noch nichts wußten.

Aus Conrads Aufzeichnungen erfahren wir ferner, daß Deutschlands Ultimatum-Beschluß spätestens schon am Abend des 30. Juli, also etwa 18 Stunden vor dem Bekanntwerden der allgemeinen Mobilisierung Rußlands gefaßt worden sein muß, denn schon am Abend des 30. Juli, etwa um 7 Uhr, hatte der deutsche Generalstabschef v. Moltke Conrad telegraphieren lassen und selbst telegraphiert:

„Deutschland wird mobilisieren."

Nachdem diese Nachrichten in Wien eingetroffen waren, beschloß ein Ministerrat am Vormittag des 31. Juli, vom Kaiser die Anordnung der bereits am 30. Juli Nachmittags prinzipiell beschlossnen allgemeinen Mobilisierung der oesterreichisch-ungarischen Armee gegen Rußland zu erbitten, und um 12 Uhr 23 Minuten erging auch dieser Befehl. Erst am 1. August früh erfuhr die oesterreichisch-ungarische Regierung von der allgemeinen Mobilisierung Rußlands (Oesterreichisches Rotbuch III. Teil Nummer 56). Die oesterreichisch-ungarische Regierung hätte die feindselige Maßregel gegen Rußland sicher nicht unternommen, wenn sie nicht schon damals, am 31. Juli Vormittags, sicher gewesen wäre, daß Deutschland dabei mittun werde.

In Berlin wieder brauchte man sich mit der Ausführung des am 31. Juli gefaßten Ultimatum-Beschlusses nicht allzu sehr zu beeilen. Conrad, der in dieser Zeit mit Berufung auf seinen bereits seit dem 28. in Ausführung stehenden Aufmarschplan der Antreiber der deutschen wie der oesterreichisch-ungarischen Regierung war, hatte ihr selbst eine Frist bis zum 1. August für die Entscheidung eingeräumt, ob sie sich mit Rußland friedlich verständigen oder Rußland den

Krieg erklären wolle. Im letztern Falle konnte sich die deutsche Regierung, wenn sie das Ultimatum auf die kurze Frist von zwölf Stunden stellen wollte, mit dem Auftrag an ihren Botschafter in Petersburg bis zum Nachmittag des 31. Juli Zeit lassen. In dieser Zeit konnte sich immerhin noch etwas für die Durchführung der kriegerischen Aktion Günstiges ereignen. Seitdem ihr die oesterreichisch-ungarische Regierung den 1. August als letzten Tag für die Entscheidung bezeichnet hatte, hatte sich die deutsche Regierung mit dem Gedanken der Kriegserklärung an Rußland bereits vertraut gemacht und suchte nur nach einem passenden Vorwand, um die Schuld am Kriegsausbruch zum Schein auf Rußland abwälzen zu können, wie aus den „Deutschen Akten zum Kriegsausbruch" bekannt ist. Die bereits seit dem 29. amtlich bekannt gemachte Teilmobilisierung Rußlands war zu diesem Zweck nicht geeignet, denn sie richtete sich gar nicht gegen Deutschland, und was den Bundesgenossen betrifft, so war sie ja von Oesterreich-Ungarn, wie gezeigt, herausgefordert, also verschuldet. Nur eine allgemeine Mobilmachung Rußlands, die ihre Spitze auch gegen Deutschland gekehrt hätte, ohne von Deutschland provoziert zu sein, konnte den gesuchten Vorwand abgeben. Unsichre Nachrichten solcher Art kamen in der Tat in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli dem berliner Generalstab zu. Man konnte ihre amtliche Bestätigung noch bis zum Nachmittag des 31. Juli abwarten. Und diese kam grade noch rechtzeitig an, zwanzig Minuten vor 12 Uhr Mittags. Da griff man zu, erklärte Deutschland als von Rußland kriegsbedroht und telegraphierte in alle Welt hinaus, daß die allgemeine Mobilmachung Rußlands die deutsche Regierung zur Erklärung der drohenden Kriegsgefahr und zur Erlassung des Ultimatums an Rußland bestimmt, ja gezwungen habe, während in Wirklichkeit, wie die hier angeführten Akten lehren, dieser Beschluß bei der deutschen Regierung schon feststand, ehe ihr oder ihren Verbündeten die allgemeine Mobilisierung Rußlands bekannt geworden war.

Mit diesen Beweisstücken ist die letzte Position der Unschuldsverteidiger der deutschen Regierung von 1914 zerstört. Damit ist aber auch der Weg freigemacht zu einer Verständigung zwischen der gegenwärtigen deutschen Regierung und den einstigen Kriegsfeinden Deutschlands in der Kriegsschuldfrage, die sich immer wieder als Hindernis eines vertrauensvollen Zusammenarbeitens der frühern Gegner erwiesen hat.

In China

Der chinesische Militarismus zeigt am deutlichsten das wahre Gesicht des Militarismus überhaupt: Söldner, käufliche Parasiten, Räuber und Erpresser, geborne Feinde der Arbeit und des geordneten Daseins des Menschen; in der Gesellschaft ein verachtetes und gefürchtetes Gewerbe; der Soldat in China ... der tiefsten Klasse zugerechnet.

Arthur Holitscher „Das unruhige Asien"

Eine amerikanische Pressekonferenz

von Martin Chr. Sander

Die Vereinigten Staaten, eifrige Verfechter des Selbstbestimmungsrechts kleiner Völker ohne Ölvorkommen, mischen sich gern und häufig in die innern Streitigkeiten der zentral-amerikanischen Staaten, insbesondre Mexikos ein. Zum großen Leidwesen der Staaten hat es die mexikanische Regierung bisher stets in kluger und geschickter Weise verstanden, dem großen Onkel Sam keinen Anlaß zur ultima ratio zu geben.

Man hat da, teilweise unter Benutzung der politischen Streitigkeiten im benachbarten Nicaragua, in jüngster Zeit seitens des Auswärtigen Amtes der Vereinigten Staaten etwas nachzuhelfen versucht, und es erscheint lehrreich, die Methoden kennen zu lernen, wie man Kriege anzettelt, denn, um es vorweg zu nehmen: Der nachstehend in der Übersetzung zitierte Artikel der „Nation" vom 15. Dezember 1926 zeigt jedem, der es noch nicht gewußt hat, mit erschreckender Deutlichkeit, daß auch in diesem Lande „Pressekonferenzen" mit amtlichen Stellen nicht ganz unbekannt sind, und wenn viele amerikanische Zeitungen in der Besprechung des Skandals einer dieses Mal mißglückten Beeinflussung der öffentlichen Meinung erklären, „sie seien es leid, bei den wöchentlichen Konferenzen mit den Vertretern des Weißen Hauses zu Meldungen veranlaßt zu werden, für die man seitens der offiziellen Stellen keine Verantwortung übernehmen wolle, sondern diese den Zeitungen aufbürde" („Editor & Publisher" vom 4. Dezember), so dürfte es manchen Redakteur und Pressevertreter in Deutschland geben, der beim Lesen dieses Satzes mit trübem Erinnern denkt „Nam et hic dii sunt" — und was für welche!

„The Nation", vom 15. Dezember 1926

Nachrichten-Fabrikation

Paul Y. Anderson, Korrespondent in Washington der in St. Louis erscheinenden „Post Dispatch", hat der Öffentlichkeit einen großen Dienst geleistet, als er vor einigen Tagen die gerissnen Methoden bekannt gab, wie das State Department böswillige Nachrichten fabriziert und verbreitet, wobei es von der Associated Press unterstützt wird.

Am 16. September telephonierte der Unterstaatssekretär Robert E. Olds, der vorher als Rechtsanwalt ein Sozius des Staatssekretärs Kellogg war, mit den Redaktionen der drei großen amerikanischen Nachrichtenbüros, die tatsächlich jede Zeitung des Landes mit Nachrich-

ten versorgen, und bat um den Besuch von verantwortlichen Herren. Als diese Verantwortlichen bei ihm erschienen waren, begann Herr Olds die Unterredung, indem er ihnen strengste Diskretion auferlegte; dann schilderte er ihnen Mexiko als eine Brutstätte des Bolschewismus.

„Meine Herren", fuhr er fort, „wir sind der Meinung, daß diese Schilderung dem amerikanischen Volke gezeigt werden sollte. Wir können zwar die Tatsachen nicht beweisen, sind aber innerlich vollkommen überzeugt, daß ein Band warmer Sympathie, wenn nicht gar eine unmittelbare Verbindung zwischen Mexiko und Moskau besteht . . . Ich bitte um Ihren Rat und Ihre Unterstützung".

Wir erfahren, daß als Erster der Vertreter der United Press seine Meinung äußerte. Er sagte: „Das scheint ganz einfach zu sein. Lassen Sie doch das State Department einen Bericht herausgeben mit der Unterschrift des Staatssekretärs; jede einzelne Zeitung im ganzen Lande wird ihn veröffentlichen."

Mr. Olds machte eine ablehnende Bewegung. Das State Department könne unmöglich von sich aus einen Nachbarstaat, mit dem wir offensichtlich freundschaftliche Beziehungen unterhielten, durch Angaben beschuldigen, die es nicht beweisen könne. Man sähe es gern, wenn die Behauptungen gemacht würden, aber man wolle nicht dafür verantwortlich gemacht werden, da man keine Beweise habe. Nach kurzer Diskussion schlug einer der Zeitungsvertreter vor, man möge Mr. Olds unbeweisbare Erzählung umfrisieren (dovetail) in eine Meldung über die bevorstehende Anerkennung der Regierung Diaz in Nicaragua durch die Vereinigten Staaten. Und so geschah es — durch die Associated Press.

Am 18. November erschienen überall im Lande Zeitungen mit auffallenden Überschriften über ein Telegramm aus Washington folgenden Wortlauts:

„Washington, November 17 (A.P.). — Das Gespenst einer bolschewistischen, von Mexico ausgehenden Hegemonie, die sich zwischen die Vereinigten Staaten und den Panamakanal einschiebt, wirft seine Schatten auf die amerikanisch-mexicanischen Beziehungen, die bereits als gespannt gelten müssen."

Die Associated Press war endlich dem Wunsche Mr. Olds gefolgt. In dem Telegramm findet sich kein Wort, um die Behauptung einer solchen „Führung" zu rechtfertigen, aber die Arbeit war getan, die Neuigkeit war fabriziert, die Schlagzeilen blendeten, und die Redakteure begannen, dem Sünder das Fell abzuziehen.

Die United Press und International News Service dagegen bewahrten ihre Unabhängigkeit und unterscheiden

wohl zwischen „Nachricht" und „Propaganda". Wir haben die kleinen Nachrichten (flimsies) beider Agenturen für den 17. November geprüft, die von ihnen ausgehenden Depeschen brachten nur erweislich wahre Berichte, die sich streng an die Tatsachen hielten. Sie unterstützten das State Department nicht bei der Fabrikation von Nachrichten — obwohl manche ihrer Abnehmer sie mit Protesten bombardierten, daß sie sie im Stich gelassen hätten (be scooped).

Glücklicherweise hat man sich hierzulande schon daran gewöhnt, aller anti-mexicanischen Propaganda gegenüber etwas skeptisch zu sein. Aber dieses Beispiel ist doch zu sehr typisch. Meldungen aus Washington bestehen zum großen Teil aus „präpariertem" („canned") Material, das von den einzelnen Abteilungen ausgegeben wird, manchmal mit Verantwortlichkeit, manchmal ohne; meistens stammen sie aus dem stetigen Strom verkleideter Zwecknachrichten, die Mr. Coolidge selber unter dem durchsichtigen Pseudonym „Sprecher des Weißen Hauses" („White House Spoeksman") herausgibt. Die Korrespondenten, die selbstverständlich ihre Nachrichtenquellen und ihre Beziehungen zu offiziellen Stellen nicht aufdeckenwollen, können sich nicht gut widersetzen, indem sie sich etwa weigern, derartige präparierte Nachrichten weiterzugeben. Auch sind es nicht allein Washingtoner Nachrichten, die durch die offiziellen Stellen verdreht werden. Bei der amerikanischen Botschaft in Peking treffen die Zeitungsleute täglich mit einem jungen Herrn zusammen, der von der Kanton-Regierung nur als „Bolschewiken" spricht und Nachrichten stets seiner eignen politischen Richtung gemäß gibt — die Associated Press-Meldungen aus China werden daraufhin von einem englischen halboffiziellen Nachrichtenbüro gesammelt.

Diese Methode wird in der ganzen Welt angewendet. Zeitungen und Nachrichtenagenturen, die auf ihre Verantwortlichkeit halten, haben der Öffentlichkeit gegenüber die Verpflichtung, dagegen anzukämpfen; und die Öffentlichkeit ist der United Press, dem International News Service und Mr. Anderson großen Dank schuldig dafür, daß sie im vorliegenden Falle ehrliche Aufklärung geschaffen haben. Die Stellung der United Press ist bezeichnend. Da sie in siebenunddreißig Ländern Zeitungen mit ihren Nachrichten versorgt, so kann sie sich nicht dem aussetzen, sich durch das Auswärtige Amt irgend eines Landes als ein Mittel zum Zweck mißbrauchen zu lassen (be used as a catspaw). Daher hat sie es auch abgelehnt.

Das Reichskleinod von Konrad Widerhold

„Die Reichswehr muß dem deutschen Volke als Reichskleinod erhalten bleiben", sagte kürzlich der Zentrumsbauer Ersing nach dem antimilitaristischen Scheinangriff des Abgeordneten Scheidemann. Die Kosten, die dieses Kleinod im neuen Etatsjahr verursacht, sind zwar gegenüber den vorjährigen nicht wesentlich gestiegen, so daß für einen oberflächlichen Beurteiler der Eindruck entstehen kann, als wolle der Militarismus der deutschen Republik sich nun „beschränken".

Auch ohne weitere Erhöhungen kann eine Armee von 100 000 Mann mit einer halben Milliarde Mark jährlich sicherlich sorgenlos in die Zukunft blicken, wenn sie nur aus ihrem Etat die notwendige Erbfeindpropaganda zu finanzieren nicht versäumt. Die Sozialdemokratie tut zwar so, als ob sie nunmehr aus ihrer Reserve heraustreten wollte, sie kündet scharfe Kritik und Untersuchung des Heeresetats an, ohne darauf hinzuweisen, daß sie ja noch den letzten Etat, der dem jetzigen fast bis aufs Haar glich, glattweg geschluckt hat und jedenfalls auch zu den neuen 500 Millionen ihre Zustimmung erteilen wird. Denn es ist unwesentlich, ob man an diesem oder jenem Titel Abstriche vornimmt, und dann mit dem erhebenden Gefühl, von 480 Millionen Militärausgaben 5 oder 6 gestrichen zu haben, das Reichstagsrestaurant verläßt — Abstriche, die die Militärs bereits schon vorher in ihre Etatanforderungen mit einkalkuliert haben. Solange man auf dem Boden parlamentarischer Demokratie politische Kämpfe austrägt, ist die Stellung einer Partei zum Militäretat zugleich kennzeichnend für ihre Stellung zum Militarismus. Man kann nicht einige „Auswüchse" des Militärs bekämpfen, und nachher, unter taktischem Gewinsel, die Fundamente dieser Pest sanktionieren. Solange die Sozialdemokratie den Militäretat bewilligt, ist sie keine antimilitaristische Partei, so lange ist sie in vollem Maße mit verantwortlich für alle legalen und illegalen Machenschaften, die diese von ihr mit Geldmitteln versehene Militärclique ausführt.

Seit sieben Jahren steht bekanntlich die deutsche Wehrmacht unter dem Zeichen „fortschreitenden Verbundenseins mit dem republikanischen Staatsgedanken". Diese „Verbundenheit" sieht so aus, daß diese Armee, soweit sie sich auf dem Lande herumtreibt, im neuen Jahr 484 Millionen Mark verlangt, während die Wasserabteilung weitere 223 Millionen benötigt. Selbst wenn man die Kaufkraft der heutigen Mark auf etwa 60 Goldpfennige der Vorkriegsmark festsetzt, so stehen die Ausgaben für das republikanische 100 000-Mann-Heer in gar keinem Vergleich zu den 985 Millionen, die die acht Mal größre Armee Wilhelms II. im Jahre 1913/14 erforderte. Niemand wird wohl behaupten, daß zu Wilhelms Zeiten der Militarismus etwa unterdrückt oder eingeschränkt, oder daß die kaiserlichen Soldaten auf ihren Metzgerberuf ungenügend vorbereitet gewesen wären. Wenn also heute Geßlers Prätorianer „nur" 205 Millionen bekämen, so wären sie immer noch so gut versorgt wie Wilhelms Waffenschutz — was eigentlich

auch für einen „gerecht denkenden" Republikaner genügen müßte. 280 Millionen braucht demnach das republikanische Heer unbedingt zuviel. Für die gesamte produktive Erwerbslosenfürsorge hat die Reichsregierung im neuen Etat 200 Millionen Mark zur Verfügung gestellt.

Es müßte Brauch des antimilitaristischen Deutschlands werden, alljährlich um die Zeit der Beratung des Militäretats in großen Massenkundgebungen die Fragen aufzuwerfen: Wozu brauchen wir überhaupt eine Reichswehr? Wie sieht sie aus? Was will sie? Zunächst will sie sich möglichst bald auf ein 200—300 000-Mann-Heer erweitern. Der Verwaltungsorganismus für das so erweiterte Heer ist schon jetzt vollzählig vorhanden. Während 1913/14 die acht Mal größre kaiserliche Armee mit 13 500 Beamten auskam, beansprucht die Verwaltung des Republikanerheeres 6200 Beamte und noch weitere 7000 Arbeiter. Früher konnte ein Beamter 60 Soldaten verwalten, heute nur noch 16. Die kostspielige Verwaltungsüberorganisation wird meistens mit der gegenwärtigen Art der Verteilung kleiner Truppeneinheiten über viele Garnisonen begründet. Diese versplitterte Standverteilung der Armee wäre militärisch zwecklos und unsinnig, wenn das 100 000-Mann-Heer eben auf diesem status quo bestehen bleiben wollte. Aber das gegenwärtige Infanteriebataillon soll einmal ein Regiment werden, eine Batterie Artillerie gilt als Stamm für eine zukünftige Abteilung (drei Batterien) und ein halbes Regiment Kavallerie soll zu einem ganzen Regiment oder zu einem Jägerbataillon werden. Heute ist jedes Infanterie- und Artillerieregiment auf vier bis fünf Standorte verteilt. Die vier bis fünf Eskadronen eines Kavallerieregiments haben ebenfalls zwei bis drei Standorte. Und bei den Fahr- und Kraftfahrtruppen liegt grundsätzlich jede einzelne Kompagnie in einer andern Garnison. Diese Auflösung der militärischen Einheiten auf weit von einander abgelegne Garnisonen erfordert zunächst große Reisespesen für die Herren Kommandeure, damit diese ihre Truppen dauernd beaufsichtigen können. Für jede Garnison, und selbst wenn dort nur ein halbes Infanteriebataillon oder eine Reitereskadron liegt, ist ein besondrer Verwaltungsapparat vorhanden: ein Heeresunterkunftsamt, das die viel zu großen Kasernements betreut, sowie ein Heeresverpflegungsamt. Die eigenartige Standortsverteilung des Reichsheeres führt dann oft noch dahin, daß in einer Garnison, in der etwa ein halbes Bataillon Infanterie liegt, noch eine Eskadron oder eine Batterie vorhanden ist. Die Artillerie oder Kavallerie kann natürlich unmöglich mit den zwei oder drei Infanterie-Kompagnien in einer Kaserne liegen, sondern sie muß eigne Ställe haben. Durch diese eigenartige Standortsverteilung läßt sich das gegenwärtige 100 000-Mann-Heer bei den vorhandnen Unterkunftsverhältnissen jederzeit mühelos auf das Zwei- bis Dreifache verstärken. Nur so kann die Art der Verteilung kleiner Truppenteile über die verschiednen Standorte militärisch begründet werden.

Zur Einschläferung des Reichstages werden im Etat 1927 einige neue Tricks angewendet. So sind einzelne Titel bei den

Kapitel/Titel		Ausgaben für Waffenrüstungen	in Tausend Mark				
1927	1913		1924	1925	1926	1927	1913
15/21 a	37/8	Kosten der Untersuchungen u. Abnahme von Waffen u. Gerät	1 164	1 561	3 153	3 153	4 000
15/31	37/10 u. 12	Unterhaltung der im Besitz der Truppen befindlichen Waffen	18 442	18 779	20 234	22 032	10 200
		Davon: I. Handwaffen	6 369	6 619	5 775	5 931	7 100
		II. Maschinengewehre	6 771	7 723	8 121	8 465	
		III a. Feldartillerie	3 217	2 680	4 564	5 712	2 000
		III b. Fußartillerie	—	—	—	—	1 000
		IV. Minenwerfer	1 167	1 758	1 774	1 924	—
15/32	37/7	Beschaffung und Unterhaltung der bei den Truppen lagernden Munition	25 215	28 335	32 455	32 388	51 500
		Davon: I. für Handwaffen und Maschinengewehre	9 366	8 903	10 329	10 049	18 000
		II a. „ Feldartillerie	14 487	15 607	18 002	17 983	22 000
		II b. „ Fußartillerie	—	—	—	—	11 500
		III. „ Minenwerfer	1 542	3 824	4 124	4 356	—
15/33	30/6	Unterhaltung und Auffrischung des allgemeinen Heeres- und Traingerätes	6 460	11 066	10 935	11 870	1 500
15/34	39/19	dito der Fahrräder	189	230	225	225	300
15/35	—	„ des Gasschutzgerätes	2 434	2 925	3 200	3 132	—
16/31	—	Instandsetzung und Erhaltung des bei den Zeugämtern lagernden Gerätes	2 125	2 619	2 943	3 674	—
16/31 a	—	Schießplatz Kummersdorf	488	491	497	691	—
16/32	—	Instandsetzung und Auffrischung der bei den Zeugämtern lagernden Munition	1 558	2 216	2 678	2 606	—
16/33	—	Reinigungsstoffe und Schmiermittel	—	—	735	915	—
16/34	—	Frachten für Versendung von Gerät und Munition	4 438	3 828	3 600	3 750	—
—	37/14	Versuche im Bereich der Artillerie	—	—	—	—	2 800

Kapitel/Titel 1927	Kapitel/Titel 1913	Ausgaben für Waffenrüstungen (Fortsetzung)	in Tausend Mark 1924	1925	1926	1927	1913
		Waffen, Munition und allgemeines Gerät bei Truppen und Zeugämtern (ohne Verwaltungskosten)	61 225	70 959	80 138	83 836	70 300
17/31	39/12	Übungsgelder der Pioniere	5 075	5 930	5 629	5 621	1 300
17/32	39/13	Truppenübungen im Pionierdienst	118	236	426	425	100
17/33	39/11	Unterhaltung und Auffrischung des Pioniergerätes	196	395	390	390	400
17/34	—	„ „ „ der Nahkampfmittel	855	1 925	2 206	2 206	—
17/35	39/4—9	Instandsetzung der Befestigungswerke	2 819	2 830	3 210	3 207	2 400
18/34	39/18 a	Betrieb und Unterhaltung des Kraftfahrgerätes	8 929	10 103	11 103	12 595	500
—	39/16 u. 20	Militäreisenbahnwesen	—	—	—	—	800
19/31	—	Übungsgelder für Nachrichtentruppen	356	648	596	736	—
—	39/15	Übungsgelder für Verkehrstruppen	—	—	—	—	3 400
19/34	—	Sicherstellung und Unterhaltung der Nachrichtenverbindungen	783	903	1 343	1 380	—
—	39/15 a, 17, 18	Unterhaltung und Beschaffung des Gerätes für Verkehrstruppen	—	—	—	—	10 800
19/35	—	dito für Nachrichtentruppen	3 385	3 982	4 272	1 700	—
		Ausgaben für Spezialtruppen	22 698	25 161	27 367	31 660	21 600
2/32—35	24/21—25	Übungen	15 587	17 589	19 192	18 289	5 000
		„Einmalige" Ausgaben für Waffenrüstungen	18 226	27 023	27 023	29 000	59 500
		Gesamte Ausgaben für Waffenrüstungen und Übungen	118 224	141 223	154 217	162 785	157 000
		Gesamtsumme der geforderten Heeresausgaben	351 285	410 998	481 426	484 412	985 000

„Übungen" verkleinert worden, indem man die früher unter diesen Titel mitverrechneten Hafer- und Rauhfutterzuschläge in einem andern Kapitel getrennt verbucht. Es entsteht der Eindruck, als übe das Heer jetzt, nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, weniger als im letzten Jahr. Die Hafererspamisse sind jedoch dadurch wieder wettgemacht, daß die Ausgaben für die Offizierskriegsspiele dementsprechend vermehrt wurden. Ein neuer beliebter Trick ist ferner der, bei kleinen Beträgen von wenigen Tausend Mark diese als „künftig wegfallend" zu bezeichnen, um so den Eindruck zu erwecken, als ob man „künftig" mit dem Sparen beginnen wolle. Hierunter gehören 65 000 Mark, die jetzt noch unter dem Kapitel Gerichtswesen „für Entschädigungen bei Zeugenvernehmungen" angegeben sind, die aber dann wegfallen, sobald die neue Militärdisziplinarverordnung im Reichstage verabschiedet sei. Das heißt, nach der geplanten „verbesserten" Militärgesetzgebung wird bei Kriegsgerichtsverhandlungen die Vernehmung von Zeugen durch den dienstlichen Bericht der „vorgesetzten Stellen" ersetzt. Das einzig Erfreuliche bei dem 500-Millionen-Etat ist die geringe Bewertung, die sich in der Verbuchung des Familienvaters Geßler zeigt. Neben seinem Ministergehalt von 30 000 Mark erhält Herr Geßler für seine Frau einen monatlichen Zuschlag von 12 (zwölf) Mark, während ihm sein Kind monatlich 22 Mark einbringt. Ein Bursche steht dem Kind noch nicht zu.

Stellt man die „Rüstungsausgaben" (Waffen, Munition, Gerät und Übungen) gesondert auf, so haben diese mit 163 Millionen Mark für 1927 die für 1913/14 mit 157 Millionen Mark bereits überschritten. Man muß sich hierbei zugleich daran erinnern, daß bei jeder Militärdebatte der Reichswehrminister über die vom „Feindbund" festgesetzte mangelnde Bewaffnung und Ausrüstung seiner Armee jammert. Trotzdem braucht er dafür schon wieder so viel wie Wilhelm II. für seine 800 000 Krieger. Entweder ist dieses Gejammer eine Posse, oder es wird mit dem Material derart gewirtschaftet, daß sozusagen jedes Jahr eine neue Garnitur angeschafft werden muß. Oder aber die Heeresverwaltung präsentiert ihr Gewehr, das sie der Waffenfabrik mit 120 Mark bezahlt, dem Reichstag mit 220 Mark; es können dann also statt 300 Gewehren tatsächlich 500 angeschafft werden. Dieses Parlament, das einschließlich der Sozialdemokratie seine Pflicht nicht tut, schweigt und schläft.

Im Kapitel 15, Vers 31, wird die „Unterhaltung der im Besitz der Truppen befindlichen Waffen" verrechnet. Es kosten an „Unterhaltung":

102 000 Gewehre und Karabiner 5,93 Millionen, also eines 59 Mark gegenüber 7 Mark im Jahre 13/14,

1926 Maschinengewehre 8,46 Millionen, also eines 4450 Mark gegenüber 550 Mark im Jahre 13/14,

288 leichte Geschütze 5,71 Millionen, also eines 20 000 Mark gegenüber 600 Mark im Jahre 13/14,

252 Minenwerfer 1,92 Millionen, also einer 7600 Mark.

Eine teure „Unterhaltung", wenn hier nicht glattweg gelogen wird. Mit diesen Summen kann das Reichsheer in jedem Jahr die Hälfte der ihr bewilligten Waffen neu anschaffen, um so schon jetzt die Waffenvorräte für das zukünftige 200- bis 300 000-Mann-Heer aufzustapeln.

Dasselbe gilt auch für die „Auffrischung und Unterhaltung der im Besitz der Truppen befindlichen Munition". Nach Kapitel 15, Vers 32, kosten die

56,2 Millionen Patronen 10,05 Millionen, also eine 18 Pfennige,

271 000 Granaten 18,0 Millionen, also eine 66 Mark,

176 000 Minen 4,36 Millionen, also eine 25 Mark.

Demnach wird entweder mindestens die Hälfte des zugestandnen Bedarfs jährlich verpulvert und dann neu aufgefrischt, oder es werden größre Munitionsmengen aufgestapelt — ähnlich wie bei den Waffen —, wenn weniger verschossen wird. An diesen Tatsachen ändert kein Dementi des Reichswehrministeriums auch nur das Mindeste. Ein besonders krasser Fall, der zeigt, mit welch lächerlichen Argumenten militärische Ausgaben begründet oder verschleiert werden, ist der Titel 33 im Kapital 16. Hier werden unter der Rubrik „Reinigungsstoffe und Schmiermittel" im neuen Jahr 180 000 Mark mehr verlangt, mit der Begründung, dieser Mehrbedarf entstünde durch Neuanschaffungen von Putztüchern an Stelle der bisher zur Waffenreinigung gebräuchlichen Putzlappen. In jedem guten Konfektionsgeschäft kann man heute für 90 Mark einen Herrenanzug bekommen, also für 180 000 Mark 2000 Anzüge, ungerechnet dessen, daß man diese im Engroseinkauf bedeutend billiger erhält. Rechenaufgabe: Wieviel Putztücher braucht die Reichswehr im Jahr 1927?

Die 484 Millionen für das Reichsheer werden auch in diesem Jahr mit wenigen Abstrichen bewilligt werden. Auch die weitern 223 Millionen für die Reichsmarine. Damit sind dann seit der Stabilisierung der Mark über 2½ Milliarden für militärische Zwecke, für die Wehrhaftmachung der Republik verpulvert worden. Mit ihnen hätte der Mittellandkanal nebst dem Hansakanal fertiggestellt werden können. Diese 2½ Milliarden, als produktive Erwerbslosenfürsorge ausgegeben, hätten unsre gegenwärtige Erwerbslosenziffer auf die Hälfte vermindert, die mit solchen Geldern hergestellten öffentlichen Bauten hätten die deutsche Volkswirtschaft gestärkt, während sie so, dem militärischen Machtfimmel geopfert, schließlich nur den Erfolg haben können, Deutschland einen zweiten Krieg verlieren zu lassen. Wie keine andre Partei ist die Sozialdemokratie verpflichtet, das von ihr so oft und so bitter beklagte Anwachsen der Arbeitslosigkeit energisch einzudämmen. Deutschland ist nicht im Stande, neben den 700 Millionen für das Militär noch weitre 700 Millionen für das Arbeitslosenheer aufzubringen. Die Sozialdemokratische Partei hat zu wählen: zwischen Krieg und Frieden, zwischen Verluderung von Steuergeldern und produktiver Arbeit.

Niedner von Berthold Jacob

Am 25. Januar hätte ein vollbesetzter Senat des Reichsgerichts unter dem Vorsitz des Senatspräsidenten Niedner über den Rekurs der Preußischen Staatsregierung gegen die Entscheidung des Dritten Senats des Staatsgerichtshofs zum Schutz der Republik vom 13. Oktober 1926 befinden sollen. Ebenfalls unter Niedners Vorsitz wurde an diesem Tage der Beschwerde der durch Erlaß des preußischen Innenministers vom 13. Mai 1926 aufgelösten Verbände ‚Wiking' und ‚Olympia' stattgegeben. Hierzu war der Staatsgerichtshof nicht berechtigt, denn die Verfügung Preußens war durch einen Gesamtbeschluß des Reichskabinetts vom 16. Juli 1926 ausdrücklich gestützt worden. Nun hat Herrn Niedners Geschicklichkeit vermocht, den Termin auf den Sankt Nimmerleinstag zu vertagen.

Für den Staatsakt der Aufhebung des Verbots der Verbände trägt Herr Niedner ebenso die Verantwortung, wie für eine Reihe andrer, nicht minder verhängnisvoller Entscheidungen jener Justiz, die kurzweg die „Leipziger" genannt werden soll, und die wir auch nicht anders qualifizieren wollen.

Niedners Meriten sind seit langer Zeit gerichtsnotorisch. Aber das Bild seiner Persönlichkeit, dessen Skizzierung hier versucht werden soll, kompliziert die Wertung des eigenwilligen Mannes ungemein.

Niedner galt schon zu Wilhelms Zeiten als Demokrat. Er hat sich ein Disziplinarverfahren zugezogen, weil er einmal mit Karl Liebknecht am Biertisch gesehn worden war.

Eine ungewöhnliche formale Begabung zeichnet diesen hohen Richter vor manchen Andern aus. Seine Schrift ‚Sozialisierung der Rechtspflege', nach dem Umsturz im Zeitalter des Schlagworts entstanden, wird von Sachkennern gerühmt. Aber mit der Staatsumwälzung, die ihn steigen ließ, wuchs auch sein autokratisches Richtertum über alle Schranken. Daneben huldigt er als echter deutscher Mann dem Alkohol. So erklären sich vielleicht seine Exzesse gegen wehrlose Angeklagte wie gegen Anwälte. Das schlimme Wort vom „russischen Fetzen", die hemmungslosen Ausfälle gegen den Rechtsanwalt Samter und alle die unqualifizierbaren Ausbrüche, wie sie getreulich das stenographische Protokoll in der Broschüre des berliner Anwalts Arthur Brandt für die Öffentlichkeit aufzeichnete, erklären sich wohl so.

Der überzeugte Republikaner, der Demokrat Niedner, der unbestechliche hohe Richter, hat von sich aus eine ganze große Schicht deutscher Staatsbürger extra legem gestellt.

Die allgemeine Judikatur des Reichsgerichts: die Kommunistische Partei erstrebt die Staatsumwälzung, bereitet also Hochverrat vor, und jedes Einzelmitglied dieser Partei ist dafür haftbar und wegen Beihilfe zur Vorbereitung des Hochverrats straffällig — eine unerhörte Praxis, die beinahe täglich von den Senaten des leipziger Hochgerichts betätigt wird —, sie ist Niedners gedankliche Leistung. Von ihm stammt die Argumentation; er hat ihr die billige Theorie geschnei-

dert. Dieser ungeheuerliche Gedanke ist die Folge der krankhaften Überspannung eines Geistes, von dem einmal viel erhofft werden konnte.

Der heute Vierundsechzigjährige hat, dicht vor dem Pensionsfallbeil, keine Karriere mehr zu erhoffen. Er ist erst sehr spät auf seinen hohen Posten gelangt. Seiner Ernennung zum Präsidenten des Staatsgerichtshofs zum Schutz der Republik hat München den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt. Erst dem Druck von damals höchster Reichsstelle verdankt er die große Position, die ihm allerdings niemals gesellschaftliche Position geworden ist. Das ist sein Verhängnis; daraus erklärt sich der Bruch der ganzen Persönlichkeit.

Wie Viele der zurückgesetzten, gesellschaftlich Gefemten, hat er von dem neuen Staat nicht nur das hohe Amt, sondern auch die Anerkennung gesellschaftlicher Gleichberechtigung für sich erwartet. Die wäre ihm geworden, wie so vielen Andern der homines novi auch, wenn...

Der Potator wurde geschnitten, der hohe Richter, dessen Hybris mittlerweile beängstigend und unerträglich geworden war, über dessen erträumtes Selbstherrentum die Leipziger lachten, zählte nicht recht mit.

Früher noch, vor seiner Bestätigung als Präsident des Staatsgerichthofs, war er zur Übernahme des höchsten preußischen Richteramts, in Betracht gekommen.

Am 23. Juli 1922, vier Wochen nach der Ermordung Rathenaus, hat der Reichsgerichtsrat Niedner seine richterlichen Grundsätze und sein politisches Glaubensbekenntnis in einem längern Memorandum niedergelegt, das gerne der Vergessenheit hätte überlassen bleiben mögen, wenn nicht heute, angesichts der überaus bedeutsamen Tatsache der Verschiebung des Termins vom 25. Januar, gewichtige Gründe dafür sprächen. Niedners republikanische Konfessionen mit seinen schroff antirepublikanischen Taten zu konfrontieren.

Hören wir den Mann:

> „... Ich erachte es für unbedingt notwendig, daß auf diesem verantwortlichen Posten ein Mann steht, der, abgesehen von dem erforderlichen geistigen Rüstzeug, mit nicht gewöhnlicher Lebenserfahrung, besondrer Tatkraft und vor Allem mit einem aufrechten Charakter, einer innerlich vornehmen Gesinnung und einem gütigen Herzen ausgestattet ist. Daneben muß als weitere Anforderung gestellt werden, daß der Inhaber dieses Amtes ein überzeugter und treuer Anhänger der gegenwärtigen Staatsverfassung ist, und zwar nicht nur ein solcher, der sich seine Überzeugung aus Gründen der Zweckmäßigkeit und Staatsnotwendigkeit gebildet hat, sondern ein solcher, der mit der Neuordnung der Dinge zufrieden ist, weil sie seiner ganzen Lebens- und Weltanschauung entspricht, mit andern Worten: ein Mann, der aus ganzem Herzen Republikaner ist. .....
>
> Denn es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß die preußische Justizverwaltung sich zurzeit noch völlig im reaktionären Fahrwasser bewegt, daß der 9. November 1918 spurlos an ihr vorübergegangen zu sein scheint und die Justiz rückständiger ist als alle andern Verwaltungszweige des preußischen Staatswesens.

Es wird die Aufgabe des neu zu ernennenden Präsidenten sein, nach seinem Teil dazu beizutragen, diesen für das neue Staatswesen gar nicht mehr erträglichen Zustand zu beseitigen und einen durchaus neuen, den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Geist in die Justiz hineinzutragen ..."

Die reaktionäre preußische Justizverwaltung wird für dies Anerkenntnis von so hoher Stelle gewiß dankbar sein. Aber — Alles in Allem genommen, ist sie immerhin in praxi noch weit vernünftiger und neuzeitlicher als der Vorsitzende Herr Niedner.

Der Präsidentschaftskandidat erklärt dann weiter, daß er auch nicht vor sogenannten „Rücksichtslosigkeiten" zurückschrecken würde, und es versteht sich am Rande, daß damit „Rücksichtslosigkeiten" gegen antirepublikanische Elemente gemeint sind.

Im Einzelnen gibt er dann noch ein Rezept für der Widerspenstigen Zähmung:

„... gilt es zunächst einem für das Allgemeininteresse überaus schädlichen und für einen großen Teil der Bevölkerung beschämenden Zustand ein Ende zu machen, wonach eine politisch rechtsgerichtete oder wenigstens „gemäßigt liberale" Gesinnung sowie das christliche Bekenntnis immer noch einen besondern Empfehlungsbrief für die Besetzung von Ämtern, besonders von Richterstellen bildet. Was eigentlich ganz selbstverständlich ist, daß nur allein die Tüchtigkeit entscheidend sein sollte, muß endlich zur Wahrheit werden. Daneben gebietet allerdings zur Zeit die Staatsnotwendigkeit, diejenigen Elemente nicht zuzulassen und nach Möglichkeit auszuscheiden, die ein der Republik feindliches Verhalten besorgen lassen. Es ist unbedingt verwerflich, nicht nur kulturfeindlich, sondern auch gradezu deutschfeindlich gedacht, wenn man die Deutschen semitischer Abstammung nur etwa zu dem Prozentsatz zu Richtern ernennen will, in welchem die Deutschen semitischer Abstammung zu denen arischer Abstammung stehen. Hier gilt es, ein großes Unrecht gutzumachen. Der „Jude", welcher den allein maßgeblichen Anforderungen, die an die Bekleidung eines Richteramtes zu stellen sind, genügt, ist in Wirklichkeit ein bessrer „Deutscher", als der „Germane", der diesen Anforderungen nicht oder nicht in gleichem Maße gerecht wird. Nicht wie bisher darf der Grundsatz gelten, daß bei gleicher Tüchtigkeit mehrerer Bewerber dem politisch rechtsgesinnten Mann der Vorzug gebührt. Vielmehr muß heute die Parole lauten, daß unter mehreren gleichtüchtigen Derjenige vorgehen muß, der die zuverlässigsten Garantien für eine wahrhaft republikanische Gesinnung bietet. Voraussichtliche Widerstände, welche der Einführung eines solchen Systems und dessen energischer Durchführung seitens der Zentralinstanz entgegengesetzt werden, müssen auf dem oben angegebnen Wege überwunden werden ..."

Über das Verhältnis des Richters zu den Anwälten hingegen heißt es:

„... Allein, man macht doch häufig genug noch die beklagenswerte Beobachtung, daß Gerichtsvorsitzende leicht geneigt sind, in Anwälten, welche durch Stellung von Anträgen und Fragen an die Prozeßbeteiligten zur Aufklärung der Sache beizutragen suchen, unbequeme Störer einer geordneten Ver-

handlung zu erblicken und von dieser verkehrten Beurteilung aus die ihnen durch die Prozeßordnung gewährleisteten Befugnisse eines Verhandlungsleiters mißbräuchlich ausnutzen. Es sind das üble Rudimente eines vergangnen Zeitalters, wo der Richter als besonders schneidig galt, der in dieser Richtung eine gewisse Tatkraft entwickelte, gleichgültig, ob das allgemeine Interesse dadurch gefährdet wurde. Auch hier muß eine gründliche Umstellung erfolgen, und darauf, daß dies geschieht, bei den Revisionen der Gerichte besonders Wert gelegt werden."

Ja, man macht häufig genug die beklagenswerte Beobachtung, daß Gerichtsvorsitzende — etwa: Senatspräsidenten — leicht geneigt sind, in Anwälten unbequeme Störer einer „geordneten" Verhandlung zu erblicken — etwa: die Rechtsanwälte v. Bagnato, Hegewisch, Samter, Obuch, Arthur Brandt. Und mißbräuchliche Ausnutzung von Befugnissen eines Vorsitzenden? Niedner hat recht: das kommt vor.

An andrer Stelle heißt es:

„... Was das Verhältnis der Gerichtsvorstände und der Richter zu den nichtrichterlichen Beamten anbelangt, so muß hier mit einer Reihe von Mißständen gründlich aufgeräumt werden, die sich aus dem veralteten hierarchischen und bureaukratischen System ergeben. Das selbstherrliche Übergeordnetenbewußtsein, der Vorgesetztendünkel, das lächerliche Machen in Würde müssen schwinden, ebenso die Gleichgültigkeit gegen die dienstlichen und außerdienstlichen Schicksale der nachgeordneten Beamten. Nur derjenige Vorgesetzte ist wirklich vornehm, der sich bewußt ist, daß der nachgeordnete Beamte ihm nicht auch als Mensch nachgeordnet ist, ihm vielmehr als solcher völlig gleichsteht, und daß die Nachordnung im Dienst nicht ein „Untergebenenverhältnis" darstellt, vielmehr eine Einrichtung, die im Interesse einer sachgemäßen Erledigung der Geschäfte unerläßlich ist und auch insoweit von Bedeutung werden kann."

Am Schluß des Memorandums prangt das Bekenntnis:

„... Kaum minder wichtig als die Stellungnahme zu den vorstehend berührten wichtigen Personalfragen ist die dem neuen Präsidenten zu stellende Aufgabe, nach seinem Teil darauf hinzuwirken, daß Recht und Rechtsgang den Bedürfnissen der neuen Zeit angepaßt und der unbedingt notwendigen Reform unsres gesamten Justizwesens die Wege geebnet werden....

... Die hier gegebnen Richtlinien sollen in allem Wesentlichen auch diejenigen des künftigen Präsidenten des Preußischen Kammergerichts sein...."

Der Senatspräsident am Reichsgericht hat die Grundsätze, die er selbst aufstellte, verleugnet.

Herr Niedner, der meininger Landgerichtsdirektor, über den sich ein preußischer Bezirkskommandeur in Galauniform beim Herzog beschweren kam, hat alle Die enttäuscht, die von dem Inhaber eines der höchsten deutschen Reichsämter auf Grund solcher Vergangenheit viel erwartet haben.

Der alte Mann, der morgen übers Jahr in Pension gehn soll, ist gefährlich. Die Republik täte gut, wenn sie ihm für dieses Jahr sein Gehalt schenkte.

Eine Justiz-

Was kann man in eurer Republik für

200 + 100 Mark	Echter Schupo erpreßt gegen Bezahlung Urkunde und beleidigt *Urteil des Schöffen-Gerichts Charlottenburg vom 4. 1. 27 wegen Amtsnötigung und Beleidigung*
14 000 Mark	Bankdirektor stiftet zur Schwarzbrennerei an *Urteil des Schöffen-Gerichts Offenburg vom 22. 12. 26*
150 Mark	Vernichtung eines schwarz-rot-goldnen Reichsbanner-Transparents *Urteil des Schöffen-Gerichts Guben vom 4. 1. 27 wegen Sachbeschädigung*
100 Mark	Deutsches Reich im „Abensberger Wochenblatt" als deutsche Schieber- und Judenrepublik bezeichnet *Urteil des sogenannten „Geschworenen-Gerichts" Regensburg vom 28. 12. 26*
10 Mark	Sozialdemokratischer Stadtrat in Anschlägen der Bestechlichkeit geziehen *Urteil des Schöffen-Gerichts Kronach vom 5. 1. 27 wegen groben Unfugs*
100 Mark	Polizist reißt Landwirt, in falschem Verdacht, vom Fuhrwerk und schlägt ihn, weil er sich nicht freiwillig durchsuchen läßt *Urteil der Strafkammer Trier vom 7. 1. 27*

Soll der deutsche Richter

Das Siedlungspanama von Gracchus

Das Siedlungsgesetz wurde geschaffen, um den durch die Demobilmachung freiwerdenden Hunderttausenden Arbeit und Erwerbsmöglichkeit zu geben, um durch intensivere Bewirtschaftung bisher nicht oder nur wenig genutzten Bodens den durch Krieg und Friedensverträge Heimatlosgewordenen Möglichkeit zum Wiederaufbau ihrer Existenz zu bieten. Was ist daraus geworden? Da hört man von einem Vorgang, der das ganze Panama des Siedlungswesens, die Korrumpierung eines guten Gesetzes blitzartig klarlegt:

In Vorpommern hat ein Kulturamt im Anliegersiedlungsverfahren einige vierzig Morgen von viertausend eines Ma-

tabelle

A b e r :

Falscher Schupo beschlagnahmt 1200 Mark *Urteil des Schöffen-Gerichts Bautzen vom 5. 1. 27*	**2 Jahr 6 Monate Zuchthaus**
Proleten führen die Schwarzbrennerei aus *Urteil des Schöffen-Gerichts Offenburg vom 22. 12. 26*	**1 Monat Gefängnis**
Techniker, in Strafhaft, nennt in Eingaben an Justizministerium Richter und Staatsanwälte Dummköpfe, gewissenlose Verbrecher, Henkersknechte, pflichtvergessne Halunken, Lotterjustiz *Urteil des Schöffen-Gerichts Leipzig vom 4. 1. 27* *„Die Rache ist mein, spricht der Herr", Röm. 12, 19*	**1 Jahr 6 Monate Gefängnis**
Heerführer in politischer Versammlung Schlachtmeister, Hindenburg Oberschlächtermeister genannt *Urteil des Einzelrichters Schweinfurt vom 6. 1. 27*	**6 Wochen Gefängnis**
Schimpfworte gegen Sozialbeamtin gebraucht *Urteil des Schöffen-Gerichts Guben vom 4. 1. 27*	**3 Monate Gefängnis**
Arbeiter schlägt und beleidigt Polizeiwachtmeister bei Widerstandsleistung *Urteil des Einzelrichters Schlochau vom 5. 1. 27*	**3 Mon. 10 Tage Gefängnis**

unabsetzbar bleiben?

jorats an vier Kleinbauern verpachtet und dabei bestimmt: Die Jagd verbleibt dem Majoratsherrn, „etwaiger Wildschaden wird nicht vergütet". Man ist dieser Aktenausgrabung nachgegangen. Man hat tiefer geschürft. Hier ist das Ergebnis.

Nicht etwa in einem Ausnahmefalle, nein, mehrfach hat das Kulturamt diese Bestimmung in Siedlungsverträge hineingebracht. Dabei hat man sich noch Folgendes geleistet: Die Verträge hat man nicht etwa den Bauern in die Hand gegeben. Man gab zwei Exemplare heraus: Das Eine dem Verpächter, dem Großgrundbesitzer, das Andre dem Gemeindevorsteher des Dorfes. Den Bauern wurde der Vertrag beim Abschluß vorgelesen. Sie brauchten Land — ein Stückchen Land, um im Familienbetriebe sich und die Ihren ernähren zu können. Sie bekamen das Land. Das war die Hauptsache, die Erlösung aus

wirtschaftlicher Notlage. In den ostelbischen Agrarierschulen herangebildet: wie konnten die Leute das bürokratische Kunstwerk beim Vorlesen in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung auffassen!

Die Kulturämter kosten den preußischen Steuerzahlern allein im ordentlichen Haushaltsplane fünfzehn Millionen Mark, mehr als das Dreifache desjenigen Betrages, den sämtliche Staatsdomänen Ostelbiens alljährlich einbringen. Bei so dürftigem Haushalt kann man sich natürlich vorstellen, daß Arbeitskraft und Einrichtung solch eines Kulturamtes nicht ausreicht, um jedem Bauern einen Maschinendurchschlag seines Pachtvertrages in die Hand zu geben.

Es ist wie zu Zeiten der Bauernerhebung. Die Jagdgesellschaft des Herrn zertrampelt den Acker des Leibeigenen.

Da haben, im Jahre 1920, die Bauern, darunter Kriegsteilnehmer und Kriegsinvaliden, wieder die Ehre, dem gnädigen Herrn die Hirsche zu füttern! Sie haben das hohe Recht, nachts mit Laterne, Klapper, Peitsche und Mistforke aufzupassen, damit die Wildschweine des Herrn Baron ihnen nicht die frische Roggensaat aufwühlen oder von den frischgepflanzten Kartoffeln frühstücken.

Und die vorgesetzte Behörde, das Landeskulturamt Frankfurt an der Oder? Das kennt diese Verträge. Es muß sie kennen. Amtlich. Was tut das Amt?

Regierungsrat Presting, der als Kulturamtsvorsteher in Greifswald diese schönen Bauernverträge „getätigt" hatte, wird befördert. Heute ist er Landeskulturrat beim Landeskulturamt Frankfurt an der Oder.

Vielleicht wird der Ministerialdirektor Artikus jetzt gehn. Aber was nützts? Das System bleibt. Die Staatsdomänen sollten nach dem Wortlaut des Siedlungsgesetzes aufgeteilt werden. Statt dessen hat man die preußischen Staatsdomänen an die Pächter halb verschenkt. Die Pachten der ostelbischen Staatsdomänen sind gegen die schon außerordentlich niedrigen Sätze des Friedens um fast die Hälfte zurückgegangen. Sie betragen zur Zeit durchschnittlich zwanzig Mark für den Hektar, fünf Mark für den Morgen. Bei einem Zinssatz von 5 % kapitalisiert ergibt diese Pacht einen Grund- und Bodenwert von hundert Mark für den Morgen einschließlich Gebäudekapital. Man halte dagegen, ein wie Vielfaches davon im Siedlungsverfahren die Bauern nur für den blanken Acker bezahlen müssen. Die großen Domänenpächter aber können dem Staat nicht mehr bezahlen! Wohl aber zahlen sie an den Landbund, an den Stahlhelm, an ähnliche „republikanische Bünde", nicht zu vergessen den Domänenpächterverband, von dem böse Zungen behaupten: nicht der Minister, sondern der Verband verpachte und beaufsichtige die preußischen Staatsdomänen.

Das ist das Ergebnis von sieben Jahren Siedlungstätigkeit. Was nützt da der Abbau eines Ministerialdirektors?

Eine Republik, die die Bedeutung des Kleinbauern nicht erkennt, ist keine.

Rundfunk-Zensur von Jacob Blauner

Den Etappen der Reaktion hat sich nach Putschen, Feme, Justizskandalen eine neue angereiht: die Zensurseuche. Jeder Möglichkeit der Meinungsäußerung bemächtigt sie sich und vergißt nicht, über die jüngste, den Rundfunk, herzufallen. Während sie einen großen Teil des Antikriegsbuchs von Bruno Vogel mit Klecksen von Druckerschwärze bedeckt und es unleserlich macht, den Potemkin-Film zu einer Bilderreihe verstümmelt, deren Sinn auch Hieroglyphendeuter nicht entdecken können, vergewaltigt sie Manuskripte von Rundfunk-Vorträgen so, daß der Redner stammeln und stottern muß, fast auf jeder Zeile über einen Querbalken der Zensur stolpernd. Vorträge, die nationalistischen Ohren nicht genehme Wahrheiten enthalten, werden zu einer Aufzählung belangloser Banalitäten ohne Zusammenhang entzweigestrichen. Sodaß linksstehende Redner von Ruf sich weigern, im Rundfunk zu sprechen, abgeschreckt von den Erfahrungen ihrer Kollegen.

Diese Zensur geht Wege, wie sie die Justiz des vorigen Jahrhunderts bei der Auslegung des berüchtigten Haß- und Verachtungsparagraphen im alten preußischen Strafkodex einschlug. Anders könnte man nicht dem Pastor Bleier verbieten, von blassen Gesichtern zu sprechen, wie sie „sehnsüchtig ausschauen nach den Kindern, die wohlgenährt sind, gut gekleidet, schöne Gärten haben zum Spielen, zum Tummeln". Sonst könnte man aus Strindbergs ‚Friedensnovelle' nicht das Bekenntnis streichen, daß Tausende französischer Individuen die deutschen Frauen segnen, die aufriefen, den Verwundeten im Kriege beizustehen. Aber so wie man heute nicht die Wahrheit über die Schrecken des Krieges sagen darf, so wird im deutschen Rundfunk der Gedanke des Friedens verfälscht. Von einer Friedensstunde im Rundfunk darf man nicht sagen, daß sie in der Zeit veranstaltet wird, wo „der Krieg vor zwölf Jahren ausbrach". Aus einem Vortrag der Pazifistin Freund wurde der Satz gestrichen: „Dieser internationalen Zusammenarbeit der Friedensfreunde der verschiednen Länder ist in erster Linie der Erfolg der deutsch-französischen Verständigung zu verdanken." Obwohl erwiesen ist, daß Frauen, die der Idee des Friedens dienen, die Ersten waren, die sich über die nationalen Grenzen hinweg die Hände zur Versöhnung reichten.

Die Scheu der Funk-Zensoren vor der Wahrheit macht die Funk-Redner zu Fälschern und Verfälschern der eignen Idee, der sie durch den Vortrag zu dienen hofften. So verbot man dem Pastor Bleier, zu gestehen, er sei für „den Geist der Jugend, die aufsteht gegen Blut und Eisen, gegen Mord und Krieg". Und der Frau Freund, in ihrem Vortrag über das „deutsche Friedenskartell" zu erklären, daß „für uns die Kriegs- und Nachkriegsopfer Gläubiger der Nation sind, denen die Nation das Meiste an Versprochnem schuldig geblieben ist", daß die Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebnen „nicht mit der Würde und der sittlichen Verpflichtung betreut

worden sind, die wir den Sterbenden in die zuckende fieberheiße Hand versprochen haben". „Schwarze Reichswehr, halbmilitärische Verbände, Kleinkaliber-Vereine", Ausdrücke, die in offiziellen Auslassungen benutzt werden, die gewissermaßen in die diplomatische Sprache aufgenommen sind, dürfen im Rundfunk nicht benutzt werden. Wie die nationalistische Presse, so soll der Rundfunk diese Dinge totschweigen. Die Erwähnung der tatsächlich stattfindenden „Spiele mit Uniform und Schießgewehr" wird als Verletzung der Rundfunk-Neutralität angesehen, die keine Neutralität ist, sondern Deckmantel für Parteinahme nach einer Seite hin.

Nach rechts! Weit über Stresemann und Jarres hinaus — zwei Mitglieder der Gesellschaft für Völkerversöhnung, deren Existenz Frau Freund mit dem Satz andeuten wollte: „Der zwölfte Jahrestag des Kriegsausbruchs ist dadurch gekennzeichnet, daß die offiziellen Vertreter Deutschlands die Plattform des Völkerbundes gefunden haben und sich an die Spitze der Agitation für eine europäische Verständigung stellen." Welchen Satz die Zensur für staatsgefährdend hielt und strich. Ohne zu erkennen, wie wertvoll auch für die Außenpolitik diese Feststellung ist. Genau so wenig gefiel dem Zensor die Bekanntmachung der Tatsache, daß man sich bemüht, das innre Gesicht Deutschlands der nach außen hin betonten friedlichen Gesinnung anzupassen. Wenn man nicht annehmen will, daß dieser Zensor zu denjenigen gehört, denen bei jeder Äußerung deutschen Friedenswillens der Kamm schwillt, dann kann man nur glauben, daß er ein Ignorant ist, dem verboten werden müßte, zu verbieten.

Aber es ist Methode in dieser Zensur, die den Text des bekannten Ponsonby-Briefes der Kriegsdienstverweigerer durchgehen läßt, weil er mit den Beschlüssen der englischen Unabhängigen Arbeiter-Partei in Zusammenhang gebracht wird, wo gegen den Versailler Vertrag, gegen die Kriegsschuldenzahlung, gegen die militärischen Ausnahmebestimmungen Stellung genommen wird, die über Deutschland verhängt sind. Diese Zensur hat System! Sie ist schamloser als die unter Wilhelm: Hetze und Schleimigkeit sind erlaubt, wenn sie chauvinistischen Zwecken dienen. Bekennung der Wahrheit wird verfolgt.

Die Funk-Zensur hat System. Woher stammt dieses System? Die Rundfunk-Gewaltigen berufen sich immer auf das Reichsministerium des Innern. Der Öffentlichkeit sind die Anweisungen des Ministeriums nicht bekannt. Sie hört nur im Rundfunk, daß Aufwärmung der Dolchstoßlüge, Hetze gegen das ehemals feindliche Ausland, Propaganda für den Rüstungswahnsinn nicht verboten sind. Ist die Funk-Zensur auf Anweisung des Ministeriums nur nach links gerichtet? Oder wenden nur die Zensoren die Bestimmungen einseitig an? Gibt es etwa am Ende gar keine Bestimmungen, und herrscht einfach freie Willkür der Rundfunk-Direktoren? Die Direktoren oder der Minister, Herr Braun oder Herr Külz — wer trägt die Verantwortung für diesen Rundfunk?

Guillemins Gespräche mit einem Gläubigen

von Adolf Caspary

Eines Tages taucht im protestantischen Norddeutschland und im „aufgeklärten Berlin" eine kleiner Kaplan auf, und es gibt eine kleine Sensation: die Kirche disputiert und macht mit Argumenten Propaganda für den katholischen Glauben. Die Haltung der Kirche ist immer imponierend, solange sie einen Zeitraum von vierhundert Jahren einfach ignoriert.

Da wird nun, als ob gar nichts geschehen wäre, noch immer die Philosophie, da sie der einzig würdige Gegner des Glaubens ist, auch für einen wirklichen Gegner gehalten, und der Kaplan Fahsel hält philosophische Vorträge. Nun, wenn man sich so einen Vortrag anhört, erfährt man die erste Enttäuschung; denn der rhetorisch äußerst gewandte Kaplan versteht es allzugut, philosophische Gedanken auf das Niveau einer Sonntagspredigt herunterzureden. Gibt es in Sachen des Intellekts eine Moral, so ist bereits dieses Verfahren des Kaplans unehrlich; denn daß das Publikum, das da begeistert klatscht, sich eher von einem Kaplan als von Plato letzte Wahrheit für Leben holen werde, weiß man ohnehin.

Jedoch sieht man sich Fahsels Broschüre ‚Die Überwindung des Pessimismus, eine Auseinandersetzung mit Arthur Schopenhauer' an, so gibt es die zweite Enttäuschung. Denn sie rechtfertigt in vollem Umfange den Verdacht der Seichtheit, in dem jeder „Optimist" im vorhinein steht.

Nun erscheint im Anfang dieses Jahres ein Buch von eben diesem Kaplan: ‚Gespräche mit einem Gottlosen'. Und der Verfasser dieses Buches versteht in der Tat etwas von Philosophie, es erreicht in seinen Gedanken über das Grenzgebiet von Wissen und Glauben stellenweise das hohe Niveau der scholastischen Überlegungen. Wie ist das denkbar? Ein Buch von besondrer Einfachheit und ein Buch von besondrer Geschultheit, ein Buch im Predigtton und das Buch eines philosophierenden Weltmannes —: wie ist das bei demselben Verfasser möglich?

Da kommt dem Leser, der sich grade Gedanken über die Verträglichkeit von Dummheit und Klugheit in einem Kopfe macht, ein Sachverhalt zu Hilfe: er erfährt aus der Welt der Tatsachen, daß der allseits geehrte Kaplan nur zu einem Viertel der Verfasser des von ihm allein beanspruchten Buches ist. Es teilen sich in die Autorschaft der ‚Gespräche mit einem Gottlosen' drei Leute: der lebendige, gegenwärtige Teil und fast die Hälfte der gesamten Darlegungen rührt von dem Schriftsteller Bernard Guillemin her, der die ganze Partie des „Gottlosen" erdacht und das gesamte Buch stilisiert hat; der historische, traditionelle, den Standpunkt des Gläubigen vertretende Teil rührt von Thomas und seinen katholischen Inter-

preten und Nachfolgern her; und lediglich ein ganz dürftiger Rest der Autorschaft, der sich eigentlich nur auf die Kenntnis, Anordnung und Neuformulierung der notwendigen katholischen Zitate beschränkt, gehört dem Kaplan Fahsel.

Und hier interessiert den Leser und die Öffentlichkeit nur eine Sache: dieses Buch ist ziemlich bekannt geworden und wird vermutlich in Zukunft seinem Nichtautor, seinem Namensgeber einige publizistische Bekanntheit sichern. Der Öffentlichkeit gänzlich entzogen ist und bliebe es auch ohne diese Zeilen, daß die aktuellen Fragestellungen des Buches nicht von dem Kaplan, sondern von Einem herrühren, dessen Name von dem literarischen Erfolg ausgeschlossen bleibt.

Wie war das nun? Guillemin muß doch wohl auf seinen literarischen Anteil verzichtet haben und mit seiner Anonymität einverstanden gewesen sein? Nicht so ganz: wir wissen, daß er von dem Kaplan als Vertreter einer verfeinerten Moral zu diesem Verzicht mit listigen Gründen überredet worden ist; daß der Vertreter des Gebotes, daß Geben seliger sei als Nehmen, dem Mitarbeiter seinen Namen abluchste, und daß der „Gottlose" als Vertreter einer unreligiösen und amoralischen Haltung seinen Namen hergab. Wir sind Zeuge eines kleinen Vorfalls, bei dem der Gläubige die Moral des Gottlosen, der Gottlose aber die des Gläubigen vertritt.

Hat denn nun aber nicht der Kaplan offen Farbe bekannt, hat er nicht alle Welt in der Vorrede zu „seinem" Buch darauf aufmerksam gemacht, daß, wie er selbst — „der Kaplan" — eine reale Person ist, so auch sein Mitunterredner — „der Gottlose" — noch außerhalb des geschriebnen Buches eine leibhaftige, beim Einwohnermeldeamt eingetragne Existenz hat? Dazu sagen wir: Nein, er hat sich mit einem Meisterstück von pfäffischer Satzkunst aus dieser Sachlage herauszuwinden versucht, mit einem Vorworts-Satz, der so gebaut ist, daß er, wenn man ihn nach Kenntnis von Guillemins Existenz liest, diese Existenz anzudeuten scheint und so den Schreiber salviert, der aber, vor Kenntnis dieser Existenz gelesen, sie Niemand ahnen lassen kann. Man lese:

„Deshalb sind die Einwände in diesen Gesprächen vom Gläubigen nicht erdacht, ..."

Muß der Ausdruck „nicht erdacht" auf einen realen Mitautor hindeuten? Keineswegs: vieles, das Meiste, was die Dichter schreiben, würden sie als „nicht erdacht", „dem Leben abgelauscht" bezeichnen. Wobei Jeder weiß, daß es doch erdacht ist. Weiter:

„Ja nicht einmal, vom Ungläubigen vernommen, aus dem Gedächtnis hierher gesetzt, ..."

Nachdem man eine Viertelstunde über die grammatische Konstruktion der Wendung „vom Ungläubigen vernommen" nachgedacht und herausbekommen hat, daß „von" nicht den

Ablativ sondern „von — her" bedeutet, merkt man, daß das „aus dem Gedächtnis hinsetzen" zwar den Gegensatz zu einem wirklichen Unterredner zuläßt und vielleicht nahelegt, aber nicht erfordert. Denn der Gegensatz zu „aus dem Gedächtnis hinsetzen" kann auch sein: allgemeingültig ‚gestalten', platonisch schauen. Und diese Auffassungsweise des Lesers wird noch gestärkt durch den Nachsatz:

„... sondern der Ungläubige tritt selbst auf und fragt, wie es ihm beliebt."

„Tritt auf" — ein wunderbarer Terminus, der die Grenze zwischen Realität und Existenz im Kopfe des Dichters (des Kaplans) vorzüglich verwischt. Auch in Dramen und Romanen „tritt man auf", — und kein Mensch, der es nicht schon weiß, hört aus diesem „tritt auf" die Existenz eines realen Mitarbeiters heraus. Die Überraschung der meisten Leser wird diese Erfahrung bestätigen. Und genau Das war beabsichtigt. Ein vorzüglich funktionierendes Unterbewußtsein!

Aus der Schummerigkeit dieses Satzes, der Alles zweifelhaft läßt, gelangt man zum folgenden, der allerdings auch für den Unterrichteten eine objektive Unwahrheit enthält, insofern darin behauptet wird, daß der Ungläubige „Wert darauf" legt, sich als „der Gottlose" zu bezeichnen. Darauf legte der Kaplan Fahsel Wert. Offenbar ist der Satz die Mentalreservation dafür, daß auch der Titel des Buches von Bernard Guillemin stammt.

Eine einzige kurze Überlegung schneidet dem Kaplan jede mögliche Rechtfertigung hinsichtlich dieser Windungen, Drehungen, Doppeldeutigkeiten und Sätze ab. War es denn so ungeheuer schwer, war es denn wirklich ein kaum zu bestehendes Abenteuer, mitzuteilen, daß man einen Mitarbeiter hat — wobei zugegeben sei, daß hier etwas erlaubt sei, was dem Anhänger einer Religion der Liebe eigentlich nicht erlaubt ist: das Opfer eines Namens anzunehmen? Es war gar nicht so schwer; die Aufgabe bestand nur in der christlichen Selbstüberwindung, zum Titel zwei Worte hinzuzuschreiben:

„Meine Gespräche mit einem Gottlosen, Herausgegeben von Hellmut Fahsel."

Bayrisches von Arnold Weiß-Rüthel

Die Halbe kann etwas Ganzes werden.
Der Halbe nimmer.

*

Seine Eigenart schützt den Bayern vor Individualität.

*

Daß Bayern seinen König noch nicht hat, ist durchaus keine politische Erscheinung, sondern lediglich ein bürokratischer Formfehler der zuständigen Behörden.

Tristan Bernard von Arthur Eloesser

Tristan Bernard ist ein sehr liebenswürdiger Mensch und vor allem ein guter Kamerad; in Berlin hielt er auf Reinhardt, von dem er wahrscheinlich nicht viel weiß, eine Rede, so verbindlich und witzig, daß er sich durchaus gestatten durfte, sie in Wien auf Gerhart Hauptmann noch einmal zu halten, von dem er ganz sicher noch weniger weiß. Ein echter Franzose — bestätigten die neuen Freunde in Germaniens Wäldern; denn er hat keine Ahnung von Deutsch. Es gibt nämlich jetzt, sogar unter den Literaten, auch unechte Franzosen, die ausgezeichnet deutsch sprechen, die es aber in Deutschland nicht anbringen können. Unsre immer fleißigen Landsleute mögen auf ihre Konversationsstunde und auf das français tel qu'on le parle nicht gern verzichten. Ich glaube, wenn der liebenswürdige, aber auch bequeme Tristan Bernard durchaus noch eine Sprache lernen müßte, so würde er das Oesterreichische wählen. Es scheint, daß er sich aus Wien kaum wegbringen konnte, und daß er sich da noch mehr als in Berlin zuhause gefühlt hat. Trägt er doch seinen Vollbart so gut wie Hermann Bahr, nicht ganz so lang und patriarchalisch, aber doch mit einer kapuzinischen Fülligkeit und Pfiffigkeit, und trägt er doch auch das überaus gutsitzende Embonpoint eines seßhaften Frühstückers, so gut wie Hermann Bahr, bevor der ein Frühaufsteher wurde und zur Messe ging. Keine Messe wird man für Tristan Bernard singen, viel eher einen Kadosch sagen. Trotzdem scheint er nach den Franzosen echt genug, die keinen Bartels haben, und wenigstens in Kunstdingen noch gar nicht wissen, was eine Rasse ist.

Das sind nun leider schon fast dreißig Jahre, daß ich in Paris die literarische Geburt von Tristan Bernard erlebte mit seinem Schwank L'Anglais tel qu'on le parle, einer harmlos vergnügten Abendunterhaltung. Man kann dort durch einen liebenswürdigen Einakter berühmt werden, während man bei uns zu demselben Zweck einen fünfaktigen, aber streng literarischen Durchfall braucht. Seit jenem Erfolge gibt es den entzückenden Tristan Bernard, obgleich unser Freund, wie das internationale literarische Reisebüro des Herrn Chapiro versichert, auch Dialoge, Novellen, Romane geschrieben hat, die durchaus zu Nachdenklichkeit und melancholischer Weltbetrachtung auffordern. Man traue keinem Vollbart und keinem noch so sanft schwellenden Embonpoint! Derselben Quelle entnehmen wir, daß Tristan Bernard nicht anders als Dostojewski sich wenigstens zu Hause auch eine Hölle mit dämonischen Besessenheiten hält. Wieviel Überwindungen, um mit Nietzsche zu reden, muß ihn sein Heiterkeitsbesitz gekostet haben, bis er zu einer neuen Legende der alten gaité gauloise wurde, bis er zu der umfänglichen Rundheit gedieh, in der ein Rabelais, ein Eulenspiegel und ein sanfterer Voltaire bequemen Platz finden. Wer da hat, dem wird gegeben. Wenn ein Franzose eines guten Witzes ledig wird, will er, daß dieser von Tristan Bernard gemacht sei, und der Liebling vermehrt seine

eigne Legende mit der gutwilligen Versicherung, daß aus solchen Opfergaben auch seine Stücke wie von selbst entstehen. Nur der Name ist echt. Wir werden ihm das glauben müssen, wenn wir an den entzückenden Tristan Bernard weiter glauben sollen.

Nach dieser Verständigung braucht also der in der Komödie stattgehabte Schwank „Die Perle" so wenig von Tristan Bernard zu sein, wie die letzten Sachen, die in den Kammerspielen mit so gefälliger Unauffälligkeit vorübergegangen sind. Wer von seinen tausend Mitarbeitern hat ihm etwa den von hundertjährigen Strapazen ausgerenkten Liebhaber geschenkt, den Harald Paulsen zwischen drei Frauen noch einmal ermüden muß? Wer die Liebhaberin, die kein Gesicht mehr hat, sodaß Carola Toelle eins schneiden muß? Wer den einen aufgeregten Ehemann für Otto Wallburgs Drolligkeit, und wer den magern, stillern, der in der Haut von Falkenstein wie in einem Futteral saß! Die Köchin der verwegnen Valetti mit dem stets aufgeschlagnen Bett trat wohl ganz von selbst aus vielen andern Schwänken in diesen Schwank hinein, der hauptsächlich von der Verwechslung zweier Etagen, zweier Frauen und zweier Köchinnen in demselben Hause lebt. Als Hilfsmotiv arbeitet die Nachbarschaft einer Schießbude, die in Umarmungen und Aufklärungen schreckhaft hineinknallt, um also Eros und Logos noch einmal in Verwirrung zu bringen.

Wer aber war der verwirrte Freund und Berater, der seinem Theater die Erfahrung vorenthielt, daß auch die Zähigkeit des alten französischen Vaudevilles sich seit den Hennequin und Feydeau ausgelebt hat, daß die alte Libertinage von Witz und Erotik nicht einmal standhafte Rollen hervorbringt! Gewiß, die Leute haben auch gelacht, aber man lacht manchmal rein aus physischer Nötigung, ungern und mit etwas beschämten Widerruf, kaum anders, als wenn man geniest hat. Von allen französischen Lustigkeiten hat in den letzten Jahren nur der „Doktor Knock" angeschlagen, in dem von verwechselten Frauen und überhaupt von Frauen kaum die Rede ist. Das gibt zu denken, um zu denken. Wir müssen uns wohl auf eine neue und darum sehr alte Art von Komik gefaßt machen, die zwischen dem Variété und der Charakterkomödie liegt. Das Prinzip hinterließ uns schon Wedekind. An dem Prinzip arbeiten unsre eignen nachdenklichen Dramatiker, und sie werden mit der Durchdringung der Methode in dem Augenblick fertig sein, da ihnen ein minder nachdenklicher Ausländer zuvorgekommen ist.

Zu diesen Anklagebänken

Fällt der Stein auf den Krug, wehe dem Krug; fällt der Krug auf den Stein, wehe dem Krug; es sei, wie es wolle, immer: wehe dem Krug!

Talmud

Barmat und die Andern von Morus

Eine halbe Milliarde Reichsgarantien

Herr Krupp von Bohlen und Halbach, eben noch bedrückt von Unterbilanzen und verzweifelt beim Reich um Hilfe suchend, hat mit helltönender Fanfare bessre Zeiten angekündigt — und schon ist, unter dem Protektorat zweier Großbanken, eine Sechzigmillionenanleihe für Krupp da. Ganz da ist sie allerdings noch nicht, doch man braucht wohl nicht daran zu zweifeln, daß sich bei der Liquidität des Geldmarktes und zu einer Zeit, wo Hypothekenbanken und Stadtschaften schon zum fünfprozentigen Pfandbrief übergehen, für sechsprozentige Kruppobligationen, zu einem Emissionskurs von 93½ Prozent, Käufer finden werden. Dann aber wäre der exakte Beweis dafür erbracht, daß ein Subventionskredit des Reiches für 3—4 Prozent, wie Krupp ihn ungeniert gefordert hatte, vergeudetes Steuergeld und nichts andres gewesen wäre.

Das Reichswirtschaftsministerium, das ja schon drauf und dran war, die Kruppsubvention zu bewilligen und sich erst auf den Protest der Presse und den wirksamern Protest der Vereinigten Stahlwerke eines bessern besann, wird nun vielleicht doch die Lehre daraus ziehen, daß man, ohne den Ruin der deutschen Wirtschaft herbeizuführen, ruhig mit Subventionen etwas vorsichtiger sein kann. Der neue Etat sieht freilich nicht so aus, als ob in der Subventionswirtschaft endlich gebremst werden soll. Zwar sind in das Haushaltsgesetz die auch noch recht dehnbaren Beschlüsse des Reichstags aufgenommen, wonach der Reichsfinanzminister ohne das Plenum des Parlaments Garantien aus Reichsgeldern nur noch übernehmen darf, „sofern durch das Erliegen wichtiger Produktionsanlagen der deutschen Volkswirtschaft schwerer Schaden entstehen würde"; und auch im Etat selbst sucht man, wie früher, die Subventionskonten nach allen Regeln der Kunst zu cachieren. Das ändert aber nichts daran, daß das Reich für die Privatwirtschaft zum Teil noch in letzter Zeit direkte Kredite und Garantien übernommen hat, die annähernd eine halbe Milliarde Mark ausmachen.

Da sind vor allem die Garantien für den Russenkredit, die 105 Millionen Mark erfordern, und die 175 Millionen, die als allgemeine Exportgarantie zur Verfügung stehen und hauptsächlich für das Türken- und Rumänengeschäft Verwendung finden sollen; da sind 30 Millionen Mark für die Winzer hergegeben, 20 Millionen Mark für Stickstofflieferungen, 10 Millionen Mark für Kali- und Zuckerphosphat, 22 Millionen Mark für landwirtschaftliche Motoren, 7,5 Millionen Mark für Flachswirtschaft, 18 Millionen für die oberschlesische Schwerindustrie, 8,5 Millionen Mark für Mannesmann, 7,5 Millionen Mark für die Vulkan-Werft, 6,5 Millionen Mark für die Schichau-Werft — wer nennt die Völker, kennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen? Dazu kommen dann noch 150 Millionen Vorzugsaktien der Reichsbahn, für die das Reich die Dividendengarantie übernommen hat, und manches andre Veilchen, das im Verborgenen blüht.

Gewiß sind diese Gelder nicht, samt und sonders, für das Reich verloren. Auf die Garantien, sagt man, sei bisher noch in keinem Fall zurückgegriffen worden — aber was nicht ist, kann noch werden. Am 30. September dieses Jahres läuft der Winzerkredit ab, von dem das Reich, wenn es Glück hat, einige Fuder Säuerling zurückbekommt. Auch beim Vulkan und einigen andern Subventionen wird es ohne ein blaues Auge nicht abgehen. Es zeugt jedenfalls für den Optimismus Peter Reinholds, daß er als fond perdu für das vom Reich übernommne Risiko nur 15 Millionen Mark in den neuen Etat eingestellt hat. Aber schließlich: wozu gibt es übertragbare und auswechselbare Etatposten in Hülle und Fülle, und wozu gibt es Nachtragsetats, und wozu, nach Marx-Lutherschem Vorbild, Indemnitätsgesetze, wenn man sich schon um solche Kleinigkeiten Gedanken machen soll?

Barmat in Moabit

Diesmal finden die Vorstellungen in den Prachtsälen original moabiter Gotik statt und nicht mehr unter den Renaissancesäulen Wilhelms II. in der Prinz-Albrecht-Straße. Ferner darf nicht geraucht werden, und das Mitbringen von Hunden ist polizeilich verboten. Aber sonst ist es eine höchst konziliante Verhandlung, und wer den Schlaf vor Mittag für den gesündesten hält, sollte ruhig einmal ein paar Morgenstunden beim Barmatprozeß verbringen.

Obwohl man doch erst vierzehn Tage beisammen ist und sich auf neun Monate eingerichtet hat, ist man schon so vertraut miteinander wie auf einem fröhlichen Familientag. Punkt zwölft trifft man sich im alkoholfreien Erfrischungsraum. Nichts von Anklagebank, nichts von den schnauzbärtigen Polizisten, die in Frankreich bei jedem Strafprozeß dem Angeklagten aufsitzen. Ein freundlicher Gerichtsdiener, dessen offner Halskragen die Justizwachtmeisterwürde mit den breiten Achselstücken mildert, macht die Honneurs. An langer Tafel hat der Barmatkonzern mit seinen Rechtsberatern Platz genommen — wenn die Anwälte nicht die Robe tragen würden, könnte mans für eine harmonische Generalversammlung halten. Henry, der kleine Bruder, der kaum wußte, was eine Aktiengesellschaft ist und nun mitbüßen soll. Hellwig, der gescheiteste und gesiebteste unter den Staatsbankleuten, der sich zu den Barmats mehr hingezogen fühlte als zu den eisgrauen Exzellenzen der Seehandlung. Und dann, betreut anstatt von törichten Sozialdemokraten von klugen Advokaten, Julius, der große Barmat. Nein, wir wollen keinen Helden aus ihm machen: er sieht wirklich nur aus wie ein gutgehender Reisender in Posamenten oder allenfalls wie ein kleiner Rechtsanwalt, der in Moabit noch keine rechte Praxis hat.

Am Zeugentisch treten zunächst die Honorationen der Seehandlung auf, die es angerichtet haben: der frühere Staatsbahnpräsident von Dombois, Geheimrat alleraltesten Regimes, ein müder Siebziger, der gewiß niemals viel jünger war und dem das hier, bei aller äußern Korrektheit, offenbar völlig wurst ist. Was kann ihm auch noch groß passieren: solange

der Staat den Lüttwitzen volle Pension zahlt, darf er doch gewiß nicht gegen ehrenwerte Greise vorgehen, die, nun ja, ein bißchen leichtfertig zwanzig, dreißig Millionen öffentlicher Gelder hergegeben und die Preußische Seehandlung haben verschlampen lassen. Anders der jetzige Staatsbankpräsident, dem der letzte, aber nicht geringre Teil des Barmatskandals, zur Last fällt. Zwar hat auch er die ersten beiden Barmatjahre gut überstanden. Der Landtag hat, nach hundert stürmischen Inquisitionssitzungen, diesem Hauptverantwortlichen volle Absolution erteilt — aber man kann nie wissen. Verschüchtert und ängstlich, wie stets, macht er seine Aussage, bis er an die Stelle kommt, wo man ihm persönlich irgendeine Verantwortung zuschieben könnte. Da setzt er sich in Positur und kämpft wie ein Löwe; was sage ich, wie ein Löwe? Wie ein Subalterner, der in die nächste Gehaltsstufe kommen will. Solange der Staat solche Obersekretäre hat, kann es uns nicht schlecht ergehn. Schade nur, daß Herr Schroeder Staatsbankpräsident geworden ist und daß er vorher immerhin Staatssekretär im Reichfinanzministerium war und dort als erster Finanzexperte des Inflationsministers Hermes dem deutschen Volke mehr gekostet hat als die paar lumpigen Barmatmillionen.

Über den Niederungen der Angeklagten, der Verteidiger und der Zeugen thront, nach deutschem, nur nach deutschem Rechtsbrauch im gleichen Range mit der Staatsanwaltschaft, der hohe Gerichtshof. Aber wenigstens dokumentiert dieses Richterkollegium das Thronen nicht schärfer, als es unvermeidlich ist. Mit großer Gewandtheit und gleichmäßiger Liebenswürdigkeit nach allen Seiten präsidiert der Landgerichtsdirektor Neumann. Ein neuer bon juge, der für die verfolgte Unschuld und selbst für die verfolgte Schuld des Herzens voll ist? Dazu geht ihm die Suada zu ölig von den Lippen. Aber ein sehr beachtenswerter Herr, der gewiß erst dann Überraschungen zeitigen könnte, wenn Presse und Publikum, übermüdet vom dritten Barmatjahr, das Lokal verlassen und niemand ihn mehr beachtet. Und Müdewerden ist die große Gefahr dieses Prozesses, der immerhin eine so wichtige und üble Staatsaffäre behandelt, daß einige Wachsamkeit vonnöten ist — auch wenn vielleicht nicht die wirklichen und bestimmt nicht alle Schuldigen auf der Anklagebank sitzen.

S. J.

Zwischen Calabrien und Malta

28. Januar. Meeresstille und glückliche Fahrt und mein vierundzwanzigster Geburtstag. Weißt Du noch: voriges Jahr? Tempora ... Vorhin las ich bei Goethe: „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie immer sei, macht zuletzt bankerott." Mich werden jetzt viele, die meisten, bankerott nennen. Ich bin es nur pekuniär. Mein Großvater — an den ich heute auch deshalb denke, weil ich mir zu meinem Geburtstag immer eine deutsche Reichsmark von ihm abholen durfte — war ein frommer Jude, der bei jedem Schicksalsschlage gottergeben ausrief: Gam se letauwo — alles zum Guten! Auch dies ist zum Guten. Ich glaube an die tiefe Gesetzmäßigkeit dieses Vorgangs. Ich glaube, daß alles im Leben seinen Preis hat.

Der Fall S. J.

Bemerkungen

Ein einfacher Lehrer

Neulich hat ein Gemeindeschullehrer vor dem Schöffengericht gestanden, weil er dem Zoologischen Museum der Berliner Universität und der Entomologischen Gesellschaft Bücher und Insektenpräparate entwendet hatte. Der Mann war offenbar überarbeitet, hat seine Delikte in maßloser Überreizung begangen, ohne irgendwelchen pekuniären Nutzen, aber er wurde trotzdem freigesprochen.

Bei der Zeugenvernehmung stellte sich heraus, daß der Lehrer eine Kapazität der Naturforschung war — er hat aus Lust und Liebe zur Sache, aus wissenschaftlichem Ehrgeiz den Universitätszoologen Jahre lang geholfen und wertvolle Mitarbeit geleistet. Darüber wurde der Kustos des Zoologischen Museums vernommen, Herr Kuntze. Herr Kuntze:

„Der Angeklagte hat für seine Tätigkeit keinerlei Vergütung erhalten, aber es war für ihn, als einfachen Lehrer, doch eine große Ehre, daß er für das Museum Forschungsreisen ausführen durfte ...'

So siehst du aus. Wer den grenzenlosen Hochmut kennt, mit dem diese studierten Kuntzes auf die „einfachen Volksschullehrer" heruntersehen, wird die Melodie dieses Satzes abschmecken können. Es besteht ja doch nicht der geringste Grund, die Arbeit eines kenntnisreichen Lehrers etwa geringer einzuschätzen als die von Universitätsprofessoren — aber während die Resultate dieser Aufopferung den Professoren gehören, ist die Ehre ganz auf seiner Seite. Er „durfte" für die Hochmögenden arbeiten, er durfte lange Jahre lang seine Freizeit opfern — und dafür bekommt er nur auf die Schulter geklopft.

Kuntze ist richtig, und die Volksschullehrer dürfen sich bei ihm bedanken: so klar hats vor ihm noch Keiner gesagt.

Schade, daß die Volksschullehrer solchen Examensbrüdern den Gefallen tun, eine Überlegenheit anzuerkennen, die wesentlich in Zeugnissen, Diplomen und Titeln, aber weniger in der Leistung liegt. Der ganze Volksschullehrerstand geht, in durchaus falscher Empfindlichkeit, hoch, wenn Einer mit dem Abiturium die Nase über sie rümpft. Sie sollten ihn auslachen. Denn Kinder gut zu erziehen ist viel schwerer, als den Kustos zu spielen, und Generationen heranzubilden wertvoller, als ein kümmerliches Stellchen in einem kümmerlichen Universitätsklüngel auszufüllen. Das Honorar der Ehre sollten sich die Lehrer verbitten, ohne in den gleichen Fehler wie die Hochmögenden zu fallen: nun für ihr Teil eine „Standesehre" zu stabilisieren.

Was aber Kuntzen betrifft: es war selbstverständlich eine Ehre für das Museum, daß ihm Einer eine Arbeit besorgt hat, für die es offenbar keinen geeigneten Mann in den eignen Reihen gefunden hatte. Auch, wenn es nur ein einfacher Lehrer war.

Ignaz Wrobel

Der Germane Mussolini

Es gibt immer noch Leute bei uns, die, weil wir über gar keine allgemeinen Sorgen verfügen, ihre besondern haben. Geldknappheit? Arbeitslosigkeit? Fürstenabfindung? Schundgesetz? Justizmorde? Reichswehrskandal? Vor allen Dingen muß am deutschen Wesen die (selbstverständlich außerdeutsche) Welt genesen. Das ist die Hauptsache und -sorge. Alles, was ein bißchen was ist, was irgendwie und irgendwo Bedeutung hat, muß deutschen Ursprungs sein; jeder Weltrekordmann muß zum mindesten germanisches Blut in den Adern haben.

Den Weltrekord der „starken Faust" hält bekanntlich Benito Mussolini. Daß grade auf diesem

Gebiet des politischen Kraft-hubertums, das unsern Rasselbolden so teuer ist, ein Vollblutwelscher den Vorrang haben sollte, das ging denn doch auf die Dauer nicht an. Waren nicht Dante und Michelangelo, Leonardo und Ariost wissenschaftlich längst belegte Germanenstämmlinge? Ein Wunder, wenn der Duce nicht auch einer wäre! Und so wurden denn Folianten gewälzt, Pergamente durchstöbert, und siehe da: schon stieß man im dreizehnten Jahrhundert auf den westfälischen Ritter Eginulf Muselin, dessen Nachkommen sich in der Romagna festgesetzt und gegen die Ghibellinen gekämpft haben sollen. Mussolini aber ist bekanntlich aus Forli, und Forli liegt in der Romagna. Quod erat demonstrandum.

Demonstriert von Professor Schäfer aus Berlin. Ob Dietrich, weiß ich nicht; vielleicht ist der auch schon tot. Denn meine eigne Wissenschaft habe ich nur aus den italienischen Zeitungen. Und die lachen sich einen Ast, soweit sie nicht die Gelegenheit wahrnehmen, pathetisch zu wettern über die „prepotenza teutonica", der nicht einmal das hundertprozentige Romanentum des neuen Caesar heilig ist. Die Gelegenheiten, uns lächerlich zu machen, sind die einzigen, die wir nicht verpassen.

Mit der Etymologie Muselin—Mussolini verhält es sich vermutlich nicht viel anders als mit lucus a non lucendo. Muselin ist, meinen bescheidnen mittelhochdeutschen Kenntnissen nach, das neuhochdeutsche Mäuslein. Nun, mit einem bescheiden wispernden Mäuslein hat der Duce wohl nicht allzuviel Ähnlichkeit. Hätte für den Professor Schäfer, wenn er schon auf die Etymologie zurückgriff und, was sein gutes philologisches Recht ist, dem Doppel-S keine Beachtung schenkte, nicht doch vielleicht die Ableitung aus dem Italienischen näher gelegen? Es gibt nämlich auch ein italienisches Wort muso, zu Deutsch: Schnauze. Mus(s)olino bedeutet demnach: ein Schnäuzchen; ein kleines, niedliches Schnäuzlein. Lucus a non lucendo.

Meridionalis

Ist Genf der Friede?

Von Kurt Hiller erscheint als Broschüre eine Kongreßrede ‚Ist Genf der Friede?', und zwar im Verlag von Hensel, Berlin. Diese Rede ist gut: nämlich eine juristisch scharfe, ethisch klare und politisch eindeutige Anwendung seiner Maxime, Friedenskampf und soziale Revolution zu verbinden.

Das Programm jener Gruppe revolutionärer Pazifisten, deren Führer er ist, wird hier mit nüchternem Pathos lebendig gemacht. Sein Ergebnis lautet: Genf ist wohl eine Erschwerung der Kriege, aber es ist nicht der Friede. Denn ohne Universalität des Bundes, ohne Welt-Abrüstung, ohne Ächtung aller Kriege, ohne organisierte Dienst- und Arbeitsverweigerung, ohne revolutionäre Aktion erscheint ihm Genf und der ganze organisatorische Pazifismus unverbindlich, ja lächerlich. Erst dann wird er „als Methode des Kampfs gegen den Mord ausreichen, wenn ihm die Organisation einer Weltgesellschaft von Staaten gelungen sein wird, die ihre Kinder nicht mehr töten." Willst Du heute den ewigen Frieden, dann rüste die rote Revolution, ... Das ist letzten Endes die Lehre dieses Mannes.

Man kann, etwas radikaler noch, das genfer Institut als ein neutrales Bureau des Weltimperialismus, seine Arbeit bei den Konflikten der Großen als eine Farce, bei denen der Kleinen als etwas Gleichgültiges bezeichnen. Man kann an dieser wie an jener Behauptung herumrechnen, kann vor Allem sagen, daß mit und ohne den genfer Geist das Verhängnis gleich unabwendbar heransaust. Ohne ... nun Das ist klar. Aber auch mit! Denn dann wird dieses Deutschland in zehn, zwanzig Jahren ein europäischer Industriestaat allerstärkster Kapazität und als ka-

pitalistischer Staat genötigt sein, diesen ungeheuern gespeicherten Kräften in der längst ausgebeuteten, aufgeteilten und kaum mehr niederzuhaltenden Vasallenwelt der Andern einen Raum zu schaffen: für seinen Umsatz, für seine Produktion, für die Steigerung seiner Profitrate und die Verlängerung der proletarischen Schonzeit zur Vermeidung einer sozialen Revolution. Der Versuch aber wird nur mit der Gewalt der Gifte und Granaten noch möglich sein. Der mörderische Wahnsinn eines neuen Riesenkrieges umkreist also — auch von den Geistern Locarnos, Thoirys und Genfs nur gefördert — die kapitalistische Erde. Und man ist wohl kein Phantast, wenn man als Stichtag der sozialistischen Revolution den Tag nennt, an dem dies neue Morden beginnen soll: versagt sie in dieser Stunde, dann wandelt sich die zugedeckte Anarchie von heute zum offnen Chaos von morgen; greift sie durch, dann wird aus dem letzten teuern Blut der Friede kommen, wird das Recht auf Leben für immer gesichert sein und dieses Leben langsam seiner würdig werden.

Das wäre eine rasche Kritik der Ergebnisse. Aber hinter der logischen Mathematik, hinter der ethischen Spekulation und der taktischen Tüftelei lebt hier ein Mensch, den es ein zweites Mal unter den deutschen Zeitgenossen nicht gibt. Auf die Frage, wem er einen imaginären Nobelpreis für literarische Friedensarbeit zuerkennen würde, hat Siegfried Jacobsohn in seinen letzten Tagen knapp und klar geantwortet: Kurt Hiller! Ich, dessen Stimme im Konklave Karl Kraus zunächst genannt hätte, habe vor diesem Votum, das nun von drüben kommt, allen Respekt. Denn es ist der Dank an einen Europäer, dessen Wesen eine seltene und edle Synthese ist von rationaler Tüchtigkeit, ethischer Tiefe und lebendiger Teilnahme an den Sorgen jedes Geschundnen.

Alfons Steiniger

Der Spesenzylinder

Wer ihn nicht gekannt hat, dem muß man erst sagen, daß Siegfried Bryk, den nun auch schon seit fast drei Jahren der Rasen deckt, der stellvertretende Chefredakteur des Berliner Tageblattes war; denn nach außen trat er nie in Erscheinung. Was er für das Blatt bedeutet hat, weiß jeder, der ihn kannte. Bevor er zum B.T. kam, war Bryk bei Scherl, und für den Lokalanzeiger fuhr er eines Tages nach Paris. Er sollte nur kurze Zeit bleiben und rüstete sich entsprechend aus. Zufällig starb grade ein Großwürdenträger der Republik, und er mußte an der Trauerfeier teilnehmen. Einen Zylinder hatte er nicht im Gepäck, also kaufte er sich einen, und als er ein paar Tage später wieder in Berlin war, stand auf der Spesenrechnung:

Ein Zylinder ... 30 Francs.

Umgehend schickte der Verlag die Rechnung mit der Frage zurück, wozu er denn den Zylinder benötigt habe. Bryk gab die notwendigen Erläuterungen. Aber der Verlagsdirektor schüttelte nur den Kopf: nein, das gehe nicht, den Zylinder müsse er selbst bezahlen. Bryk dachte gar nicht daran, und nach einigem Streiten erklärte der Verlag sich bereit, die 30 Francs herzugeben, aber dann müsse Bryk den Zylinder abliefern. Was er auch tat.

Acht Tage später kam er in die Honorarabteilung und sah dort seinen Zylinderhut säuberlich verpackt stehen. Wißbegierig, wie der Journalist nun einmal sein muß, erkundigte er sich: „Was machen Sie nun mit dem Zylinder?"

„Den verkaufen wir."

„Na, und was kriegen Sie dafür?"

„Vielleicht 3 Mark!"

„Gemacht!" schrie Bryk, griff in die Tasche, warf drei Mark auf den Tisch, daß es krachte, und ging mit dem wohlerworbnen Zylinder ab.

Martin Bern

Stegreiftheater

Vor einigen Jahren hat man im zweiten Stock eines wiener Hauses, das an einer sehr belebten Straße stand, eine junge, schöne Mörderin verhaften wollen. Sie entriß sich aber den Händen der Polizisten und sprang durch die geschlossnen Fensterscheiben auf die Straße hinunter, wo sie, ohne sich irgendeinen Schaden zugefügt zu haben, zwischen den erschreckten Passanten davonlief. Das war eine Affekthandlung, wie sie nur aus dem Urinstinkt einer Frau kommen konnte und glücken mußte. Übrigens hat man diese Frau erst zwei Tage später erwischt, als sie sich in ein sehr geschickt und bedachtsam ausgewähltes Versteck begeben wollte.

Vor einiger Zeit ist in Berlin Dieses geschehn: Eine ausgezeichnete, im Wintergarten auftretende Artistin sprang gleichfalls vom zweiten Stock eines Hauses auf die belebte Straße hinunter. Eine Flucht? Ein Selbstmord? Keineswegs. Sie machte eine tiefe Kniebeuge und ging weiter, wie wenn nichts geschehen wäre. Weshalb tat sie dies? Aus dem gleichen Motiv wie unzählige Male vorher im Zirkus und im Kino. Aber ins Kino und in den Zirkus gehen die Leute, um dergleichen Dinge zu sehen, das Moment der Überraschung fiel im Laufe der Zeiten weg, und die Kunst wurde langweilig. So sprang sie einmal mitten ins Leben hinein, improvisiert, mitten in die vom Verkehr durchtoste Straße, ganz wie jene Mörderin, die das Selbe aus Not zustande gebracht hatte. Und doch war demgegenüber, was die Artistin machte, höchste Kunst, aus freiem Willen geboren und aus genauer Berechnung, ob die Fensterscheiben schneiden würden, ob die vorüberrasenden Autos eine Gefahr bedeuteten — sie wartete sogar, bis die dicke Dame mit den Paketen unten vorüber war, wollte aber den Jüngling mit dem dumm-eleganten Aussehen noch erschrecken. Und die Wirkung auf das Publikum? Die Leute waren erschüttert und erschrocken, ganz wie damals in Wien, beruhigten sich aber sofort, als sie einsahen, daß es Theater war, was sie erlebten, ein herrliches, an der Grenze des Lebens stehendes Theater, wie sie es stärker in keinem wirklichen gesehen hatten, und waren endlich so begeistert, daß die Künstlerin ruhig hätte absammeln können.

Das, meine Herrschaften, ist die Idee des Stegreiftheaters. Die heute gebräuchlichsten Formen der darstellenden Kunst sind langweilig geworden, das Leben ist aufregender — warum soll man nicht wieder auf der Straße Komödie spielen?

Wenn sich die Leute auf der Straße drängen, angesichts Zweier, die sich heftig streiten, und mit größerm Interesse, größrer Gespanntheit, als sie je für irgendeine Kunst aufbringen könnten, die aufregenden Phasen dieses Streites verfolgen — um wieviel stärker ist dann noch die Wirkung, wenn die beiden Streitenden sich einigen und den erstaunten Zuschauern erklären, Alles sei nur Komödie gewesen und die Zuschauergebühren seien post festum zu entrichten?

In dieser Richtung laufen neue Wege der darstellenden Kunst. Witz, Phantasie und Geistesgegenwart, Eigenschaften, die ein Darsteller bisher nur in Ausnahmefällen gebrauchen konnte, werden zu unbedingten Voraussetzungen.

Die Bewegung ging von Wien aus, wo es für sie bereits eine Schule und ein Theater gibt.

Uns interessiert nicht, ob sie vor Jahrhunderten schon einmal da war, und was sie damals bedeutete. Uns interessiert, in welche Zukunft sie führt. Aber darüber richtige Vermutungen zu hegen, liegt wohl außerhalb des Bereiches der Möglichkeit.

Wichtig ist, daß sie da ist und wunderbare und interessante Möglichkeiten zeigt.

Hans Kafka

Blütenlese aus „Babbitt“

Aber er hatte keine Zigarettendose. Zufällig hatte ihm nie jemand eine geschenkt, so war er nicht daran gewöhnt und betrachtete Leute, die Zigarettendosen trugen, als verweichlicht.

*

Dittlefields größter Wert lag in dem geistigen Vorbild, das er bot. Er bekräftigte die Geschäftsleute in ihrem Glauben. Fühlten sie nur leidenschaftlich und instinktiv, daß ihr geschäftliches und privates Tun und Lassen tadellos war, so bewies es ihnen Dr. Howard Littlefield aus der Geschichte, aus der Volkswirtschaftskunde und aus den Bekenntnissen der Neuradikalen.

*

Er war verzweifelt, daß er die Wertschätzung seiner Angestellten verloren hatte, um die jeder Arbeitgeber buhlt.

*

Er stand an der Schlafveranda und machte seine täglichen Turnübungen; Arme zwei Minuten lang wagerecht stoßen, zwei Minuten lang senkrecht stoßen; dabei murmelte er: „Sollte wirklich mehr Bewegung machen, um nicht so dick zu werden!“, dann ging er hinein, um nachzusehen, ob er zum Abendessen einen frischen Kragen anziehen müsse. Wie gewöhnlich, schien es nicht nötig zu sein.

*

Diese stets wiederkehrenden Anzeigen der verschiedensten Waren — Zahnpasten, Socken, Pneus, photographische Apparate, Schnellsieder — waren seine Symbole und seine verläßlichen Gutachten; sie waren erst Zeichen, später Ersatzmaterial für Freude, Leidenschaft, Weisheit.

*

Sie war ein Kreuzfahrer, und wie jeder Kreuzfahrer frohlockte sie über die günstige Gelegenheit, im Namen der Tugend Böses tun zu dürfen.

*

Ein Mann kam aus dem benachbarten Abteil herein, da aber alle Stühle besetzt waren, rauchte er seine Zigarette stehend. Er war ein Outsider; er gehörte nicht zu den erbangesessenen Familien des Raucherabteils. Sie blickten ihn ausdruckslos an, und nachdem er sich bemüht hatte, ungezwungen zu erscheinen, und sein Kinn im Spiegel betrachtet hatte, gab er den ungleichen Kampf auf und verschwand wortlos.

*

Babbitt duldete die Gefälligkeiten mit der Herablassung, die man einer gewissenhaften Pflegerin stets zuteil werden läßt.

*

(Baseball.) Aber dieser Sport gehörte mit zu den Pflichten seines Klans und war ein bequemes Ventil für die mörderischen und parteiischen Instinkte Babbitts, die er als „Patriotismus“ und „Liebe zum Sport“ bezeichnete.

*

Er war der geschäftigste Mann dort; er war so geschäftig, daß er gar nichts erledigte.

*

(Revue.) Sie saßen in einer Loge des Varietétheaters, rauchten auffällige Zigarren und hatten die Füße auf die Brüstung gelegt, während ein Chor von zwanzig angestrichenen, vergrämten und unausrottbar anständigen Großmüttern ihre Beine in anfängerhaften Tanzbewegungen schwangen und ein semitisch aussehender Schauspieler sich boshaft über die Juden lustig machte.

*

(Alte Schulkameraden.) Sie waren bemüht, begeistert und intim zu sein. Sie machten aufeinander genau denselben Eindruck wie in ihren Universitätstagen, den Eindruck von unreifen Knaben, deren Schnurrbärte, Kahlköpfe, Schmerbäuche und Runzeln nur fidele Verkleidung für einen lustigen Abend waren.

*

Die Männer lehnten sich auf ihren Absätzen zurück, steckten die Hände in die Hosentaschen und verkündeten ihre Ansichten mit jener tönenden Gründlichkeit, die man bei den Herren der Schöpfung immer findet, wenn sie ein abgedroschnes Urteil wiederholen, über irgend etwas, von dem sie keinen blassen Schimmer haben.

Sinclar Lewis

Oper einst und jetzt

In der ‚Monde Artiste' von 1894 entdeckte ich folgende Aufstellung:

Voici les recettes encaissées à l'Opéra-Comique pendant le mois qui vient de s'écouler:

1.	Falstaff	8,920
2.	Mignon	4.466
3.	Le portrait de Manon	3.114
3.	Richard Coeur-de-Lion	2.539
4.	Falstaff	8.795
5.	Mignon	2.998
6.	Falstaff	8.932
7.	Mignon	4.238
8.	Falstaff	8.986
9.	Phryné	3.219
10.	Mignon	4.289
11.	Falstaff	8.746
12.	Phryné	2.537
13.	Falstaff	9.017
14.	Carmen	6.035
15.	Falstaff	8.837
16.	Falstaff	8.650
17.	Carmen	2.267
18.	Phryné	1.816
19.	Falstaff	8.505
20.	Mignon	4.351

Man denke sich heute ein Theater, daß in 20 Tagen 9 mal Verdis „Falstaff" spielt und mit jeder dieser Aufführungen die zwei- bis dreifache Einnahme einer „Mignon"-Vorstellung erzielt! Glückliches Frankreich von 1894!

Herbert Scheffler

Ostfriesland

Nach einer Verordnung des Oldenburger Ministeriums darf Zucht- und Nutzvieh jeglicher Art fortab nicht mehr, wie es bisher üblich war, nach bekannten hochstehenden Persönlichkeiten benannt werden. So hieß ein hervorragender Stier des Oldenburgischen Ammerlandes „Hindenburg", jetzt führt er den Namen „Gerold V". Anlaß zu der ministeriellen Verfügung war folgendes Inserat eines bekannten Hochzüchters: „Mein prämiierter Mussolini, das große Schwein, deckt für zwanzig Mark."

Hamburger Anzeiger

Kindermündchen

„Was willst Du denn einmal werden, Hänschen?"
„Soldat, Onkel!"
„Und wenn Du nicht Soldat wirst?"
„Schlächter —!"

Dieses Kind sollte in Sachsen oder Thüringen einmarschieren.

Liebe Weltbühne!

Als die Tänzerin Grit Hegesa neulich im Auto von Frankreich nach Deutschland kam, hatte sie an der luxemburgischen Grenze mit dem deutschen Zoll ein rechtes Theater. Erst war die Barriere geschlossen, weil es nachts war, und dann war der Mann, der sie aufmachen sollte, nicht aus dem Bett zu kriegen, und dann gab es ein noch größres Hallo wegen der zu zahlenden Gebühren. „Französisches Geld nehmen wir nicht!" — „Aber sie können es doch hier wechseln..." — „Wir nehmen aber kein französisches Geld! Das haben wir nicht nötig!" Herum mit dem Auto, zurück nach Luxemburg. Kleine Unterhaltung mit einem luxemburgischen Gastwirt, der sofort und bereitwillig Geld wechselt. Zurück zur Grenze. Berappung. „Und nun will ich Ihnen mal was sagen", sagt Frau Hegesa zu dem Beamten. „Ich komme hier mit einem deutschen Wagen nach Deutschland herein, Sie machen mir solche Schwierigkeiten, und da drüben in Luxemburg bekomme ich ohne weiters mein Geld gewechselt, ohne daß die Leute etwas daran verdienen?" „Ja", sagt der Beamte, „da drüben herrscht aber auch eine schöne Sauwirtschaft —!"

Antworten

Treuer Freund. Am 28. Januar wäre Siegfried Jacobsohn sechsundvierzig Jahre alt geworden. Er selbst glitt über seine eignen Geburtstage rasch hinweg: für diesen glücklichsten aller Menschen war jeder Tag einer. Wenn ichs noch nicht gewußt hätte, so springt mir jetzt aus allen alten Briefen, Manuskripten und Notizzetteln die ungeheure Vitalität dieses Mannes noch einmal entgegen. Er war gar nicht sechsundvierzig Jahre. Er war jung, wie man es mit zwanzig, und weise, wie man es mit sechzig ist. Auf einem Blättchen, auf dem französische Zitate in seiner fetten, krausen Schrift stehen, findet sich auch jener Satz, der da besagt: „Talent ist nichts als eine lange Geduld!" Die hatte er in vollem Maße; sie meisterte seine fast fiebernde Arbeitskraft wie die Unruhe eine Uhrfeder. Auf einen leeren Geburtstagstisch kann ich nichts legen als die treue Gesinnung seiner Freunde und Mitarbeiter.

Berliner. Wenn Dein Polizei-Vizepräsident Friedensburg fragt: „Was fehlt am Weltstadtcharakter Berlins?" so kann man nur antworten: Alles. Er selbst sieht ja erfreulich viel: die mangelnde Disziplin der Fußgänger und Chauffeure, die völlige Ahnungslosigkeit dafür, daß Höflichkeit im Verkehr einfach praktischer ist als Rüpelei, den kleinbürgerlichen Zug, den Mangel an Gemeinsinn . . . Aber wenn er dann sagt: „Das Beiwort der Weltstadt kann man Berlin nicht bestreiten; der Potsdamer Platz und der Bahnhof Friedrichstraße, die Gegend um die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und das Leben am und um den Alexanderplatz wären in einer Provinzstadt nicht denkbar" — so muß man zunächst die Provinzstadt beneiden, daß sie noch keinen so lächerlich überorganisierten Straßenverkehr hat, der nicht da ist. Außerdem mag bemerkt werden, daß eine Weltstadt nicht nur im Abstand von Glogau ihre Definition findet. Immerhin berechtigen solche Ausstellungen weder den Herrn Eugen Diederichs noch den Trockendichter Paul Ernst dazu, in der Deutschen Allgemeinen Zeitung so gegen Berlin zu schelten, wie es wieder nur die Provinz fertig bekommt. Man braucht Berlin nicht zu lieben. Aber dieser verquetschte Ton beleidigter Spießer reicht nicht einmal bis zum Ratskeller herauf. „Negativ, ehrfurchtslos, fest in sich wurzelnd, widerwärtige Eigenschaften der Großstadt . . .". So gehts also nicht, denn es kommt immer darauf an, wer schilt. Wenn solche Brüder das tun, dann stehe ich fest und treu zu meinem Berlin. Wir dürfen Muttern gelegentlich eine auswischen. Die nicht.

Frau Hölz. Wie die „Rote Hilfe" mitteilt, hat man ein Weihnachtspaket, das für Max Hölz bestimmt war, mit der Begründung zurückgeschickt, es sei nicht mehr als eine Weihnachtssendung zulässig, und diese eine habe er bereits von Ihnen, seiner Frau, erhalten. Zu gleicher Zeit haben aber die in den Zuchthäusern Brieg und Görlitz inhaftierten Rathenau-Attentäter Günther und von Wagemuth alle Pakete, die angekommen sind, ausgeliefert bekommen; auch langen ununterbrochen Eß-Sendungen aller Art an, von denen keine zurückgeht. Der verantwortliche Beamte, der Max Hölz in dieser Weise belästigt, wird Karriere machen, und Ihr Mann darf für ein Verbrechen sitzen, das er nicht begangen hat. Dies alles dafür, daß Max Hölz fast der einzige Mann in Deutschland gewesen ist, der diesen Richtern vor Gericht Das ins Gesicht gesagt hat, was sie verdienen.

Atta. Ihre Frage, ob jemand etwas von einer Gedenkfeier und Erinnerungsartikeln von seiten der SPD. anläßlich des hundertjährigen Geburtstages Wilhelm Liebknechts gehört habe, war unnötig. Die sozialdemokratische Presse hat von diesem Jubiläumstag in würdiger Weise Notiz genommen, und dieser Vorgang ist also

kein Anlaß, der Partei Vorwürfe zu machen. Mein glossierender Schlußsatz, der auf dieser falschen Voraussetzung beruhte, war unberechtigt.

Kranzspende S. J. Sonnenfeld W. 3 Mark, Dr. Meseritz 10 Mark, M. Dillingen 3 Mark.

Arthur Seehof. In Nummer 46 der „Weltbühne" haben Sie das Preußische Justizministerium gebeten, Ihre Angaben über das Verhalten des Gefängnisdirektors von Neumünster zu dementieren. Das ist nun nicht geschehen, sondern etwas Erfreulicheres. Der Freund des Rathenau-Mörders Brandt, der Gefängnisdirektor von Neumünster ist, wie der Amtliche Preußische Pressedienst mitteilt, seines Amtes enthoben worden. Ferner sind Untersuchungen eingeleitet und Disziplinarmaßnahmen angedroht. Jetzt möchten Sie gern noch wissen, wo sich der Oberleutnant Brandt, der bis jetzt nur einen Bruchteil seiner „Strafen" abgesessen hat, aufhält. Ist er tatsächlich und endgültig aus der Haft entlassen worden? Oder ist seine Entlassung durch die Entlassung des Gefängnisdirektors von Neumünster rückgängig gemacht? Und weil Sie grade dabei sind: Kann das Justizministerium auch eine Erklärung für die Haftentlassung des Kaufmannes Seidenstücker geben? Dieser Wiking-Bündler war wegen Schändung des alten israelitischen Friedhofes zu Erfurt zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt worden. Er wurde vor kurzem heimlich, still und leise aus der Strafhaft beurlaubt, und jetzt ist ihm, wie die Erfurter „Tribüne" meldet, der Rest der Strafe — ein Jahr — geschenkt worden. Sicher wegen der andern israelitischen Friedhöfe. Wer ist für die Entlassung des Mannes verantwortlich?

Lesesaal-Leiter. Da kann Ihnen geholfen werden. Die kleinen Wagenladungen von Zeitschriften, die meine Mitarbeiter und ich durchgesehen und benutzt haben, stehen Ihnen gern zur Verfügung, weil es sich bei Ihren Besuchern um Angestellte und Arbeiter handelt. Vielleicht setzen Sie sich einmal mit mir in Verbindung; sie brauchen nicht der Einzige zu sein.

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich Montag, den 31. Januar 1927, abends ½9 Uhr, im neuen Lokal „Café Fürstenhof, Marienstraße 7, I. Stock".

Stockholmer. Vor dem „Deutschen Hülfsverein 1876" ist zu warnen. Er ist eine nationalistische Vereinigung, die zum Beispiel in ihrem Bericht eines Jubiläums im Jahre 1926 Geschichtslügen verbreitet und ihre Festsäle mit einer Fahne schmückt, die Deutschland in das tiefste Unglück gestoßen hat. Treten Sie diesem Hurraverein nicht bei.

Schriftsteller. Gegen die Praxis des „Luxemburger Wortes", Sie kostenlos nachzudrucken, gibt es keine Rechtsmittel. Nach luxemburgischen Recht sind Zeitungsartikel, die nicht ausdrücklich den Vermerk „Nachdruck verboten" tragen, nicht geschützt. Davon lebt offenbar diese Luxemburger Zeitung; ihr unkollegiales Verhalten gegen deutsche Schriftsteller sollte uns jede Beziehung mit diesem Papier verbieten.

Heinrich Glogauer. Sie bitten die Weltbühnenleser aus Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg und Umgegend, sich mit Ihnen zur Veranstaltung von Diskussionsstunden in Verbindung zu setzen, und geben Ihre Adresse an: Mikultschütz, O.-Schl., Schwerinstr. 1.

Alter Herr. Sie haben Recht: die Leute haben keine Tuchfühlung, und wenn nicht Strafexerzieren mit „Augen rechts!" angesetzt wird, bekommen wir kein Kabinett. Dies aber ist die politische Forderung der Stunde: bis zum Presseball muß die Regierung fertig sein. Das können die beteiligten Damen verlangen.

Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin, Genthiner Straße 22. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin: 11958. Es wird gebeten, Manuskripten Rückporto beizulegen. Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112, Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Opposition? von Carl v. Ossietzky

„Hier stehe ich. Ich möchte fast sagen: ich kann nicht anders." *Hergt*

In der gesamten europäischen Politik herrscht zur Zeit ein offenkundiger Talentmangel. Auch in England, dem mit politischen Begabungen ehemals oft überreich gesegneten England, wachsen die Führergestalten heute nicht mehr wild. Aber in Deutschland steht es ganz besonders schlimm: hier wird nicht einmal mehr mäßiger Durchschnitt produziert. Der baylonische Wirrwarr um die Regierungsbildung läßt sich viel eher auf eine ziemlich gleich verteilte überfraktionelle Unzulänglichkeit zurückführen als auf besonders ränkevolle Manipulationen der Deutschnationalen und ihrer Helfer. Auch die Rechte, die noch leidlich geschickt begonnen hat, kompromittiert sich jetzt, indem sie ihre Differenzen zwischen Appetit nach Ämtern und eingefrorener royalistischer Überzeugung öffentlich austrägt. Trotzdem wirken Westarps naive Jonglierversuche fast hoheitsvoll neben den desperaten Anstrengungen republikanischer Zentrumsmänner, wenigstens halbwegs Figur zu machen. Wir nehmen Herrn Marx aus. Denn Herr Marx ist ein zuverlässiger richterlicher Beamter, der in jedem Geschirr seine Pflicht getan und jede Fuhre gezogen hat, wenn er nur ein energisches Hott hörte: eine Strafkammer, einen Volksblock, ein Ermächtigungsgesetz und eine Reihe verschieden gefärbter Partei-Konstellationen. Er wird auch zwischen deutschnationalen Deichseln so geduldig traben wie früher zwischen schwarz-rot-goldnen. Aber Herr Wirth, den die Rechtspresse noch immer fälschlich als eine Art von badischem Robespierre verschreit? Hier hätte er endlich einmal die zu seinem geistigen Wohlbefinden erforderliche Aufregung mit einigem Nutzen loswerden können, und grade hier „wahrt er Disziplin" und beteiligt sich zum Überfluß noch an der Verfertigung der sogenannten Richtlinien, die nicht einmal Herr Marx in den Vorverhandlungen mit den Deutschnationalen beachtet hat.

Die Sozialisten und Demokraten aber stehen nicht besser da als die Überläufer der republikanischen Mitte: Sie haben der andern Seite die Initiative überlassen und mit erstaunten Äuglein den Abmarsch verfolgt. Sie übersehn, daß es in der innern Politik gar keine zündendere Parole gibt als die gegen einen Bürgerblock. Das ist doch für jede linke Partei, die sich auf Propaganda versteht und nach populären Wirkungen lechzt, ein Gottesgeschenk! Als das Reichsoberhaupt mit einem verfassungswidrigen Eingriff die blau-schwarze Allianz einfach dekretierte, da war für die beiden republikanischen Gruppen der Augenblick gekommen, Alarm zu schlagen, auf die Straße zu gehn — jawohl, auf die Straße zu gehn! — und dem unbedingten Kampfeswillen tönend Ausdruck zu geben. Und als Herr Marx ernstlich daran ging, den verfassungswidrigen Auftrag anzunehmen, da wäre es Aufgabe selbstbewußter republikanischer Gruppen gewesen, ihn, ihren einstigen Präsident-

schaftskandidaten, öffentlich als Renegaten zu defamieren. So und nicht anders leitet man Opposition ein. Man muß wissen, was man will, und es in guter Laune sagen. Man kann sich in so glücklicher Situation Alles erlauben, was sonst nicht geht — sogar Geist.

Auch die Demoblätter schreiben jetzt in großen Buchstaben: Opposition! Und der ‚Vorwärts' hebt drohend die schwielige Proletarierfaust, die schon so viele Kapitalistenhände geschüttelt hat. Doch zur Beruhigung etwa aufgescheuchter Gemüter versichert die Linkspresse gleich, die Republikaner würden nicht Opposition treiben wie die Andern: sie würden nicht hetzen, nicht verleumden, nicht schießen, sondern stets veranwortungsbewußt und von staatspolitischer Einsicht erfüllt bleiben. Danach weiß man, was kommen wird. Der Deputierte Ludwig Haas, zum Beispiel, einer der glücklichen Teilhaber der augenblicklich zur Disposition gestellten Republikanischen Union, erzählte erst vor ein paar Tagen den thüringischen Wählern: wenn die Sozialdemokraten nicht das Kabinett Marx gestürzt hätten, dann wäre das Alles nicht so dick gekommen und mit der Großen Koalition würde das ja künftig etwas schwierig werden, etcetera. Daß die guten Leute schon aus Eignem kein Temperament aufbringen können, wissen wir. Daß sie aber nicht einmal zu federn beginnen, wenn sie ein paar Stiefelspitzen im Sitzfleisch spüren, geht gegen alle physikalischen Erfahrungen und erklärt sich nur durch die hoffnungslose Abstumpfung dieser Körperpartie bei den Demo-Haasen. Noch jetzt wissen sie nichts Bessres als die erneute Empfehlung der Großen Koalition. Wir möchten nicht der Donquichotterie schuldig werden, dies Gespenst nochmals zu erschlagen. Doch das sei hier dennoch wiederholt: niemals ist eine jahrelang mit dem Hirnfett der besten republikanischen Leitartikler geschmierte Illusion kläglicher zerplatzt. Daß sich die Herren bei der Einschätzung der Deutschen Volkspartei gründlich verkalkuliert haben, ist hier oft und bis zur eignen Ermüdung vorgerechnet worden, daß sie aber nicht einmal bemerkt haben, was im vielfach befreundeten Zentrum vor sich ging, macht ihre Niederlage zur Katastrophe. Sie haben bewiesen, daß es ihnen nicht nur an der selbst zuerkannten Divinationsgabe gefehlt hat, sondern auch an ganz normaler Fähigkeit zu hören und zu sehen. Was sind das für Wettermacher, die von blauem Himmel faseln, während ihnen die Schlossen breit auf die Nase klatschen! Sie glaubten im Besitz aller realpolitischen Erkenntnisse gewesen zu sein, weil sie die Reichweite ihrer Tintenspritzer irrtümlicher Weise für die Grenzen der realen Welt gehalten haben; heute müssen sie ihre Artikel überschreiben: Abschied vom Zentrum — Abschied von der Weimarer Koalition! Es ist bitter.

Jetzt wollen die Gepantschten in die Opposition steigen. Gegen was und für welche Ideen? Sie haben nur die alten Walzen zum Aufdrehen, und was sie als Ziel hinstellen, ist das Selbe, was die Entwicklung soeben auf die Kehrichthaufen geworfen hat. Wer Opposition machen will, die das Volk aufrüttelt und die Gemüter packt, muß andres wollen und

anders sein als Die, gegen die der Kampf sich richtet. Hier aber sehen sich die Gegner so verzweifelt ähnlich. Die Demokraten waren bis vor ein paar Tagen zu jedem ersinnbaren Bündnis bereit, und die Sozialdemokraten haben noch am 18. Dezember ihre Geneigtheit erklärt, mit Hinz und Kunz zusammenzugehn. Opposition? Nein, diese kuriosen Frondeure treibt nicht Grundsatz und Charakter, Die sitzen jetzt lamentierend draußen, weil man sie nicht mehr nötig hat, weil man ihnen einfach die Tür vor der Nase zugeschlagen hat. Sie haben Alles getan, was man von ihnen verlangt hat und hätten das auch in Zukunft so gehalten. Jetzt flennen sie über Undank wie fristlos entlassene Domestiken, starren zur verschlossnen Beletage hinauf und träumen von den Latrinen, die sie nicht mehr fegen dürfen. Die armen Schlucker können einen Hund jammern. Warum gehn sie nicht zum Gewerbegericht?

*

Die Veröffentlichungen des ‚Manchester Guardian' über das deutsch-russische Granatengeschäft hat nicht nur unser Außenamt erregt, dessen bevorzugtes Organ, die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung', soeben die Ausweisung des mißliebig gewordenen Herrn Voigt gefordert hat, sondern auch in Moskau ein paar Unerbittliche auf die Zinne gerufen. Da jedoch die russischen Außenpolitiker und ihr journalistischer Anhang ein außerordentlich entwickeltes Gefühl für Blamagen haben, hielten sie sich zurück und überließen den erprobten Kapitolgänsen des Exekutivkomitees, den nötigen Alarm zu schlagen. Das geschieht in der Wochenschrift dieses notablen Gremiums, wo zu lesen ist: „Die von der deutschen Sozialdemokratie auf offne Bestellung der internationalen Bourgeoisie veranstaltete Hauptprobe einer Kriegsprovokation ist ins Wasser gefallen. Die Massen hegen ein derartiges Vertrauen und eine derartige Sympathie für die Sowjetmacht, daß den Lockspitzeln die Hauptsache mißglückte: die Massen durch die Plötzlichkeit ihrer Erfindungen zu betäuben, sie durch die „Sensation" ihrer „Enthüllungen" stutzig zu machen; es mißlang ihnen, sich die Bestürzung der überraschten Massen zunutze zu machen, um sie vor die vollendete Tatsache aggressiver Handlungen zu stellen, die in ihrer weitern Entwicklung zu einer Kriegskatastrophe führen." Dazu wäre in aller Ruhe zu bemerken, daß diese Art von Argumentation peinlich überrascht. Dies entspricht nicht dem hohen intellektuellen Niveau moskauer Polemiken, die grade der Gegner achten gelernt hat. Der unbekannte Verfasser schwadroniert spottschlecht an der Sache vorbei, und völliges Schweigen wäre besser als diese Expektoration, aus deren klotziger Gesinnungstüchtigkeit auf einige Meilen das schlechte Gewissen duftet.

Immerhin wird auch das hemmungslose Geschimpfe des Exekutivmannes aus der Sorge vor der prekären außenpolitischen Situation Rußlands erklärlich. Schließlich kann auch das durch Locarno und Genf festgelegte Deutsche Reich zu einem willenlosen Instrument der Westmächte werden. In Deutschland selbst ergibt sich kaum ein Grund zu solchen Befürchtungen; das müßten auch die russischen Beobachter wahrnehmen.

Wo finden sich denn aggressive Tendenzen gegen Rußland? Ohne Übertreibung läßt sich sagen: der deutschen Arbeiterschaft ohne Unterschied der Richtung ist die Unantastbarkeit Rußlands heilige Sache; jede Regierung, die sich durch irgend eine londoner oder pariser Zumutung von ihrer neutralen Haltung abbringen ließe, würde über Nacht einem in Deutschland unerhörten spontan ausbrechenden Anti-Militarismus gegenüberstehen, wie ihn niemals eine Kriegsgefahr am Rhein zeitigen könnte. Moskau ist schlecht unterrichtet, wenn es die deutsche Sozialdemokratie zu einem Werkzeug westlicher Kriegsprovokateure stempeln möchte. Die Sozialdemokratie denkt gar nicht an Krieg, sondern ist ehern entschlossen, Das fortzusetzen, was sie seit sieben Jahren tut, nämlich: zu schlafen. Sonst würde sie längst geahnt haben, daß alle politische und militärische Vorbereitung in diesen Jahren nur den einen Sinn gehabt hat: den Krieg an der Weichsel, und zwar einen Krieg, der sich nicht gegen Rußland richtet. Auch das deutsche Bürgertum hegt lange keine feindlichen Gefühle mehr gegen Moskau, mindestens, seit dieses aufgehört hat, in Deutschland Weltrevolution zu machen. Im Gegenteil, die deutschen Nationalisten sympathisieren lebhaft mit dem völkerbundfeindlichen Kurs Tschitscherins, und die Rote Armee hat in gewissen rechten Bezirken wärmere Freunde als in den Reihen der Kommunistischen Partei.

Jetzt aber, wo die Partei der militaristischen Reaktion offen von der Regierung Besitz ergreift, schwindet für Rußland auch der letzte Anlaß zur Beklemmung. Gewiß werden die Deutschnationalen nicht gleich mit Schwertgeklirr und Wogenprall beginnen; sie werden sich zunächst keine Verstöße gegen die Locarno-Politik erlauben, im Gegenteil, um eine gute Presse in Frankreich äußerst besorgt sein und erst, wenn ihnen das nicht gelingt, die alten Künste wieder spielen lassen. Da durch den Umschwung auch die bescheidensten Möglichkeiten einer Reichswehrreform an den Schornstein zu schreiben sind, so steht nichts im Wege, daß auch die Wehrmacht wieder ihre eigne standesgemäße Politik eröffnet. Herr Otto Geßler selbst, das hat vor einer Woche der Parteifreund Bergsträßer in einem Zeitungsartikel ganz harmlos ausgeplaudert, ist Anhänger der Ost-Orientierung. Was man darunter zu verstehn hat, ist bekannt. Geßler ist nach seiner sozialen Überzeugung kein Leninist, seine östliche Orientierung bezieht sich mehr auf militärtechnische Angelegenheiten, und da dieser erstaunliche Russophile dies Mal in Begleitung deutschnationaler Kollegen erscheint, so bedeutet das für die gestrengen Herren in Moskau fast so viel wie eine Lebensversicherung. Damit wäre Alles wieder in Ordnung. Soweit die Kommunikation in letzter Zeit bedauerlicher Weise unterbrochen war, wird der Schaden bald repariert sein. In verklungenen imperialen Zeiten hat es bekanntlich vor einem deutschen Gericht einen Prozeß wegen Hochverrats gegen das russische Reich gegeben. Darüber lachte damals die ganz Welt. Heute sieht das nicht mehr so heiter aus. Vielleicht werden die Landesverratsanzeigen aus der Bendler-Straße künftig in Moskau gegengezeichnet werden.

Das Budgetrecht des Reichstags von Berthold Jacob

Schon während der Dauer der Inflationsperiode konnten sämtliche Reichsbehörden mit der fallenden Mark spekulieren. Sie brauchten nur die etatsmäßig bewilligten Gelder in solchen Devisen anzulegen, die bei der spätern Veräußerung angesichts der innern Kaufkraft der Mark einen höhern Wert repräsentierten. Das Budgetrecht des Reichstags war damit praktisch illusorisch geworden, und es ist auch nach der Beendigung der Inflation bis auf den heutigen Tag so geblieben.

Nur die Methode hat Änderungen erfahren. Eigentlich ist sie erst seit dem Jahre 1926 zu einem systematischen Ausbau gelangt, und Wege hierzu hat der Reichsbankpräsident Doktor Schacht gewiesen. Wohl waren bereits vorher die den einzelnen Ressorts zur Verfügung gestellten Mittel bankmäßig angelegt worden, aber System in die Sache wurde erst durch Schacht gebracht. Sehr schnell hatte die Reichsregierung erkannt, daß sie auf diese Weise vom Etatsrecht des Parlaments so gut wie unabhängig werden konnte, und sie zögerte auch nicht, von der einmal gewonnenen Erkenntnis ausgiebig Gebrauch zu machen.

Die Verwaltung und damit die Verwendung der einmal bewilligten Mittel wurden der Aufsicht des Reichstags entzogen. Das bedeutet natürlich nicht, daß man sich bei einem etwa eintretenden bank- oder spekulationsmäßigen Verlust genieren würde, die erforderliche Summe nochmals vom Reichstag zu verlangen. Wohl aber heißt es, daß erzielte Gewinne nach freiem Ermessen des Ressorts verbraucht und dem Reichstag nicht ausgewiesen werden.

Wenn auch nicht mehr, wie etwa im Jahre 1923, die ganze Institution der Schwarzen Reichswehr aus Spekulationsgewinnen heimlich finanziert und ihre Existenz als Organ des Reichs und somit der Kenntnis des Reichstags entzogen werden kann, so läßt sich doch mit Anlage und Umlegung so bedeutender Summen ein Zwischengewinn erzielen, der nur in siebenstelligen Zahlen ausdrückbar ist.

Über die zweckwidrige Verwendung und Verwaltung von Reichsmitteln durch das Reichswehrministerium hat der sozialdemokratische Abgeordnete Paul Herz unter anderm die folgenden Angaben gemacht:

Der Oberst Buchholz, Erster Stabsoffizier des Heeres-Waffenamts unterhielt unter seinem Namen bis zum 11. Dezember 1926 ein Konto bei der berliner Filiale der Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Werderscher Markt. Hier wurden Einzahlungen von jährlich fünfunddreißig Millionen Goldmark gemacht. Einzahlungen wie Auszahlungen wurden durch den Ministerialamtmann Spangenberg vom Reichswehrministerium vorgenommen, und zwar niemals durch Schecks oder Überweisungen, sondern ausschließlich in bar. Die Einzahlungen geschahen etwa alle vierzehn Tage in Beträgen von anderthalb bis zwei Millionen durch Herrn Spangenberg selbst. Die vorletzte Einzahlung erfolgte Ende Oktober 1926 in Höhe

von einer Million Mark, die Letzte Ende November in Höhe von 1,7 Millionen Mark. Wollte Herr Spangenberg eine Abhebung machen, so erschien er stets in Begleitung mehrerer Personen, an die er noch im Bankraum selbst das Geld in Höhe von einhundert- bis dreihunderttausend Mark verteilte.

Alle Zahlungen von dem Konto an die russische Regierung erfolgten über die offizielle russische Staatsbank für die Prombank Moskau. Später liefen die Gelder über die Equitable Trustbank, NewYork.

Die Reichswehrgesellschaft GEFU nahm auch alle größern Geschäfte des Wehrministeriums wahr. Sie war bereits im Jahre 1923 begründet worden; ihr Sitz befand sich bis zuletzt im Hause Keith-Straße 11 im berliner Westen. Sie stand in enger räumlicher Gemeinschaft mit der MOLOGA, Holzindustrie Berlin-Petersburg, deren Aufsichtsratsvorsitzender Herr Josef Wirth ist.

Ihr Gründungszweck war, die vom Reichswehrministerium betriebnen Auslandsunternehmungen auf dem Gebiet der Rüstungsindustrie zu finanzieren. Ihr Tätigkeitsfeld war vornehmlich Italien und Rußland; ihre Beziehungen zu Südamerika sind noch ungeklärt. Wahrscheinlich besteht für sie und für die Finanzierung der Unternehmungen in der Türkei noch ein besondres Bankinstitut.

In Rußland wurde unter anderm die von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Künstler aufgedeckte Giftgasfabrikation in Trozk an der Wolga, betrieben von der hamburger chemischen Firma Stolzenberg, durch die GEFU finanziert. Am 18. August 1924 billigte der General v. Seeckt in einem eigenhändigen Brief ausdrücklich ihre Geschäftsgebarung. Sie hat insgesamt über ein Kapital von siebzig Millionen Goldmark verfügt.

Am 31. März 1926 wurde, da die Tarnung undicht geworden, das gesamte Konto der ‚GEFU' vorübergehend, bis Anfang April, aufgehoben und die noch darauf stehenden Mittel dem Konto eines Oberstleutnants Senftenberg vom Reichswehrministerium überwiesen.

Am 1. Mai 1926 wurde die GEFU plötzlich umbenannt. Sie führte von da an den Namen „Wirtschaftskontor" (WIKO). Das Datum vom 1. Mai kongruiert übrigens mit dem vom 31. März 1926, dem Tage, da das Konto der GEFU auf das Konto des Oberstleutnants Senftenberg übertragen wurde. Beide Daten beweisen die erneute Tarnung der Reichswehrgelder.

Am 11. Dezember 1926 wurden dann, gleichzeitig mit der Auflösung des Kontos Buchholz, die Guthaben der GEFU, der spätern WIKO, abgehoben. In welcher Weise das Reichswehrministerium neuerdings seine Gelder tarnt, welche Deckfirmen es für solche Zwecke benutzt und welches seine neuern Bankverbindungen sind, entzieht sich, vorläufig noch, der Kenntnis.

*

Wie einfach es dem Reichswehrministerium gemacht wird, seine Manipulationen vorzunehmen, zeigt zum Beispiel ein

Passus aus der Etatsrede des Reichstagsabgeordneten Ersing (Zentrum) aus der Sitzung des Reichstag vom 31. März 1926. Bekanntlich werden die vom Reichstag bewilligten Mittel, sofern sie nicht für einmalige oder dringliche Ausgaben bestimmt sind, den Ressorts nicht auf ein Mal zur Verfügung gestellt, sondern in monatlichen Raten, deren Höhe nach Bedarf wechselt. Um nun Mittel in größerm Umfange auf ein Mal in die Hand zu bekommen und um sie bankmäßig anlegen zu können oder ihre Verwendung auf anderm Wege der Kontrolle des Parlaments zu entziehn, wurde den Mitgliedern des Haushaltsausschusses von den Vertretern des Reichswehrministeriums erzählt, daß das Ministerium aus sozialem Verantwortungsgefühl möglichst viele Aufträge sofort vergeben wolle, um so die wachsende Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. In seiner Etatsrede hat nun Ersing unbewußt die Roßtäuschermethoden der Herren des Wehrministeriums enthüllt:

„... wir haben im Haushaltsausschuß beschlossen, daß das Reichswehrministerium alle die Summen, die für Sachzwecke bewilligt sind, sofort ausgeben darf, damit möglichst viele Arbeitsaufträge hinauskommen, die die Arbeitslosigkeit vermindern helfen sollen. Da nun aber das, was bewilligt worden ist, angesichts der überaus großen Arbeitslosigkeit ein Tropfen auf einen heißen Stein ist, wäre vielleicht zu prüfen, ob man nicht in gewissem Umfange Arbeitsaufträge hinausgehen lassen könnte, die schon in das nächste Jahr hinübergreifen ..."

*

Unabhängig von der Sucht, das Parlament zu betrügen, geht das Bestreben der Militärs dahin, die noch verbliebnen Reste des Budgetrechts des Reichstags überhaupt einzuschränken und einzudämmen.

Der Nachtragsetat für das Rechnungsjahr 1926/27 wurde am 17. Dezember vom Plenum verabschiedet. Bereits in den Ausschußverhandlungen hatte das Wehrministerium eine Position von 250 000 Mark, die für die Umwandlung einer alten Kaserne in eine Marineunteroffizierschule in Friedrichsort bestimmt waren, zurückziehen müssen, da sich bei der Überprüfung herausgestellt hatte, daß diese Schule laut Bauauftrag des Ministeriums vom 19. November 1925 bereits eingerichtet worden war, obwohl der Reichstag seinerzeit bei den Etatsberatungen für den Reichshaushalt von 1925/26 die für den Umbau geforderte Summe — enthalten in der Position: Kasernenumbauten — gestrichen hatte! In der Reichstagssitzung vom 10. Dezember 1926 hat dann der Abgeordnete Stücklen festgestellt, daß das Reichswehrministerium in der geschilderten Weise das Etatsrecht des Reichstags gröblich verletzt hat. Die Kosten für den Umbau der alten Kaserne zu der Unteroffizierschule waren verschiednen andern Etatstiteln entnommen worden, die für ganz andre Zwecke bestimmt waren, so zum Beispiel aus Mitteln, die für die Kriegsgräberfürsorge bereitgestellt worden sind.

So sieht die Kontrolle einer Volksvertretung aus, die längst keine mehr ist. Ein Budgetrecht des Reichstags besteht nicht; die den Angestellten abgepreßten Steuergroschen werden unkontrolliert vertan.

Preußisches Freimaurertum und preußische Reaktion von Herbert Rost

Es ist bekannt geworden, daß das Adelskapitel der Deutschen Adelsgenossenschaft, mit andern Worten: die exquisiteste Schlagsahne des reaktionären preußischen Junkertums zu Beginn dieses Monats in der Frage der Freimaurerei Stellung genommen und dabei den großen Bannfluch über die Freimaurerei, soweit sie nicht in den drei altpreußischen Großlogen zusammengefaßt ist oder zu den Logen des schwedischen Systems gehört, ausgesprochen hat. Insbesondre verbietet die Adelsgenossenschaft ihren Mitgliedern die Angehörigkeit zu humanitären Logen. Innerhalb der altpreußischen Logen befiehlt sie ihren Mitgliedern, „im Sinne der Grundsätze der Deutschen Adelsgenossenschaft", also christlich-monarchisch-national zu wirken. Gegenüber der Großen Landesloge von Sachsen in Dresden behält sich die Deutsche Adelsgenossenschaft ihre Stellungnahme vor, nimmt aber vorläufig keine neuen Mitglieder auf, die diesem Logenverband angehören.

*

Erst in der zweiten Hälfte des verflossnen Jahrhunderts ist es gelungen, eine größere Anzahl freimaurerischer Groß- und Mutterlogen, also die obersten Spitzenorganisationen freimaurerischer Verbände, in dem ‚Deutschen Großlogenbund' zusammenzufassen. Den Kern, um den sich dieser Großlogenbund kristallisiert hat, bilden die drei altpreußischen Logen, nämlich die ‚Große National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln' in Berlin, die ‚Große Landesloge der Freimaurer von Deutschland' in Berlin und die ‚Große Loge Royal York zur Freundschaft' ebenfalls in Berlin. Ihm gehören weiterhin an: die ‚Große Loge von Hamburg' in Hamburg, die ‚Große Landesloge von Sachsen' in Dresden, die ‚Große Mutterloge des eklektischen Freimaurerbundes' in Frankfurt am Main, die ‚Großloge zur Sonne' in Bayreuth und schließlich die ‚Großloge des Freimaurerbundes zur Eintracht' in Darmstadt. Das Statut des ‚Deutschen Großlogenbundes', und zwar in seiner Fassung nach der im Jahre 1884 vorgenommenen Revision, bezeichnet als Zweck und Aufgabe dieses Großlogenbundes: Wahrung und Förderung der Einigkeit und des maurerischen Zusammenwirkens der Logen in Deutschland und die Einnahme einer gemeinsamen maurerischen Stellung gegenüber den außerdeutschen Großlogen. Von diesem Großlogenbund werden aber außerdem noch eine Reihe in Deutschland bestehender unabhängiger Logen anerkannt, und zwar 1. ‚Minerva zu den drei Palmen' in Leipzig, 2. ‚Balduin zur Linde' in Leipzig, 3. ‚Archimedes zu den drei Reißbrettern' in Altenburg, 4. ‚Archimedes zum ewigen Bunde' in Gera, 5. ‚Karl zum Rautenkranz' in Hildburghausen.

Innerhalb dieser Logengemeinschaft nehmen die von dem Adelskapitel der Deutschen Adelsgenossenschaft bevorzugten altpreußischen Logen einen besondern Platz ein. Sie sind in Preußen die ältesten, nicht nur staatlich anerkannten, sondern

auch gleichzeitig vom Hohenzollerntum von jeher privilegierten Logen, für die sich zuerst kein Andrer als Friedrich II. von Preußen, Fridericus Rex, das beliebte Briefmarkenornament des braven Herrn Stingl mit schützender Hand eingesetzt hat.

Friedrich II. war es, der am 16. Juli des Jahres 1774 mit dem schönen französischen Namenszug „Frédéric" das von den Herren Finckenstein und v. Hertzberg gegengezeichnete ‚Protectorium für die zu Berlin etablirte große FreyMaurerLoge von Deutschland und den sämtlichen Königlich Preußischen Staaten signierte, das erste Dokument, das das Verhältnis der Großen Landesloge und ihrer Tochterlogen zu den Staatsbehörden und Gemeinden regelt.

Dies Dokument ist dann weiterhin durch eine ganze Reihe gesetzgeberischer Akte ergänzt worden. In dem ersten dieser Akte, dem ‚Edikt vom 20. Oktober 1798 wegen Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen, welche der allgemeinen Sicherheit nachteilig werden können', sind von den Geheimgesellschaften, die „zur Erreichung einer namhaft gemachten Absicht sich geheim gehaltener Mittel oder verborgener mystischer hieroglyphischer Formen bedienen", im § 3 drei Mutterlogen ausdrücklich ausgenommen.

Im § 9 dieses Edikts heißt es dann: „Den sämtlichen Mitgliedern der nach § 3 tolerierten Mutter- und Tochterlogen wird insbesondere die schon allgemein feststehende, unauflösliche Untertanenpflicht von neuem eingeschärft, jeden Versuch, welchen ein Ordensmitglied, Ordensoberer, oder jeder Andre etwa machen möchte, diesem Edikte zuwiderzuhandeln, sofort der obersten Polizeibehörde des Orts anzuzeigen." In noch schärferer Form werden diese Denunziantenpflichten des staatserhaltenden Untertanen in den „allgemeinen Regeln des Freimaurer-Ritterordens" wiedergegeben, wie sie in dem Gesetzbuch der zu den altpreußischen Logen gehörenden Großen Landes-Loge der Freimaurer von Deutschland vom Jahre 1914 auf Seite 5 im § 22 niedergelegt sind: „§ 22. Wenn ein Freimaurer von verbrecherischen Plänen Kenntnis erhält, insbesondere solchen, die auf Hochverrat, Landesverrat oder Störung der öffentlichen Ordnung abzielen, so hat er dies sogleich seinen Ordensvorgesetzten, wenn aber im Verzuge Gefahr liegt, den Staatsbehörden unmittelbar anzuzeigen."

Ihren besondern Schmelz erhält diese auch heute noch gültige Bestimmung dadurch, daß der Ordensmeister der Großen Landes-Loge, der für die Herausgabe dieses Gesetzbuches mitunterzeichnet, nicht etwa ein Mitglied der Deutschen Volkspartei oder ein verantwortlicher Minister der ††† deutschen Republik ist, sondern kein Andrer als Prinz Friedrich Leopold von Preußen aus dem Stamme der Hohenzollern.

Man versteht nun die Vorliebe der Deutschen Adelsgenossenschaft für die drei altpreußischen Logen schon etwas besser.

Noch verständlicher aber wird das Eintreten des preußischen Junkertums für einen ganz bestimmten Teil des Maurertums, wenn man die interne maurerische Gesetzgebung einmal

näher nachprüft, und dabei ein nicht geringes Maß von christlich-völkischen Elementen bei der innern Verfassung der altpreußischen Logen feststellt. In den allgemeinen Regeln des Freimaurer-Ritterordens (wiederum gemäß dem Gesetzbuch der Großen Landes-Loge der Freimaurer von Deutschland) sind in dieser Beziehung die §§ 4 und 5 von besonderm Interesse.

§ 4. Der Orden gründet sich ...... auf die reine, ursprüngliche, von den verschiednen Anschauungen der Zeitalter unabhängige Lehre Jesu Christi und betrachtet den Stifter der christlichen Religion als seinen Obermeister. (Man denke sich den Stifter in dem weißen Schurzfell und dem übrigen Ordensklimbim.)

§ 5. Daher kann Niemand Mitglied des Ordens sein, der äußerlich zu einer andern als einer rein christlichen Religionsgemeinschaft gehört und sich nicht innerlich zu der Lehre Jesu Christi bekennt.

Diese Regeln gelten aber beileibe nicht auch für alle übrigen freimaurerischen Logenverbände Deutschlands, die dem Großlogenbund angehören, zum Beispiel nicht für den in Frankfurt am Main domizilierten eklektischen Freimaurerbund, in dem das jüdische Element sogar eine sehr bedeutende Rolle spielt. Der Altpreußische Großmeisterverein, der die drei altpreußischen Großlogen näher zusammenfaßt und von Wilhelm I. an Stelle des seit 1810 bestehenden Großlogenvereins im Jahre 1840 ins Leben gerufen wurde, hat denn auch die seit 1866 preußisch gewordne Große Mutterloge des eklektischen Freimaurerbundes in Frankfurt am Main nicht aufgenommen.

Andrerseits erkennt man sehr deutlich die Gründe für die besondre Liebe, die die Deutsche Adelsgenossenschaft den drei altpreußischen Logen zuwendet, wenn man die Satzungen des Deutschen Großlogenbundes (nach der Revision vom Jahre 1884) betrachtet, wo sich natürlich der Einfluß der ihm angehörenden andern deutschen Logen gegenüber den drei altpreußischen Logen entsprechend durchsetzen konnte. O horror! Das kann die deutsche Adelsgenossenschaft natürlich nicht mitmachen! § 8 des Statuts des Deutschen Großlogenbundes besagt nämlich: „Der Deutsche Großlogenbund erklärt die Verschiedenheit der Hautfarbe und Rasse für kein Hindernis der Anerkennung einer Großloge oder Loge."

Unter dem Druck, den der Zusammenschluß einer ganzen Anzahl deutscher Freimaurerverbände in den Großlogenbund darstellt, hat man sich dann auch entschlossen, nichtchristliche Mitglieder andrer als der altpreußischen Logen, soweit sie vom Großlogenbund anerkannt sind, als „besuchende Brüder" in allen angeschlossenen Verbänden zuzulassen — aber mit Ausnahmen. Es gibt nicht nur Deutsche, sondern auch Freimaurer I. und II. Klasse, wenigstens in den altpreußischen Logen. Auf Seite 144 des Gesetzbuches der Großen Landes-Loge der Freimaurer von Deutschland liest man unter Punkt 7, daß Nichtchristen zum Besuche der ‚Andreaslogen' — es sind dies Logen der mittlern, über den ‚Johannislogen' liegenden Abteilung — nicht zugelassen sind. Dort also sind die Herren Junker zwei-

fellos davor sicher, „Brüder" zu treffen, die nicht den obligaten hellblonden Langschädel als vornehmstes Zeichen ihrer Logenzugehörigkeit aufzuweisen vermögen!

Für die Distanzierung gegen andersgläubige Deutsche bei den altpreußischen Logen bezeichnend sind dann auch noch die Mitteilungen über die Ziele des Freimaurerordens und die Pflichten seiner Mitglieder, die jedem in den Orden Aufzunehmenden vor seinem Eintritt vorgelegt werden, und in denen es zum Beispiel heißt: „Daher kann Niemand wirkliches Mitglied der Großen Landes-Loge der Freimaurer von Deutschland sein, der... äußerlich einer nichtchristlichen Religionsgemeinschaft angehört." Und Punkt 4 — der Deutschen Adelsgenossenschaft schlägt das Herz höher —: „Der Freimaurer ist seinem Landesherrn Treue, der Obrigkeit und den Staatsgesetzen Gehorsam schuldig. Er hat das Wohl des Vaterlandes nach bestem Wissen und Vermögen zu fördern und es im Notfall mit Gut und Blut zu verteidigen... Einer geheimen oder vom Staate verbotnen Verbindung darf er nicht angehören..." Wie nun sich aus diesem Dilemma lösen, wenn man zufällig Wickingmann, Olympiarekrut oder Oberbonze in irgend einer geheimen O.C. ist, was doch den Satzungen und Prinzipien der Deutschen Adelsgenossenschaft sonst an sich kaum zu widersprechen pflegt?

Mit ihrer Bevorzugung der altpreußischen Logen treibt das Adelskapitel der Deutschen Adelsgenossenschaft ganz bewußt und mit Vorbedacht einen Keil in den Deutschen Großlogenbund. Diejenigen Freimaurerkreise, die dem Hohenzollernprotektorat über das Maurertum, die dem preußisch „staatserhaltenden" Charakter des von Fridericus Rex sanktionierten Gamaschenideals in der altpreußischen Freimaurerei weiterhin anhängen wollen, sollen von Denen getrennt werden, die den „Gehorsam gegenüber der Obrigkeit" etwa auch auf den neuen republikanischen Staat übertragen und einen Ausgleich zwischen der maurerischen Gesetzgebung und der geschichtlichen Entwicklung in Deutschland schaffen möchten.

Nicht nur aus innerdeutschen Gründen dürfte das Ziel von der Deutschen Adelsgenossenschaft angestrebt werden. Bisher gelten für die Beziehungen der deutschen Maurer zu den außerdeutschen Großlogen in erster Linie die durch Beschluß des Großlogentages vom Jahre 1913 in Einzelheiten abgeänderten Bestimmungen des Großlogentages vom 17. Mai 1891. Danach wird jede außerdeutsche Großloge, die von mehr als einer deutschen Großloge anerkannt ist, fortan von sämtlichen andern deutschen Großlogen, demnach also vom Deutschen Großlogenbund ebenfalls anerkannt. Man weiß, daß der Kampf um die Wiederaufnahme der durch den Krieg zerrissnen Verbindungen mit Logen früher feindlicher Staaten innerhalb des deutschen Freimaurertums schon seit einiger Zeit im Gange ist. Bei dem ungeheuern Einfluß, den die Freimaurerei in bestimmten, vor Allem in romanischen Ländern auf die große Politik unbestritten ausübt, ist diese Frage zweifellos von allerhöchster Wichtigkeit. Gegenüber dem Charakter, den die altpreußischen Logen an sich schon haben, dürfte der Drang der im wesentlichen fortschrittlich und republikanisch

gesinnten Logen andrer Länder, die brüderlichen Beziehungen zu der Gesamtheit des Deutschen Großlogenbundes wiederaufzunehmen, an sich schon nicht ganz ungetrübt sein. Aber man hält sich in der Deutschen Adelsgenossenschaft wohl an den guten alten Satz, daß doppelt genäht besser hält und möchte infolgedessen coûte que coûte wenigstens den altpreußischen Logen ihre Stellungnahme zu den außerdeutschen Großlogen nach Möglichkeit freihalten. Und deshalb werden wohl die „Brüder" in Maurer vornehmer und weniger vornehmer Art, in Maurer und Landesverräter geteilt.

„Niedriger hängen!" meinte der alte Fridericus Rex, und Der war der erste Protektor des Freimaurertums in Deutschland.

Max Hölz von Ernst Toller

„Das Grundgesetz meines Wollens und Handelns lautet: Jeder hat das Recht zum Leben und die Pflicht andern zu helfen. Ich habe stets in meinem Leben den Hauptwert auf die Erfüllung und Verwirklichung der zweiten Hälfte meines Grundsatzes gelegt: Auf die Pflicht, andern zum Leben zu verhelfen. Was ich früher rein instinktiv, aus dem bloßen Gefühl heraus, für meinen Nächsten tat, das tue ich heute aus klarer Erkenntnis. Es ist sehr schön, sagt Kant an einer Stelle, aus Liebe zu Menschen und teilnehmendem Wohlwollen ihnen Gutes zu tun, indes die erste moralische Maxime für unser Verhalten ist nur die Pflicht. Danach handle ich, in diesem Grundsatz liegt meine Religion, mein Glaube, der mich innerlich stark und froh macht und selbstbewußt. Er genügt mir, Alles Andre ist für mich nur Form. Man kann mir entgegenhalten, meine Theorie stehe im scharfen Gegensatz und Widerspruch mit der Praxis meiner Taten. ... Ich begnüge mich nie mit der bloßen Erkenntnis einer Notwendigkeit, sondern ich suche das einmal Erkannte nach Kräften zu verwirklichen. Ich kämpfe den revolutionären Kampf nicht um des Kampfes willen. Nachdem ich habe erkennen lernen müssen, daß das Ziel der Menschenbefreiung nicht auf dem Wege des großen Nazareners erreicht werden kann, ziehe ich aus meiner Erkenntnis die notwendigen Konsequenzen und handle danach, auch wenn sich diese Handlungen gegen mein Gefühl und Empfinden richten. Ich rechne mich zu den Menschen, die unbeschreiblich glücklich sein würden, wenn jeder Kampf des Menschen aufhörte. Ob dies jemals möglich wird, wage ich nicht zu entscheiden. Ich halte es aber für meine Pflicht, nach Kräften dahin zu wirken, daß die gröbsten und sichtbarsten Ursachen des Kampfes des Menschen gegen Menschen beseitigt werden. Diese gröbsten und sichtbarsten Ursachen erblicke ich vor allem in der Tatsache des Privateigentums an Grund und Boden, an den Produktionsmitteln...

Was nützen der Menschheit die herrlichen Geistesschöpfungen und Ideale eines Sokrates, eines Rousseau, eines Kant, Fichte, Marx, wenn sie nur Ideen, nur Worte, nur tote Buchstaben bleiben. Wenn sie nicht zum lebendigen Leben, zur befreienden Tat verwirklicht werden."

Diese Sätze schrieb Max Hölz aus dem Zuchthaus Münster am 24. Juli 1922 an seinen Verteidiger. Niemand, auch der Bürger nicht, dessen Presse Hölz als blutgierigen Räuberhauptmann zeichnet, dem nicht wohl war, wenn er nicht jeden

Tag zum Frühstück drei Villen in Brand stecken und zum Abendbrot drei Menschen erschießen lassen konnte, wird sich der Kraft und Reinheit dieser Sätze entziehen können. Aus solchem Bekenntnis wird sichtbar, spürbar das Antlitz eines Menschen, dem es ernst ist um sein Tun, der aus letzter gläubiger Verpflichtung seinen Weg geht, um das Tragische jeder Revolution wissend und ihr dennoch glühend vertrauend. Einen Nachfahren Thomas Münzers nannten manche Max Hölz, mit Recht, denn nur in der deutschen Bauernrevolution schuf sich das Volk Gestalten gleich ihm. Sohn eines Kleinbauern und Landarbeiters, arbeitete auch er anfangs als Knecht. Der aufgeweckte Junge erregt die Aufmerksamkeit eines Ingenieurs, der sich seiner annimmt und ihn nach England schickt. Dort findet Hölz als Volontär in einem technischen Büro Beschäftigung. Er kehrt nach Deutschland zurück, arbeitet, da er als Techniker keine Stellung findet, als Hausdiener und Tagelöhner. Später, in Dresden, besucht er eine Privatschule, mit der Absicht, durch eignes Studium sich für die Technische Hochschule vorzubereiten. Das Schulgeld erwirbt er durch Kegelaufstellen in Vergnügungslokalen, dann als Kinovorführer. Der Krieg brach aus, Max Hölz meldete sich als Kriegsfreiwilliger bei einem sächsischen Husarenregiment. Im Feld war er einer der tapfersten Meldereiter. Kleinbürger bis dahin, dessen Ideal Vorwärtskommen hieß, etwas Tüchtiges werden, den Trott der Masse durchbrechen, sich hinaufarbeiten, öffnete ihm das Erlebnis der „großen Zeit" die Augen. Wo er Freiheit wähnte, sah er Unterdrückung und Verflochtenheit in die verbrecherischen Pläne der Mächtigen. Er fand den Weg in die Reihen seiner kämpfenden Arbeitsbrüder, und nach Kriegsende sehen wir ihn in Sachsen als Verkäufer sozialistischer Zeitungen und als Versammlungsredner. Wie er früher die Nächte beim Studium technischer Werke gesessen, durcharbeitete er sie nun, um zur Kenntnis und Erkenntnis sozialistischer Lehre zu gelangen. In den Zeitungen tauchte sein Name zum ersten Mal gelegentlich einer Demonstration der Arbeitslosen in Falkenstein auf. Als Mitglied des Arbeitslosenrats zwang er den Magistrat der Stadt, die Hungernden mit Nahrung, die Frierenden mit Holz und Kohle zu versorgen. Der Bürgermeister rief die Reichswehr zu Hilfe, der Arbeitslosenrat wurde verhaftet, aber Max Hölz entkam. Im Leunawerk und in andern Betrieben wirkte und agitierte er unter fremdem Namen. Beim Kapp-Putsch eilte Hölz nach Falkenstein. Als Führer der bewaffneten Arbeiter leitete er den Kampf gegen die Kappisten. Die Arbeiter hatten die Macht im Vogtland und erst, als das Land von 50 000 Reichswehrsoldaten umzingelt war, löste Hölz die Arbeitertruppe auf und überschritt die tschechische Grenze. Seine Auslieferung lehnten die tschechischen Gerichte ab, Hölz sei kein „gemeiner Verbrecher", politische Motive seien für seine Taten entscheidend gewesen. Als die Nachricht vom Märzaufstand in Mitteldeutschland zu ihm drang, verließ Max Hölz das sichere Exil und trotz der Prämie, die auf seinen Kopf gesetzt war, focht er in vorderster Reihe, an verantwortlichster Stelle. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, das

Protokoll des Untersuchungsausschusses des Preußischen Landtags gibt ein erschütterndes Bild von den Taten des Militärs.

Wieder entkam Hölz, trotz wütender Verfolgung, er galt dem Bürgertum als der gefährlichste der Gegner.

Endlich verhaftete man ihn, ein Spitzel hatte ihn der berliner Polizei verraten. Nach seiner Verhaftung erließ, wie Erich Mühsam in seiner bei der „Roten Hilfe" erschienenen Broschüre „Max Hölz" berichtet, das berliner Polizeipräsidium am 16. April eine „Auslobung von 50 000 Mark" für Aussagen, die zur Verurteilung von Max Hölz führen würden. Man bedenke: eine staatliche Behörde sucht gegen Bezahlung Zeugen, die sie nicht hat!

Die Verhandlung fand nicht in Thüringen statt. Als einziger wurde Hölz vor ein berliner Gericht gestellt. Hölz übernahm die Verantwortung für alle seine revolutionären Handlungen. Nur für eine lehnte er sie ab: für die Erschießung des Gutsbesitzers Hess. Aber grade deren Urheberschaft wurde er bezichtigt. Die Frau des Erschossenen, die im Untersuchungsverfahren Hölz nicht wiedererkannte, glaubte während der Verhandlung, in ihm den Täter zu erkennen und ein andrer Belastungszeuge namens Uebe, über dessen Glaubwürdigkeit schon damals ernsteste Zweifel bestanden, gab die Entscheidung. Der Staatsanwalt beantragte die Todestrafe. Hölz verteidigte sich in einer ausgezeichneten Rede, die sich zu einer großen Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft steigerte. Es ist schade, daß das Stenogramm dieser von Felix Halle herausgegebnen Rede vergriffen ist, man sollte sie neu drucken. Nichts half, das Gericht hielt ihn für überführt, Hölz wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

Schwere Zuchthausjahre kamen für ihn, der unaufhörlich um die Revision des Urteils kämpfte. Zu Unrecht fühlte er sich verurteilt, zu Unrecht behandelt. Je stärker der Charakter eines Menschen ist, desto schwerer trifft ihn die Knute des Zuchthauses. Die europäischen Zuchthäuser machen es sich zur Aufgabe, den Willen des Gefangenen zu brechen. Zeigt einer Rückgrat, also Charakter: wehe ihm! Und Hölz zeigte Rückgrat. Merkwürdig, der Bürger besingt in seinen Geschichtsbüchern jene Männer, die trotz Übermacht des Gegners sich nicht ducken lassen. Aber begegnet ihm ein Arbeiter mit gleicher Haltung, mangelt ihm jegliches Verständnis.

Endlich, nach fünf Jahren, haben die Ermittlungen von Hölzens Freunden zu einer entscheidenden Wendung geführt.

In der Sitzung des Reichs-Amnestieausschusses erklärte der Syndikus der kommunistischen Reichstagsfraktion, Felix Halle, daß sich beim Verteidiger von Hölz ein Mann namens Friehe gemeldet habe, der sich selber der Erschießung des Hess bezichtigte, und daß der Hauptbelastungszeuge Uebe seine Aussage inzwischen widerrufen habe.

Der Widerruf Uebes und das Geständnis Friehes machte auf den Ausschuß und die deutsche Öffentlichkeit stärksten Eindruck.

Der Amnestieausschuß entsandte seinen Vorsitzenden, Doktor Moses, ins Zuchthaus nach Groß-Strehlitz.

Inzwischen sind Wochen vergangen. Wer gehofft hatte, daß Hölz zum mindesten vorläufig aus dem Zuchthaus entlassen würde, täuschte sich. Nur darum wurde ja Hölz von der Amnestie 1921 ausgeschlossen, weil er nach dem Urteil als Mörder rubrizierte. Für den bloßen Hochverrat hätte er nach dem Sinn des Gesetzes unter die Amnestie fallen müssen.

Was soll nun geschehen? Wer darf es ertragen, ob er hüben oder drüben stehe, daß ein Mensch für ein Verbrechen, das er nie begangen, im Zuchthaus auch nur einen Tag länger bleibe? Müßte nicht die öffentliche Meinung mit leidenschaftlichem Ruf Gerechtigkeit fordern? Ringsherum Schweigen.

Aber Hölz braucht nicht zu fürchten, daß er vergessen wird. Nicht die schlechtesten Deutschen haben erkannt, daß es Gebot verpflichtender Sittlichkeit sei, den Mann aus der lastenden Bürde des Zellengevierts zu befreien. Und Hunderttausende von Arbeitern, ohne Unterschied der Parteirichtung, haben die Forderung der Freilassung von Hölz zu ihrer politischen Forderung gemacht. Das ist gut so, denn ein Prozeß wie der gegen Hölz ist niemals rein juristischer Art.

Ehrhardt, Hitler, alle, alle, die auf Seiten der deutschen Reaktion wegen Hochverrats verurteilt wurden, freuen sich der Freiheit, und Hölz und die dreizehnhundert oder fünfzehnhundert Gefangenen, die immer noch in deutschen Gefängnissen eingegekerkert sind, sollen weiter eingesargt bleiben? Nein. Freiheit für Max Hölz, Freiheit für alle politischen Gefangenen!

Wann? Heute!

„Na, laß man! Wir werden uns nach dem Krieg wiedersprechen!"

Es ist immer dasselbe Bild: nach dem Krieg wird man abrechnen. Die Abrechnung auf einen so unbestimmten Termin legen zu können, das ist für sie schon die halbe Rache.

In der Kaserne, während ihrer aktiven Dienstzeit, wenn der Feldwebel sie zur Feuerwache abkommandierte oder der Sergeant sie am Kasernentor hundertmal Kehrt machen ließ, traten sie ab, murmelten finstere Drohungen vor sich hin, weiß vor Wut.

„Laß mal Krieg kommen, da werden wir die Brüder kriegen! Wir werden sie schon wiederfinden, die faulen Jungens!"

Der Krieg ist gekommen, sie haben in der Tat den Feldwebel und den Sergeanten wiedergefunden, und sie sind mit ihnen in die Kantine gegangen. „Na, wie gehts denn noch immer...?" Dann ist wieder bittre Feindschaft mit Andern gewesen oder mit Denselben. Und jetzt, während Krieg ist, da wollen sie nicht mehr im Krieg ihre Rache nehmen — aber im Frieden!

„Wenn wir erst wieder nach Hause kommen — du sollst mal sehen!"

Und Demachy, der genau weiß, daß er gar nichts sehen wird, lächelt skeptisch...

Roland Dorgelès
„Les Croix de Bois"

Die Volksbühne von Felix Ziege

Herr Doktor Nestriepke, der Syndikus der Volksbühne, hat erklärt, die Volksbühne habe sich bei der Wahl zwischen Gesinnungstheater und Weltanschauungstheater für dieses entschieden — und ihm antwortete kein schallendes Gelächter. Das gibt zu denken.

Die Volksbühnenleitung scheint endlich zu bemerken, daß sich so etwas wie eine Scheidung der Geister vorbereitet. Ihr dämmert leise, wie auch die Künstler zu begreifen beginnen, daß die Stunde gekommen ist, wo sie aus unpolitischer Selbstbemogelung zu politischem Bewußtsein erwachen müssen. Vor allem aber verlangt eine starke Opposition in den Reihen der Volksbühnenmitglieder eine klare politische Stellungnahme bei der Ausgestaltung des künstlerischen Programms. Und darum ließ die Volksbühne Herrn Nestriepke über Weltanschauungstheater oder Gesinnungstheater reden. Damit glaubte sie, ihre Opposition beruhigen zu können. Die Herrschaften werden sich wundern, wenn sie glauben, mit dieser programmatischen Gesinnungslosigkeit fortwursteln zu können. Farbe bekennen!

Aber davor haben die Bürokraten der Volksbühne anscheinend ebensoviel Angst wie vor exaktem Denken. Sonst wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, an Stelle programmloser Geschwätzigkeit ein Programm offnen Bekennens zu geben. Der Name ihres Instituts ist ein Programm, und das schreibt ihnen ihren Weg vor. Die Volksbühne! Also eine Bühne, die dem Volke dienen will.

Als die Volksbühnenbewegung ins Leben gerufen wurde, haben sich ihre Führer an einen ganz bestimmten Teil des Volkes gewandt: an das schaffende, das werktätige Volk. Mit ihm ist die Volksbühne aufgebaut worden, von ihm ist der Volksbühne über jede Krise hinweggeholfen worden. Und heute? Nichts hat sich an der Fundierung der Volksbühne geändert. Heute wie damals hängt ihr Gedeihen von der Unterstützung des werktätigen Volkes ab. Die Volksbühne hat zwar eine sehr starke Mitgliederzahl aus Kreisen, die keine Arbeiter sind. Aber die Volksbühne bilde sich nicht ein, daß sie diese Kreise durch die Qualität der künstlerischen Leistungen gewonnen hat. Nur die fortschreitende Verarmung der Mittelstandsschichten hat sie der Volksbühne zugeführt. Solange diese heute es sich noch leisten konnten, war ihnen die Volksbühne nicht „fein" genug. Glaubt die Volksbühnenleitung nun, auf diese Mitglieder bei der Auswahl der Stücke Rücksicht nehmen zu müssen, so beweist sie damit:

1. Unfähigkeit zur psychologischen Erfassung der Zeitforderung;

2. Unfähigkeit zur psychologischen Erfassung ihrer Aufgabe gegenüber den Mitgliedern des Mittelstandes

3. Unfähigkeit und Überalterung der Volksbühnenleitung überhaupt.

Beweis: 1. Wo immer führende produktive Künstler sich zu Fragen der Kunst äußern, sind sie gezwungen, sich auch mit der Politik zu befassen. Das hat zur Folge, daß der Künstler ge-

nötigt ist, zur Politik selbst Stellung zu nehmen. Und da der Kern aller heute zu knackenden Nüsse der Gegensatz: Proletariat — Kapitalismus ist, so muß und soll der Künstler auch Partei ergreifen. Wer das abstreiten will, hat entweder keine Ahnung vom künstlerischen Schaffen oder leugnet aus Böswilligkeit. Wir sind in der bewußten Politisierung der Kunst begriffen. Soll die Volksbühne als Bühne des schaffenden Volkes ihrer Aufgabe genügen, so muß sie Stücke zur Aufführung bringen, die die Probleme des schaffenden Volkes gestalten.

2. Die verarmten Mittelstandsschichten sehen im seltensten Falle die Ursache ihres wirtschaftlichen Zusammenbruchs, der ja nur eine Folgeerscheinung der Auseinandersetzung zwischen Proletariat und Kapital ist. Nirgends leichter als von der Bühne her lassen sich dem Mittelstand diese Zusammenhänge aufzeigen und beweisen. Dadurch wird er leichter begreifen lernen, daß die Sache des Proletariats auch die Sache des Mittelstandes ist. Auf diese Weise wird die Kampffront der Arbeiterschaft gestärkt, und der Kampf selbst um vieles leichter und schneller entschieden werden.

3. Wenn die Volksbühnenleitung diese einfachen Zusammenhänge nicht zu erkennen vermag, dann beweist sie nur, daß sie nicht zu sehen und zu denken versteht, daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist und jüngern, zeitverstehenden Kräften Platz machen muß.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Volksbühne im Rahmen literarischer Morgenfeiern Dichtungen zur Aufführung gebracht hat, von denen sie glaubte, daß sie wegen ihrer Tendenz für Abendaufführungen ungeeignet wären. Warum hat das aufgehört? Wenn solche Veranstaltungen den Etat der Volksbühne zu sehr belasten, dann gebe man Vereinigungen, die sich die Aufführung solcher Stücke zur Aufgabe gemacht haben, die Bühne für Matineen frei. Ihre musikalischen Veranstaltungen kann die Volksbühne auch ohne Mehrbelastung ihres Etats außerhalb ihres Hauses veranstalten.

Der Name Volksbühne verpflichtet! Die Leitung erfüllt diese Verpflichtung nicht. Wann wird die Volksbühne Das sein, was ihr Name fordert: Die Volksbühne?

Zwei von Rudolf Leonhard

Dschingiskhan hat Christus nie getroffen; dennoch ist er so ewig wie dieser. Zwei Dinge hetzen in dieser Welt herum, zwei Dinge machen unerträglich und fruchtbar, zwingen in dieses Wechselspiel zwischen Beschränkung und Weite: das Gefühl einer bestimmten Mission, und das Gefühl grenzenloser Langeweile. Der Kommende aber, der große Geist über den Wassern und Jagd- und Weidegründen, der Strahlende über dem Rauche der Fabriken, wird Beide haben, um Beide nicht mehr zu haben.

Zwanzig Jahre Schlüsselburg von Valeriu Marcu

Die russischen Menschen, deren Beruf das Nehmen war, kassierten die Rente ihres Bodens mit Pünktlichkeit ein. Kein Schweißtropfen der Andern ging ihnen verloren. So wie Bettler verschmähten sie keine halbe Kopeke. Mit Sparbüchsen wurde in den Dörfern gesammelt. Das Budget der Vielen, die geben mußten, betrug höchstens hundert Rubel pro Kopf im Jahr. Das Ringen entspann sich um den letzten Groschen. Für ihn kämpfte die Armee der Gendarmen, Steuerinspektoren, Forstkontrolleure, Gerichtsschreiber, bis hinauf zu den Ministerien, bis zum Metropoliten und zum Zaren. Die Bauern lebten nach den Erziehungsromanen Jean Jaques Rousseaus, von lauter Natur umgeben. Aber gesunde Luft allein scheint sehr ungesund zu sein; denn sie starben auf den Feldern vor Hunger, hatten Rheumatismus, Rachitis, Syphilis, Geschwüre und Eiterbeulen ohne Ende. Wenn sie den Pflug zogen, so schleppten sie auch die Armut dreier Jahrhunderte.

In einige dieser Dörfer kamen gegen das Jahr 1875 junge Frauen und Männer, die als Ärzte, Gerichtsschreiber, Hebammen, Feldscherer den Dienenden helfen wollten. Unter ihnen war auch die im Jahre 1852 im Kasaner Gouvernement geborne Wera Figner. Tochter reicher Eltern, hatte sie in Zürich Medizin studiert. Die Tränen des jungen, schönen Mädchens vermischten sich oft mit den Salben und Pulvern, die sie verteilt. Ihr Zimmer war nie von weniger als dreißig bis vierzig Patienten belagert. „Wo ist ein Ende dieser Not? Welch eine Heuchelei waren alle diese Arzneien ...", fragte sich Figner. Doch konnte sie den vielen Kranken, den wenigen Gesunden helfen, und deshalb versuchte sie zu bleiben. Alle Dorfmächtigen begannen den Kampf gegen die „Hexe". Die Regierung in Petersburg meinte, die Intellektuellen im Dorfe seien Streichhölzer neben Pulverfässern. Wera Figner und all ihre Gesinnungsfreunde verließen das platte Land; und da ihnen jede weitre, jede andre Tätigkeit unmöglich gemacht wurde, organisierten sie in unendlicher Kleinarbeit Attentate gegen den Zaren und seine besten Diener.

In Westeuropa nannte man sie Nihilisten und als Beispiel, zu welcher Konsequenz die Verwechslung ererbter Begriffe führe, erzählte man, daß diese Menschen am liebsten inmitten von Explosivstoffen lebten und starben. Sie waren aber vielleicht die letzten Gläubigen des Kontinents, Asketen mit Wollust fürs Unerquickliche, stark vor den Starken, demütig vor den Schwachen. Wera Figner hat in der Straße, die der Zar passieren mußte, mit einigen Kameraden monatelang von einem Käseladen aus bis zur Mitte des Fahrdamms einen unterirdischen Gang gebaut, um ihn mit Dynamit zu stopfen. Am 1. März 1881 fuhr Alexander II. einen andern Weg, aber die Freundin Weras, S. L. Perowskaja, wachte: diese Fahrt des Kaisers blieb seine letzte. Die andern Menschen ihrer Freundschaft gingen in den Tod, ohne Gnadengesuche, nicht einmal mit Deklamation. (Revolutionäre Gnadengesuche sind, so wie

die Schwarze Reichswehr, eine deutsche Erfindung.) Ein Andrer, Netschajew, an Händen und Füßen in der Peter-und-Paul-Festung gebunden, studierte Tag und Nacht seine unsichtbare Umgebung und konnte alle ihn bewachenden Regimenter beeinflussen. Frolenko hat einige Stunden vor dem Attentat gegen Alexander II. Wurst gegessen, „da er zur Erfüllung seiner Aufgaben alle seine Kräfte brauche". Ludmilla Wolkenstein saß schon ein Jahrzehnt in der Schlüsselburg. Die Gefangenen hatten beschlossen, einen hohen Offizier, der die Festung inspizierte, zu sabotieren. Der Kontrolleur besuchte Ludmilla, die jahrelang von keinem Menschen etwas gehört hatte. „Ihre Mutter ...", begann er. Sie unterbrach ihn sofort: „Von Ihnen will ich gar nichts hören, sogar über meine Mutter nichts."

Nach dem Zarenattentat wurden alle führenden Narodowoltzi, außer Figner, verhaftet. Sie leitete die Organisation weiter. Sie wußte von den in den Gefängnissen Endenden, sah nicht die Kommenden. Die Partei ging nach einer Anstrengung von einem Jahrzehnt zugrunde. Alle trafen sich dann in der Schlüsselburg. Hier blieb sie zwanzig Jahre. Einige wurden disziplinarisch erschossen, ein Andrer verbrannte sich aus Protest im Karzer. Drei wurden wahnsinnig. Zwei Dutzend waren sie zu Beginn, acht oder neun nur nach zwei Jahrzehnten.

Und Wera Figner? Sie schreibt: „... Krankheit, Wahnsinn und Tod besiegen... Zehn Jahre suchte ich zu vergessen... Es starb der Schmerz ab — mit ihm die Liebe. Der Schnee fiel — ein weißes Gewand überzog die Vergangenheit. Und ich? Ich blieb am Leben und war gesund".

Nach Tagen des Protestes gegen die Verwaltung hörte man in den dunklen Nächten der Korridore die Schreie der Eingekerkerten. Es wurde gefoltert. Aber da vernahm man aus allen Zellen den furchtbaren Ruf der Angst: „Was geschieht mit Wera?"

Die Narodnitzi-Richtung, diese Bewegung der Außenseiter der Existenz und des gesellschaftlichen Lebens, war in der Theorie romantisch, Gefühlsreaktion gegen die Stummheit der Bauern, gegen die Macht einiger Herren. Trotzdem konnten diese paar Frauen und Männer die Passivität, das stille Plätschern an der Oberfläche unterbrechen. Zwanzig Männer und Frauen gegen achtzig Millionen! In finstern Nächten explodierte hie und da eine Bombe, entzündet vom Willen zur Barmherzigkeit.

Das Buch Figners wird das der russischen Revolution bleiben. Die Taten vergangner Generationen sieht man nicht mehr; denn sie vermengen sich mit der Erde, und Alles erscheint ein Heutiges. Hie und da aber bleibt ein Buch. Wenn die revolutionäre und gegenrevolutionäre Makulatur über Rußland nicht einmal mehr im Museum zu finden sein wird, so wird dieses Buch: (‚Nacht über Rußland' im Malik-Verlag, Berlin,) diese beschriebene Nacht der achtzig Millionen, überall dort zu finden sein, wo Menschen den Traum des Morgen haben.

Unordnung am Vormittag von Arthur Eloesser

Eine Matinee ist immer etwas Gespenstisches, auch wenn wir nicht in den Schlupfwinkel des Neuen Theaters am Zoo hinein schwinden. Die am Abend durchgeistigten Physiognomien der gestählten Stammgäste, der Stammkritiker haben am Vormittag etwas von Müdigkeit, Hoffnungslosigkeit, gegenseitiger Geniertheit, als ob sie bei einer Verrichtung, die der keuschen Nacht gehört, nicht ertappt sein möchten. Man hat uns zu früh aus der Schachtel genommen, wir sind noch nicht in dem richtigen Zustand. Wir wissen, daß es wieder nichts sein wird, aber wir dürfen es nicht glauben. Der Glaube ist unsre Rechtfertigung, und er sitzt tatsächlich in den innersten Schamteilen der Seele. Warum geniert sich der Mensch so leicht und schämt sich so schwer? Die Plätze in diesem Theater sind breit und bequem; man kommt zu leicht ins Träumen, wenn man sich in den Tag hinein straffen soll. Bis der Vorhang aufgeht, haut eine Jazzband quiekend, quäkend, grunzend, rasselnd in diese Unausgeschlafenheit hinein. Amerikanisch! Tempo der Zeit! Mensch, wach auf, Mensch, sei helle, sei schnelle!

Helle und schnelle reden auch die Menschen in ‚Herr Titan trägt Zinsen', alles fertige Redner, die nichts für sich behalten und darum meistens auf ein Podium gestellt werden. Von da aus sagen sie Alles, bis nichts übrig bleibt. Der Eine stellt sich als „Herr Kapital" vor, die Andern, in seinen Diensten, nennen sich Herr Gedicht, Herr Gemälde, Herr Komposition. Sie sehen genau so aus, wie sie sind, gliedermännisch, hampelmännisch mit bunt lackierten Gesichtern. Also russisch! Die Russen haben die andre Hälfte vom Tempo unsrer Zeit. Vicky Werkmeister dagegen, Tochter des Herrn Kapital und Frau des von ihm gekauften Herrn Titan, hat einen Punktroller, mit dem sie sich vorn und hinten bestreicht, obgleich sie es noch gar nicht nötig hat, vorne nicht und hinten auch nicht.

Am nächsten, aber etwas spätern Vormittag hatte ich eine Unterhaltung mit dem Verfasser Herrn A. E. Rutra; ein geistig kultivierter, bei innrer Lebhaftigkeit verhaltner, sogar bescheidner Mensch, also das Gegenteil eines Dramatikers. Immerhin neigte er zu der Ansicht, daß schon schlechtere Stücke als das seine Erfolge gehabt haben. — Sie sollten sagen: dümmre Stücke, so hielt ich ihn entgegenkommend auf. Ihr Dialog hat ein paar Brillanten, hat Wasserklarheit und einen saubern Schliff. Man hat sich wenigstens den Herrn Kapital stellenweise gern angehört. Aber warum kauft er den jungen Herrn Titan, der nichts ist und deshalb nichts werden kann? — Ich wollte damit sagen, daß das Kapital Alles kauft und auch aus einem Nichts etwas machen kann. — Dann, mein lieber Herr Verfasser, hätten Sie uns mit dem Nichts in gefühlsmäßige Beziehung bringen müssen, mit einem neuen Schlemihl, der bei jedem Handel hereinfällt. Oder denken Sie an den armen Wozzek, den Staat, Gesellschaft, Wissenschaft mißhandeln. Mit dem wir so leiden, daß wir uns ihm gleich machen, daß wir Bruder zu ihm sagen müssen. Der Geist allein schreibt keine Stücke, wenigstens trägt er sie nicht. Das Theater ist unaus-

denkbar einfach, es bewegt uns nur durch gefühlsmäßige Teilnahme, durch einfachste, sympathetische Beziehung, damit wir uns da oben wiederfinden. Für den klugen Herrn Titan, der seine Situation genau auszudenken vermag, fand ich eben darum nichts zu hoffen, nichts zu fürchten. Es blieb mir sogar gleichgültig, ob sie sich kriegen, er und Herrn Kapitals Töchterlein. Und wenn man nicht einmal danach fragt!

— Ich wollte ja keine Menschen schaffen, sondern nur Masken machen, Linien ziehen, kurz, stilisieren. — Das hat Ihnen der Regisseur auch gründlich besorgt. Aber ein mir nahe stehender Aphoristiker hat einmal gesagt: Stilisieren heißt Das mit Kunst weglassen, was man von Natur nicht kann. Wir werden das Theater wieder auf das Menschliche zurückbringen müssen. Stil wird nicht aufgeprägt, nicht verliehen, Stil entsteht aus einem innern Gehorchen und Befehlen und wächst überhaupt erst ins Sichtbare durch die allmähliche Zustimmung der Geschlechter. Der Verfasser, der, wie gesagt, ein denkender und doch bescheidner Mensch ist, ein Dramatiker, der mit sich reden läßt, also kein Dramatiker, versicherte mir schließlich, daß das Stück schon sieben Jahre vor Erfindung des Punktrollers geschrieben, und daß er immerhin schon zufrieden sei, sein wenn auch anämisches Kind einmal wiedergesehen zu haben. Vater bleibt Vater. Auf dieses Wort hin drückten wir uns die Hand.

Der gescheite Verfasser — aber Das sagte ich schon zu mir allein — glaubte nun, nach sieben Jahren, noch der Vater dieses Kindes zu sein. Man macht ja jetzt Blutproben vor Gericht zur Feststellung von Ehebrüchen, Alimentenansprüchen und so weiter. Gut, daß das kluge Kind kein Blut hat. Sonst würde man wohl auf Carl Sternheim kommen, den alten Schwerenöter, der die Kinder nach der Schnur machte, erst als Typen, dann als Masken verschiednen Anstrichs, und Das grade, als seine karnevalistische Laune, als Schwung und Übermut des Geistes ihn verlassen hatten. Und der nun, wie wir hören, reumütig, wehmütig, sanftmütig das Menschliche sucht, weil er eingesehn hat, daß Herr Titan keine Zinsen mehr trägt.

Die Briefe Siegfried Jacobsohns von Alfred Polgar

Im Laufe von zwanzig Jahren habe ich viele Briefe von Siegfried Jacobsohn erhalten. Seine Handschrift ist sich all die Zeit über völlig gleichgeblieben. Wer sie zum erstenmal vor Augen hatte, mochte glauben, in dem Gewirr von hauchdünnen und verdickten Schnörkellinien ein Ornament zu sehen, etwa den Dessin-Entwurf für einen orientalischen Teppich. Fläche des Papiers schien mit größter Sparsamkeit ausgenützt, die Postkarte, der Länge nach beschrieben, gab Raum für hundert Zeilen. Eine wunderlich launenhafte Schrift, in ihrer luftigen Dichte, mit ihren typisierenden Zeichen für Endsilben, mit ihrer Zusammenfassung ganzer Buchstabengruppen in ein drastisches Wellenlinchen, ihren vielverschlungenen, oft sogar (zur Platzersparnis?) rücklaufenden Duktus von äußerster Knappheit und Geschlossenheit. Und dabei doch voll Spiel und Überschuß.

Auch dem, der, wie ich, nichts von Graphologie weiß, verriet sie das Wesen ihres Schreibers. In diesen peinlich saubern, sozusagen: präcis ausschweifenden Federzügen offenbarten sich Pedanterie wie Lust am geistigen Abenteuer, Widerspruch gegen die Ordnung und ein rechtes Lebensbedürfnis nach ihr, Schwärmerei unter Kontrolle eines nüchternen Hirns.

Man hätte auch deuten können, daß in Jacobsohns Schrift sich Phantasie mit dem Willen zur Form verbinde, Lust an Traum und Trug mit der Passion des klaren, harten Sehens, das immun macht gegen jederlei Betörung. So war er ja auch. Ein Mann der regulierten Leidenschaft: sie schien gleichsam dazu genützt, ein Uhrwerk zu treiben und in genauestem Gang zu halten. Ein unnaiver Romantiker. Der Welt und ihrem farbigsten Abbild, dem Theater, zugetan wie ein Liebender, dem Neigung das Auge schärft, nicht trübt. Ein Geist, angesiedelt an der Grenze zwischen Mathematik und Musik.

Charakteristisch wie die Schrift war der Ton seiner Briefe, die Art des Fragens und Antwortens, die ganze äußre und innre Technik der Korrespondenz, das ungewollt Persönliche, die psychoskopische Spur, die an diesen Briefen haftete wie Fingerspur am berührten Gegenstand. Es schwang in ihnen stets um ein Etwas mehr vom Sender zum Empfänger, als die Worte trugen und vermittelten. Auch aus den sachlichen, geschäftsmäßigen Briefen blinzelte, versteckt in einer Wendung, in Ansprache oder Gruß, was Freundliches heraus, das andeutete: Unser Geschäft ist doch nicht nur Geschäft. Auch aus den trockensten Mitteilungen klang ein Ton, als wollte der Schreiber sagen: die Beziehung zwischen dir Mitarbeiter und mir Redakteur würde nicht sein, wie sie ist, wenn nicht, obgleich unausgesprochen, unerprobt und mehr geahnt als gewußt, Beziehung von Mensch zum Menschen wäre. Der Glückwunsch, der mit bureaukratischer Regelmäßigkeit zum Geburtstag und zu Neujahr kam, war nicht Formalität, sondern wie ein Betonen der innigeren als beruflichen Verbundenheit zwischen dort und hier, gleichsam eine Probe auf die Unversehrtheit der amikalen Leitung. Einen gleichgültigen Brief habe ich in all den zwanzig Jahren von Jacobsohn nicht bekommen. Zumindest ein Scherzwort, ein absichtlich übertriebner Ausdruck, eine Spur Liebeserklärung durchwärmte den Text. Er verwöhnte, wen er gern hatte, mit Anerkennung und Zuspruch, empfand Unrecht, das dem Freund widerfuhr, stärker (und auf Sühne erpichter) als jener selbst. Von seinen Nöten stand nicht viel in den Briefen, aber wenn ihm was Freude machte, Mensch, Kunst, Natur, das wurde gleich weitergegeben. Er war kein Oekonom seines Herzens. Wen er liebte, der bekam das zu spüren, immer wieder, bei jedem Anlaß und ohne solchen. Wen er hoch hielt, den hielt er so mit nie ermüdender Gläubigkeit, und wen er gar verehrte oder bewunderte, der war kanonisiert, gemeiner Wertung und ihren Schwankungen entrückt. Nie blieb die Karte cum laude aus, wenn ihm ein Beitrag besonders gefiel, und stand der Beitrag in einer andern Zeitung als der seinen, so kam doch Jacobsohns gratulor, nur noch verstärkt um das Bedauern, daß die Kostbarkeit dem geliebten „Blätt-

chen" entgangen sei. Er injizierte seinen Helfern förmlich Selbstvertrauen und Arbeitslust. Ich, dem die eigne Schreiberei beim Schreiben manchmal Vergnügen, hinterher aber immer Beschämung ist und Qual ob der Unzulänglichkeit des Produzierten, ich kann ein Liederbuch davon singen, was dieses unaufhörliche Bejahen und Rühmen Jacobsohns für ein Antitoxin bedeutete gegen das Gift der Selbstverneinung. Und was war er für ein liebenswerter, schüchterner Magister, wenn er Schönheitsfehler zu entdecken glaubte, stilistische Ungezogenheiten, Marotten des Ausdrucks oder allzugern gebrauchte Wendungen. Da stellte er sich dumm, bat bescheidentlichst um Aufklärung, worin denn der Reiz dieser so oft wiederkehrenden ungewöhnlichen Vokabel stecke, oder in welcher feinen Absicht jener Formulierung ihre Schiefheit gegeben sei.

Ich bin mir aller Fehlerquellen solcher Betrachtung aus der empfindsamen Nah-Perspektive bewußt. Gerne spreizt sich vor Dem, der uns nichts Schlimmes mehr anhaben kann, die Koketterie gütevollen Verstehens (und selbst das Geständnis solcher Koketterie ist noch eine), und wenn der Tod souffliert, nehmen wir den Mund leicht voller als das Herz ist. Vielleicht also lese ich heute in die Briefe Jacobsohns Manches hinein, unterlege dem Klang, den Erinnerung an ihn weckt, die schwingende Saite. Keinem wird ja mehr geschmeichelt als einem frischen Grab. Was die Menschen an Schätzung und Achtung dem Lebenden nur tropfenweise zuteilten — aus Angst, Neid, Diplomatie, Handelsgeist —, nun auf einmal, bis zur Neige, gießen sies über seine Asche. Es ist eine Art Sühn- und Bitt-Opfer, dargebracht Dem, der nun teilhaftig ward des Geheimnisses der Geheimnisse (oder der Geheimnislosigkeiten) und von dem man nicht wissen kann, ob er nicht vielleicht doch noch sich dreinmischt. An Särgen werden wir Alle Verschwender. Die Knauserigsten stürzen da ihr Herz um und klopfen noch darauf, daß nur in seinen Falten von allem Guten, auf das der Gestorbne Anspruch hätte, kein Krümchen verkrochen bleibe. Was an Gefühl, ohne Geiz hingegeben, ausgereicht hätte, dem Lebenden auf Lebenszeit eine Wärme-Rente zu sichern, bekommt die Leiche kapitalisiert. Was hat sie davon? Einen rechten Nachruf.

Also bin ich mir, lese ich jetzt des Hingeschiedenen Briefe, bewußt, daß Wehmut mitliest und die Empfindung: er ist nun fort für immer, und nichts mehr, nicht mehr so viel wie Schatten verwehten Rauches eines ausgelöschten Feuers, wird von seiner Freundschaft und Güte künftig in mein Leben fallen. Aber grade indem ich, Kritiker quand-même, abziehe, was aus solchem Gefühl Falsches ins Urteil fließen mag, ersteht mir aus Siegfried Jacobsohns Briefen in Klarheit das Bild des tat- und gedankenfrohen, herzlichen, in Leben und Arbeit knabenhaft-verschossnen Menschen, der den Mut hatte zu seiner Wahrheit, der sich und Dem, was er für gut und richtig erfand, unbedingte Treue hielt. Er war — von seiner Bedeutung als Schriftsteller, Kritiker, als militanter Publizist ist hier gar nicht die Rede — er war, behaftet mit Schwächen, Sentiments, Res-

sentiments wie jeder, ein zu innerst freier Mann, seiner Wege und Ziele durchaus bewußt, unzweideutig als Freund und Feind, fähig des bittern Ernstes und der süßen Heiterkeit. Er kannte seine Grenzen, erwarb sich mit Kräften eignen Geistes Wert und Geltung, und wirkte, wo er stand, Gutes. Viele haben ihm Vieles zu danken, Neid war ihm fremd, Anerkennen Bedürfnis, Verantwortung etwas, das er so gern und offen trug, wie ein Andrer Titel und Würden. Es kam ihm rechtens eine Führer-Rolle zu. Heute wissen und bekennen das Viele, die ihn, da er noch vor seinem Schreibtisch saß, gar nicht gelten lassen wollten. Es hängt nämlich davon ab, wie der Wind weht — vom Marktplatz oder vom Friedhof her —, ob der Text, den wir dem Nebenmenschen lesen, Pamphlet wird oder Hymne.

Theater in Potsdam von Stephan Ehrenzweig

Zwischen Berlin und Werder liegt bekanntlich nicht nur eine Welt, sondern auch die Stadt Potsdam. Sie hat so viele Sehenswürdigkeiten, daß man geneigt ist, des Schauspielhauses zu vergessen, das „dem Vergnügen der Einwohner" dient. Ich liebe dieses Haus. Solang es Kulissen und einen Vorhang gibt, ist Striese ein bessrer Theaterdirektor als Pirandello. Im Potsdamer Schauspielhause wird der Mangel an geräumigen Toiletten durch den an Stars reichlich aufgewogen. Kein roter Plüsch erwärmt die Couloirs, an den Wänden kleben Affichen, die mit keiner Letterngraduierung die Gagendifferenzen verraten, selbst des Regisseurs Wilhelm Nagel Name fällt kaum lebhafter aus dem Druckbild, als einst, zur Zeit des alten Burgtheaters, Der Heinrich Laubes. Wenn der Vorhang aufgeht, fragt man nicht nach dem Namen des Dekorationsmalers, man weiß, im Gegenteil, daß Kulissen hier stehen, die hinten dreckig, mit einem Wort Kulissen sind, und dennoch oder grade deshalb freut man sich des Kommenden. Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen — das Spiel kann beginnen.

Zuletzt sah ich dort ‚Kolportage', die Komödie, mit der Georg Kaiser auf Alfred Polgars klugen Rat eingeht: einmal den Mut seiner Kritiker zu haben, sich komisch zu nehmen und einen guten Schwank zu schreiben. Es ist ein sehr lustiges Stück und Georg Kaiser unter den neuern deutschen Literaten, die sich mit dem Theater befassen, sicherlich der theatersicherste. Die Umwandlung der Mathematik der Ideen in die Mechanik des Geschehens erfolgt hier ungezwungen und skrupellos, wenn auch das Vorspiel mit einer Art reservatio dementalis dem Autor, indem es ihn jeder literarischen Verantwortung enthebt, die Sache erleichtert. Von diesem Vorspiel abgesehen, ist die Aufführung ganz ausgezeichnet. Nicht zur Entscheidung für Potsdam, aber doch zur Regeneration des gesunden Theaterempfindens durch einen Schluck dramatischer Landluft sollten berliner Theatergänger einmal dorthin fahren. Sie hätten ihre nachdenkliche Freude dran; nachdenklich, weil sie taub und blind sein müßten, um nicht zu merken, daß in der Hauptstadt maßlose Überschätzung des Theaters, maßlose Überschätzung auch der persönlichen Eigenart des

Darstellers, des Regisseurs zur katastrophalen Unterschätzung der autochthonen Kraft der Bühne geführt hat. Und in der Pause, wenn das kommerzielle Element im Theaterbesucher in seine Rechte tritt, wird vielleicht manchem die Idee kommen, daß es unter Umständen klüger ist, mit kleinen Umsätzen zu vegetieren als mit großen zu verkrachen.

*

Doch es gibt auch andern Spaß im Potsdamer Schauspielhaus. Vor einiger Zeit spielte man dort den ‚Biberpelz', der ja ungefähr dort spielt. Der ‚Bühnenvolksbund', der gemeinsam mit der Volksbühne das Theater mit Abonnenten alimentiert, hatte entdeckt, daß es in Deutschland einen Dichter gibt, der nun schon seit dreißig Jahren berühmt ist, und veranstaltete eine Aufführung eines seiner Werke, das mit dem Untertitel ‚eine Diebskomödie' Harmlosigkeit zu gewährleisten schien. Wieder eine vortreffliche Vorstellung; Frau Hertha Wolff eine ganz ausgezeichnete Mutter Wolffen — als Frau Appelblom in ‚Kolportage' bestätigte sie ihre Sicherheit in der Zeichnung von saftigen Vorstadtgestalten — und Herr Kaju Golembiewski, der den Rentier Krüger spielte, ein junger Charakterspieler von, irre ich nicht, ganz außergewöhnlichem Format. Als es zu spät war, entdeckte man den Pferdefuß, und im Programmheft rettet ein Herr, der zwar Wilhelm, aber sonst einfach Kleemann heißt, was zu retten ist. Zunächst bekreuzt er sich vor Mutter Wolffens Moral und warnt vor Nachahmung, er bedauert es mit bittern Worten, daß Leute, die klauen und sich noch damit trösten, daß die Beklauten dadurch nicht arm werden, keine romantische Erfindung Gerhart Hauptmanns, sondern „nicht selten" leibhaftig in der Welt herumlaufen. Dann aber gehts auf Hauptmanns Stellung zu Wehrhahn los. „Ein solch dummer, blasierter Beamter ist früher auch nicht möglich gewesen; der Typ des Beamten kann er für keine Zeit sein. Hauptmann hat da eine Karikatur geschaffen, die keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen kann." „So ist aus der Komödie eine Satire geworden." Pfui Teufel! „Gewiß kann es zu allen Zeiten einen ungeschickten und einfältigen Beamten geben (auch andre Leute!), aber einen solchen Pinsel als Typ hinzustellen, ist auch von einem naturalistischen Dichter etwas viel." Und zum Schluß: „Beim Ende der Komödie schmeckt man eitel Galle."

Man schmeckte sie wahrlich bei dieser Komödie, läge nicht das Zwerchfell in der nächsten Nachbarschaft. Dieser Herr Wilhelm Kleemann vergißt, daß wir mitten im wilhelminischen Zeitalter leben, er vergißt es, indem er es beweist; er weiß nicht, daß Hauptmann auch den ‚Roten Hahn' geschrieben hat und daß dort unterm Personenverzeichnis zu lesen ist: „Zeit: Kampf um die Lex Heinze". Und er weiß gewiß nicht, daß die Lex Heinze unter dem andern Wilhelm abgelehnt, daß aber die Lex Külz unter Hindenburg angenommen wurde, und daß ich, wenn ich noch viel mehr sagte, Gefahr liefe, mich in dieser Republik republikanischer Umtriebe verdächtig zu machen, was mir in einem Aufsatz über das Potsdamer Schauspielhaus gewiß nicht zukäme.

Auf Kündigung von Morus

Reinholds Abschied

Peter Reinhold, der mit so viel Grazie ein volles Jahr als Reichsfinanzminister zu leben wußte, hat leider nicht verstanden, in Schönheit zu sterben. Die Sitzfläche eines Ministersessels hat offenbar geheime Reize, die wir Alle nicht kennen, und ihr Wert ist gewiß noch höher zu schätzen, wenn man, wie Reinhold, die Technik heraushat, bei allen Parteien als hilfs- und redebereiter Politiker, als pflichttreuer und eifriger Beamter zu gelten und trotzdem sein Weekend einzuhalten. Aber daß er diese Krise nicht überdauern konnte, in der die ausgehungerte Herde der deutschnationalen Abgeordneten an die Futterkrippe drängte, mußte er sich eigentlich selber sagen. Denn soviel Opfermut bekanntlich auch zur Übernahme von Ministerposten im Allgemeinen und des Finanzministeriums im Besonderen gehört: die Opferbereitschaft auf diesem Gebiet kennt hierzulande und anderswo keine Grenzen.

Herr Reinhold aber, dessen glückhafft Schiff, mit schwiegerväterlicher Fracht von Merck in Darmstadt reichbeladen, mit gutem Wind die Fahrt von Dresden nach Berlin überstanden hatte, wollte das Unmögliche ermöglichen. Mit einem kleinen Trick versuchte er, sich unentbehrlich zu machen. Ausgerechnet im letzten Stadium der Krisenverhandlungen platzte er mit der Fünfhundert-Millionen-Anleihe heraus, für die er die Ermächtigung seit seinem Amtsantritt in der Tasche hatte. Weshalb grade in diesem Augenblick? Ein dringender Geldbedarf des Reiches lag, wie Reinhold selbst vor den Presseleuten gestehen mußte, nicht vor. Und die Begründung, die er für das überstürzte Tempo seiner Anleiheaktion gab: Ausnützung der guten Geldmarktkonjunktur, war denn doch zu fadenscheinig, als daß Jemand sie ernstnehmen konnte. Das Reich soll, wenn es auf Pump ausgeht, wie jeder Privatmann, sich den günstigsten Zeitpunkt aussuchen, um sich das Geld so billig wie möglich zu verschaffen. Aber glaubte Herr Reinhold denn wirklich, daß sich die Lage auf dem Geldmarkt wesentlich verschlechtert hätte, wenn der Abschluß der Anleihe, die Zeichnungsfristen und Einzahlungstermine noch ein paar Tage hinausgeschoben worden wären? Und ist die Auflegung einer Halbmilliardenanleihe solch ein Pappenstiel, daß ein geschäftsführender Finanzminister, der schon beim Kofferpacken ist, ohne zwingenden Grund seinen Nachfolger darauf festlegen darf? Könnte nicht der nächste Finanzminister über die Kreditbeschaffung des Reiches ganz andrer Meinung sein und die Anspannung der Steuerschraube, die Aufnahme einer Auslandsanleihe oder — horribile dictu — Ersparnisse auf der Ausgabenseite des Etats einer Inlandsanleihe vorziehen?

Der ewiglächelnde Herr Reinhold hat diese Fragen gar nicht erst in Betracht gezogen, sondern nur noch das eine Ziel vor Augen gehabt: wie kann ich noch schnell eine ganz große Chose drehen, vor deren Durchführung man mich dann doch gerechterweise nicht aus dem Ministersessel reißen kann?

Dieser kluge, liebenswürdige, geschmeidigste Akteur, der in den letzten Jahren auf der politischen Bühne aufgetreten ist, hat sich im entscheidenden Augenblick als ein Kleber erwiesen. Das muß festgestellt werden, auch wenn man Peter Reinhold für eine ungewöhnliche Glanznummer auf dem Theater der Wilhelm-Straße hält.

Fragt man, von dem peinlichen Zeitpunkt abgesehn, nach den sachlichen Gründen der neuen Reichsanleihe, so wird man sich dabei weniger an das Finanzministerium, als an die Reichsbank wenden müssen. Der geistige Urheber der Anleihe ist zweifellos der Doktor Schacht, ohne dessen kräftige Diskontherabsetzung die Regierung nicht hätte wagen können, eine fünf- oder effektiv, fünfeinhalbprozentige Verzinsung den Zeichnern anzubieten. Dem Reichsbankpräsidenten liegt dabei anscheinend weniger an den dreihundert Millionen, die unter seiner Oberleitung zur Zeichnung aufgelegt werden und zugleich der Börse ein bißchen das Wasser abgraben sollen, als vielmehr an der zweiten Tranche, die für die öffentlichen Kassen bestimmt ist. Wenn Reichsbahn und Reichspost und womöglich auch die Sozialversicherungen ihr überflüssiges Geld in Reichsanleihe festlegen, so hat Schacht auf Umwegen Das erreicht, was er vor der Enquêtekommission nachdrücklich gefordert hat: eine Generalkontrolle der öffentlichen Gelder durch die Reichsbank.

Gegen eine stärkere Zentralisierung und Beaufsichtigung auf diesem Gebiet können, meine ich, lediglich die davon betroffnen Ministerialräte und Bankdirektoren etwas einwenden. Nur darf man nicht glauben, daß nun unser öffentliches Geldwesen vollkommen in Ordnung gebracht ist. Die Reichsbahn wird durch die Anleihe Gläubiger des Reiches, aber gleichzeitig bleibt sie, von frühern Reichskrediten her, Schuldner des Fiskus. Man verrechnet nicht, man zahlt nicht etwa ältere Verpflichtungen zurück, sondern steckt weiter mit pathetischem Aufwand, mit Parlamentsaktionen und viel Geschreibsel das Geld aus der einen Tasche in die andre. Es ist dasselbe System, nach dem Stinnes und Barmat zuletzt ihre Konzerngeschäfte betrieben haben. Nur mit dem Unterschied, daß bei Ausfällen der Steuerzahler der Fahrgast und der Verfrachter der Bahn für den Schaden aufkommen müssen.

Krach im Rohstahlkartell

Der Kommerzienrat Reusch, Generaldirektor der zur Haniel-Gruppe gehörigen Guten-Hoffnungs-Hütte, Großkophta des „Langnam"-Vereins zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen, des Stahlwerksverbands und der deutschen Gruppe der Internationalen Rohstahlgemeinschaft, hat gelegentlich einer Handelskammerrede in Duisburg, aller Welt verkündet, daß die deutschen Schwerindustriellen grade dabei seien, zu überlegen, ob sie nicht den vor vier Monaten mit so viel Applomb gerschlossnen Internationalen Rohstahlpakt lieber kündigen sollten.

Begründung? Die Franzosen haben sich schlecht benommen. Sie haben die politischen Erwartungen, von denen Herr Paul Reusch „stillschweigend" ausgegangen ist: daß der wirt-

schaftlichen Zusammenarbeit „eine Bereinigung der politischen Atmosphäre" folgen werde, enttäuscht. Dagegen sträubt sich der Pazifistengeist und Reinlichkeitssinn des Herrn Reusch, und deshalb will er, wenns nicht anders wird, die Zusammenarbeit aufgeben. Zum Glück hat Herr Reusch bei den entscheidenden Verhandlungen, wie gesagt, über seine politischen Voraussetzungen Stillschweigen bewahrt, denn wenn dies Friedenstäubchen zu gurren anfängt, dann wackelt die Wand. Unter den Reaktionären des Ruhrbezirks ist Herr Reusch zurzeit unbestritten, in jedem Sinne des Wortes, der Erz-Reaktionär. Sein Kampf gegen Silverberg und gegen Alles, was mit politischem und sozialem Einlenken etwas zu tun hat, prädestiniert ihn, sich als internationalen Friedensstifter aufzuspielen. Als rührigster Vereinsredner — die Wirtschaftsführer erster Ordnung geben sich ja dazu nicht her — trägt er sozusagen die Verantwortung fürs Janze, und als der Typus des Generaldirektors, der weder selbst Eigentümer ist, noch einen kommandierenden Mehrheitsaktionär über sich hat, fürchtet er einen Abbau der Tantiemen und sonst nichts in der Welt.

Man sollte deshalb die politischen Fanfarentöne des Herrn Kommerzienrat Reusch hier, und erst recht drüben, nicht sonderlich tragisch nehmen, sondern nur als Das, was sie sind: als die üble Bemäntelung eines ganz gewöhnlichen Geschäftsdrehs. Herr Reusch, Herr Fritz Thyssen und die andern stahlgepanzerten Patrioten des Ruhrbezirks, haben im letzten Herbst in Brüssel mit Franzosen, Belgiern und Luxemburgern ein Kartellabkommen unterzeichnet, das heute, nach dem Abflauen der französisch-belgischen Inflationskonjunktur, nicht mehr so günstig ist, wie zu der Zeit, als das Pfund 160 Franken kostete. Die deutschen Schwerindustriellen flüchteten damals mit fliegenden schwarz-weiß-roten Fahnen an den Verhandlungstisch, um sich gegen das Valutadumping des gallischen Erbfeindes zu schützen, und der deutschnationale Reichstagsabgeordnete und Verbandssyndikus Reichert sang täglich in der Rechtspresse ein neues Lob- und Preislied auf die Eiserne Internationale. Offenbar hoffte man zu jener Zeit in Duisburg, in Mülheim und Oberhausen, die Franzosen würden eine ebenso fabelhafte Inflation fertigbekommen, wie der weiland von ihnen inspirierte Doktor Kuno. Aber die Franzosen bekamen nicht, und die Deutschen mußten für ihre unerwartete Mehrproduktion elf Millionen Mark in die Kartellkasse zahlen.

Daß Herr Reusch und seine Kollegen jetzt versuchen, aus dieser verfehlten Spekulation herauszukommen, ist ihr gutes Recht. Aber es liegt wirklich kein Anlaß vor, deshalb die vaterländische Gemütskiste aufzuziehen und womöglich die Wilhelm-Straße in Bewegung zu setzen. Kartelltische müssen allenthalben aus kräftigem Eichenholz gezimmert sein, wenn sie die Faustschläge, die im Kampf um die Quote niederprasseln, aushalten sollen. In einem internationalen Kartell ist das nicht anders als in einem deutschen Syndikat, wo sämtliche Faustkämpfer Mitglieder der Deutschnationalen Volkspartei sind. Geschäft ist Geschäft, und wenn es um Prozente geht, hört, mit und ohne Erbfeind, die Gemütlichkeit auf.

Nur sollte man aus diesem ersten Intermezzo im Rohkartell die Lehre ziehen, wie unangebracht die pazifistischen Lobgesänge auf internationale Syndikate und gar auf ein internationales Stahlkartell sind. Die deutschen und die französischen Reusche mögen, frei nach Bertha von Suttner, die Waffen niederlegen: sie werden sie wieder aufnehmen, sobald sich ein lukrativer Anlaß dazu bietet. Und ein schlechter Krieg ist nun einmal für die Stahlindustrie immer noch einträglicher als das beste internationale Kartell.

Kunsthandel von Lene Tivoli

„Ausgeschlossen! Keinen Pfennig mehr von mir! Arbeiten soll das Aas! Hungern müssen sie alle, sonst arbeiten sie garnichts oder schlecht. Gräßliche Kerle, die kein Mitleid verdienen, keine Dankbarkeit kennen. Immer sollen wir Kunsthändler die Aussauger sein!"

„Aber die Maler..."

„Nein! nein! glauben Sie mir: verhungern würden sie alle, wenn wir nicht unser Herzblut, unsre Arbeitskraft opferten, unsern ganzen Idealismus für diese Bande einsetzten. Ach... Aber verzeihen Sie, da kommt eben Schleber. Sie wissen doch — sechzig Cezannes, Picassos und so weiter. Ganz große Nummer! Kauft jetzt nur Juan Gris —"

„Und Sie wollen auch..."

„Nein. Wenn Sie keinem Menschen ein Wort sagen: Ich lege mir nur Derains hin. Auf Wiedersehn. ... Tag, Schleber!"

*

„Hallooh! Tag, Heimer! Na, es geht so... sagen Sie, können Sie mir einen Posten Braques unterbringen? ... Wieviel? .. Mensch, Du bist wohl verrückt! In Paris zahlt man sechs Francs für den Quadratcentimeter; Braques wird befestigt; keine Spur von Abbröcklung!... Gut, reden wir drüber... Nein, ich gehe mit Schleber. Gris steigt garantiert. ... Ja, ich komme gleich hinüber. Auf Wiedersehn!"

*

„Glauben Sie mir, ich kann nicht kaufen. Zugegeben, die Bilder sind talentvoll, sogar schön. Aber Sie müssen mich verstehen: Ich habe eine Mission. Ich, ich kann nicht kaufen, wie ich will. Ich trage eine ungeheure Verantwortung. Natürlich will ich den Künstlern — nur den Künstlern — helfen. Aber wie kann ich es in diesem Falle rechtfertigen, durch den Kauf eines Bildes seinen Preis zu treiben. Und er steigt um dreihundert Prozent!"

„Aber Sie sagen doch selbst: die Bilder sind schön und ....."

„Ja. Aber ziehen Sie meine exponierte Stellung in Betracht. Der Kunstmarkt sieht auf mich. Sie wissen: Ich legte mir als erster Cezannes, später Picassos hin. Jetzt kommt Juan Gris. Er zieht schon an!"

„Juan Gris ist..."

„Sagen Sie doch nicht Gris! Gris wie grau auf französisch! Das hat mit Grießpudding nichts zu tun. Der Mann ist Franzose."

„Aber lieber Herr Schleber, Gris ist Spanier, Juan mit Vornamen."

„Ausgeschlossen! Was heißt hier Juan? Er ist Franzose Der Handel verlangt es, und das zählt mehr als ein blöder Geburtsschein. Übrigens: Ihr Mann ist gut. Sehr gut sogar! Aber noch nicht Schleber-reif. Vielleicht in zwei Jahren..."

*

„Urteilen Sie nicht, bevor Sie gesehen haben, mein Lieber. Er ist sehr talentiert. Sie müssen kaufen und ihm weiterhelfen Sehen Sie das Bild an: Ist es nicht wunderschön?"

„Doch! Ganz schönes Bild, ganz begabt. Wie alt ist denn Ihr Schützling?"

„Blutjung. Vierundzwanzig Jahre und ein armer Teuf...."

„Was? Vierundzwanzig Jahre? . . . Nein, bitte kein Wort mehr in der Sache. Ich halte es mit dem alten Vollard, dem Freunde Cezannes. Sie kennen doch die Geschichte, nein? ..... Im Salon d'Automne fiel Vollard unter Tausenden ein Bild auf. Er war bereit, es zu kaufen. Ein Freund redete ihm zu: die hundert Francs würden den zwanzigjährigen Künstler vor dem Hungertode retten.

‚Erst zwanzig Jahre? Dann kann er ruhig noch zwanzig weitere hungern!'.. So sprach Vollard, und der verstand es! In zwanzig Jahren also!"

*

„Guten Morgen."

„Tag, mein Lieber! Was gibt's Neues? Wie gehts Geschäft?"

„Na, es geht. Aber kein Hund kauft mehr freiwillig ein Bild! Man muß schon mit etwas Besonderm kommen."

„Na, aber Fujita, Utrillo? Sind die nichts Besondres?"

„Aber, die sind ja total verrückt mit ihren Preisen! Mit denen ist nichts mehr zu machen. Wollen verdienen, die Kerle, und wie! Wollen Rolls-Roice fahren und wir können laufen! ..... Sehen Sie sich mal das Bild hier an!"

„Ganz nett; aber — kein Utrillo! Wer ist das?"

„Boilieu. Ein fabelhafter Kerl! Besser als Utrillo. Ich habe ihn entdeckt. Gestern briet er noch seine Kartoffeln auf dem Montmartre — heute malt er das. Sowas macht dem Publikum Spaß. Man muß die Sache nur richtig aufziehen. Wie sagte unser großer Ahne Paul Cassierer: Malen ist keine Kunst, aber hängen — hängen! Na, hängen, das will ich noch nicht mal sagen; kann ein Andrer für einen machen, aber... Handeln — handeln —! Das ist die Kunst."

Bemerkungen

Begräbnis der Freiheit

Hellmut von Gerlach hat in Nummer 51 die ungarischen Wahlen geschildert, wie sie einmal waren; daß sie seitdem nur schlechter geworden sind, haben wir bei der letzten Gelegenheit feststellen können. Augenblicklich wird noch darum gefeilscht, ob die Schiebung, durch die der ehemalige Honvédleutnant Ivan Héjas siegreich durchs Ziel ging, legalisiert und dadurch einem der blutdürstigsten Mordbuben aller Zeiten Gelegenheit gegeben werden soll, im ungarischen Reichstag für die Sache des Volkes zu wirken.

Man lebt und vergißt sehr schnell. Aber wer nur einmal einen Blick in die Berichte der englischen Kommission geworfen hat, die im Jahre 1920 die Greuel des weißen Terrors in Ungarn zu prüfen und aufzuzeichnen hatte, der hat den Namen Ivan Héjas wohl kaum vergessen. Wenn je Einer den Namen des Schrecklichen verdient hat, dann dieser Berufssadist, dessen Schandtaten an die schlimmsten der Inquisition erinnern. Ihn zum Abgeordneten wählen, heißt etwa, bei uns —. Aber nein. Trotz aller Fememorde, trotz aller Folterungen, die dabei verübt wurden: so weit haben wir es in dieser Beziehung doch noch nicht gebracht. Wohingegen die Wahl Héjas in Ungarn nur folgerichtig ist; der intimste Genosse seiner Theorien und Praktiken, der Oberst Pronay, ist schon lange Abgeordneter.

Und weil wir gerade von den Honvéds sprechen: da hat man jetzt in Budapest eine sehr herzige Sache ausgeknobelt. „Ungarn hat es von jeher verstanden, seine Lebenden und Toten zu ehren", berichten die gerührten Zeitungen und verweisen dabei auf das Ewige Licht, das zu Ehren des ersten ungarischen Ministerpräsidenten Graf Batthyany, inmitten der Stadt brennt. Totenehrung? Zum Beispiel, die von den Héjasbanden ermordeten Sozialisten Somogyi und Becso, an deren Gräbern noch heute keine Feiern abgehalten werden dürfen. Aber das ist noch gar nichts gegen die neuste patriotische Tat. Da hat irgend Einer entdeckt, daß es noch einen Teilnehmer der achtundvierziger Freiheitskämpfe gibt, Stefan Lebó, heute vierundneunzig Jahre alt und Insasse des vom Staat erhaltenen Honvédasyls. Dieser wackre Greis befindet sich zur Zeit in der hierzulande immerhin seltenen Lage, die Vorbereitungen zu seinem eignen Leichenbegängnis verfolgen zu dürfen — und zu was für einem! „In einer Zuschrift des Honvédministeriums an das Honvédkommando wird betont, daß die Zahl der Teilnehmer an dem ungarischen Freiheitskampf von Tag zu Tag abnimmt und binnem kurzem der Fall eintreten könnte, daß der Letzte von ihnen aus der Reihe der Lebenden scheidet. Zur Erhaltung und Belebung der nationalen Idee und des Integritätsgedankens wird es als notwendig erachtet, den letzten Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit als Toten der Nation im Rahmen einer Landesfeier mit militärischem Pomp in einem Ehrengrabe zur ewigen Ruhe zu bestatten ... Im weitern Verlauf der Zuschrift wird die Registrierung der noch im Lande lebenden Teilnehmer an den Kämpfen angeordnet und verfügt, daß, falls der letzte Honvéd in der Provinz sterben sollte, die Leiche nach Budapest zu bringen ist, wozu die entsprechenden Vorbereitungen schon jetzt zu treffen wären. Das Honvédstadtkommando hat sich bereits mit dem Bürgermeisteramte in Verbindung gesetzt und der Stadtmagistrat hat beschlossen, den letzten achtundvierziger Honvéd provisorisch in einem Ehrengrab beizusetzen. Die endgültige Beisetzung soll später nach getroffner Regelung auf jener Friedhofparzelle erfolgen, auf der sich das Mausoleum Ludwig Kossuths befindet, und wo dann alle

ungarischen Märtyrer und Teilnehmer des ungarischen Freiheitskampfes zur ewigen Ruhe bestattet werden sollen."

Also mehr kann der alte Lebó wirklich nicht verlangen — es sei denn, ein Probebegräbnis mit leerem Sarg, durch das er die ihm zugedachten Ehrungen sowohl als Lebender wie als Toter genießen könnte, möglicherweise auch noch im Film. Aber womöglich lebt der Greis noch ganz gern, trotz seiner vierundneunzig Jahre, so was soll es geben. Und dann wird er wohl den Eifer seines Vaterlandes, den Leichnam des Lebenden zu versorgen, etwas taktlos finden. Aber mag er sich trösten! Denn was Ungarn in kurzer, allem menschlichen Ermessen nach kurzer Zeit ins Ehrengrab geleiten wird, das wird ja wirklich nicht so sehr der alte Lebó sein als ein Symbol —, das Symbol der endgültig, wenn auch in anderm Sinn, als das Honvédministerium es meint, gestorbnen ungarischen Freiheit.

Hans Glenk

Mord aus Sparsamkeit

„Die Tochter angesehener Eltern in Zavelstein verlobte sich mit einem Kaufmann Franz T. aus Untereichenbach. Als sie einen Knaben gebar, verließ sie der Kaufmann und verlobte sich mit der Friseuse Therese Gerthenberger. Ihr Bräutigam wurde in einem langwierigen Prozeß zur Zahlung einer Alimentationssumme für die Mutter seines Kindes verurteilt. Daraufhin besuchte die neue Braut ihre Vorgängerin, befreundete sich mit ihr und fuhr oft mit dem zweijährigen Kinde spazieren. Plötzlich starb die Kleine. Die gerichtlichen Nachforschungen ergaben, daß die Gerthenberger das Kind auf einer der Spazierfahrten mit vergifteter Schokolade umgebracht hatte. Bei ihrer Verhaftung gestand sie die Tat, die sie begangen hatte, um ihrem Bräutigam „die lästigen Ausgaben für eine andre zu ersparen."

Hier ist — vom kannibalischen Begriff: „Alimente" angefangen — alles beieinander, was das Leben so lebenswert macht. Hoch klingt das Lied von der braven Hausfrau. Sie hat einen Mord begangen. Aber während unter andern Zonen Morde aus ungehemmter Menschlichkeit oder sozialem Wiedervergeltungstrieb, oder degenerierter Habgier geschehen, treibt hierzulande praktischer Erwerbssinn Mörderinnen an. Noch nie war ein Verbrechen so phantasielos. Und niemals noch entsprach es so voll und ganz dem Pathos einer Gesellschaft, deren oberstes Gebot im Verdienen besteht. Weil er nicht weiter Alimente zahlen soll, muß ein Kind dran glauben. Liebe, Ehe, Freundschaft, Stand: alles stürzt über einem zweijährigen Geschöpf zusammen, weil ein sparsames Weib ihrem zukünftigen Ernährer und Mitverdiener die Ausgaben kürzen möchte. Die paragraphierte Heuchelei unsrer Rechtsprechung wird womöglich die kaltblütige Überlegung dieser Mörderin als erschwerend betrachten. Diese Gesellschaft aber, die im Banne der Einkommensteuer lebt und kein andres Lebensideal hat als die Rente, darf eine Mörderin nicht verurteilen, deren Ziel eingestandnermaßen die Verbilligung des Haushalts war. Sie ist die konsequente Vollstreckerin einer Moral, die die ledige Mutter verachtet und den Verführer nach langwierigen Verhandlungen zur Zahlung von 9 Mark 50 Pfennigen monatlich verpflichtet. Aber nur solange der Balg lebt, der sonst dem Staat, der Gemeinde, der öffentlichen Wohlfahrt zur Last fiele. Dieser nüchterne Mord ist eine Offenbarung. So vollzieht sich das Leben einer Menschheit, die nichts mehr besitzt als den Besitzstand. Liebe endet mit Alimenten. Glückliche Ehefrauen befreunden sich mit den verlaßnen Geliebten, weil ihnen die Hoffnung winkt, Ersparnisse zu machen.

Die kleine Leiche, die auf der Strecke blieb, ist ein Kriegsopfer der Friedenszeit. Jener schrekkensvollen Epoche, deren Schlachtfelder die ganze erwerbstüchtige Welt umfassen. Frauen sind primitiver — und enthüllen darum die wahre Wesenheit des sozialen Zustandes, dem sie hörig sind, viel hemmungsloser. Diese schlichte Mörderin geht gradewegs auf ihr Ziel los. Hier hat das Leben ein Kunstwerk geschaffen, dessen sinnvolle Steigerung und vollendete Abgestuftheit nicht

überboten werden können. Verführung; Trennung; langwierige Prozesse; Alimente; neue Verlobung; Freundschaft der beiden Partnerinnen der männlichen Geschlechtslust; Spazierfahrten mit dem Kind; vergiftete Schokolade (auch diese wahrscheinlich billigster Sorte, aus dem Automaten); Tod; Erlösung: „Schatz, ich hab dir die Zahlungen ersparen wollen. Wir kaufen uns dafür lieber eine Kochkiste." Diese Gesinnung gebärt ja selbst nur dann, wenns das Sparkassenbuch erlaubt. Ist es ihr nun übel zu nehmen, wenn sie auch Kinder fremder Lust beseitigt, um der verirrten Natur den Weg innerhalb sozialer Ordnung zu weisen?

Oscar Blum

Russische Plakate

Das Plakat gehört zu den großen Modedingen der Zeit. Hier, wie überall, gewinnt das Instrument Macht über den Schöpfer. Aus dem Symbol wird rasch ein Tyrann. Und wir in Deutschland, einer Republik im Plakatstil, sind selbstverständlich auch hierin gründlich mit Betonung: es gibt schon so etwas wie eine ganze Wissenschaft des Plakattums, eine Literatur, Zeitschriften, sich befehdende „Bewegungen", Ortsgruppen und all das Zubehör.

Die Russen haben sich über diese Sache nicht so sehr den Kopf zerbrochen, sondern sie höchst resolut und praktisch entwickelt. Mit dem Erfolg, daß unsre journalistischen Rußland-Besucher, besonders in der ersten Zeit nach dem Kriege, gradezu verzückte Berichte über bemalte Eisenbahnwagen und plakatgesprenkelte Städte verfaßten. Sie haben recht und unrecht gehabt: sie haben diesmal ausnahmsweise nicht genug gesagt. Eine im Russischen Staatsverlag erschienene Sammlung von Plakaten aus acht Jahren: ‚Russkij rewolutionuj plakat' (Moskau 1925) gibt einem in vielen vortrefflichen Buntdrucken die Möglichkeit, selbst zu sehen, wie es damit steht. Diese Sammlung ist übrigens sehr sorgfältig von dem bedeutenden Bakunin-Forscher Polonskij herausgegeben und kommentiert, dessen Bakunin-Ausgabe demnächst in Deutschland von Kurt Kersten herausgebracht wird.

Diese Sammlung läßt erkennen, daß die Russen als praktische Propagandisten durchaus und stets nicht den geringsten Wert auf Stil, auf Ismus, auf irgendetwas „Modernes" gelegt haben. Deshalb ist das Ultramoderne, das bei ihnen Gestalt gewonnen hat — und von dem unsre Abstrakten schwärmen —, in einer ganz andern Weise notwendig, sagen wir ruhig einmal: bodenständig, als die Emanationen unsrer Kulturmüden. Bodenständig ist das Wort, denn diese russischen Absoluten und Futuristen machen eigentlich nichts als eine Fortsetzung russischer Bauernkunst. Der Volksbilderbogen, der Fibelstil, das Heiligenbild haben mindestens den gleichen Anteil an diesem reinen bunten Meer, das dort an alle Mauern brandet. Unter dem Zwang des großen Erlebnisses, der überwältigenden Ideen und gigantischen Absichten vollzog sich die Synthese zu einem unverkennbaren russischen Plakatstil. Kampf gegen Wrangel und Koltschak, Hohn über das Kapital und die Entente, Aufruf der Bauern zum intensiven Ackerbau: das sind eben Themen, bei denen der Maler von ganzer Seele zu einer auch formalen Erfüllung gedrängt wird, die bei uns für die Reklame von Kukirol, Sportfesten und Zeißgläsern künstlich, kommerziell und theoretisch „erzielt" werden möchte.

Es werden so viele unnütze Bücher übersetzt: wer macht eine deutsche Ausgabe dieses Buches? Abgesehen davon, daß man nicht alle Tage ein Stück Weltgeschichte, das größte Ereignis unsrer Zeit, in dieser konzentrierten Bildform zu sehen bekommt — unsre Plakatisten aller Richtungen und Gesinnungen hätten hier ein Material, das ihnen mehr gäbe als alle Akademien und Reimann-Schulen.

Axel Eggebrecht

Ludwig Hardt

Ein Kasperletheater. Stille Flaggenstöcke, die Flaggenstöcke Paul Scheerbarts, die „tief in unsre alte Erde reingingen", sind seine Säulen. Die Wände aus echter Märchenluft, das Dach aus Wolkengrau, die Dekorationen von Wilhelm Busch, die Requisiten von Christian Morgenstern. Zum Eintreten gibts vier Nebenportale, weit aufgetan; vier richtige Löcher, eingerahmt von größern und kleinern Inschriften, wahren Wegweisern in die ‚Richtung' dieses Theaters; oben eine kleine Inschrift, in reinlichen Buchstaben, die goldne Weisheit: „Wie's uns schien" (Scheerbart), die andern, in groß einladenden Lettern: „Bettler und Vaganten willkommen". Ein Hauptportal mit der Abweisung: „Nur für Herrschaften" gibt es hier nicht, weil Herrschaften hier nichts zu suchen haben. Es zieht ohnehin von allen Seiten, und drinnen ist ein Nachtasyl für Lachorkane.

Hier gibts Spektakelfeste. Für kindliche Erwachsene, soweit sie nach mehr oder weniger zeitraubendem Sündenreinfall in den Ernst des Lebens noch in das Paradies des Humors zurückfinden wollen, in das Paradies des allein-seligmachenden, wahren Humors, der nicht nur den Teufel verlachen, sondern auch — und dies erst recht — Gott loben kann, der Jenen erschuf, obwohl er ja doch sah, daß es ein schlechter Kerl war.

Aber es ist nicht aller Festtage Narrenabend. Unversehens, aber nicht öfter als es sein muß, verschwindet die Zauberbude in der Windbeuteltasche, und auf dem Podium steht, entzaubert und verwandelt, taghell ein messerscharfer, gefährlicher Aufwiegler, der seinen Ehrenplatz auf der schwarzen Liste redlich verdient hat, aber vermutlich nicht bekommen wird, weil ihn der lächerliche Aberglaube an die politische Harmlosigkeit des Narrentums schützt.

Ludwig Hardt zitiert Heinrich Heine. Daß es ihm gelingt, in dreimal neun Gedichten die Gestalt des Dichters heraufzubeschwören, nicht das allein ist das Hinreißende seiner Heine-Abende. Daß es ihm grade bei diesem Dichter gelingt, dessen Bild, aus dem Urteil seiner Zeitgenossen und aus dem Vorurteil unsrer „Heine-Verächter" gewonnen, ein festes Monument der Fragwürdigkeit jeglicher Urteile sinnfällig darstellt, das ist der moralische Gewinn dieser Heine-Abende. Der künstlerische: das Erlebnis wie vor eines Wortes Atemhauch alle Larven, die literarische Grimassen-Schneider nach dem Maß ihrer Stirnenge einem Kopf angetan haben, in Tintenpulver zerstieben. Heine, der Spötter; Heine, der Revolutionär, der Liebende und Hassende, der Fluchende und Fluchbeladne: hinter jedem Gedicht — ein Gesicht; hinter den dreißig Gedichten eines Abends — ein Gesichte-Zug von beklemmender Zeitnähe. Der rein politische? Über die erschütternde Art, wie Hardt die „Schlesischen Weber" Heines ihren dreifachen Fluch in biblischem Zorn an Generationen testamentarisch vermachen läßt, sah ich einen berühmten Sozialisten-Führer ebenso peinlich wie baß erschrecken.

Seine Verwandlungskraft ist auch der fruchtbare Grund, auf dem die dramatische Gestaltenfülle seiner Abende gedeiht, ein sublimes Theater des Geistes, dessen Programme oft fast Unsagbares, Kaum-zu-Sagendes bringen. Ist Lenzens „Geistliches Lied" je ein Vortragsstück gewesen? Wie Ludwig Hardt dieses Gedicht in reinster Wortgestalt aufleuchten läßt, das ist ein pures Erblühen aus dem Feuer der Verzückung. Oder jenes hauchzarte Wortgebilde R. M. Rilkes: „David singt vor Saul", das in die materielle Wirklichkeit einer Männerstimme zu setzen, ohne das Gewebe zartesten Gottesknabentums zu zerreißen, gewiß sonst keinem gelingen wird. Wie hier der Sprecher, in lauschendem Hingehorchen einer Vision, die entzückte Verschämtheit der Knabenseele — das zarte Jehova-Lichtlein David, aufzitternd im

Glutkreis der verglimmenden Flamme Saul — spielen, singen, sagen läßt, das ist Ton-Gabe des Herren, der in Psalmen hört.

Dies als Andeutung des Bogens, in dessen weiter Spannung die Kunst Ludwig Hardts faßbar erscheint. Und als Salut zu seinem zwanzigjährigen Jubiläum.

Soma Morgenstern

Kriegsfilme

Im Kriege sind viele Kriegsvorgänge von den Generalstäben gefilmt worden — auch, mit Lebensgefahr der Operateure: Nahkämpfe. Wo sind diese Filme —?

Sie sind in der Kriegszeit vorgeführt worden — freilich nur „im internen Kreis", damit die Brotkarteninhaber das Durchhalten nicht verlernten. Jetzt, nach dem Kriege, sind manche Filme an eine Vaterländische Film-Gesellschaft m. b. H. abgegeben worden, die sie an den Verein für Deutschtum weitergegeben hat. Der hat sie, wiederum im geschlossnen Kreise, seinen Leuten vorgeführt — und dem hat man nun ein Ende gemacht. Das ist schade.

Die Filmstelle beim Reichsarchiv, wo so viel ehemalige Offiziere sitzen, die nie in ihrem Leben ein Archiv gesehen haben, bewahrt diese Filme auf — „ihre öffentliche Vorführung ist jedoch seit vielen Jahren durch Verfügung des Reichsinnenministers aus innen- und außenpolitischen Gründen verboten". Das ist sehr schade.

Denn die ganze Feigheit und Verlogenheit der Militärs ist darin: sie wagen nicht, diese viehischen Szenen vorzuführen, damit Keiner der sie nicht mitgemacht, erfahre, wie denn das ist: ein Krieg. Sie trauen sich nicht, einen Nahkampf mit verröchelnden, verzuckenden, zerrissenen Stümpfen laufen zu lassen, damit Niemand sagen könne: Das ist der Krieg! Dem Volk muß die Religion erhalten bleiben. Und nur der Blinde ist selig, und das Bild von Sais war verschleiert.

Zu den unverzeihlichen Fehlern der Novemberverräter, die ach! leider so gar nichts und Niemand verraten haben, gehört Der, militärisches Material in großem Umfang liegen gelassen zu haben. Die wenigen Versuche, die gemacht wurden, intime Briefwechsel, kaiserliche Depeschen, Akten des Militärkabinetts zu erfassen, wurden durch die Ordnungsmänner — wie Ebert und Heine — sofort im Keime erstickt. „Ebert", erzählt Einer, ders mitangesehen hat, „arbeitete vom ersten Tag an wie ein Regierungsrat". Er dachte auch so. Und so blieb Alles in den Händen der Hackepeter.

Das Reichsarchiv publiziert unermüdlich eine Publikation nach der andern für den Krieg — nicht eine dagegen. Wagts doch! Kommt heraus mit euern Abdeckerfilmen! Zeigt den Frauen, den Kindern, Denen, die nicht dabei waren, wie gestorben wurde — wie das aussieht: ein Heldentod, wie das aussieht: das Feld der Ehre! Wagts doch!

Ihr wagts nicht. Ihr wißt genau, wie ich es weiß, wie wir alle es wissen: in ruhigern Zeiten, wo die Zeitung die Gehirne nicht mit dem Gas der Patriotenlüge umdämmert hat, liefe ein Schrei durch Deutschland, durch die Welt. Nie wieder Krieg? Nein: Pfui Teufel!

Ignaz Wrobel

Der Reichstag tagt weiter

Der preußische Minister des Innern bestimmt in einem Runderlaß an die Ober- und Regierungspräsidenten und den Polizeipräsidenten in Berlin unter Aufhebung der frühern Erlasse für karnevalistische Veranstaltungen folgendes:

Für Veranstaltungen geschlossner Gesellschaften innerhalb geschlossner Räume treten im Rahmen der allgemeinen Vorschriften über die Polizeistunde keine Beschränkungen ein.

Kleists Penthesilea als Oper

Alban Berg komponierte nach Georg Büchner den Wozzek, Ettinger nach Hebbel die Judith, nach Goethe den Clavigo. Jetzt fand an der Dresdner Staatsoper die Uraufführung der „Penthesilea" statt, nach Heinrich von Kleist von Othmar Schoeck. Vor dem geschickten, gefälligeren Ettinger hat Schoeck voraus: Eigenwüchsigkeit seiner Musik, die keines Komponisten Schreibart nacheifert; vor dem kurzatmigen, experimentiersüchtigen Berg: melodische Kraft und innern Zwang hinter allen Noten. In Schoecks einaktiger, anderthalbstündiger Oper erklingt nichts, um zu zeigen, was der Komponist in dieser Form, in jenem Stil könne — was bei unsern begabten Jüngsten manchmal als Antrieb geliebt wird. Bei Schoeck ist Alles, meine ich, aus Gehör, Gefühl, Gesicht der Dichtung geboren. Der rasende, verzückte Kleist fand den würdigen Musiker.

Die Oper beginnt mit dem achten Auftritt der Dichtung, auch im fernern Verlauf hat Schoeck radikal gestrichen, ohne sich von Einzelschönheiten der Verse betören zu lassen. Das bezeugt scharfen Kunstverstand, der die verbreiternde Wirkung der Musik erkannte und durch sie die poetische Detailmalerei Kleists zu ersetzen vermochte. Der Text Schoecks schält den Kern des Dramas aus: Streit, Liebe und Tod von Penthesilea und Achilles, die beide getrieben und verstrickt werden als Exponenten oder Sinnbilder ihrer Völker, der Amazonen und der Griechen — welcher beiden Kampf wieder nichts andres als ein mythisches Abbild vom Kampf der Geschlechter bedeutet. Dieser Hintergrund des Kampfes, der den Helden im Blickpunkt ihre letzte überpersönliche Tragik verleiht, wirkt auch bei besten Darstellungen der Sprechbühne unzulänglich, Kampfszenen sind in Wahrheit verheerend. In der Oper genügt eine stilisierte Bewegung der Parteien; den Krieg auszudrücken übernimmt die Musik, und bereits hier, in Art einer Bühnenmusik, erreicht Schoeck eine Vertiefung und Erhöhung der Absichten Kleists, wie sie in dieser Beziehung das Schauspiel allein kaum geben könnte. Durch die Musik tönt der Horizont vom Kriege, sein Leid und Weh schreit aus den aufs kühnste verwandten Chören (die in Dresden mit äußerster Präzision gearbeitet haben), seine Unerbittlichkeit zerschneidet die traumfernen Liebesgespräche der Führer. In diesen letzten, dem lyrischen Hauptbestandteil der Oper, blüht, oft in Riesenintervallen, strömende Erfindung, die allein durch Melodie zu charakterisieren vermag. Der Knappheit der Textbereitung entspricht es, daß diese Musik nie verschleppt, nie ohne Grund verweilt oder wiederholt, in ihrer großangelegten Bewegungskurve und Steigerung, im Wechsel von schwerblütiger Askese und feuriger Intuition. Dem strengen Willen zur Einfachheit entsprang auch die Verwendung des Melodrams an Stellen, die berichtend, episch, mit dem gesprochnen Wort völlig erschöpfend ausgedrückt sind. Das Gros der Musikkritiker bekämpft, zum Vergnügen, das Melodram als Zwittergattung, dagegen ist grundsätzlich nichts zu sagen. Nur muß am rechten Ort der rechte Mann es schaffen.

Mit einem in Dresden idealen Orchester, das mit zwei Klavieren, wenig Violinen und vielen Holzbläsern unreale Klänge zaubert, in einem Stil, der in eigner Formung fern an Straußens Elektra gemahnt, der trotz rücksichtsloser vielstimmiger Führung fern von orthodoxer Atonalität bleibt, hat Schoeck, ein moderner Romantiker, zum entrückten zeitlosen Geschehen eine über die Zeit hinaus bedeutsame Oper geschrieben. Zur musikalischen Geltung des schweizer Komponisten in Lied und Kammermusik fügt die Penthesilea überzeugend die musikdramatische Begnadung.

Heinrich Wiegand

Noske in Indien.

Zeitungsnotiz vom 26. 1.:
„Oberpräsident Noske hat heute von Hamburg aus eine Reise nach Indien angetreten."
Um bei Gandhi Pazifismus zu lernen.
„Als sein Vertreter führt Vizepräsident Dr. Krieger die Geschäfte."
So kriegerisch wie Gustav? Der kann inzwischen, von Gandhi als unbelehrbar entlassen, bei den Engländern lernen, wie man Inder am tüchtigsten schindet, also, da er bisher bloß Proletarier umbringen ließ, seinen an sich schon engen Gesichtskreis bedeutend erweitern.
Unsern Segen hat er. Von uns aus kann er drüben bleiben, zumal er doch da endlich ist, wo er hingehört: dort, wo der Pfeffer wächst.

Franz Leschnitzer

Redaktionsgespräch

Peter: „Was wird denn heute in der Oper gegeben?"
Theobald: „Don Schuan".
Peter (mißbilligend): „Man sagt nicht ‚Don Schuan', es heißt ‚Don Chuan'."
Theobald (verächtlicher Blick. Pause. Dann): „Sie Chmock —!"

Reserviert für die politischen Erfolge der Deutschen Demokratischen Partei

Wider die Unkultur im Tanz

Deutsche Frauen und Mädchen! Laßt uns dem natürlichen Unwillen in uns Recht geben, zieht Euch nicht scheu zurück, in der Furcht, als unmodern zu gelten! Aber was können wir tun? Zum mindesten eins: Wir können fordern, daß diese Tänze nicht in widerlichster Pressung beider Körper, sondern offen, Hand in Hand, getanzt werden, sodaß das Paar gemeinsam vorwärts schreitet und das Rückwärtsschieben der Dame aufhört.

Deutsche Zeitung

Briefsteller

für rüstige Greise zu allen Gelegenheiten empfohlen: Geburtstagsfeste, eigne Beerdigungen, Kabinettsbildungen und Kaisergeburtstagsfeiern. Prompte Wirkung garantiert. Sag es durch Briefe! Laßt Vatern sprechen!

Parquet lumineux

Mattlila erleuchtete Platten,
syrupsüßes Geigengequiek,
huschende Lebeweltschatten,
gefilterte Niggermusik

Ein transparentes Vergnügen.
Der Westen hat eben Niveau.
Wer Gourmand, genießt mit Vergnügen
den strahlenden Modepopo.

Erwartungsvoll lüsterne Stille.
Kein lauter, verletzender Ton.
Die Köpfe von Groß oder Zille.
Vergoldete Prostitution.

Wie auch die Stunden entgleiten,
sie fühlen ihr Ende nicht nahn.
Die tanzen, seit Heineschen Zeiten
immer noch auf dem Vulkan.

Karl Schnog

Liebe Weltbühne!

In einem neuen koketten Theater saß, unter allen strahlenden Sternen von Kunst, Literatur und andern Industrien, in der Eröffnungsvorstellung ein sehr berühmter Mann, der dem Direktor nicht grün war. Als aber die große Pause gekommen ist, da drehte er sich um und rief einem Bekannten über fünf Reihen hinweg zu: „Sind Sie auch zum letzten Male hier —?"

Antworten

Berliner. Ausdruck Deiner Stadt, Deiner Zeit und noch dazu Humor? Neben Otto Wallburg, dem herrlichen, vor allem Max Adalbert. Was der in einem kurz vor Erfindung des Dramas verfaßten Stück des Herrn Friedmann-Frederich im Theater am Nollendorfplatz treibt, das ist nun zum Entzücken gar. Vor mir saß ein dicker Mann mit einer kräftigen Mittelohrentzündung und einer freundlichen Begleiterin, die ihm alles hübsch erklärte, was er nicht verstanden hatte: so durfte ich das liebe Stück zweimal hören; hinter mir klatschte sich die Provinz auf die Schenkel, daß es knallte, und inmitten dieses Unflats tröstete mich ein Stern aus beiden Testamenten, etwas ganz Neues, das ich noch nie gesehen hatte: ein leiser Adalbert. Er steht neben dem diskreten Landa und ist noch leiser als Der. Nur manchmal, wenn beim Skat gekiebitzt wird oder wenn ihn jemand nicht mit seinem Kommerzienratstitel anspricht, bollert es dumpf in ihm hoch. Da ratscht die Berliner Schnauze noch schnell ein paar Sätze mit der Harke zusammen und wirft sie dem Gegner, zu scheußlichen Klumpen geballt, ins Gesicht. Aber abgesehen von diesem Rückfall in eine schöne, laute Zeit ist er ganz leise, ganz leise: er zuckt nur, steinernen Antlitzes, und die Hörer wälzen sich; er macht garnichts und bewirkt daher viel. Aus einem Sammelsurium von schlechten Witzen und dummen Redensarten gestaltet er vielleicht keinen Menschen, aber aus ihm steigt doch die Seele Deiner Stadt. Einmal in der Vollendung, als er an der Rampe steht und — ein gesprochenes Couplet — ein paar inhaltlose Sätze über das Altern spricht, und davon, wie schwer es ist, zu altern. Er sagt nur, daß man das Zipperlein bekommt und dickre Strümpfe trägt, als die jungen Leute ... Hier erwartet man einen Kapellmeister, der sich erhebt und seine Flügel schüttelt, den Taktstock leise hebt —, man erwartet die Geigen ... Nun müßte ein Girardi-Couplet kommen. Aber wo sollte das wohl herkommen! Und er sagt nur, daß dann der Tod käme und mal leise anklopfte und, auf einen Sarg deutend, spräche: „Na, alter Junge! Dann leje Dir man in den Kasten hier rin!" Dann verstummt er. Es ist ein Jammer, daß dem leisen Adalbert Keiner eine Rolle und ein paar einfache Lieder schreibt, in denen das klopft, was in Berlin unter Klamauk und Krampf, unter Betrieb und Brimborium so tief versteckt liegt: ein Herz.

Fritz Stahl. Sie schreiben mir: „Nein: Mussolini von muso, das geht nicht. Ein Meridionalis muß wissen, wie fein die italienische Sprache unterscheidet. Deshalb geht auch Muselin nicht. An sich ist die Ableitung von einem deutschen Namen durchaus nicht als kurioser Einfall eines Gelehrten zu nehmen. Guiccardini wird Weichardt oder Wichert, Guarnieri sind Wernher, Garibaldi sind Gerbold (Guerbault), Gualtieri sind Walther (Galtien, Gautier). Aber diese Umwandlungen sind lautlich streng richtig. Haben doch die romanischen Formen sogar in Namen wie Guarnieri und Garnier den Hauch erhalten (i für h), der im Deutschen einfach verloren gegangen ist. Die wahrscheinliche Herkunft des Namens Mussolini ist von der Stadt Mossul. Die Familie, die aus Mazedonien stammt, wird von Mossul dahin gekommen sein. Sie kann deshalb doch rein italienisch sein. Aber Erscheinung und Wesen des Diktators würden einer orientalischen Blutmischung nicht widersprechen. Der Name wäre dann lautlich identisch mit dem Namen des bekannten Stoffes mousseline (Musselin), der eben von dieser Stadt herkommt." Schönsten Dank. und seien wir froh, daß wir Ihn haben.

Hein Herbers. Sie haben neulich über das politisch einseitige Verbot Geßlers, der seine Reichswehrsoldaten nicht in den Potemkin-Film gehen lassen wollte, in Ihrem so empfehlenswerten „Andern Deutschland" bespöttelt. In einer kleinen Glosse schreiben Sie an

einen fingierten Reichswehrsoldaten etwa: „Also geht nur hin, Euer Kindermädchen Geßler merkts ja nicht", und fügen dann noch hinzu: „Sollte ich mich jedoch hiermit der Aufforderung zur Meuterei schuldig machen, so nehme ich alles zurück." Also eine harmlose Verulkung, wie sie der da gar nicht verdient. Anklage. Verfahren. Richter, zahlen! Urteil: 200 Mark. Im Prozeß muß es heiter hergegangen sein. Die Urteilsbegründung war der Rede des Staatsanwalts zum Verwechseln ähnlich. Die Gutachten — es hatten sich der katholische Dichter Pater Thrasolt, Herbert Eulenburg und ich geäußert — wurden umsonst verlesen. Ihr Nachweis, daß das „Andere Deutschland" wirklich nicht von Reichswehrsoldaten gelesen wird und die also auch nicht gemeint sein könnten, blieb unbeachtet. Da stände doch „Reichswehrsoldat" und die Aufforderung in den Film zu gehen —, das könne doch nicht! weggeleugnet werden. Sie hielten einen Vortrag über das Wesen der Satire und verteidigten angelegentlichst Herrn Jonathan Swift aus Irland gegen den Verdacht, daß er mit seiner bekannten Aufforderung, kleine Kinder zu schlachten und als besonders delikate Braten zu verkaufen, wirklich zum Mord habe auffordern wollen. Die Schöffen sahen Sie an, als ob Sie ein neues Scheunentor seien. Der Vorsitzende hörte gar nicht hin, und der Staatsanwalt bat noch einmal, diese Unterwühlung von Heer und Flotte — Wehrlosmachung unseres Vaterlandes — Disziplin als wichtigste Soldatentugend — nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Swift erwähnte er nicht. Den hatten sie auf der Universität nicht gehabt. Zu erzählen ist noch, daß die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit beinah ausgeschlossen worden wäre, und daß vor einiger Zeit in Hagen in einer politischen Beleidigungsgeschichte ein Reichsbannermann verurteilt wurde, ein Urteil, dessen schriftliche Begründung mit dem Satz begann: „Der Kläger ist ein nationaler Mann, während der Angeklagte ein Pazifist ist." Das ist alles ganz schön. Weniger schön ist aber die Haltung der sogenannten republikanischen Parteien, die einen solchen Skandal erst ermöglicht haben. Von diesem Staat will ich gar nicht reden. Es erscheint mir Pflicht jedes aufrechten Intellektuellen, eine Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen solange abzulehnen, bis Justiz und Verwaltung sich uns gegenüber anständig benehmen. Die geteilte Verantwortung, hinter der sich die Brüder verstecken, ist Ausrede. Das Ganze heißt Deutsche Republik und muß sich schon gefallen lassen, von uns so behandelt zu werden, wie es das verdient. Von den Parteien ist wenig zu hoffen; man sollte aber den hallenden Volksrednern der Sozialdemokratie und Demokratie dauernd auf dem Kopf geben, wenn sie für Recht und Freiheit und einige andre abstrakte Gegenstände des Sonntags vormittags eintreten. Der tatsächliche Zustand ist so, daß bei dem völligen Mangel an Rechtsgefühl in Deutschland der radikale Geistesarbeiter durch Schuld dieser Parteien und ihrer Presse nicht den Schutz genießt, den er trotz allem in Frankreich oder England hat. Selbstverständlich sind die Meinungen dieser Staatsanwälte und dieser Richter, auch wenn sie in Form eines Urteils gekleidet werden, gleichgültig und für die Tätigkeit radikaler Opposition unmaßgeblich.

Breslauer Weltbühnenleser, die sich zu einem Freundeskreis zusammenschließen wollen, sind gebeten, sich mit Herrn Herbert Paul, Breslau 2, Neudorff-Straße 4 a, in Verbindung zu setzen.

Leser. Der Roman „Babbitt" von Sinclair Lewis, aus dem die Blütenlese der vorigen Nummer stammt, ist im Kurt Wolff-Verlag, München, erschienen.

Lyriker. Ich habe hier neulich von einem Preis von 1500 Mark gesprochen, den ein Freund der Lyrik für Euch ausgesetzt hat. Ihre Einsendungen, die mindestens zehn, höchstens fünfzehn ungedruckte Gedichte enthalten sollen, sind in Maschinenschrift bis zum 15. März an den Schutzverband deutscher Schriftsteller, Berlin W 57, Bülowstraße 22, mit der Aufschrift „Preis für Lyrik" zu richten. Die Ma-

nuskripte sind anonym, nur mit einem Kennwort versehen, einzureichen. Die Bewerber mögen in einem Umschlag, der auf der Außenseite die Worte „Preis für Lyrik 1927" trägt, das von ihnen gebrauchte Kennwort, sowie ihre Adresse an Herrn Rechtsanwalt und Notar Dr. Wenzel Goldbaum, Berlin W 66, Wilhelmstr. 52, einsenden.

Wohlhabende Frau. Das Rote Kreuz? Nein. Sparen Sie Ihr Geld und schicken Sie, wenn Sie wohltun wollen, den Betrag an die Deutsche Liga für Menschenrechte, Berlin W 66, Wilhelm-Straße 48, die eine Sammelkarte für die Opfer der deutschen Justiz herumgehen läßt. Es sind deren genug; die Republik schützt ihre Anhänger nicht gegen die Richter, und die nutzen die Situation der politisch Wehrlosen nicht schlecht aus. Das Postscheckkonto der Liga trägt die Nummer Berlin 21 255.

Paula Weinstein, 1352 Carroll Street, Brooklyn, New York. Sie teilen mit, daß bei Ihnen regelmäßige Zusammenkünfte der New Yorker Weltbühnenleser stattfinden.

Freunde der Jugendbewegung. Wenn ihr euch darüber unterrichten wollt, daß die Jugendbewegung Erfreulicheres hervorgebracht hat als den „Ewigen Wandervogel", so geht in die Vortragsabende des Landgemeindehauses, Berlin C 54, Neue Schönhauser Straße 8, die jeden Sonnabend um 8 Uhr stattfinden. Vorgesehen sind Themen wie Fürsorge und Strafvollzug, Theater, Musik, Körperkultur. Karten könnt ihr kostenfrei vom Landgemeindehaus beziehen.

Dr. med. Levy-Lenz. Sie haben eine den Laien gut instruierende Broschüre über die Verhütung der Geschlechtskrankheiten geschrieben; diese Broschüre ist auf einem kleinen Emailleschild in einer Bedürfnisanstalt zu Berlin angepriesen. Über solche Tatsache kann nur jemand Witze reißen, der nichts von den entsetzlichen Verheerungen und den Ehekatastrophen weiß, die die Geschlechtskrankheiten anrichten. Die neue Regierung wird wahrscheinlich auch diese Symptome unter Zensur stellen, und durch reaktionäre weibliche Polizeiräte zudecken lassen, was man sauber heilen sollte. Aber nicht nur Zentrum und Polizei sind hinter den Aufklärern her, sondern auch Ihre eignen Kollegen. Die Berliner Ärzte-Korrespondenz veröffentlicht eine Zuschrift, die sich über die Reklame an diesem Ort mit dem Humor eines verschmitzten Reichstagsmitglieds lustig macht. Man muß annehmen, daß neben dem Konkurrenzneid der Herr Menschenarzt nicht weiß, welches Martyrium unschuldig angesteckte Frauen durchzustehen haben. Es gibt eben in jedem Stand verständige und unverständige Leute.

Hans Gathmann, Breslau. Die von Ihnen in Nr. 51 angezeigten „Scharfrichter-Memoiren" sind auf Verlangen des Schwiegersohnes Scharfrichter Schwietzens eingestampft worden. Einige Exemplare sind noch durch Herrn Helmuth Kionka, Breslau, Tauentzienplatz 10, zu beziehen.

Kinobesucher. Die Verfasserin des Films „Metropolis" (wer lang hat, läßt lang hängen), Frau Thea von Harbou, ist um ihrer Verfasserschaft dieses deutschen Großfilms willen von Seiner Majestät dem König von England in den englischen Hochadel aufgenommen worden. Sie wird fortan Lady Kitchener heißen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Sieg des Zentrums von Carl v. Ossietzky

Die Eröffnungs-Vorstellung der Rechtsblock-Regierung hat den hinter ihr stehenden Parteien feuchte Finger gemacht. Das Ensemblespiel haperte; die Inszenierung war spottschlecht. Nicht einmal eine gemeinsame Erklärung der neuen Verbündeten war zustande gekommen, und ihre Redner polemisierten gegeneinander. Bei Herrn Marx langt es nicht zum Inspizienten, geschweige denn zum Regisseur. Dieser Wirrwarr im Rechtslager hätte von den Sprechern der Sozialisten viel amüsanter ausgebeutet werden können als von den Herren Hermann Müller und Erich Koch. Beider Bestimmung ist nicht die Offensive. Trennungsschmerz überschattete ihre kleinen Sticheleien, und das zum Streit entrollte Banner weht nicht keck in der Luft, sondern wurde als Sacktüchlein mit dicken Manneszähren benetzt. Je drückender die Verlegenheit der neuen Regierer, desto leichter hätte auf der andern Seite die gute Laune flattern müssen. Auch die Kommunisten sind längst den heitern Waffen der Obstruktion, den Kindertrompeten und blauen Brillen, entwachsen; auch auf der linkesten Linken sitzen heute ernste, beim Diätenempfang gereifte Männer.

*

Es wäre indessen verfehlt, die Unstimmigkeiten im frischgebacknen Kartell kurzweg auf innre Schwäche zurückzuführen. Schwenkungen sind im Parteileben alltäglich, das Kunststück ist nur, sie der geduldigen Wählerschaft plausibel zu machen. Umfallexperten gibt es auch im Reichstag mehr als genug — aber es fehlt an geschmeidigen Talenten, die es dem Wähler so sagen, daß er eine offenbare Grundsatzlosigkeit für einen hochkarätigen Charaktersieg hält. So verlief die Premiere über die Maßen kläglich. Die Herren litten unter der Diskrepanz von Konzept und Wirklichkeit: sie begannen zu extemporieren und verhedderten sich, und es bleibt der Eindruck von Schauspielern, die verkleidet und geschminkt plötzlich im grellen Rampenlicht ihre Privatsachen zu erzählen beginnen. An und für sich bedeutet das Regierungsprogramm mit den Reden der Herren Führer nicht mehr als eine buntscheckige Maskerade, wobei, heutigem Brauch entsprechend, die Blößen bedeutsamer sind als das Kostüm, nur daß diese nicht zu ästhetisch belustigender Betrachtung aufmuntern. Herr Marx trug Biedermeierschnitt mit unzeitgemäß enger Corsage; viel Draht und Fischbein, vernachlässigtes Unterfutter, doch äußerlich farbenfroh wie Palettendreck. Westarp: Locarno-Stilkleid in bleu mourant (in der vorigen Saison von Stresemann getragen). Scholz: aschgrauer Pierrot; Kennwort: Lendemain).

Karneval, in seiner steifen Dürftigkeit zum Lachen reizend. Nur darf darüber nicht vergessen werden, daß nach allen voraufgegangnen Koalitionen hier zum ersten Mal eine völlig organische und innerlich logische steht: Zentrum und Deutsch-

nationale, religiöser und politischer Konservativismus haben sich endlich gefunden. Vieles trennt sie, geeint sind sie durch den unbedingten Willen zur Autorität. Deshalb ist es auch gar nicht so wichtig, was sie etwa im ersten Lampenfieber verkehrt machten; ihre Handlungen werden präziser sein als ihre Reden. Um die politische Gleichberechtigung der deutschen Katholiken zu erringen, mußte die katholische Partei, zwischen protestantisches Kaisertum und Republik gestellt, für die Republik optieren. Die Gleichberechtigung der Katholiken ist längst erreicht; heute handelt es sich darum, den weltlichen Staat wieder „christlich" zu machen, der Kirche eine gesicherte Vormachtstellung zu verschaffen. Deshalb wird das Bündnis mit der Jakobinermütze gekündigt, und automatisch geht der Anschluß an die Vertreter der monarchistischen und militaristischen Reaktion vor sich, die selbst dringend Sukkurs brauchen: denn sie haben zwar Geld, um Wahlen zu machen, aber keine Macht mehr über die Seelen. Die Grenzen des beiderseitigen Entgegenkommens sind ganz deutlich gezogen: die Deutschnationalen haben das kontraktlich vereinbarte Bekenntnis zur Weimarer Verfassung mühsam herausgewürgt; das Zentrum dagegen hat durch die Ablehnung des Radauantisemiten Graef als Justizminister ganz klar ausgedrückt, daß ihm nur Leute mit glatten parlamentarischen Manieren genehm sind, die die Aufrechterhaltung der Fiktion möglich machen, es handle sich hier nur um eine aus verzwickten parlamentarischen Mehrheitsverhältnissen begreifliche Episode und nicht um eine durchaus konsequente Interessengemeinschaft. Rückversicherung bildet Preußen, wo an der Allianz mit den Sozialisten nichts geändert werden soll. Rücksicht auf Preußen war wohl auch der wirkliche Anlaß zu dem Sturmlauf gegen Graef: Hergt sollte ins Justizministerium abgeschoben werden, denn dieser alte konservative Kampfhahn als Reichsinnenminister hätte bei der ersten besten Gelegenheit mit Preußen Streit angefangen, um das Kabinett Braun zu stürzen und die Deutschnationalen auch hier ans Ruder zu bringen.

Der schwarz-blaue Bund ist Tatsache, ernstere Tatsache, als alle frühern Koalitionen. Was zwischen den beiden großen Regierungsparteien noch steht, sind Gespenster abgestorbner Kämpfe aus den Tagen Erzbergers und Wirths. Ob diese Schatten noch Macht haben, wird sich bald zeigen. Die ersten Abstimmungen schon werden entscheiden, ob der Versuch nicht zu früh unternommen wurde. Überlebt der Block den ersten Monat, dann werden wir ihn so bald nicht wieder los.

*

Die sogenannte Opposition glaubt noch immer nur an eine momentane Geschmacksverirrung einiger Zentrumsführer und täuscht sich damit über die Sachlage. Deshalb ist auch Kamerad Hörsing schlecht beraten, wenn er die zunehmende Unzufriedenheit in seinem Lager mit einer gutartigen Beschwichtigung zu dämpfen sucht. Die Kameraden Marx und Köhler, meint Hörsing, seien nicht schlechtere Kameraden, nur weil sie nach der andern Seite gegangen seien; vielleicht sind

sie morgen schon wieder da und löffeln wieder mit den alten Kameraden aus einem Kochgeschirr. Der Stubenälteste des Reichsbanners hat seine unleugbaren Qualitäten, wird jedoch jedes Mal unsicher, wenn er auf der Generalstabskarte der großen Politik Fähnchen steckt. Er mag sich für einen agilen Taktiker halten, vielleicht auch für einen überaus gerissnen Opportunisten, der sich schließlich doch über alle superklugen Prinzipienreiter ins Fäustchen lacht, aber seine Auffassung von Opposition erinnert an die trübsten Zeiten der alten Nationalliberalen. Man will zwar Opposition machen, aber, um Himmelswillen, nur hübsch vorsichtig, denn vielleicht sitzt man morgen schon wieder mit den Andern zusammen.

Und plötzlich begreift man das ganze politische Elend dieses Landes: diesen erschrecklich rumorenden Republikanern kommt es niemals auf die Macht, immer nur auf das Zusammensitzen mit den Andern an.

*

Von der Linken droht dem blau-schwarzen Block so bald keine ernste Gefahr. Ernster steht es mit der Außenpolitik. Die neue Regierung hat in der Welt, abgesehn von nicht grade empfehlenden Glückwünschen aus Moskau und Rom, eine miserable Presse. Die Beunruhigung ist überall groß und wird nur durch das Vertrauen auf Stresemann etwas gemildert, den man scheinbar für einen Muskelmenschen ohnegleichen hält, stark genug, um die deutschnationalen Löwen durch den Reifen springen zu lassen. Diese Einschätzung unsres prominentesten Außenpolitikers ist schmeichelhaft, aber abwegig: Herr Stresemann verfügt nur über die normale Ellenbogenkraft des tüchtigen Parlamentariers, die weniger den politischen Gegnern als vielmehr den Fraktionskollegen gefährlich wird. Es war immer seine Sehnsucht gewesen, mit den Deutschnationalen zu regieren; die ist nun erfüllt. Das weitre ist seine Sache.

Immerhin ist sich Stresemann darüber klar, daß etwas geschehn muß, um das Mißtrauen in London und Paris zu dämpfen. Wenn nicht Alles trügt, ist Herr Otto Geßler dazu ausersehn, die Kosten für die Verlängerung des Stresemannschen Führungsattestes zu tragen. Seit einer Woche etwa beeilen sich volksparteiliche Blätter ganz ungefragt zu versichern, daß Herr Geßler der Partei völlig gleichgültig sei; volksparteiliche Redner erklären desgleichen, die Partei stünde Herrn Geßler „mit Reserve" gegenüber. Dem steht nicht im Wege, daß Herr Stresemann fast gleichzeitig emphatisch ausruft: „Hände weg von der Reichswehr!" Denn unser kleiner Talleyrand hat ja niemals ganz ohne reservatio gearbeitet. Später kann er dann immer sagen, er habe mit diesem freundlichen Zuruf Geßler gemeint. Die Schwierigkeit liegt nur bei den Deutschnationalen, die eine Exmission des Reichswehrministers durch Stresemann nicht zulassen würden. Das Duell zwischen den Beiden ist nicht neu, auch wird Geßler Stresemann nicht die Torpedierung seiner Präsidentschaftskandidatur vergessen haben. Hier ist die Möglichkeit zum ersten großen Krach.

Alarm der Kontinente von Valeriu Marcu

Zöglinge englischer Diplomatenschulen müssen jetzt die Nuancen des Sozialismus lernen; historischen Sinn im Streite radikaler Fraktionen um Punkte, Kommata und sonstiges Zubehör ewiger Wahrheiten suchen. Ein solches Buch der Aktualität sind die gesammelten Aufsätze Lenins, die er während des Krieges im Exil schrieb und die unter dem Titel „Gegen den Strom" auch in deutscher Übersetzung erschienen. Da kritisierte Uljanow die Junius-Broschüre Rosa Luxemburgs mit den Worten: „Es wäre einfach lächerlich, wenn wir erklären, daß . . . . es ‚keinen' nationalen, fortschrittlichen, revolutionären Krieg, meinetwegen seitens Chinas im Bunde mit Indien, Persien und Siam gegen die Großmächte geben ‚kann'."

Der scheinbar abstrakteste Politiker, dessen Parole in den Jahren 14 bis 18 die ebenso kurze wie eindeutige Formulierung war: Jeder Sozialist hat im Kriege die Pflicht, für die Niederlage seines Vaterlandes zu kämpfen, — hat er nicht durch diese Prophezeiung, diesen heißen Wunsch, etwas ganz andres wollend, für russisch-geographische Notwendigkeiten nationaler Größe gewirkt? Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts umfaßte das Zarenreich 275 000 englische Meilen. Als Lenin in Zürich an den Anfang der Kolonialkriege dachte, herrschte Nikolaus II. über neun Millionen Meilen. Die Bevölkerung stieg in dieser Zeit von neun auf hundertfünfzig Millionen. Die politische Einheit dieser Menschen hat der Zar durch Kriege nach allen vier Richtungen, am Schwarzen Meer, am Kaspischen Meer, am Stillen Ozean und bis zu Indiens Grenzen, erreicht. Die Ruhe englisch-russischen Bündnisses um die Bagdadbahn war eine Art Freundschaft, ähnlich dem Wirbelsturm, der ebenfalls in purpurner Einsamkeit auf Die wartet, die nicht an ihn denken. Engländer und Russen kamen Ende des 17. Jahrhunderts zur selben Zeit nach China. Des Zaren Vertreter residierte in Peking, Der des englischen Königs in Kanton. In Peking verkündete der Diplomat noch nicht die Wunder der sozialen Revolution, und in Kanton noch nicht Die der Ordnung. Trotzdem waren die beiden Gesandten entschlossne Gegner. Diese Feindschaft nahm mit den Jahrzehnten und den Jahrhunderten umsomehr zu, als man immer genauer wußte, ob in irgend einem Winkel asiatischer Berge und Küsten Sturm oder Sonnenschein, Klagen oder Lachen, Empörung oder Friede herrschte, als durch das Schwinden der Entfernungen der Raum kleiner wurde, die Gegnerschaft größre Intensität haben konnte,

Die Formen dieser Feindschaft waren verschieden; im Grunde aber so zahlreich und abgedroschen wie alle Lehren der Vergangenheit. Der Zar würde aller Voraussicht nach schon deshalb verloren haben, weil er weder Kapital wie die Engländer, noch Ideen wie die Bolschewiki hätte investieren können. Die Russen haben die Parole ihrer ersten Revolutionsmonate: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" in die für Asien zweckmäßigere: „Chinesen, verbündet euch gegen die weißen Unterdrücker!" umgewandelt. Sinn des veränderten Imperativs ist die Freundschaft mit Chinas Kapitalbesitzern. Versucht man aus der Statistik des Chinese Yearbook etwas klug zu werden, so wird man finden, daß ein wachsender Teil der chinesischen Industrie nicht mehr in fremdem Besitz ist. Die Ausländer herrschen, kaufen und verkaufen nur in den Vertragshäfen. Das nationale chinesische Kapital denkt, so wie überall, nicht an die Vergangenheit, ist deshalb revolutionär, bei allen Unruhen beteiligt. Die Fabriken buddhistischer Besitzer, ihre Spinnereien und Webereien, arbeiten in der Regel ruhig weiter, während Die der Fremden streiken. In den mit nationalem Kapital gespeisten Werkstätten leben die Kulis nicht besser, als in Den der englischen, amerikanischen und japanischen Besitzer. Ein toter Kuli gilt nicht mehr als eine gestorbene Fliege. Das Reservoir an Arbeitskräften ist unerschöpflich; denn die fünf Millionen Arbeiter und kleinen Handwerker bilden im Reich der Mitte nur ein halbes Prozent der Bevölkerung.

Indes verstand es die Partei des Südens dank den Gewerkschaften Chinas, diese fünf Millionen, diese Minderheit der Nation, gegen die noch verschwindend kleinere der Ausländer zu organisieren. Die Aufstände gegen die bewaffnet Eingewanderten sind nicht mehr wie in langen Jahrzehnten unorganisiert, sondern methodisch, strategisch, vorläufig nur gegen Rußlands Feind: gegen England, gerichtet.

Die Geschichte hat uns bis jetzt trotz aller Formen vergangner Rebellionen keine andern Revolutionen als nationale gezeigt. Und die Russen vollenden in China, vielleicht wegen, vielleicht trotz einstiger Parolen von der Pflicht zur Niederlage, nur ihre eigene. Ihre Parole „Hände weg von Asien" bedeutet: Nur wir haben das Recht, in Kanton und Peking zu sein.

Britanniens Soldaten, die jetzt unter fröhlichem Gesang nach China reisen, sind von Politikern kommandiert, „die von der brennenden Überzeugung geplagt werden, daß es moralische und religiöse Pflicht sei, über jene zu herrschen, die die von ihnen gewünschten Sachen be-

sitzen". Sie stehen aber in Ostasien nur auf dem Boden eines Teiles der britannisch-russischen Auseinandersetzung, des weltkriegerischen Ganzen. Die Verbundenheit der Kontinente hat nicht, wie einst die Liberalen meinten, die prophezeite konstante Harmonie geschaffen, sondern die Erfüllung des alten, verzweifelten Rufes „Friede auf Erden" auf unbestimmte Zeit vertagt. Sie erreichte aber, daß die Kernpunkte imperialer Gegnerschaft, die sich um die wichtigste politische Achse der Welt gruppieren, da am deutlichsten gesehen werden. Was vor dem Krieg die Linie Berlin—Bagdad war, das ist heute der Schaumstreifen der Schiffe, der von der U. S. A.-Küste des Pazifik über die Hawaii-Inseln und die Philippinen nach Shanghai führt. Die Expansion der Vereinigten Staaten hat zwei Richtungen im Raume, die eine nord-südlich, panamerikanisch, die andre ost-westlich, mit ostasiatischen Zielen. Die zweite Linie ist nur die logische Folge der ersten. Und hier schneiden sich auch die der andern imperialistischen Einheiten. Hier wirken keine vorübergehenden Anlässe, nur der Grad des Zusammenstoßes ist schwächer oder stärker, bis der Zustand eintritt, den man Krieg nennt.

Noch werden die Wellen des Pazifischen Ozeans durch den englisch-amerikanischen Oelfrieden geglättet.

In den U. S. A. sind die Auseinandersetzungen der Morgan- und Rockefellergruppe Fragen der Macht. Das Schicksal gewöhnlicher Sterblicher sprießt nicht mehr so wie ehedem aus einem Nachtkästchen der Pompadour, sondern aus den Tresoren und Geheimarchiven der Standard Oil Co. of New Jersey in New York. Die Banken dieser beneidenswerten Firma kontrollieren im geheimen ein Aktienkapital, das den unvorstellbaren Wert von 70 Milliarden Dollar hat. Sie führen die Ölpolitik des Angelsachsentums durch. In der Washingtoner Konferenz wurden nicht nur die Interessensphären in Asien, sondern auch die Verteilungsquote der Flüssigkeit mit den britannischen Konsortien festgestellt. Öl ist die machtpolitische Voraussetzung, es bewegt die Maschine. Im Zeichen des Petroleumfriedens, unter dessen grauem Himmel werden alle Kompromisse der noch in stummer Geduld rechnenden Generalstäbe geschlossen.

Vereinigten sich aber Amerika und England im Ölzeichen, eine Frage der Erzeugungsgebiete, so sind sie nicht befreundet in den Problemen des Absatzes, des Kapitalexportes. Deshalb die verschiedne Politik New Yorks und Londons in China und gegen Rußland. Die U. S. A., Besitzerin von zwei Dritteln des gemünzten Goldes, möchte womöglich im entfernten Raum ihrer Po-

litik die Macht nicht anwenden, sie nur im Hintergrund bewahren, so wie der vornehme Spaziergänger zu Fuß gehen kann, wenn der Rolls Royce daneben rollt. England indes kann sich aus Positionen nicht herausdrängen lassen, denn dann wird seine Stellung im angelsächsischen Bund schwächer. Es hat nicht die sichre Ruhe Amerikas auf allen Kontinenten, sendet Soldaten nach China, unterschreibt Bündnisse zweiter Hand in Europa, schließt Mesalliancen mit Mussolini, operiert an den europäischen Grenzen Rußlands mit Putschen, so wie Nordamerika in Nicaragua.

Wir werden die Folgen dieser fernen Auseinandersetzungen spüren.

Die Luxusflottille von Konrad Widerhold

Kurz vor Kriegsausbruch bezeichnete Churchill die deutsche Kriegsflotte — die gewaltigste des Erdballs nach derjenigen Englands und Amerikas — als eine Luxusflotte, was unsre Flottenfanatiker zu einem Entrüstungsrummel im deutschen Pressewald Veranlassung gab. Als der Krieg kam, wurde das Wort Churchills zur Wirklichkeit. Unsre schwimmenden Festungen konnten die Blockade Englands nicht verhindern. Was Einsichtige damals schon längst voraussagten: daß eine starke Kreuzerflotte mit genügend Torpedo- und U-Booten und guter Küstenverteidigung ausreichend zur Sicherung der deutschen Bucht und der Ostsee gewesen wäre, hat der Krieg bewiesen. Die verfehlte und überhastete Flottenpolitik Deutschlands, die vor dem Krieg den deutsch-englischen Haß schürte, bedeutete dann während des Krieges, grade vom militärischen Standpunkt aus, nicht eine Förderung, sondern eine Behinderung der Kriegführung. Ungeheures Material und Arbeit wurden in den forcierten Schlachtschiffbau hineingesteckt, obgleich damals der Bau von U-Booten, Tanks und Artillerie militärisch zehn Mal wichtiger gewesen wäre. Die Flottenleitung und das Marineamt, die während des Krieges am wenigsten zu tun und kaum irgend welche Meriten zu verzeichnen hatten, gebärdeten sich als die wildesten Annektionsschreier und Welteroberer, von ihnen aus erfolgte die Gründung der berüchtigten Vaterlandspartei.

Dieser Heimkriegergeist, dieses protzenhafte Aufblähen militärischen Machtfimmels grassiert heute in der Kriegsmarine, noch ebenso wie vor zehn Jahren. Tirpitz kann sich über seinen Nachfolger Geßler nicht beklagen. Bei dem militärisch verseuchten Geisteszustand unsrer Landsleute kann man es begreifen, wenn sie unbedingt an dem Reichsheer — selbst an diesem — festhalten, aber es kennzeichnet die mangelnde Urteilsfähigkeit des Reichstags in militärischen Dingen, wenn man dort meint, die „Seegeltung" Deutschlands sei nur mit den dazu notwendigen Seerüstungen möglich, so wie es die Dumm-

heit dieser Volks- und Regierungsvertreter kennzeichnet, wenn man sich dem Wahn hingibt, nicht vorhandne maritime Machtmittel durch unsinnige Ausgaben zu ersetzen.

Von vornherein sei klar festgestellt: Das Haupt der gegen Deutschland im Kriege zusammengeschlossnen Weltkoalition: England hat durch den Versailler Vertrag der deutschen „Seegeltung" ein für allemal ein Ende gemacht. Daran ändern keine Emdenfilme etwas. Im Gegensatz zu den Möglichkeiten verschleierter Rüstungen beim Landheer sind für die deutsche Abrüstung zur See Formen festgelegt, die sich weder überschreiten noch umgehen lassen — zumal es ja Niemand der deutschen Militär- und Außenpolitiker mit England verderben will, sondern alle auf diesen Staat immer nur „hoffen". Durch die Bestimmung der Zahl, Größe und Armierung der paar deutschen Kriegsschiffe ist die Reichsmarine auf den Stand eines Marinestaates sechster Größe herabgedrückt. Im Gegensatz zu Giftgas und Flugzeugen, Munition und Maschinengewehren kann man Kriegsschiffe nicht heimlich oder „getarnt" heranbilden. Selbst „militärischen Republikanern" müßte es einleuchten, daß, wenn man diese Flottille nicht grade zum alten Eisen werfen will, man doch auf Neubauten verzichten und Instandhaltung und Indiensthaltung der Flotte auf das Allernotwendigste beschränkt lassen soll.

Aber grade die Tatsache, daß dieser Luxusflottille unsinnige Geldmittel zur Verfügung stehn, daß sie nicht prächtig genug ausgestattet werden kann, daß eine unübersichtliche Überorganisation um sie herumgebaut ist, zeigt, wie wenig die fünfhundert Reichtagsboten von militärischen Dingen verstehen, wie wurscht es ihnen ist, wenn die Gelder zwecklos — und hier sogar vom militärischen Standpunkt aus zwecklos — verschleudert werden, wie einflußlos sie in allen militärischen Angelegenheiten sind.

Wilhelm II. benötigte zu seinem Lieblings-Spielzeug 3160 Offiziere, 70 000 Unteroffiziere und „Gemeine" und 3224 Beamte.

Herr Geßler braucht zur Vortäuschung nicht vorhandner Seemacht, 940 Offiziere, 14 000 Unteroffiziere und Mannschaften mit 3526 Beamten und Angestellten.

1913 genügte ein Offizier für 22 Militärpersonen „vom Feldwebel abwärts", heute kann ein Offizier nur noch 15 solcher Militärpersonen befehligen. Die Zahl der Beamten beträgt jetzt in der auf den fünften Teil an Personal reduzierten Marine sogar 300 mehr, das heißt 1913 konnte ein Beamter noch 22 Marinierte verwalten, heute nur noch 4. Die 15 000 Mann Marine muß außerdem von 10 Admiralen befehligt werden — mexikanische Zustände!, höhnte man früher in deutschen Offizierskreisen bei solchen Rangverhältnissen.

Die Flotte Wilhelms II. bestand 1913 aus 1 138 000 Tonnen, von denen 746 000 in Dienst standen. Darunter waren 16 moderne Linienschiffe vom Dreadnought-Typ und 6 moderne Schlachtkreuzer mit zusammen 520 000 Tonnen.

Die stärksten Schiffe des Herrn Geßler — 8 Linienschiffe — zählten bereits 1913 nicht mehr zu den modernen; die ihm erlaubte Flotte hat nur 154 000 Tonnen, von denen 71 000, also ein Zehntel von 1913, in Dienst steht.

Das hindert den Reichstag aber nicht, für die Indiensthaltung dieser auf den zehnten Teil verkleinerten Flottille 1927 40 Prozent von der dafür 1913 vorgesehenen Summe zu bewilligen, und für deren Instandhaltung, nebst den dazu gehörigen Arsenalen und Werften, den vollen Betrag von 1913 zu schlucken. Selbst der Dümmste muß begreifen, daß hier eine unglaubliche Sauwirtschaft eingerissen hat, die mit militärischen Forderungen nicht mehr das Geringste zu tun hat.

Die fortdauernden Ausgaben für die Marine betragen 1927 mit 136,8 Millionen bereits zwei Drittel derjenigen von 1913, und 10 Millionen mehr gegenüber 1926, aber auch 55 Millionen mehr gegenüber 1924, ohne daß durch diese Steigerung auch nur das Mindeste an militärischer Kampfkraft gewonnen worden wäre. Noch toller ist das Kapitel der Schiffsneubauten. Mit der Vergeßlichkeit des Reichstags rechnend, und gewohnt, daß dieser selbst das kleine Einmaleins nur mangelhaft beherrscht, werden die Kosten für diese Schiffsneubauten immer auf mehrere Jahre verteilt. Die erste Jahresrate wird stets bescheiden angesetzt. Hat dann der Bau begonnen, so muß das Parlament, das A gesagt hat, auch B sagen und die zweite und dritte Jahresrate wird dann besonders fett präsentiert. Niemand kann etwas daran ändern, die neuen Klamotten kosten eben so viel. Neben den 8 Linienschiffen alten Systems, darf Deutschland noch 8 kleine Kreuzer halten. Höchstgrenze 6000 Tonnen. Die Kreuzer sind veraltet, sagt die Marineleitung, also wurde ab 1924 mit dem Neubau begonnen. Zwei sind bereits fertig, für zwei andre wird jetzt die zweite Rate und für den fünften die erste Rate angefordert. Ab 1929 kann man dann mit dem Neubau von Linienschiffen rechnen. Seit 1924 sind einschließlich der neuangeforderten Mittel 163 Millionen Mark für Neubauten hinausgeschmissen worden. 1912/13 kosteten die modernsten Schlachtschiffe des Herrn Tirpitz etwa 40—50 Millionen Mark. Wenn die Republik einmal mit den Linienschiffsneubauten beginnt, werden diese sicher nicht unter 200 Millionen gemacht. Gott erhalte uns dieses Parlament, das von 1924 bis 1927 650 Millionen Mark für völlig sinnlose Marinespielereien bewilligt hat.

Wir haben in Deutschland keine antimilitaristische Massenbewegung. Aber selbst der militärische Horizont der vom Volk Erwählten ist noch nicht über das „Stillgestanden" hinausgekommen. Und so werden sie, mit den Händen an der Hosennaht, die 223 Millionen Mark für die Marine bewilligen, ohne sich weiter zu überlegen, daß diese Ausgaben bereits die Hälfte derjenigen von 1913 und wieder 25 Millionen mehr gegenüber 1926 und das Doppelte gegenüber den für 1924 bewilligten Mitteln sind.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser. Und in diesem Reichstag.

Die genialen Syphilitiker von Ignaz Wrobel

Was in des viel zu früh verstorbnen Christian Bry ‚Verkappten Religionen' so gut auseinandergesetzt ist: die Überwertigkeit von Teilgebieten in den Gehirnen der Lebensreformer: das macht den deutschen Bildungsspießer so unerträglich. Die Humorlosigkeit, mit der er — jeder Einzelne ein Fachmann, Gottseidank! — dasitzt, wenn sein Kram dran ist, die Überheblichkeit, die aus jedem Fachwort spricht, die Wichtigkeit, die Alles der Vereinsidee einordnen möchte und nur übersieht, daß die Welt nicht von Gabelsberger, Prohibition, Frauenstimmrecht und Pazifismus her zu begreifen und zu verändern ist —: alle diese Steinchen zusammen ergeben das Mosaik des „gebildeten" Kaffern, der, in Deutschland, auch noch die Seele eines Schulmeisters in sich trägt. Unfähig, Etwas zu sehn, ohne Zensuren zu geben, teilt er sie auch dann aus, wenn ihn Keiner darum gebeten hat, ein lästiger Besserwisser, kein Gutwisser; kein Mann, ein Fachmann; Einer, der mit seiner Zeit geht, Gott hab ihn selig.

„Das Leben der Menschheit hat — im Lichte der Ewigkeit — keinen Sinn, solange es die Syphilis gibt." Und: „Der Geist der Menschheit wird syphilisfrei sein oder er wird nicht sein." Na, na? Was hätten wir denn da? Das sind Anfang und Ende eines Büchleins ‚Die genialen Syphilitiker' von Brunold Springer (im Verlag der Neuen Generation, Berlin-Nikolassee). Dem wollen wir einmal eine kleine Blutprobe entnehmen.

Seine geschichtliche Darstellung der Krankheit ist außerordentlich fesselnd; sie wäre es noch mehr, wenn das ein Arzt geschrieben hätte, der wirklich Bescheid weiß. Man muß über Springern, der zum Beispiel von sich gibt: „Der Absolutismus ist die Ausschweifung. Die Auschweifung ist die Syphilis" — man muß über Springern hinweglesen, der Stoff verlohnt das. Wie entsetzlich diese Krankheit eingesetzt hat, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in Europa wütete so wie später nur noch bei Naturvölkern, die sie mit dem Christentum und dem Schnaps frei ins Haus geliefert bekamen; wie sie grauenhafte Symptome von heute ungekannter Wucht zeitigte, wie die Ansteckung durch ein Nichts erfolgte, durch einen Hauch — wie die Krankheit dann wellenförmig stieg und fiel, bis auf den heutigen Tag, wo eine gewisse Degeneration der Spirochäten festzustellen ist, heute, wo eine ganze Hautklinik zusammengetrommelt wird, wenn ein Tertiärfall hereinkommt: den staunen sie dann an, wie eben einen Tertiärmenschen. Übrigens steht das Alles nicht so bei Springer. Der weiß nichts von der seltsamen Pause, die etwa in Deutschland zur Zeit zu beobachten ist, der spricht verächtlich von Salvarsan, was man wohl nur tun sollte, wenn man wirklich klinisch damit gearbeitet hat — statt guter Statistiken lesen wir verquetschte Lyrik, die mit der Realität bizarr zusammenstößt. („Man muß dem Gorgohaupt in die Augen sehn. Die Syphilis beginnt mit der Bildung eines harten Knotens (Schanker) an der Stelle der Ansteckung.")

Was dann folgt, ist eine recht gescheite und erfreulich offne Auseinandersetzung über die Maßregeln zur Verhütung der Syphilis. Wenn es auch in den großen Städten nicht so liegt, daß „die Kundwerdung der Lustseuche in fast allen Fällen der bürgerliche Tod ist", so haftet ja tatsächlich auch heute noch der Krankheit ein Makel an, der sie herrlich gedeihen läßt. Das ist vor Allem die Schuld der Kirche.

Der gradezu verruchte Gedanke, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr eine Sünde sei und Gott die Syphilis als Zuchtrute gesandt habe, ist rein katholischen Ursprungs. Es ist immer wieder das Zentrum gewesen, das eine gesunde und anständige Aufklärung der Kinder in den Schulen verhindert hat, und das Wenige, das auf diesem Gebiet überhaupt erreicht worden ist, wurde gegen diese Partei durchgesetzt. Vor ganz kurzer Zeit ist ja, unter gänzlicher Teilnahmlosigkeit der Nation, ein Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durchgegangen, das noch zu betrachten sein wird: die Schande des Listenwahlsystems ließ die besten Vorkämpfer gegen die Seuche dabei kaum zu Wort kommen. Der lächerliche Zufallsbrei, den da Beamte, parlamentarische Wichtigtuer und Duckmäuser zusammenkochen, heißt nachher Gesetz und wird einer mächtigen Bureaukratie willkommner Anlaß sein, auch weiterhin auf den schafsgeduldigen Deutschen herumzuregieren. Erfolg? Schade, daß Spirochäten so selten lachen.

Richtig und gut ist, was Springer über die Grundsätze dieser Bekämpfung sagt: statt überall Automaten mit billigen Schutzmitteln aufzustellen, statt die Behandlung möglichst kostenlos zu ermöglichen, was freilich hinter dem Bau von Schlachtschiffen an Wichtigkeit zurücksteht, mogelt auch hier der Staat ganz wacker. § 270 des Entwurfs zum neuen Strafgesetz bedroht öffentliche Ankündigung oder Ausstellung einer „zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten Sache" mit Gefängnis bis zu zwei Jahren, eine glatte Konzession an die katholische Lüge von der Unzüchtigkeit des Geschlechtsverkehrs. Da kann sich die Kirche auf das Reichsgericht verlassen.

So weit also gut und schön. Aber schon in diesen Kapiteln des Buches fällt eine kindliche Ausschließlichkeit der Ideen auf; man kann eben Nichts „ausrotten", radikal beseitigen, das Leben ist stärker... Und nun werden die Geschichtshelden durchgehechelt. Das ist allerdings bitter.

Wenn man sich schon einen ganzen Korb voller Namen hernimmt und aufzeigt, daß alle diese Leute: Napoleon und E. Th. Hoffmann und Beethoven und Lenau und Schopenhauer und Schumann und Lassalle und Gauguin und Lenin und Manet Syphilitiker waren: dann muß man das anders machen.

Zunächst einmal sind die Behauptungen miserabel dokumentiert. Bei Lenin steht, gleichzeitig für die Krankheit Wilsons, als Quelle in der Anmerkung: „Schweizer Frauenblatt vom 9. Februar 1924", und dann wirds ja wohl stimmen; von Léon Daudet weiß Springer nachweisbar nichts und benutzt eine politische Schilderung aus diesen Blättern, um ein paar spießige Sätze über eine Familie zu sagen, die denn doch mehr Fingerspitze verdient... die gesamte Dokumentation des

Buches ist mehr als kläglich. Entweder oder. Schweigen oder Alles sagen. Aber dazu muß man freilich etwas wissen.

Angenommen aber, daß die Klassifikation der Leute stimmt: von welcher Froschperspektive her ist das gemacht! Der Fußtritt, den der alte Schopenhauer einem Kritiker ausgeteilt hätte, der von ihm sagt: „Welch schöner Beweis ist er selbst gegen seine Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters" — dieser Fußtritt wäre nur mit Dem jenes Maultiers bei Daudet père zu vergleichen, das sich diese Rache sieben Jahre aufbewahrt. Von Manet: „Bei den kranken Malern erhält sich meistens ein Rest ihrer Fertigkeit, ihrer Hand, so daß sie nicht ganz ihrem Schaffen entzogen werden; so hat auch Manet noch in der Zeit seiner Krankheit sehenswerte Blumenstilleben gemalt, während andrerseits Hans Makart, sein Kunst- und Leidensgenosse, sogleich nach Ausbruch seiner Krankheit den Pinsel sinken lassen mußte." Herzlichen Glückwunsch.

Bei Maupassant wird die meisterhafte Novelle ‚Le Horla' als „Sinnestäuschung" rubriziert, und: „Lenins Nachtseite ist durch die Krankheit entschuldigt", so daß von einer Bestrafung dieses Schülers noch einmal abgesehn werden kann. Napoleon aber erhält eine Stunde Nachbleiben: er ist „herzlos, übergeräuschvoll" und „ein Aktionsepileptiker". Und muß nun wahrscheinlich dreißig Mal abschreiben: „Ich soll nicht so viel Geräusch machen."

So sieht die Welt natürlich nicht aus. Es ist erlaubt, über die Krankheit Heinrich Heines zu schreiben; dann muß man Das mit der genauen Kenntnis des Materials tun: des medizinischen und des dichterischen. Denn der Unfug, der heute in der Literatur durch zeugende Eunuchen getrieben wird, die, viel zu unfähig, auch nur eine Figur selbständig zu erfinden, dem Fridericus-Rummel mit literarischer Rückversicherung Konzessionen machen, die Pfoten an der alten Fahne, das eine Auge im Parkett, das andre seitwärts zur Kritik gewandt und so stolz darauf, Gneisenau heroisch aufzufassen oder gar anders als es das Abiturium vorschreibt: dieser Wachsfiguren-Unfug wird nur noch von den falschen Fachleuten übertroffen, die die gesamte Historie auf Homosexualität oder auf Psychoanalyse oder auf Geschlechtskrankheiten untersuchen.

Der hier kennt nicht einmal seinen Stoff.

Sonst hätte er einen der größten deutschen Dichter zitiert, Einen, der zerfressen worden ist und gesiegt hat, Einen, der den wildesten Fluch in die Hölle des Himmels geschleudert hat, weil ihm dort eine Krankheit erfunden schien, die die Menschheit „erlösungsfähig" hielt. Von dem weiß Brunold Springer, der Verfasser eines ‚Schlüssels zu Goethes Liebesleben' nichts. Panizzas ‚Liebeskonzil', in dem jener Fluch eingemeißelt steht, ist verboten, und wir werden nun alles Mögliche bekommen: ein katholisch gefärbtes Schulgesetz, ein Reichskonkordat, aber niemals einen Kulturkampf und niemals wieder dieses Buch. Mein Exemplar steht in Frankreich, und ich bin bei ihm und streichle das grüne Pergament und blättre in den gelblichen

Seiten. Der da hat einen erfundnen Gott gelästert, und er hat wohl daran getan, für Millionen, die stumm gemacht sind.

Die Untersuchung Springers aber ist die Schreibe eines eifervollen Aufklärers mit Einjährig-Freiwilligem-Zeugnis, weißem Wohnungsberechtigungsschein und einer garantiert fortschrittlichen Weltanschauung. Geistiger Wassermann: positiv negativ.

Opposition! Opposition! von Theobald Tiger

Jetzt gehts aber los! Jetzt werden wir was erleben!
Jetzt wird sich eine Opposition erheben:

Da werden die Mäuler aufgerissen!
Da schlägt das nationale Gewissen,
da schütteln sich Fäuste im ganzen Land,
gegen Hindenburg! Da wackelt die Wand.
Jetzt ist alles freiheitlich und sozial...
Auf einmal —?

Auf einmal: Verteilung des Steuergewichts?
Auf einmal taugt der Geßler nichts?
Auf einmal: Freiheit der Denker und Dichter?
Auf einmal: die Schande der deutschen Richter?
Hohn, Satire und Ironie?
Das war doch noch nie...
„Für die Freiheit der Schule! Der Republik ein Spalier!"
Ausgerechnet ihr.

Im Kampf gegen die Militärschweinerein
standen wir jahrelang ganz allein
Da war keiner von euch zu sehn.

Wann sind denn die schlimmsten Dinge geschehn?
Als ihr an der Macht wart. Mit euern Leuten.
Das hat auf einmal nichts zu bedeuten.
Jetzt, wo es in euern Parteikram paßt,
tut ihr, als ob ihr mit uns haßt,
was hassenswert zwischen Rhein und Weichsel.
Ihr hieltet dem Karren acht Jahre die Deichsel.
Ihr habt erst ermöglicht, was heute geschehn.
Ihr laßt Kinder in diese Schulen gehn.
Ihr habt Arbeiterblut vergossen.
Ihr habt auf alles, was frei war, geschossen.
Die sich da die Macht erschoben:
ihr habt sie erst in den Sattel gehoben;
Die da lasten auf Arbeitermassen:
ihr habt sie erst in die Ämter gelassen.
Scherz, Satire und Ironie?
Ihr seid genau, genau so wie die:

Untertanen. Zu allem erbötig.
Opposition —?

Ihr habts nötig.

Der Henker und die Dichter von Alfred Wolfenstein

Aus mancherlei Gründen müßte der Dichter den Henker als seinen Antipoden betrachten und die Todesstrafe als den genauen Gegensatz zu seiner eignen Wirksamkeit. Tatsächlich hat er sich im Kampf gegen diese Erbsünde der Gesetzgebung besonders ausgezeichnet, mochte er Voltaire, Victor Hugo oder Zola heißen. Auch die Rechtsmenschen unter den Gegnern der Todesstrafe waren Dichtermenschen, wie der wunderbare Beccaria.

Als Junge las ich den Letzten Tag eines Verurteilten, wie eine Indianergeschichte dieses Europa, und schwor der mörderischen Einrichtung ewige Feindschaft. „Auf drei Säulen", so etwa heißt es dort, „ruhte die Vergangenheit: Priester, Könige, Henker. Die Götter und die Monarchen gehn. Es folge ihnen endlich die Todesstrafe!"

Sie bleibt; die Gesetzgeber sehn sie als ihr gutes Recht an; Italien, wo sie vor einiger Zeit noch durchaus abgeschafft war, führt sie um Mussolinis willen wieder ein, und der neue deutsche Strafgesetzentwurf empfiehlt, sie aufrechtzuerhalten. Denn wann wäre etwa den Militärs der Krieg entbehrlich erschienen? Aber sprechen wir lieber von den Zivil-Henkern, denn von ihnen kommen seit einiger Zeit auffallendere Nachrichten. In Wien hat einer, wie unter gewissen Erkenntnissen, seinem Leben ein Ende gemacht; in einem der Schweizer Kantone, die noch die Todesstrafe haben, war nach dem seltnen Todesurteil durchaus kein Vollstrecker zu finden und die Eisenbahnergewerkschaft verhinderte den Zuzug; auf dem Balkan muß man jetzt Zigeuner verwenden; in Amerika rückte im vorigen Jahr aus ideellen Gründen ein Streik der Bediener des elektrischen Stuhls ganz nahe, und da handelte es sich um ein zahlreiches Personal.

Aber die Dichter, die Schriftsteller, das Personal der Kultur — — Wirrwarr; auch unter ihnen herrscht die Zeit der Willkür, als Ersatz für Genialität. Ich blicke in eine Rundfrage, ein ganzes Buch von über hundert Seiten aus dem Jahre 1910. Doch es ist eine Rundfrage von heute und morgen.

Unter den vierundsechzig Beantwortern sind nur zwanzig Gegner der Todesstrafe (wie Bahr, Kerr, Claretie, Tolstoj), die übrigen sind getreue, zum kleinern Teil noch bedingte Anhänger. Daß Peter Altenberg sie bei Kindermißhandlungen und Roheiten gegen Tiere für angebracht hält, bedeutet gewiß nur die feinste Art der Vergeltung. Aber der Prinz und Poet Schönaich-Carolath erachtet sie als allgemein notwendig, weil nämlich Kerkerstrafe verhältnismäßig angenehm sein müsse, und im Volke gingen die sonderbarsten Gerüchte über die gute Behandlung und Verpflegung in den Zuchthäusern um. Joseph Kohler, der Jurist und Dichter, weist auf das vertierte Handeln der Mörder hin; offenbar trägt er von der staatlichen Bluthandlung auf dem Schafott ein äußerst menschliches Bild in der Brust. (Ich wünschte, die Rechtslehrer, Richter, Staatsanwälte, nicht zu vergessen das Staatsoberhaupt, das die Begnadigung versagt, müßten ihr Urteil persönlich vollziehen, statt

immer wie anteillos im Hintergrunde bleiben zu dürfen.) Aber weiter: Der Schriftsteller und Hüttenbesitzer Georges Ohnet durchschaut grade bei dieser Gelegenheit den ganzen Humanitätsschwindel überhaupt. Liebert, allerdings kein Federheld sondern Generalleutnant und Afrikagouverneur, ist über die Anfrage erstaunt, denn Freiheitsstrafen seien doch unwirksam und gegen die Einführung der Deportation sträube sich der Staatssekretär des Reichsjustizamts, somit sei die Todesstrafe erforderlich. Nach Max Nordau ist sie noch immer das sicherste Mittel, um die Erde von Ungeheuern zu säubern; woraus hervorgeht, daß man sogar unter Ungeheuern Verschiednes verstehen kann. Es warnt Posadowsky vor der Abschaffung, weil sofort wieder die Einführung folgen würde, und sapienti sat. Diesen Weisen aber ergänzt der Sänger, Richard Voß: „Laßt erst die Menschheit nicht mehr Bestie sein, — Dann, Menschheit, stell die Todesstrafe ein!" Also Hymne auf den circulus vitiosus; eine der Bestialitäten der Menschheit besteht nämlich eben darin, daß sie die Todesstrafe nicht einstellt. Ernst v. Wolzogen ist nicht erst heute ein völkisch harter Mann geworden, denn er erklärt sich schon hier gegen die Überschätzung des Menschenwerts und für ein vollkommneres Racherecht der Obrigkeit. Die gleiche Ansicht Franz von Stucks gründet sich darauf, daß in einem Falle ein Begnadigter nach acht Tagen seinen Zellenwärter umgebracht hat; auch die Antwort Corinths malt mit sehr viel wiederzuvergießendem roten Blut, während sein Kollege Anton v. Werner nur an seinen juristischen Fähigkeiten zweifelt, um über dies uralte erprobte Strafmittel reden zu können. Dann findet Paul Heyse starke Worte für Fälle, in denen der Einzelne, also erst recht der Staat, sogar eine Pflicht zur Tötung habe. Und endlich gesteht Frank Wedekind zwar, daß der glühendste Anhänger der Todesstrafe der ängstliche Kleinbürger sei; andrerseits habe doch der zu Zuchthaus Begnadigte höchstens einen phantastischen Wert, etwa wie die Bären im Berner Stadtgraben, als greifbarer Zeuge unsres Gerechtigkeitsgefühls; nein, die zivilisierte Welt würde mit der Todesstrafe eins ihrer teuersten Schutzheiligtümer verlieren.

Man sieht Dergleichen vielleicht an wie historische Karikaturen, — aber die ernstlichste Gegenwart spricht aus einer Antwort wie der des Professor Doktor Arthur Drews aus 1926: „Auf Ihre gefällige Anfrage darf ich Ihnen mitteilen, daß ich Anhänger der Todesstrafe bin und glaube, daß dieselbe grade unter den heutigen Umständen nicht entbehrt werden kann." Schon diese Äußerung zeigt, daß jenes andre Sammelwerk erst recht von heute sein könnte. Wie steht es aber mit dem Recht der „heutigen Umstände" auf die Todesstrafe? Ist das nicht grade verwirkt? Und müßte eine Gesellschaft, die soeben erst das Töten heilig sprach, nicht zugleich mit dem Friedensvertrag auf Hinrichtungen verzichten —? Eine Pause des Anstands wenigstens! Statt dessen ein Strafgesetzentwurf, der nach wie vor mit der Miene vollen Ansehens die Todesstrafe androht. Nachdem Millionen ungestraft Millionen umgebracht haben: wer wagt es, die Schröder, Böttcher, Schlesinger und Weber

hinrichten zu lassen, diese Zwanzigjährigen, deren Kindheit unter dem Vorbild des Krieges stand!

Die Todesstrafe ist Fortsetzung des Krieges mit denselben Mitteln, Krieg im Frieden, Revanche gegen den Erbfeind des Staates, den Verbrecher; das Schafott ein Schlachtfeld so gut wie ein andres, auf daß der Zusammenhang alles Blutvergießens nie unterbrochen werde. Sie enthüllen sich gegenseitig — und zugleich den Staat, dessen Überlegenheit sich am hingerichteten Mörder als Lüge erweist, da er selbst für jede bestrafte Tötung durch den Henker eine neue begehen läßt, Staat der Rache, dessen Grundsatz, bessern zu wollen, sich am Hingerichteten als Lüge erweist. Dabei steht fest, daß die Mörder, „nicht die schlechtesten unter den Verbrechern sind". Statistik: von dreihundert Mördern waren zweihundertzwanzig, also drei Viertel, sonst noch nicht vorbestraft. Eine andre Statistik zeigt aber, daß die Todesstrafe niemals abschreckend wirkt. Was also soll sie? Wärter ersparen und dickere Eisenstangen! Die Missetat läßt sich nicht wiedergutmachen, — es geht um die Wiedergutmachung des Missetäters. Die Todesstrafe ist der Feind des Besserungsgrundsatzes, derjenigen Strafweltanschauung, die dem Dichter am nächsten stehen muß. Möge er und seinesgleichen sich rühren, so wie die Henker schon unruhig werden und die Gesellschaft längst über ihren Henker unruhig geworden ist. Ein bezeichnendes Beispiel geben die Länder des elektrischen Hinrichtungsstuhls: dort müssen zehn Männer auf zehn Knöpfe drücken, aber nur Einer löst den tödlichen Strom aus, und Niemand von den Beteiligten erfährt, wer das Urteil ausgeführt hat. Eine wechselseitige Kundgebung des heimlichen Schuldbewußtseins, ein Anfang zur Abschaffung dieser Schuld!

Aber es wird sich in Wirklichkeit immer ein Henker finden, wenn wir ihn selbst nicht abschaffen, wenn wir nicht das Beil (mit dem Rutenbündel, aus dem es stammt) ins große Museum des Schreckens wegstellen. Die Beseitigung der Todesstrafe, das wissen ihre Anhänger sehr gut, bedeutet unendlich viel mehr als nur das Aufhören der Hinrichtungen. Es wäre der erste Schritt hinein in eine Welt ohne Henker jeder Art, heraus aus einer allgemeinen Mitschuld am Verbrechen. Der Dichter muß diese Dinge aus besondrer Freiheit und Nähe sehen — grade in diesem Bezirke hat sein Wort Kraft und Einfluß —, er ist der geborne Kämpfer gegen das armseligste zielloseste, unschöpferischste Wesen unter der Sonne: den Henker.

*

Die Revision der Attentäter von Leiferde ist verworfen worden. Das Reichsgericht hat an dem Todesurteil des Schwurgerichts keinen Fehl gefunden, denn es hatte nur nach Formfehlern zu suchen.

Ich mache hier auf eine Schuld wohlmeinender Leute aufmerksam, die seiner Zeit zu viel auf Formen gegeben haben. Erinnert man sich noch des unscheinbaren Auftritts aus der ersten Verhandlung? Der Vorsitzende hatte sich nach den Reden der Verteidiger erhoben und das Gericht stand schon

an der Tür des Beratungszimmers: als einige Herren vom Pressetisch und sogar aus dem Zuschauerraum dem Richter zuriefen, er habe den Angeklagten nicht das letzte Wort erteilt! Ein Versehen, eines der wunderbaren Versehen, die das Korrekte korrigieren. Aber der Vorsitzende, sofort bereit, es wiedergutzumachen (hatte er doch den Einen der Angeklagten und Todesanwärter oft väterlich mit dem Vornamen angeredet), kehrte an seinen Platz zurück und gab ihnen das letzte Wort. Sie hatten nichts mehr zu sagen. Aber der Revisionsgrund war hin.

An solchen Fäden hängt, wie wir wissen, das Schicksal aller Angeklagten in den schweren Fällen. Hier haben allzu aufmerksame Menschen ihr eifriges, sozusagen formvollendetes Wohlwollen in die Wagschale geworfen und ihr Gerechtigkeitsgefühl half nur der Justiz. So ist es bei uns mit den Formsachen. Ohne die guten Leute: eine neue Verhandlung, vielleicht ein andres Urteil, wie bei jener Schwester Flessa. Wollen wir nun ebenso gut sein und das Todesurteil auf seine Form kontrollieren, bis die Begnadigung abgelehnt ist — am Tage vor der Hinrichtung?

An einen Scharfrichter von Arnold Weiß-Rüthel

Daß es Leute gibt,
die einem anderen den Kopf herunterschlagen,
beschämt mich tief —
wie, kann ich gar nicht sagen.
Ich komme mir so ausgeliefert vor.

Da lebt solch Mensch
mit Weib und zwanzig Kindern.
raucht, trinkt Kaffee
und singt vielleicht Tenor,
spielt Bratsche, geht zur Messe, liest Geschichten . .
und alles das
kann diesen Mann nicht hindern,
sein grauenhaftes Handwerk zu verrichter
Früh morgens,
wenn mit Vogelruf und Licht
ein Tag anbricht,
ein neuer, heller Tag:.

Da mordet einer von der Lust getrieben —
dort trifft und tötet ein zu rascher Schlag,
den treibt der Haß,
und jenen drängt die Not.
Und du, du Henker, mordest gar ums Brot,
das tägliche . . .! Teilst es mit deinen Lieben,
stehst sicher in Besoldungsklasse sieben.
Du träumst und weißt: der Staat wird dich befördern!
Und bist der würdeloseste
von allen Mördern.

Deutschland: eine Dunkelkammer

Die Rote Hilfe Deutschlands unterhält auf dem ‚Barkenhoff', einem früheren Besitz Heinrich Vogelers, ein Kinderheim, wo die Kinder politischer Gefangener und andrer Opfer der deutschen Republik Erholung finden. Die Wände der Speisediele sind mit Bildern Vogelers geschmückt. Der Regierungspräsident von Stade, ein Herr Rose, verlangt die Entfernung dieser Bilder, die ihm proletarisch aufhetzend erscheinen. Es wird ihm Verhängung der Bilder angeboten. Er besteht auf Zerstörung oder Entfernung. Vergünstigungen für das Kinderheim werden entzogen. Eine Reihe namhafter deutscher Künstler setzt sich für das Werk Vogelers ein. Die Laufbahn des Herrn Rose erleidet keine Einbuße.

*

Die Broschüre des Professor Halle ‚Anklage gegen Justiz und Polizei' (Mopr Verlag) wird in München beschlagnahmt.

*

Der Arbeiterkalender 1927 (Verlag Carl Hoym Nachfolger, Hamburg-Berlin) wird auf Antrag des Oberreichsanwalts beschlagnahmt. Wahrscheinlich hat sich jener die Niednersche Thorie vom Wesen der kommunistischen Partei zu eigen gemacht, wonach diese Partei die Verfassung untergräbt und mit allen Mitteln den Bürgerkrieg herbeiführen will. Die Richter haben sich nicht schlecht geschützt: in das Dunkel ihrer Voruntersuchungen hineinzuleuchten, ist untersagt, was gleichgültig wäre, wenn sie so nicht den unbequemen Kritiker erdrosseln könnten. Der Kalender hat die Republikaner so gereizt, sicherlich wegen jener Photos, auf denen bewaffnete Arbeiter zu sehn sind, Erinnerungen aus jenen Tagen, da die Arbeiter in ihrer Kleidung für ihre Sache mit der Waffe in der Hand kämpfen durften. Arbeiter haben, nach Ansicht dieser von Sozialisten unterstützten Republikaner, nur in der Affenjacke des Militarismus für fremde Geschäftsinteressen zu schießen.

*

Bei Leon Hirsch in Schöneberg erscheint ein Heftchen ‚Revolutionäre Dichtungen', in dem alte aufrührerische Dichtungen abgedruckt sind, darunter auch das bekannte ‚Neue Wintermärchen' nach, nicht von Heinrich Heine. Das Epos war schon einmal in dem Sammelband von Ernst Drahn ‚Gift und Galle' abgedruckt, der kurz nach der Revolution erschien. Er ist unsres Wissens nicht konfisziert worden. Dieser kleine Band aber wird wegen des ‚Neuen Wintermärchens' (entstanden nach dem Krieg 70/71) beschlagnahmt. Es ist da von der alten Fahne Schwarz-Weiß-Rot, die es nicht mehr gibt und die staatsrechtlich also nicht geschützt werden kann, gesagt, sie sei helldreckig und dunkeldreckig. Konfiskation? Des Rätsels Lösung: in einer andern Satire finden sich ein paar böse Verse gegen den Religionsunterricht und gegen Vorstellungen von bibelgläubigen Menschen.

*

Deutschland: eine Dunkelkammer. In der nichts entwickelt wird.

Salontragödie von Arthur Eloesser

In den Kammerspielen wurde ein Stück aus dem Französischen namens ‚Germaine' teils geflüstert, teils deklamiert, so daß es abwechselnd zu wenig und zu viel Text zu haben schien. Was die Leute in diesem Krematorium des Wortes nicht verstanden, brauchte sie nicht aufzuregen, und was sie verstanden, lehnten sie als eine sehr gestrige, aber immer noch aufgeschwollne Selbstverständlichkeit ab. Es geht natürlich nicht, sagten sich die Männer, daß eine Frau sich den ganzen Tag im Studierzimmer ihres Mannes umhertreibt, daß sie sich auf seinen Tisch setzt, wenn er schreiben will, und ihn mit Umarmungen überfällt, wenn er denken soll. Man schmeiße dieses Weib hinaus! Und dazu braucht man kein Drama. Gewiß, wir wollen geliebt sein, sagten sich die Frauen, und wir sind da wohl im Anfang der Ehe mit unsern Ansprüchen etwas unvernünftig. Aber Germaine ist noch nach acht Jahren ein Äffchen geblieben. André muß doch Geld verdienen, muß doch für sein Fach arbeiten, wovon sie ja auch profitiert. Das Leben ist lang, die Liebe ist kurz; man muß sie schon strecken, wenn sie nur die paar Abendstunden und gar die Nacht vorhalten soll. Darüber schreibt man kein Drama mehr, allenfalls ein Lustspiel, wie es sich zuerst erwarten ließ. Die drei Ecken sind ja vorgezeichnet für das Verhältnis. Der Freund, der Maler, sitzt nun schon zwei lange undeutliche Akte am Kamin und wartet. Warum geht Germaine nicht mit ihm aus, und hat sie keine Besorgungen zu machen? Künstler haben Zeit; Pascal würde auch vor dem Louvre oder dem Printemps stundenlang auf sie warten. Der Gelehrte, dem die Frau eine wissenschaftliche Konferenz, eine Opernpremiere und wahrscheinlich ein paar Bogen Manuskript verpatzt hat, wirft die lästige Amoureuse dem Freunde in die Arme. Beide tun, was verlangt wird, aber sie haben kein Vergnügen daran, höchstens das der Frau, die tapsig genug ihrem Manne das Geständnis ins Gesicht wirft. Trotzdem André am Ende eine pathetische Haltung eingenommen hat, indem er erhobnen Armes gar zwei Stufen eines Treppchens hinaufstürmt, behält er die Schuldige bei sich. Man wird sich weiter quälen, man wird von neuem anfangen. Dann war ja das ganze Drama wieder nicht nötig. Überdies haben wir in diesen Sachen nach Strindberg nichts mehr zu lernen. Wir haben uns auch zu sehr abgekühlt, um uns von einem jungen französischen Nachahmer noch einmal erhitzen zu lassen. Wie heißt er doch noch gleich?

Wenn der Réjane an ihrem Vaudeville-Theater einmal eine Novität durchfiel, griff sie ziemlich regelmäßig zu der „Amoureuse" zurück, wie das Stück dort heißt, und sie hatte dann vier Wochen Zeit, um eine andre Novität vorzubereiten. Diese vier Wochen gaben den Kennern eine große Genugtuung, es war wie eine Bußezeit, eine literarische Läuterung. Paris ehrte den Dichter seiner schönsten Salontragödie, den Klassiker unter den Modernen, den Romantiker auch, der mit seiner zärtlichen, schmeichelnden Prosa dem schwärmerischen Musset noch eine Cantilene nachgesungen hat. Georges de

Porto-Riche wird es nach seinem Tode sehr gut haben, man wird ihm in einem schönen Park ein Denkmal setzen, worauf man nicht mehr zu wissen braucht, daß er ein Lückenbüßer war, der im Bedarfsfall aus der Vergessenheit hervorgezogen wurde. Sie kennen einen so vergessnen Schriftsteller? schrieb mir einmal der ehrwürdige Dichter, doppelt ehrwürdig schon dadurch, daß er Jahrzehnte hindurch die stille, fast geheimnisvolle Bibliothek Sainte Geneviève als pensionsbedürftiger Beamter leitete. Ein Bibliothekar, ein Frauenlob, vor Allem aber der Mann eines einzigen Werkes; denn die ‚Amoureuse' erschöpft Alles, was er sonst geschrieben hat, wie vom Abbé Prevost nur die ‚Manon Lescaut' übrig bleibt, und von Murger die ‚Bohème'. Porto-Riche, letzter Troubadour, hat immer die Frau besungen, die nur zu lieben weiß, und die kein andres Schicksal als vom Mann haben kann. Germaine ermäßigt auch in der Ehe diese Forderung nicht. André, der so viel Feuerchen angezündet und geschickt wieder gelöscht hat, muß nun zu Hause in beständiger Glut schmoren, in einer wahren Hölle von ehelichem Glück. André ist der geprüfte homme à femmes, der sich zur Ruhe gesetzt hat mit einem wohlerworbnen Anspruch auf eine weise Ökonomie des Lebens, auf eine vorsichtige Einteilung zwischen Arbeit und Genuß. Pascal aber, der immer am Kamin sitzt, ist der Mann, aus dem die Frauen sich nichts machen, und der darüber zum Melancholiker wird. Alle Drei keine Strindbergfiguren, sondern anständige, gutartige Menschen, die sich Unrecht tun müssen, da die Liebe nun einmal nicht nach Recht und Gesetz fragt. Die Frauen gehören immer den Andrés, nie den Pascals. Man wird heute einwenden, daß die Frauen vor Allem sich selbst gehören wollen. Aber das Stück wird bald vierzig Jahre alt sein, und der alte Troubadour wußte noch nichts von dem modernen Frauenstaat, in dem nur eine dosierte Erotik, eine amour à concession zugelassen wird.

Manches mag an dem Stück verwelkt sein; ich habe den Duft noch heute in der Nase, wohl nicht nur den der Erinnerung, aber die Kammerspiele haben ihn zu Moder gemacht. Und das Publikum hatte völlig recht, wenn es diese zärtlich singende, schluchzende Dichtung für eine banale und deklamatorische Nachstrindbergiade hielt. Gewiß die Atmosphäre des Stückes, die der Franzose molle et sensuelle nennen würde, ist für uns schwer herzustellen, noch schwerer mit der Orska, die drei Rollen statt einer spielte: in der Erscheinung eine von Fanatismus verzehrte russische Studentin und Bombenwerferin, in der erotischen Offensive ein spielerisches Kätzchen, und in der Defensive der beleidigten Frau eine rhetorische Rakete, die mit scharfem Knall aufging. Ihr Talent fand sich hier garnicht zurecht, vielleicht, weil sie eine so ausgezeichnete Strindbergschauspielerin ist und es nun nicht mehr lassen kann. Die andre Fehlbesetzung war Theodor Loos, ein empfindsamer jüngrer Herr, der sich die graue Perücke der Erfahrung nur aufgesetzt hatte. Wir haben auf unsrer Bühne so wenig erwachsene Liebhaber, geprüfte Don Juans, die sich ganz einfach durch das verfluchte Air der Lässigkeit legiti-

mieren dürfen. Der Pascal des sympathischen Herrn Hörbiger wäre schon richtiger gewesen, wenn er sich mehr von der Bitterkeit des ewig Enttäuschten eingetränkt hätte. Die Rolle gehört einem Schauspieler, dem man auch den Gregers Werle zumuten müßte. Auch so ein Dreizehnter bei Tisch. Ich habe mir das Stück einmal besetzt, als es vor über zwanzig Jahren bei Lautenburg und ebenso vergeblich gespielt wurde. Mit Bassermann und Oscar Sauer. Aber statt der Sorma spielte die Reisenhofer. Germaine braucht eine volle, reife, warme, weiche, einlullende Frauennatur, schon um die Niederlagen des André zu erklären, der es bei besten Vorsätzen nicht lassen kann: eine im wesentlichen dumpfe Natur trotz schimmernden Rändern von Humoren und Selbstironien. Also heute etwa eine Höflich mit etwas Salongarnitur. Aber vielleicht sind solche Tragödien im Salon bei uns überhaupt nicht mehr möglich, und so bliebe nur die pietätvolle Trauer um ein Stück, das seine melancholische Schönheit und darum vielleicht eine so melancholische Geschichte hatte.

Frankfurt am Main von Hanns-Erich Kaminski

Meist schreibt man über eine Stadt nur, solange man sie nicht kennt, so in den ersten Tagen, wenn man zum letzten Mal in den Museen gewesen ist. Der Autor sitzt dann abends in seinem Hotelzimmer und verallgemeinert seine Erfahrungen mit dem Gepäckträger, dem Portier, den Kellnern („Die Leute hier . . ."), und da der erste Eindruck immer ein bißchen verblüffend und übrigens bei Allen der gleiche ist, sind auch die Leser zufrieden, jene Vorstellungen geschildert zu bekommen, die sie sich schon so machen. Ich bin nun freilich bereits zwei Jahre in Frankfurt, und früher habe ich auch schon einmal hier gelebt, aber ich stehe dieser Stadt grade wie am ersten Tag gegenüber. Was die Frankfurter eigentlich machen, ist mir noch immer vollkommen unerfindlich. Sie sind weder besonders arbeitsam noch vergnügungslustig, noch gesellig noch geistig oder sonstwie interessiert. Womit beschäftigen sie sich also? Ich weiß es wirklich nicht. Soviel ich sehe, reden sie hauptsächlich. Nicht rhetorisch, pathetisch, laut, Gott behüte, nein: sie schwatzen nur so, sanft plätschernd, ein wenig sentimental, ein wenig klatschend und immer oppositionell.

Ja, Das kann man wohl sagen: es ist keine Stadt, in der es einen besonders lebhaften Verkehr, besonders gute Geschäfte, besondre Vergnügungen, eine besondre Geselligkeit, ein besondres Familienleben oder womöglich gar besondre Leidenschaften gibt — es gibt hier garnichts Besondres. Aber es ist eine oppositionelle Stadt. Oh, beileibe nicht auf eine gefährliche, tatendurstige, umstürzlerische Art: es ist das vielmehr die Opposition jener Proteste, die ein ebenso gutes Ruhekissen sind wie ein reines Gewissen, eine wohltemperierte Un-

zufriedenheit, so ein verwandtschaftliches Übelnehmen. Man nennt das hier „krätschen".

Die Krätscher sitzen stundenlang in kleinen Kneipen und trinken Äppelwoi. Welche Orthographie hoffentlich richtig ist. Denn der frankfurter Dialekt ist eine komplizierte Sache. Man spricht nämlich in der Altstadt, hibb der Bach, anders als in Sachsenhausen, dribb der Bach, und in Bockenheim spricht man wieder ein bißchen anders. Ich bin bloß ein „Eingeplackter", aber alte Frankfurter können am Dialekt unterscheiden, aus welchem Stadtteil Einer stammt. Der Main, zum Beispiel, heißt in der Altstadt Moan, in Sachsenhausen Mäh, und nach dem Hessischen zu Moin. Das einzige Wort, das man überall sagt, ist „goldig". Alles ist in Frankfurt goldig, was natürlich nicht hindert, darüber zu krätschen. Und gekrätscht wird hier von Jedem über Jedes, über Deutschland, über Frankfurt, über die Politik, die Familie und was es sonst noch so gibt.

Da ist etwa die Politik. Wir haben natürlich alle Parteien, die in Deutschland vorhanden sind; in der Stadtverordnetenversammlung sind es sogar zehn. Alle Parteien stehn hier jedoch in Opposition zu ihren Zentralen. Was bei den Völkischen vorgeht, weiß ich nicht, die liegen sich ja auch anderswo in den Haaren, aber die Deutschnationalen haben sich gespalten, die Volksparteiler sind für Stresemann und für Silverberg gegen Scholz, das Zentrum hat in Frankfurt sein am weitesten links stehendes Blatt, die Demokraten forderten hier zuerst den Ausschluß Geßlers, die Sozialdemokraten wollten hier Ebert entfernen, und die kommunistische Zeitung wurde von der berliner Zentrale gerüffelt, weil sie einen anständigen Nachruf auf den Sozialdemokraten Robert Dißmann gebracht hatte. Jeder ist hier stets ein bißchen weiter links als ihm erlaubt ist, und als uns Hindenburg besuchte, hing man für einige tausend Mark schwarz-rot-goldne Fahnen heraus, und der Oberbürgermeister sagte in seiner Begrüßungsansprache ungefähr: „Sie haben der Republik den Eid geleistet, wir haben zu Ihnen das Vertrauen, daß Sie ihn halten werden."

Das Alles ist jedoch nicht so schlimm gemeint. Die Frankfurter krätschen zwar, aber wenn sie ihren Äppelwoi ausgetrunken und ihre Resolution angenommen haben, gehn sie friedlich nach Hause. Sie schwätzen gern und umständlich; wenn sie eine Zahnbürste kaufen, fangen sie gleich ein gemütliches Gespräch an, wenn sie auf die Straßenbahn steigen, die hier Trambahn heißt, sagen sie höflich guten Morgen, und bis der Schaffner einen Fahrschein abgerissen, angestrichen und entwertet hat, vergeht ein halbes Stündchen. Es wird hier eben nichts so heiß gegessen, man hat Zeit und ist anspruchslos, und dann hat jeder Frankfurter ein gutes Herz, das viel zu sentimental schlägt, um zu einem Entschluß zu kommen, der Jemand wehe tun könnte.

Alle Frankfurter sind also goldige Krätscher. Im übrigen zerfallen sie in Juden und Radfahrer. Die Radfahrer bedeuten für Diejenigen, die grade zu Fuß gehn, ungefähr dasselbe wie ein paar Breitengrade tiefer für die Landleute die Heuschrecken: sie treten in Massen auf und bilden eine Landplage. Wie es sich auf der Mainlinie gehört, fahren sie bald in der einen, bald in der andern Richtung, wodurch nicht nur das Überschreiten der Straße lebensgefährlich ist, sondern auch die schöne neue Verkehrsreglung gestört wird. Da es sich anno 1927 so gehört, haben wir nämlich eine Verkehrsregelung. Der Verkehr wird schon noch kommen.

Die frankfurter Juden spielen Arier. Sie zerfallen in „die Leut" und den Rest. Die Leut wieder zerfallen in allererste, erste und gute Familien. In dieser Klassifizierung sind sie unerbittlich, ganz Bürger der freien Reichsstadt, abgeschlossen und versippt. Ob einer ein bißchen mehr oder weniger fromm ist, hat da seine Bedeutung, aber es tritt zurück hinter die größre Frage, ob er auch bien-né und bien-marié ist. Denn die Juden sind hier herrschende Rasse und herrschende Klasse zugleich. Hier können sie sich einmal fühlen. Und sie fühlen sich. Kein arischer Höhenmenschenverein kann eifersüchtiger und hochmütiger seine Überlegenheit betonen als diese semitische Aristokratie, zu der das jüdische Kleinbürgertum der Stadt ehrfurchtsvoll emporblickt und der ein paar christliche Houston Stuart Chamberlains ihre Adelsbriefe ergeben bestätigen. „Nicht wahr, er ist ein Goi? Er ist doch so unsympathisch", sagte eine Dame dieser Kreise einmal zu mir.

Es sind das nicht einmal die jüdischen Barone, deren Stammbäume in Frankfurt wurzeln. Die wohnen, glaube ich, im Schlafwagen, irgendwo zwischen London und Paris. In Frankfurt selbst sieht man sie nie, an ihren Palais sind die Fensterläden stets geschlossen, und ihre Namen hört man nur durch die Stiftungen, die sie tragen. Es ist die große und mittlere jüdische Bourgeoisie, die, eifrig bestrebt, die exklusive Zurückgezogenheit dieser Idealgestalten nachzuahmen, den Ton angibt. Es sind die allerersten Familien, deren Lebensweise dann wieder von den ersten, den guten und was es sonst gibt, nachgeahmt wird. Da sich Jedermann kennt und überall Verwandte auftauchen, ist ein Ausbrechen nicht möglich, Alles, was man tun und lassen darf, ist vorgeschrieben und wird kontrolliert. Und somit ergibt sich das Bild einer demokratischen Stadt, in der eine ganze Gesellschaftsschicht ihr Privatleben immer nach der nächst höhern Kaste reguliert, wo die Rangordnung gewahrt wird, als säßen noch die alten Geschlechter in den Straßen um den Römer, wo man sogar den Angehörigen der niedrigern Klassen wohlwollend begegnen kann, weil sie niemals, weder durch Geld noch durch

Stellung noch durch Einheirat in die höhere wirklich einzudringen vermögen.

Es ist eben eine tief bourgeoise Stadt, demokratisch in der Form, konservativ in ihrem Inhalt. Darum ist Frankfurt ein Außenseiter in Deutschland, nicht zum Norden und nicht zum Süden gehörig. Darum steht es in Opposition sogar zu sich selbst und sogar zu unserm Jahrhundert. Es ist reich und schön, altertümlich und modern, zugeknöpft und aufgeschlossen. Es beliefert Paris und NewYork mit seinen Söhnen und ist eine Mutterstadt. Frankfurter über dir! Da liegt die Stadt. Sie ist eine geschwätzige, betuliche Mama von goldischer Unausstehlichkeit.

Was bleibt? von Stephan Ehrenzweig

,Der Mann der Aline Léger' von — ja, leider habe ich vergessen, wie man den Namen des Autors schreibt. Ich suche ihn in meinen vier Zeitungen, kann aber nur herausfinden, daß der Regisseur Friedrich Lobe heißt. Das macht nichts. Denn die geschickt gemachten Szenen der zweiten Hälfte des Stücks, kräftig gehalten von der Kunst Kalsers, der diesmal seine überkomödiantische und etwas bühnenkeusche Gescheitheit mit Komödiantischem aufs Fruchtbarste bindet, können die überaus qualvolle Leere der ersten Hälfte nicht so weit vergessen machen, daß man geneigt würde, einem einzelnen Buchstaben im Namen des Autors allzu große Wichtigkeit beizumessen. Ich nehme also mit Gott an, daß er Nozière heißt. Ferner stammen die Toiletten der Frau Dergan aus einem Atelier, dessen Name mir gleichfalls entfallen ist.

Es wäre auch, glaube ich, kein Unglück, wenn man nicht wüßte, daß André Picard der Autor von ,Kiki' ist; denn das Herz, das Gesicht, das Frau Dorsch der Figur gibt, hat er so wenig erfunden, wie irgendein Mann, wenn er zeugte, Das der Schöpfung. Im großen Ganzen hat ja das heitere französische Theater der letzten paar Jahrzehnte keine allzu großen Ausschläge nach oben und unten; seit Flers und Caillavet etwa scheint es sich nach Kalorien ernährt zu haben und hat sich so annähernd auf einem und demselben Gewicht erhalten. Schwache Vaudevilles sind nicht um sehr Vieles schwächer als gute Komödien, und von Tristan Bernard zu André Picard ist es nicht viel weiter als von der ,Komödie' zum Theater am Kurfürstendamm.

Im Komödienhaus sah ich ,Dover—Calais' und war hingerissen von Ralph Arthur Roberts. Er ist, über die ihm innewohnende ungeheure vis comica hinaus, ein wirklich großer „Versteller". Er kann eine Treppe hinabsteigen wie ein

astrales Huhn und mit einer Handbewegung Komik ab- und Tragik andrehen.

Vor mir saß dort ein mächtiger Mann, der in den Pausen, die er nach Bedarf verlängerte, melodisch gähnend das Kursblatt der D.A.Z. las. Seinem Nachbar sagte er, daß er Bemberg-Seide nicht und leider etwas ganz Andres gekauft habe; dann fragte er ihn, ob wohl mit der Thellmann was zu machen wäre, was der Freund als für sich möglich, für den Andern aber als ganz undenkbar bezeichnete. Arme Dramatiker! Da schafft ihr, zwischen himmlischer Qual und höllischer Lust, euer Werk, und zwischen einem Geschäft und geiler Schläfrigkeit nehmen Die im Parkett es entgegen. Ein Glück nur, daß es nicht so arg ist mit der himmlischen Qual und daß, von diesen drei Abenden, nichts bleibt als dieser und jener Eindruck von Schauspielerei. Und Die ist ohnehin nicht für die Ewigkeit.

Große Malerei von Rudolf Arnheim

Es ist fast schauerlich zu sehen, wie wenig verbreitet heute das primitivste Verständnis für Bilder ist. Selbst unter den ehrlich Bestrebten gibt es offenbar nur Wenige, die überhaupt wissen, was denn ein Maler will, womit er sich sein Leben lang beschäftigt. Ein ganzer Berufsstand arbeitet hier fast ohne jeden Zusammenhang mit der sozialen Gemeinschaft. Das Standbild der Athene verstand Jeder; aber zu begreifen, was Cézanne mit einem Stilleben will, ist keine ungelernte Arbeit mehr. Der Künstler der Neuzeit ist von keiner Gesamtkultur getragen, und diese Isolierung erst hat die Besonderheit der heutigen Kunst, die Emanzipation der Form möglich gemacht.

Die Leute quälen sich in den Ausstellungen. Sie laufen von Otto Dix zu den Impressionisten, von Altchina zu Zille, sie finden es einmal schön, einmal scheußlich, aber damit hats ein Ende. Behend plaudernde Lyriker dirigieren wohlriechende Weiberhorden von Saal zu Saal, werfen mit Jahreszahlen und Anekdoten um sich — und nachher weiß doch keiner der Belehrten so recht den Qualitätsunterschied zwischen einem Renoir und einem Recnizek zu begründen. Naturgetreu oder nicht, schöne Farben oder häßliche, berühmt oder unbekannt — Schluß. Was irgendwie zum Verständnis beitragen könnte, wird als „technische Einzelheit" an den Fachmann verwiesen; man sieht das Bild nicht aus der Nähe an, sondern tritt möglichst so weit zurück, daß es schon garnichts mehr ausmacht, ob da hinten eine gemalte Landschaft oder eine wirkliche ist.

Sehr stark besucht ist die herrliche Ausstellung französischer Malerei, die im Künstlerhaus von der münchner Firma Thannhauser veranstaltet wird. Begeisterungsschreie, beißende Kritik: die Frauen sind bei van Gogh verzeichnet, bei Renoir zu dick, bei Cézanne ausdruckslos, bei Manet zu wenig ausgeführt. Manchen von diesen Bildern sieht man noch heute

an, mit welcher Verzweiflung der Maler das Letzte aus seinen Mitteln zu holen suchte, und nun hängen sie hier, wohlgerahmt, anerkannt, hoch im Preise und sind „sehr reizend" und „sehr interessant". Aber nicht das Banausentum eines böswilligen oder schlecht erzognen Publikums liegt hier vor, sondern ein tiefres Mißverhältnis: eine Produktion, die sachlich zur Spezialarbeit geworden ist, bleibt auf die Allgemeinheit angewiesen, auf eine Abnehmerschaft, die ganz unvorgebildet ist und auch eigentlich keinen Grund hätte, es nicht zu sein. Dabei aber doch eine Kennerschaft improvisieren zu dürfen glaubt, die sie sich gegenüber einer wissenschaftlichen Leistung nie anmaßen würde. Es ist ein Vorurteil, daß man ein Bild auf eine ihm adäquate Weise genießen könne, ohne es zu verstehn. Wer eine Bachfuge hört, ohne zu wissen, was eine Fuge ist, der genießt im besten Falle etwas Andres als ihm geboten wird.

Zufällig hängen da zwei Bilder von Cézanne, auf denen ein Totenkopf gemalt ist; das Eine ein Werk des Achtundzwanzigjährigen, das Andre fast fünfzehn Jahre später. Läßt sich hier, von bestimmten Lust- und Unlustgefühlen in der Magengegend abgesehn, begreifen, warum der späte Totenkopf besser ist als der frühe? Der erste ist in schmutzigen weißen und gelben Tönen gemalt, die Schatten zeigen ein unbestimmtes Schwarzbraun. Diese Dunkelheiten sind nicht Farbwerte, sondern sozusagen Ausreden. So wie der Nichtmaler, wenn er sich in der Natur umsieht, die Schattentöne nicht als bunte Farben erkennt, so malt der junge Cézanne hier noch ohne Farbmotiv. Der Unterschied zwischen dem Laien und dem Maler liegt nicht darin, daß der Maler genauer hinsieht, sondern daß ihm der Naturausschnitt eine Aufgabe stellt, die es für ihn zu lösen gilt. Er geht etwa von dem deutlichen Rot eines Buchdeckels oder einem intensiv gelben Glanzlicht aus und fragt sich: Wie kann ich alle die andern Töne, die im Vorbild weniger ausgesprochen erscheinen, für mein Bild so auswählen, daß sie zu diesem Rot, diesem Gelb richtig stehen? Das Frühbild geht dieser Aufgabe aus dem Wege, indem zwar die starken Akzente als Farben richtig hingesetzt sind, alles Andre aber als bloße Dunkelheit farbig indifferent erscheint. Auf dem späten Bild findet man keinen Quadratzentimeter mehr, von dem sich nicht deutlich sagen ließe, mit welcher Farbe er gefüllt ist. Eine, man möchte sagen: logische Abfolge reiner Töne führt über die Wölbung des Schädels vom weißgelben Licht zum tiefen Violett. Man spürt, wie jedes Fleckchen unter dem Gesetz des Ganzen steht und garnicht anders sein könnte als eben so. Während auf dem Frühbild Gelb und Weiß in zufälligen Tupfen nebeneinandergesetzt sind, waltet in dem späten ein Bildungsgesetz. Die Lösung „stimmt", so wie die Konstruktion einer Maschine stimmt. Diese Richtigkeit läßt sich nur gefühlsmäßig konstatieren, aber Das besagt noch nicht, daß hier Lust und Unlust zu Richtern bestellt sind. Eine gelungne Komposition ist vielmehr eine ebenso real anschauliche psychische Tatsache wie der Zusammenklang eines Quintenintervalls, die Symmetrie zweier paralleler Linien. Nur daß

ein geringrer Grad von objektiver Notwendigkeit vorliegt: ein Bild ist ein so kompliziertes Gebilde, daß seine Gleichgewichtsverhältnisse sich nicht auf den ersten Blick ablesen lassen.

„Réaliser" — so lautet Cézannes famose Vokabel. Durcharbeitung des Bildes bis ins Letzte. Bei keinem einzigen Pinselstrich das Gesetz des Grundmotivs verlieren. Man sehe, wie die ‚Szene im Freien' von 1870 noch einen vage angestrichnen Himmel zeigt, dessen Helligkeiten ebensogut ein wenig anders verteilt sein könnten, oder einen zinnoberroten Haarschmuck, der ganz ohne Zusammenhang mit den Farben der Umgebung ist. Oder man vergleiche die beiden Porträts der Madame Cézanne. Sie sind fast identisch im Motiv und doch völlig verschieden im Ansatz: das Eine in großen einfarbigen Flächen, die kräftig gegeneinander stehen, das Andre mit schwachen Helligkeitsdifferenzen, verwickelter in der Linienführung und übersät von einer Fülle farbiger Nuancen.

Van Gogh und Cézanne hängen im selben Saal, und da zeigt sich besonders handgreiflich, wie verschieden die Arbeitsweise der beiden Genies ist. Cézanne sieht die Welt räumlich, er zwängt alle Körper in einfache geometrische Formen. Deshalb sind seine Pinselstriche ohne alle lineare Bedeutung; sie sind zu Flächen ineinander gewischt, und nur das Aufeinanderstoßen der Oberflächen gibt die Begrenzungen. Van Gogh zeichnet mit dem Pinsel. Er sieht einerseits homogene Flächen ohne alle Raumfunktion, andrerseits die Linie. Deshalb erzielt er in einem so stilreinen Bild wie der ‚Arlésienne' von 1888 den Fleischton, indem er den kalten Ocker der Gesichtsfarbe durch eindrucksvolle Konturen von wärmstem Dunkelrot einfaßt — ein Einfall, der für ihn letzte Erfüllung, für Cézanne eine Unmöglichkeit bedeutet. Van Goghs beste Bilder sind ohne Raum; die Fläche verliert ihren dingbezeichnenden Charakter und wird zum bloßen Farbwert, so die Hintergründe der ‚Arlésienne', des ‚Jungen Mannes mit der Mütze', der ‚Schwertlilien'. Und während Cézanne alle Détails eines Frauenkopfes in die Einfachheit einer Ellipsoidform einzuschmelzen sucht, steht der linearen Kunst van Goghs das Feld psychologischer Charakteristik offen.

Ein Bild läßt sich leichter von Pinsel und Farbentube herleiten als vom Naturvorbild. Wer immer nur das Motiv mit der Darstellung vergleicht, kann sich unmöglich die wilden Sprünge erklären, in denen van Gogh seine ‚Zypressen' gemalt hat. Er wird überall die Verzeichnung sehen und nirgends die Schöpferkraft. Er wird vermissen, was der Künstler nicht zu geben beabsichtigte. Denn die Maler kommen nicht alle von der einen Natur her, sondern sie arbeiten sich umgekehrt von den verschiedensten Grundstellungen her an sie heran. Mit jedem neuen Maler wird die Natur neu geboren: Corot, Delacroix, Renoir, Manet, die Impressionisten — eine bestürzende Vielfältigkeit der Weltbilder hart nebeneinander. Während bei einem Picasso, und sei er noch so viele Quadratmeter groß, Alles so bleibt, wie es gewesen ist.

Film im Januar von Axel Eggebrecht

Mädchenhandel

ist, laut Brockhaus, ein Polizeibegriff für das Anwerben — nicht Verschleppen — von Mädchen für die Prostitution. Das ‚Komitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels' malt die Gefahr gewaltsamer Verschleppung so drastisch an die Wand, daß sie zu wackeln scheint; die Polizei wird an ihren eignen Begriffen irre und „befaßt" Dezernate und Kommissariate mit einem Verbrechen, das seit zwei Jahrzehnten in keinem Fall wirklich nachgewiesen wurde. Einem Verein beschäftigungsloser Altjungfern und pensionierter Külze ist dadurch die Existenzberechtigung nachgewiesen.

Genau solch einen Nichttatbestand liebt die Filmbranche und hält ihn für außerordentlich brauchbar. Wovon ein Vereinchen leben kann, damit lassen sich auch großartige Geschäfte machen. Unter dem Beifall der Moralisten kann man die trübe Schnüffelphantasie des Bürgers im dunkeln Zuschauerraum in Wallung bringen. Die Polizei, sonst ein unangenehmer Quälgeist mit Jugendverboten und Rauchvorschriften, macht ja hier selbst mit, sie hat die Materie veredelt.

Der zur Zeit vielen Vorläufern nacheifernde Film ‚Mädchenhandel' ist mit Unterstützung nicht nur jenes Komitees, sondern auch der Athener, Konstantinopeler und Budapester Polizei gedreht. Besonders die Ungarn haben ja bekanntlich keine andern polizeilichen Sorgen. Diesen Film, eines der großen Geschäfte der Saison, möchte eine ernsthafte Filmbesprechung gern ignorieren; aber die Voraussetzungen dieses Erfolges sind so typisch, so allgemein anerkannt, daß er sich einstellt, obwohl dies hier außerdem die technisch, schauspielerisch und regiemäßig nichtswürdigste Arbeit ist, die wir seit langem gesehen haben. Es ist die allerunterste Schicht, die Tuskarora-Tiefe im Ozean des Kitsches; ein erstaunliches Infusorienleben wimmelt da:

Ein Großmädchenhändler setzt Flugzeuge, Dampfer, Autos und rund drei Dutzend Angestellte in Bewegung, um zwei (zwo, zewwo) ahnungslose Mädchen in das beste Athener „Haus" zu verschleppen. Er selbst ist bei diesem einleuchtend rentabeln Geschäft allgegenwärtig in einem Dutzend Masken, als Gent, Schieber, Polizeikommissar im gegnerischen Lager. Wer ist für solche Orgie der angeklebten Bärte geeigneter als der unbeholfenste aller Mimiker, Klein-Rogge, der seine Beliebtheit dem Schmunzeln verdankt, mit der ihn eifrige Kinofreunde alle zehn Minuten wiedererkennen können, mühelos, doch von ihrer Detektivschläue tief befriedigt. Eins seiner Opfer ist eine Deutsche. Und sie ist bestimmt, diese deutscheste aller Filmszenen zu erleben: sie findet im Athener Bordell eine Landsmännin. Was tut solche Landsmännin mit einer solchen Novize? Sie beschließt ganz selbstverständlich, sie vor dem eignen Schicksal zu bewahren. Unten sitzen Matrosen in einer Ecke. Hei — stürzt die Retterin auf sie los: „Jungens, ihr seid doch deutsche Matrosen?" Abwehr; das will ja hier schließlich Niemand wissen. „Jungens, oben ist ein deutsches Mädchen in

Gefahr!" Da geht das vollste Verständnis sogleich über in ausbrechenden Teutonenzorn, das beste Haus von Athen wird demoliert, bis die Polizei anbraust und liebevoll das Mädchen in Schutz nimmt. Man vermißt eine Belohnung der Lebensretter.

Diese und ähnliche Scherze sehen nun Millionen Menschen, ohne Protest werden sie in einer richtigen Berliner Premiere aufgetischt, wahrscheinlich sind die Beschauer schon selig, daß man zu Külzens Zeiten optisch zwar nur, doch ungehindert, und mit dem Kitzel moralischen Verdienstes dazu, in einen Puff kommen kann.

Liebe

heißt der neue Bergner-Film, der weniger als irgend ein andrer grade diesen Titel verdient, der wie ein Programm klingt, wie eine Fanfare in seiner absichtlichen Einfachheit. Dabei ist dies vielleicht das komplizierteste filmische Gebilde, was wir je sahen.

Deutlich, überdeutlich ist der Wille zu einem hohen Niveau. Er hat Erfolg — aber man vergißt nie, daß es eben ein Wille ist, der Alles zusammenfügt und führt. Durch Regie, Kostümreichtum, Bauten, durch feinstes Zusammenspiel bescheidner Partner hindurch der konzentrierte, ehrgeizige, energische Wille der großen Schauspielerin. Sie ist das Genie unsres zielsichern, immerwachen Intellekts. Noch die letzte Nuance wird gestaltet aus der Bewußtheit, die in ihrer nervösen Bereitschaft hier unmittelbar an den Bezirk des naiv-schöpferischen Überflusses grenzen mag. Die Bergner stellt ihre Gestalten, und zumal diese, ganz genau so dar, wie sie der kühle, gespannte, erregte Großstadtmensch beobachtet und versteht. Sie entspricht dabei der Psychologie ihrer Zuschauer so vollkommen, daß die Übereinstimmung unerträglich wäre — wenn man nicht dies überwache, fanatisch-absichtliche Geschöpf wieder umdeutete in ein erneuertes Wunder seelenvoll-unbewußter Naivetät. Grade indem man sie nicht mißversteht, aber um-versteht, wird die Bergner die größte schauspielerische Repräsentantin dieser Generation von Selbstbetrügern.

In dem schönen Südseefilm

Moana

zeigt der Nanuk-Hersteller Flaherty eine neue Arbeit. Wundervolle Bilder von Kanufahrten durch die Brandung, Jagd, Ernte, Liebe, Tätowierung. Doch ist es, wie eigentlich immer bei Filmen, die uns Menschen andrer Rasse zeigen, nicht das Primitive an sich, nicht das ethnologisch Überraschende, was uns fesselt. Vielleicht kann dieses Südseemädchen eine polynesische Bergner sein! Aber daß uns diese dunkeln, schönen Leute wie Nachbarn nahe und verständlich werden, daß wir überhaupt in Filmen von Negern, Papuanern, Mongolen die Einzelnen, die wir in natura nie auseinanderhalten könnten, individuell sehen lernen: das ist ein ganz unromantisches, beglückendes Erlebnis durch unser schärfstes Auge Film.

Welche Blickschärfe aber wäre nötig, um zu erkennen, was eigentlich hinter den wechselnden Meldungen über die

Ufa-Sanierung

steckt? Seit Jahren ist man gewohnt, am Ergehen der Ufa wie an einem Manometer die deutsche Filmlage abzulesen. Das stimmt schon lange nicht mehr. Je mehr in den letzten Jahren die einst beinahe erreichte Monopolstellung der Ufa abbröckelte, desto eifriger war die Presse hinter jeder zweifelhaften Gebärde der früher Allmächtigen her. So weiß die Öffentlichkeit über die Schwierigkeiten der Ufa überraschende Details, ohne sich doch zurechtfinden zu können.

Die Zahlen, die anläßlich der jetzigen Debatten bekannt werden, sind freilich erschreckend. Wenn die Ufa, bei einem Aktienkapital von 45 Millionen, heute 65 Millionen Schulden zugeben muß, so möchten einem die Abermillionen Dollar an Reingewinn, die fürs letzte Jahr die großen amerikanischen, die Ufa kontrollierenden Konzerne ausweisen, eindeutig zu denken geben. Nun hören wir aber, daß die Ufa auch mit ihren Verbindlichkeiten gegenüber den Amerikanern: Leihmietezahlungen und so weiter, im Rückstand ist. Wo steckt nun eigentlich das Übel?

Offenbar da, wo der außenstehende Laie es in solchen Fällen gewöhnlich zuerst vermutet: im Personellen. Ein Fachblatt hat neulich formuliert: „Die Sanierung der Ufa ist eine Personenfrage". Wenn da nun bekannt wird, daß von den beiden leitenden Männern der Ufa-Produktion der Eine, dezidierter Nationalist, Offizier a. D., einen bereits angekündigten Domela-Film ‚Der falsche Prinz' abblasen läßt, während der Andre auf eine linksrepublikanische Sammelliste für Domela seinen jüdisch-prominenten Namen als Erster setzen läßt; daß dann wieder die andre, nationale Prominenz in einem Ghettofilm ein großes Geschäft sieht, das durch den Domela-Verehrer aber durchkreuzt wird: da dämmert auch dem Fernstehenden, daß die Köpfe dieser einst welthungrigen Hydra miteinander kämpfen, den geschwächten Leib schütteln und zerreißen, bis das Blut, die Millionen, ins Bodenlose versickert.

Als Hauptinteressenten einer Sanierung werden jetzt eine durch Ullstein geführte Gruppe und die I. G. Farbenindustrie genannt, deren Großkunde die Ufa ist. Vielleicht wird der riesige Vertikaltrust Ufa (Produktion mit allen Nebenbetrieben, Kopieranstalt, Vertrieb, Verleih, Theatertrust) zerschlagen werden und in einzelnen Blocks weiterleben. Der amerikanische Drache wartet Siegfrieds Tod in Ruhe ab.

Dover—Calais von Alfred Polgar

So heißen drei Akte von Julius Berstl, nach denen die deutschen Bühnen so happig sind wie seinerzeit nach dem ‚Fröhlichen Weinberg'. Wo das Stück bisher gespielt wurde, hatte es auch Erfolg. Ich sah es im Staatstheater zu Dresden in einer sehr muntern, blitzblanken Inszenierung und dargestellt von guten Schauspielern (Bruno Decarli, Ernst Posse, Fräulein Alice Ver-

den; in einer ganz kleinen Rolle, auffallend durch still-schlaue Komik besondrer Art, Erich Ponto). Die heitre Wirkung des Stückes ist zu verstehn. Es geht in ihm nämlich Folgendes vor: Auf der Yacht des spleenigen Milliardärs, der seit zwanzig Jahren das Land meidet und seine Offiziere und Mannschaften verpflichtet, es ebenso zu halten, erscheint das moderne Weib: eine Journalistin. Sie hat, als Kanalschwimmerin verkleidet, oder eigentlich entkleidet, die Ertrinkende simuliert, um von der Milliardärs-Yacht aufgefischt zu werden. Dort gibt sie ihre List und Absicht preis. Der Milliardär tobt, will sie schleunigst an Land schaffen: sie droht mit Feuilletons über ihn und sein Schiff. Da nimmt er Kurs hinaus ins offne Meer, und sie muß mit auf die Reise. Nun ereignet sich das Selbstverständliche: Alle an Bord werden aufgepulvert durch das plötzliche Exemplar Frau, es geht fast zu wie in der schläfrigen Jules-Verne-Stadt, nachdem der Doktor Ox Sauerstoff in sie geblasen hatte. Der junge Seeoffizier verliebt sich heftigst; und der alte Milliardär wird so kirre, daß er im dritten Akt schon ohne Schnauzbart erscheint, aber mit Monokel. Das Nette an diesem typischen Lustspiel-Vorgang ist, daß es nicht Koketterien der Frau sind, die ihn fördern, sondern gradezu Anti-Koketterien. Die Journalistin will nichts von Liebe wissen, nichts von Heirat, sie hat gar kein Interesse, jemand um den Finger zu wickeln, sie ist neugierig auf Menschen, Arbeit, Abenteuer, sie will ihr eignes Leben leben, sie bekennt ihren Kulturglauben: die Männer seien das alte, müde, die Frauen das junge, aufsteigende Geschlecht, und von ihnen auch müsse und werde die große Revolutionierung der Menschheit kommen. Also, natürlich ist das Alles nicht so ernst gemeint und zu nehmen, es schwimmt nur so als geistiges Fettauge auf der Lustspielsuppe, die dünn, aber mit heitern Einfällen gewürzt, durchaus genießbar ist. Seinen größten Spaß hat das Publikum daran, wie der Milliardär, der seit zwanzig Jahren nicht weiß, was auf der Welt vorgeht, die neuen Frauen-Dinge fassungslos zur Kenntnis nimmt: das kurze Haar, die freie Meinung und Rede, den kurzen Rock. Und wie gar, von dem verliebten Offizier per Radio herangelistet, der Charleston die Füße des Fräuleins und ihres Tänzers in die charakteristische Schleuder-Wisch-Bewegung setzt, dem wankenden Milliardär die Pupillen herausquellen, das Schiff zusammenläuft und Alles, hingerissen vom Rhythmus, mitzappelt — das gibt einen zweiten Aktschluß, um den hoch die Woge des Gelächters brandet. Auch das Ende der Komödie hat seine Reize. Es wird nicht geheiratet, Niemand kriegt das Prachtmädel; im Badetrikot, wie sie gekommen, entschwimmt sie der Liebe und den Milliarden, neuen Ufern zu.

Der Erfolg, wie gesagt, ist verständlich. Modernität gegen Konservatives; Bruch und Sturz der Konventionen; Wirkung der Frau; Unwahrscheinlichkeiten, Reichtum, Weltferne und -Offenheit wie im Märchen: das sind lauter totsichere Theaterdinge. Hierzu noch etwas Klugrede, etwas dezente Familien-Kühnheit, frischer Jungmädchen-Mut, gespritzt mit Weltanschauung: — nur ein bißchen mehr Saftigkeit im Dialog, und der Kleistpreis wäre nicht zu vermeiden gewesen.

Bauernfang von Morus

Der deutschnationale Arbeitsminister

Es scheint das Schicksal der deutschen Holzindustrie zu sein, daß sie dem niedern Volke seine Arbeiterminister schenkt. Mit Gustav Noske, eingeschriebnem Mitglied der internationalen, völkerbefreienden Sozialdemokratie fing es an; später bekamen wir den Holzarbeiter Adam Stegerwald zu schmecken, eine Zinne vom Zentrumsturm; und nun ists der Schreiner Wilhelm Koch aus Döngast bei Eisenach, später im Rheinischen tätig, der als deutschnationaler Minister im vierten Kabinett Marx die Interessen des Proletariats wahrnimmt (nicht zu verwechseln mit dem Schreiner August Bebel, der aus dem Rheinland ins Sächsische kam und niemals Minister geworden ist).

Als der Name Koch bei dem deutschnationalen Abstimmungslotto aus dem Topf gesprungen war, fragten alle Leute, wer Koch sei. Erich Koch, der Demokrat, konnte doch unmöglich gleich zu den Deutschnationalen übergetreten sein, um Minister zu werden, wo ers noch nicht einmal bei der Deutschen Volkspartei versucht hat. Dem deutschnationalen Pfarrer und Landtagsabgeordneten Koch, dem größten Radaumacher der Berliner Stadtverordnetenversammlung, konnte man doch auch nicht ohne weiteres das Verkehrsministerium anvertrauen. Zum Glück fand sich im Reichstagshandbuch noch ein Arbeitersekretär Koch, Renommierprotestant bei Stegerwalds christlich-katholischen Gewerkschaften und sonst ein völlig unbescholtener Mann. Aus seiner Stammrolle ging hervor, daß er beim 1. Sanitätsbataillon Straßburg den Krieg mitgemacht und später den Dr. h. c. bekommen hatte, für Verdienste im Ruhrkampf. Wie groß die Verdienste der Gewerkschaftsgruppe Koch waren, wird sich nie mehr genau feststellen lassen. Als einmal im Ruhruntersuchungsausschuß ein Sozialdemokrat unpassende Fragen nach den Verdiensten gewisser Industriefirmen stellte, drohte der Doktor Luther damit, daß er dann auch die Verdienste der Gewerkschaften nachrechnen müßte; so unterbliebs. Ja, es war eine bitterböse Zeit.

Niemand zweifelt dran, daß der Ehrendoktor Koch als Verkehrsminister genau soviel und vielleicht noch mehr unnötige Kanäle bauen wird als sein Vorgänger Krohne. Aber dieser schlichte Sohn des Volkes hat in Marxens Wachsfigurenkabinett noch eine andre Aufgabe zu erfüllen. Seine Arbeiterbluse ist sozusagen das soziale Bekleidungsstück für die nackten kapitalistischen Tatsachen, auf die wir uns in den nächsten Jahren gefaßt machen müssen. Daß die Deutschnationalen es für nötig halten, neben den betrognen Aufwertungsgläubigern und dem Landbund, nun auch den Arbeitern und Angestellten einen Ministersessel oder wenigstens ein Stuhlbein zu konzedieren, ist schon einiger Beachtung wert. Das Ministerportefeuille des Herrn Koch ist keineswegs vom Himmel gefallen, sondern es ist das Resultat einer sehr heftigen Campagne, die die deutschnationalen Angestelltengruppen, unter Führung des

Herrn Lambach vom Deutschen Handlungsgehilfenverband, in den letzten Monaten geführt haben. Diese treudeutschen Sklavenseelen haben nämlich seit kurzem bemerkt, daß sie trotz [illegible]an, der uns Alle eint, doch nicht genau dieselben Interessen haben, wie Herr Hugenberg und der Freiherr v. Richthofen, und in ihrer Unbotmäßigkeit haben sie es sogar gewagt, Berechnungen darüber aufzustellen, daß die Arbeitnehmer bei den Deutschnationalen etliche fünfzig Mandate bekommen müßten, während sie in Wirklichkeit nur dreizehn haben.

Es spricht nur für die Klugheit der deutschnationalen Parteileitung, der es gelingt, mit Hilfe der nationalen Phrase und ohne ein wirkliches Bindemittel, wie es immerhin das Zentrum hat, die verschiedensten sozialen Schichten dadurch zusammenzukitten, daß sie die Angriffe des Herrn Lambach keineswegs hochmütig beiseite geschoben, sondern trotz größter Materialknappheit an Ministerportefeuilles den Arbeitnehmern eins zur Verfügung gestellt hat. Wenn nun noch ein christlich organisierter Heringsbändiger oder ein völkischer Friseurgehilfe murrt, dann soll Thor in Gestalt des Grafen Westarp seinen Hammer schwingen und der Blitz in den Laden einschlagen, damit wir wieder zu einem geordneten Dreiklassenwahlrecht kommen und mit dieser Judenrepublik ein Ende gemacht wird.

Die Eroberung des flachen Landes

Während die Partei der Reaktion in der ungeniertesten Form auf den Arbeiter- und Angestelltenfang ausgeht, ziehen die Parteien der Linken auf den Bauernfang aus.

Genau dasselbe? Doch nicht ganz. Deutschland ist das einzige Land der Welt, wo es den Großgrundbesitzern durch List und Tücke gelungen ist, die Bauern politisch vor ihren Wagen zu spannen und durch eine Wirtschaftsgesetzgebung, die nur den Großagrariern nützt, die Bauernbefreiung illusorisch zu machen. Vor dem Kriege sorgten Wahlrecht und Landrat dafür, daß die Bauern kuschten. Nach der Revolution, wo es anders hätte werden können, wenn eine kräftige und zielbewußte Linksregierung rasch den Großgrundbesitz aufgeteilt hätte, hat der Landbund die Bauern abgefangen und unter dem Schein einer paritätischen Landorganisation, die Kleinen unter die Herrschaft der Großagrarier gebracht. Der durch und durch unmarxistische Versuch, den die Sozialdemokratie gleich nach der Revolution in Norddeutschland machte: die Landarbeiter für sich zu gewinnen, während man die Macht der Gutsherren unangetastet ließ, ist, wie nicht anders zu erwarten war, mißlungen und hat zu dem entgegengesetzten Erfolge geführt. Die Landarbeiter sind heute, zusammen mit den ebenfalls abhängigen Schulmeistern, innerhalb der Landbünde die treuste Gefolgschaft des Großgrundbesitzers und helfen ihm, seinen Willen durchzusetzen, falls irgendwo die Bauern im Kreis sich zu rühren wagen.

Allmählich haben die Linksparteien eingesehn, daß die Eroberung des flachen Landes nicht von den Landarbeitern her möglich ist, sondern daß man mit den Bauern den Anfang

machen muß. Zuerst hatten den Sachverhalt die Kommunisten erkannt, aber die antibolschewistische Propaganda hatte schon so tief Wurzel geschlagen, daß die KPD nennenswerte Erfolge nicht mehr zu erzielen vermochte, obwohl sie doch darauf hinweisen konnte, daß der Bolschewismus in Rußland wirklich die Bauernbefreiung durchgeführt hat und heute auf dem Lande identisch ist mit einem vollendeten Liberalismus.

Daß die Demokraten mit ihrem Wenn und Aber bei den Bauern keinen Eindruck machen konnten, braucht nicht Wunder zu nehmen. Die paar Bauernführer, über die man verfügte, wie der Oldenburger Tantzen, wurden von den Parteibonzen schmählich behandelt, und nachdem von der letzten Reichstagswahl der Doktor Böhme mit seinen fünfzehntausend Bauernbündlern davongelaufen war, reduzierte sich das Interesse für das Land auf ein paar gelegentliche Redensarten. Der bescheidne Versuch, der jetzt auf dem demokratischen Bauerntag in Braunschweig gemacht worden ist, wird nur dann einigen Erfolg haben, wenn die Demokraten sich abgewöhnen, bei einer Agitationsrede im Landkreise Insterburg ängstlich danach zu schielen, ob sich auch nicht ein Mitglied des Hansabundes auf den Fuß getreten fühlt.

Als letzter der Mohikaner wendet nun auch die Sozialdemokratie den Bauern hold ihr Antlitz zu. Das neue Agrarprogramm der SPD verleugnet so gründlich alle alten sozialistischen Prinzipien, daß man annehmen könnte: jetzt solls aber praktisch an die Arbeit gehn. Für die Landarbeiter fällt nur noch hinten ein kleiner Klex sozialer Tinte ab; der Kern des Programms ist auf den Bauern gemünzt. Kein Hauch von Sozialisierung. Nur ein schließlich schon vom alten Grafen Kanitz geplantes Getreidehandelsmonopol wird gefordert. Zartfühlend wird das Wort „Enteignung" vermieden; wo es einmal vorkommt, folgt gleich „Entschädigung" hinterher. Die alte Kautskysche These von der Aufrechterhaltung des landwirtschaftlichen Großbetriebes wird über Bord geworfen: Siedlung heißt die Parole.

Trotz alledem glaube ich nicht, daß die Sozialdemokraten oder auch nur die Demokraten als Partei heute im Großen an den Bauern werden herankommen können. Dazu hat die Hetzpropaganda der Landbünde in den letzten acht Jahren zu gut gearbeitet. Was vorläufig allein erreicht werden kann, ist: Emanzipierung des Bauern vom Großgrundbesitz; Loslösung vom Reichslandbund; Gründung selbständiger Bauernvereine mit einem Programm, das einseitig auf die wirtschaftlichen Interessen der kleinen und mittlern Bauern zugeschnitten ist. Dann kann sich vielleicht auch in Deutschland eine demokratische, republikanische Bauernschaft bilden, wie sie in ganz Osteuropa und Südfrankreich besteht und auch in Italien bestand. Die Bewegung muß von Norddeutschland ausgehen, wo der Druck des Großgrundbesitzes am spürbarsten ist. Der katholische Süden, der heute, unter der Leitung der Geistlichkeit, der Reaktion Vorschub leistet, wird von selbst umschwenken, sobald der Klerus erkennt, daß eine echte Volksbewegung im Gange ist.

Bemerkungen

Doehrings Höllensturz

Der frühere Hofprediger Herr Doktor Doehring ist, wie sein erlauchtes Vorbild Martinus Luther, ein gar rundlich Mann mit imposanten Backentaschen, die voll sind des evangelischen Zornes über ein Volk, das sich in den Niederungen der Materie wälzt und dem Kaiser nur mit Seufzen den schuldigen Zins entrichtet. Dann kann Herr Doehring fluchen wie ein Türke, sonst aber ist sein Seelenleben fein sänftiglich, sein Wandel gottgefällig und sein Geist genügend gefestigt, um den Lockungen des Denkens erfolgreich zu widerstehen.

Eine unerforschliche Vorsehung hat ihn erkoren, die annoch lutherische Christenheit Germaniens völlig zu ruinieren. Und seine jache Ausstoßung bezeuget nur, daß selbiges bereits geschehen und nichts mehr zu retten ist. Niemand war ungeeigneter als dieser gelahrte Herr, für seine Kirche, der es bekanntlich schon lange nicht mehr gut geht, auch nur ein respektheischendes Abschiedsgefecht zu liefern. Ein granitschädliger Zelot wie Adolf Stoecker konnte durch viele Jahre wirken; ihn drängte sein breites Demagogenpathos mitten auf den Markt. Der Herr Hofprediger a. D. aber ist kein Mann, der dem Volk aufs Maul schaut, sondern ein in die Theologie verwehter Militäranwärter, dessen Gottesidee in Willys Helmspitze sichtbarlich verkörpert war. Zu fein, um zum gemeinen Mann herabzusteigen, zu eitel, um auf Echo zu verzichten, regierte er seinen evangelischen Verein getreu der selbst zuerkannten Sendung: ein Prügelstock zu sein auf dem Buckel der Kaiserleugner und Römlinge. Daneben blieb ihm noch Zeit, in der ‚Täglichen Rundschau' ein Gärtlein voll von geistlichem Ergötzen zu bestellen, das sich recht seltsam ausnahm neben den mehr weltlichen Traktaten konfessionell gemischter Stresemann-Redakteure. Hier bescherte er in kräftiger Mischung politischer und religiöser Vermahnung seiner Herde ein strammes Exerzierreglement evangelischen Geistes. So sollte die Erneuerung des deutschen Protestantismus vor sich gehen. Ganz fern vom Volk, im Naturschutzpark eines Vereinchens. Hier schwang Doehring den Bakel.

Jetzt hat die Herde zuchtvergessen aufgemuckt und den streitbaren Herrn plötzlich aus Glanz und Glorie gejagt; der Verein hat ihn gekippt und selbst das Zeitungsgärtlein wird fürder ein Andrer wässern. Harmlose Gemüter sehen darin einen Sieg republikanischer Aufklärung, aber die dürre Wahrheit ist, daß seine engern Freunde selbst ihn in die Wüste geschickt haben, weil dieser handfeste Katholikenverschlinger sich wenig eignet, den neuen Bund zwischen den pommerschen Granden und der römischen Belialsbrut mit frommem Zuspruch zu stärken. So mußte Doehring fort als ein Hindernis für das bereits heimlich abgeschlossene Konkordat. Die letzte evangelische Kulturkampffahne ist niedergeholt, auch das Zentrum, das solche Geschenke zu würdigen weiß, wird als Gegenleistung das eine oder das andre Fähnlein in aller Stille zusammenrollen.

An Rom sterben die Völker! hat der eifernde Doehring einst in den Tagen seiner Machtfülle verkündet. Die Deutschnationalen werden nicht an Rom sterben, sondern mit Rom Geschäfte machen. Das karmesinfarbne Tier der Apokalypse, das der Herr Hofprediger in einer beklemmenden Vision von Deutschland Besitz ergreifen sah, zieht höchst manierlich ein und läßt sich von einem Hohen Konsistorium tätscheln. Der letzte summus episcopus der Evangelischen Landeskirche wird zur legendären Figur, und sein Prügelstock liegt zerbrochen in der Ecke

Celsus

Emile Zola

Sie kommen aus Paris zurück, Herr? — Kommen Sie; sitzen Sie bequem? Erzählen Sie, lassen Sie uns wehmütig Erinnerungen austauschen. — „Die breiten Straßen ... die Oper ... Sacré Coeur ... die Grands Boulevards ... die Taxis ... Moulin Rouge ..." — Ach lassen Sie, davon wußten wir ja schon soviel, bevor wir nach Paris kamen, nicht wahr? Nein, aber sind Sie niemals mittags um zwölf Uhr die Rue de la Chaussée d'Antin heruntergekommen, oder vielmehr nicht heruntergekommen, weil die Straße dichtgedrängt voll war von all den Verkäuferinnen der Galeries La Fayette in ihren schwarzen Taftkleidchen? Haben Sie einmal am Bahnhof Montparnasse in einer kleinen Chauffeur-Kneipe gegessen — Schnitzel mit Gurkensalat, dessen französischer Name, Escalope aux comcombres, uns durch Lautassociation an Pferdefleisch denken läßt — die Küchentür stand offen, sodaß der ganze Raum durchzogen war von dem Fettdunst der pommes frites? Haben Sie am Sonntag nachmittag mit den kleinen blaubemützten Jungens gemietete Segelbootchen über das Bassin des Jardin du Luxembourg treiben lassen und bei Torschluß die Runde des lustig trommelnden Sergeanten mitgemacht? Waren Sie auf der Kermesse von Saint Cloud, wo abends um halb elf junge Arbeiter ihre kaum einjährigen Kindchen voller Stolz in den Karussels festhielten und herumführten? Haben Sie gesehn, wie ein Straßenreiniger in den Hallen einen vergessnen Taschenkrebs fand und ihn unter sachverständigem Schmunzeln der Kollegen in einer Pfütze abspülte? Haben Sie ...? Waren Sie ...? Nein, wir haben und waren nie genug. Aber wenn Sie das Versäumte ein wenig nachholen wollen, so lesen Sie Zola (dessen Werk jetzt in einer schönen Ausgabe des Kurt Wolff-Verlags vorliegt).

Lesen Sie den Warenhausroman „Das Paradies der Damen", und Sie werden verstehn, warum der Quai vor dem Pont Neuf, an dem die Samaritaine, der Jandorf von Paris, seine Erweiterungsbauten vornimmt, so verwüstet aussieht. Lesen Sie den „Bauch von Paris", und Sie werden wissen, was das für ein kleiner Güterzug war, der Ihnen nachts auf den Straßenbahnschienen des Boulevard Saint Michel begegnete. Sie können lesen, was Sie wollen: „Nana", „Exzellenz Rougon", „Zusammenbruch" — Sie werden das wahre Paris wiederfinden; die Kneipen des 20. Bezirks, die Spießer der Rue du Temple, die Huren hinter der Trinité, das Sonntagspublikum in Meudon. Man darf Zola nicht auf psychologische Feinheiten hin lesen, mit denen er sich übrigens so viel Mühe gegeben hat. Auch der ganze Aufbau der Vererbungstheorien durch alle zwanzig Bände der Familie Rougon-Macquart hindurch ist uns ziemlich gleichgültig. Wichtig allein scheint uns Zolas Genie des soziologischen Sehens. Seine zuweilen an Balzac heranreichende Fähigkeit ist, das begreiflich kaum zu fassende Eigentümliche einer sozialen Schicht, der Bergarbeiter, der Bauern, der Angestellten, der Kokotten, der Provinzspießer, zu vermitteln. Man kann die Schicksale der Personen rasch vergessen, nicht aber die Luft des gelben Salons in Plassans, die Luft von Nanas kleinem Salon am Boulevard Haussmann, die Luft eines Angestelltenkämmerchens im fünften Stock des Warenhauses, des Gefangenenlagers von Sedan, der Kumpelschlafkammer im Borinage.

Von Zolas sozialem Ethos braucht nicht gesprochen zu werden, denn das allein verbürgt noch nicht sein literarisches Können. Aber Zola vermittelt und erweckt soziales Gewissen, denn er vermittelt soziologisches Wissen, und zwar mehr Wissen als manch dickleibiges Kompendium. Drum, Herr, lesen Sie vor Ihrer nächsten Reise nach Paris Zola, und vergessen Sie in Paris nicht, sich im Louvre sein herrliches von Manet gemaltes Porträt an-

zusehen, eins der schönsten Bilder Manets. Und vielleicht ist Ihnen nach Zola ein Café an der Bastille interessanter als das Café du Dôme oder das Café Weber. Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir die Reiteselchen im Luxembourg-Garten.

Max Peters

Für Ferdinand Bonn

Über Theater wollen wir uns gar nicht unterhalten. Dieser üble Betrieb, der die Autoren erst von der Bühne hinunterjagt und sich dann wundert, daß es keine mehr gibt, diese zerwalkte Muse, die davon lebt, daß die Kritik sie ernst nimmt, ausgehalten von Snobs und Trikotagenhändlern, die sich Theaterdirektoren nennen, kaum noch auszuhalten von uns; diese Hölle, wo begabte Schauspieler täglich dreißig Tode sterben ... über Theater wollen wir uns nicht unterhalten.

Nur saß ich da neulich in einem dieser Häuser; einige Schauspieler, die abends nichts zu filmen und auch sonst keinen Zeitvertreib hatten, standen umher und sprachen ein gekürztes Textbuch von Shaw. Auf sein Stichwort trat Ferdinand Bonn aus der Kulisse.

Das ist nun schon so lange her ... Ich höre noch S. J. lachen, als er mir des Schauspielers „Gesammelte Werke" überreichte, deren Dritter Band seine berliner Erlebnisse aufzeichnete: Krach im Berliner Theater, überraschende Premieren vor überraschtem Publikum, „Andalosia", schwindsüchtige Volksschullehrer, die Stücke schreiben, wo eigentlich von Bonn sind, Intriguen, ha, Elende!, umbuhlter Kaiser und dann der Junge, der Kronprinz, der zwischen zwei Operettenaufführungen hier in hoher Kunst machte ... es war ganz heiter.

Jetzt hat der Mann weiße Haare und spielt immer noch Theater.

Und als er da neulich herauskam, da war etwas Seltsames zu bemerken. Er ist nie ein großer Schauspieler gewesen, wohl kaum mehr als ein Virtuose. Einer, der sich einbildete, alle Rollen spielen zu können, und das auch getan hat. Aber wie er nun da oben saß, als ein etwas versoffner, dummschlauer alter Mann, den er zu geben hatte, da war auf einmal Theater auf der Bühne, der Mann fiel ganz und gar aus dem Rahmen, in dem er stand. Er konnte nämlich spielen.

Er hatte nämlich etwas gelernt, er beherrschte den Apparat, vor dem er saß, er hatte die Technik in den Fingerspitzen. Er hatte sein Handwerk intus.

Es waren so subtile Kleinigkeiten, die unsereiner nur an der Wirkung fühlt, am meisten dann, wenn sie nicht da sind: Atemtechnik, die Art, wie die Rede ansetzt, die ruhige Sicherheit der Akzentgebung — er konnte das. Er hatte das hundertmal ausprobiert, er wußte Bescheid, er hatte es gelernt! Alte Schule.

Mit ihren Mängeln, gewiß. Es gibt aber ein ästhetisches Vergnügen, dessen Quellen sehr tief liegen und das fast unausschöpfbar ist: das ist die Freude des Zuschauers an gut Gelerntem. Es macht Spaß, einem Arbeiter zuzusehen, der seine Handgriffe im Handgelenk hat, der mit ruhiger Sicherheit Das tut, was er tut — es geht so ein Gefühl der Überlegenheit von ihm aus, man fühlt sich fast geborgen, man ist für ihn und verachtet in dem Augenblick alle Stümper, obgleich einen die ganze Geschichte vielleicht gar nichts angeht. Das ist so, wenn man einem durchgebildeten Reiter zusieht, einem Chauffeur, einem Uhrmacher, Leuten, die ihre Sache können. Um wieviel größer ist also die Freude im Theater!

Es ist so weit mit uns gekommen, daß dieser alte Bonn in einem Meer von Stümperei wie ein kleiner Fels aufragt. Sieht man von den Männern und Frauen seiner Generation ab, so liegt das Niveau des Handwerks am Theater recht tief. Auf der Schmiere lernen die Jüngern nichts mehr, denn es gibt kaum noch Schmieren. Der Film verdirbt sie, und so haben sie diese

Selbstverständlichkeit des Könnens nicht, die sich immer mehr verliert. Das Parkett möchte, wundersüchtig, gern glauben, aber es wird ihm so schwer gemacht. Ohne sich Rechenschaft zu geben, wenden sie sich vom Theater ab. Es sagt in ihnen: „Was? Der da oben will ein König sein? Ich habe ihn ja noch neulich auf dem Presseball gesehn" — und was zu Bassermann hingesprochen ein dreister Unfug wäre, hier hats seine Berechtigung: der Verkleidete ist nicht mehr als Die da unten. Weil er nichts gelernt hat.

Das, was Ferdinand Bonn noch kann, verachten, die um ihn herumstehen, maßlos. Sie sollten das nicht tun. Lucie Höflich hat als Page auf den Proben der Provinztheater einen Teppich dreißigmal werfen müssen; wenn Werner Krauß flüstert, wirds im dritten Rang mäuschenstill; die können ihre Sache. Führung und Direktionslosigkeit der Jobberbühnen machen es der neuen Generation schwer, etwas zu lernen, und wir wieder können mit der Seele eines Stars nicht viel anfangen, wenn er das P nicht richtig sprechen kann.

Du guter Ferdinand Bonn! Das hätte ich nicht gedacht, daß wir dich noch einmal als Klassiker beschwören würden. Du hast nur ein Auge. Und bist ein König.

Peter Panter

Die Arbeitslosen

Unsre verschiednen Arbeitgeberverbände haben mal wieder eine „Erklärung" gegen den Achtstundentag vom Stapel gelassen. Begründung (frei zitiert): Deutschlands Produktion geht zurück, wenn es den Arbeiter nicht vergönnt ist, täglich 9 bis 12 Stunden zu schuften.

Nicht Das ist an so einem Sätzchen und Mätzchen das Widerliche, daß es in den prachtvollsten Arbeitern den Bildungs- und Geist-Trieb abtöten soll, zu dessen Betätigung ihnen der Achtstundentag Kraft und Zeit lassen würde —: dieser Trieb lebt ja sowieso nur noch in den Wenigsten der Ausgebeuteten. Das Widerlichste ist auch nicht die freche Selbstverständlichkeit, mit der die Arbeitgeber das Wohl der „Produktion", der „Wirtschaft", kurz: ihres Geschäfts ... über das bißchen Lebensglück der Arbeitenden stellen —: von Geschäftsleuten kann man keine Ethik verlangen, die über „Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte" hinausgeht. Widerlicher als das Schindluderspiel, das die Arbeitgeber mit den Neun-, gar mit den Zwölfstunden-Arbeitern vollführen, ist der mittelbare Mord, den sie an den Arbeitslosen begehen.

Vitus Heller, der kluge, tapfre Führer der Christlich-Sozialen, hat in seinem vorzüglichen Blatt ‚Das neue Volk' unlängst festgestellt:

> „Wo vorher 900 Arbeiter bei Achtstundenschicht beschäftigt waren, muß die gleiche Arbeit heute bei Zwölfstundenschicht von 600 Arbeitern erledigt werden; 300 flogen auf die Straße. Es wird mit diesen 600 Arbeitern genau so viel produziert wie vorher beim Achtstundentag mit 900 Arbeitern. Das Produkt aber ist um keinen Pfennig billiger geworden. Die Direktoriumsgehälter und -stellen wurden nicht abgebaut. Im Prozeß Zietzmann-Erlangen erklärte Raulino-Bamberg, daß Direktoriumsgehälter von etwa 500 000 Mark im Jahr das ‚Regelmäßige' seien."

Und was den Direktoren recht ist, das ist den Aktionären billig. Die Dividenden steigen; braucht da die Arbeitslosenziffer zu sinken? Hinzusinken wie die Verhungerten selbst? Muß entweder „die Wirtschaft" leiden oder die arbeitslose Arbeiterschaft — na, dann leidet eben die Arbeiterschaft! Also sprachen die Arbeitgeberverbände.

Und die Arbeitslosen bleiben arbeitslos, beziehen ihre sogenannte „Unterstützung" und ... nähern sich dem Augenblick, wo sie nicht mal die mehr kriegen. „Eine Verlängerung der Unterstützungsdauer über 52 Wochen kommt nicht in Frage", verkündete zu Beginn des September

der Anhang der Erwerbslosen-Statistik. „Bei den über 39 Wochen Unterstützten kann die Fortdauer der Unterstützung in Betracht kommen." Und zwar — welche Gnade! — bis zum 31. März.

Wie die mehr als 2 (zwei!) Millionen Arbeitslose: es möcht kein Hund so länger leben. Und möcht ers: er könnts nicht.

Es könnten jedoch Krawalle, Putsche, Revolutionen Dessen ausbrechen, was der gepflegte Schweinehund hochnäsig „Mob" nennt.

Franz Leschnitzer

Betr. Amtliche Spitzelei

Thür. Min.
für Inneres und Wirtschaft
Abt. Inneres — Nachrichtendienst

Vertraulich!

Betr. die Broschüre: Der Proletarier als Schöffe und Geschworener.

Nach einem Rundschreiben des ZK. der Roten Hilfe beabsichtigt das ZK. eine Broschüre herauszubringen, die den Titel trägt „Der Proletarier als Schöffe und Geschworener". Das Manuskript zu dieser Broschüre soll bereits fertiggestellt und von Felix Halle, der als Leiter der Juristischen Zentrale der KPD. bekannt geworden ist, verfaßt sein. Die Broschüre ist jedoch angeblich bis jetzt aus Mangel an Mitteln noch nicht in Druck gegeben worden. Sie soll eine Ergänzung zu der Broschüre „Wie verteidigt sich der Proletarier?" darstellen.

Die beabsichtigte Herausgabe dieser Broschüre ist ein neuer Beweis für die große Bedeutung der Roten Hilfe, insbesondere ihrer Rechtsschutzeinrichtung.

Wir ersuchen, auf die neue Schrift zu achten und, falls sie dort bekannt wird, uns umgehend ein Exemplar zu übersenden.

I. V. gez. Dr. Guyet.

Der Reichskanzler inkognito

Im Sommer 1925 wollte sich der Reichskanzler Dr. Luther in Kampen auf Sylt erholen. Um nicht aufzufallen, reiste er inkognito. Als „Geheimrat von Ledebur" prangte er in der Fremdenliste; Staatssekretär Kempner trat als sein Schwiegersohn auf Nun muß man wissen, daß Luther ein Freund guten Essens ist, und das bringt zuweilen Leibschmerzen mit sich. Eines Tages also blieb nichts anderes übrig, als den Arzt rufen zu lassen. Kempner nahm ihn draußen in Empfang und sagte: „Mein Schwiegervater wird sich nur den Magen überladen haben, aber bei dieser Gelegenheit tun Sie mir doch einen andern Gefallen! Er ist von seiner Arbeit nicht loszueisen und bekommt jeden Tag aus Berlin seine Akten. Dabei hat er die Erholung wirklich nötig. Sagen Sie ihm doch, daß er das läßt!"

Der Arzt versprachs und ging zu dem Patienten. Über die Magenverstimmung war er sich bald im Klaren, dann aber wollte er den andern Teil seines Auftrages ausführen und begann: „Sie machen einen sehr nervösen Eindruck, Herr Geheimrat. Ich fürchte, Sie arbeiten zu viel. Ist es denn wirklich nötig, daß Sie sich Ihre Akten aus Berlin nachkommen lassen?" „Natürlich ist es nötig", raunzte der schwer gereizte Kranke.

„A—ber, Herr Geheimrat, wenn Sie vier Wochen Ihre Akten nicht bekommen, wird das deutsche Reich auch nicht gleich aus den Fugen gehen. Läßt sich das wirklich nicht anders machen?"

Der Kranke aber rief wutend: „Haben Sie eine Ahnung, was ein deutscher Reichskanzler zu tun hat —!"

— — — — — — — — — — —

Draußen trat der Arzt auf Kempner zu und sagte: „Mit dem Magen ist das nicht so schlimm, der Herr Schwiegerpapa hat sich einfach ein bißchen überfressen. Aber auf seine Nervosität müssen Sie sehr achten. Der Mann ist ja so überarbeitet, daß er Wahnvorstellungen hat; denken Sie nur, eben bildete er sich ein, er wäre der Reichskanzler —!"

Martin Bern

Antworten

Julius Bab. Sie schreiben mir: „Da ich zu der in der letzten Nummer der „Weltbühne" von Herrn Felix Ziege so sehr geschmähten Leitung der Berliner Volksbühne gehöre, gestatten Sie mir vielleicht, ganz wenige Sätze zu antworten: 1. Die Leitung der Volksbühne lehnt es allerdings in ihrer großen Mehrheit ab, das Theater einfach zu einem Instrument der Politik zu machen. Sie glaubt, daß die Befreiung und Stärkung des Menschen durch das künstlerische Erlebnis an sich ein Gewinn ist, der dem Gesamtbereich menschlichen Strebens, auch dem politischen, zugute kommen muß; daß die Kraft künstlerischer Bewegung aber gebrochen wird, wenn man sie im Stil eines „christlichen", eines „nationalen" oder eines „proletarischen" Theaters irgend einem außerkünstlerischen Prinzip unterordnet. Die richtig verstandne Volksbühne ist, wie Gustav Landauer sagte, selbst „ein Stück von bereits gegenwärtigem Sozialismus", und sie würde das weniger sein, wenn sie ein bloßes Instrument eines politischen Zukunftssozialismus sein wollte. Deshalb lehnt aber die Volksbühnenleitung nicht etwa ab, lebhaftesten Anteil an einer dramatischen Produktion zu nehmen, in der der mächtige soziale Kampf der Zeit zu wirklich neuen, gefühlsmächtigen Formen gestaltet ist. Auch Versuche, über deren letzten Wert man streiten kann, sind hier noch berechtigt. So hat die Volksbühne ja tatsächlich Kaisers „Gas", Tollers „Masse Mensch", Lunatscharskys „Don Quichote", Paquets „Sturmflut", Raynals „Grabmal" gespielt, und sie bereitet ähnliche Werke vor. 3. Was wir ablehnen, ist nur einmal die Beschränkung des Spielplans auf solche Werke der sozialen Diskussion, weil uns auch eine große Zahl andrer menschlicher Probleme unveraltet und unveraltbar scheinen, und weil ihre dramatische Darstellung unentbehrlich zu jener Erweckung und Befreiung des wirklich lebendigen Menschen ist, auf den schließlich alles ankommt — auch in der Politik! Und ferner lehnen wir ab, dilettantische, künstlerisch unkräftige Produkte zu bringen, nur weil sie im Sinne einer bestimmten politischen Bewegung gesinnungstüchtig sind. So lehnte der Volksbühnenverlag zum Beispiel unlängst ein Stück ab, das „Die Maschine" hieß und in vollkommen kindlicher Weise um ein banales Volksstückmotiv herum marxistische Leitartikel arrangierte. Daß der Verfasser dieses Manuskripts Felix Ziege hieß, gehört, glaube ich, auch noch zur Sache." — Darauf antwortet Ihnen Herr Ziege: „Herr Bab hat offensichtlich vergessen, daß ich ihm mein Stück nicht gegeben habe, um es der Volksbühne einzureichen. Der Grund war ein anderer, der mit meinem Artikel in gar keinem ursächlichen Zusammenhang steht."

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Montag, dem 14. Februar 1927, abends ½9 Uhr, im neuen Lokal, „Café Fürstenhof", Marienstr. 7, erster Stock. Referat: A. Levy über „Notwendigkeit und Sinn des Klassenkampfes".

Sozialdemokrat. In Ihrer sorgfältig und klug redigierten „Bücherwarte" findet sich eine Vortragsdisposition für sozialistische Redner: „Reichswehr und Republik". — Zwei Dinge sind in dem fleißigen und klugen Vortragsschema vergessen worden: Das, was geschehen ist: die Schuld der Sozialdemokratie an der Annahme dieser Etats. Und das, was geschehen muß: Die Demokratisierung der Reichswehr als nächstes und ihre Auflösung als letztes Ziel.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Coolidge und Keudell von Carl v. Ossietzky

Jeder Präsident der Vereinigten Staaten fühlt eine pazifistische Sendung. Das war schon vor 1914 so, wo von Washington aus die liebenswürdigen Mahnungen an die Welt gingen, sich doch hübsch zu vertragen und alle Streitereien durch Schiedsgerichte fromm zu schlichten. Darüber wurde die eigne maritime Wehrhaftigkeit nicht vernachlässigt, und die Union entwickelte sich im Laufe eines Jahrhunderts von einer kleinen behenden Eidechse zu einem schwer gepanzerten Leviathan. Der Widerspruch zwischen dem friedetriefenden Wort und der imperialistischen Handlung mochte die Mac Kinley, Roosevelt und Taft nicht arg belästigen — ein gutmeinender Präzeptor wie Woodrow Wilson mußte daran tragisch scheitern. Denn er verstand nicht die Sprache des Augurenlächelns.

Cal Coolidge ist weder ein hochgespannter Idealist noch ein kleinkalibriger Amateur machiavellistischer Kniffe. Wenn er jetzt die so oft gehörte Friedensbotschaft wieder an die Welt ergehen läßt, so bleibt er dabei ein besonnener, reputierlicher Politiker, der weiß, daß man nach abgeblasenem Kriegslärm einen beschwichtigenden Kontrast bieten muß. Das mögen die Leute gern. Wie lange ist es her, seit Admiral Latimers Marinetruppen in Nicaragua landeten und der Kreuzzug antipapistischer Presbyterianer gegen Calles, den Feind der römischen Kirche, gepredigt wurde? Der bellikose Vorstoß hat mit einer klaffenden Wunde der Regierungsmacht geendet, für die jetzt ein Pflaster gesucht wird. Und mag diese Methode nicht mehr recht zugkräftig sein: die Andern sträuben sich, krümmen sich jedes Mal in äußerster Verlegenheit. Das allein rechtfertigt den Schritt: die Abwehr der andern Mächte illuminiert die eigne Tugend. Aus dem Schwefeldampf der bösen Militaristen Europas bildet sich eine kostenlose Gloriole um Calvin Coolidges schmuckbedürftiges Staatsmannshaupt.

Besonders lebhafter Widerspruch kommt dies Mal aus Frankreich. Dort hat man noch von der ersten Washingtoner Abrüstungskonferenz genug und fühlt sich schon im voraus über die Löffel barbiert. Natürlich ist man wieder um die Sicherheit besorgt. Morgen wird das selbstverständlich erledigt sein. Morgen wird man sich dieser zur Schau gestellten Bangigkeit schämen und die neue Form für den hübschen, glättenden, egalisierenden Friedensschwatz gefunden haben, und der Komplimenteaustausch mit dem Weißen Haus kann beginnen. Vor ein paar Jahren noch konnte man sagen: es ist nützlich, daß über ein so platonisches Ding wie Abrüstung überhaupt gesprochen werde. Heute ist es gefährlich: denn diese emphatischen Unverbindlichkeiten lullen ein, beduseln Die, die immer betrogen sein wollen und cachieren Tatsachen. Seit Locarno ist jeder aus rauher Kehle kommende Kriegsruf wertvoller als das Europäischparlieren der Patriotarden von gestern: denn

es gilt, einen Zustand zu entlarven und die Dämmernden aus den Daunen zu jagen.

Auch Aristide Briand, der Polyglott Kuntze aller beflissnen Kosmopolikanten, hat so seine Momente. Am 6. Februar präsidierte er zum Beispiel einem Bankett des Verbandes ehemaliger Orientkämpfer, und hielt, von zwei Generalen flankiert, dem Genius der Tafel entsprechend, eine Rede, wie sie Stresemann etwa in Chemnitz gehalten haben könnte. Eine Rede, die von der deutschen Presse nur knapp berührt worden ist und auf deren Verbreitung der beliebte Nobelpreisträger wohl selbst nicht viel Wert gelegt haben wird. Briand begann damit, sich gegen den Vorwurf des Messianismus zu verteidigen, den ihm irgend ein psychologiefremder Militarist gemacht hat. Mit großem Humor, berichten die pariser Blätter, habe Herr Briand gesagt: er habe sich selbst genau untersucht und kein Symptom von Schwäche gefunden. Dann erinnerte Briand daran, was er so im Laufe der Zeit alles zur Kräftigung der militärischen Energie Frankreichs unternommen habe. Er sei es gewesen, der 1912 als Ministerpräsident auf Nachrichten, die ihm von auswärts zugegangen waren, die Verantwortung für die Vorlage über die dreijährige Dienstzeit übernommen habe, auch sei es ihm damals gelungen, außerhalb des Budgets eine Ausgabe von achtzig Millionen durchzudrücken, um die Zahl der Geschosse der 75-mm-Batterie von sechshundert auf fünfzehnhundert zu erhöhen. Und Herr Briand krönte seine Erinnerungen mit dem Ausruf: was wohl passiert wäre, wenn er damals diese Initiative nicht ergriffen hätte. Ja, was wohl passiert wäre, wenn er damals diese Initiative nicht ergriffen hätte? Ja, was wohl passiert wäre, ruhmumglänzter Laureat des Nobelpreises? Vielleicht ... vielleicht wäre der Weltkrieg nicht ausgebrochen.

Eine Kriegervereinsrede. Eine französische Gambrinusrede. Wiegt sie schwerer oder leichter als die pathetischen Improvisationen auf der Rostra des Völkerbundes? Niederschlagendes Ergebnis solcher Exklamationen bleibt nur, daß die in Genf mit ausladender Geste zerschlagenen Kanonen zu Hause wieder zusammengelötet werden, und der gleiche Mund den Krieg preist, der in der Runde wissender Diplomaten auf den Frieden getoastet hat.

Der offizielle Pazifismus ist noch neuen Datums und doch schon so ausgeleiert. Das sei festgestellt, aber: wo wäre selbst dafür ein Ersatz? Wo sind die Sozialisten und Demokraten, das wahrzumachen, was die Briands behaupten? (Der dritte prämierte Friedenskünstler schickt grade Soldaten nach China.) Das Fähnchen von Bierville flattert verlassen im Wind; vereinsamte Schillerkragen diskutieren über das Dritte Reich, während die Führer der Demokratie es sich noch in diesem wohl sein lassen. Amerika kündet sein Weltfriedensmonopol an. Mit klaffenden Kiefern kriecht Leviathan aus dem Röhricht, um die Hut des Karpfenteiches zu übernehmen.

*

Ein großes Feuerwerk ist umsonst verknallt. Die meisten Raketen gingen gar nicht los; das Pulver war feucht, und statt

eines sprühenden Flammenreigens am nächtlichen Himmel lohnte die Harrenden Gestank. Der republikanische Aufruhr ist abgebogen; der Olympier v. Keudell bleibt oberster Wächter der freiesten Verfassung der Welt.

Es mochte die Opposition gereizt haben, der Regierung gleich beim ersten Auftreten einen Eckzahn auszubrechen. Das hätte jede Opposition getan. Aber diese versuchte es mit verschmitztem Blinzeln, ohne Mut zu entschlossner Destruktion, immer mit dem verteufelt schlauen Hintergedanken, — es dem Zentrum doch noch beizubringen, daß mit den Deutschnationalen nichts zu machen sei und der Rückkehr in alte Freundesbeziehungen nicht das Mindeste im Wege stehe. Doch das Zentrum wollte eben nicht. Zwar wirkte die Enthüllung über v. Keudells kappistische Vergangenheit und olympische Gegenwart zunächst wie ein nasses Handtuch im Hochzeitsbett, aber bei eingehenderer Betrachtung mußte das Zentrum sich sagen, daß es wohl unter den Deutschnationalen überhaupt keinen Ministeranwärter mit republikanisch intaktem Lebenslauf gäbe und daß sich gegen jeden andern Kandidaten vielleicht noch Ärgeres vorbringen lasse. So erhielt der Beanstandete sein Visum und darf das von der freiesten Verfassung der Welt in Regie nehmen, was sein spitzbärtiger Vorgänger noch übrig gelassen hat. Den hat auch als derzeitigen Oppositionellen seine Besonnenheit nicht verlassen: vor der Abstimmung über das Mißtrauensvotum entfernte er sich schnell aus dem Saal. Die Demokratenblätter haben Das unterschlagen.

*

Übrigens gestehn die Entrüster selbst zu, daß Herr v. Keudell gesellschaftlich beliebt sei, sehr musikalisch und für einen Rechtsmann äußerst liberal. Warum also die Aufregung? Und wer war Mitte März 1920 ohne Fehl? Wenn empörte Republikaner nicht vergessen können, wer damals zu Kapp übergelaufen war, so brennt in unsrer Erinnerung, daß frisch nach Wiedereinsetzung der exmittierten Ebert-Regierung, die schleunigst wieder „regierungstreu" gewordene Soldateska auf die Arbeiter schießen durfte, die Kapp zu Tode gestreikt hatten. Waltete nicht damals Herr Severing als Zivilgouverneur im Ruhrgebiet, während das Gesindel des Generals v. Watter unter dem Proletariat Massakers anrichtete? Wurden nicht damals vor den Toren Berlins, unter den Augen der siegreichen Republik, Streikführer standrechtlich erschossen? Die sozialistischen Arbeiter haben das Säbelregiment der Lüttwitze niedergekämpft; die Republik, vor einer imaginären Roten Armee bibbernd, hat ihre Retter den enttäuschten Generalen bedingungslos ausgeliefert. Der damalige Landrat v. Keudell hat einen dummen Aufruf plakatiert und die Brücke von Zäckerick für den Verkehr gesperrt. Deshalb steht er heute im Steinbombardement von Leuten, die großtun dürfen, weil das Gesetz der Vergeltung bekanntlich nicht automatisch zu funktionieren pflegt. Und was „Olympia" betrifft und die kleinen militärischen Übungen auf seinem Gut: — soll man Herrn v. Keudell verdammen, weil er an diese Art von Wehrhaftmachung länger geglaubt als Herr Wirth oder die Demokraten?

Bald wird die Entrüstung verknallt sein. Wie lange noch, und die lautesten Oppositionshelden werden an dem verrufenen Kappisten v. Keudell nicht nur gesellschaftliche, sondern auch politisch angenehme Seiten entdecken. Alte Kenner der Wilhelm-Straße wissen: kein frischgebackner Minister, und würde er mit faulen Eiern empfangen, braucht vor dem ersten Pressetee zu verzweifeln.

Die Quotidien-Affäre von Carl Reber

Eine ähnliche Affäre wie der Skandal im Wiener ‚Abend', der sich vor ungefähr einem Jahr ereignet hat, beschäftigt jetzt Paris und die französische Provinz. Hier aber spielt der Direktor des ‚Quotidien', Henry Dumay, die Rolle des Alexander Weiß, während der Generalsekretär der Zeitung, Georges Boris und fast alle Redakteure die von Carl Colbert spielen. Doch während Weiß in Wien verurteilt wurde, gehen Dumay und Konsorten frei aus, denn die Regierung Poincaré steht hinter ihnen.

Als der Krieg zu Ende war, erschien eine kleine pazifistische Linkszeitschrift, ‚Le Progrès Civique' von Henry Dumay gegründet. Wer war Dumay? Ein Unbekannter, der viele Jahre in Amerika verbracht hatte, mit dem Zirkus Barnum als Reklamechef herumgezogen war, und der zuletzt Mitarbeiter des ‚Petit Parisien' war. ‚Le Progrès Civique' wurde bald die größte und führende Zeitschrift Frankreichs. Sie war unabhängig, brandmarkte die Mißstände der Kriegs- und Nachkriegszeit und wußte so, das Vertrauen über unzufriednen Bürger zu gewinnen.

Im Jahre 1922 besaß die französische Linke keine einzige Tageszeitung. Die ‚Humanité' war zu den Kommunisten übergegangen; der sozialistische ‚Populaire' hatte nur eine sehr kleine Auflage und mußte schließlich sein Erscheinen ganz einstellen. Um diese Zeit eröffnete Dumay und sein Freund Pierre Bertrand eine Subskription zu Gunsten des ‚Progrès Civique'. In einigen Wochen erntete diese Zeitschrift über eine Million Francs. Tausende und Tausende kleine Leute aus der Provinz schickten Geld und schrieben an Dumay, er möge doch eine Tageszeitung gründen. So wurde denn der ‚Quotidien' gegründet, dessen erste Nummer am 11. Februar 1923 erschien. Sechzigtausend kleine Sparer schickten im Laufe von zwei Jahren zweiundzwanzig Millionen Francs. Dazu kam eine Million von der Subskription des ‚Progrès Civique', 400 000 schenkten einige reiche Freunde, und Dumay selbst gab schließlich 100 000 Francs. Das war Alles, was Dumay in den ‚Quotidien' mitbrachte.

Als die Gesellschaft des ‚Progrès Civique', die den ‚Quotidien' herausgeben soll, gegründet wird, erhält Herr Dumay und seine Familie 16 000 Vorzugsaktien zu je zehn Stimmen.

Dumay hat diese Aktien nicht bezahlt; er bekam sie, um so der Linken die Mehrheit zu sichern und um irgendwelchen Manövern der Rechten vorzubeugen.

Herr Dumay, der nur 100 000 Francs gegeben hatte, besitzt 160 000 Stimmen, während die kleinen Sparer, die 22 Millionen aufbrachten, zusammen bloß 119 000 zählen.

Auf dieser Basis gegründet, erschien nun der ,Quotidien'. Im Laufe von zwei Jahren nahm er die vierte und rasch die dritte Stelle in der pariser Presse ein. Er hatte 80 000 Abonnenten und 800 000 Leser. Er war eine Macht, die zu fürchten war. Und tatsächlich verdankten die Linksparteien ihren Wahlerfolg vom 11. Mai 1924 nur dem ,Quotidien'. Er war es auch, der den Präsidenten Millerand stürzte und Herriot zum Ministerpräsidenten erhob. Es war der ,Quotidien', der die Wahlkorruption des Senators Billiet enthüllte, des gleichen Billiet, von dem Dumay heute Geld nimmt.

Man kann ruhig sagen, daß bis 1925 der Einfluß des ,Quotidien' auf das politische Leben Frankreichs entscheidend war.

*

Ein Unbekannter erscheint, man weiß nicht woher, und ruft: „Ich bin Henry Dumay, gebt mir eure Millionen, ich will eine Zeitung gründen!" Und das Wunder geschieht: Millionen fließen ihm zu. In seinem Aufruf hat er versprochen, nur von kleinen Leuten Geld zu nehmen. Der ,Quotidien', schrieb er, bekommt kein Geld von den Regierenden, den Banken, Eisenbahnen, dem Comité des Forges undsoweiter. Er ist rein. Es ist eine „ehrliche Zeitung für ehrliche Leute'.

Als aber vor ungefähr einem Jahr das Cartel des Gauches zusammenbrach, mußte das natürlich auf den ,Quotidien' seine Rückwirkung haben. Schon während der Herriot-Periode hatte der ,Quotidien' Geld benötigt, um sich eine eigne Druckerei zu errichten, und man behauptet, daß schon um diese Zeit Herriot dem ,Quotidien' zehn oder zwölf Millionen aus dem Geheimfond gegeben hat. Es gab zwar keine Beweise dafür, doch sprachen sogar die Freunde Herriots ganz offen davon.

Nach dem Sturz Herriots aber mußte man Geld hernehmen, wo es zu finden war, um die Installierung der neuen Druckerei fertigzustellen und um den regelmäßigen Zahlungen nachkommen zu können. Und wo gab es Geld? Bei der Rechten, bei den Kapitalisten. Es muß zu einer Versöhnung mit dem Kapital kommen. Man kommt den Großkapitalisten entgegen. Man veröffentlichte plötzlich Bank- und Börsenberichte, Rechenschaftsberichte von Aktionärversammlungen, gegen deren Veröffentlichung die Zeitung sich bis jetzt verschlossen hatte. Man schrieb oder schwieg auch über Vieles und wurde dafür bezahlt. So erschienen zuerst während der Kampagne gegen die Banque de France Artikel im ,Quotidien', die für die Demission

ihres Präsidenten plädierten. Plötzlich jedoch kein Wort mehr darüber im ‚Quotidien'; die Affäre wurde von Dumay totgeschwiegen; er hatte viel Geld dafür bekommen.

Dumay hatte so einen gefährlichen Weg eingeschlagen, und er konnte nicht mehr stehn bleiben. Er brauchte Geld und immer wieder Geld, und so klopfte er an alle Türen und nahm das Geld, wo er es fand: vom Comité des Forges, den großen Automobilfabrikanten, den Versicherungsgesellschaften und sogar von den Erdölmagnaten.

Dumay aber, der sich ein Schloß kauft und vier Limousinen, hat noch immer nicht genug Geld. Vergangnen Herbst versucht er schließlich seine Aktien, die er umsonst erhalten hatte, an de Wendel, also an das Comité des Forges zu verkaufen. Die Sache wird jedoch von einer Zeitschrift enthüllt, und das Geschäft kommt nicht zustande.

Die verschiedensten Gerüchte verbreiten sich. Alle ehrlichen linksstehenden Leute, die im ‚Quotidien' sitzen, wollen Klarheit. Es ist verdächtig, daß Dumay, der sich achtzehn Monate lang in der Redaktion nicht gezeigt hat, plötzlich selbst Artikel korrigiert oder knapp vor dem Druck aufhält.

Der junge und unabhängige Generalsekretär der Zeitung, Georges Boris, ein Mann von großem Wert, stellt bei der Verwaltungsratssitzung offiziell die Frage, was eigentlich im ‚Quotidien' vorgeht. Sein Antrag, der eine Panik in der Versammlung hervorruft, wird nicht angenommen, denn der Verwaltungsrat ist wohlweislich aus Freunden und Komplizen Dumays zusammengesetzt. Dumay erklärt sich unschuldig, weiß von nichts und verschwindet. Der Chefredakteur droht zu demissionieren, der Chef der Administration gibt Alles zu. Boris überreicht seine Demission als Generalsekretär und Verwaltungsratsmitglied. Der Skandal ist offiziell.

Doch könnte die Sache noch ohne allzuviel Lärm geschlichtet werden. Die Freunde der Zeitung möchten die Sache rasch und ohne Aufsehen erledigen und bedeuten Dumay, sich unter einem Vorwand unauffällig zurückzuziehen. Er ist auch einverstanden damit, unter der Bedingung, daß man sich für seine moralischen und finanziellen Interessen für den ‚Quotidien' erkenntlich zeigt. Man verspricht ihm Geld, und Alles ist in Ordnung. Der ‚Quotidien' soll unter einer neuen Direktion wieder zum reinen Linksblatt werden.

Die beiden Männer, die heute allein dafür verantwortlich sind, daß der ‚Quotidien' für die Linke verloren gegangen ist, sind Herriot und Painlevé.

Dumay hat am Tage seiner Demissionierung eine Unterredung mit Herriot. Was zwischen den beiden Männern vorgegangen ist, ist nie ganz klar geworden. Dumay erklärt, Herriot habe ihn umarmt und ihn den ehrlichsten Mann genannt. Herriot gibt das auch zu, doch erzählt er gleichzeitig, Dumay

habe gedroht, Artikel zu veröffentlichen, die Herriot nicht sehr angenehm sein würden.

Jedenfalls bleibt Dumay; keine Rede mehr von seiner Demission. Da verlassen Aulard, der berühmte Historiker der französischen Revolution, und Buisson, der Präsident der Liga für Menschenrechte, den ‚Quotidien'. Diese alten Kämpfer für das Recht der Schwachen können mit einem Dumay nicht mehr zusammenarbeiten.

Und nun ereignet sich etwas, das in der Geschichte des französischen Journalismus einzig dasteht: fast die ganze Redaktion des ‚Quotidien' erhebt sich und verlangt von den Führern der Linken Frankreichs, in der Affäre des ‚Quotidien' zu intervenieren.

Der Sozialistenführer Léon Blum ist bereit, mit Herriot und Painlevé zusammen ein Schiedsgericht in der Affäre des ‚Quotidien' zu bilden. Doch wollen Herriot und Painlevé über die Sache vorerst noch nachdenken — ein Vorwand, um dieser peinlichen Angelegenheit zu entgehn. Inzwischen baut die Direktion des ‚Quotidien' einen Teil ihrer Redakteure ab; natürlich jene, die Aufklärung über die Vorgänge in der Zeitung gefordert haben. Herriot und Painlevé, die zweifellos mit dem Abbau der Redakteure einverstanden sind, tun entrüstet und erklären, daß in einem Zustand derartiger Willkür kein Schiedsspruch möglich sei.

Da wird der Skandal gigantisch. Auf den Straßen und Boulevards werden Broschüren verteilt, und es erscheint ein Flugblatt ‚Toute la lumière sur l'affaire du Quotidien', das ganz offen die Hochstapeleien von Dumay und Bertrand brandmarkt. Doch was kann man gegen sie tun? Sie haben die Mehrheit der Aktien — Aktien, die sie nie bezahlt haben — und haben die Stimmenmehrheit. Eine Aktionärversammlung soll einberufen werden. Wird Dumay von seinen Aktien Gebrauch machen?

Es hat sich bereits ein Schutzkomité der kleinen Aktionäre gebildet. Doch die Regierung Poincaré-Herriot-Painlevé unterstützt noch immer Dumay und Konsorten. Die Affäre ist erst in den Anfängen und birgt noch viele Überraschungen.

Inzwischen hat der ‚Quotidien' aufgehört, ein Linksblatt zu sein. Seine ganze linksstehende Redaktion hat ihn verlassen oder wurde abgebaut. Redakteure der rechtsstehenden faschistischen Zeitung ‚Le Journal' vertreten sie.

In der Außenpolitik des ‚Quotidien', besonders Deutschland gegenüber, merkt man genau den Umschwung, und rasch wird er sich auch in der Innenpolitik fühlbar machen. Jedenfalls hat Dumay, der die überwiegende Mehrheit der linksstehenden kleinen Sparer und Kleinrentner Frankreichs um 22 Millionen betrogen hat, die Linksbewegung um mindestens zwanzig Jahre zurückgeworfen.

Konzentration links! von Kurt Hiller

Das Mikroskop muß erst noch gebaut werden, unter dem der Unterschied sichtbar wird zwischen der Reichsregierung Marx-Külz-Geßler und der Reichsregierung Marx-Hergt-Geßler. Die geschäftigen Politikanten phantasieren Klüfte, wo es nicht mal fadendünne Spalten gibt — weil sie den Sinn für das Wesentliche verloren haben. Wo weiter nichts geschah, als daß unter den Monopolistenklüngeln der Gesetzgebung zweie miteinander wieder mal „Verwechselt das Bäumchen" spielten, dort eine Änderung in der Sache zu behaupten — welch lachhafter Schwindel! Die Demokraten im alten Kabinett — was machten (oder deckten) sie? Verfassungfälschung im Punkte Fürstenenteignung; Einführung der Zensur; Aufrüstung des Heers und der Marine; stramm parteiische Strafjustiz; schließlich jene „Rationalisierung", der die schnöde Rechen-Ratio des Geldmachers zugrunde liegt, statt der sittlichen Vernunft, welche für alle Volksgenossen ein menschenwürdiges Dasein fordert. Schwitzende Überstundenwirtschaft mit phantastischer Börsenhausse und schwellendem Luxus einer dünnen, übrigens espritlosen „Ober"-Schicht — dies auf der einen Seite; auf der andern: zwei Millionen lebende Menschen ohne Arbeit, mit vierzig Mark Monatseinkommen und darunter (bei steigender Miete, steigendem Index) —: wollte einer zu dieser Art Regelung des Zusammenlebens Hundedreck sagen, so beleidigte er damit ein unschuldiges und unschädliches Naturprodukt.

Bekanntlich unterscheiden sich die Demokraten von den andern Konservativen dadurch, daß sie mit lodernder Leidenschaft für „Republik" sind (seit dem 9. XI. 1918, mittags), für „Republik", worunter sie verstehen, daß nicht nur feudale, sondern auch bürgerliche Dummköpfe sollen regieren dürfen; daß der Reichsvorsteher nicht als solcher geboren, sondern daß er erkoren wird (frag mich nicht, von wem); daß statt des Schnurrbarts nicht etwa die Vernunft, statt des schneidigen nicht etwa ein geistiges Prinzip, die intellektuelle und charakterielle Elite der Nation (das gibt es!) herrschen soll, sondern die „Mehrheit"; welche — Grund-Axiom! — immer recht hat, mag sie zustandegekommen sein, wie sie wolle, und mag sie auch das Absurdeste, Idiotischste, Erbärmlichste, Teuflischste beschließen. Diese demokratische Doktrin ist eine nihilistische Doktrin; ihr fehlt das Ziel, die inhaltliche Idee, der Stern, an dem sie ihre Politik würde orientieren können; so bleibt ihrer Leerheit allein die „Mehrheit"

Die Mehrheit, wurstelt man nur weltgewandt weiter, wird die Händler in ihrem Besitz schon nicht stören. Dieser demokratische Nihilismus erweist sich, von der Hinterseite besehen, als ein Wunderesel, der Goldkörner absondert.

Die Republik? Sie ist durch ihre Farben definiert; auf diese Farben, auf diese Farben, auf diese Farben kommt es an; nicht auf den sozialen Inhalt. Sie sind die heiligen „Symbole" — für eine leere Form. Die Form kann erfüllt werden, zum Beispiel mit alter und schlechter Substanz. Eine ra-

biat unsoziale, die geistige Bewegung der Zeit und Vorzeit teils frivol wegknipsende, teils aus Ignoranz ignorierende, Selbstmord und Verbrechen züchtende Republik wie diese hier (ein Wunder, daß nicht hundertmalsoviel Einbrüche, Überfälle, Raubmorde, Zugattentate verübt werden... von zwei Millionen schuldlos Hungernder; wie gutartig, gutmütig, duldensbereit, gesetzesfromm ist dieses Volk!) —: eine solche Republik ist ideal, verehrungswürdig (sagen die Demokraten); warum? Weil sie halt Republik ist. Sie muß, so wie sie ist, verteidigt werden gegen eine monarchische Gefahr — die nicht mehr besteht, seit der Monarchist erfaßt hat, daß, so wie sie ist, die Republik seinen Zwecken mindestens gleich gut dient wie weiland die Monarchie. Und bestände sie noch, die Gefahr: es hieße den Blick vom Wesentlichen ablenken, wenn man in den Mittelpunkt der Pflichten die Pflicht setzte, ihr zu begegnen. Eine soziale Republik, eine gerechte, freiheitliche, humanitäre, eine Republik für die Unterdrückten, eine Republik von Rang, in der die Gütigsten und Geistigsten, die am innigsten mit der Zukunft Verbündeten regieren und der Ärmste Kamerad ist, Kamerad durch den Ton der Behandlung und den Wirtschaftsinhalt der Behandlung, eine solche Republik gegen monarchische Reaktion zu verteidigen — mit der Waffe, wenn nötig — lohnt sich und ziemt sich. Der Unterschied zwischen der Republik, die wir haben, und der Monarchie, von der einige Luisenbundtanten noch träumen, ist ein ornamentaler. Die vulgär-republikanische Phrase, die tut, als wär' er ein essentialer, verdient endlich zerpeitscht zu werden. Wir wollen nicht diese Republik verteidigen; wir wollen uns sammeln, jene zu schaffen.

Aber diese bedarf eben auch der Verteidigung gar nicht. Die Deutschnationalen im neuen Kabinett und die hinter ihnen stehenden Gruppen sind praktisch wirklich keine Monarchisten mehr; theoretisch trennen sie sich von der Monarchie so ungern wie die Altsozialisten vom Klassenkampf. Diese Begriffe sind diesen Leuten nur noch Regenwürmer für den Haken der Wähler-Angel. Die sentimentalen Fische werden ja nicht alle.

Was hat sich geändert? Auch außenpolitisch nichts. Die deutschnationalen Minister sind sämtlich Locarnesen — allerdings nicht aus Pazifismus; aber erstens hat Locarno (wie ich in dem Schriftchen „Ist Genf der Friede?" nachwies) mit Pazifismus verhältnismäßig wenig zu tun, und zweitens: ist Herr Erich Koch vielleicht Locarnese aus Pazifismus? Als unlängst ein falsch unterrichteter, im übrigen präzis schlußfolgender General die Inkonsequenz jener Republikaner kritisch beschrieb, die ihre auf „Nie wieder Krieg!" gedrillten Leute in die Reichswehr, ein am Ende der Kriegführung gewidmetes Institut zu schicken wünschen, um sie zu „republikanisieren", und (darin bestand sein Irrtum) als Beispiel dieses republikanischen Typs die Demokraten erwähnte, da schrie Herr Koch auf, als hätte man ihn mit Schwefelsäure begossen; es sei die ätzendste, die verletzendste aller Beleidigungen, ihm und den Seinen die unerhörte, die vaterlandslose Gesinnung „Nie wieder Krieg!" zuzutrauen; und er warf sich in die Brust als Chef einer Partei, die die Wiedereinführung der Wehrpflicht nicht

nur bei jeder passenden Gelegenheit durch den Mund ihrer Führer gefordert, sondern diese Forderung sogar in ihrem Programm stehen habe.

Bellizismus also, doch „Boden der Tatsachen" — hier wie dort. Von einer Änderung der Richtung keine Rede. Auch Herr Wilhelm Marx ist heute nicht schlechter, sondern genau so schlecht wie immer und wie vor zwei Jahren, als die Schildbürger der Republik ihn zum republikanischen Präsidentschaftskandidaten erhoben und der Verfasser dieser Zeilen in dieser Zeitschrift dagegenpredigte — einsam auf weiter Flur.

*

So wenig sich faktisch geändert hat, so viel hat sich stimmunglich geändert. Diese Behauptung bedarf keines Beweises. Wir habens samt und sonders in den Fingerspitzen. Eine Stimmung ist da, seit langem zum ersten Male wieder, in der, aus der, mit der sich arbeiten läßt. Arbeiten, wofern man ein Restchen von Hoffnung für dieses Land sich noch bewahrt hat und das magische Pflichtgefühl in sich spürt, nicht als Glitzerbold witzelnd neben den Ereignissen herzulaufen, wie es mancher politische Schriftsteller tut, sondern im Bunde mit Genossen zu versuchen, den Ereignissen eine Richtung zu geben. Hierzu bedarf es als erster Voraussetzung der Herausarbeitung klarer, wenn auch allgemeiner Normen; hierzu bedarf es einer Gesinnung; hierzu bedarf es eindeutiger Entscheidungen und einer Intoleranz, die freilich prinzipiell ist und mit dem unter Berufspolitikern so häufigen dogmatischen Eigensinn in sekundären und Spezialfragen nichts gemein hat.

Man kann an einem Tage nur selten Alles sagen; daher behalt' ich mir vor, über Normen der Außenpolitik ein andermal zu sprechen. Nur so viel für heute, daß wir unsre Außenpolitik zu orientieren haben an dem Leitsatz: Kein Krieg mehr; und daß der einzige Krieg, der in Deutschland uns Deutschen für morgen und übermorgen droht, nicht der technisch und politisch absolut unmögliche gegen Frankreich und Polen ist, sondern der im Bunde mit Frankreich und Polen und andern Mächten unter der Firma „Exekutionskrieg des Völkerbundes" gegen Rußland, gegen Asien, gegen den Sozialismus geführte. Das ist beweisbar. Ich werde es beweisen. Nur nicht heute.

Heute soll unsre Norm der Innenpolitik aufgestellt werden. Sie ist schlicht, wie die der äußern. Sie lautet: Schaffung der Einheitsfront aller Kämpfer für den Sozialismus. Denn Sozialismus ist der Inbegriff dessen, was wir ersehnen; Sozialismus, nicht „Republik".

Sozialismus — vor diesem Begriff gibt es keine Drückebergerei, kein Ja-Aber, kein geistreich brillierendes Radikallinksbürgerlichsein, kein Sichverschanzen hinter Einwänden, die Argumentatives, Ableitungen, theoretische Details des Marxismus, nicht eine Zielsetzung treffen. Ist die Theorie revisionsbedürftig (und zum Teil revidiert), so ist das Ziel: ethische Wahrheit; die Bewegung: ethische Notwendigkeit.

Aber wie kommt die Bewegung zum Ziele? Nicht durch diese keifende Zerrissenheit, die wir nun ein Jahrzehnt lang erleben. Laßt endlich die Vergangenheit die Vergangenheit begraben,

Kommunisten und Sozialdemokraten; jagt die Führer, die sich der Einigung entgegenstemmen, jagt diese Afterführer zum Teufel! Macht den ungeheuren Fehler von 1922 wieder gut, wo die USP sich mit der SPD vereinigte, ohne die KPD mit in den Bund zu nehmen. Was war die Folge? Rechts ein Aufsaugungs-, ein Assimilationsprozeß, eine Verstärkung der Macht des gesättigten, konservativen Parteiwebels; links: ohnmächtiges Anrennen gegen Wände, die nicht weichen. Eine Extrempartei, die neun Prozent der Bevölkerung hinter sich hat, vermag höchstens zu Zeiten einer nationalen Katastrophe sich auf den Bock des Staatswagens zu schwingen. Im Frieden hülfe selbst die doppelte Wählerzahl nicht. „Wie könnten wir sie verdoppeln? Mittels der Fehler der Nebenpartei. Und ähnlich denkt diese auch. So belauert ihr euch und arbeitet gegeneinander — statt miteinander gegen den gemeinsamen Feind. Welch eine Kräftevergeudung! Welch ein Wahnsinn — angesichts des Zieles. Jeder sozialdemokratische Proletarier und jeder kommunistische Proletarier weiß, daß die Interessen des Einen mit den Interessen des Andern identisch sind. Ja sogar mit den Interessen der zahllosen Proletarier, die aus Torheit beim Klassenfeind stehn, die bei Sekten oder die gar nicht organisiert sind. Fühlt ihr denn nicht, daß, wenn ihr euch verbündet, das unendlich viel mehr bedeuten würde als die Addition 131 + 45 Abgeordnete im Parlament? Daß dieser Akt der Ballung von Kräften eine Vervielfachung der Anziehungskraft des Sozialismus zur Folge hätte? Daß die Chancen des Siegs gewaltig wüchsen?

Ekelt euch denn die Wurstelei von vorgestern, gestern und heute nicht an? Immer Geschäftigkeit, Druckpapier, Sitzungen, Versammlungslärm, nie Erfolge! Soll Das ewig so gehn? Muß nicht endlich ein neuer Weg erprobt werden?

Mir ist bekannt, daß, bei aller Gemeinsamkeit der praktischen Interessen, Gegensätze in der Theorie vorhanden sind, die unüberbrückbar scheinen. Sie scheinen's bloß. Über Diktatur braucht man sich keine Minute eher zu unterhalten, als bis man die Macht erobert hat. Daß man sie erobern muß und nicht auf den erlösenden Hammelsprung warten kann, wissen inzwischen neun Zehntel der sozialdemokratischen Wähler; daß man sie nicht durch vorzeitige Vorprellkünste, nicht durch Putsche erobert, weiß die KP längst. Was die Außenpolitik anlangt, so wird sich ein Ausgleich finden lassen zwischen dem Fußfall vor dem Völkerbund und dem Fußtritt an den Völkerbund; das ist gar nicht so schwer... und ohnehin nötig.

Übrigens wird es nichts schaden, wenn die große Arbeiterpartei zwei Flügel hat; der englischen bekommt es glänzend. Und der deutschen vor ihrem Sündenfall? Sie reichte vor 1914 von Bernstein, David, Heine bis zu Franz Mehring, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg; blühte und wuchs. Differenzierte Eintracht taugt mehr als primitive Zwietracht — Gleichheit des Ziels vorausgesetzt.

Geht also ans Werk, Kolosse! Und solange der alte Haß euch hemmt, laßt euch helfen von uns Zwergen zwischen euch. (Wie beim Volksentscheid — dessen Initiative ausging von

einer Kommission des Friedenskartells: Quidde, Helene Stöcker, Kuczynski.)

Dazu müssen wir selbst uns vereinigen. Angeregt durch Debatten, die vor etwa anderthalb Jahren in der ‚Weltbühne' stattfanden, über eine Sozialistische Vereinigung, einen Roten Block (‚Deutsche Linke' war kein übertrieben glücklicher Ausdruck des sonst trefflichen Steiniger), berief Anfang 1926 die kleine USPD Theodor Liebknechts zwei intime Konferenzen ein, an der, außer ihr selbst, Georg Ledebours Sozialistischer Bund, Leonard Nelsons Internationaler Sozialistischer Kampfbund, einige revolutionäre Pazifisten und einige Jugendbündler teilnahmen. Diese Konferenzen, die mittelgut verliefen und aus bestimmten Ursachen, die behebbar sind, zu keinem Ergebnis führten, übrigens auch zu keinem negativen, müssen wieder aufgenommen werden — und wenn der ganze Schnee verbrennt. Das resultatlose Wursteln (Wursteln ist das Gegenteil von Verwirklichen) der Parteien, Parteichen, Bündchen, Grüppchen kotzt uns doch Alle an! Wir verwechseln nicht Mittel mit Zwecken, nicht Geschäftigkeit mit zerstörender und bauender Tat. Wir wollen die Tat: nämlich die unterdrückten Massen unsres Volks und der Menschheit, die Unerlösten der Erde befreien, die Erde selbst unserm Ziel zutreiben. Nicht „Republik"; rote Republik. Darum: nähern wir uns gegenseitig, konzentrieren wir uns! Und glückt das nicht auf Anhieb, so gilt Goethe: „Es ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt."

Der Intellektualist von Rudolf Leonhard

Das Gefährliche der Intellektualisten, für sie und die Andern ist, daß sie intellektualistisch den Wert alles Nicht-Intellektualistischen beweisen und vorweisen können. Ihr Vorzug ist aber wieder, daß sie es können — daß sie also, mit den in ihrer Hälfte liegenden Kräften, ihre Halbheit ergänzen können; ihre Not ist, daß sie es nur auf dem intellektualistischen Wege können — weil sie es müssen, weil sie nur halb sind. Eine auffallende Verachtung des Intellektuellen ist immer zweideutig und verdächtig; der Fuchs lobt die Trauben, ehe er sie zu sauer findet, und spricht recht verächtlich von seinen Zähnen und Zehen. Aber noch zuletzt versagt der Intellektualist, weil er sogar das Irrationale, dessen eigne ratio es ihm, wenn er sie kennte, verbieten müßte, bewiesen haben will, während der Nichtintellektualist auch die Gebiete des andern begeistert oder mindestens achtungsvoll hinnimmt. Wenn aber auch er halb ist, zum andern Gebiet also keinen Zugang hat, ist der Intellektualist ihm überlegen, weil er zum Okkultismus wenigstens den intellektualistischen Zugang hat.

Brief aus Washington von Berta Gradenwitz

Dezember 1926.

Als ich vor 20 Jahren das erste Mal amerikanischen Boden betrat, begrüßten mich schon gleich nach der Landung liebe Briefe aus der Heimat, die mich interessevoll kreuzverhörten und von Allem wissen wollten, was ich in der ebenso bewunderten wie verleumdeten Neuen Welt zu sehen bekam. Diese Briefe der Heimatsfreunde begleiteten mich dann durch den Kontinent. Die ersten hatten Details gewollt über die Einfahrt im abenddämmernden NewYorker Hafen mit den Wolkenkratzern, die letzten fragten, ob die alten spanischen Klöster an der californischen Küste (hoffentlich!) gut erhalten wären, und ob die deutschen Schauspieler, die damals grade in Los Angelos spielten, Erfolg hätten. — Auch meine diesjährige Reise fand im Fatherland interessevolle Teilnahme, aber diesmal äußert sie sich in folgenden Anfragen: Bitte antworte mir umgehend, was ein junger Mann in NewYork braucht! Ist wirklich drüben alles so viel teurer als bei uns? — Muß man Dollar gleich Mark setzen? Glaubst du, daß Fritz Chancen hätte, in einem NewYorker Bankhaus unterzukommen? Wie sieht die Apotheose der Wohlhabenheit in der Nähe aus?...

Armes Deutschland, wie hast du dich verändert! Fritzens Chancen sind gleich Null. Wenn er trotz meines Abratens kommt, wird er in NewYork bei bescheidensten Ansprüchen pro Woche 15 Dollar gebrauchen, die sich ungefähr so verteilen: Zimmer 6 Dollar, Ernährung 6 Dollar, Fahrgeld 1 Dollar, Wäsche 1 Dollar, Nebenausgaben (Seite, Zeitung, Tabak) 1 Dollar. Theater und Bücher sind viel teurer als bei uns und für das Greenhorn nicht erschwinglich. Die „Apotheose der Wohlhabenheit" drückt sich am eindeutigsten in der Lebenshaltung des Arbeiters aus. Der Lohn des gelernten Arbeiters ist nominal und real weit höher als bei uns. Der Stundenlohn des Maurers in NewYork gleich 1,75 Dollar, in anderen großen Städten 1,50 Dollars war vor dem Kriege 50 Prozent niedriger. Aber die Kaufkraft des Dollars ist so gesunken, daß der Reallohn nur um ein Fünftel höher sein dürfte als vor dem Kriege. Der gelernte Arbeiter ernährt sich, kleidet sich und wohnt wie der gutsituierte deutsche Mittelstandsbürger vor dem Kriege. Die Löhne des ungelernten Arbeiters sind niedrig und sehr schwankend: 12—16 Dollar die Woche. Schlecht bezahlt wird der Beamte; allerdings ist er wie bei uns pensionsberechtigt. Der „Chief" (Abteilungsleiter) — einer der Höchstbezahlten, bekommt 5000 Dollar jährlich, und 3—4000 Dollar ist ein Jahresgehalt, das nur die obersten Stufen erreichen.

Wie weit reicht nun ein solches Einkommen im Dollarland. Am sechsten November habe ich auf dem Washingtoner Wochenmarkt folgende Preise festgestellt: pro englisches Pfund (gleich 450 Gramm): Rindfleisch I. Qualität 50—65 cents, II. Qualität 20—35; Schweinekotelett 35—45 cents, Hammelfleisch 40—50 cents, Gehacktes 20 cents, Kalbskeule im Ganzen 45 cents, Wurstwaren 25—50 cents, Huhn 35—45 cents,

Seefische 20—30 cents, Eier I. Qualität das Dutzend 70 cents, II. Qualität 45 cents, Butter 55—65 cents, Weißkohl 5 cents das Pfund, grüne Bohnen 15 cents, Mohrrüben 5 cents, 5 Pfund Kartoffeln 25 cents, 5 Pfund Äpfel 25 cents, 2 Pfund Reis 25 cents, Maccaroni 1 Pfund 15 cents, weiße Bohnen 2 Pfund 25 cents.

Etwas von der Kleidung: Einen Herrenanzug kauft man von der Stange, ohne das Odium mitzukaufen, wie bei uns. Ein solider Anzug mit 2 Beinkleidern ist schon zu 30 Dollar zu bekommen, gut verarbeitet und aus gutem Stoff. Schlechte Qualitäten läßt sich der Amerikaner überhaupt nicht bieten, und bei allen Preisvergleichen darf der Qualitätsunterschied, der stets zu Amerikas Gunsten ausfällt, nicht vergessen werden.

Damenkonfektion ist durchweg teurer als bei uns. Die geschickte Amerikanerin schneidert sehr viel selbst, muß aber für Stoffe etwa 25 Prozent mehr anlegen als die deutsche Frau.

Ungeheuer hoch sind die Mieten. Der Durchschnittsamerikaner wohnt nach unseren Begriffen bescheiden, er staunt, wenn er nach Deutschland kommt, über unsern Wohnungsluxus. Apartments (gleich Mietwohnungen) kosten in Washington pro Zimmer monatlich 25—30 Dollar mit Bad und kleiner Küche. Junggesellen wohnen oft und gern in Hotels, die zum Teil auf diese Dauermieter zugeschnitten sind, und ihnen das Leben in der Tat bequem und „homelike" machen. Für 70 Dollar monatlich kann man ein nettes Zimmer haben, mit reichlichem ersten Frühstück, mehrgängigem Dinner des Abends, Licht, Heizung und Bedienung. Der kaufmännisch Angestellte ist durchschnittlich so bezahlt, daß er sich das leisten kann. Familien mit Kindern suchen, wenn irgend möglich, ein Häuschen zu erschwingen, der Erwerb wird durch langbefristete Abzahlungsbedingungen erleichtert. Wer ein Haus nur mietet, muß 15 Prozent der Kaufsumme als Miete zahlen, eine Ungeheuerlichkeit, die durch die geringe Lebensdauer der leicht gebauten Häuser, meistens Holzhäuser, zu erklären ist. In Washington kostet ein 5—7 Zimmerhäuschen in bequem erreichbarem Vorort etwa 10 000 Dollars, mit winzigem Gärtchen, aber fast durchweg mit Garage, die (preußische Polizei, staune!) einer Holzlaube zum Verwechseln ähnlich sieht. Washington mit 500 000 Einwohnern hat über 100 000 Autos. Taxis sind sehr selten, aber Clerk, Student, Arbeiter: jeder oder jede fährt hier sein Auto. Putzen und kleine Reparaturen werden in der Familie geleistet. Das erste Auto wird alt gekauft, sehr alt (gestern fuhr ich in einem Ford, viersitzig, den mein junger Freund für 100 Dollar erstanden hatte), das zweite etwas neuer, bis mit dem höheren Einkommen der Katechismus der Automobilfabrikanten: „Wer einen gebrauchten Wagen kauft, kauft die Sorgen des Vorbesitzers mit", endlich Glauben findet und ein fabrikneuer Wagen in die Garage einrückt. Anschaffung des Wagens, Pflege und Unterbringung stellen sich bedeutend billiger wie bei uns, und Benzin, das ja im Lande in unerschöpflichen Mengen geerntet wird, kostet pro Liter 25 Pfennig! Trotz-

dem ist der Anteil des Autos am Jahresbudget oft unverhältnismäßig hoch.

Ein junger Universitätsprofessor aus dem Mittelwesten erzählte mir, wie billig er in seinem Nest lebe. Jeden Ersten bekommt die Frau Professor 100 Dollar, und davon bestreitet sie den Haushalt (Mann, Frau, Kind) exklusive Reise, Miete, Arzt, Steuern usw. Allerdings, ein Budget ganz für sich sei das Auto, das 50 Dollar den Monat verschlingt, also halb soviel, wie für den ganzen Haushalt ausgegeben wird, dabei ist für Pflege wenig, aber für Amortisation viel angesetzt, denn jeden ersten August wird ein neues gekauft und das alte zur Hälfte des Anschaffungspreises verkauft. Aber die Herren mit ihren schönen Autos putzen zu Hause nicht nur dieses, sondern auch die Stiefel, helfen den Frauen im Haushalt, wo sie können, und die seidenbestrumpften, edelbepelzten Frauen kochen, waschen, putzen eigenhändig. Sie wirtschaften überwiegend ohne Dienstboten mit gelegentlicher Hilfe für grobe Abeit. Diese, oft eine coloured woman, bekommt 50—60 cent die Stunde, Fahrgeld und Mahlzeiten. Ein Dienstmädchen verlangt 15 Dollar die Woche, ohne viel dafür zu leisten, ist anspruchsvoll und unbequem in jeder Beziehung.

Merkwürdig oft habe ich Landsleute über die hohen amerikanischen Eisenbahnpreise klagen hören. Mit Recht und Unrecht! Man reist teurer, weil die II. Klasse die Grenze nach unten bildet. Sie kostet pro Kilometer genau soviel wie bei uns, erscheint aber teurer, weil die Züge schneller fahren; die amerikanische Eisenbahn läßt sich also nicht ihre Leistung, nur ihre Zeit teurer bezahlen! Die II. Klasse (coaches) gleicht der unsrigen, Samtbezüge, vielleicht etwas steifre Lehnen, etwa weniger gut gepolsterte Sitze und etwas weniger Marge zum Nachbar. Wer es sich irgend leisten kann, zahlt den Zuschlag von etwa 2 Pfennig pro Kilometer und fährt Pullman. Das bedeutet die Anwartschaft auf einen drehbaren Fauteuil von feinst berechneter Bequemlichkeit in einem dünn besetzten, gut durchlüfteten Wagen, dessen vornehm-dicker Teppichbelag stündlich mittels Staubsauger von jedem Fusselchen befreit wird. Die Damen bekommen Fußkissen und staubsicher verschlossene Hutbeutel. Selbstverständlich werden auch die männlichen Reisenden gewissenhaft betreut, Hüte und Mäntel sorgfältig abgebürstet und sachgemäß gefaltet in die Netze gelegt. Das Handgepäck wird mit Namen und Reiseziel gezeichnet, beim Aussteigen findet es sich vor dem Reisenden auf dem Bahnsteig. Höflich und gewandt leistet der coloured man diese seine Dienste, durch kleines Trinkgeld belohnt — und doch im Laufe der Jahre zum wohlhabenden Mann sich empordienend! — — Eine freudige Überraschung für den Mitropareisenden sind die amerikanischen Speisewagen. Die Konkurrenz der Linien — Fluch unserm Monopol — zwingt zu besten Leistungen. Für 1—1½ Dollar bekommt man vielgängige Mahlzeiten, Gutes gut zubereitet und aufs appetitlichste angerichtet. Die Atmosphäre eines Festessens: Blumen auf dem Tisch, schneeweißes Linnen und eine unübersehbare Reihe blank-

geputzter Silberlöffel, Messer und Gabeln auf jedem Platz. — Wer nur kurze Strecken fährt und nicht in den Speisewagen gehen will, wird den vielen gaumenreizenden Kleinigkeiten schwer widerstehen können, die in kurzen Zwischenräumen während der Fahrt durch den Zug getragen und verlockend hergezählt werden, im Turnus mit Zeitschriften und Zigaretten. In jedem Wagen ist fließendes Eiswasser und ein Behälter mit Papierbechern. Die Waschräume spenden in Fülle und Selbstverständlichkeit warmes Wasser, Seife und Handtücher. —

Sicherlich: die Kaufkraft des Dollars bleibt weit hinter der unsrer Mark zurück. Aber trotz dieser so einfachen Feststellung ist ein Vergleich der Lebenshaltung schwer zwischen zwei Ländern, die so verschiedne Ansprüche an den Komfort des Lebens stellen, wie Deutschland und Amerika. Wenn die deutsche Bürgersfrau nicht imstande ist, eine Arbeitskraft zu halten, die ihrem Manne die Stiefel putzt, das Holz spaltet und die Heizung besorgt, kommt sie sich verarmt vor; der Amerikaner nimmt dieses harte Los mit größter Selbstverständlichkeit auf seine breiten Schultern; wenn er sich aber kein Auto mehr halten kann — ja, dann ist er unten und muß von vorn anfangen. Gearbeitet, gesorgt und gerechnet wird hüben wie drüben, aber hier geschiehts mit der fröhlichen Sicherheit, daß es sich eines Tages lohnen wird.

Geßlers Heeresreform von einem alten Soldaten

Der Abzug der Interalliierten Kontroll-Kommission und die vierzehnte Bestätigung Otto Geßlers als Minister der Republik fielen beinahe auf einen Tag. Beide Ereignisse haben Jubelhymnen ausgelöst, und nie war die Einhelligkeit der Gefühle aller Deutschen so stark wie in diesem Augenblick.

Dieser 31. Januar ist der Beginn der offiziellen Aufrüstung Deutschlands. Die schwarze Rüstung ist passé. Heute sind es nur noch die Männer aus der Zunft der Dummen, die gern noch von „Reichswehrreform" faseln, die von parlamentarischen Staatssekretären und parlamentarischen Rekrutierungs-Kommissionen das Heil erwarten. In diesem Zeichen wollen sie siegen. Der Sieg aber hat in diesem Fall einen penetranten Begleitgeruch von Stellenjägerei und Pfründensehnsucht.

Gewiß — die Reichswehrreform kommt. Selbst der Kriegsminister Geßler — als solcher beginnt er seine dreizehnte Amtsperiode, und wenn der Zahlenmagie überhaupt irgend ein Sinn beizumessen wäre, hier hätte die ominöse Kraft, die man der Zahl zuschreibt, endlich einmal begründete Gelegenheit, in Funktion zu treten — Geßler hat dieser Tage seinem Leibjournal mitgeteilt, er habe erst sein Reformprogramm, mit dem Reichskanzler und dem Chef der Heeresleitung festgelegte Maßnahmen, „in sachlicher und personeller Hinsicht" durchzuführen, ehe er an Rücktritt werde denken können.

Dieses Reformprogramm ist ein sozusagen pazifistisches Programm. Es verdankt seine Entstehung der Initiative der

Deutschen Liga für Völkerbund, deren Vertreter ebenso im Friedenskartell des Nobelpreiskandidaten Quidde sitzen, wie in den Kommissionssälen des Kriegsministeriums in der Königin-Augusta-Straße. Es ist allerdings ein etwas eigenartiger Pazifismus, denn er wird gepredigt von dem General Graf Montgelas, dessen Umgang ein ehrliebender Pazifist meiden müßte. Die Liga für Völkerbund hat sich übrigens dieser Tage einen seelsorgerischen Beirat unter Führung des Generalsuperintendenten der Kurmark, D. Dibelius, beigebogen, damit dem schon vom Völkerbundsgedanken eingenebelten Waffenspiel hinfort auch nicht mehr der kanonische Segen fehle.

Denn dieses „Reformprogramm" rückt unser Deutschland wieder in die Reihe der Militärstaaten. Es sieht die Vermehrung der deutschen Effektivstärken auf das Doppelte, die Ausspannung der Kaders auf das Dreifache vor. Es sieht ferner vor die Neueinführung der schweren Artillerie des Feldheeres, aller andern, bisher nur nach illegalen Grundsätzen geführten, schweren Waffen für den Großkampf und der so bitter entbehrten technischen Kampfmittel, insonderheit der Fliegerei.

„In personeller Hinsicht" stellt das Arbeitsprogramm die endgültige Ausmerzung jener hohen Offiziere sicher, von denen man sich offner oder versteckter Widerstände gegen den neuen Kurs versehn zu müssen glaubt. Nur unbedingte Gehorcher — und das sind alle Kreaturen Seeckts — haben fürderhin Aussicht.

Ob polnischer Krieg oder Intervention gegen die Sowjets in Aussicht steht, ist allenfalls gleichgültig. Die Richtungskämpfe in der Armee kommen mehr und mehr zum Schweigen. Langsam wird auch von den Offizieren begriffen, daß das Heer nicht mehr und nicht weniger zu sein hat, als das Machtinstrument des Staates, wenn schon auch solcher Überzeugung unter Umständen sehr schnell durch irgendwelche Impromptus das Genick gebrochen werden kann. Heute, da die Gewähr künftiger „kraftvoller Außenpolitik" besteht, ist jedoch denkbar, daß den Herrn in Zukunft das Säbelrasseln genügen wird, daß ein Hühnerfeldzug in den Korridor im gesteigerten Geltungsbedürfnis der Karmesinenen ausreichende Renovation der verlornen Waffenehre vorstellt.

Reform der Reichswehr, das bedeutet im Zeichen von Genf und Thoiry allerdings auch die endgültige Ablösung von desolaten Verbänden, die doch ohnehin den Chocs der preußischen Polizei gegenüber sich nicht gewachsen erwiesen haben.

Das sind die Voraussetzungen für den Chef des Stabes der Investigation. General Baratier — man wird sich den Namen merken müssen: Nollet mit umgedrehten Vorzeichen, wird das neue Kontingent seiner Völkerbundsarmee bald mit Befriedigung mustern können. Es sind ganz brauchbare Leute, Landsknechte mit viel gesundem Appetit, der aber Den nicht zu stören braucht, der die Peitsche klatschen lassen kann.

Kein Zweifel: Otto quatorze wird seine neue Aufgabe mit Glanz erfüllen. Noch ist es strahlend hell um ihn, doch ferne ballen sich dunkle Wolken und künden Donner und Blitz.

Die Geheimhaltungspflicht der Presse

von Ludwig Bendix

Der Reichsverband der Deutschen Presse, Bezirksverband Berlin, hat im Herbst 1926 zwei Vortragsabende über Gerichtsberichterstattung und Justiz und Presse und Kriminalpolizei veranstaltet. An beiden Abenden ist eine Frage überhaupt nicht gestreift worden, die sich nicht, wie die beiden andern, auf die Strafverfolgung und Rechtsprechung bezieht, sondern zeitlich hinter beiden liegt und die Auskunft über erlittene Strafen und abgeschlossne Strafgerichtsverhandlungen zum Gegenstande hat.

Der folgende, der Praxis entnommne Fall mag veranschaulichen, was gemeint ist: X ist vor acht bis zehn Jahren wegen einer vor vierzehn Jahren begangnen Tat zu einer hohen Zuchthausstrafe rechtskräftig verurteilt worden, nach Ansicht seiner Verteidiger zu Unrecht. Wegen Haftunfähigkeit wird er nach langjähriger Untersuchungshaft ohne Verbüßung eines Tages Strafhaft in seine ausländische Heimat entlassen. Hier gründet er sich eine Existenz und führt mit Frau und Kind ein geordnetes bürgerliches Leben. Seine Wettbewerber, etwa frühere Angestellte von ihm, hören etwas Unbestimmtes von den alten Sachen und wenden sich an ein Detektivbüro mit der Anfrage, die alten Zeitungen mit den Berichten über die Strafgerichtsverhandlungen gegen X zu beschaffen. Sie wollen von ihnen im Konkurrenzkampf Gebrauch machen, um X wirtschaftlich zu schädigen und zu vernichten.

Diese Gefahr besteht in der Tat, wenn, ja wenn die Presse nicht dem X zu Hilfe kommt und ihre alten Erzeugnisse nicht geheim hält oder nur unter bestimmten, den X schützenden Bedingungen zugänglich macht. Es handelt sich hier also um die Forderung der Schutzes der rechtskräftig verurteilten Täter durch die Begründung einer Geheimhaltungspflicht der Presse. Dieser Gedanke in seiner besondern Zuspitzung ist vielleicht neu. Der Gedanke des Schutzes von Verurteilten selbst liegt bereits dem Gesetz über beschränkte Auskunft aus dem Strafregister und die Tilgung von Strafvermerken vom 9. April 1920 (RGBl. S. 507), geändert durch Art. VI Abs. 1 des Geldstrafengesetzes vom 27. April 1923 (RGBl. I S. 254) und Art. X Abs. 1 der Verordnung über Vermögensstrafen und Bußen vom 6. Februar 1924 (RGBl. I S. 44) zugrunde. Hier handelt es sich um eine praktische Nutzanwendung der Grundgedanken vom 9. April 1920 auf den vorliegenden Fall. Die Durchführung ist auch nicht so schwierig, wie es vielleicht auf den ersten Blick scheinen könnte.

Die Verwalter der Zeitungsarchive müßten durch Organisationsbeschluß verpflichtet werden, das Interesse Derjenigen nachzuprüfen, die alten Jahrgänge einsehn wollen, und die Einsicht zu verweigern, wenn dieses Interesse, wie im vorliegenden Falle, verwerflich ist. Das würde natürlich allein nicht zum Ziele führen, weil leicht ein berechtigtes Interesse vorgegeben oder vorgetäuscht werden kann. Deshalb müßte noch ein Verpflichtungsschein ausgearbeitet werden, von dessen Un-

terzeichnung die Erlaubnis der Einsichtnahme abhängig wäre. In diesem Scheine müßte sich der Unterzeichnende verpflichten, das aus den eingesehenen Zeitungen gewonnene Material nur zu den von ihm anzugebenden — billigenswerten — Zwecken zu verwerten und im Falle der unmittelbaren oder mittelbaren Zuwiderhandlung eine — erhebliche — Konventionalstrafe zu zahlen.

Gegen diese Forderungen kann und wird vom Standpunkt eines konsequenten Wahrheitsfanatismus Erhebliches eingewandt werden. Ich teile diesen Standpunkt nicht, er ist ja auch von dem oben bezeichneten Gesetz bereits grundsätzlich aufgegeben worden. Man wird auch entgegenhalten, daß ja die öffentlichen Bibliotheken zur Verfügung ständen, wenn die Verwalter der Zeitungsarchive nach den hier vertretenen Vorschlägen die Einsicht älterer Jahrgänge ablehnten. Das ist richtig, ändert aber nichts an dem großen praktischen Wert der hier geforderten Erschwerung. Auch ist ernstlich zu erwägen, ob nicht auch die Bibliotheken ähnliche Vorschriften in ihre Benutzungsordnung aufnehmen sollten und müßten, wenn sich auf dem erörterten Gebiete bei ihnen Mißstände ergeben. Natürlich wird auch auf den zivilrechtlichen Weg der Unterlassungsklage gegen die Wettbewerber oder die von ihnen in Anspruch genommenen Auskunftspersonen oder Beide verwiesen. Auch er ist gangbar, aber meist erst, wenn es zu spät ist, er ist auch kostspielig und umständlich und bringt die Gefahr mit sich, daß grade die alte Sache erörtert wird, die begraben sein soll. Schließlich kommt auch eine Verständigung mit den Organisationen der Auskunfteien und Detektivinstitute in Frage, äußerstenfalls eine gesetzliche Regelung.

Die Fälle der hier erörterten Art sind durchaus nicht selten, wie Manche annehmen mögen. Sie gehören zu jenen tragischen Erscheinungen, die sich meist unter der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens abspielen. Die Betroffnen wagen sich mit ihrem berechtigten Schutzbedürfnis nicht an die Öffentlichkeit. Grade deshalb müssen sie mit doppelter Energie und wirklicher Menschenfreundlichkeit in ihrer hilflosen Lage betreut und durch die hier geforderte Geheimhaltungspflicht der Presse geschützt werden. Diese Pflicht kann und darf nicht in Frage gestellt werden. Sache der Presse-Fachleute ist es, eine praktisch befriedigende Regelung der hier geforderten Pflichterfüllung zu finden und einzuführen.

Kriegsschuld von H. G. Wells

Von wesentlichem Interesse ist nicht so sehr die Frage, wie der große Krieg begann, als vielmehr die, warum er nicht vorausgesehen und verhindert wurde. Es ist weitaus bedeutsamer, daß Millionen von Menschen zu „patriotisch", zu dumm oder zu gleichgültig waren, um dem Unheil durch ein freimütiges und großzügiges Streben nach Einigkeit in Europa zu steuern, als daß eine kleine Anzahl von Leuten emsig daran gewesen sein mag, es heraufzubeschwören.

Pestalozzi von Heinrich Eduard Jacob

Der Staat, hören wir, will zu Ehren des hundertjährigen Todestages von Pestalozzi die Schulen ausfallen lassen. Ach, möchten zu Ehren Pestalozzis die Schulen doch lieber den Staat ausfallen lassen.

Mit diesem Wortwitz haben wir uns ein wenig an den Mann herangepirscht, der der größte logische Fabulierer zwischen Lichtenberg und Karl Kraus gewesen ist. Seht, wie er reitet! Die Tressen lösen sich von seinem verregneten Dreispitz und die Strümpfe hängen ihm schief auf die Schuhe. Gleicht das Männchen in seiner kraftvollen und manischen Zerstreutheit nicht dem Alten von Sanssouci? Wohl; aber mit dem Unterschied, daß Pestalozzi nichts von doppelter Buchführung versteht. Weder verbietet er seinen Untertanen den Kaffee, den er selber gern trinkt, noch schreibt er gegen Macchiavell, um ihn an Skrupellosigkeit zu übertreffen, noch führt er Schlesische Kriege, die er als Philosoph verwirft. Ihm, Pestalozzi ist Leben und Lehre eins.

Übrigens: herunter vom Pferd, was Pestalozzi betrifft. Der Philosoph Herbert Spencer gab das Reiten auf, weil er den Willen des Pferdes in dieser Hinsicht nicht erkunden zu können meinte. Auch Pestalozzi hätte ein Pferd nicht unglücklich machen wollen.

Was wollte Pestalozzi? Die Welt glücklicher machen. Er wollte das, indem er, bei der Wurzel beginnend, zunächst die Kinder glücklicher machte. Der Mensch — schreibt er — wenn er werden soll, was er sein muß, muß als Kind sein und als Kind tun, was ihn als Kind glücklich macht.

Glück? Um Gotteswillen, Glück in der Schule? Dieser Mann muß verrückt gewesen sein. Denn noch heute schreibt der Oberstudienrat dem Abiturienten in die Entlassungsprämie: „Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen."

Er war also kein Freund des Schulschindens, Pestalozzi. Und was für ein Freund des Militarismus er war, läßt sich denken. Und was er unter Erziehen verstand, auch. Achtzig Jahre lang hat ers getrieben. Während aber unsre großen Historiker über Pestalozzi ein wenig schweigsam sind, notierte der Geschichtsschreiber des französischen Volkes, Michelet: „Rabelais erzog einen König, Montaigne einen Fürsten, Locke und Rousseau einen Edelmann, Pestalozzi aber erzog die Menschheit."

Ein großes Wort. Ein allzugroßes Wort, guter Michelet. Denn wo sehn wir, daß die Menschheit im Sinne Pestalozzis schon erzogen worden wäre?

Wir Deutschen allerdings halten Pestalozzi für einen Entschiednen Schulreformer. Das war er ja nun wohl — immerhin hat dieser entschiedne Geistreformer die Schule so entscheidend nicht reformieren können, daß sie im Lesebuch für die Oberstufe Pestalozzis Anekdoten und Fabeln ertragen könnte. Sie stehen nicht drin. Und das mit Recht. Denn erstens

sind sie Schmutz und Schund — zweitens würden sie, ständen sie drin, eine Ausdehnung des Sprengstoffgesetzes auf den Geist selbst nötig machen. Erwachsenen aber sollen sie gegönnt sein. Sie führen — hört es, Nachdrucker! — den Titel: „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens" — und sind im Jahre 1797 im lieben Basel erschienen.

Der unbekannte Pestalozzi

Fabeln

„O du heilige Einfalt", sagte Huß, da ein schwacher, alter Bauer noch eine Bürde zu dem Scheiterhaufen, auf dem Huß verbrannt werden sollte, hinzutrug. Auch ich sage oft, die Einfalt ist heilig; aber wenn ich den Fisch an jede Angel anbeißen, wenn ich die Henne vor dem Fuchsloch scharren und weiden, wenn ich die Kühe für den Küher melken und das Schaf für den Metzger fett machen sehe, so lobe ich mir den Mann, der zu den Armen gesagt hat: Seid klug, wie die Schlangen! Dieser Mann hielt Dummheit sicher nicht für Menschenpflicht. Wenn er gesagt hat: Gebet das Heilige nicht den Hunden, und werfet die Perlen nicht vor die Schweine, so wollte er gewiß nicht sagen: Behaltet das Volk dumm und laßt es nicht zum Gebrauch seiner fünf Sinne kommen. Im Gegenteil, dieser Mann hat sicher Alles getan, dem Armen und Verlassenen den besten Gebrauch seiner fünf Sinne möglich zu machen, und hingegen nichts und garnichts, die bürgerliche Stellung der Römer, der Herodes und der Oberpriester dem Volke als eine Sache in die Augen fallen zu machen, um deren Erhaltung sich die Jünger seines Reiches sich etwas zu bekümmern hätten.

*

„Wir sind doch unglücklich, daß aus unserm Tal kein Ausweg stattfindet", also jammerten Schafe und Kühe in einer eingeschlossnen Bergweide. Ein Reh, daß ihre Klagen hörte, sagte zu ihnen: „Es hat freilich Auswege aus eurer Weide, aber Hirte und Metzger werden sie euch nicht zeigen, und um sie selber zu finden, muß man weder Kuh noch Schaf sein."

Der Eigentümer des Berges, der die Äußerung des Rehs an seine Kühe und Schafe hörte, sagte darüber: „Dieses Reh scheint eine bestimmte Neigung zu haben, eine böse Aufklärung unter mein Vieh zu bringen. Meine Kühe und Schafe haben gar kein Recht, einen andern Ausweg aus ihrer Weide zu suchen, als denjenigen, durch den sie meine Knechte in den Stall oder in meine Metzge zu bringen gewohnt sind und Befehl haben."

*

Der Schöppe Plump ging heute, wie täglich, berauscht aus der Schänke und traf auf dem Wege den Schneider Klein an, der auch so berauscht heimging. Das konnte der Schöppe nicht leiden; er entrüstete sich und sagte zu seinem Büttel: „Büttel, stell mich an die Wand und führ den Schneider Klein ins Gefängnis nach den Rechten der Stadt pag. I in den Satzungen!" Der Büttel tat, was ihm der Schöppe befohlen und führte den Bürger ins Gefängnis nach den Rechten der Stadt. Dann kam er wieder und führte den Schöppen zu seiner Frau nach den Freiheiten derselben Stadt.

Kilian von Arthur Eloesser

Eine sehr lustige Sache heißt Schwank, eine lustige heißt Lustspiel, eine nicht durchweg lustige heißt Komödie. Wenn in dieser zu ernsterer Betrachtung berechtigten Gattung das Unlustige nicht überwiegen soll, so darf sie von einem Schwank durchschossen sein. Der Schwank braucht eine Anekdote, eine kuriose Begebenheit, die sich gegen alle Wahrscheinlichkeit wirklich zugetragen hat; ein Schwank ist gut, wenn er sich wie eine Anekdote mit einem einzigen Satz wiedergeben läßt. Paul Kornfeld hat dem Staatstheater eine Komödie gegeben, die ‚Kilian oder Die gelbe Rose' heißt. Davon ist Kilian der Schwank. Meister Kilian der Buchbinder wird von einer literarisch verdummten Gesellschaft mit dem Modephilosophen oder Theosophen Natterer verwechselt, und er spielt die Rolle einen Abend und eine Nacht durch so gut, daß der richtige Prophet, den eine Zugverspätung erst am Morgen ankommen ließ, sich völlig ersetzt findet und das Feld räumt. Gut! Der Kilian ging also in einen Satz hinein, und das war der Schwank.

Die Komödie dagegen ist die gelbe Rose, keine echte Marschall Niel, die ihren sanften Duft zwischen Apfelmus und Napfkuchen hat, sondern ein armes staubiges Ding aus Sammet, das ein liebender Jüngling im Garten der Villa Samson aufliest und der einsam schmachtenden Tochter durchs Fenster zuwirft. Ein Ding, das bei einer spiritistischen Sitzung durch Verschwinden und Wiedererscheinen die Gemüter aufregt und sich von einem spaßigen Requisit zur Würde eines Symbols hinaufspielt. Die alte Sammetrose bedeutet die Sehnsucht des von Dichter und Darstellern zu schwermütigem Ernst verdammten Liebespaares, das gegen die Précieuses und die Précieux ridicules aus einem romantischen Hintergrund sanft rebelliert, um schließlich auch diese Karikaturen literarischer Verrücktheit noch wie mit einer geheimen Entschuldigung zu erreichen. Die auf Hauptmännisch etwa lauten würde: A jedes hat halt a Sehnsucht. Bei Kornfeld aber, der ein sehr gedrucktes Hochdeutsch schreibt, heißt es ungefähr: Nun ist doch etwas Blühendes daraus geworden. Die arme Sammetrose hat sich in einen Strauß richtiger Marschall Niel verwandelt, den Herr Natterer, der echte Prophet, bei seiner eiligen Flucht vor dem fal-

schen oder noch echteren im Garten der Villa Samson zurückließ. Von den Theosophen oder literarischen Charlatans, die mir begegneten, weiß ich genau, daß keiner außer ungebundenen Freiexemplaren seiner Bücher oder seinem Autogramm je etwas mitgebracht hat. Solche Galanterien schicken sich für solche Würde nicht. Doch lassen wir Das; denn die Komödie, die romantische und symbolisch bedeutsame Partie des Stückes ging schon längst nicht in einen Satz herein.

Der Regisseur Erich Engel, der die Schwäche des Liebespaars noch durch eine schwache Besetzung andeutete, hat den Schwank des Kilian mit spiritistischer Sitzung, mit kaltem Büfett und warmen Wienern ganz in den Vordergrund getrieben, hat die Welt, in der man sich literarisch aufregt, zur ausbündigen Karikatur aufgetrieben. Ein Komiker wie Herr Florath, der gern des Guten und des Bösen zuviel tut, mag ihm aus einer noch so kräftigen Regiehand geglitten sein: Geben wir den Damen Mathilde Sussin und Frigga Braut zu, daß sie nicht ohne derbdeutliche Lustigkeit den einen Punkt treffen, aus dem auch das Weh und Ach literarischer Geilheit zu kurieren ist. Ich denke aber, daß ein so ernster, ein literarisch geweihter Dichter wie Kornfeld nicht nur die Preziösen oder die Welt, in der man sich langweilt, noch einmal herausgeben wollte, daß ihm vielmehr daran lag, aus der Versuchtheit und Gebrochenheit unsrer gleichgewichtslosen Zeit eine Atmosphäre zu destillieren, sie zu einer Nacht des Zaubers zu konzentrieren, auch wenn es nur fauler Zauber sein sollte: Denn — a jedes hat halt a Sehnsucht. An dieser feinern Essenz, die Beides, die Komödie und den Schwank, durchdringen, die sich durch dieselbe Atmosphäre verflüchtigen sollte, schien der mixenden Regie nichts gelegen. Ihr müßt ein stark Getränk schlürfen! Und ich denke wieder, daß die Regie sich richtig entschieden hat für altes, derbes, unnachdenklichen Theater. Denn was bei den verrückten Samsons in Haus Herzens und Geistestod betrieben wird, das liegt weit zurück, das hat uns unsre Zeit wahrlich nicht mehr aufgegeben. Von der man wahrscheinlich einmal feststellen wird, daß sie trotz Kino und Radio, trotz Sechstagerennen und Boxmatches voll von metaphysischem und religiösem Bedürfnis, also auch voll von theosophischem und anderem Schwindel gewesen ist. Dieser kleine literarische Betrieb scheint ein sehr unvollkommnes Spektrum und strahlt eigentlich keine Grundfarbe wider von der berühmten Sonne unsrer Zivilisation. Wozu sind Dichter da, wenn sie nicht übertreffen! Rudolf Steiner mit seinen sieben Vollendungen, mit seiner theosophischen und seiner Zigarettenfabrik war schon eine größere Komödie. Und ergötzt uns die Schule der Weisheit zu Darmstadt nicht als ein viel kernigerer Schwank? Besonders wenn Kilian und Natterer, wenn Graf Keyserling und Rabindranath Tagore sich die Hand reichen von Abend gen Morgen!

Meister Kilian wird bei den Samsons mit dem von ihm nur eingebundenen Philosophen Natterer verwechselt und in fortschreitender Verwirrung zum Prophezeien und Religionsstiften genötigt. Nachdem der Kleistrer die verschwundne Rose des Liebespaares wieder materialisiert hat, wird er immer

selbstbewußter, herrischer, verrückter, ähnlich wie Jau der Kesselflicker bei Hauptmann, und der philosophische Frosch droht fast zu zerspringen, wenn er einen Widersacher auf die Bahre wünscht und den Toten wieder zum Leben erweckt. Ihm gelingt noch Höheres; er hat in einer Nacht ebensoviel und ebenso erfolgreich Unsinn geredet wie Natterer in dreißig Bänden. — Kilian oder Die gelbe Rose. — In Kilian selbst aber durfte es kein Oder geben; er ist zugleich der Schwank der verwegenen Anekdote und die Komödie der bedeutenden Nachdenklichkeit. Jakob Tiedtke blieb für mich lediglich der Schwank, rund und fest in seiner biederen Handwerkstüchtigkeit, die sich gegen den Unfug erst sträubt, überzeugend durch einen soliden Verstand, der sich nur durch unleugbare Wunder verwirren läßt, rührend auch darin eine nüchterne Bescheidenheit, die ihn vom Größenwahnsinn einer verrückten Nacht immer wieder herstellt. Aber ein auf mehr oder wenigstens andres als Realität und Reellität eingerichteter Künstler hätte einem verständig und tüchtig kombinierten Werk, hätte einer klaren, nachprüfbaren Konstruktion wahrscheinlich etwas tiefer Menschliches, individuell Schöpferisches, also Irrationales untergelegt. Dieser Kilian wird keinen Lebenden auf die Bahre wünschen und keinen Toten erwecken, auch wenn ihm seine Wunder noch so geschickt in die Hand gespielt werden. Das Stück, das keinen Schatten wirft, rechnet gut und rechnet sich sogar einen geistigen Reingewinn heraus, wenn der freiwillige Charlatan sich von dem wider Willen klein reden läßt, aber in der Hauptfigur wurde kein Gründungskapital an derjenigen Tollheit oder Laune angelegt, die nur des Zufalls bedarf, um das Erlebnis hervorzubringen. Der redliche klare Kornfeld, der immer nur weiter machen soll, hat von der Tollheit besonders die Methode. Ich will ihn seiner Biterlichzeit auch nicht mit ihm geweint habe.

Unsere Zeit schreit nach der Komödie, das Bedürfnis ist festgestellt, und unsre jungen Dichter, die mit ihrem expressionistischen Feuerwerk viel Schall und Rauch oder Knall und Dunst machten, haben durchaus recht, wenn sie sich nun mit ganz andern Angeboten auf den Markt drängen. Tragödie erscheint immer unerwartet, als Einzelfall, als Bekenntnis, aus einer Einsamkeit, in der Einer weinte. Das Lachen ist eine gesellschaftliche Angelegenheit und bedarf viel mehr einer Verständigung, einer fröhlichen Zustimmung. Tragödie kann schlecht gebaut sein und doch das Schönste vom Schönen. Jeder Theaterkundige weiß, daß Komödie vor Allem Arbeit ist, vorhersehende, berechnende, auswiegende Arbeit, weshalb auch zwei Mann eine machen können, weshalb die erfahrnen Franzosen auch die Doppelfirmen nicht verachten. Gemeinschaftsarbeit, auch in noch viel weiterm Sinn. An dieser Komödie habe ich allerdings nicht mitgearbeitet, so wenig wie am ‚Fröhlichen Weinberg'. Der richtige Mann wird schon kommen, weil er erwartet wird. Indessen bemerken wir gern, daß unsre jüngern Schriftsteller, indem sie zum sichtbaren Theater geschlossen kehrt machten, mit rühmlicher Anstrengung exerzieren und die vergessnen Griffe wieder lernen.

Kirchgang von Ingeborg Seidler

Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden.
Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.
Lukas

So vernahm es staunend meine Seele, als ich aus weißer Sonne auf Zehenspitzen in eine Backsteinkirche trat, am Ende einer unbekannten Straße. Sie war dämmerig und kühl, aber ohne Weihrauchduft und ohne Kerzenschimmer. Das sagte mir, daß es keine katholische Kirche war, in der ich mich befand. Ich blickte um mich in diesem nüchternen Raum, und später wurde mir klar, daß ich unbewußt etwas gesucht hatte, das mich — in Stimmung bringen sollte.

Ich liebe das Mystische, das kalt den Körper umkriecht, wenn man ein katholisches Gotteshaus betritt. Die Kerzen, die zuckend schief flackern, wandeln den fahlen Lichtschein, der schwer durch bemalte Fenster bricht, in eine rätselvolle, verdammniskündende Atmosphäre. Der Geruch des brennenden Wachses läßt beharrlich den Katafalk vermissen, und schmerzverzerrte Christusantlitze gemahnen mit wächsernen, unirdischen Konturen furchterzeugend an den Tod. Kalt ist es, und Blumen hier und dort suggerieren Grabesnähe.

An die zweitausend Jahre hat die katholische Kirche Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie die Schäfchen, die „Gott" ihr anvertraut, nachhaltig zu behüten wären. Es kam ihr da der glückliche Gedanke, ihrer Herde schon auf dieser Erde zu veranschaulichen, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei. Sie verlegte sich schon in unsren Sphären auf andre, und ihre Rechnung, wonach ihr da nichts und Niemand beikommen könne, stimmt aufs Haar. In ihrem Bereich hat Niemand von der Wissenschaft etwas zu suchen: hier herrscht der Glaube. Der Glaube, das Höchste alles Sittlichen, die letzte Ausgangsmöglichkeit aller Wissenschaft.

Wer harmlos in eine katholische Kirche tritt, fühlt sich nach dem ersten Umspieltwerden von dieser kalten, unnachahmbar duftenden Luft losgelöst von der Außenwelt. In diesem Raum, von vagen Lichtern unglaublich raffiniert verdunkelt, durch diese Art der Beleuchtung noch aus dem Baustil (besonders der Gotik) die phantastischsten Schattenwirkungen herausholend, in diesem Raum, der unerklärlicherweise beständig von einem gespenstisch leisen Luftzug in Bewegung gehalten wird — also in diesem Raum gewinnt Alles Leben. Angsterregendes, dämonisches Leben. Im unsichern Schattenspiel beginnt die Himmelsmutter zu lächeln, der Erlöser zu atmen. Sein Hauch erfüllt die Luft und die Gemüter. Der Mensch wird willig unter der Einwirkung dieser schlau erdachten Äußerlichkeiten. Es schauert durch seinen Körper, er wähnt seine Seele zittern und gerät in Verzückung. Der Mensch wird für einen Augenblick gut, wird bereit, sich grenzenlos zu demütigen, bereut aufrichtig seine bösen Regungen, nimmt sich inbrünstig und ehrlich vor, ein besseres Wesen zu werden.

Bei solchen Resultaten sei der katholischen Kirche alles angewandte Raffinement verziehen. Unsagbar klug tut sie daran, den Menschen zur Aufnahme ihrer Lehren durch ihre Künste zu präparieren. Denn sonst . . .

Meine Seele hatte die Worte des Lukas vernommen. Bei kaltem Verstand, der aus natürlichem Licht in natürliches Licht trat, vor kahlen, bürgerlichen Wänden. Der Vers war vernünftig prononziert worden, von einem überaus menschlich klingenden Organ. Vereinzelt standen ein paar Leute da, geschniegelt, voll Brillantine. Sie schauten vor sich, und es war nichts zu lesen aus ihren Mienen. Ein Mann mit Geieraugen unterdrückte das Gähnen, und sein Profil zog sich schreckhaft in die Länge.

Da kam es mir plötzlich ganz sinnlos vor, sich so etwas predigen zu lassen. „Ich bin spät geboren, mein schlafendes Großmütterchen dort," entschuldigte ich mich, „mir erzählt der Mann nichts." Wer denkt heute daran, sich nicht selbst zu erhöhen, dieweil er ja lange warten könnte, bis er durch Andre erhöhet würde! Und wer würde sich selbst erniedrigen, wo doch die Andern das Geschäft mit Eifer für ihn betreiben. Sollte aber der heilige Mann das mit dem Erhöhet- und Erniedrigetwerden erst nach dem Tode gemeint haben, was ja sehr wahrscheinlich ist — nun, so hat unser Zeitalter schon sein eignes Rezept: Après nous le déluge!

Lukas, Heiliger, höre: für uns, die wir mit tausend Erbsünden geboren, für uns, die wir aus perversen Lebensgefühlen entstanden sind — für uns hast du nicht gesprochen. Du wirst dich schon, willst du zu neuer Autorität gelangen, zu einer Wiedergeburt bequemen müssen. Wirst uns Andres zu prophezeien und zu lehren haben, willst du Jünger und Gläubige finden in uns. Was soll Demut, was Nächstenliebe, was Menschenachtung, was freudige Erniedrigung vor Hohem? Ein von Kindern Verlachter, der sich kümmert um diese Dinge. Es ist nicht lange her, daß noch eine feste Burg unser Gott war; aber seit wir schlechte Erfahrungen gemacht haben mit diesem Götzen, haben wir uns aufgeschwungen zu jenem Idol, dem schon ein Freund deines Helden, Judas, gehuldigt hat. Es ist ja wahr: großzügiger sind wir inzwischen geworden. Dreißig Silberlinge — das wäre ein Schnorrerunternehmen. Dafür verlohnte sichs, einen armen, gehetzten Juden zu verraten! Heute sinds reiche Juden oder weniger reiche oder arme. Juden sinds irgendwie, die wir zu korrumpieren trachten. Aber es müssen auch nicht grade Juden sein.

Du siehst ein, Heiliger: mit deinen Lehren ist da nicht viel zu machen. Aber ich glaube nicht, daß dein Evangelium unsern Herzen verloren sei: Wollen unsre Seelen lachen, dann hören wir dein Wort bei nüchternem Verstande. Wollen aber unsre Seelen weinen, dann gehen wir in die katholische Kirche, zum Hochamt mit Weihrauch und Haydn-Begleitung, und lassen uns rühren vom Kerzengeflacker. Da beweinen wir schon unsern eignen Tod, denn es bestehen alle Vorzeichen, daß dies zur gegebenen Zeit Niemand tun wird.

Als ich Alles fertiggedacht hatte, breitete sich Ruhe in mein Gehirn. Nirgends brannte Ewiges Licht. In diese gedankenlose Sekunde scholl die Stimme des Evangelienlesers. Mit etwas mehr Pathos als zuvor, wiederholte er den Vers des Lukas. Da stand ich auf, und wunderbar ausgeruht ging ich auf den Zehenspitzen den Korkläufer zurück, hinaus in die weiße Sonne, die unbekannte Straße entlang.

Papiermühle von Alfred Polgar

‚Papiermühle' ist ein Ort auf der Strecke Paris—Boulogne. Ob es den Ort wirklich gibt, oder ob ihn der Autor erfunden hat, weiß ich nicht. Angenommen Fall eins: so war es wohl die Bizarrerie des Namens, die Georg Kaiser gekitzelt und sein theaterwirkendes Ingenium heiter befruchtet hat.

Der Kritiker Duchut schreibt ein Buch über den Dichter Ollier. Er hat sich ihm als Biograph an die Fersen geheftet, folgt ihm wie die Erynnie dem Übeltäter, wie der Jagdhund dem Geruch des Wildes. Im Sommer vergangnen Jahres war der Dichter, das hat der Biograph festgestellt, heimlich mit einer Dame in Papiermühle. Wer war diese Dame? Dies herauszuschnüffeln reist Duchut in den Ort mit dem skurrilen Namen. Seine Frau mit ihm. Nicht nötig, zu sagen, daß sie und die Geheimnisvolle vom vorigen Jahre ein und dieselbe sind; und verständlich also, daß sie nur höchst widerwillig an der Forschungsexpedition teilnimmt. Zum Glück haben Wirt und Personal des einzigen Gasthofes in Papiermühle, der jetzt Herrn und Frau Duchut beherbergt, wie er im Vorjahr Ollier und Frau Duchut beherbergt hat, gewechselt. Doch die vier Herren aus dem Städtchen, lächerliche Kleinstadt-Idioten, die jeden Mittwoch im Hotel zusammenkommen, sind noch da, erkennen die Dame vom Vorjahr wieder und machen ihr eindeutige Anträge. In ihrer Not telegraphiert sie Ollier herbei. Der kommt, bändigt die Vier. In der Auseinandersetzung des Dichters mit seinem Kritiker dann — der, ein fanatischer Erfüller heiliger Biographenpflicht, hartnäckig darauf besteht, die Unbekannte des vergangnen Sommers ans Licht der Literaturgeschichte zu ziehn — erreicht die Komödie ihren sozusagen geistigen Höhepunkt. Welchem seiner Lebens- und Kunstbeschreiber (und ob überhaupt einem) dieser heiter-giftige Ausfall Georg Kaisers gilt, weiß ich nicht. Jedenfalls sagt er hier, indem ihm die Galle exakt (in streng geformten Kernsätzen) übergeht, was er von Kritikern hält. Nicht viel. Es ist Trocken-Satire, Kondens-Bitterkeit, Ärger in Würfeln, und schmeckt vorzüglich. Die angenehmst verwickelte Lustspiel-Situation findet im dritten Akt ihre sehr schwache Lösung. Da die rachsüchtigen Provinzler ihre Wissenschaft auszuplaudern entschlossen sind, bleibt dem Dichter nichts übrig, als dem Kritiker zu gestehn. Der, weit mehr Biograph als Gatte, ist sofort bereit, die Dame abzutreten, wie auch der Dichter bereit ist, sie ehelich zu übernehmen. Die vier Kleinstädter werden durch Androhung sonstigen Pistolenduells, vor dem der her-

ausfordernde Kritiker noch viel mehr Angst hat als die Geforderten, zum Widerruf gezwungen. Sie beschwören, was sie gesehn haben nicht gesehn zu haben.

Ein amüsantes Stück. In seinen Absichten enger, in seinen Hintergründen flacher, und dialogisch etwas stumpfer als die Theaterdichtung Georg Kaisers zu sein pflegt. Die Figuren des Dichters und der Frau sind mit einem knappsten Existenzminimum an menschlicher Substanz bedacht. Um das Viereck der komischen Provinzler wandelt der Witz des Verfassers in einem bedächtigen Gleichschritt, der die Geduld des Zuschauers auf Proben stellt. Jedem der vier Herren, einen nach dem andern, wird der freche Brief vorgelesen, den er der Frau geschrieben hat, jedem, einem nach dem andern, wird mit der gleichen Drohung der Pistole das gleiche Zusammenklappen abgenötigt. Das ergibt zweimal je vier ermüdend ähnliche Sprachen. Den Schauspielern liefert ‚Papiermühle' reichlich leere Form, die sie aus Eignem füllen können. Die Dresdner machten von solcher Möglichkeit bescheidnen Gebrauch.

Aus Menschenliebe

Busen und Literatur von Josef Schanderl

Was ein Liebchen auch von Anmut böte,
Busen bringt die Verse erst in Schwung.
Schon Homer belohnte Kampfesnöte
mit weißbusiger Beseligung.
Blättert rum im spät- und frühen Goethe:
vor 'nem Busen war er zaubrisch jung.
Schillers Laura, hochbebust, erhöhte
bis zum Himmel die Begeisterung.
Auch die neunzger Realistenschule
hatte reichlich Busen auf der Spule.

In Romanen darf der Busen wallen,
wogen, branden, bis er überschäumt,
peitscht die Sanften wild, läßt Hünen lallen,
macht die Sieger zärtlich und verträumt,
schimmert durch das Tanzgewühl der Hallen,
strahlt am Festmahl, edelsteinbesäumt,
kann zum Schicksal sich zusammenballen
für das Mannsvolk, das sich schlecht bezäumt,
kann in Liebestrauer halbmast hängen,
kann sich sehnsuchtsvoll entgegendrängen . . .

Ha! wo soll man was zum Schildern schauen,
wenn ihr Stoffbereiche längst versankt?
Darf man neusten Blusenfalten trauen —
hurra: die gerade Linie wankt!
Wachst hinein ins Leibchen, holde Frauen,
lupft die Schnürlein, so Ihr aßt und trankt,
helft den Göttergarten nochmal bauen,
dem der Mensch Unsägliches verdankt!
Blühen wieder klassisch hohe Busen,
kommt die größte Konjunktur der Musen.

Parlament und Polen von Morus

Der deutsch-polnische Zollkrieg

Nachdem man den offiziellen Salat mit Regierungserklärung und sonstigen Ansprachen an sein Volk hinter sich hat, gehts ganz stramm und wacker los. Krach mit Polen, Reiberei mit Frankreich, weitres Versteckspiel im Falle Junkers und mit den andern politischen Russengeschäften: ganz nett für die erste Woche.

Gewiß, viel hat sich nicht geändert, und allenthalben können sich die neuen Herren auf Präzedenzfälle aus der keudelllosen Zeit berufen, als, unter sozialdemokratischem Schutz, noch das Kabinett der Mitte das Szepter führte. Einen Vorwurf kann man also selbst in Sachen Polen der Rechtsregierung nur machen, wenn man von der törichten Voraussetzung ausgeht, Leute in Amt und Würden könnten aus Fehlern etwas zulernen. Daß Polen an Prestigepolitik und Protektionismus das Seine tut, steht außer Zweifel. Aber ebenso sicher ist, daß auf deutscher Seite im Bezirk der Wilhelm-Straße Kräfte am Ruder sind, die eine Einigung mit Polen nicht wollen — eine Einigung, versteht sich, bei der, wies üblich ist, beide Parteien Konzessionen machen, und nicht eine Einigung auf der Basis: Feldwebel und gemeiner Mann. Möglich, daß die Polen im Verwaltungswege sich gegen deutsche Staatsangehörige andre Scherze erlauben als gegen Franzosen, Engländer oder Amerikaner. Aber was tun wir? Gegen welchen Staat, außer gegen Polen, würde die deutsche Regierung gleich mit Abbruch der Handelsvertragsverhandlungen vorgehn, wenn der Gegenpart formal vollkommen zu Recht, nach anderthalbjährigem Zollkrieg, die Aufenthaltsbewilligung deutscher Staatsangehöriger nicht mehr verlängern will? Allerdings sind die Deutschen, die den Ausweisungsbefehl bekommen haben, nicht gewöhnliche Deutsche, sondern Industriedirektoren, und auch die deutschen Wirtschaftsgruppen, die sich gegen die Zollabmachungen mit Polen sträuben, sind nicht gewöhnliche Wirtschaftsgruppen, sondern oberschlesische Schwerindustrielle und Landbündler, die der Ansicht sind: in Deutschland gibt es genug Schweine, und die polnischen brauchen wir nicht.

Die Herren vom Landbund haben natürlich vollkommen recht. Wozu schicken sie außer Schiele auch noch ihren Verbandsvorsitzenden, Keudell, in die Regierung, wenn sie ihre Privatinteressen nicht einmal durchdrücken sollten? Daß gleichzeitig die Gewerbetreibenden, daß ein großer Teil der verarbeitenden Industrie, daß der Handel aufs Schwerste geschädigt wird, daß die deutsch-polnische Handelsbilanz sich seit dem Zollkrieg ständig zu Ungunsten Deutschlands entwickelt hat, daß in Deutsch-Oberschlesien die Ausfuhr nach den polnischen Grenzgebieten auf die Hälfte, zum Teil auf ein Drittel zusammengeschrumpft ist: das Alles stört die großen Geister im Auswärtigen Amt und im Wirtschaftsministerium nicht. Lieber verpulvert man neue Millionen zur Subventionierung Schlesiens, als daß man einmal in die eigne Statistik guckt. Wieviel bisher der Zollkrieg mit Polen und der vertrag-

lose Zustand mit Frankreich oder früher mit Spanien gekostet hat, darüber gibt es bei den zuständigen Stellen — zuständig kommt bekanntlich von Zustand! her — weder Aufstellungen noch Vorstellungen.

Das hat schon seine guten Gründe. Zumal bei Polen kommt es auf Geld nicht an. Wollte man mit den Warschauern wie mit andern Staaten zunächst einmal nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten verhandeln, so würde man ja wohl auch nicht vierzig Minuten vor dem vereinbarten Sitzungstermin der polnischen Delegation telephonisch eine Absage erteilen und diese Heldentat damit begründen: „Die Sitzung wäre in der gegenwärtigen Situation deplaziert gewesen." Dann hätte man aber wohl auch den Vorsitzenden der deutschen Kommission, der sich solcher Brüskierungen schuldig macht, den Staatssekretär Lewald, dorthin geschickt, wo er schon lange hingehört: nach Pensionopolis, oder irgendwohin, wo es auf Geistesübungen weniger ankommt, als auf Leibesübungen, etwa zur Olympiade nach Amsterdam. Aber man will gegenüber Polen eine forsche Turnlehrerpolitik. Deshalb läßt man Herrn Lewald trotz aller faux pas und Mißerfolge gewähren. Denn der Grundton der deutschen Politik gegen Polen ist, auch wenn Ulricus Rauscher in Warschau sich freundlicherer Sitten befleißigt, auf Das abgestellt, was die alten Griechen mit dem klangvollen Ausdruck „Dafke" bezeichneten.

Der Konflikt mit Polen wäre, so kostspielig er auch wirtschaftlich ist, von mindrer Bedeutung, wenn er nicht ein Symptom für die größte Gefahrenquelle bedeutete, die es, außerhalb des mussolinischen Italiens, in Europa gibt. Das ist das Böse an der Geschichte: sich an Polen reiben, Polen ein bißchen schikanieren und, vor Allem, Polen geringschätzig behandeln, ist durchaus keine Spezialität des Herrn v. Keudell oder des Herrn Lewald; die Scharfmacher können sich darauf berufen, daß der größte Teil der deutschen Linken in puncto Polen im Grunde des Herzens auf ihrer Seite steht. Eher noch findet man bei der bürgerlichen Mitte hie und da mal einige Skrupel. Aber auch Herr Stresemann hat vor gar nicht langer Zeit Locarno, Völkerbund und alle Verständigungspolitik im Westen nur als ein Sprungbrett und als Rückendeckung für eine aktive Ostpolitik angesehn — von der Heeresgruppe Wirth-Geßler und den deutsch-russischen Giftgascompagnons ganz zu schweigen. Anti-polnisch ist heute populärer, als 1920 anti-französisch war. Die Verständigung mit Frankreich zu predigen, ist einigermaßen überflüssig, seitdem selbst die klügern Männer der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie erkannt haben, daß gutes Einvernehmen mit den Franzosen ein noch bessres Geschäft ist, als der Ruhrkrieg. Aber umso notwendiger ist es, daß die paar Furchtlosen jetzt anfangen, Einigung mit Polen zu propagieren. Die Aufgabe wird gewiß nicht leichter und nicht appetitlicher sein, als es die Campagne für die deutsch-französische Verständigung war. Aber der Versuch muß gemacht werden.

Die Konzern-Denkschrift

Sie müssen nicht meinen, daß auf unsern Ministerialbüros nicht gearbeitet wird, weil die Leute dort soviel über ihren Sechzehnstundentag sprechen. Aber manchmal nimmt die amtliche Schluderei Formen an, daß man submissest darauf hinweisen muß.

Lang ist es her. Am 12. März 1925 beauftragte der Reichstag die Regierung, eine Enquête über die Bildung von Konzernen, Interessengemeinschaften und ähnlichen Zusammenschlüssen in der deutschen Wirtschaft vorzunehmen. Es war wohl ein schöner Vorfrühlingstag, und im Reichstag ging es so zu, wie es bei gutem und auch bei weniger gutem Wetter dort zugeht, wenn nicht grade Haupt- und Staatsaktionen auf dem Tapet stehen. Irgendwo auf den Bänken sitzen ein paar verschlafne Abgeordnete, in den Gängen und in der Ecke auf dem breiten Ledersofa schwatzt man ein bißchen; auf der Regierungsbank arbeitet ein zurückgebliebener Minister seine Unterschriftenmappen auf; einsam aber auf seinem Dreimeterstuhl wacht Löbe, der Präsident und hält, unter völliger Geistesabwesenheit des Hohen Hauses, folgenden Monolog:

> Demnach liegen Abänderungsanträge nicht mehr vor, ich darf § 2 für angenommen erklären.
>
> Ich rufe weiter auf § 3, — § 4, — § 5, — Einleitung und Überschrift. — Angenommen.
>
> Wir hatten auch die dritte Beratung auf die Tagesordnung gesetzt. Ich eröffne die allgemeine Aussprache, — schließe sie mangels Wortmeldungen und rufe in der besonderen Beratung auf die §§ 1—5 sowie Einleitung und Überschrift. — Sämtliche Paragraphen, sowie Einleitung und Überschrift sind angenommen.
>
> Nunmehr bitte ich die Damen und Herren, die in der Schlußabstimmung dem Gesetzentwurf zustimmen wollen, sich zu erheben.
>
> (Geschieht.)
>
> Das ist die Mehrheit; der Gesetzentwurf ist angenommen.
>
> Der Ausschuß unterbreitet uns dann noch zwei Entschließungen:
>
> die Reichsregierung zu ersuchen,
>
> a) in den (roten) Gewerbebogen (Drucksache III) Ziffer 6 folgende Frage aufzunehmen:
>
> Ist der Betrieb ganz oder teilweise beitragspflichtig zu seiner Handwerks-(Gewerbe-)Kammer?
>
> Wenn ja, mit wieviel Gesellen (Gehilfen) und Lehrlingen?
>
> b) alsbald eine Enquête vorzunehmen, durch die die Bildung von Konzernen, Interessengemeinschaften und ähnlichen Zusammenschlüssen in der deutschen Wirtschaft festgestellt wird. Das Ergebnis dieser Enquête ist dem Reichstag bekanntzugeben.
>
> Ich nehme an, daß das Haus sich diesen Entschließungen anschließt, wenn ich keinen Widerspruch höre. — Die Entschließungen sind angenommen.

Hupp, das hätten wir! Der Stenograph, der dieses Monumentalgemälde für die Nachwelt festzuhalten hat, klettert in den Keller, um die Beschlüsse der Volksvertreter aus dem Gabelsbergerschen in die Schreibmaschine zu übersetzen. Nicht den Gedankenstrich vergessen, alter Herr. Denn der Gedankenstrich, das Zeichen, daß sich weder ein Gedanke noch ein

Widerspruch im Parlament geregt hat, ist das Wichtigste an solchen Tagen. Oben im Plenum gehts weiter, stundenlang, seitenlang. Ein Gesetz nach dem andern wird erledigt, und jeder Beschluß hat seinen Gedankenstrich.

Parlamentarische Dekadenz? Also doch lieber Mussolini? Keine Aufregung. Bagatellen wird man wohl unter jedem Regime wie Bagatellen behandeln, aber an irgendeiner Stelle der Staatsmaschinerie setzt auch der geringfügigste Beschluß ein Rädchen in Bewegung. Nicht, daß gleich Etwas geschieht, um Gotteswillen, nur keine Eile! Aber ein Beamter ist da, der sich damit befaßt, und wenns keinen gibt, muß er schleunig angesetzt werden.

Wens trifft, der ist über alle Abbausorgen erhaben. Sechs Monate Urlaub, zwölf Monate; es kommt gar nicht darauf an: Nur gründlich, mein lieber Regierungsrat, und nicht überstürzen, damit im Reichstag die Konzerngeschichte, die in der Barmat-Zeit den Anstoß gab, längst vergessen ist, wenn wir damit rauskommen. Dort denkt selbstverständlich kein Mensch mehr dran, ebensowenig wie an tausend andre Beschlüsse. Diese unermüdliche gesetzgebende Versammlung ist nämlich noch immer nicht auf den Gedanken gekommen, eine Art Selbstkontrolle einzuführen und sich Das anzuschaffen, was jeder achtsame Kaufmann hat: einen Notizblock oder einen Sekretär, der sein Gedächtnis unterstützt. Beim Militär mußte über die Ausführung jedes wichtigen Befehls Meldung erstattet werden. In den kgl. preußischen Ämtern gab es ein schlechteres Surrogat; die Aufschrift auf den Aktendeckeln: in drei Monaten oder in sechs Monaten wieder vorzulegen. Im Reichstag gibt es nichts dergleichen. Es wird etwas beschlossen, und damit ist die Sache ein für alle Mal erledigt.

So kann sich das Reichswirtschaftsministerium und das von ihm beauftragte Statistische Reichsamt erlauben, nach zwei Jahren die Konzernenquête vorzulegen, die der Reichstag am 12. März 1925 eingefordert hat. Das Ergebnis besteht nicht etwa in einem Standardwerk, das einen wirklichen Einblick in den Aufbau der deutschen Konzerne gewährt, also Das gibt, was der Reichstag doch schließlich haben wollte. Entstanden ist vielmehr in zwanzigmonatiger sogenannter Arbeit ein schlechtes, lückenhaftes Adreßbuch der bekanntern Firmengruppen, eine kindliche Aneinanderreihung der einzelnen Gesellschaften, mit dürftigsten Angaben des Kapitals und der Höhe der Beteiligung. Spaltenlang kein Wort darüber, wem was gehört; so gut wie nichts über die Verflechtung der Gesellschaften und Gruppen untereinander; nirgendwo wird ersichtlich, wer Koch, wer Kellner ist. Und dazu ein paar Seiten schlecht geschriebener Text, in dem erzählt wird, wie schwer es war, dies Meisterwerk fertigzustellen. In jedem Bank- und in jedem Zeitungsarchiv würde ein Angestellter, der solches zusammenbastelt, freilich schon vor Ablauf von zwei Jahren, unsanft herausgesetzt werden. Das Reich aber druckt und bezahlts, und offeriert es womöglich noch als Musterleistung deutscher Wirtschaftsstatistik dem Publikum.

Reichstag, schaff dir ein Notizbuch an. Und dazu noch eine Rute!

Bemerkungen

Hochverrat der Buchhändler

Der Vierte Strafsenat des Reichsgerichts, der Niedner-Gerichtshof, tagt unter dem stellvertretenden Vorsitzenden Lorenz. Der feierliche Prunk des Gerichtssaals soll den Angeklagten wohl noch einmal die Schönheit dieser Welt vor Augen führen, bevor die Öde der Zelle ihn umfängt. In das hohe Eichengetäfel eingelassen zwei riesige Ölbilder von Wilhelm I. und Friedrich III. Acht Jahre hindurch thronen die Kaiser dort als Protektoren des obersten Gerichtshofs der Republik. Die hohen Glasfenster sind von oben bis unten mit feudalen Wappen geschmückt, sodaß kein Lichtstrahl hereindringt, der nicht gebrochen wäre durch die Farben dieser Symbole. Über den Plätzen der Richter ist ein dicker dunkelroter Teppich als Baldachin aufgespannt. Der Gerichtshof erscheint: fünf Männer in scharlachroten Roben mit scharlachroten, samtverbrämten Kappen. Luft des Mittelalters weht durch den kalten Prunkraum.

Aber ich will von dem Prozeß erzählen. In dem konzentrischen Angriff auf die Geistesfreiheit erfolgte hier ein Vorstoß auf einer neuen Front: Anklage gegen zwei Angestellte linksgerichteter Buchhandlungen wegen Verkaufs „hochverräterischer" Schriften. Über dreißig Broschüren und Bücher, teils politischen, teils literarischen Inhalts, sind im Verlauf der letzten zwei Jahre in diesen Buchhandlungen beschlagnahmt worden. Unaufhörliche Haussuchungen und willkürliche, oft völlig ungesetzliche Beschlagnahmen durch verschiedene Polizei- und Justizorgane ohne genügende Ausweise und Befugnisse wurden vorgenommen, Bücher und Broschüren wurden fortgeschleppt ohne vorherigen Gerichtsbeschluß und ohne Begründung.

Und jetzt sind nach fünftägiger Verhandlung die Angestellten der beiden Buchhandlungen „Viva" (Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten) und „Junge Garde" zu je zehn Monaten Festung und je 500 Mark Geldstrafe verurteilt worden, nicht etwa, weil sie verbotene Bücher nach der Beschlagnahme verkauft haben sollen, sondern hauptsächlich, weil sie die Bücher, die sie verkauften, nicht vorher auf ihren Inhalt hin geprüft hatten. Sie hätten dies tun sollen, urteilte das Reichsgericht, hätten erkennen müssen, daß die Bücher hochverräterischen Inhalts waren und hätten sie dem Verlage zurückgeben müssen. Daß in einer Anthologie für Jugendliche unter anderem auch das Gedicht von Goethe „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten" als hochverräterisch bezeichnet wurde, weil derartige Gedichte zwar vom Autor nicht hochverräterisch gemeint, aber in den Händen von Arbeiterjugend als zum Hochverrat aufreizend wirken müßten (Begründung des Gerichtshofs), kennzeichnet das Niveau und den Geist der Leute, denen das deutsche Geistesleben anvertraut ist. Junge Arbeiter dürfen sich demnach nicht allen Gewalten zum Trotz erhalten, sondern müssen sich von feindlichen Gewalten vernichten lassen; sonst begehen sie Hochverrat.

Der Gerichtshof verfügte die Vernichtung eines Teils der beschlagnahmten Bücher sowie der Platten. Andere Bücher werden nach Streichung bestimmter Stellen freigegeben. Genaueres darüber wird erst am Mittwoch bekannt gegeben.

Die Ladung namhafter literarischer Sachverständiger lehnte der Gerichtshof ab mit der Begründung, „nicht der literarische und künstlerische Wert stände hier zur Diskussion, sondern nur das Strafrechtliche".

Nur Johannes R. Becher, der Verfasser des beschlagnahmten Romans „Levisite oder der einzig gerechte Krieg" und Berta Lask, deren historisches Drama „Tho-

mas Münzer" beschlagnahmt ist, durften als Zeugen über die Grundtendenz ihrer Bücher aussagen.

Becher stellte die Thesen auf, daß er die Furchtbarkeit des kommenden Gaskriegs geschildert habe, und daß ein Gerichtshof, der diese Schilderung verbietet, damit zeigt, daß er diesen Gaskrieg will. Er sagte ferner, daß er die Gegenwart geschildert habe, und daß er dies nicht tun konnte, ohne den wichtigsten Bestandteil des heutigen Lebens, das Leben des Proletariats, wahrheitsgetreu und realistisch zu schildern, daß aber der Gerichtshof offenbar in einer wahrheitsgetreuen Schilderung Hochverrat sähe.

Berta Lask versuchte, dem Gerichtshof ein wichtiges Stück deutscher Geschichte in marxistischer Beleuchtung nahe zu bringen und — mit Vermeidung hochverräterischer Ausdrücke — gewisse Analogien zwischen damaligen und heutigen Ereignissen und Menschentypen nachzuweisen.

Dies war der erste deutsche Buchhändlerprozeß.

Bertha Lask

Otto Wallburg

kommt herausgetrudelt, Atem hat er draußen geschöpft, und was er nun sagt, hört sich ungefähr folgendermaßen an:

„Also — erlauhm Sie mal, wie komm Sie überhaupt dazu, einfallächerlich! Sie haben mir doch erst gestern am Telefon — liieber Freund! Dann gehört der Kerl ins Zuchthaus! Ins Zuchthaus! Sag ich Ihnen! Sie mit! — Ham Sie 'ne Zigarre?" Diese Fettkugel spricht Stenographie (Debattenschrift); die Sätze fallen, fertiggenäht, aus dem Mund, sind hundertmal gesprochen, werden als bekannt vorausgesetzt und daher nur leicht angeschlagen. „Es erscheint mir nicht nötig, hier noch umständliche Einwendungen zu machen" heißt: „Al' machn Se doch keine —", und den Rest hat man sich zu denken.

Er ist immer ein bißchen naß, weil er schwitzt, immer in Bewegung, und was er einmal in einer Posse zu sagen hatte, könnte sein Wahlspruch sein: „Nehmen Sie nur! Ich habe davon vierhundert Stück." Er hat von allem vierhundert Stück, auch von jeder Gemütsbewegung. Er muß, dem Akrobaten gleich, immer trippeln, sonst fällt er von der Kugel, Ruhe ist Tod, Stillstand Verderben. Da bewegt er sich lieber.

Ein Teil seiner Komik liegt darin, daß er die Glaswände der Würde, die um jeden Menschen enger oder weiter aufgerichtet sind, unbekümmert durchbricht: für ihn gibts das nicht, er sieht sie nicht einmal. Wenn die Wände klirrend zu Boden krachen, und der Angepackte den Eindringling betroffen anstarrt, fuchtelt er mit Händen und Füßen, und die Hörer lachen, weil es immer Spaß macht, dergleichen zu sehen. Der Wallburgsche Spießer, durch Konversationslexikon, etwas Radio und viel Zeitung genau so weit aufgeklärt, wie das fürs Geschäft der Andern notwendig ist, geht ran, respektiert keine Würde und böte auch noch einem Shakespearschen König eilig und gutmütig eine Zigarre an.

Denn gutmütig ist er. Im Grunde schüchtern, wird er leicht frech — das soll in Deutschland vorkommen, niemand war ja feiger als der Selige aus Doorn, und daher auch dessen große Schnauze. Wallburg ist häufig sein getreuer Untertan, forsch, maßlos beschäftigt und immer hinter irgend etwas her. Nur hat er — im Gegensatz zu dem Herminerich — Herz.

Und ist daher kein hoffnungsloser Spießer. Ob er wirklich dem König im Macbeth eine Zigarre reichte? Vielleicht wendete er sich an das Hofmarschallamt, aus Respekt, aus irgend einem vagen Gefühl für Größe. Das ist denkbar. Wie man sich ja überhaupt diesen Komiker zum Beispiel an einem Grab denken könnte, er weinte wirklich, er mag Kinder gern, er hat eine

dickliche, weiche Hand, sein Fett wackelt gutmütig, und wer ihm nicht grade in Geschäften im Wege steht, Dem ist er hold gesinnt. Eine Spur kesser: und er wäre ein idealer Wendriner.

So aber hopst er über die Bühnen, verhapselt, verhaspelt, verhapselt sich, ververspricht sich, „Tante Emmy hat mir aber doch selber gesagt, sie paßt aufs Kind auf, wenn das Kind in die Badewanne fällt, wer läßt denn eine Badewanne ohne Aufsicht... 'n Augenblick mal! 's Telefong klingelt! Marie! Marie! Warum geht denn keiner ...!"

Man hats nicht leicht in den Stürmen des menschlichen Lebens. Auf den weißen Wogenkämmen aber tanzt der Dicke, ein Badeengel aus Celluloid.

Peter Panter

Welt-Währung

Die Tatsache, daß der Privatmann heute noch fast seinen ganzen Bedarf bar bezahlen muß, hemmt die Einsicht in das wahre Wesen des Geldes und fördert den trügerischen Schein, als ob das Geld eine Ware an sich wäre. Das Geld darf nicht zur Ware werden, die gehandelt und notiert wird. Freilich wird der Wert der Dinge und der menschlichen Arbeit nach Konjunkturen schwanken; der Maßstab aber darf nicht schwanken.

Schwer wird es sein, die Völker auf einen internationalen Maßstab zu einigen, weil einer der verhängnisvollsten Begriffe: das „Prestige", von Nationalisten aller Arten dagegen mobil gemacht wird. Zeit, zu warten, bis ein theoretisch begründeter Maßstab gefunden sein wird, hat aber das verelendete Europa nicht. Deshalb ist für die Entgiftung des Brandherdes Europa, nicht nur für das geschwächte Frankreich nötig, daß der Völkerbund sofort eine tragfähige Währung ins Leben ruft. Dann wird die Erkenntnis des Segens zur Folge haben, daß eine Welt-Währung als notwendige Voraussetzung für eine gesunde Wirtschaft betrachtet wird, und ihre Schaffung wird dann keine Utopie mehr sein.

Die europäische Währung ist der englische Shilling, eingeteilt in 100 Cents. Allerdings würde ich bei der fortgeschrittenen Verarmung Europas für nötig halten, hinzuzusetzen: „Der Shilling ist gleich $^{10}/_{42}$ amerikanischen Dollar." Damit wäre die drohende Gefahr der Entwertung gegenüber Amerika beseitigt und auch die amerikanische Währung als Wertmesser stabilisiert. Wobei gar keine Rolle spielt, ob Amerika einverstanden ist oder nicht: es hat ja auch nicht hindern können, daß in der Inflationszeit der Deutsche seine Sachwerte nach dem Dollar berechnete.

Ein Widerstand von Amerika ist aber durchaus nicht zu erwarten, weil kein Land Interesse an der Entwertung der Währung eines andern hat, und weil Amerika als Gläubiger und Warenlieferant aus der Stabilisierung der Währung in ganz Europa nur Nutzen ziehen kann.

Durch die Verkoppelung der amerikanischen und der englischen Währung wäre praktisch die Stabilisierung aller Währungen auf der Erde herbeigeführt. Das Ei des Columbus. Wie sich die einzelnen Länder mit ihrer degradierten Währung abfinden werden, ist ihre Sache. Wesentliche Schwierigkeiten bietet das aber durchaus nicht, weil ja ohnehin der Dollar und das Pfund Sterling als Welt-Währung immer Maßstab waren.

Auf diese Weise würde auch England von seinem Währungszopf erlöst werden. Es steht übrigens nichts im Wege, 20 Shilling als Pfund oder Doppelkrone oder wie immer zusammenzufassen, um für größre Werte eine leichte Rechnungsmöglichkeit zu haben.

Daß die technischen Schwierigkeiten solchen Vorzügen gegenüber nicht ins Gewicht fallen, ist klar. Die Noten- und Münzen-Herstellung kann international beinah ebenso gut dezentralisiert werden wie innerhalb eines großen Landes. Wichtiger allerdings als Papier- und Hartgeld ist der

Giroverkehr, der immer größere Bedeutung gewinnen wird. Der bargeldlose Verkehr würde zum Nutzen der Wirtschaft gewaltig gesteigert werden. In Deutschland genügte ein strenges, dem englischen ähnliches Scheckgesetz und die Propagierung und Erweiterung des Postscheckverkehrs, um bei dieser Lösung der Währungsfrage jede Zahlmittelnot unmöglich zu machen.

Die Durchführung dieser Vorschläge würde das Geld der ganzen Erde seines Warencharakters entkleiden. Daß praktisch immer noch Noten und Hartgeld aufgespeichert werden könnten, ist unerheblich, und da eine solche Aufspeicherung nur wirtschaftliche Nachteile bringt, zum Beispiel Zinsverlust, so ist jeder praktische Schade ausgeschlossen.

Wilhelm Rose

Max Scheler in Berlin

Das ist mit literarischen Moden so: ein paar müßige Umstürzler bringen sie im Caféhaus auf, dann gehört es für den Bürger zum guten Ton, die Bohemiens zu kopieren, und schließlich sanktioniert die Akademie Alles mit ihrer neumodisch frisierten Amtssprache. Der mit Recht so verstorbne Expressionismus ist springlebendig in den Zigarettenplakaten der Bourgeois, und Universitätsprofessoren plaidieren für „persönliche Prägungen" in der Sprache der Wissenschaft. Man bekämpft ein Phantom, wenn man den Universitätsprofessor von heute als langbärtig, lodenbekleidet, mit Brille und Regenschirm zeichnet. Die Herren auf dem Katheder sind nicht mehr preußisch-nüchtern, langweilig, korrekt, sondern sie reden heute Feuilletons (von vorgestern), lassen munter die Artikel fort und sind überhaupt sehr aufgeklärt. In der modernen Welt gibt es schlechterdings kein Problem, das nicht einbezogen, keine Theorie, die in dem großen Brei nicht mitgekocht werden könnte. Da geht es wie im Warenhaus-Ausverkauf zu: „Psychologismus? — Bitte sehr, zweiter Band, Kapitel vier"; — „Mystik? — Wünschen Sie katholisch oder indisch, wir führen beides." — „Neue Sachlichkeit? — Leider noch nicht da, die erste Lieferung ist noch unterwegs."

Der Prototyp des Feuilleton-Professors ist Max Scheler, den zu beherbergen Berlin jetzt alle 14 Tage das Vergnügen hat. Daß er interessanter, unterrichteter, europäischer als die meisten seiner Kollegen ist, spricht kaum für ihn, sondern gegen jene. Dieser Mann, der die Phänomenologie dahin geführt hat, wohin sie von Anfang an strebte, zum Katholizismus, dieser Mann hat eine praktische Methode, sein Publikum zu gewinnen. Nachdem ers eine Weile zuerst auf das Prokrustesbett der Einzeltatsachen, Literaturbelege und Fachterminologen gespannt hat, verkündet er den Aufatmenden die Erlösung: es sei gar nicht so schlimm, wenn man bisher noch nichts verstanden habe, denn die großen Weisheiten seien nicht durch den Intellekt zu erringen, sondern ein Geschenk der Gnade. Wenn frühtotemistische Mutterrechtskulturen, occasionalistische Psychologie und rationalbiomorphische Naturansichten sich zu einem gordischen Knoten verschlungen haben, kommt allemal eine metaphysische Weisheit, ein intuitiver Glaube und löst alles erquickend und einfach.

Unsre modernen Universitätsprofessoren sind auch sehr tolerant. Der alte Lasson konnte noch auf die „Bande in Jena" fluchen, „die vom Affen abstamme". Für Scheler gibt es keine moderne Theorie, für die nicht schon ein Plätzchen im System bereit gehalten wäre. Corpusculartheorie, Comtes Dreistadiengesetz, Apriorismus und Psychoanalyse werden unter eine Mütze gebracht, die Bischofsmütze. Denn man muß nur die moderne Wissenschaft richtig verstehn, dann sieht man sofort, daß alles auf die Krönung des Ganzen, auf ein supranaturales Wissen hinzielt. Warum in den Kleinigkeiten unnachgiebig sein, wenn es das ganze System gilt? In der realen Wirklichkeit kann sich für

Scheler nichts Überraschendes mehr ereignen. Die profane Welt ist, wie sie auch ist, Bestätigung seiner Metaphysik. Dröhnten vor zehn Jahren nachts die Verwundetentransporte über die Kölner Rheinbrücke, so wurde flugs ein „Genius des Krieges" geschrieben, wo viel zu lesen stand von dem individuellen Krieg im Innern jedes Menschen und dem Sinn weltgeschichtlicher Entscheidungen; heut werden André Germain Komplimente für die grande nation ins Notizbuch geschrieben, und der katholische Gedanke war ja von jeher paneuropäisch. Wird morgen ein Diktator ermordet, so lag das durchaus in dem metaphysischen Sinn unsrer Zeit begründet, mißlingt das Attentat, so hat das Alles schon in Schelers Soziologie gestanden. Kurzum, es ist eine für jede Eventualität gerüstete Philosophie. Sie ist, wie ein shakespearescher Narr von seinem Gewissen sagt, wie ein Barbierstuhl: sie paßt für jedes Gesäß.

Wolf Zucker

Anita und Henri

Henri — ein weißer, schwammiger Körper, die Marzipanimitation einer Fettgans, ein leicht verunglücktes Profil, kurz: die Konfektion am Strande. Anita Berber — die Dame aus dem Friseurschaufenster, nur daß die üppige Büste nicht durch den zackigen Bruch des Sockels keusch unterbrochen, sondern in ihrer Ganzheit dargeboten wird. Wenn auch erst gegen Ende des Programms. Umleuchtet vom Grün und Rot giftiger Limonaden entblättert sich das Repertoire.

In einer Zeit, wo die größten Tanzschöpfungen in schmucklosen, einfarbigen Kittelchen vorgeführt werden, ist es nicht mehr möglich, eine „Salome" zu tanzen und dabei die plastische Attrappe des Johanneskopfes auf einem leibhaftigen Tablett zu servieren; oder als Narzissus sich im Fußboden zu spiegeln und ihm in der Schlußpose einen zärtlichen Kuß aufzudrücken. So etwas ist heute schon als bloße Erfindung Schmiere. Und wie wird das vorgeführt...

Irgendwo in einer fernen Seitenloge bimmelt Herr J. Pommeranz auf dem Flügel. Ungefähr gleichzeitig damit vertreiben sich die Zwei da oben mit Unanstand die Zeit. Die Wollust des kleinen Mannes. Die Bäuche werden vorgewölbt, die Arme ausgebreitet, sinnlich wackeln die Oberschenkel. Und zwischendurch eilt Henri in steifer Profilhaltung auf aegyptische Art die Bühne entlang, damit auch die Kunst zu ihrem Recht komme. Ein sinnloses, unmusikalisches Gemengsel konventioneller Gebärden ohne Anfang und ohne Ende. Ab und zu bleibt die Anita, urplötzlich von unfaßbarem Grauen gepackt, in einer Ecke stehen; ab und zu reißt Henri die Augen auf, schwellt die Nüstern und schüttelt den Kopf, als spräche er neiderfüllt zu seinem Sozius: „Die Leute leben...!" Aber der größte Teil der Zeit wird, weniger symbolisch, mit kleinen Handreichungen aus dem täglichen Leben verbracht. Man knöpft Gewänder ab und bindet sie wieder um; man nimmt den Partner auf die Schulter, sieht ihm schmachtend in die Augen und betastet mit zuckenden Fingern seine Weichteile. Wenn Alles sachgemäß erledigt ist, spendet das Publikum reichlichen Beifall. Schauplatz: ein viertklassiges Kabaret? Nein, aber das Renaissancetheater. Aufgang nur für Herrschaften.

Rudolf Arnheim

Adamson

Wer ist das? Nun eben: Adamson, Adams Sohn. Adams kleiner, kläglicher, immer tier- und bierernster Enkelsohn. Bereits jenseits des Paradieses geboren, muß er im Schweiß seines Angesichts und im Dampf der tröstlichen Importe sein Brot essen. Allerdings: arbeiten hat ihn noch nie Jemand sehen; trotzdem er dauernd beschäftigt ist: mit Kistenzunageln, Kartoffelsackschleppen, Diwanklopfen, Tisch- und Stuhlbeinabsägen,

Wäscheauswringen, Kaffeekochen, Knopfannähen, Bieranzapfen, Violinspielen, Ofenreinigen, Katzendressieren, Hasenschießen, Krebseangeln, Ankerlüpfen und Gott weiß was sonst noch alles.

Einen bürgerlichen Beruf hat er nicht. Aber der himmlische Vater ernährt ihn doch. Und Adamson widmet ihm dafür ein Tischgebet, so brünstig, so versunken, daß Kotelett und Kartoffel samt Teller und Gabel zum Fenster hinausverschwinden können, während man für Speise und Trank dankt und man dann, nur mäßig gestärkt, vor einem einsamen und beschäftigungslosen Messer sitzt. Der Andere aber sitzt indes draußen auf der Wiese und sendet Worte innigen Dankes zum Himmel. Nachher, nach verspeistem Kotelett, der Realist.

Nein, Adamson ist kein Realist. Er kommt der Welt nicht auf die Schliche; er schlägt sich mit ihr herum. Er ist Bayard und Don Quichote: jede Windmühle ein Zauberriese und jede Hammelherde ein Heerhaufen. Er haut drauf los, daß die Fetzen fliegen; aber immer seine Fetzen. Versucht er je, sich auf leisen Sohlen an die Realität heranzupürschen, ergeht es ihm noch schlimmer: eine Briefmarke, ein Kragenknopf, eine Garnrolle wird finsteres Verhängnis. War da nicht schon einmal ein Schwede, den ein dreckiger Federhalter, ein von der Post verbummelter Brief in die tiefste aller Höllen schmiß, und dem der leibhaftige Teufel in Gestalt einer kündigenden Köchin erschien? Adamson, geneppt, gehetzt, gejagt bis ans Ende aller Räume und Zeiten von den Erinnyen der bürgerlich-technischen Welt, dieser Menschensohn ist ein Zwillingsbruder des Sohns einer Magd; Strindberg aus dem billigen Laden.

Der schwedische Zeichner Jacobson, der sein Schöpfer ist, hat mit diesem wurstbeinigen, wasserköpfigen, knopfnasigen Kerlchen, diesem ulkigsten Urbild des ewigen Schlemihls, die Randzeichnungen geliefert zum Werk seines großen Landsmanns. Er hat August Strindbergs abgründige Humorlosigkeit wettgemacht, indem er sie — gewiß, ohne es zu wollen — glossierte. Das Leben wäre ja nicht lebensmöglich, geschweige lebenswert, nähmen wir es nicht auf die Dauer von der Adamsonseite; stünden wir nicht, von ihm knockout geboxt, ernsten Gesichts, aber fröhlichen Herzens immer wieder auf und schritten fürbaß, die treue Havanna zwischen den Stockzähnen. Neuen Abenteuern, neuen Niederlagen, neuen Siegen unserer Steinklopferhans-Seele entgegen. Wer sich trösten will über diese dümmste und schlimmste aller Welten, in die wir verbannt sind, wer lachen will über sie, lachend sich befreien will von den Fuchsfallen und Tellereisen ihrer ridikülen Realität, der blättre von vorne und von hinten die drei Adamsonbücher durch, die bei Dr. Eysler & Co. in Berlin erschienen sind.

Harry Kahn

Bagatellen

In der alten ‚Täglichen Rundschau' trieb ein Balte namens Stein sein Unwesen, der als Parlaments-Chroniqueur „A" das Spülklosett in die politische Polemik eingeführt hat. Heute fabriziert der Mann unter dem Pseudonym „Rumpelstilzchen" Berliner Briefe, die durch irgend eine Matern-Korrespondenz verbreitet an einige Hundert Provinzblätter gehen. Da steht so eine Schilderung vom Presseball:

> „Meine größte Freude ist aber doch der rote Genossinnentisch ... gewesen, wo ... Frau Reichstagspräsident Löbe, die zu solchen seltenen Gelegenheiten von Breslau herüberkommt, mit einem Messer die Mayonnaise zu den vielen russischen Eiern geschickt in den Mund zu löffeln verstand, ohne sich zu schneiden. Das ist nicht leicht. Aber man lernt's, wenn man schon im achten Jahr zur regierenden Kaste gehört. Einmal hat ... Hindenburg sie als Tischdame bekommen und ihr nachher korrekt die Hand geküßt. Das ist ihm von altmodischen Leu-

ten verübelt worden. Aber warum denn? Soll er sich auf einmal anders benehmen, als er es schon als Kadett gelernt hat? Frau Löbe ist doch sonst eine kreuzbrave Frau; und es hat in der alten Armee keinen Hauptmann gegeben, der beim Kompagnieball nicht den ersten Tanz von der Frau Feldwebel erbat."

Aber Rumpelstilzchen kann auch neckisch sein:

„In einem Parlament der Reichshauptstadt gibt es eine Parlamentarierin, von der man — als einziger ihres Berufes — wohl sagen kann; sie ist jung und schlank und knusprig. Auch aus guter Familie: ein Onkel war Generalleutnant ... Aber sie trug immer krankenschwesterhaft lange dunkle Kleider. Direkt zum Drauftreten. Ich habe schon manchmal gedacht: gebt mir sie für vier Wochen in Obhut, und ich mache einen entzückenden Schmetterling aus ihr. Und nun beginnt schon das Wunder der Entpuppung. Im Parlament macht alles Stielaugen. „Sie" trägt ein kurzes Kleid! „Sie" hat ja ganz wohlgeformte Beine!"

Rumpelstilzchen versteht sein Gewerbe. Neben den Frauen der „schon im achten Jahr regierenden Kaste" fühlt sich jede Bureauvorsteher-Stellvertreters-Gattin als Dame der großen Gesellschaft, neben der jungen Parlamentarierin jede in die Jugendfürsorge abgedrängte Frigidität als künftige Mondäne, die nur noch des Wunders der Entpuppung harrt. Über den Spender dieser Heiterkeiten kein Wort. Er schaltet dort, wo die Feder ihr Recht verliert, die Bezirke der Klopfpeitsche beginnen.

*

Den Ministerialräten geht es schlecht. Sie fühlen sich als Angehörige der Besoldungsgruppe XIII benachteiligt, weil die zu Weihnachten gewährten besondern Beihilfen nur bis zur Besoldungsgruppe XII, also bis zu den Oberregierungsräten, zur Ausschüttung gelangt sind. Dazu fürchten die Herren Ministerialräte weitres Unrecht durch Herrn Köhler, dem neuen Finanzchef, der aus der mittlern Beamtenkarriere hervorgegangen, für die höhern Gruppen kein Herz haben soll. Deshalb haben sich die Ministerialräte, zwohundert an der Zahl, dieser Tage zum Reichspräsidenten begeben, um ihm eine Denkschrift zu überreichen und auch mündlich über ihre Pariastellung Klage zu führen. So melden die ‚Zeit-Notizen', die die amüsanteste und informierteste aller Zeitungs-Korrespondenzen.

Es ist ein Jammer, daß man bei sowas nicht dabei sein darf. Die Herren Ministerialräte herabgestiegen aus der Wolkenhöhe von Stufe XIII, demonstrierend wie janz jewöhnliche Arbeeter, Ministerial- Proletariat, das außer seinen Ketten nur noch den Gehrock zu verlieren hat — das ist ein Signal sozialer Revolution!

Celsus

Am andern Morgen

Die Französin:

„T' es rejoui, mon petit chou?"

Die Deutsche:

„Liebst Du mich noch?"

Die Engländerin:

„Dou you feel better now —?"

Krieg und Geschäft

Wenn Dich nach kriegerischem Klang gelüstet,
dann schau Dir den verrückten Globus an,
guck, wie der Nachbar gegen jenen rüstet,
und wie ers innerlich begründen kann:

Bedroht das Weiße Haus die Mexikaner,
so ists gewiß des wärmsten City-Danks,
weil es ja nur der Freiheit Wegebahner.
Mal gegen Rom, mal für die Erdöltanks.

Baun sie in Shanghai hohe Barrikaden,
dieweil die erste Schlachtschiffsalve kracht,
steht die Regierung bei dem Mann in Gnaden,
der just in Liverpool in Seide macht.

Reizt ernstes Riviera-Grenzgeplänkel
la bell' Italia gegen Grande Nation,
holt sich ein dunkler Garibaldi-Enkel
die erste, wohlverdiente Provision.

Ob man mit Giftgas, ob mit Tanks entscheidet,
es dreht sich immer um den „Mann vom Bau".
Wenn erst das Lämmchen mit dem Löwen weidet,
stehts um die Börse und den Umsatz flau!

Karl Schnog

Antworten

Ernst v. Wolzogen. Sie schreiben in Herrn Reinhold Wulles ‚Deutschem Tageblatt': „Wenn ich aber sage: ‚dem Lumpen Hugo Bettauer ist ganz recht geschehn, und ich bin dem Teufel herzlich dankbar, daß er nun auch den Siegfried Jacobsohn geholt hat, und ich wünschte nur, daß dessen geistvolle Mitarbeiter an der Weltbühne, dieser gefährlichen Giftmischerzentrale, diesem zischenden Vipernnest, möglichst bald auf demselben Wege verschwänden', so würde die ganze Judenpresse aufheulen..." Wenn Sie das sagen, Herr Ernst v. Wolzogen, so heult Niemand mehr auf, nicht Jud nicht Christ, Niemand. Aber es wird einige hundert Menschen in Deutschland geben, die sich mit Trauer erinnern werden, daß der Mann, der so etwas nicht nur sagt, sondern sogar fertig bringt, unter seinem Namen drucken zu lassen, vor einigen zwanzig Jahren ein zwar flacher, aber gutgelaunter Fabulierer war und an der Rampe des ersten deutschen Kabaretts plaudernd das Spießbürgertum von damals entsetzt hat. Wenn Sie in dem gleichen Artikel zum Überfluß noch Herrn Eberhard König den größten lebenden deutschen Dramatiker nennen, so wird das Herrn König wenig nützen, auch Niemanden, der andrer Meinung ist, zum Aufheulen bringen, aber einige Ihrer alten Freunde zu ernsthaften Betrachtungen über das Grauen eines lahmen, schaffenslosen Alters veranlassen. Das Schicksal meint es übel mit Ihnen, indem es grade Ihre Patriarchenjahre ausgesucht hat, die abgeklapperte Weisheit neu zu erhärten, daß der Liebling der Götter jung stirbt.

Karl Maier, Merseburg, Clobicauerstr. 2 a. Sie bitten die Weltbühnenfreunde von Merseburg und Umgebung, die sich vereinigen wollen, sich schriftlich an Sie zu wenden.

Friedrich Leopold jun., Prinz von Preußen. Sie schreiben: Als Leser Ihrer werten Zeitschrift habe ich von dem Artikel „Preußische Freimaurerei und preußische Reaktion" in der Nr. 5 vom 1. d. M. mit Interesse Kenntnis genommen. Ich möchte hiermit ausdrücklich feststellen, daß ich niemals mit den Freimaurerlogen in Verbindung, noch an der Spitze derselben gestanden habe." Wir geben Ihre Erklärung hiermit zur Kenntnis.

Rechenaufgabe. Es gibt in Deutschland 164 000 Landgüter, die größer als 120 Morgen, gleich 30 Hektar, sind. Jeder Besitzer eines Anwesens unter 30 Hektar muß selber körperliche Arbeit leisten; Besitzer größerer Güter können den Herrn spielen. Frage: Wie alt ist der Ministerialreferent für Siedlungsfragen?

Siegmund Reiß, Hindenburg (O.-Schl.), Kaniastr. 10. Sie bitten Weltbühnenfreunde aus Hindenburg und Umgebung, Ihnen ihre Adressen mitzuteilen.

Herbert Paul, Breslau 2, Neudorfstraße 4 a. Sie bitten die Weltbühnenfreunde von Breslau, die Interesse an der Bildung eines Freundeskreises haben, sich an Sie zu wenden.

Briefschreiber. Habt noch ein wenig Geduld: Gegen Grippe kämpfen Götter selbst vergebens.

Weltbühnenleser in Königsberg treffen sich an jedem ersten und dritten Montag im Monat, abends 8 Uhr, im Heim des Fortschrittlichen Hochschulblocks, Kaiser-Wilhelm-Platz 1.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin; Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Zwei feine Familien von Carl v. Ossietzky

Auf rauhe Schlachten folgt Gesang und Tanz. Wo eben der starre, schwer ergründbare Seeckt mit Donner und Blitz versunken ist, steigt der fröhliche Bonvivantkopf des Generals Heye auf, von einem Regenbogen mit ganz kleiner weimarer Gösch umstrahlt. Das Zeichen des neuen Bundes. So stellt sich Herr Heye im Haushaltsausschuß den Parlamentariern vor. Die Oppositionellen darunter waren kritikgeladen gekommen, rechneten mit einer Panzerfront, stießen statt dessen auf einen weichen Vertrauensbauch und ließen sich von liebenswürdig fließender Rede gern entwaffnen. Paul Löbe, der vor ein paar Monaten den Anstoß zur Debatte über die Republikanisierung der Reichswehr gegeben hat, wohnte der Sitzung als Zuhörer bei. Und wird es bleiben.

Der neue Chef der Heeresleitung erleichtert der Opposition den Übergang zum Nichtstun. Noch vor wenigen Tagen hat Herr Geßler dem gleichen Ausschuß den Wunsch nach einem parlamentarischen Staatssekretär in der von ihm gewohnten Art abgeschlagen. Herr Heye weiß seine Leute besser zu nehmen. Er gesteht unumwunden zu, daß vieles zu rügen sei, aber „im Grunde" sei die Reichswehr doch eine gute Truppe. Monarchistische Offiziere habe es auch in der französischen Armee, sogar unter den republikanischen Zeloten Cromwells gegeben. Das wären fast immer die besten gewesen. Aber Herr Heye gibt auch zu, daß im Volk Mißtrauen gegen die Reichswehr herrscht. Dergleichen wurde früher nicht gehört. Das ist nicht mehr der Standpunkt näselnder Superiorität und nach Geßlers Korporalston sehr viel, aber auch Herr Heye denkt nicht daran, den Herrn Deputierten mehr Konzessionen als solche rein rhetorischer Art zu machen. Denn wo wirkliche Forderungen vorgelegen haben, wurden sie, hübsch in Watte gepackt und mit einem Gott-grüß-dich-Bändchen geschmückt, den Herrn zurückgereicht.

Gab es nicht vor kurzem noch großen Lärm um die Ersatzfrage? Sollte nicht die Rekrutierung dem diskretionären Ermessen der Herrn Kompagnieführer entzogen, damit die Verbindung zwischen Wehrmacht und Wehrverbänden zerschnitten werden? Hierin war doch alles, von Wels bis Stresemann, einig. „Das beste Verhältnis", führte Herr Heye aus, „ist immer, wenn der Kompagniechef mit den Anverwandten des Soldaten Fühlung hat; die Reichswehr ist doch eine große Familie". Herrn Heye liegt gewiß fern, die Opposition mit Spott heimzuschicken. Aber ironischer läßt sich die Abwehr unerwünschter Kontrolle nicht formulieren. Die Herren Abgeordneten hörten zu und lachten nicht. Keiner dachte, die von der trauten Familie begangenen Excesse wieder und wieder aufzuzählen und nach

Garantien für die Zukunft zu forschen. Keiner dachte, die böhmischen Wälder des Etats zu durchqueren. Herr v. Richthofen, Sprecher der Demokraten und in der letzten Weihnachtswoche designierter Reichswehrminister, meinte nur, daß die Höhe des Etats in Frankreich bereits Anstoß und Mißtrauen erregt habe. Wie schrecklich! Gott strafe Frankreich! Keiner der Tadler kam über Belanglosigkeiten hinaus.

Vor diesen Kritikern hat es der neue Mann leicht. Aber er vertritt auch sein Programm nicht ungeschickt. Die Deutschnationalen wünschen Vertrauen im Ausland. Das Zentrum wieder ist lebhaft interessiert, daß der neue Verbündete sich als republikanisch stubenrein erweise und die Allianz nicht durch Dummheiten gefährde. Das Ziel der Deutschnationalen aber heißt: Preußen! Nicht im Sturm' soll die Festung genommen werden, das Zentrum selbst die Tore öffnen. Bis dahin muß alles vermieden werden, was böses Blut machen könnte. Bis dahin ist Ruhe nicht nur Bürger-, sondern mehr noch Soldatenpflicht. Keine dummen Reden, keine anti-republikanischen Provokationen mehr. Für monarchistische Schaugepränge, für die Kaiserhochs der wilhelminischen Generalität werden keine Uniformierten mehr ausgeliehen. Münsingen war Höhepunkt und jäher Absturz zugleich. Die neue Koalition könnte Skandale solcher und andrer Art nicht vertragen. Die Reichswehr wird für die nächste Zeit aus dem politischen Getümmel, damit auch aus dem Bereich von Reformversuchen gezogen und in die Kaserne gesperrt. Da ist die Familie unter sich. Herr Heye hat seine Aufgabe verstanden.

*

Auch die Justiz ist sozusagen eine große Familie, die ihre eignen Interessen hat, ihr eigne Zunge und, vor allem, ein eignes hochgezüchtetes Sippenbewußtsein. Das errichtet für den Laien eine sichtbare Barriere, die zu übersteigen, ihn nicht gelüstet. Deshalb muß auch alle Kritik im Parlament, selbst von rechtsgelehrten Advokaten geübt, verhallen; während die Anklagen und Besserungsvorschläge von richterlichen Personen als Verstöße wieder die Familienehre empfunden werden. Wer sich Das hat zu schulden kommen lassen, wird als Bastard oder ungeratenes Kind betrachtet.

Herr Landgerichtsdirektor Marschner gehört zu denen, die Mutter Freude machen. Sein Prozeß gegen den ‚Montag Morgen' hat mit Verurteilung zu hanebüchnen Geldstrafen geendet. Ein Erfolg war, daß zum ersten Mal ein Geschworenenzimmer wie ein Raritätenkabinett zur Besichtigung geöffnet wurde. Aber das Entrée ist zu hoch, und die Neugierigen werden sichs in Zukunft überlegen. Viel billiger ist dagegen in Potsdam ein Mitglied der Dynastie Kähne davongekommen. Einen Arbeiterjungen blutig zu schlagen, wiegt nicht ein Zehntel so viel wie die Anzweiflung der Methoden des Herrn Marschner, seine Geschworenen zum Strammstehen zu bringen.

Die Hoffnungen, die sich im Sommer an dem Fall Haas geknüpft haben, sind inzwischen zerplatzt. Zwar trat der Juristentag weniger großsprecherisch auf als sonst, und der damalige Reichsjustizminister Doktor Bell gab offen die Vertrauenskrise zu. Aber es ist das Schicksal des gutmeinenden Herrn Bell, immer etwas an den Feind ausliefern zu müssen: 1919 die Kolonien an die Entente, 1927 die Justiz an Herrn Doktor Hergt.

*

Die Reichswehr steht jenseits des sozialen Alltags. Da es keine Wehrpflicht gibt, würde sie ohne ihre Bemühungen um politische Präponderanz friedlicher und stiller vegetieren als irgend eine bemooste Katasterei. Die Justiz dagegen ist die vitale Sache jedes Bürgers. Mißtrauen gegen sie in den Volksmassen bedeutet den moralischen Staatsbankrott. Früher war wenigstens das Reichsgericht, wenn auch in seinen einzelnen Entscheidungen oft klassenmäßig beengt, eine Körperschaft siebenmal gesiebter juristischer Intelligenz. Heute geht die höchste Instanz in politischen Prozessen, wie bei der Verurteilung der kommunistischen Buchhändler und jetzt der Buchdrucker, auf Heiterkeitserfolge aus und leistet sich Stücke, die jeder vor Revisionsgründen zitternde Amtsgerichtsrat sorgfältig vermeidet.

Die Unabsetzbarkeit des Richters ist ein altes demokratisches Palladium. Soll das preisgegeben, dem Zufall der jeweils regierenden Parteikonstellation ausgeliefert werden? Die Fachmänner raten, selbstverständlich, ab. Auch die paar Menschen, die in Deutschland die Avantgarde der politischen Linken bilden, sind geteilter Meinung. Aber eines ist gewiß: geht es im bisherigen Trott weiter, dann wird die Justiz einmal etwas ganz Irreparables anrichten, was selbst dieses geduldige Volk zum Kochen bringt. Und dann werden auch die zahmsten Demokraten plötzlich wild nach Rache schreien, nach sofortiger Wandlung, nach der eisernen Faust und nach, weiß Gott, nicht was. Dann werden sie, wie beim Landsberger Femeprozeß, plötzlich die Forderungen der bespöttelten und ignorierten Außenseiter aufnehmen und tun, als ob sie das immer gesagt hätten. Die Justiz treibt einem Münsingen zu, dem offnen, durch keine Konzession zu dämpfenden Skandal. Aber wenn die reaktionären Parteien selbst die Reichswehr mit pfiffigem Kompromiß aus dem politischen Getümmel ziehen können, um die erregten Köpfe zu beschwichtigen — die Justiz als ungleich wichtigeres Instrument ihrer Herrschaft können sie nicht einmal äußerlich neutralisieren. Je mehr die Rechtsparteien gouvernemental werden, das heißt: auf Agitation verzichten müssen, desto fester müssen sie sich an diese Justiz klammern. Denn der Haustyrann kann zur Not auf die Fußangeln und Selbstschüsse im Hof verzichten, nicht aber auf den Knüppel hinterm Schrank.

Juan Vicente von Alfons Goldschmidt

Eins der instruktivsten spanischen Bücher heißt „Los crimemens del Despotismo". Es enthält alle Ludereien, Metzeleien, Verbrennungen, Einpferchungen, Strangulierungen, die blutverrückte Tyrannen in Nord, Süd, Ost und West verbrachen, von den Zeiten kuhfellbekleideter Keulenherzöge bis in die Epoche des technisierten Sadismus. Es ist die illustrierte Geschichte des „Immer feste druff" mit Ästen, Steinen, Beilen, Schwertern, Kugeln und Bomben, ein Album der Despotenlieblichkeiten im Namen Huitzilopochtlis, Odins, Allahs, und der tausendfünfhundert anderen Heroen, Götter, Propheten und „Ideen". Das Buch ist nicht komplett, es bietet nur eine Auswahl. Aber die genügt. Wer mehr wissen will, dem empfehle ich das Kapitel über Indianermarterungen in der Festschrift für den Amerikanisten Seeler. Da kann er sich unterrichten über die Ansengungen und Skalpierungen, die besten Methoden, Fleisch aus lebenden Leibern zu schneiden, die freundliche Sitte, der gefesselten „Rothaut" eine mit Glühkohlen gefüllte Kopfhaut auf den geschälten Schädel zu stülpen, über die ganze Skala von Quäl- und Mordarten, ersonnen und praktiziert vom homo sapiens, dem Biest mit „kritischem Bewußtsein".

Das sind historische Tatsachen, aber wir brauchen eigentlich die Vergangenheit garnicht: die entsetzliche Gegenwart in aller Welt beweist, daß Tyrannenmordsucht und sadistische Tortur weiterwüten. Mit geänderter Technik, und das nicht immer. Oft scheint das Strafreglement der Inquisition ein sanftes Gebetbuch gegen die phantastisch grausamen Verordnungen der Despoten von heute.

Da sitzt seit achtzehn Jahren Juan Vicente Gomez auf dem Präsidentenstuhl von Venezuela, das heißt Klein-Venedig. Columbus entdeckte 1489 die venezolanische Küste. Seit dieser Zeit haben Kolonial-Merkantilismus und Kapital dem Lande keine Ruhe mehr gelassen. Lombard der Augsburger Welser für einen Pump Karls des Fünften, spanischen Generalkapitanat von Bolivar, dem Freiheitshelden Latein-Amerikas; den Spaniern abgekämpft, Spielobjekt romantischer Banditen, von Revolutionen und Diktaturen zerrissen, aufgewühlt, geknebelt bis auf den heutigen Tag. Augenblicklich Investitionsboden des nordamerikanischen Petroleumkapitals, das von jenem Juan Vicente mit allen Waffen und Brutalitäten geschützt wird. Eine Ölausbeute von monatlich 3,5 Millionen Barrels mit Aussicht auf baldige Ver-

dopplung; das lohnt sich schon. Was dem Nicaraguenser Sacaza, dem Mexikaner Calles nicht gelang, hat Gomez erreicht: die Ölmagnaten Nordamerikas und ihre gelehrten Geologen loben ihn. Er wurde zum „tüchtigsten Gouverneur, der Ruhe und Frieden sichert", gekrönt. Er macht keine Schwierigkeiten wie die Mexikaner oder die Liberalen Nicaraguas. Wie aber sehen Ruhe und Frieden in Venezuela aus?

Gomez wurde im Dezember 1908 Präsident von Venezuela, nachdem er den kleinkapitalistischen Krauskopf Castro gestürzt hatte. Er kündigte eine liberale Unabhängigkeitsregierung gegen die Vereinigten Staaten und die Innenschmarotzer an. Aber kaum saß er auf dem Stuhl, da begann eine der blutigsten Diktaturen Latein-Amerikas, das doch wahrhaftig allerlei gewöhnt ist. Während Gomez dem Kapital der Vereinigten Staaten jede Konzession gegen gute Provisionen machte, nahm er mit Militärhilfe den Venezolanern alle Freiheiten. Wer nicht eingekerkert oder ermordet werden wollte, mußte fliehen. Schon eine Oppositionsäußerung genügte. Gomez spürte jedem liberalen Lächeln nach, unterdrückte die Arbeiterorganisationen, die Klubs der Intellektuellen, fesselte, henkte und peitschte alle, die auch nur nationalfreiheitlich dachten oder gar wollten. Zirka hunderttausend flüchtige Venezolaner leben im Ausland, die meisten mittellos.

Aber die Geflüchteten atmen wenigstens noch, haben noch Raum, können Freunde aufrufen. Entsetzlich jedoch ist das Leben der in Venezuela Festgesetzten. Die „Rotunda" in Caracas ist die Bastille Amerikas. Hier stöhnen die Politischen unter Eisenkloben, die Hoden mit Stricken aufgebunden, die um den Hals gehen und jede Bewegung unmöglich machen. Diese Tortur überstehen nur wenige. Gepeinigt von gemeinen Verbrechern, die man zu Inspektoren gemacht hat, mit den Füßen von der Decke hängend und gepeitscht, damit sie Geständnisse machen, zur Zwangsarbeit getrieben, mit roten Hemden bekleidet, der Blutmimikry wegen: das ist das Los von Tausenden in Venezuela. Es gibt in Venezuela eine „Carre tera de la muerte", eine Todesstraße, so genannt, weil Gomez sie mit Menschenmägen schmückte, die an Fleischerhaken aufgehenkt wurden.

Wie alle Tyrannen, ist auch Vicente Gomez ein „Konstrukteur". Doch die Straßen, auf die er stolz ist, sind Schafott- und Blutstraßen, es sind Stationsstraßen, schlimmer als die Straße nach Golgatha. Aber Gomez wurde vom Papst Benedikt dem Elften zum Kirchenfürsten gemacht. Wann wären Kirche und Diktatur nicht

zusammengegangen! Das Volk arm, die Arbeiter und Bauern unwissend, der Reichtum des Landes verkauft, jede Freiheitsregung niedergeknüttelt, jeder „Mißliebige" gefoltert, stumm gemacht, ausgeblutet: was Wunder, daß die Venezolaner in der Welt draußen diesen Mann inbrünstig hassen, daß sie die Guten anrufen, sich organisieren und bebend ein freies Venezuela herbeiflehen. Juan Vicente Gomez ist nicht der einzige, Tyrann in Amerika, aber nach allem, was gehetzte Venezolaner mir erzählten, und was ich las, wohl der fürchterlichste. Iwan der Schreckliche von Amerika.

Masaryk von Kurt Hiller

I.

Glückliche Tschechei!

Bei Reiß ist in deutscher Übersetzung (von Camill Hoffmann) ein Werk des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik erschienen — „Die Weltrevolution; Erinnerungen und Betrachtungen" —, das die tschechische Nation gewiß unter ihre Fundamental-, ihre Monumentalwerke aufnehmen wird, für Jahrhunderte, und das auch zu einem Pfeiler des Weltschrifttums werden dürfte. Ein Staatsgründer! Wie selten sind in unserm Zeitalter Staatsgründer! Ein Staatsgründer trägt das Epos seiner Gründungstat vor und stellt für sein Volk Tafeln des Sollens auf. Das ist, in siebzehn Worten, der Inhalt dieses etwa zwanzigtausend Zeilen starken Buches, das in keiner ermüdend wirkt, weil es die veristischen Reize eines politischen Kriminalromans verbindet mit den spekulativen Reizen der Philosophie eines Edeldemokraten vom Schlage Max Webers oder Rathenaus. Man schweift vergebens durch die Literaturen, um eine Parallele zu finden. Caesar? Er eroberte und schrieb und herrschte. Doch vermehrte er nur ein Reich, das schon bestand, um eine Provinz; er gründete nicht, wie Romulus. Franklin? Auch er gründete nicht; er trug dazu bei, daß gegründet werden konnte. Montesquieu, Rousseau? Theoretiker, Literaten. Bismarck? Davon das Gegenteil; zwar Verwirklicher, aber bloß (kluger) Kürassier. Cavour? Hinterließ ausschließlich Reden und Briefe. Lenin? Lenin wäre vergleichbar; allein wie pamphletisch-eng wird der Nachwelt das Gedruckte dieses Umwälzers erscheinen, und wie philosophischweit das Memoirenwerk des Bürgers Masaryk! Ich bin in sehr vielen Punkten Leninist und in sehr wenigen Masarykianer; muß mich das hindern, richtig zu messen? Ein andres ist die Tendenz eines Mannes, ein andres sein Format. Scheußlich ein Froschvolk, das immer nur aus seinem Parteisumpf kritisch quakt, unfähig, sich mit Flügeln in die Höhe und die Helle zu begeben und sein Lied aus der Vogelperspektive des freien Geistes herabzusingen.

Das hat nichts mit der falschen Erhabenheit der „Objektiven" zu tun, noch mit Kompromiß oder feigem Sichdrücken vor Entscheidungen. Wir sind Voluntarier, wir sind einseitig, wir entscheiden uns. Indes, der Richtigkeitsgrad und der Geistigkeitsgrad eines Werkes sind zweierlei. Man vergleiche einen Leitartikel von Ledebour mit einem Essay von Rilke. Ledebours Aufsatz ist richtig, Rilkes falsch — schon in der Fragestellung. Aber ich lasse mir nicht nehmen, daß die geistigere Leistung von beiden — der Satz bedarf keines Endes. Inkommensurabel ist nichts (außer für Standpunktlose, für welche wieder nichts kommensurabel ist), und ich werde immer das Richtigere dem Geistigeren vorziehen, zum Beispiel den primitivsten Revolutionär dem kompliziertesten Quietisten — wenn schon das Wunschbild: der komplizierte Revolutionär, der rilkeske Ledebour, nicht zur Wahl steht —; doch was hier gesagt werden muß, ist: Hätte Lenin die geistige Weite und Fülle, die reiche Problematik, die zerebrale Kultur Masaryks (Tugenden, die dem Kommißproleten unbegreiflich oder Objekt seines Hohns sind), hätte Masaryk das fanatische Ethos, die Sozialformen zerstörende, Sozialformen gestaltende Impetuosität, den Odem Lenins (womit wieder der demokratisch geruhige, ironisch kühle Intellektuelle nichts anfangen kann), dann würden Lenins und Masaryks literarische Schöpfungen, ihrer geschichtlichen Funktion nach, allerdings in die Nähe jener Bücher der Vorwelt rücken, die, ganz wie diese, im Grunde nichts als Fixierungen der außerliterarischen Tat ihrer Schöpfer sind: des Pentateuch und des Koran. Ein gewagtes Wort! Aber daß man wagen kann, auf eine Formel zu bringen, was jedem dieser Volksführer, dieser Volkshelden zum Propheten ... fehlt, den mystisch-metaphysischen Bestandteil des Begriffs ‚Prophet' dabei als Altertumsangelegenheit sowieso abgerechnet ... das bereits beweist ihre Größe. Wer ein Buch verfaßt wie diese ‚Weltrevolution' (worunter übrigens der Weltkrieg verstanden ist), der läßt sich nicht einfach unter „Staatsmänner" einreihen, aber unter „Schriftsteller" schon gar nicht, bedenkt man, wie fern unsre größten Schriftsteller, jene genie-umblitzten Sprachzauberer, die wir so lieben und deren Werke das stärkste Verantwortungsgefühl mit der subtilsten Kultur, den höchsten Richtigkeits- mit dem höchsten Geistigkeitsgrad verbinden, ... wie fern, wie sternenfern diese Fürsten unsrer Zunft vom realen Gestalten der räumlichen Welt sind. Schließlich bleibt, so sehr alles bei ihnen Ethos ist, alles Musik bei ihnen. Aber Masaryk ... da ist ein Kopf und ein Täter. Ein Kopf — Staatsgründer; ein Kopf — Staatshaupt; wirklich einmal im Leben ein enthusiasmierendes Ereignis! Glückliche Tschechei!

„Von englischen Philosophen fesselte mich am meisten Hume — das große Problem der modernen Skepsis, das Hume noetisch und am stärksten formuliert hat; der Vergleich mit Comte war dadurch gegeben, daß ... Aber welch ein Unterschied zwischen beiden: der Franzose kehrt zum Fetischismus zurück und sucht Erlösung in altneuer Religion, der Engländer (Schotte!) entgeht der eignen Skepsis durch die Ethik der Humanität ..." Haltet ihr für wahrscheinlich, daß diese Sätze

von Hindenburg stammen? Oder von Ebert? Oder von Fallières, Poincaré, Millerand, Doumergue? Oder von einem König? Klingen diese Sätze wie Die eines Staatsoberhauptes? Aber ein Staatsoberhaupt schrieb sie; wichtiger: dachte sie. Sie sind von Masaryk. Es existiert in Europa ein Staatsoberhaupt, das Sachen sagt, die uns angehn. Wann gab es das? Zumindest seit vier Menschenaltern gab es das nicht. Auf Minister-, auf Präsidentenstühlen, auf Thronen, sogar auf den Thrönchen der Despötchen unsrer linken Parteien, unsrer Gewerkschaften, unsrer Ligen und Oppositionsklubs sind wir das Pachulkische, in den freundlichern Fällen das Pachulkoide gewohnt; gesinnungstüchtiges Halbkafferntum mit Spezialkenntnissen, Organisierfleiß, guter Versammlungslunge; wir wundern uns schon gar nicht mehr; wir findens schon selbstverständlich, daß ein Mensch von philosophischer Bildung, von Kultur des Denkens, falls Pflicht ihn oder Temperament oder beides in die politische Bahn zwang, gehandicapt ist bei uns — rechts bei uns und erst links bei uns. Glaubt man, es könnte Einer zu tatsächlichem Einfluß gelangen, dessen Vorleben durch den Satz bemakelt wäre: ... Problem der modernen Skepsis, das Hume noetisch..."? Er wäre als „Intellektueller", als „Ideologe", als „Theoretiker", als (schlimmstes Schimpfwort!) „Philosoph" entlarvt und ein für alle Mal erledigt; kaum zu dekorativen Zwecken benutzte man ihn noch; denn man schwört auf den „Praktiker": worunter man nicht den aktiven und weltläufigen Typ unter den Köpfen, sondern den geschäftigen Nichtkopf versteht, der den Zweck vor Mitteln nicht sieht. Unser Alltag beleuchtet die praktischen Erfolge dieser „Praktiker", das Recht, mit dem diese „Realpolitiker" sich über die „Ideologen" erheben.

II.

Tatkraft und Zufälle

Glückliche Tschechei! Dich schufen, durften, konnten schaffen... keine Rotte von Webeln, sondern drei Intellektuelle: Masaryk aus dem Vätergeschlecht — bei Ausbruch des Krieges, trotz Intellektualität, Präsident einer Fraktion des Reichsrats in Wien (der tschechisch-fortschrittlichen) — samt Benesch und Stefanik aus dem Geschlecht der Söhne. Drei „Professoren", freilich unprofessorale. Mitten während des Weltkriegs vollbrachten sie das Wunder: unter Benutzung des Weltkriegs. Sie zogen aus — der vierundsechzigjährige Masaryk nach Rom, Genf, Paris, London, Rußland, Tokio, Washington — und verwirklichten mit unerhörter Kraft, Klugheit, Zähigkeit, Geschmeidigkeit, Kameradschaftszucht, mit einer in der hysteriefreien Inbrunst ihres Zielwollens gehärteten, ausgekühlten Energie ihre nationale Revolution; verwirklichten sie systematisch mit Hilfe von Artikeln, Interviews, Vorlesungen, Meetings, Denkschriften, Zeitschriften; durch eine raffiniert arbeitende Maffia; mittels exakter Beobachtung und Auswertung der militärisch-politischen Ereignisse; vermöge pikschlau überredsamer Gespräche mit Abgeordneten, Diplomaten, leitenden Staatsmännern, entscheidend zuletzt mit Wilson; vor allem durch die Aufstellung der Legionen: aus oester-

reichischen Gefangenen tschechischer Nationalität, in Rußland, Italien, Frankreich. Es war keine leichte Aufgabe, die Politiker der Entente von der Notwendigkeit der Aufteilung Oesterreich-Ungarns zu überzeugen. Wien begegnete nicht der direkten Feindschaft wie Berlin; Franzosen, Engländer, Amerikaner kämpften nur mit den Deutschen. Italien und Rußland kämpften zwar gegen Oesterreich, aber selbst in diesen Ländern gab es einflußreiche Austrophile. Oesterreich wurde allgemein als Gegengewicht gegen Deutschland, als Schutz gegen Deutschland angesehn; es verhindere die Expansion Deutschlands und die Balkanisierung Europas. Noch am 5. Januar 1918 erklärte Lloyd George in einer Kundgebung vor Arbeitern, die Vernichtung Oesterreich-Ungarns sei kein Kriegsziel der Engländer; die berühmte Botschaft Wilsons an den Kongreß, drei Tage später (die Botschaft der vierzehn Punkte), ist austrophil: „den Völkern Oesterreich-Ungarns, deren Platz in der Reihe der Nationen wir verbürgt und gesichert wünschen", solle „die freieste Gelegenheit zu einer autonomen Entwicklung geboten werden". Also nur Autonomie, nicht Souveränität. Der Erste, der das nationale Programm der Tschechen offiziell und ausdrücklich anerkennt, ist Briand, in einem Communiqué vom 3. Februar 1918: Beneschs Erfolg. Also die Hauptpropaganda fiel in das letzte Kriegsjahr.

Wer will, mag den Erfolg der Aktion auf eine Kette glücklicher Zufälle zurückführen. Gleich nach Kriegsausbruch stößt in Prag der junge Doktor Benesch zu Masaryk; man könne dem Kriege nicht zusehn, man müsse etwas tun; der Alte: „Jawohl, ich bin schon dabei!" Benesch rechnet sein Vermögen nach und verspricht sofort mehrere tausend Kronen. Er hatte soviel, wie er brauchte, um auf seine Rechnung mit der Arbeit jenseits der Grenze zu beginnen; er konnte draußen auf eigne Kosten leben. „Mir", schreibt Masaryk, „sandten bald meine amerikanischen Freunde hinlängliche Beträge für meine Familie und mich, wie sie sich auch später unser erinnert haben. So waren Benesch und ich ohne Sorge um unsre eignen Bedürfnisse." Wenn sie das nun nicht gewesen wären? Sehr fraglich, ob die tschechoslowakische Republik dann hätte gegründet werden können. Sehr fraglich, ob vieles Gute, was in der Welt geschehen könnte, nicht vielleicht nur deshalb nicht geschieht, weil die Einzigen, die es bewirken könnten, ohne Geld sind. Von amerikanischen Tschechen erhielt Masaryk 1914 bis 18 für die Aktion 674 885 Dollars, Benesch während der gleichen Zeit in Europa 300 000 Dollars. Also die nationale Revolution der Tschechen wurde mit rund vier Millionen Goldmark finanziert; gar nicht so viel!

Auch das war ein Zufall, daß Masaryk 1914 einen für alle Länder gültigen Reisepaß auf drei Jahre besaß. Im Kriege hätte er keinen mehr bekommen. Trotz Paß machte ihm der Grenzbeamte bei der Ausreise Schwierigkeiten; er fragte telegraphisch an, ob er den Abgeordneten durchlassen solle; ehe die Antwort eintraf, entwischte Masaryk. Der Polizeipräsident von Prag fiel deshalb in Ungnade. Wäre die Tschechei ohne diesen Paß gegründet worden? Ein andrer Zufall wollte, daß

Masaryk 1916 bei der Überfahrt von London nach Paris nicht, wie vorgesehn, die ‚Sussex' benutzte — die dann von den Deutschen versenkt wurde; „und wie viele solcher glücklichen Zufälle erlebte ich während der Revolution und der Kämpfe in Petersburg, Moskau und Kiew!" Ein nachdenkliches Thema für Jünger der sogenannten Geschichtsphilosophie.

Ein vielleicht noch nachdenklicheres: Was wäre aus Masaryk geworden, wenn er 1914 auf das falsche Pferd gesetzt hätte? „Indem ich die europäische Situation analysierte, den wahrscheinlichsten Verlauf des Krieges abschätzte, entschied ich mich für den aktiven Kampf gegen Oesterreich, in der Erwartung, daß die Alliierten siegen, und daß unsre Entscheidung für die Alliierten uns die Freiheit bringen werde." Aber schließlich hing noch 1918 an einem Haar, welcher Gruppe der Sieg zufiel. Ein geringres Maß deutscher Dummheit in Brest-Litowsk, ein offner, klarer Verzicht auf Belgien (noch am 17. Juli 1918 annektiert in der Vossischen Zeitung Herr Ulrich Rauscher, heute deutscher Gesandter zu Warschau, den ganzen Kongostaat; am 13. September 1918 beglaubigt er, an derselben Stelle, dem Alldeutschen Verband „Instinkt für politischer Notwendigkeiten"), eine klügre Politik in Berlin hätte vielleicht — — — aber solchen Gedanken nachzuhängen ist fruchtlos. Sir Roger Casement, der den Weltkrieg in gleicher Art benutzen wollte, wie Masaryk ihn benutzt hat, benutzen nämlich, um sein Irland von England loszureißen, setzte auf das falsche Pferd, ließ sich fangen und ward als Verräter erschossen. Masaryks Tun war, vom legitimistischen Standpunkt, nicht minder Landes- und Hochverrat. Ihm winkte der Galgen. Aber er hatte Erfolg, wurde Präsident des Staats, den er schuf, und geht ruhmumrauscht als Befreier in die Geschichte ein; wäre sie umgekehrt verlaufen, verfaulte er heute vergessen in einer Gosse des Exils; oder wäre längst als Gehenkter klanglos in einen Schindanger gesunken. Der Hähne, die nach Sir Roger Casement krähen, selbst in Irland, sind nicht viele.

Geschichte als Hasardspiel. Aber es gibt Hasardspiele, bei denen der intelligentere und nervenstärkere Spieler trotz allem Hasard ein Prae hat... Auch die Albernheit der „organischen" Staatstheorien wird hier deutlich. Der tschechoslowakische Staat ist nicht „gewachsen", sondern er ist durchaus „gemacht" worden — von drei Männern und ihren Mannen, im Grunde von einem Mann. Auch das „Produkt von Klassenkämpfen" ist dieser Staat nun mal nicht. Seine Entstehung hat mit Wirtschaftsprozessen soviel zu tun, wie ein Aphorismus mit einem Logarithmus oder wie Politik mit Pilotik. Vor Masaryks Memoiren platzen die diversen so eingeweiht tuenden automatistischen Geschichtsauffassungen wie Seifenblasen und fallen als kümmerliche Tröpfchen Lauge zu Boden.

Persönlichkeiten machen die Geschichte. Punkt. Sie machen sie gegen den Widerstand der Trägheit und mit Hilfe glücklicher Zufälle (und freilich an den Strömungen, Regungen, Richtungen der Masse nicht blind vorbei, sondern sie wie alles Faktische verwertend); der Rest ist Geschwafel.

Wehrhafte Demokraten von Paul v. Schoenaich

Im November 1926 schrieb ich in der ‚Weltbühne' in dem Artikel „Von Weimar nach Landsberg" Folgendes: „Sobald in Presse und Reden der Kriegsinteressenten sehr laut und selbstbewußt behauptet wird, die offne oder geheime Rüstung ist vaterländische Pflicht, so klappen auch die sonst überzeugungstreuesten Demokraten aller weimarer Schattierungen wie Taschenmeser zusammen, stammeln verlegen: Verzeihen Sie vielmals, aber wir sind auch national und bewilligen alles, was von Ihnen verlangt wird."

Die zahlreichen Zustimmungen, die ich daraufhin von weimarer Koalitionsfreunden bekommen habe, ließen mich hoffen, daß diese Ansicht auch bis zur Reichsgeschäftsstelle der Demokraten gedrungen sei. Der bedauerliche Brief des Herrn Koch an den General Reinhardt hat mich eines andern belehrt. Alles Herumdrücken um die Quelle des Übels nützt nichts. Es muß den Herren immer wieder unter die Nase gerieben werden, daß sie zu ihrer verkehrten Politik gezwungen worden sind, weil sie sich dadurch, daß sie allen nationalistischen Schwindel vom Ruhrrummel bis zur Schwarzen Reichswehr immer mitgemacht haben, die Hände gegenüber den Rechtsparteien gebunden hatten. Darunter seufzten Sozialdemokraten, Zentrum und Demokraten gleichermaßen.

Die Sozialdemokraten haben es begriffen, und sich, wenn auch reichlich spät, durch die Scheidemann-Rede von den Fesseln freigemacht. Das Zentrum hat es nicht begriffen, denn sonst hätte ihr bester Mann, Doktor Wirth, seine damalige fehlerhafte Politik nicht nachträglich verteidigt. Oder haben sie es begriffen und sind nur in dem trüben deutschen Wahn befangen, Eingestehen eigner Fehler sei Schwäche. Oder haben sie es begriffen, wollen es aber erst sagen, wenn sie das Reichsschulgesetz in den Scheuern haben? Die Demokraten aber hüllen sich in Schweigen. Werden sie es endlich begreifen, daß die Wehrhaftigkeit, für die sie sich von den Nationalisten haben einfangen lassen, mit der modernen Kriegführung rein gar nichts zu tun hat, wohl aber sehr viel mit ehemaligem Sergeantenkommiß?

Daran ändert sich auch nichts, wenn sie dieser Wehrhaftigkeit die Form der Miliz geben. Zu Bebels Zeiten wäre das Milizsystem ein Schritt zur Abrüstung gewesen, heute ist es ein Schritt zur Aufrüstung. Ich bin fest davon überzeugt, daß die Rechtsparteien mit beiden Händen zugreifen werden, wenn die Demokraten aller Schattierungen ihnen eine Miliz anbieten. Eine bessre Gelegenheit, das gesamte deutsche Volke in ihrem Sinne zu politisieren, können sie sich gar nicht wünschen.

Es gibt auf der ganzen Erde kein Volk, das militärpolitisch so gesichert ist wie das deutsche. Man konstruiere doch einmal irgendeine politische Lage, in der wir aus unsrer Wehrmacht Vorteile erringen könnten. Die Polengefahr im Osten, mit der unsre Nationalisten immer krebsen gehen, ist Schwin-

del. Die Polen sind froh, wenn sie das Leben haben, und denken gar nicht daran, mit uns anzubändeln.

Gewiss liegt massenhaft Brennstoff in der großen Weltpolitik: Italien-Frankreich, Italien-Jugoslawien, Rumänien-Rußland, Polen-Rußland, Polen-Litauen. Amerika-Mexiko, vor allem aber die kolonialen Gefahrzonen. In welche dieser Streitigkeiten wollen unsre Wehrfreunde, um alles in der Welt, eingreifen? Wenn andre schon so dumm sind, sich gegenseitig zu vergiften, dann brauchen wir die Dummheit doch nicht mitzumachen.

Unsre ganze vergeßlerte Reichswehr hat, soweit sie auf dem Lande spazieren geht, nur den Zweck, die Inlandsdeutschen, und soweit sie auf dem Wasser spazieren fährt, die Auslandsdeutschen im Sinne der Rechtsparteien zu politisieren.

Daß meine alten Standesgenossen, denen es, ebenso wie mir, früher sehr gut gegangen ist, diesen frühern Zustand wieder herstellen wollen, ist menschlich begreiflich, wenn auch nicht grade politisch weitsichtig. Daß der Hauptmann d. L. Haas und der Unteroffizier d. R. Rönneburg das wollen, gehört zu den Dingen, die ich nicht verstehen kann.

Nun will ich sogar zugeben, daß in der Politik eine gewisse Kontinuität herrschen muß. Ich verstehe es, daß sogar manche Pazifisten von einer Radikalabrüstung nichts wissen wollen. Also meinetwegen mag die Reichswehr mit dem Etat von 1924 noch einige Jahre weiter bestehen, vorausgesetzt, daß sie nicht mehr ganz so plump politisch rechts politisiert wird wie bisher.

Was ich erhoffe, ist, daß die Demokraten und Sozialdemokraten, jetzt, wo sie in der Opposition sind, es endlich rückhaltlos aussprechen, daß sie erkannt haben, daß die Wehrhaftigkeit, auf die sie sich bisher eingeschworen hatten, ganz sinnlos ist, und daß sie auch die Reichswehr nur für ein notwendiges Übel halten, das zu beseitigen ist, sobald die Weltlage das zuläßt. Dann, aber auch nur dann wird der Abrüstungsgedanke in den andern Ländern auch Boden gewinnen.

Aber die Hoffnungen auf meine Parteifreunde sind schon so oft enttäuscht worden, daß es auch diesmal wohl wieder bei Halbheiten bleiben wird. Ich fürchte, die wehrhaften Demokraten beider Schattierungen werden auch als Milizsoldaten der Opposition auf Kommando genau so die Hände an die Hosennaht nehmen wie bisher.

Zu dieser Zehnpfennigmarke

„Du Könst Dihr auf mihr verlassen, daß ich nicht mehr Sorge vohr mihr haben könte, wann ich krank wäre, als vohr Dihr! ... Nach einem genauen examen Deiner uhmstände findet sich, daß du geschwihr in die prostraten hast ... hierzu Komen die Hemeroidal-Krämpfe ... diese bewegungen — wegen der Nähe des Mastdarmes an die prostraten — machen Dier alle Mohnt gegen d. 14ten entweder retension d'urine oder fibers ..."

Briefchen Friedrichs des Zweiten
an seinen Kammerdiener Fredersdorf

Bei den Polen Nordfrankreichs von Erich Gottgetreu

Längst ist Nordfrankreich wieder aufgebaut. An den Krieg erinnern äußerlich nur noch Denkmäler in jedem Ort und, Kreuz gegen Kreuz, Kopf gegen Kopf, die zahllosen Soldatenkirchhöfe auf weiten, holprigen Feldern, zwischen neugepflanzten Wäldern. Aber die Dörfer und Städte stehn genau so wie früher da: im Vorjugendstil, ziegelrot und grau, triste Mißgeburten aus Mörtel, Lehm und Telegraphenmasten; nur das Kapital hat ein Wort gesprochen beim Wiederaufbau, nicht der Geschmack, und keine moderne Siedlungsidee, kein neuer Baugedanke haben die Architekten beeinflußt. Die Stadtdörfer kleben ebenso dicht aneinander wie etwa die im Ruhrgebiet, nur noch häßlicher. Man muß sich das von der grausen, erinnerungsschweren Lorettohöhe aus ansehn. Der Blick reicht von Arras bis Lille und noch weiter.

Am schwärzesten liegt der Rauch über Lens, Béthune und Bruay-les-Mines. Das sind die Hauptzentren der nordfranzösischen Kohlenlager; siebzehn Gesellschaften beuten sie aus. Der Anblick der Direktionsgebäude erinnert an die kaiserlich deutschen Postämter und selbst im Allerheiligsten der Herren Werkchefs blinken die kalten Kacheln einer nüchternen Küchenarchitektur. Freudlosigkeit: das ist, oben und unten, das Signum dieser Häuser, dieser Halden, dieser Landschaft. Wenn hier jemals gute Geister lebten, so hat sie der Krieg vertrieben.

Disharmonie auch bei den Menschen selbst. Polen (Tschechen, Russen, Ungarn in kleiner Zahl) leben und werken neben Franzosen; der Unterschied der Volkscharaktere, besonders bei den Frauen, ist fast zu groß. Der Hauptteil der hier ansässigen Polen arbeitete bis Kriegsende in Westfalen, im Ruhrgebiet. Fast alle sind dort geboren. Westdeutschland war Heimat — wenn auch Proletarierheimat. Bei den reservierten Franzosen, sagen sie, fühlen sie sich als Fremde und führen zunächst einmal eigne Küche, haben ihre eignen Estaminets; Liebe und Antipathie gehn durch den Magen. Die Männer arbeiten achthundert Meter tief unter der Erde, es ist heiß, Schwaden von Kohlenstaub attackieren die Lunge, und das ewige Dunkel greift die Augen an; abends hocken sie, weniger indifferent als im allgemeinen die Franzosen, in den niedrigen Baracken, lesend, politisierend. Bei den Führern währten diese Ausspracheabende in den letzten Wochen länger als sonst. Der Eifer ist rührend: einer wollte mal Abendbrot essen gehn — wie wurde der abgekanzelt! Da ich nicht polnisch verstehe, polterte, wie alles, selbst Das auf Deutsch aus den beweglichen Mündern. Man diskutierte über die Gründung eines polnischen sozialistischen ‚Vorwärts', der täglich

erscheinen soll, sowie über die Errichtung einer polnischen sozialistischen Jugendorganisation.

Der Prozentsatz der fast sämtlich polnischen Ausländer im Pas-de-Calais beträgt immerhin, gemessen an der Gesamtbevölkerung, 35%; 620 000 Polen leben in ganz Frankreich. Es geht den polnischen Bergarbeitern, allgemein gesagt, materiell leidlich — verglichen mit den gemeinen Tarifen, wie sie hinterm Ladentisch und in den Kontoren gelten, und auch im Verhältnis zu den Lohnziffern aus den deutschen Kohlenbezirken (Waldenburg, Niederlausitz). Trotzdem trügt der Schein, der einem in Form eines fein säuberlich hektographierten Tarifvertrages präsentiert wird. Nach diesem Stück Papier beträgt der theoretische Durchschnittslohn für einen Arbeiter pro Tag Francs 39,50 = Mark 6,60. Die Compagnie drückt sich aber von dieser Bezahlung dadurch, daß sie ihre Arbeiter, und, wie man versichert, mit Vorliebe die Polen, in ungerechtfertigt niedrige Lohnklassen einreiht. So verdient auf manchen Gruben der französische Arbeiter pro Tag 4—5 Francs mehr als der polnische. Da aber die große Mehrzahl der Bergarbeiter in zwar äußerlich häßlichen, aber wenigstens festen Häusern für 8—15 Francs pro Monat wohnen — ankommende Trupps logieren in einigen Orten noch heute in feuchten und verlausten Kantinen! — muß man trotzdem feststellen, daß der nordfranzössche Bergmann, wenn er voll arbeitet, besser leben kann als der deutsche.

Der Achtstundentag — Mahnung an Deutschland! — einschließlich Ein- und Ausfahrt und einer halben Stunde Frühstückspause wird nirgends überschritten. Aber die Arbeitslosigkeit wird äußerst willkürlich hervorgerufen: nämlich dann, wenn ein Bergarbeiter nach Ansicht des Steigers, dessen Macht hier größer ist als in den deutschen Gruben, nicht genug Wagen geschafft hat. Man verlangt pro Tag etwa 30 bis 40 — sie sind etwas kleiner als die deutschen, aber immer noch reichlich groß. Der „Faule" bekommt einfach ein paar Tage „Urlaub", was bei dem enormen Kohlebedarf dieses Langewiß eher ein Akt von Bosheit als von Geschäftsinteresse ist.

Schlimm steht es in den Fragen der Hygiene und der sozialen Fürsorge. Lens, zum Beispiel, ist eine Stadt von 36 000 Einwohnern und hat doch kein Krankenhaus, keine Badeanstalt, kein Armenhaus und eine Gemeindeverwaltung, die in Not geratenen Familien nicht einen Sou zahlt. Die polnischen Bergarbeiter müssen 15 Jahre im Schacht schuften, ehe sie einen Anspruch auf Pension haben. Werden sie vorschnell alt und arbeitsunfähig, liegen sie auf der Straße. Ist es ein Trost, daß die Sklaverei früh anfängt, daß, neben ihren Müttern, bereits Dreizehnjährige in diesen mörderischsten aller Berufe geschickt werden? Nur bei hungernden Erzgebirglern sah ich vorher so bleiche Kindergesichter.

Weiter: die Witwe eines bei der Arbeit verunglückten Bergmanns bekommt im Monat 95,50 Francs, also 3 Francs am Tag — ein Schandsatz, der nach langen Verhandlungen nun endlich um 30 bis 40 Prozent erhöht werden soll. Und die reiche Compagnie von Courrières, die heute 2000 Arbeiter beschäftigt und im Jahre 1926 vier Millionen Tonnen Kohle förderte, scheut sich nicht, den Witwen der Opfer der Katastrophe von 1910 (1200 Tote) pro Jahr höchstens 400 Francs zu zahlen. Da sichs hier wohl nur um Französinnen handelt, sieht man, daß das Kapital ganz gut imstande ist, patriotische Hemmungen zu überwinden.

Die geringe Fürsorge bei Unfällen ist nun noch insofern von besonderm Übel, als die Sicherheit in den Gruben ziemlich gering ist. Größre Unfälle sind zwar seltner als in Deutschland, weil sich nur schwer Explosivgase bilden, aber kleinre sehr häufig. Soweit nicht die Zweisprachigkeit oder das ja auch bei uns so beliebte Treibersystem verhängnisvoll wurde, liegt das an der Bodenbeschaffenheit. Aber auch Die ist keine Entschuldigung dafür, daß es Tragbahren und Apotheken nur unter Tag gibt, und daß keine Sanitäter da sind. In den kleinern französischen Bassins ists noch schlimmer.

Alles in allem geht es dem polnischen Bergmann in Nordfrankreich nicht schlechter und nicht besser als dem europäischen Bergmann im allgemeinen — also ziemlich schlecht. Die meisten wollen zurück nach Deutschland und lassen sich über dessen jetzigen Zustand ihre Illusionen nicht rauben. Dort, versichern sie, würden sie sich stets zu Hause fühlen, hier aber stets als Fremde. Hinzukommt, daß es den Polen doch ziemlich schwer gemacht wird, sich naturalisieren zu lassen. Dazu muß man zehn Jahre im Lande, beileibe kein Kommunist von Gesinnung und im Besitze einer ganz hübschen Summe Geldes sein. Andrerseits ist es auch ziemlich viel Polen garnicht möglich, in ihre liebe faschistische Heimat zurückzukehren, weil sie in Pilsudskis Reich noch eine Strafe wegen politischer Vergehen abzuleiden haben oder weil sie es vorgezogen hatten, drüben nicht zum Militärdienst einzurücken. Die Reisekosten hätten sie auch noch aus eigner Tasche zu bezahlen. Es ist möglich, daß Das mit den Kosten in der nächsten Zeit geändert werden wird, aber jedenfalls sollen sich 1926 von 15 000 nordfranzösischen Polen nur 3000 gestellt haben.

Die Kirche spielt auch mit. Die national-klerikalen Gruppen, die man an Festtagen mit Heiligenbildern, Musik, Fahnen und vielem farbigem Gepränge aufmarschieren sehen kann, heißen ‚Sainte-Barbe', ‚Saint-Joseph', ‚Saint-Nicolas', ‚Les Sokols'; vereinigt sind sie in der ‚Zwiasek Robotnikow Polskick'. Die polnischen Arbeiter werden aber langsam mißtrauisch, nachdem die Prätoren eines Tages bei einem Streik

Ehre, wem

Es kostet

einer beschimpften Arbeiterfrau („Warte, Dir hau ich die Fresse voll, dass die rote Tunke rumspritzt") Landgericht Bautzen, Urteil vom 11. 1. 27	**10 Mark**
eines beschimpften Reichsbankpräsidenten („Dreister Lügner und bewusster jüdischer Betrüger") Schöffengericht Berlin-Mitte, Urteil vom 7. 2. 27	**300 Mark**
eines beschimpften Hausdieners (Lecken Sie mich am A . . . .") Amtsgericht Nedlitz, Urteil vom 12. 1. 27	**20 Mark**
eines beschimpften Ministerpräsidenten („Hat sich auf Staatskosten bereichert") Schöffengericht Berlin-Lichterfelde, Urteil vom 24. 1. 27	**100 Mark**
eines beschimpften Reichsaußenministers („Hat in Locarno Deutschland ans Ausland verkauft") Schöffengericht Weißenfels, Urteil vom 14. 1. 27	**nichts**
eines kommunistischen Politikers (schwere Beleidigung durch einen Nationalsozialisten) Landgericht Koburg, Urteil vom 27. 1. 27	**25 Mark**
einer beschimpften Gastwirtstochter („Sau") Einzelrichter Hildburghausen, Urteil vom 22. 1. 27	**21 Mark**

Soll der deutsche Richter

ebenso offen wie ungerechtfertigt die Interessen der Grubenherren vertreten haben. Frauen glauben oft noch, der Kirche folgen zu müssen, weil sie doch neben dem Seelenheil für die „nationalen Belange" und für die Erhaltung der Sprache sorgt — einer Sprache, deren Mutterland diese Proletarier nie sahen und nie sehen werden. Und dann das schöne religiöse Begräbnis, wenn Einer gestorben ist . . .

Diese Anhänglichkeit an die Kirche ärgert nun wieder die allerdings sehr ungläubigen französischen Arbeiter. Den Polen

Ehre gebühret

die Ehre:

eines beschimpften Gerichtsvollziehers („Dreckspatz") Amtsgericht Ludwigshafen, Urteil vom 7. 1. 27	**80 Mark**
eines beschimpften Polizisten (Beschimpfung durch einen Arbeiter) Amtsgericht Neustadt a. d. Haardt, Urteil vom 8. 1. 27	**3 Monate Gefängnis**
eines beschimpften Pfarrers (Lecken Sie mich am A . . . .") Landgericht Neuwied, Urteil vom 12. 1. 27	**120 Mark**
eines beschimpften Marineoffiziers (von einem sozialdemokratischen Redakteur wegen erwiesenen republikfeindlichen Verhaltens im Ausland „Flegel" genannt) Schöffengericht Berlin-Mitte, Urteil vom 8. 1. 27	**500 Mark**
eines beschimpften Polizisten („Ist aus Blutsucht brutal vorgegangen") Schöffengericht Chemnitz, Urteil vom 6. 1. 27	**2 Wochen Gefängnis**
eines beschimpften Amtmanns (Veröffentlichung von Spottversen) Schöffengericht Hagen, Urteil vom 12. 1. 27	**3 Monate Gefängnis**
eines beschimpften Stadtobersekretärs (Beleidigung durch einen rabiaten Erwerbslosen Amtsgericht Berlin-Pankow, Urteil vom 13. 1. 27	**4 Wochen Gefängnis**

unabsetzbar bleiben — ?

sind Die wieder oft nicht „gebildet" genug. So gibt es dauernd leise Verstimmungen, Reibungen. Noch ist das Alles ungefährlich, niemals fließt Blut, selten gibt es Schlägereien. Aber es ist sonnenklar, daß der ganze Zustand ungesund ist und, bei der Uneinigkeit der Arbeiter, ein Keimfeld für unglückliche Revolutionen; hat man zwischen Arras und Lille noch nicht genug Leichen verscharrt?

Uneinige Proletarier. Wann geeint —?

Larissa Reissner von Ignaz Wrobel

Die ist in ihrem eignen Saft gekocht. Wir haben so viel alte Weiber unter den Journalisten — eine so kluge, eine so kräftige war noch nicht dabei. Ihre ausgewählten Schriften liegen nun unter dem Titel ‚Oktober' im Neuen Deutschen Verlag zu Berlin vor.

Im Inhaltsverzeichnis fehlt zunächst ‚Hamburg auf den Barrikaden', das ein ungerechtfertigtes und politisches Edikt der Republik unter Zuhilfenahme einer sogenannten Justiz dem legalen Verkauf entzogen hat. Ich besitze das Buch und schätze es als eins der besten Revolutionsdokumente, das so ganz nebenbei eine Meisterschilderung Hamburgs enthält, das Paradigma eines Städtebildes, etwas ganz und gar Einzigartiges. Die Konfiskation dieser Broschüre nützt natürlich, wie alle derartigen Kindereien, zum Glück wenig. Und im ‚Oktober' bleibt noch reichlich genug Schönes.

Nach einer sehr guten Vorrede Radeks fängt es mit der ‚Roten Front' an, einer Schilderung der russischen Revolution aus den Jahren 1918 und 1919. Schon hier fällt etwas auf, das so selten anzutreffen ist : Larissa Reissner sah zugleich das Nahe und das Ferne. Ihre aus dem Kampf mitgebrachten Photos sind ganz klar, scharf bis in die letzte Baumspitze („Der Kommandeur spuckt ärgerlich in seine verwundete Handfläche"); es ist jener Naturalismus Tolstois, der noch in Todeskrämpfen sehen läßt, daß der operierende Arzt sein Zigarrenstummelchen, um es nicht mit Blut zu beflecken, zwischen dem Daumen und dem Ringfinger geklemmt hält. So nahe kriecht die Reissner an die Gegenstände heran, saugt sie in sich auf und fühlt besonders das dynamische Spiel scheinbar toten Materials. „Einzelne Wagen stehn zu zweit, zu dritt, weit voneinander entfernt. Es ist, als wenn sie miteinander spielten. Als wenn man sich nur abzuwenden brauchte, damit sie wieder weiterlaufen, um dann, beim ersten Blick, den man ihnen zuwirft, wie überrascht in ungeschickten Stellungen stehn zu bleiben".

Da ist die Szene, wo sie aus Zufall, aus unverschämtem Glück einem weißen Offizier entwischt. Das ist in seinem dramatischen Aufbau großartig. Sie spielt alle Register: so, wenn sie von den weißen Offizieren sagt: „Mein Gott, wie gut war das weiße Regime am dritten Tage seiner Schöpfung! Wie wohltuend wirken die bescheiden zur Schau getragnen Merkmale der Geisteskultur auf dem Tuche der Beamten und Militärs; Merkmale der wahren Aufklärung und Bildung. Wie kokett schimmern seine akademischen Abzeichen, wie wohltuend wirken sie auf die allgemeine Atmosphäre!" Solcher Bilder gibt es hunderte, und was wichtiger ist: man versteht Heroismus, Pathos und Größe jener einzigartigen Epoche. Natürlich kann man einwenden, daß ja auch auf der andern Seite solche Soldaten, solche Kerls und solche Männer standen — aber ich glaube nicht, daß Die so von einer Idee durchblutet waren, wie Diese hier.

Die Skizzen aus Afghanistan, im Jahre 1920 entstanden, zeigen das große Format einer Internationale, wie sie in amsterdamer Gewerkschaftskreisen weniger bekannt sein dürfte. Folgen die Schilderungen aus russischen Bergwerken ,Im Landes des Platins', aus denen man nun einmal wirklich lernen kann, wieviel Opfermut, wieviel Kühnheit und wieviel Größe in jenem Lande vorhanden war, von dem der gepflegte Kulturdichter Rudolf G. Bindig im Kriege geschrieben hat: „Rußland bietet in diesen Tagen ein Bild, das sich immer wiederholen wird. Pöbel ist immer arrogant. Er bemächtigt sich der Herrschaft ohne das geringste Bedenken, aber auch ohne die leiseste Fähigkeit zu herrschen. Winkelanwälte, Winkeladvokaten, Bankerotteure auf allen Gebieten sind die Führer, und Unwissenheit, Dünkel und Größenwahn sitzen zusammen zu Tisch." So weit der verhinderte Generalstabsoffizier mit der gebügelten Seele. Ach, wie wäre Jener heute mit den Russen zufrieden! Ich wünschte, er wäre es nicht.

Eine wie große Journalistin aber die Reissner gewesen ist, können wir Deutsche ganz genau beurteilen, weil wirs nämlich kontrollieren können. „Im Lande Hindenburgs" spielt bei uns. Hier sind wir sachverständig, hier leben wir, sie ist eine Fremde, nun soll sie zeigen, was sie kann. Sie kann.

Die große Arbeit über „Junkers" ist in diesen Blättern erschienen und noch gut in Erinnerung; wie da positives Material, Zeitnotizen, Indiskretion und prägnante Beobachtung ineinander verbunden sind, das macht dieser Frau keiner nach. Dann das stärkste Kapitel aus diesem Werk ,Im Lager der Armut'. Das ist nun allerdings ein großer Überlandmotor, der da läuft, ein gigantisches Kraftwerk von Haß gegen die Unterdrücker und Liebe zu den Unterdrückten.

Von Armen, die in einer alten Kaserne biwakieren dürfen: ,Aus Angst und im Bestreben, das feindselige Haus, dessen Wände jedes Wort, jeden Schritt laut und ausdruckslos wiederholen, zu bestechen, wäscht die Frau des Schusters jeden Tag den endlos langen Korridor auf. Sie tut es, um mit dieser Wohnung in gute Beziehung zu treten; sie gibt der Kaserne einen Vorschuß menschlicher Wärme, die diese Mauern gleichgültig hinnehmen, wie ein Unteroffizier das Geschenk eines Rekruten. Nachts lassen sich die gemalten Adler von der Decke herunter, schleichen sich in den Hof und durchwühlen die Müllgrube nach Überresten, die die Hühner des Schusters übersehn haben. Sie tauchen ihre rissigen, mit dem spärlichen Gefieder des Kaiserreichs geschmückten Glatzen tief in den schmutzigen Abfall hinein."

Folgt Frau Fritzke, eine Frau, die in Ermanglung eines andern sich selbst verkauft hat. So: „Die Liebeserfahrung hat auf ihrem Gesicht große, graue Säcke abgelagert. Während des Krieges verlor Frau Fritzke ihren Mann. Jeder verkauft, was er hat. Hunderte von Händen knutschten und rissen seit der Witwenschaft ihre Brüste, wie man an dem Spülhahn in der Toilette reißt. Das trug nicht zu ihrer Schönheit bei." Davon weiß Külz wieder nichts. Aber diese zwei Druckseiten sind eine erschütternde Schilderung proletarischer Prostitu-

tion. Folgt ‚Das eiserne Kreuz', folgen ‚Die Pantoffeln', und dann Etwas, von dem ich nie begriffen habe, wie ein Fremder es hat schreiben können. Aber es ist eben kein Fremder, der es geschrieben hat, es ist die Freundin des internationalen Proletariats, gleich ausgebeutet in allen Ländern, gleich belogen von den Aktuaren und Brillenmenschen der aus ihm entstiegnen kleinen Bourgeoisie, gleich verraten und verkauft von den Hermann Müllers an die wahren Mächte dieser Erde. Das Kapitel, von dem ich hier spreche, heißt: ‚Er, Kommunist — Sie, Katholikin'. Es schildert das Leben einer kleinen Familie, deren Ernährer arbeitslos wird. Die Frau macht die Aufwartung in einem wohlhabenden Hause, und er muß nun zu Hause ihre Hausarbeit tun. Er wird Tagelöhner und Waschfrau bei ihr, er darf noch bei ihr schlafen, fühlt sich schon als Zuhälter, die Familienperspektive liegt schief. Nun ist er schon drei Jahre ohne Arbeit, und das Aas, die Frau, läßt ihn doch nicht los. Übrigens hat er auch in Bezug auf die Kinder zu tun, was sie will: Die werden katholisch erzogen, denn so hats der Pfaffe die Frau gelehrt. Seine alten kommunistischen Anschauungen bäumen sich dagegen auf, vergeblich: sie hat das Essen und das Geld. Er kneift aus, er kehrt wieder. „Das Allerschlimmste beginnt, wenn die Kinder schlafen, wenn die Türen verschlossen, die Fenster verhängt sind, wenn das ganze kleinbürgerliche Haus tückisch schweigt. Sie zieht sich schon aus. Das eiserne Korsett wird abgelegt, über ihr Gesicht huschen feindselige Gedanken, die jedes seiner Gefühle, jedes Buch auf seinem Tisch hassen. Der Mann weiß es: die Frau freut sich über seine Niederlage, ist glücklich mit seinen Feinden, aber schamlos im Bett, geil, wie es eine Straßendirne nicht sein kann. Keine Prostituierte ist so erfinderisch, wie diese fromme, tugendhafte Frau, die sich hinter verhängten Fenstern ausleben will, die sich auf das Gesetz stützt und von ihrem Mann verlangt, daß er sie wenigstens liebe und befriedige, wenn er seiner idiotischen kommunistischen Ideen wegen zu nichts anderm taugt! Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Je zügelloser der Bettkampf, desto größer die Niederlage. Wie eine gesättigte Milbe fällt die befriedigte Frau auf ihre Kissen zurück. Um sofort, noch ehe sie sich das Haar und die verknüllten Röcke geordnet, unzweideutig zu verstehn zu geben, daß dies in ihren Beziehungen natürlich nichts zu ändern vermag. Alles bleibt beim alten. ‚Erinnre mich morgen daran, Hans, daß ich die Bibel für Lieschen kaufe! Hörst Du? Das alte und das neue Testament...

Und nun will ich Euch einmal etwas sagen.

Diese fast genialen Enthüllungen, die uns die Frau über Krupp und über Junkers, über die Russen und die Afghanen hinterlassen hat, sind schon selten genug. Dies hier aber, diese Schilderungen aus dem Lager der Armut, liefert in Deutschland Keiner, weil es bei uns kaum Ansätze einer großen gesinnungsvollen und scharfen Reportage gibt.

Die großen Zeitungen können das nicht riskieren, und man solls von ihnen auch nicht verlangen. Dazu sind sie gar nicht da. Der ‚Vorwärts' schläft wie gewöhnlich, druckt lieber

Essays über die Entstehung der Ameiseneier und weiß nicht, wo Gott wohnt. Die kleinere sozialistische Presse im Lande, die in Betracht käme, möchte schon, soweit sie nicht unter dem bürokratischen Diktat des erblich eingesetzten Parteivorstandes ächzt; sie hat aber keine Mittel. Denn solche Reportage kostet zunächst einmal Geld. Dazu muß man herumgehn, horchen, im zu beschreibenden Milieu eine Zeitlang leben... Aber ich glaube, daß sich solches Geld schon fände, wenn auch nur der Ansatz von Begabung dazu zu finden wäre. Es ist ja nicht wahr, daß man, um gedruckt zu werden, großer Protektion bedarf. Alle Kollegen, die um mich herum im Bau tätig sind, Freunde und Gegner, wissen, daß nichts an Trostlosigkeit dem Posteingang einer Redaktion gleicht: diesem Gemisch von Makulatur, Eitelkeit, verkappter Geschäftsstreberei und belanglosem Geschmier. Es sind, neben den Vielzuvielen, immer dieselben sechzig oder achtzig guten Literaten, die nach Farbe, Politik und Gruppenzugehörigkeit jeweils die Tagesblätter und Zeitschriften beliefern, und selbst aus Denen einen neuen Funken herauszuschlagen, ist außerordentlich schwer. Wie seltsam von der Zeit abgewandt ist diese Literatur! Ich will garnicht einmal von der Narretei der historischen Stücke und Bücher sprechen, die, schön wie Scheffel, edel wie Ebers und dof wie Dahn, mit Napolium prahlen. Jeder trägt heute gern alt auf neu. Aber ist denn Keiner da, der ein Ohr hat zu hören und ein Auge zu sehn —?

Die großen Bucherfolge in den angelsächsischen Ländern beruhn fast alle darauf, daß ein soziales Milieu beschwingt und exakt wiedergegeben ist. Natürlich genügte der photographische Naturalismus nicht. Demgegenüber kann der Leser wirklich sagen, er habe das ja nicht nötig, denn wenn er das wolle, gehe er in sein Büro. Bekommt er aber diese Schilderung so naturgetreu, wie etwa im ‚Babbitt', versehn mit einem Schuß Ironie; so spiegelnd wie im ‚Gentleman prefer Blonds', versehn mit einem unterirdisch gluckernden Gelächter; mit solcher Freude am „Nachmachen", wie sie etwa Schüler empfinden, denen der Klassenaugust den Direx kopiert —: wenn so etwas geboten wird, fressen es die Leute. Wir haben hunderterlei Arten deutsch: keiner hört sie. Wir haben zwar kein Cockney und kein Argot, aber tatsächlich spricht ja die blonde Gutsbesitzersfrau anders als deine dicke Tante Jenny und beide wieder nicht so wie ein hamburgischer Reeder. Sie sprechen nicht nur verschieden — sie denken auch verschieden. In den Romanen befleißigt sich das alles einer albernen, nie und nirgends sonst verwandten Allerweltsgrammatik, gespickt mit Lokalausrufen, die doppelt deplaciert wirken. Hören die Leute nicht? Daß in Berlin Stücke mit Erfolg aufgeführt werden, in denen falsch berlinisch gesprochen wird, wollen wir noch garnicht einmal anführen. Aber das unter den jungen Literaten Keiner ist, der statt uhländischer Lyrik und aufgewärmtem Kraus-Pathos nicht die Augen aufmacht, nicht herausgeht, um zu sehn und zu hören: das fällt auf. Ich weiß, aus dem Ärmel geschüttelt, zwanzig Themen, die alle Leute wirklich interessieren und die uns niemand schreibt.

Nun haben wir in Deutschland Pech: wer wirklich Bescheid weiß, kann nicht schreiben. Ich sehe hier ganz von der Frage des Mutes ab, von der Möglichkeit, daß ein vielbeschäftigter Arzt sich einmal, sagen wir, mit der kitzlichen Frage der ärztlichen Verschwiegenheit beschäftigen will, wie denn überhaupt der Fetisch des Standes, der Gruppenkoller und die Vereinswürde jeden Schwung dämpfen. Die Außenstehende wieder möchte schreiben, versteht aber nichts von der Materie, in die sich einzuarbeiten er meist zu faul und zu unfähig ist. Hinterher stimmts nicht, und der Kritisierende kann ein großes Geschrei machen, weil der Kritiker nicht weiß, daß die Preußische Gesindeordnung aufgehoben ist. Mit wiener Literaturschmus ist die Sache nicht zu machen. Wissen, Beobachtungsgabe und Stil zusammen: das ist selten. Denn hier liegen die wirklichen Aufgaben unsrer Zeit, und was Egon Erwin Kisch angefangen hat, ist ein Anfang. Diese Straße sollte man weiter gehn.

Die Ministerialbürokratie hat ihre eignen Gesetze: wird schon darüber geschrieben, so kann man darauf schwören, daß ein kleiner Ressortstänker dahinter steckt, der seinen Büronachbar ärgern will. Was in den Schulen geschieht, kommt nur verzerrt und vereinzelt ans Tageslicht. Die Kundigen schweigen, die Unkundigen leitartikeln. In den Institutionen des Roten Kreuzes tobt sich ein Frauentypus aus, den man mit einem Waschlappen erschlagen sollte: niemand malt ihn uns. In den Fürsorgeämtern werden Kriegsverletzte gequält und im Aktengang um ihren letzten Rest Nerven gebracht: niemand schildert uns das. Geschiehts einmal, dann so langweilig, so unpersönlich, so dumm-individuell, daß man es nicht drucken kann. Da ist der Tag eines Banklehrlings, wie er nun aber wirklich verläuft; der Tag des Herrn Stresemann, wie er wirklich ist; die Nacht eines Barkellners; die Morgen-Telephongespräche einer Kupplerin; die amüsanten Geldgeschäfte eines geachteten demokratischen Grundstücksschiebers: niemand schreibt uns das. Und jeder ist verwundert, daß uns allen die „Problematik der europäischen Mentalität" zum Halse herauswächst. Wir bekommen unser Leben und unsre Zeit stilisiert und schlecht stilisiert, umlogen von Interessenten, oder wir bekommen garnichts, verschwiegen von Feiglingen.

Larissa Reissner: Du bist für Rußland zu früh gestorben. So eine wie Dich haben wir nie gehabt. So eine wie Dich möchten wir so gerne haben. Eine, die liebt und haßt und in dem Papierkram das sieht, was er wirklich ist: Handwerkszeug. Wir grüßen Dich, Larissa Reissner. Du bist eine Erfüllung gewesen und eine Sehnsucht. Die Sehnsucht nach Einem, der den Garten Gottes bis zu den Mistbeeten herunter durchwandert, scharf abmalt, die Gemälde voller Liebe aufhängt oder den Betrachtern um die Ohren schlägt. Einer, der Bescheid weiß und nicht damit prahlt. Einer, der aus seinem Wissen eine Waffe macht für uns und für die Millionen Stummer, deren Stimmen nicht gehört werden. Ein Landsknecht des Geistes.

Razzia von Arthur Eloesser

Eine sehr lustige Sache heißt Schwank, eine lustige heißt Lustspiel, eine nicht durchweg lustige heißt Komödie.

Was ist nun eine Tragikomödie? Lustig und traurig zugleich, wenn sie gut ist, erst lustig, dann traurig, wenn sie nicht gut ist. Besonders nicht gut, wenn sie sich in Bildern vollzieht wie Rehfischs ‚Razzia' im Schillertheater. Schon beginne ich, Kornfeld höher zu schätzen, nur weil er, was immer hohe Schule ist, verbindend, erhöhend, steigernd Akte schreibt, weil er sich Mühe gibt, die Situation dem Charakter, den Charakter der Situation anzupassen. So ungefähr sagte Prinz Hamlet, ein großer Theaterkritiker. Goethe dagegen, der seine Kennerschaft erst durch lange Intendantenschaft verlor: In bunten Bildern wenig Klarheit. Wer rein in Bildern schreibt, verpflichtet sich zu nichts, verleugnet fortwährend seine eigne Sache. Pauline Rust, brave Frau, Mutter und Gemüsehändlerin, hat plötzlich falsche Gewichte gebraucht und kommt ins Gefängnis. Jakob Rust, braver Metallarbeiter und eingeschriebnes Mitglied der SPD, wird plötzlich ganz zum Idioten, weil die Partei den Fall nicht als politisch anerkennen will. Lucie Rust, brave Tochter und Verkäuferin im KDW, wird plötzlich ein Dirnchen, weil sie sich für ein neues Bild anders geschminkt hat. Alle diese Änderungen bewirkt lediglich der Vorhang, der auch sonst viel Überraschendes enthüllt: sehr schöne, sehr vollständige Dekorationen, als Fabriklandschaft in Siemensstadt, Gemüsekeller und Destille am Wedding, Landwehrkanal mit Bahnüberführung, nächtliches Elysium am Kurfürstendamm, belebt von Schiebern und bestrahlt von den Feuerzeichen der Filmburgen. Alle Dekorationen wurden bestaunt, diese aber besonders durch Beifall ausgezeichnet. Die Herstellung war früher billiger, als die Tragikomödie noch Volksstück, die ‚Razzia' noch ‚Von Stufe zu Stufe' hieß und am Alexanderplatz gespielt wurde. Die Abonnenten des Bezirksanzeigers, der dem Lokalanzeiger voranging, hatten Eintritt zu halben Preisen, weil damals die Steuerbillets noch nicht erfunden waren.

Die ersten Bilder, mehr der Milieuzeichnung gewidmet und wacker koloriert, empfahlen sich durch realistische Munterkeit. Man hat dem Publikum so viel unsichtbare Stücke zugemutet, daß es sich auch ganz von selbst zur Theorie der neuen Sachlichkeit bekennen mußte. Rusts essen Kartoffeln und Hering. Lebenswahr! Richtige Karnickel knuppern richtiges Grünfutter. Karnickel lassen sich nicht bestreiten. Eine Flasche Bier auch nicht oder ein Paket Stullen in Zeitungspapier oder ein glänzend lackierter Leierkasten. Ich mußte an ein Ladenschild in der Friedrichstraße denken, das eine Sorte Schmuck als echt imitiert empfahl. Jeder Berliner versteht das. Oder an eine andre Empfehlung aus der Rationierungszeit, die mich immer noch melancholisch macht: ‚Grütze mit Blutwurstgeschmack!

Tragikomödie. Aus Lustigkeit wird plötzlich Traurigkeit in Rehfisch seiner ‚Razzia', weil „Mutters Aktien" wegen des

falschen Gewichts oder vielmehr von wegen dem falschen Gewicht schlecht stehn. Es muß natürlich heißen Muttern ihre Aktien mit Dativus commodi oder vielmehr incommodi statt jenes Genetivs, den der Berliner nicht kennt, und auch vieles andre von Rehfisch steht nicht in seiner Grammatik. Echt imitiert. Grütze mit Blutwurstgeschmack. Und dann — über Thema darf nicht gesprochen werden, sagte der wilhelminische Schutzmann, als er die Versammlung auflöste. Die Leute reden hier immer über Thema. Gleich im Anfang zwei Arbeiter, Jakob, der Genosse, und Micke, der Epileptiker, über die Maschine, gegen die sie nichts ausrichten können, und die sie begrifflich erklären, als Gesellschaft, Staat, Kapital, Polizei und Justiz. Es wäre darauf angekommen, die Leute über die Maschine reden zu lassen, indem sie nicht davon reden. Aber wenn Jakob Rust, organisierter Metallarbeiter und eingeschriebnes Mitglied der SPD, von dem Schupowachtmeister, Denunzianten seines Weibes, unsittlichem Bedränger seiner Tochter, verlangt, daß er sich der Pistole und des Gummiknüppels entgürte, um die Sache ehrlich und gerecht, Mann gegen Mann auszufechten, dann dichtet Hans J. Rehfisch wohl in einem andern Jahrhundert, und wir werden uns nicht verständigen. Kayßler folgte ihm treu und fest ins Biedermeier. Meine Bewunderung gehört dem Onkel Alex von Paul Bildt, der zaubern kann, mit einer feinen Melancholie übergossen, meine bedauernde Anerkennung gehört Herrn Erich Riewe, der den Volkstückwachtmeister still und fest an der Gurgel nahm und mit ernstem Polizeigriff ins zwanzigste Jahrhundert versetzte. Das Publikum war sehr zufrieden, als dieser Tyrann durch Micke, den Epileptiker, umgebracht wurde: Du wirst dem Volke nicht mehr schaden! Das Publikum war sehr glücklich mit Kartoffeln und Hering, mit Karnickel und Grünfutter, mit der echten Imitation von Wedding, Moabit, Kurfürstendamm, und vor allem sehr einverstanden mit Rehfisch seine soziale Gesinnung.

Asphorismus von Rudolf Leonhard

Technik ist an sich weder ein Fluch, wie der Kulturdünkel jammert, noch eine Heiligkeit, wie die banale Ekstase der Fortgeschrittenheit doziert, sondern eine Naturgegebenheit: nämlich eine Gegebenheit der Natur des Menschen über die Natur. Und es ist anzunehmen, daß die Relationen zwischen der Technik und den übrigen Kulturfaktoren und -grundlagen in allen Zeitaltern gleichwertig sind (da der Exponent des Menschlichen in allen Zeitaltern gleich scheint; ihn, nach Änderung der funktionellen Argumente, wieder herzustellen, ist das Werk der Revolutionen). An uns ist es, auch die Technik kulturell auszuwerten. Als der Sport, der meistens albern ist, mit der Momentphotographie, die meistens häßlich ist, zusammenkam, geschah herrlich, in einem Zauberspiegel, da der Mensch die Bewegungen alle und die ganze Bewegtheit seines Laufes und Sprunges in jedem Gesichtsmuskel spannend ausgedrückt sah, die Eröffnung eines neuen Weges der Selbstbesinnung auf die Vollkommenheit des und der Tierhaften.

Charlie Chaplin und die Amerikanerin

von Richard Huelsenbeck

Weiß Gott, wie die Amerikaner auf die Idee verfallen sind, ihr Land das Land der Freiheit zu nennen! Es gibt auf der ganzen bewohnten Welt keinen Himmelsstrich, wo die Freiheit einen dubioseren Begriff darstellt als in Amerika. Wenn man Amerika besucht, ohne von den Büchern deutscher Journalisten und Volkswirtschaftler beeinflußt zu sein, wird man nach einer leichten Verbeugung vor der Energie, die die Scala der Wolkenkratzer erstehn ließ, zu pessimistischen Resultaten kommen.

Die Freiheit, die es in diesem Lande gibt, ist das durch Gesetz und Moral verbriefte Recht der Ausbeutung des einen Menschen durch den andern.

Was wirtschaftliche Ausbeutung bedeutet, ist uns Europäern nicht fremd. Was aber eine Ausbeutung bedeutet, die täglich und stündlich von einem Chor beifallsfreudiger Moralisten und Verfechter einer Ausbeuter-Weltanschauung begleitet wird, ist uns trotz Bürgerblock, Reaktion und Antisemitismus bis auf den heutigen Tag nicht ganz gegenwärtig geworden.

Alles, was in Amerika mit Geist, Liebe, Anständigkeit, Religion und andern Begriffen zusammenhängt, ist der Moral des laufenden Bandes untertan, wird von ihr verwaltet und dirigiert.

Nichts ist bezeichnender hierfür als die Stellung der Geschlechter.

Deutsche Austauschprofessoren behaupten zwar immer, daß die hervorragende Stellung der Frau in Amerika auf historische Situationen zurückzuführen sei, in denen die Frau einen Seltenheitswert hatte: aber diese Wahrheit ist eben nur eine Teilwahrheit. Man muß nämlich wissen, daß die Bevorzugung der Amerikanerin aufs intimste mit wirtschaftlichen Überlegungen zusammenhängt und, unabhängig von Erinnerungen an eine sentimentale Barbarei, mit der heutigen Weltanschauung des laufenden Bandes steht und fällt. Die Frau ist in dieser großkapitalistischen Atmosphäre der wahre, sozusagen einzig sichre, durch Reklame und Mode nachhaltig zu beeinflussende Konsument. Wer sich den Frauen Amerikas entgegensetzt, setzt sich der Volkswirtschaft Amerikas entgegen.

Die Ehe ist so eingerichtet, daß das Geld, vom Manne erschuftet, durch die Hände der Frau den Bankkonten der Kapitalisten wieder zufließt. Die „Girlkultur", die kitschige Verherrlichung der Frau im Kino und den Revuen haben keinen andern Sinn.

Das Verbrechen Charlie Chaplins nun war ein vielfaches. Erstens ist er ein Ausländer (vielleicht ein Jude) und dadurch allen Hundertprozentigen ein Dorn im Auge. Zweitens hat er sich gegen das oberste Moralgesetz Amerikas vergangen, wonach Jeder unbedingt zu beseitigen ist, der sich herausnimmt, eine Persönlichkeit zu sein. Und drittens ist er, traurig aber wahr, ein sehr schlechter Ehemann.

Hier beginnt die Tragödie des geistigen Menschen. In Amerika wird man durch die Ehe erzogen, die Ehe ist eine Art Kindergarten; wer sich nicht erziehen lassen will, begeht gegen seine Frau das berüchtigte Verbrechen der grausamen Behandlung. Da Charlie als großer Künstler und geistiger Mensch sich nicht erziehen lassen wollte, sogar der Ansicht war, daß er seiner Backfischgattin moralisch und pädagogisch überlegen sei, mußte er leiden. Eine erste Scheidung konnte mit guten Schecks abgegolten werden, jetzt kommt der moralische und pekuniäre Bankerott.

Regt sich jemand darüber auf? Niemand! Im Gegenteil: jeder rückt möglichst schnell von Charlie ab. Das nennen die Amerikaner Zivilcourage.

In der amerikanischen Durchschnittsehe wird der prachtvolle Kollektivmensch erzeugt, der Alltags die Welt in Zahlen aufrechnet und Sonntags nach Besuch des Christian-Science-Tempels seine Freistunden durch Autowaschen und Radiobasteln verschönt.

Und Charlie wollte weder das Eine noch das Andre, er zeigte nicht mal Sinn für eine „party", die moderne Form des Kremser- und Botanisierausflugs, wo an die Stelle der romantischen Natursehnsucht eine mehr materielle Sehnsucht tritt, erzeugt durch gemeinsames Black-Bottom-Tanzen.

Der arme Charly hatte vielleicht Neigung, an freien Tagen, wenn die Sonne zu einer Party-Kremserei einlud, ein Buch zu lesen: eine verdächtige, eine sehr verdächtige Liebhaberei für einen erfolgreichen Mann, der so etwas nicht mehr nötig hat.

Denn der Büchsenkonsum nimmt drüben von Jahr zu Jahr ab. Ein hundertprozentiger Amerikaner handelt und denkt nicht, das Denken überläßt er seinen wirtschaftlichen Vorgesetzten, den Ford, Gould und Rockefeller, den Frauenvereinen und den Inhabern der gutgehenden Zivilreligionen, die ängstlich darüber wachen, daß Moral und Geschäft in dem erwünschten Verhältnis bleiben.

Die Propaganda der Gattin des Künstlers, die ihr grausames Leiden in einer Broschüre zusammenstellen und über ganz Amerika vertreiben ließ, die Aufzählung der „Verfehlungen" sind typisch: es handelt sich hier nur um Vorwände, einem Mann sauer erarbeitetes Geld aus der Tasche zu ziehn.

Der Vorwurf, von dem Gatten zu „perversen Handlungen" verführt worden zu sein, ist drüben an der Tagesordnung, er ist darauf berechnet, an den Familienspießer im Richter zu appellieren. Der Haß dieser Person, die von Chaplin groß gemacht wurde, geht so weit, daß sie ihn mit der Beschuldigung, er habe sie zum künstlichen Abort verleiten wollen, hinter Schloß und Riegel bringen will. Das ist so die ladylike Geistigkeit gewisser Amerikanerinnen. Chaplin hätte sich das sagen sollen, denn er hatte Derartiges, wenn auch in schwächerm Maße, schon erlebt. Das, was so schlimm aussieht, endet fast immer mit Dollarvergleichen. Denn nur hierauf hat man es abgesehn: selbst die verwegenste Moralpropaganda derartiger beleidigter amerikanischer Ehefrauen beruhigt sich mit der Aussicht auf ein arbeitsloses und luxuriöses Leben.

Confessio von Theobald Tiger

Wir Männer aus Berlin und Neukölln,
wir wissen leider nicht, was wir wölln.

Mal . . .

Mal konzentrieren wir uns auf die Eine,
spielen mit ihr: Die oder Keine,
legen uns fest, ohne Bedenken,
wollen auch einem Söhnlein das Leben schenken,
verlegen den Sitz der Seele, als Gatte,
oberhalb des Tisches Platte —
Und sind überhaupt sehr monogam.

Wie das so kam . . .

Da lockten die Andern. Ihrer sind viele.
Sie lockten zu kindlichem Zimmerspiele
— Bewegung lächerlich, Preis bedeutend —
Immer nur eine Glocke läutend?
Immer an eine Frau gebunden?
So sollen uns alle Lebensstunden
verrinnen? Ohne boshafte Feste?
Liegt nicht draußen das Allerbeste?
Mädchen? Freiheit? Frauen nach Wahl —?

Gesagt, getan.

Mal . . .

Mal trudeln wir durch bläuliche Stunden,
tun scheinbar an fröhlichem Wechsel gesunden;
können es manchmal gar nicht fassen,
welch feine Damen bei uns arbeiten lassen.
Und jede Seele, die Eine hatte,
liegt unterhalb des Tisches Platte.
Und sind überhaupt sehr polygam.

Wie das so kam . . .

So herumwirtschaften? Lebenslänglich?
Plötzlich werden wir recht bedenklich.
Sehnen uns beinah fiebrig zurück
nach Einsamkeit und Familienglück.
Und fangen als ein ganzer Mann
die Geschichte wieder von vorne an.

Wir Männer aus Berlin und Neukölln,
wir wissen leider nicht, was wir wölln.
Wir pisacken uns und unsre Fraun;
uns sollten sie mal den Hintern aushaun.
Bileams Esel, ich und du.
Gott schenke uns allen die ewige Ruh.
Amen.

Wasser und Wein von Morus

Der Mißerfolg der Kanalbauten

Im Anfang war das Portefeuille. Es war ein kleines, bescheidnes Portefeuillechen, nicht größer als anderswo das Ressort eines Ministerialdirigenten, nachdem man die Eisenbahn aus dem Verkehrsministerium hatte herausnehmen müssen. Ganze 36 Millionen betrug noch 1925 der Jahresumsatz, die Luftfahrtsubventionen mit einbegriffen.

Aber davon konnte es auf die Dauer nicht leben. Es mußte sich etwas zu schaffen machen, um zu zeigen, daß es noch da war. So arbeitete man ein erstklassiges Kanalbauprogramm aus. Die Begründung brauchte man nicht erst zu erfinden; die stand, noch von früher her, bereits in allen nationalökonomischen Lehrbüchern: Deutschlands Flüsse laufen von Süden nach Norden, folglich muß man eine Wasserverbindung zwischen Westen und Osten schaffen. Sehr einleuchtend, nicht wahr? Daß man inzwischen angefangen hatte, das wichtigste Wasserfrachtgut, die Kohle, als elektrische Kraft per Draht und als Gas per Röhre zu befördern, störte nicht weiter. Denn schließlich kann es nicht die Aufgabe betagter Ministerien sein, in der Welt voranzugehen. Der fromme Vorwand aber war: Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, produktive Erwerbslosenfürsorge, und was sonst grade an neuesten Schlagern auf der sozialen Walze gespielt wurde. Die Verschärfung der Krise kam wie gerufen. Kein Muck im Reichstag, und das Verkehrsministerium hatte seine 209 Millionen weg. Da es nicht langte, wurden im Laufe des Jahres 1926 noch 42 Millionen nachgeliefert. Die Arbeitslosen rieben sich schon die Hände: fabelhaft, wie dieser Staat für sie sorgte. Außer den Mitteln, die das Parlament im Sommer 1926 zur Durchführung des Arbeitsbeschaffungsprogramms bewilligte, wurden extra 13 Millionen zum Bau von Wasserstraßen zur Verfügung gestellt, und für 40 Millionen wurden Kanalarbeiten in Angriff genommen, die eigentlich erst für das folgende Jahr geplant waren.

Resultat? Laut Denkschrift des Reichsarbeitsministers Brauns: „Die Arbeiten sind jetzt an zahlreichen Baustellen begonnen worden; zurzeit werden etwa 1800 Arbeitskräfte beschäftigt." Genau ein Tausendstel der Arbeitslosen, die gegenwärtig vom Staate notdürftigst unterhalten werden müssen. Wie dieser Mißerfolg zustande kam? Die Regierungsdenkschrift stellt recht anschaulich dar, wie auch in diesem Fall die Ressorts einander behinderten. Preußen, das selbstverständlich vom Reich gefragt werden mußte, war zwar bereit, einen Teil der Kosten zu übernehmen, aber nur, wenn auch die Provinzen sich ihrerseits beteiligten, und Die stellten wieder dem Reich ihre Bedingungen — kurz, es gab den üblichen Rattenschwanz bürokratischer Schreibereien und Verhandlungen, bis das Reich sich endlich entschloß, die Arbeiten auf eigne Faust zu vergeben.

Doch wir wollen nicht verschweigen, daß auch die Kanalbauerei ihre Vorzüge hat. Sie hat durchaus segensreich auf den Stellenmarkt gewirkt. Freilich weniger auf den Markt der Arbeiter, als auf den Markt der Ministerialbeamten. Im Haus-

haltsplan für 1927 sind im Reichsverkehrsministerium sieben Stellen für Ministerialräte, vierzehn für Oberregierungsräte, vier für Regierungsräte und sechs für mittlere Beamten neu eingerichtet worden. Bei solcher Belebung der Tintenindustrie wird es jedermann gerechtfertigt finden, daß der Etatentwurf für 1927 den Verkehrsetat des letzten Jahres noch um 32 Millionen übersteigt.

Kampf um die Weinzölle

Durch das Entgegenkommen der Franzosen ist der Bruch mit Frankreich glücklich vermieden worden. Herr Serruys, der Leiter der französischen Außenhandelspolitik, frischdekorierter Großoffizier der Ehrenlegion, hat auf die Forderung, die Weinzölle vertraglich zu regeln, vorläufig verzichtet und in eine Verlängerung des deutsch-französischen Handelsprovisoriums um drei Monate eingewilligt. Die Deutschen sind Sieger geblieben. Sie können sich, wies Herr Ritter vom Auswärtigen Amt und Herr Trendelenburg vom Reichswirtschaftsministerium vorhaben, die Weinzölle als Kampfobjekt für den endgültigen Handelsvertrag einpökeln.

Die deutschen Winzer sind Radaumacher, die den Steuerbehörden die Fenster einschlagen, nachdem sie, nach den Berechnungen der Handelskammer Essen, im Jahre 1925 auf den verschiedensten Wegen mit 90 Millionen Mark vom Reich subventioniert worden sind und im letzten Jahr abermals einen Dreißigmillionenkredit aus Reichsmitteln bekommen haben. Auf eine Rückerstattung dieser Kredite rechnet das Reichsfinanzministerium selbst nicht mehr, wenn auch gleichzeitig die „Germania", das Blatt der Winzerpartei, Berichte über unerhörte Rekordpreise bei den letzten rheinischen Weinversteigerungen bringt. Die deutschen Winzer sind zwar ihrer Zahl und ihrer Produktion nach innerhalb der gesamten Volkswirtschaft eine Null, aber sie können sich jeden Scherz erlauben; denn hinter ihnen steht das Zentrum, und die anderen Parteien sagen, aus Angst vor der Konkurrenz, zu allem Ja und Amen.

Die französischen Winzer sind politisch und wirtschaftlich eine Macht. Es gibt anderthalb Millionen Weinbauern, und ihre Jahresproduktion repräsentiert einen Betrag von 12 Milliarden Francs, was heute gewiß mehr als fünf Prozent des französischen Volkseinkommens ist. Aber weit größer noch ist ihr politischer Einfluß, der nicht, wie bei den deutschen Winzern, auf einer zufälligen Verbindung mit der ausschlaggebenden Partei beruht, sondern auf einer festen wirtschaftspolitischen Organisation, wie Frankreich nur ganz wenige hat. Ohne die Confédération Générale des Vignerons läßt sich keine Wahl machen. Ihr Organisator, der sozialistische Apotheker Edouard Barthe aus Montpellier, ist zugleich Chef der Winzergruppe in der Kammer, der mehrere hundert Abgeordnete aus allen Parteien angehören. Eine Regierung und eine Handelsvertragskommission, die es wagen würde, gegen den Willen dieser geschlosenen Macht etwas zu unternehmen, wäre noch am selben Tage erledigt.

Das sollte sich der Staatssekretär Trendelenburg merken, bevor er seinen Feldzugsplan für den endgültigen Handelsvertrag entwirft. Jede Konzession, die er auf diesem Gebiet erkauft, wird er zehnfach überzahlen müssen, wobei noch nicht der politische Schaden eingerechnet ist, den eine Verärgerung der französischen Winzer zur Folge hätte. Denn die französischen Weinbauern bilden die Stütze der verständigungswilligen Linken in Frankreich. Ehe man sich auf diesen gefährlichen Weg begibt, sollte man lieber die deutschen Winzer für die nächsten Jahre auf Staatskosten pensionieren. Viel mehr als jetzt kann es ohnehin nicht kosten.

Ein Briefwechsel

Die Weltbühne 30. Dezember 1926

Herrn

Geheimrat Galle, Direktor beim Reichstag

Berlin

Sehr geehrter Herr Direktor,

als Nachfolger des verstorbenen Herrn Siegfried Jacobsohn erlaube ich mir ergebenst um die Ausstellung zweier Karten zu bitten, die mir, dem Herausgeber der „Weltbühne", und meinem parlamentarischen Hauptmitarbeiter das Betreten des Reichstages gestatten. Da mir bekannt ist, daß an die Ausstellung einer Tribünen-Karte zunächst nicht zu denken ist, wäre ich Ihnen zu besonderm Dank verpflichtet, wenn uns zu informatorischen Zwecken wenigstens diese beiden Karten bewilligt werden könnten.

Indem ich Ihnen im voraus verbindlichst für Ihre Freundlichkeit danke, bin ich

mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebner

Tucholsky

*

Reichstag Berlin NW 7, den 10. Januar 1927

Auf das gefällige Schreiben vom 30. Dezember

Wegen des ständig zunehmenden Fremdenverkehrs im Reichstag muß die Ausstellung weiterer Eintrittskarten aufs äußerste beschränkt werden. Ich bedauere daher, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können.

Hochachtend

Galle, Direktor beim Reichstag

*

Die Weltbühne 12. Januar 1927

An den

Präsidenten des Deutschen Reichstags

Herrn Paul Löbe

Berlin NW

Reichstag

Sehr geehrter Herr Präsident,

in einem Schreiben vom 30. Dezember 1926 habe ich den Direktor beim Reichstag, Herrn Geheimrat Galle, um eine Karte für die Galerie gebeten; da mir die schwierigen Verhältnisse beim Reichstag

bekannt sind, habe ich ausdrücklich von der Bitte um eine Presse-Tribünen-Karte abgesehen. Mein Blatt, das ich für den verstorbenen Siegfried Jacobsohn leite, dürfte Ihnen bekannt sein.

Ich erhalte nun vom Büro des Reichstages eine von Herrn Geheimrat Galle unterzeichnete Postkarte, daß „wegen des ständig zunehmenden Fremdenverkehrs im Reichstag" meine Bitte abgelehnt wird. Abgesehen davon, daß mir der Reichstag kein Kurort mit Fremdenverkehr zu sein scheint, glaube ich, daß eine politische Wochenschrift von der Bedeutung der Weltbühne im 23. Jahr ihres Bestehens wohl Anspruch auf die Erlaubnis hat, ihren politischen Mitarbeiter in den Reichstag zu entsenden, und da mir die Ablehnung meiner Bitte nicht gerechtfertigt erscheint, erlaube ich mir, Ihnen diese Bitte noch einmal vorzutragen.

Ich bin mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebner

Tucholsky

*

Der Präsident des Reichstags — Berlin NW 7, den 19. Januar 1927

Herrn Kurt Tucholsky

Berlin-Charlottenburg

Königsweg 33

Sehr geehrter Herr Tucholsky!

Die Reichstagsverwaltung trifft ihre Entscheidungen über die Zulassung neuer Bewerber um Karten zur Pressetribüne des Reichstags und um Zutrittskarten zum Hause im Einvernehmen mit der Vereinigung der Parlamentsjournalisten. Die Herren haben sich nun in Ihrem Falle ablehnend geäußert, weil nach ihrer Auffassung ein dringendes Bedürfnis zum Besuch des Reichstags für die Redaktion der „Weltbühne" nicht bestehe. Daher sind Ihnen die beiden gewünschten Karten von der Verwaltung abgeschlagen worden.

Wenn Sie in Ihrem geschätzten Briefe vom 12. Januar 1927 den Passus über den „Fremdenverkehr" bemängeln, so möchte ich zu Ihrer Orientierung mitteilen, daß außer den rund 250 Vertretern und Angestellten der Presse gegenwärtig etwa 354 nicht dem Reichstag angehörige Personen im Besitz von Zutrittskarten zum Hause sich befinden, und daß wiederholt im Vorstand des Reichstags eine Einschränkung des Kreises dieser „fremden" Besucher verlangt worden ist. Einen Anspruch auf die Erlaubnis zum Besuch des Reichstagshauses, den Sie mit Rücksicht auf das 23jährige Bestehen und die Bedeutung Ihrer Wochenschrift erheben, bedauere ich grundsätzlich nicht anerkennen zu können.

In vorzüglicher Hochachtung

Löbe

*

Die Weltbühne — 22. Januar 1927

An den Präsidenten des Reichstags
Herrn Paul Löbe

Berlin NW 7

Sehr geehrter Herr Präsident,

auf Ihr Schreiben vom 19. d. M. erlaube ich mir, Ihnen ergebenst zu erwidern:

Daß es Parlamentsjournalisten gibt, die einem alten politischen Blatt, wie der „Weltbühne", das Bedürfnis absprechen, einen Mitarbeiter in den Reichstag zu entsenden, wundert mich nicht. Daß aber ein ehemaliger Kollege, den ich mir in Ihnen zu sehen gestatte, einen moralischen Anspruch mit einem amtlich abzuweisenden juristischen verwechselt, hätte ich nicht geglaubt. Selbstverständlich steht die Entscheidung darüber, wer in den Reichstag einzulassen ist, bei Ihnen und Ihren Herren; daß heute 354 nicht dem Reichstag angehörende Personen im Besitz von Zutrittskarten sind, zeigt, in welchem Sinne die Ausgabe der Karten gehandhabt worden ist.

Die behördlichen Stellen des Reiches und der Länder beklagen so oft die mangelnde Mitarbeit von Intellektuellen. Ich glaube nicht, daß man sie auf diese Weise fördert.

Mit den besten Empfehlungen bin ich

Ihr sehr ergebner

Tucholsky

*

So weit eine Bürokratie, in der sich Herr Galle neben Herrn Löbe durch eine fast hüpfende Grazie auszeichnet. Dieser Präsident des Reichstages ist rettungslos in seinen „Bestimmungen" verhaspelt und hat längst vergessen, daß er einmal, bis zu Gefängnisstrafen, mit Typen gekämpft hat, deren einer zu werden er auf dem besten Wege ist.

Leider scheint die Reichstagsverwaltung der Meinung zu sein, daß die dort tätigen Journalisten so eine Art Anhängsel zum Hauspersonal darstellten. Kürzlich haben ein paar flegelhafte Bemerkungen des Herrn A. Stein über die Gattin des Reichtagspräsidenten in seinen Rumpelstilzchen-Briefen, von Celsus im vorigen Heft der ‚Weltbühne' zitiert, Herrn Galle veranlaßt, diesem Pressevertreter die Reichstagskarte zu entziehn. Herr Löbe hat jedoch diese Maßnahme sofort rückgängig gemacht, weil er nicht wünscht, daß Herrn Steins persönliche Entgleisung dienstlich geahndet werde. Man kann fragen, was fataler sei: die von Herrn Galle verschriebene Entziehungskur oder die von Herrn Löbe also begründete Amnestie. Die Herren übersehn, daß sich Journalisten nicht „dienstlich" im Reichstag befinden, sondern in der Ausübung ihres Berufs. Wenn Herr Galle einen Journalisten zurechtweist, der es nicht lassen kann, auf die Gänge zu speien, befindet er sich durchaus in den Grenzen seiner amtlichen Zuständigkeit. Wenn dieser Journalist jedoch sein Sputum zu Artikeln zu verarbeiten pflegt, steht er jenseits der Disziplinargewalt der Parlamentsdirektion.

Herr Stein schreibt kein gutes Deutsch und verstehts auch nicht. Sonst läse er Schiller. Schweizer: „So wollt ich doch, daß du im Kloak ersticktest, Dreckseele du! Bei nackten Nonnen hast du ein großes Maul, aber wenn du zwei Fäuste siehst — Memme, zeige dich jetzt!" Und da wäre es nun Sache der Zeitungsleute, die es so oft mit der Würde der Presse haben, nicht die Machtgelüste der Büros zu unterstützen, sondern ein talentloses Großmaul aus ihren Reihen zu entfernen, das über Frau Löbe, Frau Ebert und Fräulein Wels politische Siege davonträgt, die es gegen Männer nicht erringen kann.

Bemerkungen

Ein Richter gegen das Zensurgesetz

Das Schmutz- und Schundgesetz ist Wirklichkeit geworden. Unter demokratischer Patronanz! Die Namen Külz, Gertrud Bäumer und Heuß bleiben für immer mit diesem Schmachgesetz verbunden.

Kunst und Literatur sind geknebelt. Es kam, wie erwartet. Die sogenannten Giftzähne, die im Plenum ausgebrochen wurden, wuchsen rasch in den Ausführungsbestimmungen nach. Gänse- und Sonnenblumen sprießen wie im seligen Vormärz. Doch üppiger! Denn trotz aller damaligen Schikanen — die Zensur wurde von Beamten, die aller Welt bekannt waren, ausgeübt. Ein Beamter hat stets einen höheren Beamten über sich, und so kam es doch zuweilen, daß man auf den höchsten Stufen einen kultivierten Kopf fand, der sich vor einer geistigen Blamage scheute. Jetzt aber urteilen die Kammern, besetzt mit Unbekannten, die ad hoc einberufen werden, völlig unabhängig, im Dunkeln: geistige Femen!

In dieser Not kommt Hilfe von einer Seite, von der man sonst Unterstützung gegen die Staatsgewalt nicht erwartet: von einem erfahrnen Juristen, von einem Richter. Der Landgerichtsrat Doktor C. M. von Holten hält in einer kleinen, tiefgründigen, glänzend geschriebnen Broschüre „Unsittliche Kunst?" (Verlag der Ackermannschen Buchhandlung, Berlin-Südende) eine „Abrechnung mit dem Reichsgericht".

Der Verfasser führt sämtliche, jedem Kunstempfindenden oder Verstehenden als Abc im Blut sitzenden Begründungen für die Freiheit der Kunst an. Er bringt als Eideshelfer Kant und Schopenhauer und Nietzsche und Wagner und Schiller und Goethe — aber ach! er könnte den ganzen Olymp als Zeugen bringen, er würde mit diesen „Anormalen" so wenig Eindruck auf die Juristen und Beamten machen, wie etwa ein neuauftretender Christus auf die Pfaffen aller Richtungen. Was versteht denn ein Christus vom Christentum? So wenig wie ein Künstler von Kunst. Deshalb ists notwendig, den Fuchs im Bau aufzusuchen. Und das tut Doktor von Holten. Er bekämpft das Reichsgericht mit dessen eignen Beschlüssen. Einmal erklärt es nämlich: „Entscheidend bleibt also — das gilt auch für Nachbildungen von Kunstwerken — der Grad künstlerischer Vollendung". (Also muß das Urteil dem Kunstrichter und nicht dem Juristen überlassen bleiben!) Dann aber wieder billigt es nur einem „Kunstwerke in des Wortes höchster Bedeutung" eine gewisse Freiheit zu. Diesem Januskopf geht nun Holten scharf zu Leibe und kommt zu dem zwingend logischen Schluß:

„Der vom Reichsgericht geschaffne Kautschukbegriff des Kunstwerks in des Wortes höchster Bedeutung ist in sich widerspruchsvoll und praktisch unbrauchbar; denn das Urteil, der Geschmack ändern sich beständig: was heute ein Kunstwerk in des Wortes höchster Bedeutung sein kann ... ist es morgen nicht mehr oder umgekehrt. Ein Werk ist entweder ein Kunstwerk oder es ist keins."

Diese Meinung, klar formuliert, müßte eigentlich Gemeingut aller Gebildeten sein. Die Juristen aber, höchst gebildete Leute, haben eine Logik mit doppeltem Boden: Eine für sich privat, und eine offizielle, in der sich wie Trichinen im Schweinefleisch die Paragraphen eingeringelt haben. Deshalb ist es ungemein wichtig, wenn ein Verstehender, ein Wissender, ein Künstlermensch aus ihrem eignen Lager ohne Zwang einmal Das ausspricht, was von den Künstlern aller Richtungen und Grade als Grundsatz zur Beurteilung eines Kunstwerks verteidigt wird.

Wenn Rembrandt einen sexuellen Akt malt, ist es Kunst; wenn ein Sudler denselben Gegenstand behandelt, ist es

Pornographie. Nicht der Gegenstand, sondern die Form entscheidet. Und über die hat nicht der Jurist, der Geistliche, der Vertreter der Wohlfahrtsämter zu urteilen, sondern der Künstler. Natürlich kann es vorkommen, daß sich auch in andern Berufen kunstverstehende Männer finden, aber es ist mehr als zweifelhaft, daß die Zensurkammern just diese heraussuchen und finden werden. Ebensowenig wie jemals bei der Zusammensetzung einer juridischen Spruchkammer just solch weiße Raben sich zusammenfinden.

Ein solcher „weißer Rabe" ist von Holten. Das Ergebnis seiner Betrachtungen ist zwingend für Jeden, der nicht Volksverdummung als oberste Staatsraison betrachtet: „Hat der Künstler — wie von keiner Seite bestritten wird — das Recht, jeden Gegenstand darzustellen, hat er die Fähigkeit, durch künstlerische, vollendete Form aus jedem ergriffnen Gegenstand ein Kunstwerk zu gestalten, dann muß nach den Grundsätzen ästhetischer Gerechtigkeit das Kunstwerk als solches sakosankt sein; es dennoch auf dem Wege gewundner Gesetzesgebung und Erläuterung als unzüchtig zu charakterisieren, erscheint uns ästhetisch unmöglich, moralisch unwürdig und mit dem Grundgedanken des Artikels 142 der Reichsverfassung unvereinbar: es gibt begrifflich keine unsittliche Kunst. Die Kunst als solche muß frei sein von gesetzlichen Schranken. Ein ästhetisch reifes Geschlecht wird diese Freiheit zu erringen wissen.

Emil Lind

Symbolisch

Ein hiesiges Mitteilungsblatt für die Geschäftswelt, betitelt „Vertrauliche Mitteilungen", bringt in seiner Nummer 4, am 27. Januar, folgende Nachricht:

„Zum Offenbarungseid geladen und nicht erschienen: Volksbund Schwarz-Weiß-Rot

Männe, männe, teckel . . .

Die Platte Electrola E G 178

Wenn das Klavier ein wenig synkopiert hat, ist da wohl ein Herr an den Flügel getreten, weil ihn alle so gebeten haben, etwas zu singen, irgend ein höherer englischer Kolonialbeamter oder der Sohn eines geachteten Parlamentmitgliedes. Es sind übrigens nur Herren im Zimmer, die nachdenklich in die gelben Whiskyperlen blicken, als das Klavier einsetzt. Die Leute hören satt und sorglos zu, gar nicht so verbissen in ihr muksiges Innenleben wie der kleine Mittelstand auf jenem alten Bild „Beethoven". Es ist nichts als die Stunde nach dem dinner. Manche sehen Den am Flügel auch an.

Er beginnt mit einer leichten, angenehmen Stimme, die nur leise tupft, er bemüht sich zunächst kaum, zu singen. Er ist doch ein Dilettant, und niemand verlangt von ihm, daß er leuchtende Tenorbälle in die Luft wirft. Tut er auch garnicht. Er paßt sich so einigermaßen dem Begleiter an, manchmal läßt er fast tückisch dem Klavier einen kleinen Vorsprung und holt das dann zum Schluß der Liedzeile nonchalant wieder ein. Sie werden schon zusammen fertig werden. „When I look in your eyes" singt er und: „Something tells me that you and I should be together", und man weiß nicht genau, ob er sich nun über sich lustig macht oder über die Herren mit den Whiskyperlen, oder über Die, der er in die Augen sieht. Da ist der Refrain. „O Caecilie! — O Caecilie! Say that you 'll be mine!" Die Stimme schleift. Jetzt wird es da am Klavier im Takt sehr kompliziert. Der Herr Sänger überhören das, hüpfen aber richtig in die Schlußzeile, und wenn er einmal aus dem Rezitativ herauskommt, heben einige die Köpfe. Er kann ja singen! er hat ja eine wirklich nette, kleine Stimme, eine nette, kleine —

Die zweite Strophe setzt etwa eine Oktave tiefer ein als die erste. Das ist ein Mann, den sein Bariton auch in den untern Lagen gut trägt, Einer, der männ-

lich, kräftig und überlegen einem Mädchen gut zuredet, sie solle doch nun endlich... Er lockt, er ist ein böser Bube und lockt. Folgt sie ihm? Es ist nicht genau herauszubekommen, wer wem folgt, aber am Schluß werden sie schon zusammen sein, daran ist kein Zweifel. Dieser Herr spielt mit dem Refrain, kugelt das Wörtchen „Caecilie" hin und her, schnellt es nach oben und steckt es ins Knopfloch und singt über alle Whiskygläser hinweg, und einmal gibt er, man hört ordentlich im Grammophon die winzige Handbewegung, das Wort Caecilie zu: als Draufgabe. Es paßt garnicht in den Takt, aber in der Fistellage ermahnt er sie noch einmal. „Caeciilie —!" Da wird sie wohl nun folgen, das gute Kind.

Und weil ihn jetzt alle ansehen, singt er den Refrain noch einmal, schleppend, ein klein wenig niederträchtig zögernd, so daß man immer Angst hat, er werde mit dem Takt nicht auskommen. „Say that you 'll be mine!" Dann tritt ein vollendeter Herr vom Flügel zurück und bedankt sich, konventionell lächelnd, für den Freundesbeifall und ist wieder ein Gleicher unter Gleichen. Beileibe kein Künstler.

Übrigens soll Jack Smith, the whispering singer, Kellner von Beruf sein und sicherlich, hängen Sie Ihre Tochter weg!, ein wildes Huhn.

Peter Panter

Palucca

In einer Zeit, wo es mangels einer geschlossnen Kulturschicht in Kunstdingen statt einer öffentlichen Meinung nur einen Haufen von Zufälligkeiten gibt und wo man gelernt hat, die Superlative geräuschvoller Beifallssalven verschwenderisch zu vergeben, weil die Höchstleistungen, an denen Alles gemessen wird, nur Mittelleistungen sind, ist es notwendig, eine Tänzerin selbst dann noch zu „entdecken", wenn sie mit solcher Begeisterung aufgenommen wird wie diese. Der Unterschied zwischen ihr und den Andern muß festgestellt werden.

Wenn sie zwischen ihren Schülerinnen steht — die sich gewiß bemühen, ihr zu gleichen —, zeigt schon die Endgültigkeit der Körper- und Gesichtsformen, wer die Meisterin ist. Die Tänzerinnen sehen heute, wo der Tanz von den Gefilden des Charmes und der weiblichen Reize jener Sphäre der Ernsthaftigkeit zustrebt, in der das Kunstwerk entsteht, anders aus: statt des gleichmäßigen Liebreizes harmloser Gesichtchen scharfe, gespannte Züge — das Niveau hochqualifizierter Arbeit. Es geht um einen Tanz, der nicht Stimmungsausdruck oder Darstellung sein, sondern auf den Möglichkeiten des menschlichen Körpers eine reine Bewegungskunst aufbauen will. Diesem Ziel dient eine technische Vollkommenheit, wie es sie heute wohl nicht noch einmal gibt; jedes Aufstehen, jedes einfache Gehen ist ein Wunder an Ausgeglichenheit der Kurve und ruft nach der Zeitlupe. Der Gegensatz zwischen einem Form-Tanz (etwa: Karsavina) und einem, der Technisches kaum benötigt (etwa: Valeska Gert), wird hier charakteristisch unsinnig: so hohen Inhalt gibt es nur in so hoher Form, und auch die Schülerinnen zeigen, wie das Schöne, das die Meisterin für sie erfindet, noch nicht völlig manifest werden kann.

Die gefederte Wucht, mit der ein Körper vorwärtsstoßen kann, steile gereckte Straffheit, Schwünge und Hemmungen, die optische Kontrapunktik der Gliedmaßen oder der Figurengruppe — das sind die Motive dieser Tänze. Alles mit einer alltagsfernen Aristokratie vorgetragen, die das Wort von der „Würde der Kunst" anschaulich macht. Unmöglich, die produktive Fülle zu beschreiben, die ein solches Programm von zwei Stunden umfaßt. Jeden Augenblick fühlt man mit tiefstem Erstaunen, wieviel ganz Neues eine schöpferische Kraft mit den sparsamen Mitteln der paar Gelenke und Körperformen leistet, die man nun schon seit Jahrtausenden ausbeutet.

Rudolf Arnheim

Der Sühneprinz

Wer kennt die Wirtschaftspartei? Sie ist klein, aber sie hat Zukunft. Die kundigen Thebaner stimmen alle darin überein, daß sie bei den nächsten Reichstagswahlen die größten Fortschritte machen wird. Der Bäckermeister Drewitz in der Fasanenstraße ist ihr Vorsitzender, und er hält sehr auf diese Würde. Denn als bei der letzten Kabinettskrise statt seiner der Professor Bredt zum Reichspräsidenten zitiert wurde, machte er im Büro des Reichspräsidenten einen Mordskrach.

Neulich, an einem Sonnabend, war er mit Bredt zusammen zu Stresemann gebeten, aber als sie kamen, hatte Stresemann wichtigen Besuch, und die beiden mußten warten. Zehn Minuten — eine Viertelstunde — zwanzig Minuten — eine halbe Stunde ... Da riß den beiden der Geduldsfaden, sie gingen weg und ließen Stresemann durch den Diener sagen: eine halbe Stunde zu warten, das hätten Parteiführer nicht nötig.

Daß sie damit Recht hatten, sah auch Stresemann ein. Der Legationsrat R. bekam deshalb den Auftrag, am andern Tag als „Sühneprinz" zu Drewitz zu gehen und eine Entschuldigung Stresemanns zu überbringen. Legationsrat R., ein piekfeiner Herr, setzte also den Zylinder auf und wandelte in die Fasanenstraße. In der guten Stube empfing ihn Frau Drewitz in einiger Verlegenheit. Es sei ihr ja sehr peinlich, aber es sei doch Sonntag, und am Sonntag arbeiteten die Bäckergesellen nicht; nun seien aber für eine Vereinsfestlichkeit Brötchen bestellt, und die müsse nun ihr Mann eben selbst backen. Wenn er ihren Mann also sprechen wolle, ja, dann müsse er mit in die Backstube kommen. Was blieb R. andres übrig? Er ging richtig in die Backstube und sagte sein Sprüchlein auf. Drewitz war aber schon halb versöhnt und strahlte von Wohlwollen: „Na, nu nehmen Se man Platz!" Da saß der Legationsrat, den Zylinder auf den Knieen, und Drewitz unterhielt sich mit ihm vom Backtrog aus.

Nach der vorgeschriebnen Zeit erhob sich der Legationsrat und Drewitz erkundigte sich: „Sind Sie denn verheiratet?"

Nein, das sei er nicht, versicherte R. „Ach so, dann ham Se ne Freundin. — 'nen Augenblick. Mutter, komm doch mal her und pack für den Herrn 'n schönen Toppkuchen ein —!" Geschieht.

„So, da ham Se was für heute Nachmittag, wenn Se mit Ihrer Freundin Kaffee trinken —!" Stumm wandelte der Legationsrat fürbaß.

Martin Bern

Liebesleben in Sachsen

In dieser Heiratssehnsuchtsecke will Onkel Schnörke nur die Wünsche seiner Nichten und Neffen zum Ausdruck bringen. Wer mit den Heiratslustigen in Briefwechsel zu treten wünscht, wird gebeten, sich des Anzeigenteils unsres Blattes zu bedienen:

Neffe Hellmuth, 31, aus Landfamilie, mit Sinn für Häuslichkeit und Ordnung im Haus, lebensfroh, feintechnischen Beruf ausübend, möchte bald ein liebes Mädel haben. Er stand während des Krieges als Vizefeldwebel treu zum Vaterlande. — Nichte Weihnachtswunsch, 22, aus achtbarer nationaler Familie, Nichttänzerin, großes, stämmiges, echt deutsches Mädel, die ihrem Vater die Wirtschaft führt, möchte gern einen Neffen bis 35, der einen Gang in Gottes freier Natur dem Jazzbandrummel vorzieht. Wohnung und Aussteuer sind vorhanden. — Nichte Heideblume, 28, fragt schüchtern an, ob es einen Herrn im Alter bis zu 70 gibt, der sich ebenso einsam fühlt wie sie und sich ein edles Wesen wünscht. Er müßte festes Einkommen haben, das für zwei bescheidene Menschen ausreichen muß, solid und gut sein. Sollte er zufällig ein kleines Landhäuschen beibesitzen, so würde ihr dies doppelt lieb sein, da sie große Blumen- und Tierfreundin ist.

Dresdner Nachrichten, 24. 1. 27.

Nachher

„Was haben wir gelacht!" sagte er. „Wir haben so gelacht!" Er wischte sich ein wasserhelles Sekret aus den Augen, und ich tat desgleichen: denn was er da erzählt hatte, war nicht ohne gewesen. Er sprach sonst wenig von solchen Dingen — aber es waren Zwei vorübergeglitten, ineinandergekrampft, mit zugeküßten Lidern, Zwei, die aus dem Liebeshimmel heruntergefallen waren, in die Hölle der Erfüllung. Übrigens wußten sie das nicht. Das hatte ihn auf den Gedanken gebracht, mir die Geschichte eines Ehepaares zu erzählen, die sich nach dem Buch liebten, nach dem Ehebuch, mit einer Art Notenständer am Bett. Wir atmeten tief.

„Sie haben so gelacht —", sagte ich. „War noch genug Gelächter da —?" Er sah mich verständnislos an. „Ob genug Gelächter — wie meinen Sie das?" „Sie wissen", sagte ich, „woher das Gelächter kommt?" „Aus der Brust!" sagte er und lachte tief. „Nein", sagte ich. „Nicht aus der Brust. Wollen Sie sehen, woher es kommt, das Gelächter?" Er wollte das. Und ich zeigte es ihm.

— — — — — — — —

Es war schon finster, als wir vor dem gigantischen Berg standen. „Was ist das? Wohin führen Sie mich?" sagte er leise. „Was das ist?" sagte ich. „Es ist der Berg des Gelächters". „Kommen Sie ein Stückchen hinauf — hier hinauf. Hören Sie —!" Wir lauschten.

Kaskaden von Lachen kamen heruntergebraust, Wogen von Gelächter, Kicherbäche, ganze Tonleitern klapperten herab, es schritt auf großen Füßen Treppenstufen herunter, auf uns zu, und wenn es unten ankam, verebbte es in Atemlosigkeit zu kleinen Tönen . . . Leise bewegte sich der Boden unter unsern Füßen. Dumpf dröhnend lachten die Bässe, Triller von Frauenlachen stiegen auf und fielen melodisch ab, Koloraturgelächter und silberne Schellen . . . Fettes, schadenfrohes Lachen wälzte sich ölig dahin, breit klatschte es an die Ufer; Meckerlachen und fröhliches Gelächter von Kindern, spitze Lachstimmen, die sich überlachten, eine kletterte über die andre, dann fiel alles in sich zusammen. Und wieder stieg oben ein Chor von Gelächtern auf, dumpf überdröhnt von einer dicken, alten, akkompagniert von einer süßen Weibsstimme. Stille. Ein Rinnsal von Lachtränen tropfte an uns vorbei.

„Das ist der Vulkan des Gelächters", sagte ich. „Sie kannten es nicht? Sie haben mir hier oben so viel gezeigt, und kannten ihn nicht? Er versorgt Die da unten mit Lachen, von oben kommt es herunter, aus dem Vulkankrater rollt es heraus, alle Sorten. Alle Gelächter, die gebraucht werden: Sie haben sie gehört? Grinsen und pfeifende Peitschen mit kleinen Knoten in der Schnur, die brennen so schön . . . dummes Lachen und befreiendes Lachen und Lachbonbons, mit Tränen gefüllt — alles kommt von da oben. Man kann nicht hinauf."

„Was ist oben?" sagte er. „Ich habe es mir sagen lassen", sagte ich. „Ein riesiges, tiefes Loch wie im Aetna, da quillt es heraus." „Aber woher kommt es?" sagte er. „Wer versorgt die Erde mit Gelächter — woher diese Quantität, die Unerschöpflichkeit, die immerwährende Bereitschaft, zu geben und zu geben —?"

„Es gibt ein Ding", sagte ich, „das hat begriffen, warum Er das geschaffen hat, da unten. Es hat den Witz der Welt begriffen. Seitdem —" „Seitdem?" sagte er. „Seitdem lacht das Ding", sagte ich.

Wir wandten uns ab. Weit unten sahen wir die Beiden fallen, ihrer Privathölle zu. „Ein seltsames Geschäft", sagte ich. Er wollte lachen, setzte plötzlich ab. Im Dunkel glitt eine Tierseele scheu an uns vorüber. „Hat das nie aus dem Lachtränenbach getrunken?" sagte er. „Tiere lachen nicht", sagte ich. „Sie sind die Natur selbst, die ist ernst,

unerbittlich vielleicht heiter — aber lachen? Er läßt sie nicht lachen." „Und warum nicht —?" sagte er. „Weil er Furcht hat", sagte ich. „Er hat Furcht, man könnte Ihn auslachen. Dabei tut es Keiner. Sie gehen an den Berg des Gelächters und lachen zwar aus, aber nur einander. Hören Sie, wie es heruntergluckert!"

Jetzt war der ganze Berg überrieselt mit Gelächter, fallendem und steigendem; erst hatten wir ein wenig mitgelacht, dann lächelten wir nur noch, und nun stimmte es ganz traurig. „Lachen ist eine Konzession des Herrn", sagte ich. „Sie ist auch danach", sagte er. Dann glitten wir davon.

Kaspar Hauser

Militär schlägt sich, Militär verträgt sich

Die amerikanische Flotte hat sich immer bemüht, den auswärtigen Kameraden die gleiche Höflichkeit zu zeigen und dafür zu sorgen, daß sie sich in amerikanischen Häfen so wohl fühlen wie in der eignen Heimat. Die amerikanische Flotte ist für die europäischen Flotten vom Gefühl der Seebrüderschaft beseelt.

Admiral Eberle,
Chef der amerikanischen Flotte

Wer —?

Oeffentlicher Vortrag mit Lichtbildern

über das Thema:

Unter Lettow-Vorbecks Fahnen in Deutsch-Ost-Afrika

Referent Kamerad **Theodor Freudenberger** aus Frankfurt a. M., der in dem afrikanischen Feldzug unter Lettow-Vorbeck als Kriegsfreiwilliger mitgemacht hat.

Der Vorstand
Samter, Rosenthal.

Alle Krieger-, Militär- und Kolonialvereine sowie die Kameraden des Reichsbanners und Stahlhelms sind herzlich willkommen.

Wer? Der Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten.

Der Saturn muß bayrisch werden

Freitag, den 11. II. 1927. Hotel Bayrischer Hof. Lichtbildervortrag des Herrn Astronomen und Fliegers Max Vallier: Die Entwicklung vom Flugzeug zur Mondrakete. Das Problem der Weltraumforschung.

Bayerns Interessen.

Allgemein verständliche Darstellung. Hochinteressant. 60 Lichtbilder.

Münchner Plakat

Die Wallfahrt nach den Linden

„Am Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst Du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu sehn die Prozession?
Die Prozession der Studenten
Mit Stürmern und Rapieren,
Die Dir und mir zu Ehren
Dort unten defilieren?
Ob, wie sie Vivat rufen,
Laut, als ob Schüsse bollern.
Du braves deutsches Volk, Du
Liebst Deine Hohenzollern."

„Ich bin so krank, o Mutter.
„Er" muß in Holland sitzen.
Schon wuchsen durch den Tisch ihm
Kinnbart und Schnurrbartspitzen."

„Ach tröste Dich, mein Söhnchen,
Hoff auf die S. P. D.
Sie rettete uns dies Schlößchen,
Sie heilt auch Dein Wehweh.
Sie rettet uns Millionen.
Na, das Gesetz, paß auf,
Zum Schutz der Republieke,
Das hebt sie gleichfalls auf.
Dies schöne Fensterplätzchen
Zieren wir dann zu dritt.
Papachen kommt aus Holland,
Bringt Mark und Kronen mit."

„Ich dank Dir, liebe Mutter,
Geheilt ist jetzt mein Weh.
Ich trete in die Reichswehr
und in die S. P. D."

Johann Seifensieder

Kritik

In der Hosenrolle gab die Bergner die Quintessenz ihrer Schauspielkunst.

Neue Pariser Zeitung

Liebe Weltbühne!

Ein Engländer wird von Berliner Freunden zu einer Tanzvorführung in eine Gesellschaft mitgenommen. „Nun —?" fragen die Freunde. Worauf der Engländer nachdenklich sagt: „Aber ... der Herr wird die Dame doch heiraten —?"

Antworten

Carl Mertens. Sie werden von dem Oberreichsanwalt der Republik, Werner, wegen Landesverrat verfolgt. Das scheint mir ein Anlaß, um Ihnen für Ihre tapfere und entsagungsvolle Arbeit, die Sie für das bißchen Sauberkeit in Deutschland geleistet haben, zu danken. Sie haben einmal der schwarzen Reichswehr angehört, der Sie als Siebzehnjähriger verfallen waren, und wir kennen Ihren Weg und Ihre Wandlung. Bereits nach dem Fememordprozeß in Landsberg, dem Sie ferngeblieben waren, konnten Sie aus gewissen Anzeichen schließen, daß die Verteidigung Sack-Bloch einen „Enthüllungsfeldzug" gegen Sie plante. Nun haben Sie über Waffenschiebungen hoher Militärs in Ostpreußen Dokumente veröffentlicht, die endlich den Anlaß gaben, Ihnen das törichte Klischee Landesverräter aufzupappen. Bekommen wird der Werner Sie nicht, und das ist gut so. Sie tun völlig recht daran, nicht in Mannesmut zu paradieren, der diesen Richtern gegenüber ganz unangebracht ist; da ist jedes Mittel recht. Ihre Verdienste aber um unsre Sache sind unbestreitbar, und die Weltbühne wird Ihnen immer, wenn das nottut, Asylrecht gewähren. Was dazu der Oberreichsanwalt sagt, ist mir gleichgültig. Er kann viel erzählen; er zählt nicht. Ihnen aber, Carl Mertens, wünschen wir gute Erfolge in Ihrer weitern Arbeit.

Geschworner. Daran sind Sie selbst schuld, denn Ihnen geschieht genau so viel, wie Sie sich gefallen lassen. Was Sie tun sollen? Wenn Ihr Vorsitzender sich so benimmt, wie etwa jener aus dem Marschner-Prozeß, der einen als Zeugen geladenen Geschwornen, weil er ihm unbequem ist, ironisch fragt: „Das Reichsgesetzblatt ist wohl Ihre Erholungslektüre?", so hat darauf sofort und nachdrücklich eine Belehrung dieses Richters zu erfolgen. Die Frage ist ungehörig, sein Benehmen unstatthaft. Was der Zeuge zu seiner Erholung liest, geht den Richter nichts an; woher er das Reichsgesetzblatt kennt, noch weniger. Für faule Witze werden diese Richter nicht bezahlt. Und wenn Sie im Beratungszimmer etwa merken, daß die Talare den Juristenkoller bekommen, so machen Sie ihnen klar, daß sie nicht, wie Marschner sich ausdrückte, „mit den Geschwornen zu verhandeln haben". Sie, der Geschworne, haben das volle Recht, auch entgegen den juristischen Ausführungen dieser Leute andrer, nämlich Ihrer Ansicht zu sein. Stimmen Sie anders als die Richter, so können Sie im allgemeinen damit rechnen, das Richtige getroffen zu haben.

Schlächtermeister. Sie haben, wie das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt mitteilt, ein junges Mädchen verführt, die in ihrer Not und Angst ihr neugebornes Kind getötet hat. Das Einwickelpapier gibt den Namen des Opfers gesperrt bekannt. Sie aber haben nichts zu fürchten. Sie werden zwar pflichtvergessen genannt, doch Ihren Namen sollen wir nie erfahren: Sie sind zwar nicht der Kaiser Franz Josef, aber der Abonnement und der Inserent, und dem kann nix g'schehn.

Briefschreiber. Wer seine Adresse nur auf die Rückseite des Kuverts und nicht auf seinen Brief schreibt, darf sich nicht wundern, wenn er keine Antwort erhält.

Josef Schanderl. Ihr Gedicht „Busen und Literatur" hat uns in der vorigen Nummer gut unterhalten. Sie schreiben dazu noch aus München: „Der sehr verehrten Redaktion der „Weltbühne" bestätige ich unter Bezugnahme auf Ihr Schreiben vom 18. Januar d. J., daß das von Ihnen einbehaltene Gedicht: „Busen und Literatur" tatsächlich Erstdruck ist und vor Erscheinen in der „Weltbühne" nirgends woanders abgedruckt wird. Seine alsbaldige Indruckgabe empfiehlt sich aus inhaltlichen Gründen: um einer plötzlichen Modeschwenkung zuvorzukommen, daß zum Beispiel der wiederkommende große Hut

zwangsläufig den großen Busen mit sich reißt." Möge uns dieser Anblick recht oft gegönnt sein.

Vorbestrafter. Notzucht? Sie werden nie Geschworner werden.

Intellektueller. Radikale Gesinnung? Sie werden nie Geschworner werden.

Karl K. Sie schreiben mir: „Ihren Theaterkritiker wird es, wenn er es nicht schon weiß, sicherlich interessieren, daß bei der Aufführung des Zigeunerbarons in der Oper am Platz der Republik im dritten Akt die Rückkehr der ungarischen Truppen aus Spanien zu lebhaften Fridericus-Rex-Kundgebungen Veranlassung gibt. Was soll man dagegen unternehmen? Pfeife ich auf meinem Hausschlüssel, so würde ich wahrscheinlich hinausgeschmissen, und schreie ich mit Tenorstimme in den Saal: „Nie wieder Krieg!", so werde ich wahrscheinlich verprügelt. Aber hören möchte ich doch die Musik Straußens und hatte keine Ahnung von diesem albernen militärischen Schauspiel im dritten Akt. Also warnen Sie wenigstens die übrigen Republikaner."

Kartenlegerin. Auch Sie sind nun glücklich in die nationalen Belange eingespannt. (Belange müssen Sie wie Melange aussprechen.) Eine auffallende Quantität von deutschnationalem Okkultismus geht durch die Zeitungen. Man spricht sogar davon, daß eine okkultistische Zeitschrift von den Kreisen der Kriegshetzer aufgekauft sein soll, und so ist eine Prophezeiung immer dümmer als die andere. Die albernsten Zahlenkunststücke sollen beweisen, daß wir wieder herrlichen Zeiten entgegengeführt werden. „Es ist eine eigenartige, aber leicht erklärliche Erscheinung unseres Zeitalters, daß die ganze Welt nach einem Umschwung der drückenden Verhältnisse dürstet." Dieser, in deutschen Buchstaben gedruckte Satz stammt von einem Professor a. D. aus Oberstaufen, und ein Setzer des Fränkischen Kuriers mußte das Rackerlatein setzen. „Ist es da zu verwundern, daß sich seit Generationen im Volke die ahnungsvolle Vorstellung erhalten hat und jetzt erst recht eine fröhliche Urständ feiert, als habe Gottes Hand selbst die geheimnisvollen Zahlen auf die Felstafel des Hochgrats geschrieben?" Solch ein Bockmist wirkt auf die kleinen Leute, für die er bestimmt ist und Gottes Hand wird manchmal gar wunderlich geführet: aus den Blättchen Ihrer Kartenlegekunst springen drei Farben ins Auge: schwarz, weiß, rot. Doppelt und dumm hält besser.

Hellmuth Franke, Berlin. Hier stand in der Nummer Vier eine Arbeit über das Siedlungspanama von Gracchus. Sie teilen mit, daß Sie unter diesem Pseudonym die „Standarte" als Beilage des „Stahlhelms" begründet haben, und möchten nicht für den Verfasser unsres Aufsatzes gelten. Was wohl niemand angenommen haben wird.

Zeuge. Ob Sie sich als Zeuge vor Gericht — etwa vor der Kammer des Herrn Marschner — so benehmen dürfen, wie Der sich vor Gericht benommen hat, als er vernommen wurde? Ob Marschner seine Zeugen „Quatsch!" rufen läßt? So viel Ordnungsstrafen gibt es gar nicht.

Herr von Kähne. Herzlichen Glückwunsch zum fünfundzwanzigsten Mal.

Werkmeister. Ihr Vorschlag, aus dem Berliner „Vorwärts" ein Arbeiterblatt zu machen, ist am Einspruch des Herrn Stampfer gescheitert.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Die Belange von Kuhschnappel

von Carl v. Ossietzky

„Ich stehe vielmehr auf dem Standpunkt, daß Preußen, das etwa drei Fünftel des Reiches darstellt und das bereits durch den Friedensvertrag erheblichen Land- und Bevölkerungsverlust gehabt hat... in seiner Geschlossenheit und Größe unbeeinträchtigt aufrecht erhalten werden muß, da es zweifellos den Kern für einen deutschen Einheitsstaat bilden wird..." Und weiter: „Die preußische Regierung glaubt hervorheben zu sollen, daß ihr eine baldige Wiederaufnahme etwaiger Verhandlungen zwischen beiden Ländern nicht dringlich erscheint."

Ja, was ist denn wieder los? Geben denn die verdammten Polen noch keine Ruh? Wer spricht denn so, daß man selbst bei friedlicher Zeitungslektüre deutlich den Küraß klirren hört als Begleitmusik zu solchen erzgeschienten Worten, „... baldige Wiederaufnahme etwaiger Verhandlungen... nicht dringlich!" Gott und unser scharfes Schwert! Wir haben Zeit.

Doch, Ernst beiseite, es handelt sich hier nicht um eine verspätet publizierte, im Drang der Ereignisse übersehene Kriegsrede, sondern um Darlegungen des Herrn preußischen Ministerpräsidenten in der Groß-Hamburg-Debatte des Landtags. Es handelt sich nicht um den Konflikt mit einer fremden Macht, sondern um eine innerdeutsche Angelegenheit. Es wird also wieder mal ein bißchen Sechsundsechzig gespielt; Wappentiere werden aufeinander gehetzt, und der zum preußischen Premierminister avancierte internationale Sozialdemokrat empfindet zwingend, daß er der historischen Situation gerecht werden müsse, um als Verteidiger, lieber noch, als Mehrer preußischen Bodens den republikanischen Schulbüchern der Zukunft überliefert zu werden. Ohne Otto Brauns Überschwang betrachtet, liegen die Dinge so:

Das vom großen Nachbarstaat fest umklammerte Hamburg muß, um seinen Hafen auszubauen und neues Wohngelände zu gewinnen, sein Gebiet arrondieren. Darum ziehen sich jetzt jahrelang Verhandlungen hin, die, dank preußischer Unnachgiebigkeit, immer mit zugeknallten Türen endeten. Daß die Einwohner der Elbeorte, die bei einer Neuregelung hamburgisch werden müßten, sich aus manchen praktischen Gründen, nicht zuletzt steuerlicher Art, widersetzen, ist begreiflich, und darüber läßt sich reden. Aber wenn der Herr preußische Ministerpräsident sich hinstellt und etwas von „hamburgischer Großmannssucht" schmettert und überhaupt bei der Gelegenheit alle Feinde Brandenburgs in den Staub wirft — darüber läßt sich gar nicht reden. Das ist ganz einfach komisch und wird nur ernst, weil ein uraltes deutsches Thema, das deutsche Thema par excellence, hier aufgerührt wird. Ist denn die Ent-

wicklung der deutschen Handelskapitale nicht den Verzicht auf ein paar Streifen Landes in Hannover und Schleswig-Holstein wert, zwei Provinzen, die bekanntlich auch nicht grade durch Kauf oder Erbschaft an die preußische Hausmacht gelangt sind? Es dreht sich doch nicht um eine Abtretung an den Feindbund. Weshalb also der Lärm? Hätte der Genosse Otto Braun das preußische Geld nur ebenso tapfer gegen die Hohenzollern verteidigt wie jetzt jeden Fußbreit preußischen Bodens gegen den hamburgischen Nachbarn!

Aber die preußische Regierung läßt ihren Chef nicht nur reden wie einen alten kurbrandenburgischen Seneschall, sondern diesen Worten unglücklicherweise noch eine Tat folgen: eine Gesetzesvorlage nämlich, in der die Hamburg umfassenden preußischen Städte durch Eingemeindungen verstärkt, gegen die große Schwester „konkurrenzfähig" gemacht werden sollen. Statt des Versuches einer Einigung nur gesteigerte Einengung Hamburgs. Statt des Versuches, die Grundlagen der künftigen wirtschaftspolitischen Einheit Groß-Hamburg zu schaffen, neue Abgrenzung, demonstrative Scheidung. Statt der nüchternen Zweckmäßigkeit zu folgen, wird ein völlig unorganisches Groß-Altona konstruiert und „konkurrenzfähig" gemacht, um auf diesem Umwege der ihrer galanten Heimindustrie wegen ehemals weltberühmten Stadt zu neuer Blüte zu verhelfen. Die Bureaukratie siegt über die Vernunft. Was die Andern können, das können wir auch. Die Hauptsache: es wird wieder einmal organisiert; es wird eingemeindet, es gibt Schreibereien; der Kanzleibetrieb hat wieder seine große Zeit. Und während das mit schicksalhafter Zwangsläufigkeit vor sich geht, wird am Vereinstisch munter von deutscher Einheit geschwafelt, wird bei Banketten gesinnungsstark und nibelungentreu auf Groß-Deutschland getoastet. Schilda als Metropolis maskiert.

*

Der Genosse Braun indessen wollte nicht nur wettern, sondern ganz staatsmännisch, ganz bismärckisch, auch höhere Gesichtspunkte aufweisen. Man muß ihm aufrichtig dankbar sein, daß er nicht gleich die Reichsexekution beantragt hat, o nein, er läßt es beim Rade bewenden: er empfiehlt ganz einfach Anschluß an Preußen. Aber das ist gar nicht so einladend, wie er denkt. Der Genosse Braun übersieht in der Zufriedenheit des Autochthonen, daß der Begriff Preußen sich nicht nur südlich des Mains keiner überzeugenden Werbekraft erfreut. Schon der Westdeutsche hat dabei eine Vorstellung von etwas Unbehaglichem, von Steifheit, kastenmäßiger Absonderung und überheblicher Beamtenhierarchie. An diesen Gefühlen hat auch die derzeitige Linksregierung nichts ändern können und wollen. Ist Preußen deshalb beliebter geworden, weil seit ein paar Jahren sozialdemokratische Minister dort sitzen? Bedeutet das schon moralische Eroberung und Überwindung tief wurzelnder

volkstümlicher Empfindungen? Preußisch gilt, trotz Abrüstung, noch immer als militärisch. Daran hat sich nichts geändert. Wenn der Genosse Braun den borussischen Geist für die Dauer einer Parlamentsrede aufs Turnierpferd setzt und die Tartsche schwingen läßt, ergötzt das Niemanden als die ihm unterstellten wilhelminischen Geheimräte, und auch da werden die meisten mitleidig die Achseln zucken: Gott, was sich der Sozi für Mühe gibt...

Es gibt einen falschen Förderalismus, der am liebsten von München aus Weltpolitik machen möchte, und es gibt einen falschen Unitarismus, der die einzige Lösung in der Verschlingung Deutschlands durch Preußen sieht. Beide Methoden sind unmöglich. Überlebt und unbrauchbar geworden ist der heutige Zustand mit den Landesregierungen, Landesparlamenten, Gesandschaften etcetera — getreuen Kopien des befehdeten berliner Regierungsbetriebs. Bismarcks Fürstenbund von Versailles war eine großartige Kompromißleistung. Die Fürsten sind fort, die Grenzen zwischen den Ländern geblieben. Die Wirtschaft hat in aller Ruhe eine neue Gliederung des Reiches vorbereitet, die Politik hat die Frage noch nicht einmal nachdrücklich zur Diskussion gestellt. Kostspieliger Leerlauf, Vergeudung von Volksgut; denn die Belange von Kuhschnappel kosten Geld, und ihre Wahrnehmung erfordert einen ungeheuerlich aufgeblähten Apparat. Otto Brauns Parteifreund Scheidemann hat einmal die trefflichen Worte gesprochen, daß man nicht jeden Grenzstein zu respektieren brauche, den vor hundert Jahren ein lange vermoderter Diplomat gesetzt habe. Das bezog sich auf Belgien, und Der es sagte, wird heute über diese Erinnerung nicht erfreut sein. Aber wenn man schon extra muros so großzügig war, ehrwürdige Dokumente als chiffons de papier zu betrachten, wie viel mehr gilt das nicht für die Angelegenheiten im eignen Kral! Daß die Auseinandersetzung darüber nicht in Fluß kommen will, daran ist nicht zuletzt die zähe behauptete preußische Vormachtstellung schuld. Denn das ist allerdings evident: dieses aus den verschiedensten Teilen zusammengesetzte Preußen ist seit dem Abgang der Monarchie nur noch eine Fiktion. Hausmachtswille einer Dynastie hielt es zusammen; mit ihrem Sturz zerfiel es in seine natürlichen Teile. Heute ist es mit seinem Verlangen nach Suprematie ein Hindernis der Einung und eine Bekräftigung der Anschauung, daß es, wie vor Bismarcks Tagen, noch immer eine deutsche Frage gibt. Erst wenn Preußen nicht mehr da ist, wird Deutschland geboren werden.

*

Herr Unterrichtsminister Doktor Becker hat ein ausgesprochnes Pech. Schon ließ er sich als Sieger im Studentenkrieg feiern, und nun wollen die jungen Herrn sich plötzlich drücken; sie desavouieren ihre Vertreter und suchen der Ver-

einbarung mit dem Ministerium eine Deutung zu geben, die, wenn sie von Hörern der juristischen Fakultät herrühren sollte, zu den schönsten Hoffnungen auf eine Richtergeneration von Köllings und Niedners eröffnet. Herrn Doktor Becker wird jetzt nichts übrig bleiben, als seine Energie zu beweisen, falls die Studentenschaften nicht doch noch im letzten Augenblick einen diplomatischen Dreh finden sollten, um sich und den Herrn Minister aus der Klemme zu ziehen.

Herr Becker ist ein vorsichtiger und trotzdem immer von Mißgeschicken verfolgter Mann. Er hat lange zugesehn. Wehrverbände gingen pleite, große rechtsradikale Gruppen lösten sich in kleine, miteinander raufende Konventikel auf. Die völkische Bewegung ist müde geworden. Nur die Universitäten blieben wie in den Tagen des Rathenau-Mordes. Nichts hat sich seit Jahren dort geändert. Herr Becker verhielt sich dazu wie ein kaum beteiligter Zuschauer, der nur in Aktion trat, wenn ihm die Steine hageldicht durchs Fenster prasselten. Endlich mußte sich selbst dieser behutsame Mann entschließen. Er legte den Studentenschaften eine Konkordienformel vor und ließ ihnen ein paar Monate Zeit zum Nachdenken. Es ist so gekommen, wie alle Kenner des akademischen Bürgertums von heute erwartet haben: die Studenten haben nach Ablauf dieser Frist Ja gesagt und versuchen jetzt daran zu deuteln und wollen es gar nicht so gemeint haben. Denn unsre jungen Teutonen sind in der Rabulistik am stärksten und drehn an einem deutschen Manneswort so lange herum, bis sie es endlich auf den Rücken gelegt haben.

Warum aber diese plötzliche Fronde? Herr Becker ist ja gegen seine buntbemützten Kindlein sowieso kein Herodestyrann. Er hätte ihre Unterschrift zur Kenntnis genommen und Alles wäre geblieben, wie es war. Rechnen die Studenten damit, daß Herr Doktor Becker nicht mehr allzu lange Minister sein wird, daß sich in Preußen überhaupt demnächst etwas verändern wird? Jedenfalls waren die Jüngelchen bisher immer gut beraten, und vielleicht ist ihnen dies Mal die Aufgabe zugefallen, die Feindseligkeiten gegen die preußische Regierung als Avantgarde zu eröffnen. Zwar versichern die republikanischen Blätter, die Koalition stehe bombenfest. Aber die Luft ist voll Konfliktstoff; an allen Ecken wird versucht, Streit zu entfesseln. In dieser Stimmung wird der Studentenkrieg seine Wirkung haben; die jungen Leute haben sich bisher immer brauchbar erwiesen. Trotzdem braucht der Universitätskrakehl nicht überschätzt zu werden. Nicht das Radauheldentum der Studenten, die Gesinnungslosigkeit vieler Herren Professoren ist das ärgste Übel. Studentische Selbstverwaltung? Die kulturelle Rolle der deutschen Universitäten ist einstweilen ausgespielt. Ob Becker siegt oder seine Gegner — auch hier geht es um Belange von Kuhschnappel.

Der Brüssler Kolonial-Kongreß von Ernst Toller

Als vor einem Jahre die Delegierten kolonialer Völker im Völkerbundsrat das Ansuchen stellten, persönlich die Klage ihrer Brüder zu begründen, haben die Herren der englischen, französischen und italienischen Regierung dieses Ersuchen abgelehnt. Sie erinnerten an jene Feldwebel, die vorgaben, für das Wohl ihrer Kompanie zu sorgen, aber von jedem Muschkoten verlangten, daß er das Maul halte.

Vom 10. bis 14. Februar tagte in Brüssel der Kongreß der kolonialen Völker. Indien und China, Syrien und Ägypten, Mexiko und Venezuela, Korea und Süd-Afrika, Tunis und Marokko, Indo-China und Haiti, Cuba und Venezuela, Nicaragua und Porto Rico waren auf ihm vertreten. Die Delegierten haben diesmal nicht beim Quai d'Orsay und in der Downing Street angefragt, ob sie reden dürften. Sie haben gesprochen. Mit einer Stimme, die das Gewicht der Klage und des Aufruhrs von einer Milliarde Menschen trug, mit einer Stimme, die den Herren Chamberlain und Poincaré, den Herren Mussolini und Primo de Rivera nicht angenehm geklungen und ihrem Schlaf manche traumschwere Belastung gegeben haben mag.

Ich gestehe, daß ich mit einer gewissen Skepsis zum Kongreß nach Brüssel fuhr. Wie viele Kongresse haben wir in den letzten Jahren in Deutschland gesehn: meist waren sie Ausdruck innrer Hilflosigkeit, Verbrämung eigner Ohnmacht durch eine schöne Geste, die im Kongreßlicht sich repräsentativ ausnahm, am andern Morgen schon abgeschmackt wirkte. Überlege ich mir nach meiner Rückkehr vom Kongreß in Brüssel, was er bedeutet, so wage ich, unbeschadet der Abgegriffenheit des Ausdrucks, zu sagen: „Ein welthistorisches Ereignis". In Brüssel wurde nicht mehr und nicht weniger geschaffen als die organisatorische Zusammenfassung aller rebellierenden Kräfte des Orients, des Okzidents und Europas gegen die Suprematie der europäisch-amerikanischen herrschenden Schicht. Bei diesem Kongreß waren nicht versammelt einflußlose Intellektuelle und gutwillige Sektenführer: dieser Kongreß sah die Repräsentanten der großen nationalen Parteien aus kolonialen Ländern. Etwa vierzehnhundert Millionen Menschen bewohnen die Erde. Eine Milliarde Menschen waren auf diesem Kongreß vertreten. Indien, das bisher abgelehnt hatte, an irgend welchen internationalen Konferenzen teilzunehmen, mit der Begründung, seine Befreiung sei nationale Aufgabe, die nicht mit irgend welcher Bewegung in fremden Ländern verquickt werden dürfe, entsandte einen seiner führenden Köpfe, Jawahar Lal Nehru, Mitglied der All-Indischen Kongreß-Exekutive. Die Kanton-Regierung schickte das Mitglied des Zentral-Exekutivkomitees der chinesischen Kuomintang-Partei, Liau. Aus Latein-Amerika waren Vasconcelos, der frühere mexikanische Unterrichtsminister, und Mella gekommen, aus Ägypten der Führer der nationalen Ägyptischen Partei, Mohamed Hafiz Ramadan Bey, Abgeordneter im ägyptischen Parlament, aus Korea Li Kolu. Von den europäischen

Staaten hatte einzig die englische Arbeiterklasse die Bedeutung dieses Kongresses erkannt. Nicht umsonst delegierte die englische Independent Labour-Party Lansbury und Fenner Brockway, der englische Bergarbeiter-Verband Davies, die Labour-Party Ellen Wilkinson. Aus Frankreich waren Henri Barbusse, der Abgeordnete Fournier und Madame Duchaine gekommen, aus Deutschland einige Vertreter der Kommunistischen Partei, der Liga für Menschenrechte, des Friedenskartells, der Liga gegen koloniale Unterdrückung, einige freie Schriftsteller. Die Gewerkschaften? Die Sozialdemokratische Partei? Ihre offiziellen Regierer saßen auf dem Sofa und nahmen übel. Denn Friedrich Adler, der Sekretär des Büros der Amsterdamer Internationale, besaß die seltne Instinktlosigkeit, ein Rundschreiben an die Sektionen zu senden, das nicht in England, wohl aber in Deutschland ernst genommen wurde. Er drohte mit dem Finger und warnte vor dem Kongreß, hinter dem die Sowjet-Russen und Kommunisten ständen. Das Spiel sei klüglich eingefädelt vom sattsam bekannten Willy Münzenberg und dem als Dreiviertelkommunisten berüchtigten Ledebour. Jawohl, Münzenberg hat das Verdienst, mit nachtwandlerischer Sicherheit zu einem Problem vorzustoßen, das morgen unanzweifelbare Wirklichkeit sein wird. Wer solchen Anstoß gibt, beweist seine politische Fähigkeit. Auf die Entwicklung und Ausdrucksform des Kampfes kann er, wer immer er auch sei, kaum besondern Einfluß gewinnen, denn hier geht es nicht um Verschiebung von Funktionärs-Posten, nicht um Umschichtung parteilicher Bürokratien und Redaktionsverwaltungen, hier geht es um das Schicksal von einer Milliarde Menschen, die Jahrhunderte lang von einer winzigen Schicht imperialistischer Räuber geknechtet, den Weg zu nationalem Selbstbewußtsein und Freiheitswillen gefunden haben. Man kann die Lunte in ein Pulverfaß werfen und braucht dennoch nicht um die Gewalt der Explosivkraft zu wissen.

Ich glaube nicht, daß alle Standardwerke der Welt die Fülle des Materials über die wirkliche Situation der kolonialen Völker umfassen, die hier in wenigen Tagen auf dem Brüsseler Kongreß ausgebreitet wurde. Die großen Probleme Indiens und Chinas fanden ebenso ihre Darstellung wie die Probleme des Panama-Kanals und des Nicaragua-Kanals, die an die Lebensexistenz des Großkapitals der Vereinigten Staaten rühren. Die elenden Arbeitsbedingungen der Zulukaffern wurden ebenso sachlich erläutert, wie die miserablen Kriegsrenten der französischen kolonialen Invaliden. Die verschiedenen Spielarten des Imperialismus (Yankee-Imperialismus, französischer Imperialismus, englischer Imperialismus) wurden eben so scharf umrissen wie seine mannigfachen unmittelbaren und mittelbaren Formen. Der Kongreß zeichnete sich durch etwas aus, was man nur selten auf Kongressen antrifft. Feurigste Sachlichkeit und stählerner Antrieb verbanden sich zu einer Synthese von hohem geistigem Niveau. Der Nationalökonom Alfons Goldschmidt konnte eben so zu Worte kmmen, wie der seine Not elementar herausschreiende Neger. Wenn der Wissenschaftler in streng analysierter Rede bewies, daß der Impe-

rialismus niemals die Fruchtbarkeit der Erde erhöht hat, immer der Ausdruck der steigenden Last der werktätigen Massen war, wurde einige Stunden später diese Rede erhärtet und durchglüht von Worten der Menschen, die furchtbare Einzelheiten, oft dokumentarisch belegt, erzählten.

Es blieb nicht bei Resolutionen. Eine internationale Organisation wurde geschaffen, die ihre Stoßkraft aus der aufgespeicherten und nun jäh durchbrechenden Tendenz zur Befreiung vom Imperialismus empfängt.

Wohl überlegt sprach ich in Brüssel von dem sich bildenden wahren Völkerbund, der weder weltpolitische Subjekte noch weltpolitische Objekte kennen wird. Ich glaube daran, daß das Fundament zu diesem Völkerbund in Brüssel gelegt wurde. Gewiß ist auch hier noch vieles problematisch. Mit der Freiwerdung der nationalen Kräfte beginnt um so vehementer die Entfaltung der Klassenkämpfe. Auch nicht von heute auf morgen kann der Rassenhochmut der kolonialen Völker, der eben so existiert wie der Rassenhochmut der Weißen, zerstört werden. Nicht von heute auf morgen wird die Verachtung des Mexikaners gegen den Chinesen aufhören, die Verachtung des Ägypters gegen den Neger, die Verachtung des Arabers gegen den Juden.

Eng verbunden mit dem Schicksal der kolonialen Völker ist das Schicksal der europäischen Arbeiterklasse, also auch Das der deutschen Arbeiter. Deutschland besitzt keine Kolonien. Aber schon morgen wären die deutschen Imperialisten bereit, um des winzigsten kolonialen Fetzens willen, der von Sumpffieber und Malaria durchseucht ist, tausende von deutschen Menschen der Front des amerikanisch-französisch-englischen Imperialismus einzureihen. Es ist ja nicht wahr, daß die Lage des deutschen werktätigen Volkes durch Erwerbung von Kolonien irgendwie verändert werden könnte. Es ist nicht wahr, daß die deutschen Kolonien jemals als Export- oder Importland in Frage kamen oder den Überschuß von Menschen aufzunehmen in der Lage waren. Die deutschnationale Telegraphen-Union hat, mit der vom Kriege her wohlgekonnten Lügenmethode die Nachricht verbreitet, ich hätte die Entente aufgefordert, die frühern Kolonien nicht an Deutschland zurückzugeben. Dies zeugt für die Ansicht Vieler, die behaupten, daß man um ihre Rückgabe winselt. Da ich nicht daran denke, der Telegraphen-Union und den mit ihr im Bunde krakehlenden nationalistischen Blättern ein Dementi zu schicken, möge am Schluß dieses Aufsatzes die Entschließung veröffentlicht werden, die alle deutschen Delegierten, Bürgerliche und Kommunisten, Pazifisten und freie Schriftsteller, Sozialisten und Anarchisten, einstimmig unterzeichnet haben:

„Wir verfolgen den in der ganzen Welt vor sich gehenden Freiheitskampf der unterdrückten kolonialen Völker mit tiefer Bewunderung und in der Hoffnung auf den Endsieg ihres Kampfes für die Sache der ganzen arbeitenden Menschheit.

Die heute in Deutschland immer mehr wachsende Propaganda für die Wiedererwerbung von Kolonialbesitz halten wir

für falsch und gefährlich; eine neue Kolonialpolitik, einerlei in welcher Form, wird das deutsche Volk unweigerlich in die bevorstehenden blutigen imperialistischen Kriegskonflikte hineintreiben. Die Zeit der Kolonialpolitik ist vorüber.

Selbst wenn Deutschland wieder Kolonien erhalten würde, würde damit an der schweren wirtschaftlichen Lage seiner arbeitenden Bevölkerung nicht das Mindeste geändert. Die um ihre Befreiung kämpfenden Kolonialvölker sind die Bundesgenossen auch der schaffenden Bevölkerung Deutschlands.

Wir rufen das gesamte arbeitende Volk auf, von seinen wirtschaftlichen und politischen Organisationen eine entscheidende Stellungnahme gegen jede neue Kolonialpolitik zu fordern."

Masaryk von Kurt Hiller

III.

Der Nationalist

Seltsam, daß an keiner Stelle dieses von Tatsachen und Theorien berstenden Buches der Verfasser verrät, warum, warum, warum „die Teilung Oesterreich-Ungarns" sich ihm „als die Hauptaufgabe des Weltkrieges ergab", und warum, warum, warum die Schaffung eines unabhängigen tschechischen Nationalstaats ihm Lebensziel wurde. Was einem selbstverständlich ist, glaubt man nicht begründen zu müssen. Aber das Selbstverständliche pflegt, philosophisch gesehn, das der Begründung Bedürftigste zu sein. Dem Nationalisten Masaryk ist die nationale Staatsschöpfung das Selbstverständliche. So weltenfern ihm platter, roher Chauvinismus liegt, so entschieden er auch jenen nationalen Messianismus ablehnt, der das Heil der Welt ausschließlich von der eignen Volkheit kommen sieht, so deutlich ihm die Entwicklung auf die „Kultursynthese" hinzuweisen scheint, „auf die Wechselbeziehung nicht nur der slawischen, sondern aller Nationen" (einen sympathischen Stüber erhält hier beiläufig Herr Spengler), so urban, so poliert, so demokratisch, so kosmopolitisch sein Nationalismus ist: er bleibt Nationalismus. Der nationalen Idee opfert dieser Mann Alles, sogar ... das Leben seiner Volksgenossen. Er spricht viel von „Humanität", welche „die sittliche Grundlage aller Politik" sei; von „Humanitismus", den er peinlich gegen den mehr historisch-ästhetischen „Humanismus" abgrenzt; aber Menschen zwingen, sich töten zu lassen für Ideen, die nicht die ihren sind, oder für Ideen, die ihnen weniger wichtig sind als ihr einmaliges Leben, — darin erblickt er nichts Inhumanes. Bizarres Ausrutschen des Denkens: „... extensive und intensive Humanität. Im Weltkrieg wurde diese Vereinigung erzielt" — diese Wortfolge findet sich in diesem Buche. Er bangt bei dem Gedanken, daß der Krieg rasch beendet sein könne; weil sein nationales Ziel dann vielleicht unerreicht bliebe. „Ich fürchtete, daß wir leer ausgehn würden, wenn die Alliierten bald siegten. Bei einem längern Krieg hätten wir mehr Zeit zur Propaganda." Er formt aus den gefangnen Tschechen eine

Armee mit der bestimmten Absicht, sie nach Frankreich an die Front zu schicken (dahin kam sie freilich nicht mehr); „eine wirklich militärische, keinesfalls politische Armee". „Das hatten wir sofort nach Briands Anerkennung unsres anti-oesterreichischen Programms vereinbart." „Ohne kämpfende Armee bliebe unser Anspruch auf Befreiung wenig beachtet; die ganze Welt kämpfte, da konnten wir uns nicht mit historischen und naturrechtlichen Traktaten begnügen." Sehr weltklug, sehr realpolitisch. Für die eigne Lieblingsidee, für den eignen Geltungstrieb schließlich Andre verrecken zu lassen... und nichtmal beliebige Andre, sondern Die, deren Freiheit und Glück grade den Inhalt der eignen Idee bildet! Zumindest doch eine Antinomie — über die Masaryk mit ein paar achtungsvollen, sichern Tons opponierenden Bemerkungen über Tolstoi, über Rolland hinweggleitet. Man muß nicht Tolstoianer sein, um den „Verteidigungskrieg" zu verwerfen (so wenig man Hitleraner sein muß, um den polnischen Korridor unhaltbar zu finden), aber die These: „Humanität schließt nur den Angriffskrieg aus" ist eine in ihrem Simplismus etwas kühne Behauptung, namentlich angesichts der Tatsache, daß noch nie ein Angreifer zugegeben hat, daß er angriff. Versteht sich, daß Masaryk die „Schuldfrage" völlig einseitig beantwortet; er sieht nur die Verbrechen, die in Wien und Berlin begangen wurden. Die Intellektuellen Frankreichs sind heute weiter.

Abraham, bereit, Isaak zu opfern, um dem Herrn zu gefallen — so opfert Masaryk die Blüte seines Volks um der nationalen Idee willen. Gewiß, die armen Schlucker in den Gefangnenlagern meldeten sich „freiwillig"; 128 000 Mann bis vor Tores Schluß; man kann sich denken, was es mit dieser Freiwilligkeit auf sich hatte; die Leute wußten, was Krieg heißt. Ein absonderlicher „Humanitismus"! Aber der Handelnde, mag sein, muß schuldig werden.

Muß es auch der Betrachtende? In diesem Buch heißt es: „... gehe ich von dem Gesichtspunkt aus, daß der Kampf im Felde nicht das schlimmste Übel der menschlichen Gesellschaft ist." Welches sonst? Vielleicht die Lues. Aber zu der zwingt der Staat niemanden, bei Todesstrafe. Die Lohnsklaverei? Strittig. Aber Masaryk ist kein Sozialist. Ich neige zu der Annahme, daß Bürger, die den „Kampf im Felde" nicht für das schlimmste Übel halten, erst ein bißchen blindgeschossen werden müssen, bevor sies einsehn. Von dieser Annahme hält mich keinerlei Ehrfurcht zurück. Und ist eigentlich das Bekenntnis im tiefsten Sinne nobel: „Oft hatte ich das lebendige Gefühl, selbst in die Schlacht gehn zu müssen, da ich den Kampf verkünde, — obgleich ich mir sagen mußte, daß der Führer sich im Interesse der Kämpfenden nicht exponieren dürfe"? Die Könige der Ilias handelten anders.

Aber Masaryk ist Republikaner. Republikaner, dessen Republik „auf einer Idee beruhen" muß; „der neue Staat muß seine von der Welt allgemein anerkannte raison d'être haben". Diese Idee, dieser Existenzgrund kann natürlich die Selbstbestimmung und Selbsterhaltung der Nation sein. Hat Masaryk den tschechischen Nationalstaat gewollt? Er hat ihn nicht in

seiner Reinheit gewollt; nicht in jener Reinheit, die praktisch möglich gewesen wäre. Er verbindet das nationale Prinzip mit dem historischen. Daß Böhmen geschichtlich einmal ein selbständiger Staat war, längst vor der Epoche der Nationalstaaten, ist, in drei Teufels Namen, keine raison d'être für ein neues selbständiges Böhmen! Doch ohne das „historische Staatsrecht" als Argument hätte der tschechoslowakische Staat auf die deutschen Teile Böhmens verzichten müssen. (Der Plan, sie an Deutschland abzutreten, wurde in der Friedenskonferenz erwogen.) Galt wiederum das „historische Staatsrecht", dann mußte die Slowakei draußen bleiben, die nie ein Teil des Königreichs Böhmen gewesen war, aber unter nationalem Gesichtswinkel in die neue Republik hineingehörte. Logischerweise es gab da nur ein Entweder-Oder. Historie oder Nationalität können die Prinzipien sein, an denen der Staatsgründer sich orientiert. Wo sie nicht etwa zusammenfallen, stehn sie alternativ zueinander; Masaryk kumulierte sie — eine intellektuelle Ungeheuerlichkeit; Schulbeispiel für reine Machtpolitik, für Imperialismus. Und er kumulierte sie mit bestem Gewissen; schon „vor dem Kriege" „trachtete" er „die historische und die naturrechtliche Anschauung in begriffliche Harmonie zu bringen" (also Stoff mit Geist, Wirklichkeit mit Wert, das Seiende mit dem Seinsollenden, Ruhe mit Bewegung, Wasser mit Feuer, Ja mit Nein in Harmonie zu bringen); „meine Triebfeder in diesem Streit war die beständige Rücksicht auf die Slowakei". Ganz naiv bekennt er damit, wie er seinem rechtsphilosophischen System ein empirisches Interesse als aprioriscbes Argument, einen Beweggrund als Grund unterschob. Statt aus dem allgemeinen System die besondre Entscheidung abzuleiten: was geschieht mit dem Eger-, was mit dem Slowakenland, leitet er aus dem persönlichen Wunsch, seinem Traumstaat beide einzuverleiben, sein System ab.

So verfahren die Meisten; ohne es zuzugeben. Dieser hier geniert sich gar nicht, es zu gestehn. Wie unsympathisch dieses Verfahren! Wie sympathisch diese Aufrichtigkeit!

Nun wurde der Traumstaat real; und Masaryk setzte gegen die (namentlich in England und Amerika starke) Strömung mit dem äußerst vernünftigen Programm, die neuen Staaten, soweit möglich, nach der Nationalität zu umgrenzen, einen tschechoslowakischen Staat mit 65% tschechoslowakischer und 25% deutscher Bevölkerung durch; und 10% magyarischer ruthenischer, polnischer. Also eine Art neuen Oesterreichs ... mit rastlos wogendem Nationenhader. (Nicht etwa eine zweite Schweiz!) Daß dieses Arrangement mit den Ideen Wilsons nicht das Mindeste zu tun hat, ist klar; ob es dem europäischen Frieden dient, bleibt zweifelhaft. Außer Zweifel: die Drolligkeit der „Gründe", die Masaryk für diese Regelung anführt.

Ich will nur die drolligsten nennen. Ein Grund: Die Deutschen hätten selber ein Interesse daran, daß ihrer in der Tschechei „mehr als weniger" sind. „Angenommen, wir treten eine bis eineinhalb und sogar zwei Millionen ab; die bleibende Million müßte für ihr nationales Dasein unverhältnismäßig mehr Befürchtungen hegen, als drei Millionen die Tschechisierung zu

fürchten brauchen." Mit andern Worten: Je mehr Millionen eines Volkes von einer fremden Nation unterdrückt werden, desto besser geht es ihm. Demnach muß es den Tschechen, welche ja in ihrer Gesamtheit unterdrückt waren, unter dem Hause Habsburg gradezu ideal gegangen sein. Wie erklärt sich ihr Freiheitsdrang?

Ein zweiter Grund: Selbstbestimmungsrecht der Nation sei eine gute Sache, aber es gelte für die ganze Nation, nicht auch für Teile einer Nation. „Eine Minderheit, auch wenn sie größer ist, ist keine Nation." Damit hat der Logiker zweifellos recht: die Deutschen in Böhmen sind keine Nation, sondern der Teil einer Nation. Aber wenn das Selbstbestimmungsrecht der Nationen nicht auch das ihrer Teile meint (soweit sie wesentlich unvermischt mit andern Nationen leben), dann könnte es in jedem Falle nur das Selbstbestimmungsrecht der Gesamtnation bedeuten. Das heißt: über die staatliche Zugehörigkeit der Deutschböhmen hätte das ganze deutsche Volk zu entscheiden. Unwahrscheinlich, daß Masaryk diese Folgerung zieht! Aber dann bleibt nur die andre: daß auch dem Teile sein Selbstbestimmungsrecht zusteht. Oder man hat das Selbstbestimmungsrecht überhaupt zu leugnen.

Ein dritter Grund: Das deutsche Volk gewinne kulturell dadurch, daß es auf mehrere Staaten verteilt sei. Nun, das polnische Volk war bis 1918 restlos verteilt; „gewann" es dadurch „kulturell"? Nach Masaryks Meinung gewiß nicht. Denn Masaryk wirkte, so gut er konnte, für ein Großpolen und trat in Washington sogar für den Anschluß Danzigs an Polen ein.

Überhaupt beneidete ich den Deutschen um seine „Objektivität" nicht, der imstande wäre, die Epopoe (oder Kriminalgeschichte) einer gegen das Deutschtum gerichteten Staatsgründung ohne Stiche im Herzen und gleichsam sportlich interessiert zu genießen. Als über den Waffenstillstand verhandelt wurde, trug Masaryk Wilson seine Überzeugung vor, daß „der Krieg noch weitergeführt werden" müsse und „daß die Alliierten die deutsche Armee zur Waffenstreckung zwingen und gegebnenfalls in Berlin einziehn sollten". An zwei Stellen des Buchs wird bedauernd festgestellt, daß die Lausitz mit ihren „Serben" — wir sagen Wenden — bei Deutschland blieb. „Deutschland verlor nichtdeutsche Teile (ausgenommen die Lausitz)" steht an einer; daß es auch deutsche Teile verlor, bleibt unerwähnt. Der Vereinigung mit Oesterreich wird selbstverständlich widersprochen. Aber das Verletzendste: Weil Eduard von Hartmann in der Tat Polen, Theodor Mommsen gelegentlich Tschechen fraß und weil der deutsche Durchschnittsprofessor ein nationalistischer Kaffer ist, soll „die" „deutsche Philosophie" („die"!) „absolutistisch, gewaltsam, unwahr sein" und „die Größe der frei verbindenden Menschlichkeit mit dem kolossalen und in seiner Art grandiosen Bau eines babylonischen Turms" „verwechseln". Dieses Generalurteil über Leibniz, Kant, Herder, Fichte, Schelling, Fries, Schopenhauer, Nietzsche! Schopenhauer wird mit dem Witz abgetan: „Die Titanen ärgern sich" (von wegen „Vereinsamung"); Nietzsche wird, wahrhaftig, zum „philosophischen Propheten

der Hohenzollernschen Parvenus und des pangermanischen Absolutismus". Goethes „maßloser Egoismus" „ist eine goldne Brücke zum preußischen Pangermanismus"! Der gesamte deutsche Olymp dreht sich im Grabe um. Gerechter wird Masaryk dem jüngern Geschlecht. Wenn er, zum Beispiel, über Flake äußert: „... sonderbare Kombination von pariser Dekadenz und Gelehrtheit eines Privatdozenten", so schmunzle ich. Übrigens ist es eine Ehre, in diesem Buche erwähnt zu sein. Es werden von deutschen Köpfen der Zeit noch Edschmid, F. W. Foerster, Eberhard Gothein, Richard Grelling, Gerhart Hauptmann, Nippold, Quidde, Dietrich Schäfer, Scheidemann, Walther Schücking, Sombart, Spengler, Stilgebauer, Unruh und Wassermann erwähnt.

Natürlich fehlt es auch an versöhnlichen Worten nicht. Masaryk will mit dem Deutschen Reich in Frieden, mit seinen böhmischen, mährischen, schlesischen Deutschen in Eintracht leben. „Die Mängel der Neuordnung in Europa lassen sich von Fall zu Fall friedlich beseitigen." Darin steckt eine Art pikanten Zugeständnisses. „Es versteht sich von selbst, daß die Minderheiten das Recht haben, nationale Freiheit und eine angemessene Beteiligung an der Staatsverwaltung zu fordern." Darin steckt ein Versprechen.

Mit den weniger tiefen als breiten, westlerisch-intellektuellen, zum hundertsten Male den Feudalismus erledigenden, sozusagen edeltrivialen Darlegungen über „Demokratie" versöhnt das hohe Alter des Verfassers. Er begreift die Einwände Lenins gegen den Demokratismus nicht, und er kennt nicht die Einwände der neo-aristokratischen Bewegung. Er sieht in der Demokratie den gemeinsamen Gegensatz zur Anarchie und zur Despotie. Daß es ein Viertes gibt — vor dieser Tatsache scheint er blind. Wenn wir fünfundsiebzig Jahre alt sein werden, wird es uns analog gehn. Im Entscheidenden umzulernen — welcher Greis vermag das? Welcher Mann vermag das?

Weniger leicht hinweg komm' ich über die antisozialistischen Bekenntnisse („der politische und soziale Normalzustand der Gesellschaft" lasse sich „ohne freie Initiative des Einzelnen" „nicht verwirklichen"); und am schwersten über einen Zug von Puritanismus, rustikalem Simplizismus, von Muckertum in leiblichen und geistigen Dingen, der sich durch das ganze Buch schlängelt. Von Voltaire heißt es vielsagend: „den ich irgendwie nicht liebte"; in der französischen Romantik fällt dem Vielbewanderten „der besondre nervöse, ja perverse Sexualismus auf" — ein Satz, der in jedem Diederichs-Prospekt stehn könnte; die „lächerliche Psychologie Freuds" wird im Vorbeigehn gelästert; Poe „ein Dekadent" genannt; Dostojewsky desgleichen; dann wieder gegen „die dekadente Perversität Chicagos, NewYorks" gewettert. Die Stelle, wo er mit Wärme vom Deutschtum spricht, ist die über Beethoven: Nicht Kant-Bismarck oder Goethe-Bismarck — Beethoven-Bismarck sei „der richtige deutsche Gegensatz"; weshalb? wegen der Neunten („Hymnus der Menschlichkeit und der Demokratie"), vor allem wegen des Fidelio. „In der ganzen Weltliteratur gibt es kein Beispiel so starker und reiner Gattenliebe — bisher be-

handeln selbst die besten Dichter den romantischen Zustand der vorehelichen Liebe." Antiromantik? Klerikalismus.

Dabei tritt Masaryk unzweideutig für Trennung von Staat und Kirche ein. Er glaubt damit dem Staate und auch der Religion zu dienen. Er ist religiös. Er bekämpft die liberale Indifferenz in kirchlichen Dingen. Er bekämpft sie als Liberaler. „Die Religion soll Sache der freien Überzeugung sein." Aber sie soll sein.

Wie gegen die Orthodoxie, so wendet er sich gegen die „Enge" und „Kirchenstrenge" der politischen Parteien. Der Parlamentsbetrieb in Wien bedrückte ihn. „Ich ging nicht nur auf Politik im Parlament, sondern auf Politik in weiterem Sinne aus: auf Kulturpolitik, auf — wie ich zu sagen pflegte — unpolitische Politik und daher auch auf publizistische Wirksamkeit." Dem Parteiwebeltum, der politischen Kärrnerei ist er abhold. „Ohne Einbildungskraft (Phantasie, nicht Phantastik!) ist keine großzügige Politik und keine schöpferische Politik möglich; der Staatsmann ist, wie der Dichter: ποιητης —. Schaffender, Schöpfer."

In Vielem ist dieser große Mann ... unser Mann. Schade, daß er nicht Sozialist ist; schade, daß er nicht Pazifist ist; schade, daß er Nationaldemokrat ist. Aber was für einer! „Mein Leben lang", erzählt er, „war ich Leser philosophischer und wissenschaftlicher Werke, doch zugleich der schönen Literatur und Literaturkritik." Siehe Präsident Ebert, siehe Präsident Hindenburg! Und auf Seite 333, ob ihrs mir glaubt oder nicht, steht: „Besonders die Metaphysik zog mich nicht an und befriedigte mich nicht. Die Philosophie war mir vor allem Ethik, Soziologie und Politik; gelehrt würde man sagen, daß ich Aktivist bin, vielleicht auch Voluntarist ..."

Als Endgefühl bleibt, trotz allen Einsprüchen, eine (nicht lodernde) mit nationalem Neid gepaarte geistige Liebe. Zu diesem Mann? Zu diesem Typus.

Das letzte Ziel von Rudolf Leonhard

„Ich führe", sagte einer der revolutionären Vorkämpfer, „die Diktatur des Proletariats auch deshalb mit herbei, damit ich dann endlich, wenn es herrschende Klasse sein wird, gegen das Proletariat sein kann!" „Pfui", rief ihm ein Demokrat mit reaktionären Neigungen zu, während die Proletarier, Rebellen wie er und voll seiner selbstlosen Abneigung gegen herrschende Klassen, schwiegen. „Ja", sagte er zu ihnen mehr als zu dem Scheltenden, „damit ich noch später endlich, endlich gegen überhaupt niemand mehr zu sein brauche." „Werde ich dann noch leben können?" setzte er, zu sich selbst, hinzu, und antwortete allen: „Dann werde ich, da ich nicht mehr zu leben brauche, erst leben — dann erst, ohne es zu können. Das ahnen wir noch nicht."

Geschworene von Theobald Tiger

Bürger! Dummkopf! Steuerzahler!
Apotheker! Stubenmaler!
Setz dich auf dein Bänkchen, du,
und hör zu.
Höre, was der Richter spricht.
Frag und unterbrich ihn nicht!
Fühl des Schwurgerichtes Weihe!
Blutiger Laie! Blutiger Laie!

Wer sich angeklagt da rührt,
ist ja längst schon überführt.
Was der spricht, hat keinen Sinn!
Hör nicht hin.
Lausche nur dem Staatsanwalt!
Horch, wie seine Suada hallt!
Tanze ja nicht aus der Reihe,
blutiger Laie! blutiger Laie!

Hinten im Beratungsraum,
gibts dich armes Luder kaum.
Da bedrückt dich immerdar
der Talar.
Du warst manches liebe Mal
gar zu weich und sentimental...
Doch nie so schlimm wie die Gesichter
blutiger Richter, blutiger Richter.

Jürgens-Prozeß von Berthold Jacob

„Hätte ich eine Ahnung gehabt, was meine Frau hinter meinem Rücken tat, so hätte es in meinem Hause einen kurzen Prozess gegeben (auf seine Frau weisend): Raus!"

Zwei Tage Jürgens-Prozeß. Noch ist kein Zeuge vernommen, noch kein Wort über die mysteriösen Einbruchsgeschichten in Kolberg und Stargard laut geworden. Morgen, in der nächsten Woche gar, mag sich das Bild dieses Tribunals ändern und verschieben. Wir wissen nichts als Das: Da ist ein herrischer Mann, ans Befehlen gewöhnt, äußerlich ganz und gar der Typus des preußischen Richters, der Karriere machen will.

Bernhard Jürgens stammt aus katholischem Kleinstadtmilieu und hatte jede Anwartschaft auf großes Avancement. Schon seine Kriegsverwendung als Kriegsgerichtsrat in wichtiger Etappe des deutschen Hinterlandes, seine Aufgabe als Bekämpfer schwälender Revolutionsgefahren, läßt merken, daß er zu Großem berufen war. Bei der Matrosenmeute im November 1918 rettet er drum nur mit Mühe seine Haut.

Die Verwalter der siegreichen Revolution suchen zur Bekämpfung der Revolutionäre brauchbare Leute. Schon wechselt Jürgens die Stellung. Staatskommissar Weismann zieht ihn in seine Nähe, und Jürgens jagt weiter auf Menschenwild. Die Novemberrepublik schätzt in ihm einen ihrer treuesten Treiber. Spitzelwirtschaft wird ihm gewohnt.

Aber eines Tages fliegt das Spitzelkommissariat auf. Landrichter Jürgens rettet sich in neue „Spezialaufträge". Separatistenbekämpfung im Rheinland.

1922: Gesetz zum Schutz der Republik. Gute Gelegenheit, Kommunisten auszurotten. Der Präsident des Staatsgerichtshofs, Senatspräsident Niedner, gleichfalls ein überzeugter und verdienter Republikander, sucht tüchtige Untersuchungsrichter und findet hier Herrn Vogt, dort Herrn Jürgens. Beide exzellente Treiber. Wie oft hat Jürgens, um den flüchtigen Gatten in seine Fänge zu bekommen, Frau, Mutter, halbwüchsige Kinder, als der Beihilfe zum Hochverrat verdächtig, ins Kittchen gesteckt? Wieviel Elend, wieviel Tränen hat dieser eiskalte Mann verursacht ?

Nicht davon darf jetzt die Rede sein. Die Anklage lautet auf Meineid, Kreditbetrug, Versicherungsschwindel, scheint wohlgegründet, und Jürgens hat ein Jahr der gleichen, bittern Untersuchungshaft bereits erdulden müssen, die er so oft gegen weit geringer Belastete verfügt hat.

Neben ihm steht seine Frau vor den Schranken unter gleicher, schwere Anklage. Diese Frau, heute zweiundvierzig Jahre alt, hat der aufsteigende Richter bald nach Kriegsschluß als Witwe geheiratet. Die Frau war wohlhabend, so meinte der korrekte Beamte. Er hat sich um ihre Vermögensverhältnisse nie gekümmert, sagt er. Sie hat Schulden gemacht. Das hat er erst jetzt in vollem Umfang erfahren, sagt er. Er hat die Bezahlung dieser Schulden, wenn sie überhaupt zu seiner Kenntnis kamen, stets abgelehnt. Da sieh Du zu! „Ich als Beamter darf Schulden nicht einmal dem Namen nach kennen . . ."

Der Verhandlungsgegenstand interessiert nicht. Die Ehe der Jürgens, sein Verbrauch, ihre Haushaltung, ihre Schneiderrechnungen und ihre gestohlenen Brillanten interessieren uns nicht. Die beiden Menschen haben möglicherweise geirrt und gefehlt, die Frau hat wahrscheinlich gegen eine Reihe von Paragraphen des Strafgesetzbuchs verstoßen. Sie werden vielleicht von diesem Gericht bestraft werden. Mag sein, daß sogar Herr Bernhard Jürgens, „Landgerichtsdirektor in Berlin", in Zukunft keine Untersuchungshaft über Feinde des Staates mehr wird verhängen dürfen. Den deutschen Richtern ist der des Betruges angeklagte Kollege Jürgens 'nicht aufs Konto zu setzen. Tausendfach: der politische Richter Jürgens.

Wer dies seltsam verkantete Gesicht feldgrauer Färbung, den merkwürdig eingebuchteten, rasierten Schädel, diese nur allzu starren, verächtlich ausschauenden Augen — sind das überhaupt Augen? — gesehn hat, wer nur einmal dies fürchterliche Lachen, diese gellende Andeutung von Lachen gehört hat, Der wird sein Grauen so bald nicht wieder von der Seele heben können. Wenn dieser Mann gleichwohl schuldlos wäre, wenn er morgen, aus langer Haft gelöst, ohne Makel, wieder das silberbestickte Barett aufsetzen dürfte — er wird genau so erbarmungslos, genau so unmenschlich gegen Wehrlose weiterwüten, wie bisher. Ein Richter? Ein Nachrichter.

Jürgens darf sich fühlen. Mit ausgreifenden, strammen Exerzierschritten marschiert er durch den Saal. Ruhelos, her und hin. Die Fäuste, in der Tasche des Beinkleides vergraben, läßt er nur fliegen, wenn er in Augenblicken, während erregter

Dialoge etwa, seine sprudelnden Tiraden bekräftigen will. Dann sieht man die Hände. Sie stehn in einem merkwürdigen Mißverhältnis zur ganzen übrigen Erscheinung. Die schmalen Hände und die schale Pose: hier ist ein Spieler — auch wenn er nie eine Karte berührt hätte.

Und wie kann dieser Spieler wiederum den korrekten Beamten, den unbestechlichen Richter spielen! Der Beschuldigte verleugnet die Frau. Wenn eine brenzliche Frage laut wird —: die Frau! Bald genügt schon ein deutlicher Blick zur Seite, wo die Arme auf dem Stuhl sitzt, den ihr der Arzt verordnet hat. Zuletzt eine dürre Handbewegung. Er denunziert sie, er liefert sie den Richtern aus.

Sie ist nicht unsympathisch. Dieses scheue Wesen, das den verstorbnen ersten Mann gegen den Lebenden verteidigt, dies preisgegebne unglückliche zweiundvierzigjährige Kind, von dem der korrekte Gatte schon in der ersten Minute seiner pathetisch donnernden Verteidigungsrede, gleich nach dem Hinweis auf die politische Hetze, der er sein Unglück verdanke, gesagt hat: „Ich habe den Mut, an die Unschuld meiner Frau zu glauben!" Aber sie hält zu dem Mann und entschuldigt ihn noch. Sie wollte ihm so gern Unangenehmes ersparen...

Man muß nicht mit Sehergabe ausgerüstet sein, um im voraus sagen zu können, daß die Frau verurteilt werden wird. Seine Chancen sind durchaus offen. Er fühlt sich als Jurist, und abgesehn von dem Versicherungsschwindel, den die Angeklagte ihm vorwirft und über dessen Tatsächlichkeit sich vor Beginn der Beweisaufnahme überhaupt nichts sagen läßt, sind seine Aussichten keineswegs ungünstig. Den Meineid wird man ihm nicht nachweisen können. Er ist Jurist und wird allenfalls wegen fahrlässigen Falscheides verurteilt werden.

Die Frau ist zu bedauern.

Seine politischen Opfer auch.

Der Malik-Verlag von Axel Eggebrecht

Eines Märzmorgens entstieg auf dem Anhalter Bahnhofe einem süddeutschen Nachtschnellzuge ein junger Mensch. Man schrieb 1914, es sollte noch allerlei passieren in diesem Jahre; vorläufig erschien es für den Angekommenen darum wichtig, weil er es zur Eroberung Berlins bestimmt hatte. Zu diesem Zweck brachte er nur geringes Gepäck mit, unter dem eine Menge schöner Verse ihm das Wesentliche schien. Auf dem Askanischen Platz trat die Bedeutung der Weltstadt ihm in Gestalt des, wenn auch damals noch durch keine kunstvolle Regelung aufgestauten, Verkehrs vor Augen. Er beschloß, sogleich eine Kraftprobe zu machen, wählte sich die nächste Elektrische und begann, mit ihr um die Wette zu laufen. In seinen Lungen steckte noch viel alpine Luft, er hielt es lange aus und befand sich nach halbstündigem Dauerlauf am Kurfürstendamm, wo ihn im Café des Westens die erste literarische Tasse Kaffee erwartete.

Nach diesem aggressiven Debut begann der Junge mit dem runden Kopf, den offenen kindlichen Augen, dem bemerkenswert deutschen Vornamen Wieland und dem immerhin

genügend semitischen Nachnamen Herzfeld — dem ein klanglich angenehmes e alsbald zuwuchs — das übliche Dasein des jungen, zugewanderten Literaten in Berlin. Sehr weit kam er damit nicht, dafür sorgten Generale und völkerverbindende Sozialdemokraten, die alsbald gemeinsam in den aufgezwungnen Verteidigungskrieg zogen. Der Immigrant nun verband mit einer starken Fähigkeit, zu verabscheuen und sich zu begeistern, eine außerordentliche Begabung für wirkungsvolle Opposition. Er und sein Bruder empfanden den Krieg von Anfang an als eine ihnen persönlich angetane Schweinerei. Der Kreis geistiger Menschen in Berlin, die ebenso dachten, wie sie, war sehr klein, die meisten lebten zudem in resignierter Zurückgezogenheit oder gingen nach Zürich. In dieser beinahe völligen Isolierung gründeten die Brüder 1916 die Zeitschrift „Neue Jugend", die unter dem äußerlichen Gewande eines pikfeinen Literaturorgans à la „Weiße Blätter" ganz gesunde Mengen politischen Sprengstoffs unter die Leute brachte. Am 1. März 1917 wurde dann der nach einem Roman der Else Lasker-Schüler willkürlich so genannte Malikverlag handelsgerichtlich eingetragen. Der registrierende Beamte vermutete hinter dem Namen konspirative Geheimnisse und konnte sich nur schwer zur Unterschrift entschließen.

Es war die Zeit buchstäblich unbeschränkter Zensurherrschaft nach Liebknechts Verhaftung. Trotzdem brachte es die Zeitschrift auf sieben Monatsnummern, denen im folgenden Jahre noch zwei Wochenausgaben im Riesenformat einer amerikanischen Zeitung folgten. Die nächsten Freunde der Brüder waren George Grosz und der Dichter Franz Jung. Alsbald kamen natürlich die üblichen Methoden der Militärbehörde gegen unliebsame, schwer faßbare Elemente zur Anwendung: Einziehung und rasche Verschickung an die Front. Der Umbruch der letzten Nummern wurde im Trommelfeuer des Wytschaete-Bogens gemacht. Die Leute der „Neuen Jugend' verbrachten den Rest des Krieges als hartnäckige Simulanten im Kampf mit ihren Vorgesetzten.

In dieser Stimmung letzter, äußerster Verzweiflung, inmitten einer übermächtigen Umwelt, die doch dicht vor dem Zusammenbruch schien, entstand der Dadaismus, die Auflehnung weniger, durch eigne Erlebnisse revolutionierter Intellektueller, die noch ohne Fühlung mit der Arbeiterklasse waren. Sie wollten wie Kinder den groben Nonsens der sinnlosen Welt hinausschrein, wollten keine der kompromittierten, konventionellen Schwindeleien mehr mitmachen. Diese eminent politische Bewegung wurde ihrer literarischen Mimikry wegen nachmals völlig mißdeutet; allerlei nach der sogenannten Revolution aus ihren Schlupfwinkeln gekrochne Literaten eigneten sich diese Bezeichnung an, die auf den Malikkreis und seine weitern, 1919 und 1920 erschienenen Zeitschriften: ‚Der Dada', ‚Jedermann sein eigner Fußball' und ‚Die Pleite' paßte.

In allen diesen Zeitschriften sind die geistigen Emanationen des seit acht Jahren schlafenden Stresemann-Deutschland ironisch vorweggenommen. Schon in jener Wochenaus-

gabe der „Neuen Jugend" findet man die aufreizende Anordnung des Drucksatzes, die ein Jahrzehnt später durch Bauhaus und Keksreklamen bürgerlich legitim geworden ist. Der hochmoderne Amerikanismus von 1926 lebt 1916 in den Versen und Zeichnungen von George Grosz. Wielands Bruder Hellmut nennt sich Heartfield und erfindet jene photographisch belebten Bucheinbände, die seit Jahren der ganze deutsche Buchhandel mit mehr oder weniger Erfolg zu imitieren bemüht ist. Die angeblich neue Sachlichkeit ist diesen Leuten mindestens seit 1922 — Grosz-Mappe „Mit Pinsel und Schere" — nicht mehr neu. Und unter den Buchhändlerverfolgungen, die jetzt unsre wohl vorgekülzte Rechtsregierung in ein System zu bringen scheint, ist dieser Verlag seit acht Jahren aufgewachsen.

Das gemeinsame Schicksal hat den Malikverlag dann zu einem Instrument des politischen Kommunismus gemacht. Er ist niemals Parteiverlag gewesen und hat nie einen Pfennig Parteigelder bekommen, so viele heimliche Rubel ihm nachgerechnet worden sind. Vielmehr liegt seine für Deutschland ganz einzigartige Bedeutung grade darin, daß seine Wurzeln nicht in einem abstrakten Programm, einer revolutionären Lehre liegen, sondern in jenem Elan des unbewußten Erlebnisses, der in der deutschen marxistischen Linken beinahe verloren scheint. Seit 1919 teilte der Verlag das Geschick der betrognen, erwachenden, kämpfenden und niedergeschlagnen Arbeiter. In den Tagen der Marloh und Noske war die „Pleite" eine der schärfsten und bestgehaßten Waffen der damals gewiß noch nicht wehrlosen Linken. Herzfelde hat in einer Broschüre „Schutzhaft" die grauenhaften Erlebnisse jener Tage festgehalten. Ein Moabiter Zellenkamerad, ein Kellner, der einen gutgemeinten Kolbenschlag über den Schädel überstanden hatte, wurde der erste richtige Angestellte des kleinen Verlagsbetriebes, der damals im Dachgeschoß eines hochnoblen Hauses am Kurfürstendamm hauste.

Wer nach Symbolen jagt, könnte hier genug finden: Im fünften Stock eines Luxushauses und nicht in Büroräumen von Berlin N oder O wuchs die Arbeit dieses Verlages heran. Eine schwarze Katze auf dem linken Arm, verkaufte der Hersteller der „Pleite" seine Zeitschrift selbst. Autodidaktisch begann fast alles: Von einer Buchhaltung, die sich der kaufmännisch ungeschulte Leiter einst selbst so überdeutlich anlegte, daß daraus eine gewaltig ins Breitformat wachsende, nur noch „seinen alpinen Augen übersehbare" Statistik wurde — bis zur Kapitalbeschaffung größten Stils, die in der Inflationszeit hauptsächlich über einen sehr bekannten Spekulationskapitän erfolgte, der den jungen Verleger eines Nachts in fröhlicher Trunkenheit vor seinem Hause ansprach und nach einem geheimen Nachtlokal fragte, das sich dort im Erdgeschoß befand.

Inmitten unsrer, zur Rechten wie zur Linken stabilisierten Mediokratie ist es eine große Beruhigung, daß etwas so Lebendiges, so Unabhängiges, so Frisches, wie dieser Verlag die ungezählten Inflationsgründungen überdauert hat. Vieles hat sich äußerlich geändert. Aus dem Dachstubenunternehmen ist

ein vielgliedriges Werk in der Form einer A.-G. geworden; seit den ersten Zeitschriften und Gedichtbänden sind Hunderte von literarischen, belletristischen und wissenschaftlichen Werken erschienen. Aber das ist gesundes Wachstum eines erfolgreichen Kämpfers geworden; der Protagonist der proletarischen Rebellion hat immer noch kein kapitalistisches Fett angesetzt, wie so viele kleinere Mitläufer. Einer der Hauptnachteile jeder Parteioffiziosität ist Der, daß sich die Andern grundsätzlich nicht darum kümmern, was man macht. Die überparteiliche Durchsetzung revolutionärer Literatur in Deutschland ist deshalb ein Verdienst des Malikverlages, das ruhig schon historisch genannt werden kann. Upton Sinclair, George Grosz, Dos Passos oder in allerjüngster Zeit erst Wera Figner und Isaak Babel sind Autoren, für die eine offizielle Revolutionsbürokratie von sich aus nichts getan hätte und die, hätte sies getan, nicht über die Parteibuchhandlungen hinausgekommen wären. Die neue Gorki-Ausgabe, eine geplante große Deutsche Geschichte, der bald erscheinende neue Roman von Ilja Ehrenburg: Das sind so ein paar Punkte des weiten Wirkungsfeldes, auf das seit dem literarischen Protest einiger Intellektueller die Arbeit dieses Verlages hinausgewachsen ist.

Ihm und uns allen stehen vielleicht bald schwere Kämpfe bevor. Wer immer in Deutschland noch nicht zu verzichten gelernt hat, soll heute daran erinnert sein, daß hier seit zehn Jahren eine unsrer stärksten Bastionen errichtet wurde, die es in den nächsten zehn zu verteidigen und zu verstärken gilt.

Dank an Frankreich von Peter Panter

„Ich vermisse von Ihnen noch immer den hemmungslosen und kritiklosen, tiefen und erlösenden Aufschrei über das unendliche Glück, in Frankreich leben zu dürfen.
Aus einem Freundesbrief

Der lange D-Zug-Wagen schaukelt sanft von der Gare d'Austerlitz bis zur Gare d'Orsay. Ohne Ruck hält er. Das weiße Deckchen auf dem Polster ist verrutscht, ich streiche es sorgsam glatt. Und steige aus.

Da rollt und flimmert Paris. Die kleinen roten Lampen an den Autos glitzern wie funkelnde Rubine, die Hupen gellen, hinterher seufzen sie so sonderbar erschöpft auf; der kleine Nebenton sagt: Guten Tag! — Guten Tag, sage ich.

Und da gehe ich ganz allein über die Brücken der Seine und sehe, wie die Ausstellung noch immer illuminiert ist, und wie der Concorde-Platz im bleichen Licht daliegt, auf ihm die Inselchen der rollenden Wagen . . . Guten Tag.

Und jetzt, wo es niemand hört, bewegen sich ganz leise meine Lippen, eine warme Welle schießt mir zum Herzen auf, und ich sage: Dank.

Dank, daß ich in dir leben darf, Frankreich. Du bist nicht meine Heimat, und ich bin kein alter Franzose, der auf einmal kein Deutsch versteht. Ich habe deine Kinderverse nicht auswendig im Kopf, ich muß mir Vieles erst übertragen — nicht bei dir habe ich Männerchen auf die Zäune gemalt und eine lange ungehörige Zeichnung auf das Häuschen an der Ecke. Nicht bei dir bin ich verliebt durch die Straßen gelaufen, mit

einem kleinen Brief in der Brusttasche und einem großen Schauder über den Rücken . . . Keine Ecke sagt: hier bist du einmal... kein Haus sagt: hier oben hat sie einmal... Und doch bin ich bei dir zu Hause.

Du warst gastlich vom ersten Tage an. Du hast niemals den Fremden verspottet, wenn er Vokabeln, Bräuche, Stadtviertel verwechselte. Du hast dich nie gespreizt, aber du hast dich nie versagt. Wer dich zu suchen ausgeht, kann dich finden.

Du siehst von außen mitunter besser aus als du bist — in einer Parfümfabrik riecht es nicht immer sehr gut. Du liegst in Europa, man kann dich nicht losgelöst von Europa betrachten, und du bekommst es nun zu fühlen, daß du dazu gehörst, auch wenn du dich einen Teufel um das Fremde scherst. Ich kann nicht zu Allem, was hier geschieht, Ja sagen — hätte man mich nach meiner Meinung gefragt. Auch du hast deine Justiz, deine Verwaltung, deine Eisenhüttendirektoren und deine Arbeiter... Das ist deine Sache.

Darüber schwieg ich stets — aus Liebe. Und ich bekam es von Zuhause nicht schlecht zu hören: Franzosenliebling, Französling, landfremdes Element, Undeutscher. Und ich bekam es nicht schlecht zu hören: er lobt nicht Alles, was in Paris geschieht — er versteht nichts von dieser himmlischen Stadt. Nein, ich lobte nicht Alles in dieser himmlischen Stadt.

Aber heute Abend, wo ich auf der Brücke stehe und ins strahlende Wasser sehe, heute Abend, wo ich wieder da bin, diese feine, graue Luft einatmen darf, das Brausen der Stadt höre, die Laute, die ich kenne und zutiefst fühle — heute Abend laß mich dir danken.

Ja, du hast das größte Glück gegeben, das eine Umgebung verleihen kann. Lieben kann man überall, Geld gewinnen kann man überall, das äußere Wohlsein erreichen kann man überall. Aber über Nichts glücklich sein, durch die Straßen streichen und die Häuser mit dem Blick umfangen: Gottseidank, daß ihr alle da seid, zum Nachbar Ja sagen, immer nur runde Ecken vorfinden, betrunken sein, weil man diese Luft einatmet: das kann man nur bei dir. Deine Vergnügungen sind es nicht, deine Frauen sind es nicht, deine Kunstwerke sind es nicht. Nichts ist es und Alles zusammen — du bist es.

Und deine Menschen sind es.

Oft, wenn wir an die Frage kamen: „Und Sie sind... Engländer?", und ich sagte dann das Wort — entstand eine winzig kleine Pause, und eine Welt war in der Stille. Eine Welt von vier Jahren. Aber nie, nie, nie mehr als Das — nie ein böses Wort, nie eine heftige Anspielung, ein Versuch, den Krieg nun noch einmal unter vier Augen zu gewinnen. Wer nicht mit Deutschen umgehen will, tut es nicht. Wer sich über den Nationalkram hinwegsetzt, tut es. Die Majorität ist neutral und hat Herzenstakt.

Und es sind besonders „die kleinen Leute", die so liebenswert sind — Gevatter Epicier und Rahmenmacher, Herr Un Tel, Herr Chose, Herr Machin. Sie denken mit dem Herzen, sie fühlen mit dem Kopf, es sind vor allen Dingen einmal Men-

schen — on s'arrange. Ja, es gibt sogar höfliche Polizeikommissare.

Manchmal habe ich fast vergessen, wie gut ichs hatte. Es begann, selbstverständlich zu sein, und ich fing an, undankbar zu werden. Ich will Das wieder gut machen.

Ich habe mich nicht in dir verloren — ich habe mich wieder gefunden, wenn ich mich verloren hatte. Du hast gegeben und gegeben, geliehen und verschenkt — ich war so arm. Ich bin so reich. Und nun gibt es keine Vorbehalte mehr, keine Kritik und keine Betrachtungsweisen — da stehe ich auf der Brücke und bin wieder mitten in Paris, in unser aller Heimat. Da fließt das Wasser, da liegst du, und ich werfe mein Herz in den Fluß und tauche in dich ein und liebe dich.

Dies ist das Schlußkapitel eines „Pyrenäenbuches" von Peter Panter, das im Verlag „Die Schmiede" zu Berlin in diesen Tagen erscheint.

Völkerversöhnung in der Schule

In allen Schulen ist sittliche Bildung . . . im Geiste . . . der Völkerversöhnung zu erstreben.
Verfassung des Deutschen Reiches Art. I 48.

Drüben

Pitié pour ceux des grands assauts
Jetés en lugubres monceaux
Ou germeront les froments.

Et pour les tombeaux du chemin
Ou dorment, la main dans la main
Les Francais, les Allemands.

R. Périé: La petite école du citoyen, Librairie Gedalge Paris, Rue des Saints Pères 75.

Das Buch wird von der pariser Gemeindeverwaltung den Volksschulen unentgeltlich geliefert.

Hüben

Der letzte Kampf

Den Schlag der deutschen Bärenpfote, ihr kennt ihn, ihr Romanen wohl,
Seit Alerich, der junge Gote, das Tor zerschlug am Kapitol!
Und euch, ihr Slawen und Polacken, ist deutsche Kraft bekannt seit lang,
Seit dröhnend trat auf euren Nacken der Heineriche Siegergang.
Nein, eh' ihr herrscht in diesen Landen, draus oft euch wilde Flucht entrollt,
Sei noch einmal ein Kampf bestanden, des ewig ihr gedenken sollt.
Wir steigen auf in Kampfgewittern, der Heldentod ist unser Recht,
Die Erde soll im Kern erzittern, wann fällt ihr edelstes Geschlecht.
Brach Etzels Haus in Glut zusammen, als er die Nibelungen zwang,
so soll Europa stehn in Flammen bei der Germanen Untergang.

Lesebuch für die Oberstufe 11 a u. b. herausgegeben von Dr. E. Weber und Dr. A. Schmidt, Verlag Beltz, Langensalza.

In tyrannos! Von Arthur Eloesser

Es muß den Regisseuren von heute, wenn es nicht die von gestern sein sollten, zum letzten Male, wenn es nicht das vorletzte sein sollte, gesagt werden, daß das Publikum vom Text eines Stückes Kenntnis nehmen darf. Tempo ist nicht Fixigkeit, sondern Ausfüllung der Zeit, die nicht leer laufen will. Herr Hartung, den das Deutsche Theater mit der Regie von Fritz v. Unruhs Bonaparte belehnte, hetzt seine Leute durch das Stück, als ob der Expressionismus nicht schon längst abgesagt oder abgeschrien wäre. Von dem Superlativ einer Ausdruckswilligkeit, die wenig menschliche Substanz nährte, müssen wir endlich zum Positiv heruntersteigen. In der Sache Hartung und Genossen erscheinen als Mitangeklagte die Herren Homolka und Forster. Oscar Homolka rollte einen kleinen, feisten, runden Offizier über die Bühne, den ich in seiner östlichen, kaum noch europäischen Art recht drollig fand. Aus vielen Mißverständnissen, die mich auf eine Komödie vorbereiteten, klärte sich endlich, daß dieser Offizier in Kugelform für einen alten Bastillenstürmer gehalten werden wollte, der für die altgewordne Revolution gegen das drohende Kaisertum Napoleons komplottiert. Ein Verrina also, ein Brutus, wenn auch ein verkehrter, da er dem gefangnen Herzog von Enghien den Degen seiner Väter zurückgibt. Damit soll der erste Konsul, abtrünniger Sohn der Revolution, erstochen werden. Wers nicht glauben will, zahlt einen Taler und kauft sich dafür den Text von Unruhs Bonaparte, nachdem ihn eine atemlos schnaufende Aufführung nicht mitgeliefert hat.

Rudolf Forster ist die größte Hoffnung, also auch die größte Sorge der deutschen Bühne. Ein ungemein talentvolles Nervenbündel, über das der Regisseur Gewalt bekommen muß, da es sie selbst nicht hat. Wenn Homolka einen feisten Kerl durch die Überdeutlichkeit zutraulichen Plebejertums bis zur Farce degradiert, so leidet dieser Prinz, der ein Mystiker und erhabner Narr der Legitimität sein soll, an Undeutlichkeit und Verblasenheit. Mit diesem Dauerfieber der Ekstase spiele ich die Jungfrau von Orleans. Man begreift wohl, daß der Halbgott und das Halbtier sich nicht verstehn können, aber man möchte auch gern erfahren, worüber die beiden Unverständlichen sich nicht verständigen. Warum nun gar Napoleon um einen tapfer verblödeten Prinzen, den er doch gleich erschießen lassen wird, erst zu werben beginnt, warum der wilde Corse seine aufreizenden Impertinenzen fast mit Zärtlichkeit schluckt, das werdet ihr nie erfahren. — Sehn Sie, sagte der preußische Akademiegeneral zu dem Leutnant, der die Schlacht von Waterloo nicht verloren hätte: Dieser Napoleon war ein herzensguter Kerl, aber dumm, saudumm! — Unruh weiß das auch; er hat zu Calaincourt, wie das Programm erzählt, in Napoleons Bett geschlafen, hat den Tyrannen vierzehn Nächte hindurch verhört und endlich zum Schuldbekenntnis genötigt: Ich habe die Revolution verraten, ich habe den Prinzen nicht für die Freiheit, sondern für mein Kaisertum geschlachtet. Ich bin ein schlimmer Egoist gewesen, aber auch ein armes Luder,

ein Welteroberer aus Angst, immer auf der Flucht vor dem Ende. Nun vertraue ich Ihnen an, daß wir Menschen alle sterblich sind.

Napoleon muß es sich schon seit hundert Jahren gefallen lassen, daß ihn die deutschen Dichter mit Du anreden. Der Schauspieler aber muß Ich sagen. Und so sagte Werner Kraus: Ich, der mal feige, mal mutig ist, mal saudumm, mal hochintelligent, ich, der sich hier rasiert, der die weißen Hosen, dann das grüne Röcklein anzieht, der die Josephine mal liebt, mal haßt, der ihre Brüstchen klopft, ihre Schenkel streichelt — obgleich sie ihn schon wieder betrogen hat —. ich bin auf alle Arten der große, der kleine, der vor dem Weltgericht und Herrn v. Unruh geständige Bonaparte. Wir dürfen Herrn Werner Kraus nicht mit auf die Anklagebank bringen, wenn er, ein wenig Überzeugter, uns wenig überzeugte. Trotz dem scharfen Anschlag, trotz der stählernen Bestimmtheit, von der seine Rede bereitwillig klirrt. Was der Tyrann in vierzehn Nächten seinem Dichter und Richter anvertraut, geht auch in den besten Schauspieler nicht hinein, und vor allem nicht in nur vier Akte. Es hätte mindestens eine Trilogie werden müssen und wäre nicht die erste von Unruh gewesen. Und so gilt es hier, lieber mit Bedauern als mit Hohn, Abschied zu nehmen. Abschied von einem Dichter, der einmal talentvoll und verständig genug war, um von Goethe, Schiller, Kleist zu lernen und der uns mit seinem ‚Opfergang' eine echte, eine aus großem Schrecken geborne Vision vom Kriege hinterlassen hat.

*

In tyrannos! Das historische Drama ist das Weltgericht. Ein paar Jahre vor der Hinrichtung Enghiens und der Krönung Napoleons wurde Kaiser Paul von dem Grafen Pahlen und Genossen ermordet, wie wir durch Alfred Neumanns Drama ‚Der Patriot' im Lessingtheater erfahren. Wer weiter belehrt sein will, gehe nebenan in den ‚Gneisenau' von Wolfgang Goetz. Danach würde ich als brennende Aktualität ein Drama ‚Metternich' vorschlagen, der nicht grade als Geist, aber doch als Gespenst wiedergekommen ist, um die Dunkelkammer am Strafsenat des Reichsgerichts zu leiten. Der Dichter Alfred Neumann erzählt uns, daß er im Jahre 1895 auf die Welt gekommen sei. Leider mit einer verwerflichen Verspätung. Vor zwanzig Jahren, als Wilhelm II. mit seinem englischen Interview sich viel landesverräterischer als irgend ein Opfer jener Dunkelkammer benommen hatte, wurde mir durch einen Freund mit bessern Beziehungen vertraulich zugeflüstert, daß hochstehende Militärs und Staatsmänner, wenn es solche in Deutschland gab, in eine patriotische Überlegung eingetreten wären, wie man seinem unverantwortlichen Reden und Regieren ein notwendiges, schnelles Ende setzen könnte. Ich hatte keinen Glauben an solche konspiratorische Entschlossenheit und wandte gegen das Gerücht ein, daß uns die bewährte russische Technik für Staatsstreiche von oben und Palastrevolutionen noch völlig mangelte. Wir hätten keine Pahlen und keine Subovs mit ihrer ehrwürdigen Familientradition der

Fürstenbeseitigung. Auch Bismarck hat ja nur geschimpft. Erst die Memoiren des Grafen Zedlitz-Trützschler haben mir Ungläubigem bestätigt, daß damals ein Staatsstreich erwogen wurde, der sich, zur deutschen Ehre sei es gesagt, wohl höchstens das Sanatorium als äußerste Konsequenz vorgesetzt hatte. Damals hätte mich ein Stück wie der ‚Patriot' fürchterlich aufgeregt, vor allem von seiner zeitlichen Notwendigkeit überzeugt. Aber Alfred Neumann war erst dreizehn Jahre alt.

Mit dieser Verspätung hat das Stück mich ganz kalt gelassen wie ein ganz alter Scribe oder Sardou, jetzt ist es Theater an sich, in sich, ohne Grund, ohne Zweck, und die fürchterliche Spannung, die meine Nachbarn im Parkett gradezu krumm bog, hat mich nur von der einen Notwendigkeit überzeugt, daß das Publikum wieder sichtbares, bretterfestes Theater haben muß. Und von der andern Notwendigkeit, wenn es nicht dieselbe sein sollte, daß unsre unterernährten Schauspieler nach der dicken Rolle hungern, wie sie das in ihrer Theatersprache nennen. Und so müssen wir uns bei Alfred Neumann noch gar bedanken, daß er uns auf den Scribe und Sardou zurückgebracht hat, nachdem er im historischen Roman mit größerm Anspruch schon als neuer Victor Hugo aufgetreten ist. Paul Wegener gibt den Grafen Pahlen, den russischen Brutus, der den Kaiser aus Patriotismus umbringt, und zwar mit einer fürchterlichen Allmählichkeit, nachdem er ihn, den Hof, die Stadt und gar seine Geliebte mit dieser Absicht bekannt gemacht hat. Paul Wegener hat die große Souveränität für Menschen von Stahl und Eisen, von Stein und Beton, für Verschwörer und Mörder, für Magier und Hypnotiseure. Wenn er in der Nacht vor dem Morde den besoffnen Kaiser, der ihn liebt und haßt, braucht und fürchtet, nicht ohne väterliche Zärtlichkeit gegen ein verblödetes Kind, aber doch ein Kind, auf seinem Schoße wiegt, so soll von dem raffinierten Herrn Neumann wohl auch ein intimes Drama angedeutet werden, etwas von der gegenseitigen Bedürftigkeit des schwachsinnigsten Ungeheuers wie des eisernsten Mannes. Was man so Polarität nennt. Es ist auch keine Kleinigkeit, wenn Paul Wegener den Fritz Kortner, wenn ein geweihter Souverän des Theaters Den der neuen Generation auf seinen Schoß setzt. Kortner blieb Wegener nichts schuldig; er gab Richard II., Richard III. und Franz Moor in einer schrecklichen Maske. Ich höre seine hohen, gequetschten Töne nicht gern, wenn er sich die Kindertrompete einsetzt, um kindische Blödheit anzudeuten. Aber vielleicht hat er schon den revidierten Don Carlos vorausgenommen, der in Wahrheit ein junger Paralytiker und von Schiller falsch diagnostiziert war. Nur Franziska Kinz hätte man nicht mit einer Eboli bebürden sollen, die zwischen Kaiser und Kanzler in einem fürchterlichen Intrigenspiel hin und her geschoben wurde. Der Hofton ist nicht ihre Sache. Laßt sie ein Kind des Volkes bleiben. Karlheinz Martin führte eine kräftige Regie über dieses Männerdrama, überkräftig nur in den letzten Bildern, wenn die Bühne unter Trommelwirbel, Trompetenfanfare und Marschschritt der Bataillone ins Drehen kommt, bis sie mit der letzten Deko-

nation das arme Luder von Kaiser endlich eingeholt hat. Ich habe im Anfang gerühmt, daß der Text richtig mitgeliefert wurde. Ein Text, der nur aus Worten besteht, aus bildlosen kahlen Sätzen, die keinen Schatten werfen, weil sie innerlich keine Leuchte haben. Aber das wird vorläufig noch nicht verlangt. Vorläufig muß Theater gemacht werden, unerbittlich, damit die Schauspieler wieder das Reden und die Leute im Parkett wieder das Hören lernen. Das Handwerk stand auf dem Spiel. Bringt es dahin, wo wir es vor vierzig Jahren hatten, als das Theater wenigstens noch Theater war. Damit hätten wir gegen das von gestern immer noch einen Fortschritt gemacht.

Zwei Gedichte von David Luschnat

Gespräch mit der Dämmerung

Klagende, riefst du mich?
— Ich bin nicht, ich wandre —
Schwester du weinende,
Ich höre dich tief.

Wege der Dämmrung
Im Sinken des Lichtscheins
Blühn wie ein heimlicher
Hingleitender Trost.

Unbewußt fühle ich
Dein Nahen und Schwinden.
Fühle dein Traurigsein:
Berührung erklingt.

Du meine Schwester du!
— Ich bin nicht, ich wandre —
Tonlos entgleitet sie,
Stumm quillt die Nacht.

*

Summen um nichts

Sei wo du willst, aller Wege und Stege Betretung
Führt ins unendliche Tun.
Leitet zum Nichts.

Singendes Herz meiner Tugend, du weißt um das Dunkle.
Aber du sagst es mir nicht,
Summtst nur dein Lied.

Mantel, umhülle mich! Decke die schauenden Augen.
Schrecklich betrifft mich das Bild
Lauernder Schmach.

Mensch ein gewesener, wälzt sich im Schlamm der Verwesung!
Weiß um sich, grinst und zerfließt
Friedvoll in sich.
Herz, warum schweigst du? Ich rufe dich, frage ins Dunkle,
Ist denn dein schwebendes Lied
Antwort genug?

Ward auch der Werdende nur, ein Gewesner zu werden?
Ist sein unendliches Tun
Summen um nichts?

Flucht von Alfred Polgar

Der gewesene Hauptmann (ich glaube, auch in „Gesellschaft" wars ein Hauptmann) nimmt sich des Straßenmädchens gegen die Polizei an. Hierbei boxt er den Detektiv nieder, der, Pech für beide, auf den Kopf fällt und tot ist. (Auch in „Gesellschaft" verübt der Held etwas, das seinem privaten Ethos als Recht, allgemeinem als Unrecht erscheint.) Der Hauptmann soll vier Jahre im Kerker sitzen. Er bricht aus, Verfolger sind hinter ihm her. Neun Etappen dieser Flucht ergeben die neun Bilder des Schauspiels. Dessen Problematik wirkt sich darin aus, daß die Menschen, denen der entwichne Sträfling begegnet, Stellung zu ihm und seiner Situation nehmen müssen.

Die meisten sind im Zwiespalt: natürliches Gesetz heißt sie, dem Verfolgten helfen, geschriebenes, der Polizei winken. Man sollte meinen, für einen Menschen, der einer ist, wäre das Dilemma gar keines. Aber für den Korrekten, also insbesondere für den Engländer wird es, auch wenn er ein guter Kerl ist, doch eines sein. Denn er verstößt ja gegen das Prinzip der eignen Sicherheit und Ordnung, wenn er dem Kerker, der, um jene zu schützen, aufgerichtet ist, das Futter vorenthält, wenn er einem Feind der Mauern, die seinen Frieden hüten, die Mauer macht. Der Sträfling ist de iure ein Sträfling: also gehört er in den Kerker. Aber er ist auch ein gehetzter Menschenbruder: also gebührt ihm Hilfe. Wer sie leistet, versündigt sich gegen Bürger-, wer sie verweigert, gegen Menschenpflicht. Daß die zwei einander nicht immer decken, steht leider fest. In Galsworthys konstruiertem Fall wird die Entscheidung Denen, die sie treffen müssen, sehr erleichtert dadurch, daß der Flüchtling ein so honoriger Übeltäter, zudem rundherum Gentleman ist. Eben dadurch wird aber das Problem auch sehr verwässert. Der Hauptmann hat die Tendenz, den Leuten möglichst wenig Scherereien zu machen, er nützt seine Gelegenheit nie aus, ja den braven Priester, der ihn, letzte Etappe, verstecken will, erlöst er aus Gewissensnot, indem er sich selbst den Häschern überliefert. Daß der sympathische Flüchtling wieder in den Kerker zurück muß, ist ein achtenswerter Zug des Schauspiels. Es hat die Ehrlichkeit, keine Pointe zu haben. (Bei Shaw hätte zum Schluß der Hauptmann die Tochter des Gefängnisdirektors geheiratet.) Hingegen ist es bedauerlich, daß der Sträfling nur mit Bürgern und einem dummen Bauer in Berührung kommt. Proleten und Lumpen hätten ihm, von Beklemmungen unbeschwert, weitergeholfen. Nicht nur, weil sie auf die bürgerliche Ordnung husten, sondern einfach weil sie mit der Not solidarisch, vielleicht auch weil sie Gott näher sind als der Gesellschaft.

Das Stück ist sehr einfach, um nicht zu sagen simpel. In Idee, Bau und Führung. Es ist aber auch spannend, wie eine Jagd, ein Kampf um die Freiheit, wie Flucht und Verfolgung eben sind. Daß die Szenenreihe keine besondre literarische Qualität hat, wird, vom Standpunkt des Theaters, Qualität. Shaw hätte des Helden Fluchtweg vermutlich zu Shaw selbst,

gewiß aber zu mancher, den Stoff wie die Hörer erschöpfenden Diskussion geführt.

Auf der Drehbühne des Deutschen Volkstheaters, von Professor Strnad mit sehr zurückhaltender Originalität gebildert, hatte das Stück großen Erfolg. Viele schiefe Ebenen hoben es aus der Fläche. Die Behandlung, die ihm von der Regie und Darstellung widerfuhr, ist ziemlich massiv; aber wenn man sieht, was Publikum gefällt und besonders, worüber es lacht, muß man dem Doktor Beer Recht geben. Er streut dem Volk nicht Kaviar in die Augen. Den Hauptmann spielt, mit Recht bejubelt, Edthofer, wodurch die Gemeinheit, so einen lieben Kerl in der Patsche zu lassen, noch gemeiner erscheint. Edthofer wird um so besser, je mehr die Rolle den Humor verliert. Die Willensstärke des Flüchtlings kommt bei ihm weniger zur Geltung als das Charakter-Feine, das Weltmännische, daß auch im Bittersten Fräuleins gern alle Höflichkeit erweist. Onno, Priester, salbte den Kerker-Geweihten mit dem feinsten Öl des Mitgefühls. Als Draufgabe hatte die Regie zwischen einzelne Bilder etwas Lautsprecher getan und aus Eignem mit Text versorgt. Die auf der rechten Seite des Hauses saßen, verstanden ihn, die links nicht. Lassen wirs unentschieden, wer besser gesessen ist.

Das Büro von Wolf Zucker

Büro — das sieht etwa so aus:

Zwölf Vorgesetzte, die alle irgend etwas leiten, haben zusammen zwei Angestellte, denen sie eine Geschäftsordnung vorschreiben. Diese handeln aber durchaus nach eignen Prinzipien. Woraufhin eine Konferenz einberufen wird; man organisiert. Nach drei Tagen völliger Unordnung machen es die beiden Angestellten, „wie sie es immer gemacht haben". Neue Konferenzen, neue Organisationsmethoden sorgen für Beschäftigung und Unterhaltung der Direktoren.

Das muß man einmal mitgemacht haben. Ich weiß nicht, ob es anderswo auch so ist: in Berlin jedenfalls habe ich kein Büro gesehn, das nicht das Bild einer wohldurchdachten Hierarchie von Vorgesetzten und Untergebnen geboten hätte. Vom Generaldirektor an über den Rayonchef, Abteilungsleiter, Generalsekretär, Untersekretär bis zum kleinsten Tippfräulein steht Einer immer irgendwelchen Andern vor. Wo der Trieb zur Organisation von allein noch nicht stark genug war, da hat die Militär- und Kriegszeit das ihrige getan. Nach dem Krieg weist die Statistik im Durchschnitt eine prozentuale Verdopplung der leitenden Stellen auf. Alle verwalten. Aber das Objekt der Verwaltung ist in den meisten Fällen kleiner geworden. (Eine Waggonfabrik, die vor dem Krieg etwa 2500 Arbeiter beschäftigte, hatte sich nach dem Krieg auf 750 Mann verkleinert. Davon waren aber 90 Herren und Damen Büro-

personal und 12 Direktoren oder Prokuristen.) Dergleichen ist nötig, um jene Atmosphäre von gegenseitiger Beaufsichtigung und Schikane zu schaffen, ohne die ein Deutscher nach seiner Militärzeit nun einmal nicht leben kann. Wie geht das dabei zu? So: Um zehn Uhr erscheint der Chef: das Büro ignoriert sein Kommen in kritzelnder, tippender, telephonierender Emsigkeit mit Nachdruck. Das gibt ihm das schöne Gefühl: mein Betrieb klappt. Noch beim Öffnen der Tür zu seinem Privatkontor — Eintritt nur nach Anmeldung in Zimmer 16 a — ruft er die Privatsekretärin. „Na, was gibts? Hat meine Frau schon angerufen? Schön, verbinden Sie nachher. Nein, erst Meyerfeldt & Co.! Und dann die Herren zur Konferenz!" Fräulein Brösicke, die Privatsekretärin — in seltnern Fällen heißt sie Breslauer — kehrt mit jenem Glanz auf der Stirn zurück, den ihr die stets irrige Meinung der Andern, sie habe „was" mit dem Chef, verleiht. Sie behauptet willkürlich, je nach ihrer eignen Stimmung, daß der Chef guter oder schlechter Laune sei. Dieser Wetterbericht ist das große Ereignis des Vormittags. Dann läuft der Betrieb, wie jeden Tag, langweilig und ohne Akzent ab. Wehe aber, wenn der Chef vor der Privatsekretärin jemand anders ins Zimmer ruft. Dann ist der ganze Tag verloren, für Fräulein Brösicke ebenso wie für ihre bedauernswerten Untergebnen. Es sind ihre Untergebnen; das Wort Kollege gebraucht nur der auf der Rangordnung Tieferstehende und der Generaldirektor bei der Jubiläumsfeier. Der Druck von oben wird nach unten verstärkt weitergegeben. Fabrikarbeiter sind Leidensgenossen, sind manchmal sogar einig gegen den Ausbeuter; die Angestellten nie. Die Verschiedenartigkeit der Büroarbeit macht das Leid eines Kollegen zur Freude aller andern. „Wir haben Fräulein Galowsky heute fristlos entlassen müssen, können Sie ihre Arbeit übernehmen, Fräulein Römer?" — so sieht der stille Traum jeder Angestellten aus. Und darum wird jeder Differenzierung der Arbeit eine unerhörte Wichtigkeit verliehen. Die Kontokorrentbuchhalterin wacht ängstlich darüber, daß kein Andrer Einblick in ihre Bücher bekommt. Der schöne Glaube, daß das ganze Geschäft stillstände, wenn die eigne wichtige Person nicht da wäre, läßt die Angestellten zu oft tragikomischen Mitteln greifen, um die eigne Funktion als ganz besonders geheimnisvoll hinzustellen. Der alte Holstein, dieser Typus des Büromenschen, schloß bestimmte Aktenbände weg, damit in seiner Abwesenheit sich daraus kein Kollege unterrichten könne. Die Geheimnistuerei, die zu jedem Büro gehört, ist völlig Selbstzweck. Das Geschäft hat keine Geheimnisse; jedenfalls stehn Die nicht in den Büchern.

Die gegenseitige Überwachung, Bespitzelung, Verdrängung gibt dem Büroleben den Hauptinhalt. Fünfzig Prozent aller Kraft und Nerven werden in diesem erbitterten Kleinkrieg ver-

braucht. Und wofür letzten Endes? Für die Sache? Das glaubt nur der Deutsche Arbeitgeberverband. Für den Lohn? Du lieber Gott, was bekommt schon solch ein armer Büroteufel, wenn er nicht eine ganz große Nummer ist? Im Anfang 60—80 Mark, als Zwanzigjähriger 85—130 Mark, als Fünfundzwanzigjähriger 130—200, als Dreißigjähriger etwa 200—300 Mark. Dafür tut er täglich in überheizten, unhygienischen, staubigen Räumen acht bis zehn Stunden lang so, als sei Verwaltung wichtiger als Produktion. Überstunden werden nicht bezahlt; — wenns Ihnen nicht paßt — bitte sehr . . .! Was bleibt da anders übrig, als jene Belanglosigkeiten, mit denen man sich abzuquälen gezwungen ist, mit einer Wichtigkeit zu umgeben, die einer Staatsaktion würdig wäre, wenn die Staatsaktionen in Wirklichkeit nicht von derselben Gleichgültigkeit wären. Noch in der Freizeit, in der Mittagspause beherrscht der Kleinkram des Betriebs die Gehirne völlig. Es stimmt nicht, was in den Romanen von Büroflirts in der Freizeit steht, von schwärmerischen Gesprächen, Verabredungen; wenigstens stimmt das nicht für Berlin. „Dem Prokuristen von Zander habe ichs heute aber ordentlich gegeben. Ich hab ihm gesagt: Herr, hab ich gesagt, wenn bis zum Ersten der Betrag nicht unserm Konto gutgeschrieben ist . . ." Und in diesem Stil durch die ganze Freizeit hindurch.

Dafür lebt nun ein Mensch. Und für die verschlafnen Sonntage und die zwei bis drei Wochen Urlaub im Jahr werden die hübschen Kleider und die weißen Strandhosen aufgespart. Aber man lebt wenigstens. Denn die Arbeitslosigkeit der Büroangestellten ist noch schlimmer. Zehn Prozent aller Büroangestellten sind ohne Stellung. Seit Monaten und Jahren. Und für die Arbeitslosigkeit steht nur im seltensten Fall für die Angestellten der Weg zum Stempelbüro offen. Also muß sich der stellungslose kaufmännische Angestellte nach Hilfsarbeit umsehn. Besonders wenn er Familie hat, und sechzig Prozent aller über vierzig Jahre alten Angestellten haben keine Stellung. Der Weg führt meist zu den Adressenabschreibebüros, die ziemlich viel Menschenmaterial aufnehmen, aber ebenso schnell auch entlassen können. Die Bezahlung spottet jeder Beschreibung. Mehr als 25 Pfennige zahlt kein solches Büro für die Stunde, sodaß selbst bei einer Arbeit von zehn Stunden am Tag nur fünfzehn Mark in der Woche nach Hause gebracht werden können. Selbst bei Akkordarbeit kann der fleißigste Schreiber nicht mehr als zwanzig Mark in der Woche verdienen.

So sieht das Büro also aus, wenn man keine Bürostelle findet. Aber jeder Angestellte wäre entrüstet, wenn man seine Lage als proletarisch bezeichnete. Mit Stehkragen und mühsam ersparten Zweiterklasse-Billetts wird die Fiktion eines Klassenunterschiedes, die Konstruktion eines autonomen

„Mittelstandes" aufrechterhalten. Das eben ist die Taktik des Unternehmertums.

Die Wichtigkeit, mit der der Obersekretärsanwärter seinen Unterschied gegen den Untersekretär, der Ladenstift seinen Unterschied gegen den Fabrikarbeiter betont, absorbiert alle Energien. Zum Nachdenken über diese schönste aller Welten bleibt weder Kraft noch Zeit.

Lustige Woche von Morus

Sächsisches Industrie-Jubiläum

Die Feste soll jeder feiern, wie es ihm behagt: die Stillen gehn auf Reisen, die Lauten lassen sich Banketts geben, die sächsischen Industriellen aber veranstalten eine Aussperrung. 150 000 Metallarbeiter werden aus den Betrieben gewiesen, weil sie sich erdreisten, am Achtstundentag festzuhalten, und Mehrarbeit nur gegen einen kleinen Mehrverdienst leisten wollen.

Nachdem die Stützen der deutschen Volkswirtschaft dieses vollbracht haben, setzen sie sich schleunigst ins Auto, um ja noch zur Jubiläumstagung des Verbandes Sächsischer Industrieller zur Zeit zu kommen. Der Wagen fährt gut — den Chauffeur hat man Gott sei Dank nicht auszusperren brauchen — und so trifft man grade noch im Vereinshaus ein, als die Staatskapelle „Seid umschlungen, Millionen" spielt. (Neue Musikregie; dem Reichsverband der Deutschen Industrie ließen im vorigen Herbst die Dresdner Industriellen als Extragabe altsächsische Militärmärsche vorspielen, ausgeführt von Original-Hoftrompetern S. M. des Geenijs.)

Dann prostet — es sind ja nur 150 000 Arbeiter ausgesperrt — Herr Moras, der Vereinsvorsitzende, auf sich selbst. Kein Wunder, daß unter seiner Führung der Verein gedieh. Der offiziöse Verbandsbiograph gibt die Erklärung:

> „Während des Krieges war Herr Otto Moras als Kompanie- und Bataillonsführer im Felde und vom 1. Januar 1918 an Beauftragter des Sächsischen Kriegsministeriums in dem Waffen- und Munitionsamt in Berlin, um dort die Interessen der sächsischen Industrie bei Kriegslieferungen wahrzunehmen."

Kriegslieferung vergeht, der Bataillonsführer besteht. Ruck, zuck! Jedes Wort: der Herr im Hause. Die Großen sind im Grunde nicht anders, aber die Internationale der Geldverdiener hat die Ruhrleute doch schon ein bißchen poliert. Hier sieht man den Urzustand: sächsische Provinz.

Aus diesem Milieu hat unser Gustav seinen Höhenflug angetreten. Was vorher kam: die Dissertation über den Flaschenbierhandel und die Lehrzeit bei den Schokoladefabrikanten, gehört der Prähistorie an. Aber von dem Augenblick, wo Stresemann — wie der Dresdner Chronist verzeichnet — „in einem nicht heizbaren Zimmer" vor fünfundzwanzig Jahren als Syndikus seine Tätigkeit beim Verband Sächsischer Industrieller begann, datiert sein politischer Aufstieg. „Wir gedenken heute", um mit Moras zu sprechen, „seiner in Treue".

Und wollen auch nicht vergessen, daß es die sächsischen Industriellen waren, die ihn im Herbst 1923 zur militärischen Invasion nach Sachsen und zur Vertreibung der legalen sozialistischen Zeigner-Regierung ermunterten. Er und sie gehören, trotz Locarno, zusammen. Wir werden von dem rüstigen Jubilar und seinen Verbandsfreunden noch manche Großtat zu erwarten haben.

Curtius und die Ufa

Welche Freude muß es für den Reichswirtschaftsminister Doktor Curtius gewesen sein, daß es grade ihm vergönnt war, die letzten Bestimmungen der Devisengesetzgebung aufzuheben! Freunde der Historie erinnern sich noch eines Tages im August 1923, als, zusammen mit den Staatssekretären, die dem neuen sozialdemokratischen Finanzminister ihre Aufwartung machten, ein damals noch völlig unbekannter volksparteilicher Abgeordneter, namens Curtius, in dem Hause am Wilhelmplatz erschien. Man wußte erst nicht recht, weshalb dieser Herr eigentlich mitgekommen sei, aber dann stellte sich heraus: er kam weder als verkappter Staatssekretär noch als öffentlicher Abgeordneter, sondern nur als schlichter Anwalt, der für seinen Mandanten, einen großen Konzern, die Befreiung von einer Devisenbestimmung nachsuchte. Es geht die Mär, daß der Rechtsanwalt Doktor Curtius damals das Lokal ziemlich schnell habe verlassen müssen.

Zum Segen für das deutsche Volk hat Doktor Curtius das Verständnis, das er als Konzernanwalt und als Aufsichtsrat bei Kali- und Haniel-Gesellschaften für die Notwendigkeiten der Wirtschaft gewonnen hat, auch als unparteiischer Reichswirtschaftsminister bewahrt. — Wer wäre sonst auf die Idee gekommen, daß das Reich die Verpflichtung hätte, der Deutschen Bank die Sanierung der Ufa abzunehmen? Wer hätte gedacht, daß die Exportversicherung des Reiches dazu bestimmt gewesen sei, die Verluste wieder auszugleichen, die Herr v. Stauß der Ufa beigebracht hat? Ein seltsamer Zufall, daß grade dieser Mann, der Helfferichs Adjunctus bei der Bagdadbahnaffäre gewesen ist und als politischer Bankier seine Karriere gemacht hat, nun auf Wunsch einer gut-helfferichschen Reichsregierung aus der Ufa herausgesetzt werden soll.

Wir könnten uns denken, daß der Export einiger andrer führender Herren der Ufa auch nichts schaden würde. Unter den Filmleuten geht die Sage, der frühere Generaldirektor Davidsohn, der jetzt, gleich allen andern von der Ufa vertriebenen Prominenten, nach Hollywood abgedampft ist, habe hier so lange auf eine angemessne Beschäftigung gewartet, bis er grau werde. Aber Grau ist er doch nicht geworden. Denn der Major Grau, der Leiter der Ufa-Produktion, hat ältre Rechte. Er stammt noch aus der Generation, wo die Ufa „Bufa" hieß und als Bild- und Filmamt die Aufgabe hatte, dem deutschen Volk Mut und Kraft für seine elfte Kriegsanleihe einzuflößen. Vielleicht kann Herr Grau, wenn die Ufa jetzt mit Reichsmitteln in ein Exportunternehmen für deutsche Kulturpropaganda umgewandelt wird, seine alten Fähigkeiten

wieder zur Geltung bringen. Wir aber wollen, stillgebeugt über dem Grabe der Ufa, mit dem biblischen Autor sprechen: Vom Reiche bist du, und zum Reiche sollst du wieder werden.

Geßlers Etat

Es gab eine Zeit, wo selbst nationalliberale Abgeordnete sich den Heeresetat ansahn und es mit der Größe Deutschlands vereinbar hielten, daß hie und da ein Posten gestrichen wurde. Die Kriegsminister waren infolgedessen vorsichtig und setzten an den besonders kitzlichen Stellen gleich die doppelten Beträge ein, weil sie wußten: der Reichstag repartiert doch mit 50 Prozent. Wenn dann statt der gewünschten drei Kavallerieregimenter alle sechs wider Erwarten vom Parlament bewilligt wurden, so gab es bei den zuständigen Herren jedesmal etwas Kopfzerbrechen, was man mit den überzähligen Mitteln anfangen sollte, ohne unangenehm aufzufallen.

Solcher Sorgen sind die Herren vom Reichswehrministerium überhoben. Sie können für ein Gewehr tausend Mark und für eine Kanone eine Million in den Etat einstellen: der Reichstag der Republik schluckts. Nicht ohne vorher festgestellt zu haben, daß die Preise wirklich etwas hoch sind. Denn Sie müssen wissen: unsre Reichtagsabgeordneten sind neuerdings gründlich. Der Haushaltsausschuß hat extra einen Unterausschuß eingesetzt, der über die Streichungsanträge der Linken beraten sollte. Wilde Revolutionäre, wie unsre Sozialdemokraten nun einmal sind, haben sie nämlich beantragt, von den 472 Millionen Mark, die das Hunderttausendmannheer, ohne die Marine, im nächsten Jahr kosten soll, 54,3 Millionen, also immerhin reichlich zehn Prozent, zu streichen. Der Erfolg? Die Regierungsparteien haben eingesehn, daß Geßler wirklich zuviel Geld verlangt. Statt 484 412 000 wollen sie nur 484 192 000 Mark bewilligen. 0,05 Prozent des gesamten Heeresetats sollen also gestrichen werden.

So hoch war, wenn ich nicht irre, grade früher der Prozentsatz der Analphabeten im Deutschen Reiche. Aber diese 0,05 Prozent sind anscheinend inzwischen alle Reichstagsabgeordnete geworden.

Prima Referenzen

Und welchen Sinn hat die Monarchie Friedrichs des Einzigen? Doch wohl einen nationalen? Denn er hieß ja so gern der Schützer und Beschirmer der teutschen Freiheit, und seine Zeitgenossen riefen es so gern vor ganz Europa aus, daß Friedrich, der Preußenkönig, ein Teutscher war. Leere Klänge, womit man immer gespielt hat... Der angestrengteste und despotischste Soldatenstaat voll der unleidlichsten monarchischsten Aristokratie hieß das Werk des Weisen und Guten und das glücklichste Land Europas. Fremd war der Sinn dieser Monarchie allem, was teutsch heißt, und ist es noch.

Ernst Moritz Arndt 1806

Bemerkungen

Hehler

Die deutsche Republik wird mit einem neuen Theaterzensurgesetz beglückt werden, wie es unter dem Kaiser niemals möglich gewesen wäre — das öffentliche Interesse an dieser Kulturschande ist gering. Es ist durchaus bezeichnend, daß es hauptsächlich die ältern Herren, aus der Aera des freundlichen Liberalismus sind, die protestieren — die Jüngern scheren sich kaum darum, und der Masse ist es ehrlich gleichgültig. Sie bedarf einer Freiheit nicht, die ihr der Staat unter dem verlognen Vorwand, die Jugend zu schützen, nehmen wird. Haben Sie übrigens gehört, daß sich die Akademie rührt —?

Die ist seinerzeit gegründet worden, auf daß sie jene Gebiete, wo Staat und Kunst sich überschneiden, beackre, Gutachten abgebe, das deutsche Geistesleben würdig nach außenhin vertrete . . . und was man so sagt. Nun kümmert sich die Bureaukratie einen Schmarren um diese Akademie. Das Külz-Gesetz ging nicht einmal gegen sie durch — es wurde ohne sie erlassen, denn die Kundgebung einzelner Akademiker war privat und berührte den offiziellen Geschäftsgang überhaupt nicht. Das neue Zensurgesetz, das die Theater bedroht, taucht auf — wiederum rührt sich nichts. Die Akademie trägt eine schwere Schuld. Die des Hehlers.

Ihre Zusammensetzung verpflichtet sie immerhin zu saubrer Haltung. Die Auswahl ihrer Leute ist in Anbetracht der Tatsache, daß eine behördliche Stelle sie vorgenommen hat, recht gut, das geistige Niveau liegt, trotz des Ruhrkämpfers Fulda recht hoch, und ich glaube nur, daß die Kritik der tapfern „Literarischen Welt" in den Personalfragen schon eine Überschätzung der Institution ist. Es kommt kaum noch darauf an, ob nun auch Herr P. und Herr M. und Herr B. in diesen Laden aufgenommen wird, der von vornherein auf jeden Einfluß verzichtet.

Was sie hätten tun sollen —? Ich weiß schon, wie der maßvolle Kulturgutsbesitzer Thomas Mann mit Fuldan sein Jahrhundert in die Schranken fordert und, mit allen seltnen Fremdwörtern gespickt, leicht verärgert und falsch überlegen Das ablehnt, was man da von ihm fordert: Charakter. Haben nicht schon die Berater Wilhelms des Zweiten, die sich aus dem schlechtern Teil des preußischen Adels rekrutierten, auch so argumentiert? „Es lohnt nicht, wenn wir zurücktreten — es gibt ja so viel andre!" Es wäre aber eine unschätzbare Geste gewesen, wenn sie das Spiel nicht mitgespielt hätten — so etwas wäre Warnung gewesen, Fanal und Haltsignal zugleich. Nichts ist umsonst.

Umsonst ist nur, diesen Akademikern zuzurufen, daß sie uns verraten, wenn sie sich weiterhin mit einem Staat einlassen, der ihre Namen affichiert und im übrigen die Freiheit des Geistes in allen Gesetzen, Preßprozessen, Justizberatungen, in der Behandlung Geistiger, wo er nur kann, zu Boden trampelt. Herr Scholz oder sonstwer lasse etwaige Admonitionen, die französische Akademie betreffend, in der Schublade; ich höre schon, wie es „ein echt deutscher Gedanke ist, eine Institution nur deshalb auffliegen zu lassen, weil einem dies oder jenes nicht gefällt. Die Franzosen mit ihrer Tradition . . ." Das sind Geschichten aus dem Zauberberg; hier gehts um Ernst und nicht um Leihbibliotheksprobleme. Und der Ernst sieht so aus, daß natürlich auch keine Verschiebung der Verantwortlichkeit vor sich gehen kann. Weder dreht es sich um Herrn Becker, der ein freundlicher Herr sein mag, wirklich schlechte Essais schreibt und auch sonst da steht, wo nichts ist: nämlich in der Mitte, noch dreht es sich um das

Kultusministerium oder um überhaupt einen Aktenkram. Die Akademie ist mit dem Staat liiert. Dieser Staat kompromittiert sie tausendfach und schadet der deutschen Geistigkeit.

Ich halte es auch nicht für richtig, wenn man einwendet, die Akademien seien preußisch, und die neue Zensur gehöre dem Reiche an. Kein Steuerzahler überlegt sich, wohin denn eigentlich seine Steuern fließen: er zahlt sie eben dem Staat. Man sollte den bürokratischen Wichtigmachern keinesfalls den Gefallen tun, einen lächerlichen Förderalismus anzuerkennen, der in nichts anderm als in einer Förderung von lokalen Eitelkeiten besteht und demgegenüber wir das volle Recht haben, seine Angehörigen in einen Topf zu werfen. Mit solcher Akademie schmückt sich natürlich auch das Reich.

Also hat man sich nicht mit ihm einzulassen — denn die Mitglieder dieser Akademie können nicht einmal jene Ausrede der Sozialdemokraten für sich in Anspruch nehmen: „Wenn Sie wüßten, was wir verhindert haben!" Sie haben eben nichts verhindert, sie haben alles laufen lassen. Sich von einem Ding ehren zu lassen, das die Zensur heimlich wieder einführt, eine willkürliche, unehrliche, verlogne Zensur; die Diktatur der Bureaukratie schweigend unterstützen; seine Namen mißbrauchen zu lassen und an hohen Festtagen aus dem Arbeitszimmer gezogen werden, um im Prospekt protzend als „Pflege von Kunst und Wissenschaft" zu figurieren —: eben das ist charakterlos.

Der Hehler ist schlimmer als der Stehler. Die Akademie ist schlimmer als die Zensur.

Ignaz Wrobel

Der Fall Bullerjahn

Also sprach Lassalle:

„Nie wölbt sich meine Lippe zu einem Lächeln tieferer Verachtung, als wenn ich von Richtern und Recht bei uns sprechen höre."

Der berliner Rechtsanwalt Doktor Ernst Emil Schweitzer spricht im Organ des Republikanischen Richterbundes „Die Justiz" ausführlich über die Affäre Bullerjahn. Welche hochverräterische Handlung dieser Oberlagerverwalter Walter Bullerjahn begangen hat, erfahren wir auch nicht durch den Aufsatz Schweitzers. Aber darauf kommt es ja auch gar nicht an. Tatsache ist, daß das Reichsgericht, nachdem es die Presse und alle anderen Neugierigen hinausbefördert hatte, also so recht traulich und ungestört beisammen war, dem Walter Bullerjahn 15 Jahre Zuchthaus aufgebrummt hat, weil irgend eine unbekannte, angeblich vertrauenswürdige Persönlichkeit unter Eid ausgesagt hatte, daß der Oberlagerverwalter der Interalliierten Militärkontrollkommission Dinge verraten habe, die „im Interesse des Deutschen Reiches" unbedingt geheimzuhalten gewesen wären. Trotzdem Bullerjahn alle Angaben des angeblich so Vertrauenswürdigen bestritten hat, haben weder er, noch die Richter des Reichsgerichts, noch der verteidigende Rechtsanwalt Doktor Schweitzer, erfahren können, wer die Vertrauensperson, dieser große Unbekannte, ist. Das Justizministerium hatte die Untersuchungsrichter, die den Eid abnahmen, angewiesen, weder den Namen, noch sonst irgend etwas über die Persönlichkeit des Vertrauensmannes bekannt werden zu lassen. Ob auch Herr Geßler seine parteilosen Hände hier im Spiele hat, wissen wir nicht. Kurzum, das Justizministerium, gewiß Herr Joel, hatte befohlen, und die Richter parierten. Aber es kommt noch besser. Der Vertrauensmann des Justizministeriums hat Dinge beschworen, die ihm andre Leute erst mitgeteilt hatten. Und nach der Vertrauenswürdigkeit der Andern hat das Gericht natürlich nicht gefragt. Bullerjahn, der vorher nie mit der Justiz zu tun gehabt hatte, ist also auf bloßes Hörensagen vom Hörensagen für

15 Jahre ins Zuchthaus geschickt worden.

Wir wissen, daß bei der deutschen Justiz kein Ding unmöglich ist. Dieses Urteil ist aber ganz bestimmt das Tollste, das die deutsche Justizpraxis bisher zustande gebracht hat. Soll es bestehen bleiben, und muß Bullerjahn die 15 Jahre Zuchthaus absitzen? Von seiner Unschuld ist der Verteidiger fest überzeugt, und außerdem behauptet er, daß die Vertrauensperson wissentlich die Unwahrheit gesagt, also einen Meineid geschworen habe. Den Magdeburger Haas rettete sein Geld. Soll Bullerjahn nur sitzen, weil ihm die finanziellen Mittel eines Haas nicht zur Verfügung stehen?

Als im Dreyfus-Prozeß dem Angeklagten und der Verteidigung einige Akten vorenthalten wurden, stand das gesamte fortschrittliche, das republikanische Frankreich wie ein Mann gegen die Justiz auf. Hier, im Fall Bullerjahn ist weit Schlimmres geschehn. Wird das deutsche Volk jetzt endlich einmal „seiner" Justiz eine Schlacht liefern, daß die ganze Marxsche Hergtlichkeit und das Bürgerblöcklein ins Rutschen gerät?

Herr Justizminister, haben Sie schon einmal im Zuchthaus gesessen? Nein. Dann wohnen Sie einmal mit Bullerjahn oder einem der vielen, vielen andern Politischen — wenn auch nur für einige Monate — zusammen. Und Sie werden, wenn auch nur ein Funke von Menschlichkeit und nicht nur deutschnationales Müssen in Ihnen ist, mit uns gegen Ihre Justiz ankämpfen, zum mindesten aber begreifen, warum wir die Worte von Lassalle zitiert haben.

Arthur Seehof

Zusatz

Wer war der unbekannte Zuträger? Sagen Sies nicht weiter: ein Offizier der englischen Abteilung der interalliierten Militär-Kontroll-Kommission. Deutsche Richter und englische Militärs: sie lieben vereint, sie hassen vereint . . .

Spielt Jonny auf?

Ekstatische Fachmusikschreiber gefallen sich in einer Art Jazzmetaphysik. „Jazz bedeutet Reichtum, Glück, lichtere Musik", Sätze solchen Inhalts, in der Form meist düsterer, gebühren sich für alles, was da fortschrittlich kreucht. Die Fähigkeit, zwischen ergötzlichem Amüsement und himmlischem Mozart zu unterscheiden, ging vielen verloren. Es erhob sich der ungestüme Schrei nach der Jazzoper, geboren aus dem gesetzlich ungeschützten Glauben, die Opernkrise könne überwunden werden durch die Einführung modischen Tanzes und bargemäßer Instrumentierung in das Musikdrama. Ernst Krenek, der 26jährige, der in der konzessionslosen, visionären „Zwingburg" Großes verhieß, erfüllte die Forderung betriebsamer Bedientenfreunde, dichtete und komponierte: Jonny spielt auf, Oper in zwei Teilen. In Leipzig wurde sie uraufgeführt, die Jazz-Oper, die Oper der Sensationen mit Radio, Auto, Bahnhof, Kriminalfilm-Einlage und einem redenden Gletscher aus alten Märchen in der Mitte. Am Ende stand ein rauschender Erfolg, der in deutlicher Weise zwar den Operndirektor Brügmann mehr feierte als den Autor, aber dabei dokumentierte, daß sich das Publikum von fünf Halbstunden drei trefflich unterhalten hatte.

Der Text: Kolportage und Groschenlyrik. Mit einer Diebsgeschichte wird ein konventioneller Liebeskonflikt eines Künstlerpaares verknüpft. Der Neger Jonny, Jazzbandhäuptling, stiehlt eine Geige, und das genügt dem Buchmacher, um den Sieg des Menschen aus der neuen Welt über den Europäer zu motivieren. Am Ende spielt Jonny der Erdkugel zum Tanz auf. Ein Harry Piel-Film steht textlich und zeitsymbolisch auf nämlichem Niveau. Modern sind nur die Requisiten. Der Lautsprecher ersetzt den Brief, ein Filmstreifen erfüllt die Aufgaben der Romerzählung Tannhäusers. Man scheint heute so anspruchslos zu sein, daß die

Anbringung eines neuen Behälters gleichgesetzt wird mit neuem Geist. Als Einer den ersten Walzer in seiner Oper unterbrachte, Einer das erste Menuett, da waren Einige dafür und Einige dagegen, im übrigen war das eine Nebenfrage. Wenn heute Einer alte Limonade in neue Schläuche füllt, toben die Siegelbewahrer von europäischem Ereignis, von Rettung der Oper. Es ist gar keine Oper zu retten. Sie lebt herrlich in Figaro, Carmen, Traviata, Elektra — das strahlt im Licht, spielt auf! Nur in der Nachfolge ist Stockung, Pause. Meint man, sie allein durch Jazznahrung großziehen zu können?

In dem, was Jonny aufspielt, ist auch musikalisch kein Schritt in neues Land, keine originelle Persönlichkeit zu erkennen. Den meisten Vorgängen ließe sich leichtlich und ohne Schaden andere Musik unterlegen. Erfrischend und witzig alle operettenhaften Szenen, Blues und Onesteps, stark und fesselnd die polyphonen Führungen, schön die Zitate, aber leer und kalt der tragödisch gemeinte Teil. Die Zwischenspiele starr in Erfindungsarmut und eine harte Enttäuschung der Krönungsjazz am Ende. Exerzitium statt Taumel. Nicht ein einzig Mal gelingt der Oper die Erschütterung des Herzens. Blendende technische Könnerschaft, temperamentvolles musikalisches Wollen erheben den Autor über viele. Aber sein Werk ist nicht viel mehr als ein raffiniert und naiv gemixtes, Amüsement. Nichts gegen den Beifall für Krenek. Er verdient schon welchen. Aber wieviel Lärm um ein kleines freches synkopiertes Saxophon!

Heinrich Wiegand

Post hoc, non propter hoc

Zum Ehrendoktor der Universität Würzburg wurde der Besitzer des Hotels „Exzelsior" in Berlin, Geheimer Kommerzienrat Kurt Elschner, ernannt. Er machte der Würzburger Universität eine Stiftung von nahezu 100 000 M.

Der Sitzteil

Eines Tages erhielt ich von einer deutschen Zeitung ein Belegexemplar einer dort abgedruckten Arbeit und fand darin statt des Worts ‚Hintern' das Wort ‚Sitzteil'. Ich schrieb eine Karte an den mir unbekannten Feuilletonredakteur, um ihm mitzuteilen, ich sei mit dieser Änderung nicht einverstanden und ein bißchen böse gewesen. Er antwortete:

„Sehr geehrter Herr! Ihr Protest gegen die geringfügige Änderung, die ich an Ihrem Manuskript vorgenommen habe, steht unter dem Niveau Ihrer sonstigen Leistungen. Ich glaube, und werde mich in dieser Ansicht nicht ändern, daß Derbheit des Ausdrucks jedem Kunstwerk — und es ist nicht einzusehen, warum ein Feuilleton keines sein sollte — nur abträglich ist. Denken Sie an Goethe, in welchen Mannes Verehrung wir uns doch gewiß treffen, und nennen Sie mir eine Stelle, wo dieser Dichter den sprachlichen Anstand verletzt hätte! Ich hoffe, sehr geehrter Herr ..."

Ich nannte ihm die Stelle nicht, schrieb vielmehr seinem Chefredakteur:

„... Ich bin ernstlich gekränkt über die Operation, die Herr ... an mir vorgenommen, indem er mir den Hintern ausriß und nur unvollkommen durch ein Sitzteil ersetzte. Weshalb nur? Glauben Sie nicht, daß ‚der Hintern', eine Bezeichnung, die nur auf die örtliche Position des Gegenstands eingeht, gerade für schwer an Wortfurcht Leidende, weniger Gefahren unanständiger Assoziationen birgt, als ‚Gesäß' oder ‚Sitzteil', die sich schon mehr mit dem Funktionellen befassen, jedoch, aus Angst, so zaghaft, daß die sorgfältig verheimlichte Funktion erst recht in die Vorstellung des Empfängers gerät? ‚Gesäß' — der Ausdruck ist mir verhaßt, weil er eine Umschreibung bedeutet und das Wort ‚Gegreif' den Begriff ‚Hände' so wenig umfaßte, wie der odiose ‚Riechorgan' den der ‚Nase'.

Vollends das Wort ‚Sitzteil' scheint mir unbeholfen und noch in einem andern Sinne gefährlich: im grammatikalischen. Denn siebzig von hundert deutschen Redakteuren wird es maskulin behandeln, so sehr neutral es auch sein mag. Auch Herr ... zeigte sich dieser von ihm mutwillig heraufbeschwornen Gefahr nicht gewachsen und konstruierte ‚den' statt ‚das' Sitzteil.

Was aber seine freundlichen Ermahnungen betrifft, so wäre es, glaube ich, gut, wenn Sie ihm bei Gelegenheit sagten, daß es wohl für alle drei Beteiligten vorteilhaft wäre, wenn er Goethe genauer und mich ungenauer läse. Andernfalls nämlich besteht die Gefahr, daß er mich nicht sogleich verstünde, wenn ich ihn, eins der populärsten Zitate aus Goethe gebrauchend, einmal ersuchte, mich im Sitzteil zu lecken. Und das täte mir grade in diesem Falle sehr leid."

Adalbert Weislingen

„Ist die Reichswehr der Feuerwehr vergleichbar?"

General Heye sagt: Nein.

Auf der Insel Truchany gegenüber Kiew befindet sich die Reparaturwerkstatt des Dampfschiffahrtsunternehmens auf dem Dnjepr. Die freiwillige Feuerwehr der Werkstatt hatte seit Jahren nichts zu tun. Aus Besorgnis vor dem Schicksal der freiwilligen Rettungsgesellschaft zündeten sechs Feuerwehrmänner im vorigen Jahre ein Gebäude der Werkstatt an. Das Feuer wurde durch die freiwillige Feuerwehr gelöscht. Nachdem ein halbes Jahr wieder nichts geschah, zündeten dieselben sechs Mitglieder der Feuerwehr ein neues Gebäude an. Es wurden ein Mitglied der Feuerwehr, Korolski, und der Gehilfe des Brandmeisters, Dezenke, die unmittelbaren Anstifter des Verbrechens, zum Tode verurteilt, drei weitere Angeklagte zu je zehn Jahren Freiheitsstrafe, ein anderer zu acht Jahren Freiheitsstrafe. *Zeitungsnotiz*

Das Sterben der Andern

„Und sollte zu Gottes Armen- [haus
Die deutsche Erde werden,
Wir stellen den letzten Jungen [heraus,
Wir opfern die letzten Herden.
Wir haben schon einmal rotes [Gold
Für graues Eisen gegeben —
Und wenn es am letzten mangeln [sollt,
So läßt sich vom Sterben — [leben!"

Dr. von Eickstädt,
Kreisführer des Stahlhelm in Kyritz

Marine amüsiert sich

Am 9. Februar enthielt das Programm des „Weidenhof Casinos" in Berlin eine Nummer „Naturplastik". Dabei wurden Stellungs-Gruppen durch junge Mädchen gebildet, die äußerst mangelhaft und mit einem winzigen Gürtel bekleidet waren. Ich bin durchaus nicht prüde und weiß, daß ich starken Tobak rauchen muß, wenn ich in ein derartiges Lokal gehe.

Nun aber spielte während dieser sehr fragwürdigen Darbietungen ein schwarzgelockter „Künstler" am Klavier — das Niederländische Dankgebet!

Mit aller mir zur Verfügung stehenden Lungenkraft brüllte ich sofort in das Lokal hinein: „Pfui Teufel! Ober zahlen! Ich verlasse das Lokal." Aus einer Ecke rief jemand: „Der Kerl ist besoffen." Ich zahlte und ging sofort mit meinen Kameraden, nachdem ich wenigstens eine Genugtuung gehabt hatte, daß sich an einem Nebentisch mehrere Herren erhoben und mir zustimmten. Dann stellte ich den Ober zur Rede und gab meinem Mißmut in nicht mißzuverstehender Weise Ausdruck. Gleich nachher bedauerte ich, daß ich nicht gehandelt und das Weiterspielen gewaltsam verhindert hatte.

Kapitänleutnant a. D. B.
Deutsche Zeitung

Antworten

Herr Sallier Du Pin. Sie sind berliner Vertreter des pariser „Echo de Paris" und lesen am Tage des Balles, den die ausländische Presse dieser Tage gegeben hat, in der „Berliner Börsenzeitung", daß man Ihnen die Tür weisen müsse: Sie hätten Deutschland beschimpft und kein Mitglied der Regierung dürfe Gefahr laufen, Ihnen auf diesem Ball zu begegnen. Natürlich steht — in einem seltsamen Gemisch von Kasernenhofton und Börsenjargon — auch noch jene alberne Bemerkung dabei, Sie hätten die Deutschen als Gast im eignen Hause beschimpft. Dazu ist zu sagen: Der fremde Journalist, der sich in Deutschland aufhält, ist kein Gast, wie denn überhaupt ein modernes Land keine Kinderstube ist, in die zur Kaffeegesellschaft gebeten wird. Die Wirtschaftsverbände und Kapitalsgruppen, die heute die lächerlichen Schlagbäume der Grenzen überschneiden, haben Vaterländer illusorisch gemacht, die immer nur Einzelpersonen auszuweisen wagen, die sich nicht wehren können. Der Schornalist der Börsenzeitung rühmt sich auch noch, an der feigen Ausweisung eines Ihrer Kollegen beteiligt gewesen zu sein. Ihnen gegenüber ist der Zeilenschinder übrigens sachlich im Unrecht. Ihr Blatt, das „Echo de Paris" hat oft recht törichte und mäßig informierte Artikel über Deutschland gebracht. Haben Sie es beschimpft? Sie stehen zu Deutschland etwa so, wie die „Berliner Börsenzeitung" zum „Feindbund", also heftig nationalistisch, wobei aber hinzuzufügen ist, daß das „Echo de Paris" katholisch ist, während der deutsche Patriot Doktor Oestreich heißt, und in tropischen Ländern lange Zeit auslandsdeutsche Belange gelernt hat. Denn was er da aus Ihren Artikeln zitiert, das ist ja wahr! „Deutschland hat nichts aus dem Kriege gelernt" — aber gewiß nichts. Und nur ein Deutscher, und was für Einer, wird auf den Gedanken kommen, etwa einen englischen Korrespondenten gegen seine französischen Kollegen aufzuhetzen und noch zu glauben, das könne gelingen. Und wenn wirklich Ihr Herr Painlevé einen deutschen Korrespondenten in Paris schnitte, wenn Der peinliches über die italienische Grenze schriebe: dann hätte eben Painlevé sehr unrecht, benähme sich taktlos und wäre keinesfalls nachahmenswert. Schutz für Sie, den Franzosen? Herr von Schubert vom Auswärtigen Amt glaubte, mit Ihnen nicht in den gleichen Räumen die gleiche Luft teilen zu können und blieb weg. Desgleichen Herr Minister Schiele. Es hat, glaub ich, nichts geschadet. Der Reichsverband der Deutschen Presse wiederum glaubt, sein Tadel dieser Schmutzerei bedeute einen Eingriff in die Redaktionsfreiheit. In Wahrheit bedeutete er eine Selbstverständlichkeit, denn dieser Leitartikler, der einen Nationalismus verkauft, zu dem nicht einmal die Börse Zeit hat, schätzt Sie, den französischen Kollegen, nach seiner eignen Umgebung ein: wer da Angst hat, verschweigt gern die Wahrheit. Aber Sie sind schließlich nicht der Vertreter vom ‚Echo de Czernowitz', und die Standesvertretung der deutschen Korrespondenten hatte allen Anlaß, ihren französischen Kollegen vor taktlosen Ungezogenheiten zu schützen. Es gibt allerdings Einen, dem man in dieser Affäre die Tür weisen sollte: das ist der Bursche, der das gelbliche Papier der „Berliner Börsenzeitung" seinem eigentlichen Zweck durch solche Aufsätze entzieht.

Cilla G., Palästina. Sie schreiben mir: „Ich habe die beiden früher erschienenen Artikel von Peter Panter und Elias Hurwitz über die Eheverhältnisse in Rußland gelesen. Gesetzlich gibt es hier wohl eine Ehe, eine kirchliche sowohl als eine zivile. Doch der größte Teil, und besonders der vorgeschrittnere Teil, kehrt sich weder an die eine noch an die andre. In den meisten Fällen besitzt der Mann noch nicht einmal die paar Piaster für die Gebühren. Nun bekommt Palästina durch das gemeinschaftliche Leben in den Kwuzoth (Arbeitsgemeinschaften) und Kooperativen noch seinen ganz besondern Cha-

rakter. Wann heiratet bei uns ein Paar? Wenn es in der Lage ist, ein Zimmer für sich allein zu beziehen. In dem Kruzoth allerdings ist eine Einrichtung geschaffen, die die Frau davor bewahrt, bei Scheidungen immer den Kürzern ziehen zu müssen; das ist die gemeinschaftliche Kindererziehung. Aus rein praktischen Gründen war die Kwuzah gezwungen, die Kinder gemeinsam zu erziehen. Während so eine Mutter immer nur ihr Kind pflegte, pflegte ein Mädchen gewöhnlich vier bis fünf Kinder. Es sind ausgebildete oder doch in der Kinderpflege unterrichtete Mädchen, und die Sterblichkeit wird dadurch stark gehemmt. Dann wohnen die Erwachsenen meistens in sehr schlechten provisorischen Holzbaracken, viele Menschen zusammen in einem Zimmer, in dem man für je ein Ehepaar durch Holzwände eine Ecke abteilt. In solch ungesunden Verhältnissen würden die Kinder überhaupt nicht groß werden, und so ist man genötigt, für die Kinder gute, hygienische Wohnungen zu schaffen. Die Eltern haben den Vorteil, durch ihre Kinder überhaupt nicht gestört zu werden. Sobald sie Zeit haben, gehen sie zu ihren Kindern, ihren Kindern geht es gut, und alle sind zufrieden. Einen Fall, wie Den, daß ein Mädchen jedem Mann zu Willen sein müsse, habe ich noch nicht gesehen, doch mußten wir oft aus Platzmangel, Jungen und Mädel, Arbeiter und Arbeiterinnen, in einem Zimmer schlafen. Oft kommt es auch vor, daß 15 bis 20 Jungen mit einem Mädel, das ihnen die Wirtschaft führt, in ein abgelegenes Dorf auf einige Zeit zur Arbeit ziehen, dort in Zelten wohnen, und ich glaube, daß ein solches Mädel nicht ohne ein Kind davonkommt. Ich lebe jetzt ein Jahr in der Kwuzah, ich war auch schon in verschiednen Orten und habe nur von einem Fall gehört, daß ein Mädchen ein sogenanntes „uneheliches Kind" bekommen hat — nach europäischen Begriffen sind ja alle unsre Kinder unehelich — und dies brachte sie von Europa: dort hatte sie ihr Bräutigam verlassen. Wieviel ehrlicher ist man bei uns! Wenn man zusammen sein will, zieht man zusammen oder sagt, daß man zusammengehört."

Photograph. Wenn Sie ohne sein Wissen photographieren dürfen? Solange Sie die Bilder nicht verbreiten: wen immer Sie wollen. Wessen Bilder Sie verbreiten dürfen? Des der Zeitgeschichte Angehörigen. Wer der Zeitgeschichte angehört? Lieber Herr, aus den Entscheidungen der Gerichte findet sich ein vernünftiger Mensch nicht heraus; man nennt diesen Wirrwarr „Tatfrage". „In Deutschland ist alles privat", hat Jean Paul einmal gesagt, und so spricht aus diesen unverständigen Entscheidungen der Richter jene mißtrauische Betrachtungsweise, die die Zeitung als schädlich für den guten Untertanen ansieht. Wenn sie nicht national ist. Ein Angeklagter eines großen Prozesses gehört der Zeitgeschichte an, sein Verteidiger nicht; das richtet sich nach dem Wetter und nach der Geistesverfassung einer Kaste, aus der Deutschland immer noch seine Richter bezieht. Zum Glück wird vor diesen Richtern nicht entschieden, wer von ihnen heute schon der Geschichte angehört. Denn das wäre eine schöne Geschichte.

Richter. Das ist noch gar nichts. Wenn Sie wirklich wissen wollen, wie man sich so recht aus vollem Herzen unhöflich aufführt, dann sehen Sie nur Ihren Gerichtsdienern zu.

Marcel Achard. Sie, der Verfasser von „Malborough s'en vat-en guerre" waren kürzlich in Berlin und sind hier herzlich und gut aufgenommen worden, wie sich das gehört. Aber es traf sich doch ein paar Mal, daß deutsche Männer, mit Offensivgeist getränkt, im Autobus oder im Restaurant auf Sie und Ihre deutschen Freunde zutraten und sprachen: „Hier wird deutsch gesprochen!" Zu dieser Flegelei ist zweierlei zu sagen. Einmal, daß unsereiner sich schämt, mit solchen Typen das Land teilen zu müssen — in drei Jahren habe ich dergleichen in Frankreich nicht zu hören bekommen, und ich habe überall deutsch gesprochen, wo es mir Spaß gemacht hat. Und,

zweitens, daß selbstverständlich jeder Fremde das Recht hat, in Deutschland, wo er nur will, mit seinen Freunden chinesisch, französisch, ja sogar unruhisch zu sprechen. Es empfiehlt sich für Jeden, der einen Fremden ausführt und in seiner Landessprache mit ihm spricht, derartige Störenfriede sofort, ohne lange Erklärungen, knock-out zu schlagen.

Rumänischer Emigrant. Daß man bei Euch da unten nicht die Wahrheit über Euer Regime sagen kann, weißt du. Aber nun soll mans auch nicht einmal mehr in Deutschland tun. Nur die kommunistischen und sozialistischen Blätter haben davon Notiz genommen, daß sich die rumänische Regierung über die ausgezeichnete Broschüre „Aus den Totenhäusern Rumäniens" beschwert hat. Die hat der Landtagsabgeordnete Stolt herausgegeben; die Haare stehen einem zu Berge, wenn man liest, was die rumänischen Polizeilumpen mit ihren Opfern treiben. Also: Beschwerde. Das Reichsministerium des Innern macht eine Verbeugung nach der andern: gewiß, sehr gern, wir haben ja den § 103 StGB., Sie brauchen nur Strafantrag zu stellen... Die einzige Bedingung wäre... Daß die rumänische Regierung die Deutschen in ihrem Territorium anständig behandelt? Das ist dem Ministerium vollständig gleichgültg. Die Gegenseitigkeit muß verbürgt sein! Wenn also in Turn-Severin der Bürgermeister unsern guten alten Hindenburg beleidigt — und was hätte man in Turn-Severin wohl anders zu tun! — dann soll auch dieser Bürgermeister seine Strafe haben. Unter der Herrschaft des Seligen lieferte die deutsche Polizei gern und häufig politische Gefangene nach Rußland aus, die dann in Sibirien verreckten. Die Republikaner sperren sogar ihre eignen Leute ein, wenns von einem „Feindstaat" gewünscht wird. Gott erhalte dieses Regime.

Gerichtsdiener. Das ist noch gar nichts. Wenn Sie wirklich wissen wollen, wie man sich so recht aus vollem Herzen unhöflich aufführt, dann sehen Sie nur Ihren Richtern zu.

Georg Brandes. Armer Georg Brandes! Daß Sie ihre Nachrufe nicht mehr lesen können...! Das wäre ein Fressen für Sie gewesen. Alle fingen an: „Ich habe Georg Brandes..." „Georg Brandes und ich..." „Mir hat Brandes..." and so on. Nach den ausführlichen Mitteilungen, was der Nachrufer damals getan hat, als ihn Georg Brandes..., nach minutiöser Schilderung der eignen Vorträge, Ansichten, Lebensumstände und Reisen bekommt dann auch der Verstorbene ein Kränzchen. Kein sehr großes, nur aus so viel Blättern bestehend, wie sie eben nach diesem Salatverbrauch noch übrig bleiben. Welche Wichtigmacher! Das glaubt immer noch, mit der Bekanntschaft welthistorischer Männer protzen zu können. Nehmen Sie berühmt — det hebt Ihnen.

Max Hölz. Sie haben zwar keinen deutschen Minister ermordet, aber Ihr Name soll nicht vergessen sein. Fragen Sie einmal Herrn Breitscheid, wieviel Koffer Stresemann auf die Reise mitnimmt. Das weiß er. Fragen Sie einmal, wie das mit Ihrer Entlassung steht. Das weiß er nicht.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

6 Mark für das I. Vierteljahr 1927

bis zum 31. März einzuzahlen, da am 2. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Der kranke Imperialismus von Carl v. Ossietzky

Wieder Völkerbundsrat. Ohne böse Aspekte diesmal; ohne Krach im Hintergrund. Die Welt ist nicht ruhiger geworden, aber der Völkerbund geht an den Unruhen vorüber und beschränkt sich auf das Nichtaufregende. Mitteleuropa rückt mit der Behandlung der Saarfrage und des oberschlesischen Schulstreites ins Zentrum. Das Zusammentreffen Stresemanns mit Zaleski wird neugierig erwartet. Ob sich daraus für das künftige Verhältnis zwischen Deutschland und Polen Besserungen ergeben werden, bleibt abzuwarten. Überhaupt ist vor Prognosen zu warnen. Die gründliche Verhetzung in beiden Ländern nimmt den Außenministern die notwendige Ellbogenfreiheit. Versuchen sie, sich in Vernunft zu einigen, was für beide Teile Verzichte fordert, erwartet sie zu Haus ein Trommelfeuer von Beschimpfungen. Dennoch ist die deutsch-polnische Begegnung zu begrüßen. Aber für ein Völkerbundsprogramm ist das etwas mager. So vital diese Fragen für Mittel europa sein mögen, so drittrangig wirken sie neben Dem, was sonst auf der Erdkugel rumort. An die Brandstellen Asiens wagt der Völkerbund nicht zu rühren.

*

Der englisch-russische Konflikt um China zeigt die Politik Britanniens zum ersten Mal in der Defensive. Das Kabinett Baldwin steckt eine klatschende Ohrfeige wie die Entgegnung Litwinows auf seine Note ruhig ein, und selbst die lautesten Jingoblätter meinen, jetzt, wo auf beiden Seiten die Insultationen glücklich heraus seien, stünde einer weitern Unterhaltung in gesitteten Formen eigentlich nichts mehr im Wege. Ja, Sir Robert Horne, das Finanzgenie der Stockkonservativen, führte sogar im Parlament aus, selbst der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen London und Moskau brauche das Geschäft nicht unbedingt zu gefährden. Beweis dafür sei Amerika, das die Sowjetregierung nicht anerkannt habe, ihre Agenten rücksichtslos aus dem Lande treibe und trotzdem einen größern Russenprofit aufweise als England, das Friedfertige.

Eine Lehre scheint der Krieg doch eingebleut zu haben: die Regierungen sind in Fragen des point d'honneur dickfällig geworden. Das Prestige wird nicht wichtiger genommen, als es ist. Ein Zehntel der zwischen London und Moskau gewechselten Grobheiten, ein Hundertstel der Vorfälle in Hankau und Shanghai hätten früher zum diplomatischen Bruch und zur Mobilmachung geführt. Dafür ist aber auch Englands Vormacht umstrittener als jemals. Bewaffnete Aufstände in den Kolonien hat das Imperium oft erlebt und stets überwunden. Doch dies

Mal steht es einer irrationalen Gewalt gegenüber, die unsichtbare Feinde ins Feld führt. Die Völker wollen nicht mehr: das ist das Ganze. Indien erwacht aus jahrhundertelanger Indolenz; Chinas gestaltlose Sklavenmassen strömen aus dem Dunkel der Geschichte handelnd in die Welt von Heute und gewinnen Gesicht. England hat immer die Lockung seiner zivilisatorischen Formen für sich wirken lassen und die von seinen Generalen Besiegten kulturell aufgesogen. England nahm den Besiegten die Freiheit und gab ihnen dafür seine Kleider, sein Frühstück, seine Tauchnitzbände, seine politisch-oekonomischen Doktrine und seinen bürgerlich beruhigten Gott. Das alte Rezept beginnt zu versagen. England kollidiert mit Völkern, die immun sind gegen die verführende Gebärde seiner Denkungsart und seines Lebensstils. Jetzt versteht man erst, warum der deutsche Versuch zur Entthronung Albions so kläglich danebengehen mußte. Denn der deutsche Welteroberer trat dem englischen Weltbeherrscher nicht mit dem Willen zum Anderssein entgegen, sondern mit den Gefühlen neidischer Konkurrenz und als ungeschickter Kopist. Die kaiserliche Politik suchte den berühmten Platz an der Sonne wie der in die Halle des Hôtel Ritz verwehte Provinziale einen Stuhl: etwas verlegen und etwas wütend, und dabei voll Eifersucht auf diese furchtbar feinen Leute, die sich so ungezwungen bewegen, steif und gelassen zugleich, die mit einem Stirnrunzeln zehn Boys und den Herrn Direktor in Galopp bringen und sich mit den elegantesten Damen durch einen Blick verständigen. Es hat während des Krieges gewiß nicht an deutschen Versuchen gefehlt, Englands Satelliten aufzuwiegeln, aber was den pompösen Verheißungen Berlins nicht gelang, das erreicht die moskauer Propaganda heute spielend: denn hier ist eine neue Idee am Werk und nicht ein neuer Imperialismus. Stünde Britannien mit einer andern Großmacht im Kampf, Die könnte es bekriegen und vernichten. Doch sein Feind ist unangreifbar: in einem zähen Kleinkrieg revolutioniert er die Köpfe und lehrt die Menschen, die Dinge anders zu sehen. So gleicht die heutige Lage des Imperiums in manchem der des Römischen Reiches in seiner beginnenden Krise, als aus Wald und Steppe die Barbaren hervorbrachen und den civis romanus respektlos mit Knütteln totschlugen, weil sie nie die Suggestion dieses Begriffes an sich erfahren hatten.

*

Wie ist England für diesen unerhörten Kampf gerüstet? Seine Politik erscheint, im Gegensatz zu sonst, tastend und ein wenig zittrig. Austen Chamberlain hat sich zunächst zu einem dilatorischen Vorgehen entschlossen; die gewonnene Zeit soll zur Arbeit in Polen und den Randstaaten benutzt werden, um Rußland wieder in Europa zu beschäftigen. England verfügt

heute über keinen Pitt oder Disraeli, aber die Männer, die es auszuspielen hat, sind sicher nicht schlechter als früher, und nur die veränderte Situation verkleinert sie. Churchill und Birkenhead, die Befürworter der gepanzerten Faust gegen Rußland, sind gewiß ebenso unbedenklich unternehmungslustig, so lebenskräftig und bulldoggenhaft wie einst die Minister Seiner Majestät, die durch Horatio Nelson die Flotte der dänischen Seemacht verbrennen ließen und den schutzsuchenden Bonaparte einfach nach Sankt Helena verfrachteten. Das ist eine politische Genialität, die in der Faust sitzt und ihren Triumph feiert, wenn sie den Gegner mitten auf die Nase trifft — die aber nicht ganz am Platz ist, wo es nicht gegen Armeen und Schiffe, sondern gegen die erwachte Dämonie eines Erdteils geht. Deshalb wirken die kriegerischen Drohungen der Herren Minister nicht ganz ernst, etwas verjährt, und poltronhaft zudem.

Aber Englands Machtmittel und intellektuelle Gaben sind noch immer groß. Unvermindert war bis jetzt seine Kunst der Menschenbehandlung, seine Fähigkeit, ganz unerwartet Biegsamkeit an Stelle von Starrheit zu setzen. Der alte Lloyd George, nach scheinbar unaufhaltsamem Niedergang wieder zu Ansehen gelangt, attackiert die bellikosen Baldwin-Minister hart und verkündet laut, daß er die Patentlösung in der Tasche habe. Das konservative Regime wirtschaftet ab; innenpolitisch hat es schon verspielt. Der Imperialismus ist schwer krank, sein Kampf erscheint im Hinblick auf den Endeffekt hoffnungslos. Aber noch ist er wehrhaft, und in welchem Stadium wir uns befinden, das weiß kein Mensch. Das muß in aller Ruhe den deutschen Kommunisten gesagt werden, die weltpolitische Fragen im Lustgarten zu erledigen pflegen, und mit weniger Ruhe den knalldeutschen Stammtischen, die schon jetzt in Gedanken die endlich erlegte britische Midgardschlange als Rollmops verzehren. Der deutsche Spießer denkt nun einmal in Katastrophen; er sieht fortwährend Schicksalsstunden und Weltwenden, und das ist kein Wunder in einem Milieu, wo jeder kleine Vereinskrakehl sofort zur Götterdämmerung wird. Seit Stresemann angefangen hat, in Kontinenten zu denken, hat Chemnitz sein neues Gesellschaftsspiel gefunden. Die guten Leute sitzen beim Bier und reden was furchtbar Ernstes von transsibirischer Bahn und Pacific und Isthmus von Panama und tränken ihren geopolitischen Docht so lange, bis sie Isthmus mit Asthma verwechseln. Nein, das Drama Chinas taugt weder für lächerliche noch für ernsthafte Spekulationen. Blut wird dort vergossen, kostbares Menschenblut, und wenn unsre heißen Wünsche bei dem chinesischen Volk sind, so geschieht es, weil wir hoffen, daß Erbin dieses Freiheitskampfes nicht eine neue waffenstarrende Großmacht, sondern die ganze Menschheit sein wird.

Englands Proletariat nach dem Streik

von Gerhard Kumleben

Lancashire-Bergarbeiter

1.

Als im April 1926 die Aussperrung der Bergarbeiter bevorstand, verlangten sie zunächst nichts weiter von den Trade Unions als die Verhinderung jeglichen Kohlentransports. Nicht nur die örtlichen Organisationen der Labour Party, sondern auch die Mehrheit des Trade Union Councils war damals für den Generalstreik. Am Tage seines Beginns zeigte es sich jedoch, daß zwar die Ortsaktionsausschüsse auf das Beste vorbereitet waren, daß es aber nicht möglich war, irgend welche Weisungen von der Zentrale zu bekommen. Als diese Weisungen schließlich kamen, waren sie unklar und einander widersprechend, sie verursachten sogar Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Aktionsausschüsse.

Dann kam der Tag des Abbruchs, und an diesem Morgen wollte niemand glauben, daß man nach dem glänzenden Beweis unbeirrbarer Solidarität ohne irgend einen Erfolg und ohne Schutz gegen Maßregelungen zur Arbeit zurückkehren sollte. In Lancashire waren mehr als 95 Prozent aller aufgerufnen Arbeiter in Streik getreten, und bis zum letzten Tage war nicht die geringste Abbröckelung zu verzeichnen. Jetzt sahen sich die zurückkehrenden Arbeiter den Maßregelungen der Unternehmer ausgesetzt, ohne auf irgend eine ausreichende Unterstützung von seiten ihrer eignen Gewerkschaftsbeamten rechnen zu können. Seit jener Zeit haben die Führer des Generalrates alle Sympathien in Lancashire verscherzt. „Wir wollen Leuten wie Thomas und Philipp Snowden nicht raten, sich hier sehen zu lassen."

Schließlich darf bei der Beurteilung des „Generalstreiks" nicht vergessen werden, daß der Streik im Mai 1926 kaum mit Recht diesen Namen verdient. In Lancashire sind die Arbeiter in den Baumwollspinnereien und -webereien nicht auf der Straße gewesen, und die Schlosser und Maschinenbauer erhielten die Weisung, die Betriebe zu verlassen, an demselben Tage, wo der Generalrat anordnete, daß man in die Betriebe zurückkehren sollte.

2.

Der Abbruch des Generalstreiks bedeutete keineswegs das Ende jener Solidarität, die das Proletariat Englands den Bergarbeitern eben durch jenen Streik bewiesen hat. Die Miners' Federation selbst hat während dieser Zeit erhebliche Beträge an ihre Mitglieder gezahlt. Als typisch dafür können die Zahlungen gelten, die die Miners' Association in Tyldesley geleistet hat, einem Orte mit etwa 10 000 Bergarbeitern, von denen etwas mehr als 50 Prozent organisiert sind. Hier sind mehr als £ 50 000 während der dreißig Wochen der Aussperrung ausgezahlt worden. Addiert man die Beträge, die das einzelne Mitglied in dieser Zeit erhalten hat, so gelangt man zu folgenden Durchschnittszahlen:

Vollmitglieder ohne Kinder	£ 8	sh 10
„ mit 1 Kind	£ 9	sh 7
„ „ 2 Kindern	£ 10	sh 4
„ „ 4 „	£ 11	sh 18
„ „ 6 „	£ 13	sh 12
„ „ 8 „	£ 15	sh 6

Wie gering die Summe ist, die dabei auf den Einzelnen entfällt, mag daraus ersehen werden, daß eine dreiköpfige Arbeiterfamilie, um sich auch nur einigermaßen bei Kräften zu erhalten, mindestens £ 3 wöchentlich verbraucht. Und doch hat die große Zahl von Mitgliedern zur Folge, daß die Gesamtsumme allein für diesen einen Ort 1 Million Mark übersteigt.

Nach einigen Monaten nahm das Elend solchen Umfang an, daß längrer Widerstand gegen die Bedingungen der Bergherren unmöglich war. Zuerst borgte man beim Händler, wenn man Brot und Margarine einkaufte; dann mußte der Händler die Kredite sperren, weil er gegenüber seinen Lieferanten selbst in Schulden geraten war. Dann blieb man die Miete schuldig, und nur der Eingriff der Behörden konnte verhindern, daß die Verschuldeten einfach auf die Straße geworfen wurden. Selbstverständlich konnten keine neuen Kleider angeschafft werden. So bieten die Bewohner dieser Städte im Kohlengebiet dem Besucher den Anblick hoffnungsloser Verelendung. Verhungert und in Lumpen gekleidet, drängen sie sich um die Verkaufstände am Markt, um ihr bißchen Gemüse der minderwertigsten Qualität, Brot und Blaubandmargarine zusammenzukaufen. Schulden in der Höhe von £ 50 sind für eine dreiköpfige Familie die Regel. Wer sich dazu zwingt, eine Zeitlang unter diesen Menschen zu leben und ihr Los mit ihnen zu teilen, weiß, daß es für den Arbeiter auf dem Kontinent, der durch Verweigerung der Solidarität zum Elend seiner englischen Genossen beigetragen hat, keine Entschuldigung gibt.

Im großen Ganzen sind es drei Gründe, die für die Niederlage der Bergarbeiter in Betracht kommen:

Die Aushungerung nach 30 Wochen Aussperrung;
die fehlende Solidarität der Transportarbeiter und der ausländischen Kohlenarbeiter;
die Uneinigkeit in den eignen Reihen.

Bei alledem haben die Bergarbeiter keineswegs den Mut verloren. Fast überall kann man hören, daß man nur einer kurzen Zeit der Erholung und Neuordnung bedürfe, um den Kampf wieder aufzunehmen. Schon haben die Bergherren eine Lohnkürzung von 10 bis 20 Prozent für den 20. Juni 1927 angekündigt, und schon trifft man Vorbereitungen, um dieser unverschämten Forderung entgegenzutreten.

3.

In Lancashire wurde die Arbeit wieder aufgenommen mit einer achtstündigen Arbeitsschicht (gegenüber siebenstündiger vor der Aussperrung) und der Beibehaltung der frühern Löhne. Arbeiter im Stundenlohn erhalten 9 s 6 d pro Schicht, Hauer 3 s 5 d pro Tonne und eine Zulage von 10½ d pro Tonne für ungünstige Arbeitsplätze. Denn in Lancashire liegt die meiste

Kohle so dünn und unter so großem Winkel, daß viel Zeit mit Schlagen wertlosen Gesteins verloren geht. So beträgt die durchschnittliche Förderung nur 5 Tonnen pro Hauer, dagegen 8 pro Hauer in Yorkshire. Überdies sind die Bergwerke in Lancashire nicht sehr groß (Durchschnittsbelegschaft 600 Mann) und zum Teil nahezu erschöpft. Fast nirgendwo findet sich Maschinerie wie mechanische „coal-cutter" und „conveyers" in nennenswertem Umfange. Dies alles macht die Lancashirekohlenindustrie besonders kostspielig. Während der Aussperrung haben alle Werke und Unternehmungen, die Kohlen brauchen, langfristige Verträge mit ausländischen Kohlenlieferanten abschließen müssen. In Lancashire laufen diese Verträge meist bis Anfang April. Dies hat zur Folge, daß auf keiner Zeche jetzt 6 Tage in der Woche gearbeitet wird. Im Durchschnitt werden 4 Schichten in der Woche gefahren, in großen Zechen 4 Doppelschichten. In manchen Fällen wird aber nicht einmal diese Arbeitszeit erreicht. Vor allen Dingen bleiben die Bestellungen aus, da die Verbraucher sich an die Verträge halten müssen. Häufig sind aber auch nicht genügend Wagen zum Abtransport der Kohlen vorhanden, und dies wird von der Gesellschaft zum Vorwand genommen, eine Schicht ausfallen zu lassen.

Die Kurzarbeit hat zur Folge, daß der Bergarbeiter hier im Durchschnitt nicht viel über £ 4 Wochenlohn mit nach Hause bringt. Bei der Länge der Wege, die man in den alten Bergwerken zurücklegen muß, um zur Arbeitsstelle zu gelangen (in manchen bis zu einer Stunde), bei der Unzulänglichkeit der Wege vom Schacht bis dorthin, erreichen viele Hauer die Durchschnittsmenge von 5 Tonnen nicht. Andre, die an günstigen Stellen in der Nähe des Schachts arbeiten, kommen dagegen nicht selten weit über diesen Durchschnitt hinaus. Vor Beginn der Arbeit eine Stunde auf schlechten Wegen unter der Erde wandern zu müssen (mehr als die Hälfte der Zeit mit gekrümmten Rücken) macht den Arbeiter müde, bevor er zu arbeiten beginnt. Bei dem Lohn, den er schließlich ausgezahlt bekommt, besteht wenig Aussicht, die Schulden abzuzahlen, gar nicht zu reden von Neuanschaffungen oder gar Ausgaben für die Erziehung der Kinder. Nichts ist jetzt nötiger, als das Hilfswerk für die Frauen und Kinder der Bergarbeiter fortzusetzen. Dies besonders wegen der großen Zahl der Arbeitslosen, die nicht mehr als 18 s die Woche als Arbeitslosenunterstützung erhalten, dazu 5 s für die Frau und 3 s für jedes Kind.

4.

Die Führer der Miners' Federation of Great Britain sind bis zum letzten Augenblick für Unnachgiebigkeit auf Seiten der Arbeiter eingetreten. „No penny off, no minute on" war Cooks Losung. Hunderte von örtlichen Führern haben sie den Massen immer von Neuem eingehämmert. Nach der Niederlage haben sie sich sofort daran gemacht, die Gewerkschaft wiederaufzubauen, ihr eine festere Grundlage zu geben und ihre Kassen wieder zu füllen. Cook hat zwei neue Parolen ausgegeben: „One union — one card" und „One penny a day will keep the boss at bay".

Was bedeutet diese Parole: „One union — one card"? Die Gewerkschaften Englands sind in eine große Zahl kleiner Einzelorganisationen zersplittert, sodaß ihre Stoßkraft bedeutend geschwächt ist. Dieser Tage fand in London eine Konferenz von nicht weniger als 15 Gewerkschaften statt, deren Mitglieder dem Baugewerbe angehören. Im Kohlenbergbau kommen vier Gewerkschaften in Betracht: weder die Maschinisten noch die Heizer noch die „winders" (die die Förderkörbe in den Schächten bedienen), sind in der Miners' Federation organisiert, jede von diesen Gruppen hat ihre eigne Gewerkschaft. Cook verlangt nun im Sinne der Industrieverbände den Zusammenschluß dieser vier zu einem einzigen Verband, und er dehnt die Forderung der Industrieverbände auf alle Trade Unions aus. Es ist kein Zweifel, daß sich diese Idee trotz gewisser Schwierigkeiten durchsetzen wird; denn die Massen und viele einflußreiche Führer stimmen ihr zu.

Cook hat nach wie vor das Vertrauen aller Bergleute im Distrikt. Es ist nur natürlich, daß im Zusammenhang damit die Kommunistische Partei hier bedeutend an Mitgliedern gewonnen hat. Namentlich unter den Arbeitern, die vorher nicht politisch organisiert waren, wenngleich sie der Gewerkschaft angehörten. Dieses Anwachsen der Kommunistischen Partei hat, wie es nicht anders zu erwarten war, die Independant Labour Party auf den Plan gerufen. So sehen wir hier, wie überall in den westeuropäischen Ländern, den unseligen Bruderkampf in den eignen Reihen entbrennen, einen Kampf, bei dem nur die Unternehmer und die reaktionäre Regierung etwas zu gewinnen haben.

Worauf hoffen Die, die Cook folgen? Als Endziel des Kampfes im Bergbau verspricht er die Nationalisierung der Bergwerke. Darüber hinaus will er die Arbeiter zum Endziel des Sozialismus führen durch Schaffung einer wirklichen politischen Partei der arbeitenden Klassen. Wird die Kommunistische Partei diese Aufgabe erfüllen können? In seiner letzten Broschüre, in der er in sehr geschickter Weise mit den sozialdemokratischen Führern der Arbeiterpartei abrechnet, sagt er von der künftigen Organisation des britischen Proletariats zweierlei: Sie wird unter der Kontrolle der Massen stehen, und sie wird sich „die Art von Führern wählen, die am besten geeignet sind, sie zu führen, weil sie sich als Dienende und nicht als Herren ansehen". Heißt dies nicht der Masse schmeicheln? Cook weiß es selbst — und der Beobachter findet es überall —, daß die Massen nicht immer Die zum Führer wählen, die am besten dazu geeignet sind. Wie will er die beiden Forderungen, die er an seine Organisation stellt, miteinander vereinbaren? (A. J. Cook, Is it Peace? Workers' Publications Ltd. 1926.)

Was aber dürfen wir erwarten, wenn sich die Hoffnung der Arbeiter auf ihre jetzigen Führer nicht erfüllt? Die Independant Labour Party hat längst aufgehört, ein Stoßtrupp in der Arbeiterbewegung zu sein, vielleicht nicht zum Wenigsten wegen des unheimlich zunehmenden katholischen Einflusses in ihren Reihen. Wohin wird England treiben —?

Vom Schlachtfeld der Justiz

Wie die Angehörigen politischer Gefangener leben

Kl. Karpowen, d. 22. 1. 27.

Mein werter Herr K.!

Am Sonntag, d. 16. bin ich bei Ihren Eltern gewesen. Ich weiß nicht, ob es gut ist, Ihnen alles zu berichten. Ich kann so wenig helfen, hauptsächlich Ihrer armen Mutter. Habe sie in einem Zustande gefunden, der nicht zu beschreiben ist. Als ich hinkam, hatte Ihr Vater Getreide gereinigt, um wieder zu verkaufen und Geld zu bekommen. Ihre alte Mutter lag im kalten Raum zusammengekrümmt in Lumpen. Sie faßte mich um den Hals, wollte mich nicht mehr loslassen, hat soviel geschrien und geweint, auch nach ihrem Sohn. Das Wenige, was ich tun konnte, habe ich getan, wenigstens sie herausgenommen, holte frisches Stroh und Betten, die ja noch vorhanden sind, habe sie warm eingebettet, da hat sie nur immer geweint. Fremde kommen ihr helfen und von den Verwandten erbarmt sich keiner. Was ich zu essen mitgenommen, hat sie gierig verschlungen, da habe ich gesehen, daß sie auch so hungern muß. Sie können sich ja, mein werter Herr K., denken, daß der Vater nichts zu kochen versteht. Die Milch aus der Kuh, das ist alles. Beim Nachhausefahren hat sie nur immer gesagt, auf Wiedersehen, aber ich glaube, ich werde sie nicht mehr wiedersehen. Möchte der gute Gott sie sanft erlösen und ihrem Elend entreißen. Ihr Vater freut sich, daß Sie geschrieben haben. Bitte, schreiben Sie doch bald, bald wieder, vielleicht, daß die Mutter sich dann noch freuen kann.

Bei meiner Einfahrt sprach ich schon beim Gemeindevorsteher W. vor, bei der Rückfahrt wieder. Der Herr, welcher mich hinfuhr, sagte auch zu W., daß seine Schweine besser gebettet liegen, als die arme kranke Frau. Ob sich denn keiner erbarmen will. W. versprach mir, den Antrag Ihres Vaters wegen Begnadigung zu beglaubigen. Aber immer muß es der Vater sein, der um Ihre Freilassung unter diesen Notzuständen den Antrag stellt, er meint aber, es wird nicht genügen, denn es kommt wieder zu Händen des Gutsbesitzers und Amtsvorstehers M. Selbiger ist auf mein Schreiben bei Ihren Eltern nicht gewesen Wenn er es nicht dem Landratsamte weitergegeben hat, ist es in den Papierkorb gewandert.

Schreiben Sie an den Herrn Landrat, Herr K. Der Vater ist mit Gr. dagewesen, konnte aber den Landrat nicht sprechen. Schreiben Sie nochmals an Gr., er soll zu Ihrem Vater hin, daß er ihn zu einem schriftlichen Antrag bewegen tut. Sollte Ihre Mutter die Augen schließen, verkauft der Vater, denn was soll er machen.

Für heute leben Sie wohl. Es grüßt Sie

Frau Ida T.

Strafanstalt Insterburg, den 2. Mai 1926.

... Meine Frau befindet sich schon den Winter über in ärztlicher Behandlung und, da sie auch diesen Sommer niemanden bei den drei Kindern hat, so ist es ihr wohl nicht möglich, diesen Sommer auf der Ziegelei zu arbeiten. Da sie nun mal auf die Unterstützung allein angewiesen ist, so wird es ihr schwer fallen, alles zu bestreiten, zumal meine Frau einen Teil des Geldes zur ärztlichen Behandlung für die Kinder anwenden muß. Denn die sind mehr krank als gesund, nämlich 1924 waren beide ältesten im Lazarett und 1925 alle 3, einer

operiert am Bruch, der andere am Kehlkopf, lungenkrank usw. Augenblicklich befinden sich beide Ältesten in Thüringen im Erholungsheim von der ... aus. Mit dem Jungen war's Zeit. Trotz seiner 6 Jahre hat die Frau ihn tragen müssen, wenn sie mich besuchen kam, so schwach war er. Der Arzt, der meine Familie behandelt hat, hatte 20 Bestrahlungen für den Jungen bei der Kasse befürwortet und meinte, das wäre die einzige Rettung für ihn, aber leider bewilligte die Krankenkasse nur 2 Bestrahlungen. Von der Behörde wird überhaupt keine Notiz davon genommen, als die Frau betreffs der Bestrahlungen vorstellig war. Die Herren Ärzte vom Wohlfahrtsamt sagten zur Frau, sie solle man den Jungen ausziehen und in die Sonne stellen, trotzdem es doch Winter war. Sie, Herr Rechtsanwalt, können sich ja nun davon ein Bild machen, wie es solch einer Frau zumute ist. Für ein Proletenkind hat diese Gesellschaft nichts übrig. Nun bitte ich Sie höflichst, falls Sie und der Verein hier Abhilfe schaffen können, es zu tun. Genosse M. hat mir geschrieben, daß es den Kindern dort gut geht und daß sie auf ihre Gesundheit untersucht werden. Ob aber der Junge speziell auf sein Leiden behandelt wird, davon kann ich Sie nicht unterrichten, denn ich weiß nicht, ob meine Frau M. mitgeteilt hat, was dem Jungen fehlt. Es wäre mir lieb, wenn Sie sich mit meiner Frau in Verbindung setzen würden, um Genaueres zu erfahren. Denn mir gegenüber hält die Frau mit allem zurück, aber man weiß ja doch, wie's geht. Indem ich Sie nochmals um Fürsprache bitte, schließe ich

Hochachtungsvoll

gez. Willy G.

Ludwigshafen, 22. November 1926.

Bestätige dankend den Empfang von 50 M. Ich kann sie gerade dringend gebrauchen, erstens will ich zu Weihnachten, da es zulässig ist, meinen unglücklichen 2 Kindern jedem 1 Weihnachtspaket zukommen lassen, außerdem muß ich dringend eine Reise nach Berlin unternehmen, um persönlich bei gewissen Stellen vorzusprechen, betreffs einer Wiederaufnahme, da erwiesen ist, daß meine Kinder unschuldig zu diesen hohen Zuchthausstrafen verurteilt worden sind, das vierte Jahr geht bereits zu Ende und meine Qual und die meiner Kinder, die wir bis jetzt ausgestanden haben, sind himmelschreiend und nicht zu schildern ... ich will hoffen zum lieben Herrgott, daß ich mich dem Verein erkenntlich zeigen kann und das Geld doppelt und dreifach zurückerstatten werde ...

Frau Jetty B.

Insterburg, den 8. 7. 26.

... Nun will ich Sie, geehrte Frau, bitten, mir eine Unterstützung zu gewähren. Seitdem mein Mann in Haft ist, bin ich krank. Habe dem Brief eine Bescheinigung beigelegt, was ich für eine Krankheit habe ... Da ich keine Kinder habe, erhalte ich auch von nirgends eine Unterstützung. Bin nur auf die ... angewiesen. Ich erhalte von dort 30 M. Davon geht die Hälfte für Miete ab. Die andere muß zum Leben, Kleiden und Brennwerk reichen ... Wie ich das Hungerleben so 10 Jahre aushalten soll, das weiß ich selber nicht. Trotzdem bin ich dankbar, daß ich doch wenigstens etwas erhalte. Habe trotz meiner Krankheit bis vor kurzem noch immer eine Aufwartestelle gehabt. Sie konnten mich nicht mehr behalten. Von da ab fing erst so richtig mein Hungerleben an. Bin abgemagert zum

Skelett. Und wenn ich meinen Mann besuchen geh, stehen ihm die Tränen in den Augen, daß er mich nicht helfen kann. Mein Mann ist von frühester Jugend Waise und mußte sich von klein auf bei fremden Menschen rumquälen. Deshalb ist ihm das Schreiben versagt. Lesen kann er. Mein Mann hat mir schon öfters gesagt, ich solle mich an den Hilfsverein wenden. Kriege es aber jetzt erst fertig, da die Not aus allen Ecken kuckt, mich mit der großen Bitte um Unterstützung an Sie zu wenden. Es ist schwer zu bitten, wenn man arm ist ....

Frau Johanne B.

*

Wir haben diese Briefe wiedergegeben, so wie sie an uns gelangt sind: ohne stilistische Verschönerung, ohne orthographische Korrekturen. Die Mängel fallen nicht auf die Schreiber zurück, sondern auf unser Schulwesen, das bekanntlich seit Jahrzehnten in der Welt voran ist.

Nicht der Justizkritiker hat hier zu sprechen, denn hier ist das Richtwerk lange vollendet: nur seine sozialen Konsequenzen werden sichtbar. Die schwere Artillerie der Paragraphen hat ihr Werk getan. Die roten Feinde des Ordnungsstaates liegen niedergetrommelt am Boden, und in den Quartieren des Elends wimmern verlassne Weiber und Kinder.

Die hier veröffentlichten Briefe stammen aus dem Arbeitskreis des Hilfsvereins für Frauen und Kinder politischer Gefangener. Er ist keine politische Organisation. Der Hilfsverein würde seine charitative Mission auch auf die Opfer der andern Seite ausdehnen, wenn es welche gäbe — aber die über tausend politischen Gefangenen in Deutschland gehören ausschließlich der revolutionären Arbeiterschaft an. Während die Rechtsradikalen frei herumlaufen, büßen sozialistische Proletarier den Impuls eines rebellischen Moments mit sieben, zehn, fünfzehn Jahren Zuchthaus, und die Familien, des Ernährers beraubt, kämpfen mit der krallenden Not. Niemand unterstützt sie, denn da, wo es sich um die Waisen der namenlosen Soldaten der sozialen Revolution handelt, hört die milde Hand des Wohlfahrtsstaates auf. Der Hunger vollendet, was der Richter begann.

Wer dazu beitragen will, wenigstens dem furchtbarsten Elend zu steuern, vergesse nicht das Postscheckkonto des Hilfsvereins für Frauen und Kinder politischer Gefangener, Berlin 165 71.

Und wer dazu beitragen will, die Opfer aus den Klauen ihrer objektiven Richter zu befreien, der kämpfe für ihre Absetzbarkeit und gegen die Klassen-Justiz.

S. J.

Man kann sich für sechzigtausend Mark, gestohlene oder erworbene, nichts kaufen, was man nicht bereits hätte; und wer glaubt, daß ein Bergwerk, ein Hafen, ein Landstrich, eine gewaltsame Verrückung willkürlich bestimmter Grenzen das dampfende Blut von Millionen Menschen wert ist — nun, der ersäuft darin.

1919.

In Uniform von Ignaz Wrobel

Der alte Herr in der Wilhelm-Straße, der die deutsche Republik nach außen zu repräsentieren hat, zeichnet des öftern Veranstaltungen durch seine Anwesenheit aus, die sich durch seine Anwesenheit ausgezeichnet fühlen. Dafür sind Präsidenten da, in Frankreich ist das nicht anders. Butterweich glänzt das Gesicht Doumergues gleich freundlich über Automobil-Ausstellungen, Lyzeums-Eröffnungen, Kanal-Durchbrechungen, Krankenhaus-Grundsteinlegungen und was man so hat. Unsrer bevorzugt, das darf man wohl sagen, im allgemeinen Zusammenkünfte, die eines gewissen militärischen Charakters nicht entbehren. Max Reinhardt, ders aushalten kann, feiert das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Arbeit: nichts rührt sich. Ein Schießplatz wird eingeschossen, ein Truppenübungsplatz wird zum ersten Mal ausprobiert, eine Anstalt zur Erlangung von Offiziersfertigkeiten wird eingeweiht —: in solchen Fällen hat der Präsident der Deutschen Republik Zeit, dabei zu sein. Wie macht er das —?

In den letzten Tagen hatten wir hier in Berlin ein Reitturnier, und neben den markanten Reiterfiguren guter Aristokratie ergoß sich ein merkwürdiges Gemisch von Provinz-Pferdehändlern, alten Offizieren, Jockeys und kleinern Gutsbesitzern über die Stadt. Nun hebt sich ja in Deutschland kein Pferdebein und kein Fußballstiefel, ohne daß dabei nicht brausend betont werde, solches Tun sei gut, um späterhin Menschen für Petroleum abzuschlachten; denn andres bedeutet die Phrase von der „Ertüchtigung der Jugend" nicht. Wir sind wohl das einzige Volk, das es fertig bekommt, noch am Barren aggressiv zu sein. Gut.

Hindenburg erscheint auf diesem Turnier; das Publikum erhebt sich wie ein gedienter Mann, Kommentare und Zeitungsaufsätze lassen keinen Zweifel, wer hier begrüßt wird. Der Präsident der Deutschen Republik? Die nennt sich ja nicht einmal in ihrer Verfassung beim richtigen Namen. Also wer sonst —? Begrüßt wird der kaiserliche Generalfeldmarschall.

Als solcher ist der Präsident auch zu diesen Gelegenheiten gekleidet.

Ich weiß, daß Hindenburg formal völlig im Recht ist. Er hat das „Recht zum Tragen der Uniform", und es ist ja dieser „Revolution" genannten deutschen Volkssehnsucht, Weihnachten 1918 wieder bei Muttern zu feiern, vorbehalten gewesen, einen staatsrechtlichen Umschwung mit „wohlerworbenen Rechten" einzuleiten. Dazu gehört auch die Duldung jener Provokation, Uniformen eines Regimes zu tragen, das in Wahrheit niemals gestürzt wurde. Soweit wäre alles in Ordnung.

Über Takt läßt sich allerdings nicht streiten. Haben die alten Kriegskameraden, die beim alten Herrn unangemeldet vorgelassen werden, hat der Major v. Hindenburg noch keine Gelegenheit gehabt, seinem Papa mitzuteilen, wie es im deutschen Volk wirklich aussieht —? Daß hinter den verhältnismäßig kleinen Zeitungen der KPD eine riesige graue Millionenmasse steht? Daß die Größe der demokratischen Blätter die

Machtlosigkeit der Demokratie nur notdürftig verhüllt? Daß es Millionen von Deutschen gibt, die die Uniform der alten kaiserlichen Armee verabscheuen, was ihr ebenso gutes Recht ist wie das der alten Offiziere, mit dieser Uniform zu paradieren, wenn es ungefährlich ist? Weiß der alte Herr in der Wilhelm-Straße das nicht? Dann muß es ihm gesagt werden.

Am Abend des Tages, als Herr Wels die Mitglieder des Reichsbanners mit viel Männerbrust und wenig Courage an den zweiten Todestag Fritz Eberts erinnerte, an diesem Tage, an dem eine ehrlich gemeinte Gedenkfeier für den ersten Präsidenten stattfand, ließ sich Herr Hindenburg von einem ehrfürchtig grüßenden Spalier im abgesperrten „Rheingold" begrüßen. Da tagten die geschlagnen Generalstabsoffiziere einer rechtens besiegten Armee, jener Armee, die in verbrecherischem Leichtsinn Fehler auf Fehler gehäuft und, zu feige, sie einzugestehn, Andern die Verantwortung an ihrer Niederlage aufgebürdet hatte. Es war der Direktion des „Rheingold" gelungen, Herrn Mackensen (geschlagen in Rumänien), Wilhelm III. (geschlagen in Frankreich) und viele andre bekannte Militärstars für die Mitwirkung an diesem „Schlieffen-Tag" zu gewinnen. Daß der General Heye von der Reichswehr bei einem Essen nicht fehlte, wo des Obersten Kriegsherrn gedacht wurde, braucht nicht betont zu werden.

Hier also nahm der Präsident der Deutschen Republik teil — natürlich nicht in seiner Eigenschaft als..., sondern in seiner Eigenschaft als..., ich kann das nicht so genau unterscheiden.

Überlegen lächelnd sehens die parlamentarischen Republikaner. Laßt doch dem alten Herrn seine Freude! sagen sie. Und: eine Uniform ist ja nur ein Symbol. Und: wir haben größre Sorgen. Doch, die haben sie.

Wenn man das Niveau der Reichstagsberatungen eines Parlaments betrachtet, das sich in braver Selbsterkenntnis weigert, auch nur das Plenum dem Rundfunk anzuschließen, so überkommt einen der Menschheit ganzer Jammer. Das Listenwahlsystem hat uns grade noch gefehlt: nun sind auch diese Volksboten Beamte geworden, die es bleiben, weil sies einmal waren, und wenn nicht ihre aufopfernde Arbeit im Dienst einer Geselligkeit wäre, die sich mit einem Reichstagsabgeordneten schmückt wie mit einem Tafelaufsatz: wozu wären sie wohl da? Früher stellte man etwa die silberne Nachbildung der Brüste Marie Antoinettens auf die Tafel, und ich muß ja sagen, daß ich dergleichen als Tafelaufsatz dem Kopf Rudolf Hilferdings bei weitem vorziehe... Aber irgend eine sittliche Sendung muß der Mensch haben.

Hätten die Parlamentarier wirklich Eine und verkehrten sie nicht unter mißbräuchlicher Benutzung des Satzes, daß der Abgeordnete keine gebundnen Aufträge annehmen dürfe, ihre Aufgabe in das Gegenteil, sodaß also jede Beeinflussung der Abgeordneten durch ihre Wähler wie die Störung eines Berufes erschiene, der ja grade auf dieser ständigen Beeinflussung basiert, wäre das Alles wahrhaft demokratisch —: sie griffen ein. Sie bleiben sitzen.

Wer schützt uns —? Welche Wirkung hat diese Zurechtweisung einer falsch verstandenen Ehre, die sich mit der Gesinnung von Millionen Deutscher nicht verträgt?

Über dem roten Heft der ‚Weltbühne' sitzen, aufmerksam lesend, zwei Staatsanwälte und vier Oberregierungsräte, Angehörige eines Clans, der faucht, wenn man an seine Symbole auch nur tastet, und der die unsern zerstampft, in den Dreck tritt, wo er nur kann, verbietet, konfisziert, die Träger einsperrt... Eins meiner Exemplare wird mit Buntstiften zerarbeitet und durchpflügt, mit Randbemerkungen versehn; ich weiß, wofür wir unsre Steuern zahlen. Das abstellen, was wir rügen? Auf den Präsidenten in taktvoller Form, wie sich das dem Alter gegenüber gehört, einwirken? Ihm leise beibringen, daß er durch sein Auftreten das Empfinden von Millionen deutscher Volksgenossen verletzt, von Männern, die genau so gut wie er das Recht haben, als gute Deutsche angesprochen zu werden? Das sinnt auf nichts als darauf, wie „man dem Wrobel da irgendwie beikommen kann", ich höre ordentlich die juristischen Konstruktionen, und wofür gäbe es keine!

Wer schützt uns —?

Wir sind zur Zeit fast wehrlos einem Beamtentum ausgeliefert, das, unter der Maske der Justiz, seine Verwaltungsmaßnahmen durchführt, und was für welche! Da haben sie damals, als ihnen wieder einmal ein Minister von ihren stets geschonten Todfeinden niedergeknallt wurde, ein Republikschutzgesetz erlassen, daß das Äußerste darstellte und das dem Satz ins Gesicht schlug, daß Keiner seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe. Ausnahmegericht? Meinethalben. Aber sich das Ausnahmegericht nun auch noch aus der Hand winden lassen, seine alten Feinde da hineinzusetzen und sich plötzlich auf der andern Seite der Schranke wiederzufinden: nämlich als Angeklagter —: man muß deutscher Republikaner sein, um dann noch den Mut zu haben, den Leuten Gedenkreden ins Gesicht zu schmettern, bei denen grade noch das polizeiliche Strafmandat wegen öffentlicher Ruhestörung wegbleibt. Ein Opernchor mit Holzschwertern.

Wer schützt uns —? Schützen wir uns selber —? Die Besten der Kommunisten im Zuchthaus oder erschlagen, die Masse fast führerlos; die Führer der gemäßigten Linksparteien ohne Initiative, ohne Murr in den Knochen, ohne das leiseste Gefühl für Schwung, mit Bier in den Adern — so dösen sie dahin und erben sich, wie ihre Gesetze und ihre Unrechte, als eine ewige Krankheit fort.

Über Arbeitslosen aber, die nichts zu fressen haben und unschlüssig auf den großen Kladderadatsch und die kleine Unterstützung warten, über sozialistischen Hornbrillen und Privatdozenten der Politik, die nicht verfehlen, in den ärgsten Stürmen des Klassenkampfes noch den Titel „württembergischer Gesandter a. D." hinter ihren Namen zu setzen; über Parteisekretären und Fachbonzen, die nur deshalb nicht mit dem Kopf durch die Wand laufen, weil sie keinen haben: über Denen thront markig, wie sein eignes Denkmal anzuschaun, der Königlich Preußische Generalfeldmarschall dieser Republik. In Uniform.

Liebesgassen in Tunis von Erwin Rieger

Tunis, im Februar 1927

Schon in Marseille wird das Unerhörte Ereignis. Nicht auf die „Geschlossenen Häuser" freilich bezieht sich dieses Wort, nicht auf „Chez Marianne", „Chez Madame Christine", „Chez Louisette". Ähnliches wie diese „Salons" mit dem „Cinéma cochon" (der Ausdruck stammt von Monsieur Dédé, einem jungen Prostituierten der Rue Bouterie) kann man in allen französischen Hafenstädten sehn, in der Rue de la Galéone in Le Havre, in Brest, selbst in Rouen oder in Nantes. Aber keineswegs gibt es dort diese Bars, in denen alte, geschminkte Vetteln haufenweis sitzen, am hellen Tag mitten auf der Straße über dich herfallen, dir den Hut vom Kopf reißen und ihn dir erst in einem dunklen Gang wiedergeben.

Und vor allem: Die elenden, die armseligen, die entsetzlichen kleinen Läden, in denen sich die Weiber einzeln dem Vorübergehenden anbieten! In meiner Jugend, am Spittelberg in Wien, haben mich die Damen mit den Puppengesichtern seltsam fasziniert, die im Hemd an allen Fenstern saßen und standen und die Männer anlockten, indem sie mit dem Finger an die Scheiben tippten. Die oesterreichische Republik hat inzwischen diese Prostituierten, bis auf einige wenige Veteraninnen, im wahrsten Sinn des Wortes auf die Straße getrieben. In Marseille jedoch tut man von der Gasse aus einen Blick bis in das Interieur dieser Läden. Gibt es Arbeit, so wird der Laden geschlossen, wie wenn der Obsthändler oder der Flickschuster Feierabend macht. An der Außenseite der Tür erscheinen dann obszöne Aufschriften und Zeichnungen, natürlich mit sinnreichem Bezug auf die hier ansässige Wohnpartei. „Clotilde est sous presse", grinst der Zuhälter an der nächsten Straßenecke.

*

Auch Tunis besitzt europäisch eingerichtete Bordelle: „Au Palmier", „Cythéria", „A la Grande Maison", „Le Chabanais". (Ein wahrhaft weltberühmter Pariser Name!) Sie liegen einträchtig nebeneinander, in der Rue El-Mektar, knapp am Eingang in die Araberstadt. Doch vermißt man hier die freundlichen alten Weiblein, die, wie etwa in Le Havre oder in Marseille, auf einem Stuhl vor dem Eingang hocken und die Güte der bloß im Innern zur Schau gestellten Ware anpreisen. Vielmehr gleichen diese Häuser Festungen, die sich gegen braune und schwarze Schmach zu verteidigen wissen. Trägst du aber statt der landesüblichen Scheschia einen Hut auf dem Kopfe und lüstets dich nach den Wonnen solchen Paradieses, so drückst du auf einen elektrischen Taster, ein vergittertes Guckloch in der Tür springt auf, und der arabische Hausknecht läßt dich ein, falls er dich für zureichend nüchtern und abendlän-

disch befindet. Drinnen im Salon spielt ein kleines Orchester. Ein paar Franzosen und Italiener tanzen und trinken mit den Damen, und es geht dabei in Wort und Tat ungefähr so gesittet zu wie auf französischen Hausbällen des Jahres 1927, selbst in sehr provinziellen Städten.

Beim Platz Bab Carthajna jedoch, in der Rue des Oies, harren wie am Alten Hafen in Marseille Europäerinnen vor ihren Behausungen der Kunden. Sie sind wahllos wie ihre Kolleginnen jenseits des Meeres, nur etwas bescheidner, um eine Nuance weniger aufdringlich und gemein, doch genau so elend und armselig. Diese Gasse ist Sonntag nachmittags das Wallfahrtsziel aller senegalesischen Tirailleure. Sie stellen sich vor den Türen an und warten rauchend, bis Jeder von ihnen an der Reihe ist. Auch die Jüdinnen und Algerianerinnen der Rue El-Maroukh mit dem pompösen Silberschmuck an den Ohren, Handgelenken und Knöcheln machen keinen Unterschied zwischen Schwarz und Weiß, sitzen, eine Zigarette im Mund, mit untergeschlagnen Beinen auf der Schwelle und blinzeln Jedem verheißungsvoll zu, der vorübergeht. Was aber eine echte Tuneserin ist und dies Gewerbe treibt, kennt das Gesetz der Orientalin und hält sich danach: Nur der Mann der eignen Religion, der eignen Rasse, der eignen Farbe gilt. Sich einem „Rumi", einem Europäer, verkaufen? Weiße Schmach!

*

Weiße Schmach? — Gewiß, auch das gibt es.

Schon in Paris hat mir mein Freund Kadowaki, der kleine japanische Attaché, der so sehr die Französinnen liebt, die Verlogenheit jedweder Butterfly-Romantik bis auf den Grund entlarvt: Keine Geisha, die ein wenig auf sich hält, ist für einen Weißen zu haben. Und die oft sehr schönen Araberinnen, die hier in der Rue du Persan und anderwärts allein oder in Gruppen hinter kleinen vergitterten Fenstern auf Ruhebänken oder Betten sitzen und fatalistisch einen Mann erwarten, der da kommen wird, um sie zu wählen, haben für den Europäer kein Wort, kein Lächeln, nicht einen einzigen flüchtigen Blick. Übrigens geht hier alles sehr sittsam, sehr gedämpft, beinahe prüde zu. Mit der Kapuze der Kaschabia oder des Burnus tief in der Stirn, so treten die Eingebornen wie lasterhafte Mönche an diese vergitterten Fenster. Es wird lange geflüstert, manchmal gekichert, selten nur fällt ein lautes Wort. Der Amateur geht weiter oder tritt ein. Dann schließt sich der Laden des vergitterten Fensters von innen. All dies beginnt am frühen Nachmittag und währt bis spät in die Nacht. Manchmal, zwischen vier und fünf, sitzt eine ahnungslose weißhaarige Engländerin an der Ecke vor dem kleinen arabischen Café. Sie malt natürlich ein höchst niedliches Aquarell: „Tunesisches Straßenidyll".

*

Was dem Aufenthalt, dem Leben unter Braunen und Schwarzen erst seinen Sinn gibt, ist die Erkenntnis der Nichtigkeit jeden europäisch-amerikanisierenden Dünkels. Alles ist relativ: Es kommt nur auf die Perspektive an, aus der man das Leben betrachtet. Wenn die Angelsachsen jenseits des Kanals und des Ozeans die Schwarzen verachten, ja, wenn selbst hier in Tunis der Weiße den Mohammedaner, mindestens im bildlichen Sinne, mit Füßen tritt, so bleibt die Revanche nicht aus: Amerika und Europa winden sich in mißverstandner Niggerekstase, und es gibt hier Araber, die den Wohnraum tünchen lassen, den ein Rumi durch seine Gegenwart beschmutzte. Wieviel Irrtümer! Wieviel Vorurteile! Was gilt noch das bißchen Weiß, da wir wie gerissne Commis voyageurs die Menschen aller andern Farben seit langem mit dem mörderischsten Schund unsrer abendländischen Zivilisation beglücken?

Neger mit Kinderaugen, die unter dem afrikanischen Himmel uniformiert so lange mit Gewehren spielen, bis sie losgehen, Europäerinnen, die eine möglichst exotische Notzüchtigung ersehnen, sichs aber, wie Desdemona, weißmachen wollen, daß sie in der leiblichen Gestalt des Schwarzen bloß seine Seele lieben, und über diesem und vielem andern unsrer heutigen Welt das Mäntelchen der Moral, das jeweils genau in der Richtung des politischen Windes flattert: Was in der Tat ist da schwarze und was ist weiße Schmach?

Bei der Lektüre eines Buches über Siam

von J. L. Wetcheek

Der siamesische Kampffisch, den man Plakka nennt,
ist ohne Farbe, ohne Spezialität, ohne Intensität in jeder Lebens- [phase.
Von seinem Nachbar durch eine Wand aus Pappe getrennt,
ruht er unansehnlich in seinem Wasserglase.

Aber entfernt man die Pappwand, sodaß sich die Fische erblicken,
so zittern sie, vibrieren, leuchten in strahlenden Revue-Farben,
emailblau die Flossen, jadegrün die Stacheln, die sie zücken,
lackrot der ganze Körper, sprühend wie Lichtreklamegarben.

Wirft man sie in das gleiche Gefäß, zerreißen sie sich und töten und [fressen einander.
Doch steckt man zwischen die Kämpfenden die trennende Pappwand [hin,
sind sie sofort beruhigt und vergessen einander
und werden still, farblos, belanglos, unintensiv wie zu Beginn.

Mir hat einmal Mister G. Eathorn einen schadhaften Petroleumkübel
für einen neuen Benzinbehälter angedreht.
Ich nahm es nicht Mister Eathorn, sondern nur mir übel;
denn für solche Geschäfte war meine Jahreszeit schon reichlich spät.

Seh ich jetzt Mister Eathorn, sag ich „Hallo, alter Junge!" und hecke
still weiter an meinen Plänen, man sieht mich weder jadegrün noch [lackrot strahlen.
Aber ob einer noch soviel Pappwand zwischen mich und Mister [Eathorn stecke,
ich vergesse schwerlich. Und einmal wird Mister Eathorn zahlen.

Deutsch von Lion Feuchtwanger

Zur Krise der Volksbühne von Arthur Holitscher

Ihrer Aufforderung, mich zum augenblicklich recht heftig entbrannten Kampf um die Volksbühne zu äußern, folge ich mit einer gewissen Befangenheit. Ich gehöre seit einigen Jahren dem künstlerischen Ausschuß der Volksbühne sowie ihrer Spielplankommission an und habe lediglich bei den Sitzungen, die die Verwaltung von Zeit zu Zeit abhält und zu denen die Mitglieder des Ausschusses Zutritt haben, Gelegenheit, mich über die geschäftlichen Angelegenheiten der Volksbühne zu informieren. Diese Seite aber der Tätigkeit der Volksbühne ist für ihre gegenwärtige Lage in erster Reihe verantwortlich zu machen.

Die Volksbühne verfügt über eine außerordentlich große und weitverzweigte Mitgliedschaft, die ihrer Tätigkeit ein sichres Fundament zu geben scheint. Diesen Aktiven steht ein ungeheurer Apparat gegenüber, dessen Ausmaß eine vorsichtige Balance gegen das unsichre, ziffernmäßig schwankende Gegengewicht der Mitgliedschaft erfordert. Bei dem Apparat der Volksbühne haben wir es mit einer ganz gewaltigen Maschine zu tun, die nur mit größter Umsicht in Gang zu halten ist. Sie ist in ihren komplizierten Aktionen nur wenigen bekannt und verständlich. Die Volksbühne als Kunstinstitut aber ist, wie ihr Name besagt, gewissermaßen Angelegenheit des gesamten Volks. Dem gesamten Volke sind die Wenigen, die der Volksbühne vorstehn, Rechenschaft schuldig.

Siegfried Jacobsohn war es ja, der die Forderung gestellt hat: Einem Theater wie einer Redaktion solle ein „gebildeter Tyrann" vorstehn. Er hat mit dieser Ansicht wohl das Wesentliche getroffen. In einem Privattheater, sogar in einem Staatstheater, das über Subventionen verfügt, zu wirtschaften, ist gewiß dankbarer, als in einem derart labilen und schwerfälligen Unternehmen, wie es die Volksbühne heute vorstellt. Man soll also mit der Kritik dieses Apparates, mit der „sittlichen Forderung", die im vorliegenden Falle eher eine politische als eine künstlerische ist, vorsichtig umgehn. Denn, wie wir es in jenen gemeinsamen Sitzungen wiederholt wahrnehmen können, steht der Rapport des geschäftsführenden Ausschusses zur Erfüllbarkeit der „sittlichen Forderung" oft in katastrophalem Gegensatz.

Bemerkt sei gleich, daß die Widerstände, die wir: innerhalb der Volksbühne eine kleine Gruppe, außerhalb der Volksbühne eine größre an die Idee der Volksbühne interessierte Gruppe deutscher Intellektueller, sowie die einige tausend Mitglieder zählende Volksbühnenjugend, zu bekämpfen unternommen haben, von einzelnen Mitgliedern der Verwaltung, der Theaterleitung und auch von einem großen Teil des künstlerischen Ausschusses herrühren, Männern, die seit Jahrzehnten den schwierigen Weg der Volksbühne mit vollem Verantwortungsgefühl, zum Teil ehrenamtlich, in einigen besondern Fällen mit einer an Heroismus grenzenden Aufopferung und Hingabe bereitet haben. Ich wills mir nicht versagen,

an dieser Stelle den Namen Georg Springer zu erwähnen, eines Mannes, der, ohne je in der Öffentlichkeit hervorzutreten, für die Volksbühne Rühmlichstes geleistet hat und noch leistet. Ich kann sagen, daß die Atmosphäre des Kampfes innerhalb der Volksbühne eine der reinsten, von den Miasmen des üblichen Theaterbetriebs unberührtesten ist — und wenn man von gewissen, immerhin vorhandenen Einflüssen privater Interessen absieht, kann der Kampf auf die anständigste, kameradschaftlichste Weise geführt werden.

Die ständige Sorge um den Bestand des großartigen, für mein Gefühl katastrophal großartigen Hauses am Bülowplatz, die Sorge um die durch die Arbeitslosigkeit heftig fluktuierenden Ziffern der Mitgliederschaft in Berlin und im Reich erklärt manches, was von außen gesehn den Unzufriedenen mit dem Wirken der heutigen Volksbühne als reaktionär erscheinen muß. Es erklärt, warum die Verwaltung mit Zittern und Zagen sich jenen „Experimenten" widersetzt, die wir Unzufriedne grade als den einzig notwendigen Bestandteil, als einzig zu erfüllendes Gebot, ja, als Existenzberechtigung der Volksbühne — als ein gegenwärtig völlig mangelndes Element des Spielplans ansehn. Nach jeder Erstaufführung von Werken der von uns geforderten politischen Gesinnung, von Werken, die im Geschehen dieser Zeit ein proletarisches Fühlen bekunden, fliegen aus der Mitgliedschaft hunderte von Briefen in das Büro der Volksbühne, alle des gleichen Inhalt: „Laßt uns mit allen diesen Problemen, Hunger, Revolution, Klassenkampf, Elend, Korruption, Prostitution zufrieden; wir haben davon an unsern Parteizahlabenden, in unsern Betrieben, unserm Heim, unsrer Nachbarschaft übergenug!"

Was sollen wir Handvoll radikaler, sozialistischer Intellektuellen dazu sagen? Stellen wir die Forderung, die von der deutschen Arbeiterschaft so heftig abgelehnt wird, nicht aus der Perspektive unsres Schreibtisches?

Die politische Entwicklung der deutschen, besonders der berliner Arbeiterschaft, aus deren Gesinnungswillen die Volksbühne vor einem Menschenalter gegründet worden ist, läuft parallel mit Der der Volksbühne selber. Denn dies lehrt mit totschlagender Beweiskraft grade die gegenwärtige Lage der SPD: im deutschen Arbeiter hat sich der Ungeist schlaffen Kleinbürgertums übermächtig entwickelt und ausgebreitet. Er hat nicht nur den Kampfwillen, er hat auch das Klassenbewußtsein des deutschen Durchschnitssproletariers fast vollständig vernichtet. Die radikalern Elemente im deutschen Proletariat wissen mit der Volksbühne nichts anzufangen, sie bleiben ihr fern. Sie wollen von der Kunst nicht eingelullt werden, andrerseits sind sie wirtschaftlich zu schwach, sich für den Ausdruck ihres eignen Kunstwillens ihr Instrument zu schaffen, zurecht zu hämmern. Die Verwaltung der Volksbühne ist also, da sie dem Instinkt und den Bedürfnissen der großen, dem Kampf dieser Zeit so widerwillig folgenden, ja ihn ablehnenden Massen ihrer Mitgliedschaft gehorcht, darauf bedacht, diesen Instinkt nicht zu irritieren, sondern ihm entgegenzukommen. Wohin dies führt,

beweist eine weitre Parallelerscheinung: So wie die deutsche Sozialdemokratie bereits zur Koalition mit Parteien bereit ist, deren Tendenz ihrer historischen Berufung diametral entgegengesetzt ist, zu dem Zweck, irgendwelche Vorteile zu ergattern, Posten und Pöstchen zu belegen: so ist die Volksbühne im Laufe des letzten Jahres in eine vom Kultusministerium sanktionierte Koalition mit dem reaktionären Volksbühnenbund getreten — eine Verbindung, man möchte sagen, widernatürlicher Art, die besonders in den Theatern, deren Repertoir sich jetzt nach der roten wie nach der schwarzen Mitgliedschaft richtet, ein übles Kompromißprodukt, ein hybrides Hinundher ergeben hat. Immer tiefer ist hierdurch die Volksbühne auf das Niveau einer Konsumgenossenschaft für Theaterbillette heruntergekommen.

Diese Koalition, gottgewollte Abhängigkeit von den Kulturbehörden des Reichs, Preußens, der Partei, der man angehört, die Kompromisse, die man zwischen Kunst und Kasse, zwischen dem sozialen Gewissen und den jahrzehntealten Erfahrungstatsachen zu schließen gezwungen ist, lähmen den Gang der an sich schon zu schwerfälligen Maschinerie, so daß jeder Willensaufwand, soweit er vorhanden ist und sobald er sich gegen die nicht mehr wegzuleugnenden Mißstände erhebt, erdrückt werden muß. Der künstlerische Ausschuß, aus 28 (28!) Mitgliedern bestehend, unter denen Viele zugleich Mitglieder der Verwaltung sind, hat ehrenamtlich etwa zwei Dutzend Dramen im Monat zu lesen. Wird Eines mit Stimmenmehrheit als für die Volksbühne geeignet anerkannt, so tritt die Geschäftsführung, die künstlerische Leitung des Theaters, ja, in letzter Zeit auch die Schauspielerschaft auf den Plan, und der Kampf beginnt erst recht. In vielen Fällen sind alte Verpflichtungen zu erfüllen, die es erschweren, ein aus Gründen der sozialistischen Mission und Tradition der Volksbühne empfohlenes oder bereits angenommenes Stück vor das Publikum zu bringen. Woher stammen solche alten Verpflichtungen? Genau aus den gleichen Quellen, aus denen die Widerstände gegen das notwendige Neue, gegen die dringende Pflichterfüllung dieses sozialistischen Theaters stammen. Die berliner Volksbühne hat vor Jahren Max Reinhardt zu sich gerufen. Der berliner Arbeiter wollte eben das Beste vom Besten haben, das Sensationellste, das es in Deutschlands Theatern überhaupt gab. Wenn für das Volk das Beste grade gut genug ist — im Falle Reinhardt hat sich die Stichhaltigkeit dieser Sentenz nicht grade erwiesen. Auch die Direktion Kayßler, an deren Residuen die Volksbühne grade in diesem Spieljahr schwer zu laborieren hat, war keine glückliche Epoche der Volksbühne. Kayßler kam es darauf an, Stücke an der Volksbühne durchzusetzen, deren führende Rollen er und Frau Fehdmer schon jahrelang gespielt hatten, die er nicht neu zu studieren hatte, sodaß er Zeit genug behielt, die Volksbühne für seine privaten Betätigungen auszunutzen. Alte Verpflichtungen also hindern die Volksbühne daran, ihrer ältesten, ja einzigen Verpflichtung, nämlich: dem sozialen Fortschritt des deutschen Arbeiters zu dienen, nachzukommen.

Auch die Zusammensetzung des Ensembles, in dem sich seit einiger Zeit peinliches Starwesen zu entwickeln beginnt, spielt eine Rolle in den Kämpfen, die in der Volksbühne um ein radikal-sozialistisch gerichtetes Repertoire geführt werden. Wir können ja von Glück reden, wenn ein sogenannter Prominenter Gefallen an einem Stück findet, um dessen Aufführung wir uns monatelang abmühen. Der Prominente telephoniert an die Direktion — husch, klopft der Regisseur schon aufs Pult, und die Arrangierprobe kann beginnen. Wir alle achtundzwanzig Mitglieder des künstlerischen Ausschusses sind nicht imstande, die Aufführung eines von uns angenommenen Stückes durchzusetzen, wenn die Bedenken der Direktion nicht durch solchen diktatorischen Imperativ gemäßigt oder behoben werden. Es gehört schon eine Portion Enthusiasmus, Geduld und Zähigkeit dazu, die oft desperat aussichtslose Tätigkeit des künstlerischen Ausschusses gegen derartige Hindernisse aufrechtzuerhalten.

Wie ist nun diesen Mißständen abzuhelfen? Gelegentlich der Volksbühnentagung im letzten Juni, in Hamburg, wurde die Aufforderung von dreißig deutschen Schriftstellern, Kritikern und bildenden Künstlern an die Volksbühne verlesen, in der die gärende Unzufriedenheit mit den Leistungen der Volksbühne ihren Ausdruck fand. Die kleine radikale Opposition innerhalb des künstlerischen Ausschusses hatte auf dieser Tagung Gelegenheit, die Verwaltung der Volksbühne zu einer ihren Zielen entsprechenden Leistung für das nächste Spieljahr zu verpflichten. Der geschäftsführende Direktor entsprach diesem Begehren, indem er eine Sommerzote auf den Spielplan setzte, die einen bis dahin in der Volksbühne nicht gekannten Theaterskandal unter den jugendlichen Mitgliedern des Volksbühnenpublikums entfesselte. Das Stück aber wurde ruhig weiter gegeben — eine allabendlich wiederholte Ohrfeige mitten ins Gesicht der Opposition und der protestierenden Dreißig. Bei der Diskussion über diesen Skandal, innerhalb der Verwaltung und des künstlerischen Ausschusses, konnte man deutlich konstatieren, wer in diese Gremien rechtens gehört und wer zu entfernen ist, soll die Volksbühne nicht in kürzester Zeit vollends vor die Hunde gehn! Das Spieljahr 1926/27 hat, bis auf die aus nicht sehr zwingenden Gründen erfolgte Neuinszenierung von Gorkis ‚Nachtasyl' durch Piscator, den Forderungen und Erwartungen, die im Juni geäußert wurden, keineswegs entsprochen. Erst in den letzten Wochen vermochten wir es, im Einverständnis mit der Volksbühnenjugend, deren erbitterte Anklage doch endlich ins Allerheiligste gedrungen war, das Studio der Volksbühne durchzusetzen. Man hat von diesem... Plan in den Zeitungen gelesen. Es werden wieder Energie und Zähigkeit vonnöten sein, das Studio auch wirklich in die Tat umzusetzen. Das Argument, es gebe keine neuen Stücke, die sich zur Aufführung in dem Studio eigneten, das heißt: die den von uns so emphatisch geäußerten sozialen Willen zum Ausdruck brächten, ist ganz und gar nicht stichhaltig. Sinclair, Toller, Mühsam, Lania, O'Neill, Friedrich Wolf, Rudolf Fuchs, Berta Lask, Jung, Wittvogel, Becher haben

solche Stücke geschrieben! Stücke, die nicht nur in die Matinéen abgeschoben zu werden brauchten, sondern die sich an den Abenden bewähren würden. Jetzt ist die erste Vorstellung des Studio schon in den Spielplan gesetzt. Wir werden aber dafür sorgen, daß geeignete Werke das Abendrepertoire beherrschen. Unterlassungssünden sind langsam wieder gut zu machen. Das Gremium des künstlerischen Ausschusses, der Verwaltung, bedarf der Erneuerung durch frische Kräfte, die sich der Mission der Kunst in dieser Zeit, einer Zeit der finstersten Reaktion, bewußt sind. Gewiß wird der klein-bürgerliche Instinkt, der sich in der deutschen Arbeiterschaft festgenistet hat, nicht durch ein paar Theaterabende wieder zu vertreiben sein. Aber auf unserm Posten werden wir, sozialistisch gerichtete Intellektuelle, tun, was uns zu tun möglich ist, was im Reichstag in der sich sozialistisch nennenden großen Arbeiterpartei des Reichs unterlassen wird.

Unbesorgt, der große, komplizierte Apparat soll nicht sabotiert werden. Wir wollen nur das Recht besitzen, in die Nähe des Steuerruders zu kommen. Auch um die Mitgliedschaft soll es den Herren nicht bang sein. Uns ist nichts an dem Publikum gelegen, das sich einen Sommer lang in dem Hause, das die Worte „Die Kunst dem Volke!" unter dem Giebel trägt, Charleston vortanzen und Schweinereien vorsingen läßt. Wir werden es schon durchzusetzen wissen, daß von einem seiner Mission bewußten Ausschuß ausgewählte Stücke des Zeitwillens auf die Bretter der Volksbühne vor ein empfängliches Publikum gestellt werden, das die Ränge nicht vor Behagen wiehernd, sondern mitgerissen füllen wird.

Die Besatzungstruppen zu Hause

von Hanns-Erich Kaminski

Seit einiger Zeit hat das deutsche Publikum Paris entdeckt. Die Meisten glauben allerdings immer noch, daß der Extrakt von Paris die Revuen sind, aber es wächst doch auch die Zahl Derer, die den kleinbürgerlichen Grundzug dieser Stadt richtig erkennen. Fast alle machen jedoch den Fehler, Paris mit Frankreich zu identifizieren. Nun besteht Paris freilich aus einer Anzahl Kleinstädten, deren Bewohner ihre Heimat nur ungern verlassen und über Leute in andern Stadtteilen oft merkwürdige Vorstellungen haben. Immerhin, manchmal kommen sie doch mit ihnen in Berührung, wie sie sich natürlich den rasch wechselnden Eindrücken der Großstadt überhaupt nicht entziehen können. Das Ergebnis davon ist eine tolerante Indifferenz, die gleichsam als neutrale Zone den kleinbürgerlich-konservativen Kern schützt. In der Provinz, wo es nicht den Rhythmus der Großstadt gibt, fehlt diese neutrale Zone. Man kann vielleicht sagen, daß der Durchschnittsfranzose in Paris ein vermummter Provinziale ist. In der Provinz ist er sozusagen nackt.

Es ist aber nicht einmal so, daß Paris auf allen Gebieten den Ausschlag gibt. Es gibt ihn höchstens gesellschaftlich und künstlerisch. Das eigentliche Frankreich liegt in den Klein-

städten, in denen die beiden tragenden Klassen des Landes: Bürger und Bauern noch in ständiger Berührung leben. Wer sich über Frankreich wirklich unterrichten will, der unterrichte sich darum über die französische Provinz. Ich empfehle dazu den Roman ‚Valentine Pacquault' von Gaston Chérau, der 1921 bei Plon-Nourrit & Cie erschienen ist. Man kann mehr daraus erfahren, als wenn man monatelang auf den Stühlen vor dem Café de la Paix sitzt oder in den Cafés du Dôme und Rotonde verkehrt.

Das Merkwürdige und zugleich Bezeichnende an diesem Roman ist, daß darin, obgleich er beim Militär spielt, vom Krieg nicht nur keine Rede ist, sondern daß man überhaupt nichts von ihm spürt. Vielleicht ist das Buch vor dem Kriege geschrieben, aber selbst dann bleibt aufschlußreich, daß es ein großer Verlag jetzt unverändert herausgibt.

Zunächst muß man sich einen weiten Platz vorstellen, mittags, wenn es ganz heiß und weit und breit kein Mensch zu sehn ist. Das einzige Geräusch verursachen eine Amsel und das Geschirr, das in den Küchen abgewaschen wird. Auf einer Mauer bewegen sich ein paar Eidechsen, die alle keine Schwänze mehr haben, weil die Jungens darauf Jagd zu machen pflegen. Auf diesem Platz steht nämlich das Institut der Schwestern Carignan, bei denen die bessern Familien der Stadt und der Umgegend ihre Töchter erziehen lassen. Mitten unter diesen Mädchen wächst François Pacquault auf, der Neffe der Damen, wohlbehütet und allzu verzärtelt. Aber das macht nichts, denn die Fräulein Carignan haben genug gespart, um dem jungen Mann das Leben leicht zu machen. Doch da geht der Bankier, der diese Ersparnisse verwaltet, mit dem Geld durch, und die Zukunft von François muß auf neue Grundlagen gestellt werden. Was tun drei französische Tanten in einem solchen Fall? Sie verheiraten ihren Neffen. Und es ist schon allein lesenswert, wie so eine Ehe zustande gebracht wird. François heiratet Valentine, die ebenso jung und unerfahren ist wie er.

Kurz nach der Hochzeit muß François zum Militär einrücken, und Valentine begleitet ihn. Und nun versuche man, die Handlung nach Deutschland zu übertragen. Ein zwanzigjähriger Rekrut, der soeben geheiratet hat, bei den Preußen — vielleicht beschreibt mal Einer dies Martyrium. Die Franzosen haben jedenfalls den Krieg gewonnen, obgleich bei ihnen niemand dergleichen komisch findet. Statt dessen werden dem jungen Ehemann alle erdenklichen Freiheiten eingeräumt, er darf mit seiner Frau zusammen wohnen, und nach einiger Zeit verkehren die Offiziere bei ihm. Denn da gibt es nicht die Atmosphäre unsrer Kasinos. Die Offiziere sind bescheiden und hilfsbereit oder egoistisch und hochmütig, aber sie sind es immer als Individuen, niemals als Kaste. Es fällt ihnen nicht einmal im Traum ein, sich als etwas Besondres zu fühlen. Es gibt auch hier das Mißverhältnis zwischen Rekruten und „alten Leuten", es gibt auch hier gemeine Feldwebel und Unteroffiziere, die geschmiert werden, es gibt sogar einen Arzt, der seine Kranken nicht gern anrührt. Aber das System

ist nicht die kalte Grausamkeit des deutschen Militarismus, die Uniform ist hier nicht ein Ding an sich, diese Leute bleiben die Menschen, die sie sonst auch wären, mittelmäßig, spießig, doch fast immer „civique".

Die Ehe der beiden jungen Leute zerbricht, weil François zu unreif ist, um die kindische Haltlosigkeit seiner Frau zu stützen. Valentine fällt ohne Liebe und ohne Illusionen einem Leutnant in die Arme, der ein Mann ist und sie zu nehmen versteht. Doch auch dieser Leutnant ist nicht etwa ein Lebemann, der durch die Weiße seiner Handschuhe und die Höhe seines Kragens verführt. Seine Eltern sind kleine Kaufleute, und er selbst ist in jeder Beziehung unerheblich, allenfalls seine Brutalität gibt ihm eine persönliche Note. Mit seinem Beruf hat das jedoch nicht das Mindeste zu tun, er gehört keineswegs einer besondern Kaste an, und als sein Verhältnis mit Valentine offenkundig geworden ist, tritt kein Ehrenrat zusammen, der ihm mit heimlichen Bedauern verurteilt. Der Oberst erstattet ganz einfach Bericht ans Korpskommando, und der Leutnant wird in die Kolonien versetzt. Der kleine François hat sich nämlich das Leben genommen, und den Damen Carignan, deren Dasein nun sinnlos geworden ist, bleibt nichts, als sein Grab zu pflegen und nicht ohne Mitleid an Valentine zu denken.

Valentine droht allein und verachtet zu versinken. Aber der Hauptmann de Milhaud, ein alter, sentimentaler Junggeselle, der ihre Ehe mit François vergeblich zu retten versuchte, holt sie sich aus dem Schmutz und heiratet sie. Und wieder fällt es keinem Ehrenrat ein, sich damit zu beschäftigen. Die Gruppenanschauungen, die uns in Deutschland das Leben schwer machen, bleiben hier unerheblich — nicht weil der Roman ungenau ist, sondern weil sie wirklich kaum aggressiv auftreten. Die Konflikte ergeben sich allein aus den Charakteren, und nachdem sie entschieden sind, schließt dieses bei aller Handlung stille Buch, das beweist, wie wenig die Grundlagen Frankreichs sich verändert haben, seitdem Flaubert seine Madame Bovary schrieb.

Und was beweist es für die Besatzung am Rhein? Es beweist, wie leicht jedes Militär militaristisch wird, wenn es seinen zivilen Mutterboden verläßt. In Deutschland sind die französischen Truppen notwendigerweise isoliert. Aber indem sie sich zunächst national als etwas Besondres fühlen, müssen sie sich mehr und mehr auch als eine besondre Kaste ansehn. Zu Hause tun sie es vorläufig noch nicht. Indessen ist klar, daß, nachdem schon der Krieg diese Kastenbildung gefördert hat, die Besatzung sie leicht vollenden kann. Das Unglück aber, das eine solche Entwicklung bedeutete, wäre für Frankreich selbst am größten.

Ich habe seit meiner Kadettenzeit nur militärische Bücher gelesen.

Hindenburg

Berliner Bälle von Theobald Tiger

„Mit dir — mit dir — möcht ich mal Sonntags angeln gehn —
Yes, Sir, that's my baby!
Mit dir — mit dir — da denk ich mir das wunderschön! —
I wonder, where my baby is to night —"
    Junge Rechtsanwälte biegen sich im Boston —
    dies Mädchen ist nicht von hier; die ist aus dem Osten!
    Kleine Modezeichner schlenkern viel zu viel mit die Beine —
    ein dubioser Kerl tanzt im Rund seinen Charleston alleine.
      Der Saal kocht in Farben, Musik, Lärm, Staub und Gebraus —
      die Frauen schwimmen im Tanzmeer, das spült sie aus den [Logen heraus —
      In dreißig Sälen dieselben schwarzen Jüdinnen, in Silber ein- [gewickelt wie die Zigarren, beturbant;
      dieselben Melodien . . .
      Heute nacht tanzen sechzigtausend Menschen in Berlin.

„Wo
sind deine Haare —
What did I kiss that girl,
du mußt nach Berlin,
Barcelona — Parlez-vous français?"
    In allen Ateliers näseln die Grammophone;
    weinrot stehn die Lampions in der grauen Luft — die Frau ist [gar nicht so ohne —
    Kein Licht machen! Treten Sie nicht auf die Paare!
    Wo sind deine Haare —?
    August . . .
      Jetzt sinkt das Fest sachte zu Boden wie ein müdes Blatt,
      Gehst du schon? Wohl dem, der jetzt eine bunte kleine [Wohnung hat.
      In allen nächtlichen Hauswürfeln dieselben Neckrufe, Gelächter, [ratschenden Nadeln, Seufzer, feinen Melancholien.
      Heute nacht tanzen sechzigtausend Menschen in Berlin.

Sachliche Liebe, die du mit ohne Seele blühst;
Berliner Knabe, der du dich kaum noch bemühst!
Das Wo ist meistens schwieriger als das Ob —
    Aphrodite mit dem Berliner Kopp!
      Aphrodite, schaumgeborne, laß mal sehn,
      wie sie alle, alle mit dir angeln gehn!
„Hallo? Wie is Ihn denn gestern bekomm? Gut? ja? Ausgeschlafen?
  Hach! Daran kann ich mich gahnich erinnern. Nein. Der
    hat doch Sonja das Chinesenkostüm geliehn . . .!"

      Als wär nie nichts gewesen,
telephonieren dreißigtausend Paare in Berlin.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Marika

Wir befinden uns in einer sogenannten Rahmenhandlung, wie sie in Budapest nicht selten sind. Der Schriftsteller erzählt sein Stück — zu dem Selbsterlebtes sich ihm geformt hat — dem Theaterdirektor. Dieser nimmt trotzdem die Komödie, für das Akademietheater, an. Was dem Schriftsteller widerfuhr, widerfährt nun uns. Aus der Rahmenhandlung treten wir, man braucht nur einen Vorhang beiseitezuschieben, mitten ins Lustspiel. Il n'y a qu'un pas.

Marika ist ein Naturkind. Unschuldsvoll und weltfremd wächst sie in der einsamen Berghütte auf. In Ungarn gibt es gewiß kein Volksschulgesetz, denn Marika, obgleich schon vierzehn, hat (abgesehen von jenem, der morgens auf den Wiesenblümchen ruht) keinen Tau von irgendwas. Die Gute, sie sagt es selbst, weiß nicht einmal, was „Langeweile" ist. Ein Schritt in den Zuschauerraum, und sie wüßte es. Zur Berghütte kommt, von den Frauen, besonders von der eignen, enttäuscht, der Schriftsteller. Nach kurzem Gespräch mit Marika, in dem diese ihr Naturhaftes offenbart und mitteilt, daß sie nichts lieber möchte, als laufen, nur laufen (wir können ihr das nachfühlen), begeben sich beide in den zweiten Akt. Dieser spielt in der Halle von des Schriftstellers Schloß, fünf Jahre später. Nein, wie die Zeit vergeht (im Zwischenakt)! Marika hat fechten, reiten, schießen und was man sonst für den Haushalt braucht, gelernt. Nur was Liebe ist, noch nicht. In der Operette würde sie es jetzt wohl erfahren, ebenso das Notwendigste über den ersten Kuß. Doch wir sind bei Marika, nicht bei Marischka, und so fragt der Schriftsteller die Jungfrau, die er sich aufgepäppelt hat, nur: „Wie war dir, als ich Sindings „Frühlingsrauschen" spielte?" Ein verbildetes Großstadtkind hätte hier geantwortet: zum Kotzen. Aber Marika, die „kleine wilde Blume", kann überhaupt nicht sagen, wie ihr wurde, nur daß ihr wurde, kann sie sagen, und mit halben Worten andeuten, sie fühle sich durch Sindings „Frühlingsrauschen" innerlich gelockert. Dieses nimmt der Schriftsteller als Symptom für erwachte Liebe, glücklich eilt er hinaus, ans Klavier, und spielt nochmals Sindings „Frühlingsrauschen". Marika bleibt allein auf der Bühne; in ihrem Busen, indes dieser wogt, wird es sichtlich lockerer und lockerer. A propos erscheint der junge Schmierenschauspieler. Sein Name ist Schuster, sein Künstlernamen Apollo. Einmal nennt ihn der Schriftsteller: Herr Ronacher. Es ist der Schlager des Abends. Vom Geblödel des Schauspielers noch mehr aufgeregt als von Sindings „Frühlingsrauschen", fällt die wilde Blume Herrn Ronacher in die Arme, und der Schriftsteller, fassungslos, beschließt — was könnt' er auch viel andres tun? — mit den beiden nach Budapest zu fahren. Dort sieht ihn, dritter Akt, Marika im Kreise der Gesellschaft (der er ein elendes Chanson vorsingt), verehrt, umworben, umgirrt. Eifersucht steigt in ihr hoch und schleppt Liebe nach. Treßler, nachdem Marikas Zustand ihm evident geworden, tritt mit zusammengebissnen

Zähnen, durch die die Leidenschaft zischt, vor die Geliebte, reißt sie ans Herz, es wird dunkel, und wir begeben uns in das Hintere der Rahmenhandlung, oder auch gleich in die Garderobe.

*

Der Zirkus Adolfi

hingegen bereitet seinen Besuchern Freude. Alter Zauber, verloren aber nicht vergessen, nistet in dem hohen Raum, der hallt und dröhnt, auch wenn Stille ist, staunend sitzen wir und sehen, wie Schwere überwunden wird oder drollig überwindet, im Kreise dreht sich bunte Welt, Erinnerung hält mit kindlichem Gefühle! Es riecht nach Lohe, Stall und blauer Blume. Von der Plattform höchst oben schmettert Musik, ihr Taktgeber trägt Frack und weiße Binde, obwohl er Publikumsblicken entrückt bleibt. Aber der Zirkus hat sein Zeremoniell und Rituale; es behauptet sich durch die Zeiten. Wie eh und je bilden die Stallmeister Spalier, wenn der Direktor aus der Manege geht, rückwärts schreitend, den Zylinder in erhobener Hand. Auf niedrigem Wägelchen, immer war das so, wird der Teppich für die Akrobaten hereingefahren, und hinterher, die Tätigen störend, stolpern die Spaßmacher, herzbrechend ungeschickt, in meterweiten Hosen, in Stiefeln, die aussehen wie Stiefel-Funde aus der Saurier-Zeit, wollen helfen und sind doch immer nur im Wege, schnattern mit Fistelstimme vor sich hin, wessen ihr kindisches Herz voll ist, spazieren herum, neugierig und ziellos wie Geflügel, verscheucht erst vom Aufzischen der Bogenlampen, welches sagt: es wird ernst! Acht wunderschöne Pferde stürmen daher, dem leisesten Zuruf folgend, dem flüchtigsten Schnörkel, von weißer Peitschenschnur in die Luft gekreiselt. Exakt wie eine Turnerriege galoppieren sie, wenden, halten schnaubend, knien, breiten ihre majestätische Schwere langsam auf den Boden hin, springen hoch und stellen sich auf die Hinterbeine, was aber in diesem Fall nicht Ausdruck des Widerstands, sondern des vollkommenen Gehorsams ist. Nachher reitet der Direktor den Rappen, der zwischen vielen Holzflaschen, ohne eine umzustoßen, musikalisch tänzelt und pirouettiert, die leibhaftige Anmut, die Pferd gewordene Grazie. Sein Fell schimmert atlasweich und auf dem Popo, den das kokette Geschöpf in sanften Windungen dreht wie ein Tenor, wenn er Liebe schwört, hat die Bürste Schachbrettmuster hingestrichen aus Matt- und Glänzendschwarz. Die Tscherkessin, hoch zu Roß und tief zu Roß — ihr dunkles Haar fegt die Erde — rast pistolenschießend rundum, zwei lustige Brüder tun einander Übles, und aus den Kinderchen im Zirkus, rotgesotten von Erregung des Schauens, jauchzt die Schadenfreude, ein übermütiger Athlet läßt sich zentnerschweres Eisen auf den Schädel fallen, aber im letzten Augenblick beugt er ihn, das Gewicht klatscht dem Herkulischen auf den Nacken, und der Schrei des Entsetzens, der uns schon im Schlunde saß, bleibt ungeschrien. Eine Dame im Silbertrikot und ein Schimmel stellen lebende Bilder, und wenn der Schimmel nicht angeschraubt ist, wahrlich, dann ist er ein unnervöser Schimmel, der sich wunderbar in der Gewalt hat.

Von 25 Meter Höhe saust das Auto mit dem Weißgekleideten, ins Leere, überschlägt sich und landet krachend auf staubumwirbelter Matratze (man kommt, von solcher Fahrt berichtend, unwillkürlich ins Homerische), es ist ein kühnes Stück, weshalb auch der Weißgekleidete, ehe es losgeht — Attention! je pars! — von dem weißgekleideten Bruder, der unten bleibt, ergreifenden, wenn auch männlich gefaßten Abschied nimmt. Und dann ist noch der Tierhypnotiseur da, der das Krokodil einschläfert und die Viper durch Blicke betäubt, daß das Kaninchen keine Angst mehr vor ihr zu haben braucht. Es hat aber doch welche, und so hypnotisiert der Mann auch das Kaninchen: friedevoll mitsammen ruhen nun Mordgier und Todesangst. Kurz, wenn Sie schwanken, ob Sie ins Burgtheater oder ins Akademietheater gehen sollen, gehen Sie in den Zirkus. Da haben Sie Natur und den sieghaften Menschen, Kraft und Anmut, Witz und Tapferkeit. Und Kunst, die von Können kommt.

Schadenersatz von Morus

Schiffahrtssubventionen

Es wäre auch sehr verwunderlich gewesen, wenn von der Ausschüttung der Dividende, die das Deutsche Reich gegenwärtig in Form von Subventionen seinen Vorzugsaktionären zuteil werden läßt, die Schiffsreeder nichts abbekommen hätten. Wozu in aller Welt haben sie sich denn sonst als Vereinsvorsitzenden Seine Exzellenz den Grafen Roedern gemietet, der dank seiner Vergangenheit als kaiserlicher Reichsschatzsekretär ganz genau weiß, wie man so etwas macht und mit der Würde eines alten Experten den heurigen Hasen zurufen kann: „Ich als alter Verwaltungsbeamter"? Wozu haben sie wunderschöne Petitionen anfertigen lassen, in denen hundertfach vergrößert die Subventionen der ausländischen Flotte zu sehen sind? Wozu sonst mußte Herr Generaldirektor Stimming, einst Roederns Ministerialreferent und nun sein oberster Auftraggeber, nach Berlin fahren und treuherzig versichern, der Norddeutsche Lloyd sei im Grunde genommen „auf Kosten der neuen und alten Aktionäre" schlecht und recht wieder aufgebaut worden, und wenn jetzt nicht auch mal das Reich ein paar Millionen hergebe, so müsse er die schon abgeschlossenen Bauverträge annullieren?

Auch wir sind überzeugt, daß ohne die 22,5 Millionen, die das Reich für Schiffsbauten zur Verfügung stellen will, der deutsche Meeresspiegel in Scherben geht, und daß es die Reeder, im Vergleich etwa zur Ufa, wirklich billig machen. Daher nur ein paar ganz kleine, bescheidne Reminiszenzen. Schon mitten im Kriege, als bekanntlich kein Patriot an sich dachte, überschütteten die Reeder den Reichstag mit Schadensersatzansprüchen und verlangten zunächst eine runde Milliarde, selbstverständlich nur als Darlehen, denn später mußte ja das perfide Albion alles zahlen. Daraus wurde dann zunächst ein Vorschuß von 300 Millionen noch ziemlich voll-

wertiger Mark à fond perdu. Da nicht nur Helfferich, sondern auch Graf Roedern und seine Entschädigungsreferenten Stimming und Cuno den Interessen der deutschen Handelsflotte schon damals volles Verständnis entgegenbrachten, kam noch 1917 ein Gesetz zustande, das den Reedern eine auskömmliche Entschädigung zusicherte. Allerdings nahm auch schon am 11. Juli 1917, zwei Tage, bevor Bethmann Hollweg entlassen wurde, der Reichstag folgende interessante Resolution an:

> „Der Herr Reichskanzler möge erwägen, ob nicht durch das demnächstige Reedereientschädigungsgesetz eine Beteiligung des Reichs an dem Reingewinn der mit Reichsmitteln wiederhergestellten Handelsflotte vorzusehen sein wird."

Der Reichskanzler Michaelis und seine Nachfolger erwogen nicht weiter und taten es auch dann nicht, als durch den Ausgang des Krieges die deutsche Flotte wirklich dezimiert wurde und eine neue Aktion zum raschen Wiederaufbau der Handelsflotte einsetzte. Im Frühjahr 1921 wurden den Reedern 12 Milliarden Mark vom Reiche bewilligt, womit 2,5 Millionen Tonnen wiederhergestellt werden sollten. Zum Ausgleich für die inzwischen eingetretene Geldentwertung wurden ein paar Monate später noch 18 Milliarden nachbewilligt. Wenn auch, wie Herr Dernburg einmal nachgerechnet hat, diese Entschädigungsgelder nach dem Tag der Auszahlung nur 262 Millionen Goldmark Wert haben, so reichten sie doch zu einer Zeit, wo der Arbeiter am Tage noch nicht 50 Pfennige verdiente, hin, um das Wiederaufbauprogramm voll durchzuführen. Die deutsche Handelsflotte, die nach dem Kriege auf 600 000 Tonnen zusammengeschrumpft war, ist bis zum Jahre 1926 wieder auf 3,2 Millionen Tonnen angewachsen. Wenn auch die 5 Millionen Tonnen der Vorkriegszeit noch nicht erreicht sind, so ist sie doch schon wieder größer, als sie am 1. Januar 1918 war. Der Versuch, die volle Vorkriegshöhe zu erreichen, wäre zudem bei dem Überfluß an Welttonnage ein so vollendeter Unsinn, daß ihn die Reeder selbst ablehnen.

Daß dieser gewaltige Aufbau der Flotte, für den es in keinem andern Lande eine Parallele gibt, von den Schiffahrtsgesellschaften, sozusagen aus übersparten Dividenden, vorgenommen worden sei, wird wohl auch Herr Stimming im Ernst niemandem einreden wollen. Die Wahrheit ist vielmehr, daß aus Reichsmitteln sechzig Prozent der verlorengegangnen Tonnage wiederhergestellt worden sind. Stellt man in Rechnung, daß die Schiffsbaukosten heute weit höher sind als vor dem Kriege und daß eine moderne Flotte mehr wert ist als eine alte, so ergibt sich, daß die Reeder nominal mindestens hundert Prozent ihrer Verluste vom Reich ersetzt bekommen haben. Das ist zur selben Zeit geschehen, wo die übrigen Liquidationsgeschädigten mit noch nicht fünf Prozent und die alten Anleihegläubiger des Reiches mit sieben bis acht Prozent ihrer Verluste abgespeist worden sind.

Die Schiffahrtsgesellschaften hätten also einige Ursache, ihre Subventionsgesuche abzustoppen, zumal sie ja, im Umweg über die Subventionierung der Werften, 1925 vom Reiche einen Fünfzigmillionenkredit und 1926 aus der produktiven Erwerbs-

losenfürsorge 20 Millionen erhalten haben. Das Reich aber sollte sich einmal die Resolution ins Gedächtnis rufen, die der Reichstag vor zehn Jahren gefaßt hat. Wenn es schon praktisch nicht möglich sein wird, „eine Beteiligung des Reichs am Reingewinn der mit Reichsmitteln wieder hergestellten Handelsflotte" zu erwirken, so sollte doch wenigstens in Zukunft keine Subvention mehr an die Reeder oder an die Werften gezahlt werden, wenn das Reich nicht dafür in vollem Umfange eine Beteiligung an den Schiffahrtsgesellschaften erhält. Die 22,5 Millionen, die jetzt gefordert werden, sind ein guter Anlaß, mit diesem Prinzip den Anfang zu machen. Und wenn diese Regierung durch diesen Reichstag nicht dazu zu bewegen ist, so müssen die Liquidationsgeschädigten mobil gemacht werden, damit die maßlos ungerechte Verteilung der Entschädigungen doch noch etwas korrigiert wird.

Ein Patrizier wertet auf

Wissen Sie, was eine grobe Unbilligkeit ist? Ich will es Ihnen erzählen: Ein großer und sehr bekannter Berliner Handelsherr, Kommerzienrat, prominentes Mitglied der Handelskammer und auch sonst versehen mit allen Kennzeichen des wahren Patriziers, besitzt, wie es sich gehört, im Westen von Berlin ein stattliches Wohnhaus. Auf diesem Hause wurde 1919 eine Hypothek von 200 000 Mark eingetragen, die inzwischen gelöscht und nach dem Aufwertungsgesetz am 1. Januar 1932 mit etwa 12 000 Mark aufzuwerten ist. Darauf reicht der Patrizier, Mitglied der Handelskammer, beim Gericht folgenden Antrag ein:

Er, der Hauseigentümer und Aufwertungsschuldner, „besaß in Westpreußen Schneidemühlen, die durch die Gebietsabtretung an Polen zwangsweise in Polen verkauft werden mußten. Hierdurch und durch die Inflation und deren Folgen hat der Eigentümer große Verluste erlitten. Hinzu kommt, daß der Holzhandel durch die geringe Bautätigkeit, deren Ende nicht abzusehen ist, fast vollständig darniederliegt. Außerdem hat der Eigentümer noch andre, größre Aufwertungsbeträge zu zahlen.

Der Eigentümer würde also, wenn er gezwungen wäre, am 1. Januar 1932 diese ganzen Verpflichtungen zu erfüllen, deren Valuten er doch dem Geschäft entziehen müßte, in seinem Betrieb derart geschwächt werden, daß sogar seine Aufrechterhaltung in Frage gestellt würde. Es dürfte auch gerichtsnotorisch sein, daß grade das Holzgeschäft durch das Darniederliegen der Bautätigkeit außerordentlich zu leiden hat, sodaß es unmöglich ist, durch Ersparung von Reserven für den 1. Januar 1932 Vorsorge zu treffen.

In Rücksicht auf diese wirtschaftliche Lage des Grundstückseigentümers erscheint es zur Abwendung einer groben Unbilligkeit unabweisbar, daß angeordnet wird, daß der Aufwertungsbetrag in Teilbeträgen, jedoch spätestens am 1. Januar 1938 zu bezahlen ist."

Nun wissen Sie, was grobe Unbilligkeit ist. Und weshalb die Aufwertungsbewegung in Deutschland nicht zur Ruhe kommen kann.

Bemerkungen

Frankreich und der Vatikan

Mit einem Bannfluche fing es an. Über Herrn Charles Maurras und über Herrn Léon Daudet, über deren Zeitung „L'Action Française" und über die Partei mit dem gleichen Namen, — über sie alle wurde vom Papst und von der Kirche feierlich die Acht ausgesprochen. Sie, die Jeder für die unentwegtesten Vorkämpfer Roms in Frankreich ansah, die sich selber für die Treuesten der Treuen hielten, sie sind über Nacht für Schädlinge an Gott und an den Menschen erklärt worden.

Zur gleichen Zeit aber erging ein langes Sendschreiben des Kardinalstaatssekretärs Gasparri an den Präsidenten der „Fédération Nationale Catholique", den General de Castelnau, worin diesem Bunde und seinem „über den Parteien stehenden" Programm die ausdrückliche Billigung des heiligen Vaters ausgesprochen wurde. Und es dauerte keine drei Wochen, da taten sich eine Anzahl führender Männer aus eben dieser „Fédération Nationale Catholique" zusammen und gründeten mit ziemlich viel Getöse die „Alliance Universelle contre la Guerre".

Und dann kam zum Neujahrstage der päpstliche Nuntius in Paris, Monsignore Maglione, und beglückwünschte und segnete Herrn Aristide Briand im Namen des Papstes für seine Politik der Versöhnung und des Völkerfriedens.

Das wäre nun alles wunderschön, wenn die Leute der Linken, der antiklerikalen bürgerlichen Linken, nicht nervös zu werden begännen und laut, indiskret und unhöflich fragten: Was verlangt der Papst als Gegengabe? Man spricht bereits von den Geschenken der Danaer, und man sucht, mit Respekt zu sagen, nach dem Pferdefuß. Schon malt man die Rückkehr der geistlichen Kongregationen an die Wand und schon sieht manches besorgte Auge in der Ferne das Bild der den Mönchen zurückgegebnen Schule. Es herrscht eine fast hysterische Angst vor der Möglichkeit eines Kuhhandels, in dem die Linke — dessen ist man im voraus gewiß — bestimmt übers Ohr gehauen wird.

Manchem ruhigeren Betrachter jener Vorgänge scheint diese Sorge freilich unbegründet.

Und er hat gute Argumente dafür. Denn: hat die Kirche an der allgemeinen Erhaltung des internationalen Friedens nicht an sich schon ein ungeheures Interesse? Würde in einem neuen Weltkriege ihre ganze Existenz nicht leicht in Frage gestellt oder vielmehr ziemlich gewiß dem Untergange geweiht sein?

Ist diese sehr ernste Erwägung nicht einer Achterklärung gegen die Störenfriede der „Action Française", eine „Heiligsprechung" des völkerversöhnenden Herrn Briand wert? Muß man da unbedingt noch nach kleinlichen Neben- oder gar Hauptabsichten suchen?

Das schiene uns übertrieben.

Dafür sprechen auch noch einige weitere Tatsachen: das Verhalten der letzten Päpste während und nach dem Kriege. Pius X. war über den Ausbruch des Krieges dermaßen entsetzt und fassungslos, daß er nach wenigen Wochen an gebrochnem Herzen starb. Sein Nachfolger Benedikt XV. hat — das haben die Verhandlungen des parlamentarischen Untersuchungsausschusses des Reichstags ja mehrmals hell beleuchtet — schier unmenschliche Bemühungen unternommen, um einen Frieden herbeizuführen, was dann bekanntlich an der Verstocktheit der Obersten Heeresleitung und an der Beschränktheit des Herrn Michaelis scheiterte. Und Pius XI. hat als Nuntius in Warschau den Greueln des letzten russisch-polnischen Krieges aus nächster Nähe zugesehen. Warum sollten wir daran zweifeln, daß dieser gelehrte Papst hiervon nicht reichlich genug hat?

So betrachtet, erscheint die nun fast vollzogene Versöhnung des Vatikans mit dem republikanischen Frankreich, die unter der Devise: „Zum ewigen Frieden!" erfolgt, als ein Lichtblick in dieser düstern Zeit.

Harry Isay

Weiblicher Schöffe

Es war einige Jahre nach 1918, etwa 22 oder 23. Man bekleidete noch eifrig Frauen mit dem Amt der Schöffin, der Angeklagte hatte noch die Wahl zwischen dem religiösen und dem weltlichen Eid, und der Richter hatte noch so etwas wie „Angst vor der Masse", die sich in der Bemühung um Beachtung des Laienurteils merkbar machte. Inzwischen hat sich ja dies Blatt gewendet: Frauen als Schöffen sind entbehrlicher geworden, und es wird wieder stillschweigend die religiöse Eidesformel offeriert. Ich war damals zweimal als Schöffin hinzugezogen, die Richter in beiden Fällen, ausnahmsweise, bei der Beratung der Fälle Einwendungen zugänglich. Aber der Schöffe! Ein braver Bürger, sichtlich gehoben durch das Bewußtsein, Gericht sitzen zu dürfen. Verdrängte Autoritätswünsche des Kleinbürgers feierten Orgien in dem Gefühl, armen Teufeln eine sittlich gefestigte Hemdbrust entgegenhalten zu dürfen. Endlich einmal auf vorgeschobenem Posten für Recht und Gerechtigkeit kämpfen, im Familienkreis und Stammtisch mit der satten Bourgeois-Gewichtigkeit das „Geheimnis" trotz amtsseitig verordnetem Schweigen andeuten zu können! Keine Frage an den Angeklagten, kein Versuch des Eindringens in das Psychologische des Falls, der ja mehr oder weniger immer um kleine alltägliche Dinge ging.

Im Beratungszimmer: Servilität vor dem Richter. Hat doch der Spießer vor nichts mehr Respekt als vor dem „Herrn Dokter". Trägt er gar den Talar, verschwindet die Figur ins Legendäre. Und der Mann, der berufen ist, das Volk zu repräsentieren, stellt fest, daß er keine Stimme mehr hat. Er nickt nur mit dem Kopf zu Dem, was der Herr Richter meint, ist mit allem einverstanden, glaubt Dasselbe, was der Herr Vorsitzende glaubt . . . und so endet eine Verhandlung meist mit dem Urteil, das der Vorsitzende schon fertig aus dem Gerichtssaal mit ins Beratungszimmer gebracht hat. Also als Komödie.

Es mag auch andre Steuerzahler geben, aber zum Konterfei des braven Bürgers gehört es, daß er sich Titel und Amt unterzuordnen weiß. Man steht als aufrechter Mensch geschlagen vor dieser geistigen Subordination des deutschen Bürgers. Und zumal eine Frau kann hierbei dem Bild des Mannes neue Züge einfügen. Der Mann, der das Maul so voll nimmt, wenn er es mit dem sogenannten schwachen Geschlecht oder mit sozial unter ihm Stehenden zu tun hat — und so brav, so zahm, so ganz lächelnde Ergebenheit, wenn der Höherstehende ihm seine Meinung aufoktroyiert! Da kann es vorkommen, daß die Frau, in diesem Fall der zweite Schöffe, bei ihrer Fürsprache für den Angeklagten einem geschlossnen zweireihigen Widerstand gegenübersteht: dem richterlichen und dem männlichen. Wenn man von der Monarchie sagen kann, daß die Fürsten nicht so üppig hätten herumwirtschaften können, wenn sie nicht Lakaien genug gefunden hätten: dann läßt sich von den deutschen Richtern sagen, daß sie nicht so sehr auf ihre richterliche Überlegenheit pochen könnten, wenn sie nicht so selten auf eine Persönlichkeit träfen, die es wagt, eine eigene Meinung zu haben.

Alma Würth

Die Eroberung von Peru

Ein paar Randbemerkungen zu einem bedeutsamen Buche: Das Buch ist die „Geschichte von der Eroberung Perus", die 1847 von William Prescott geschrieben wurde und die jetzt ein deutscher Verlag (Verlagsanstalt Dr. Zahn

und Dr. Diamant in Wien) neu herausgibt. Nun, seitdem Jakob Wassermann daraus abgeschrieben haben soll, weiß man, daß es zu den Standardwerken der Geschichtsschreibung gehört, und es obliegt mir nur noch zu sagen, daß es erschütternder und spannender, wahrhaftiger und illusionistischer, menschlicher und sachlicher ist, als die meiste „schöne Literatur" seines Jahrhunderts.

Da dringt also eine Handvoll waghalsiger Spanier in ein Millionenvolk ein und unterwirft es. Da wird eine Schlacht geschildert, in der vielleicht zweihundert Soldaten zweihunderttausend besiegen. Da nehmen zwei Dutzend spanischer Spitzbuben, unter der Führung des genialen Oberfeldwebels Pizarro, den Herrscher des Landes, Atahuallpa, inmitten seiner Tausenden von Getreuen gefangen, quälen ihn im Angesichte zweier Reiche zu Tode, und richten ihn endlich ungestraft hin. Zweihundert gegen Zweihunderttausend! Hundertundfünfzig gegen eine Million! Ist das noch Heroismus oder schon Wunder?

Nun, Heroismus sicherlich! Aber die tollste Vermessenheit von hundertundfünfzig der tollsten Burschen wäre in einer einzigen Sekunde zerrieben, wenn sich so ungeheure Massen über sie hinwürfen. Warum tun sie es nicht?

Diese spanischen Abenteurer erschienen den ahnungslosen Inkas als übergeordnete, übermenschliche Wesen, als Halbgötter, als Abgesandte himmlischer Mächte; und höherstehenden Wesen traut der Mensch eine Niedertracht einfach nicht zu.

Daß nun die spanischen Soldaten keine Abgesandten des Himmels waren, sondern die habgierigsten und blutdürstigsten Schufte ihres Landes, ehrlose Meuchelmörder aus Prinzip und Eidbrecher aus Passion —: Das zu beweisen dürfte sich erübrigen. Aber auch jener Inka Atahuallpa, der stolzeste Herrscher, den die Weltgeschichte kennt, schön und mutig, prachtvoll und vertrauensvoll, der den fremden Eroberern wie ein kleiner Vogel in das Netz ging und mit seinem ganzen Geschlecht in ihren Klauen elend dahinstarb, — auch er war beileibe nicht die Lilie auf dem Felde, als die ihn das Gewissen Europas besungen. Wenn er es so weit gebracht, der Kaiser zweier Reiche zu sein, so verdankte er es einer gewissen Methode von Wortbruch und Brudermord, die scheinbar die menschliche Rasse auf allen Kontinenten auszeichnet.

Aber all Dies hat niemals den Menschen gehindert, durch die Jahrtausende an dem süßen Wahne festzuhalten, er wäre nach dem Bilde Gottes geschaffen. Gewiß, keiner denkt dabei an seine eigne, höchst bescheidne Persönlichkeit — beileibe nicht! Aber immerhin hält derjenige, der kein Gewehr hat, schon denjenigen, der eines hat, für den nächsten Verwandten des Himmels, wofür sich Der, der dieses Gewehr nun schon hat, damit revanchiert, daß er seinerseits wieder denjenigen, der noch keines hat, nach allen Noten, nach der Ermordung, als heilig preist. Wie auch immer: das Axiom, so alt wie die Menschheit, daß wir entweder soeben aus dem Paradiese kommen oder grade im Begriffe sind, hineinzuspazieren, wird aufrechterhalten.

Erinnerungen wie jene, daß schon der erste Mensch dem lieben Gott das Wort gebrochen und daß schon der erste Sohn des ersten Menschen ein Brudermörder war, und daß uns also die Geschichte von der Eroberung Perus gar nichts Neues erzählt, berühren den berauschten Optimisten aller Zeiten nicht im mindesten.

Otto Zoff

Spieglein, Spieglein an der Wand!

„Die Filmprüfstelle hat einen Film, der einen stürmischen Tag im Reichstag genau so darstellt, wie er sich abgewickelt hat, verboten, weil der Film geeignet sei, das Ansehen des Reichstags zu schädigen."

Welches Ansehen —?

Oskar Kokaschka

Der Expressionismus, diese Sturm- und Drangperiode des verkrampften Intellekts, nicht der entfesselten Triebe, hat Kokoschka an die Öffentlichkeit gebracht. Man wußte sie wohl einzuordnen, diese klobigen, ekstatisch verbogenen Gestalten, diese wilden Porträtlithographien, diese geräuschvollen Theaterstücke unbestimmten Inhalts. Was der Berliner bei seinem Deri gelernt hatte, war bei Kokoschka zu verwerten, und so verdächtig einfach die Theorie auch klang, so überzeugend schienen doch solche Belege. Und dann kam auf einmal Alles ganz anders. Es kamen Bilder, die, jenseits von Ausdruck und Ballung, bloße Anhäufungen primitiver Farbflächen waren — Kokoschka hatte, wider alle Erwartung der Auguren, die Farbe entdeckt und noch allerlei sonst.

Schon heute, wo der jetzt Vierzigjährige wieder bei Paul Cassirer ausstellt, fühlt man die Notwendigkeit, die Akzente seiner Entwicklung ganz anders zu setzen. Kaum etwas vom eigentlichen Wesen dieses Malers scheint in den frühen Bildern bis 1918 zu stecken. Er war der allgemeinen Zeitkrankheit verfallen, vom Theoretischen verseucht, von allen Sinnen verlassen. Das früheste Bild der Ausstellung, der „Trancespieler" von 1906, ist gewiß unoriginell und süßlich, aber es zeigt eine gewisse gesunde Unmittelbarkeit des Sehens, die in der Folge immer mehr verloren geht. Man betrachte die Porträts von 1908, die „Herzogin Rohan", die „Frau mit den großen Augen", den „Rudolf Blümner". Schwarzer Grund, stumpf und bröcklich wie Borke, die Farbe spärlich aufgetragen. Durch die transparenten Gesichter schimmert statt Blut das tote Weiß der Leinwand. Die Helligkeiten sind in scharfen, dünnen Linien aus der Farbschicht herausgekratzt und übersäen als nervöse Kringel das ganze Bild. Alles ist vertrocknet und blaß, und mit gewaltsamer Kraftanstrengung verbiegt der Pinselstrich jede Einzelform zu einer maskenhaften, unechten Lebendigkeit des Mimischen — psychologisierender Expressionismus.

Das Gruppenporträt der „Freunde" in der Berliner Nationalgalerie zeigt den Abschluß dieser Entwicklung. Es ist häßlich anzusehen, unübersichtlich, vollgestopft, amusisch — das Ende der Sackgasse. Und dann kommt ein abrupter Umfall, wie er eben nur in unsrer Zeit passieren kann, wo der Verstand dem Instinkt auf die Finger sieht und die Natur anfängt, Sprünge zu machen. Das beginnt etwa mit der berühmt gewordnen „blauen Frau" der Dresdner Galerie. Wie aus bunten Flicken zusammengesetzt sind diese Bilder, unräumlich formlos. Ungeschlachte Figuren, kaum erkennbar, sind ungeschickt über- und nebeneinandergestellt. Aber man sah damals: eine Kruste war geplatzt, unter der sich ein Farbensinn von höchster Qualität verbarg.

Die neusten Bilder zeigen, welchen Weg Kokoschka zurückgelegt hat. Sie haben den Reichtum und die Pracht des späten Corinth und geben einen ganz reinen, erquickenden Geschmack.

Da ist ein großer Gorilla, ein wildleuchtendes Fabeltier mit blutroter Schnauze und orangegelben Lichtern auf dem grünen Pelz, in einer verwegnen Tropenlandschaft mit rosenfarbenem Wasserfall. Beunruhigend und unreif, aber wie von einem Wesen geschaffen, das sich nach langer Gefangenschaft zum ersten Male austobt. Doch schon hat sich die Farbengebung merklich verfeinert. Keine groben Flecke mehr, sondern schmale Pinselhiebe, allerdings noch ohne endgültige Sicherheit über die Fläche verteilt; sie schlagen unbekümmert über alle Ränder, sie liegen in wahllosen Schichten übereinander: Kokoschka gibt schon den richtigen Farbton, er gibt ihn auch schon in den richtigen Quanten, aber er hat noch keine Form. Manchmal zeichnet er deutliche Konturen, manchmal läßt er Alles ineinanderschwimmen. Der eine Strich hat einen deutlichen Richtungswert, der

andre verläuft zufällig, bezeichnet nichts und trägt nur die Farbe.

Der Kampf wird gut ausgehen und er ist uns wichtig, weil endlich das Schlachtfeld richtig gewählt ist und weil der Kämpfer herrliche Muskeln hat. Fast allenthalben sonst reiten ja ausgemergelte Don Quichottes gegen Windmühlenflügel.

Rudolf Arnheim

Auf der Reise durch Frankreich

Stimmen der Völker

Amtliche Mitteilung der Eisenbahn durch Wagenanschlag in drei Sprachen:

Messieurs les voyageurs sont invités de ne pas faire...
Si prega imstammente di non servissi...
Es wird ersucht, den Abort...

Sprache der Völker

Der bedeutende wiener Architekt Adolf Loos lebt jetzt in Paris, spricht aber wenig französisch. Er ist in einer großen pariser Gesellschaft eingeladen, und man bemüht sich allerseits, mit dem verehrten Künstler deutsch zu sprechen. Ein Freund macht Loos darauf aufmerksam, daß man in einer französischen Gesellschaft doch lieber französisch sprechen sollte.

Loos: „Erstens verstehen sie alle deutsch, und zweitens spreche ich gar nicht deutsch. Habe ich etwa gesagt: „Oba, zahln?"

Hohe Diplomatie

In Lyon wurde einmal der deutsche Konsul zur Erstaufführung eines deutschen Dramas eingeladen. (Seine Adresse war übrigens nur mit Hilfe des Verkehrsbüros zu ermitteln.) Er ließ mitteilen, daß er nicht kommen könne: er hätte nur vormittags Bürostunden.

Herwarth Walden

Billies Prozeß

Das hat sich grade jetzt vor dreihundert Jahren in London zugetragen: eines Abends erschienen im Bücherladen von Jeremias Peacock in der Straße Zur kleinen Vergnüglichkeit in Southwark, nicht weit vom Theater Die Weltkugel, ein paar bewaffnete Männer, geführt von einer Magistratsperson mit fuchsroter Perücke, um den Buchhändler zu verhaften. Der war über Land gefahren, und um nicht unverrichteter Sache abzuziehen, notzüchtigten die Gerichtsdiener derweilen des Meisters Frau und junge Töchter. Denn in dieser lebensfrohen Zeit wußte man auch der tristesten Amtshandlung eine heitre Seite abzugewinnen. Aber als die Häscher fortgingen, fiel ihnen ein kleiner fünfzehnjähriger Struwelkopf auf, Billie, der Ladenjunge, der, während die Gerechtigkeit über ihm waltete, unbekümmert die Stufen fegte und dazu Dideldum sang. Diesen Knaben ließ die Magistratsperson mitnehmen und in Eisen legen.

Was aber war der Grund dieses obrigkeitlichen Besuches? Die frommen Gemeindeältesten hatten Ärgernis genommen an einem stattlichen Folioband, den Meister Jeremias in seinem Laden zum Kauf anbot, weil darin die Schauspiele eines verstorbenen Komödianten namens Shakespeare gesammelt waren, höchst verwerfliche Possenreißereien, vollgestopft mit greulicher Unzucht und Indiskretionen aus königlichen Familien, in knalliger Aufmachung überaus geeignet, dem Volk destruktive Tendenzen nahe zu bringen. Da Meister Peacock indessen vornehme Kundschaft hatte und wohl gelitten war bei Lady Topsey-Turvey, der Gespielin von des Königs jüngstem Bruder, so durfte er ungehindert das Land verlassen. Doch Billie, der Ladenjunge, wurde in den Tower geworfen, dringend verdächtig, den Hochverrat literarisch vorbereitet zu haben.

Um den schüchternen, wenig redegewandten Knaben gesprächiger zu machen, ließ ihn der Untersuchungsrichter mit Zangen zwicken und seine Gelenke auskugeln. Dann fragte er ihn mit der natürlichen Liebenswürdigkeit eines Mannes, der über seinem Beamtencharakter nicht sein Menschentum vergißt, ob er wohl wisse, daß die Werke

jenes Shakespeare wahre Breviarien seien für Königsmord und Konspiration, Bibeln des revolutionären Umsturzes und der frevelvollen Kunst, das Volk aufzuhetzen. Jammernd erwiderte Billie: er sei nur ein ungelehrtes Kind, könne nicht lesen noch schreiben, wisse überhaupt nicht, was in den Büchern stehe und pflege sie nur an der Farbe des Umschlags zu unterscheiden; übrigens habe er sie gar nicht verkauft, sondern nur jeden Morgen abgestäubt. Dabei blieb er in gottloser Verstocktheit.

Auch als Angeklagter vor des Königs Obergericht wollte er sich zu keinem Geständnis bequemen. In dieser Atmosphäre von zurückhaltendem Richterstolz und herber Sachlichkeit, die sich dem Außenstehenden nicht so leicht erschließt, gelang es auch ihm nicht, sich zu erschließen, und er wiederholte nur das in den peinlichen Verhören Gesagte. So erkannte ihn das Gericht schuldig des todeswürdigen Verbrechens, Umsturzliteratur mit dem Staubwedel pfleglich behandelt zu haben, anstatt sie, wie pflichtgemäß, dem Feuer zu überliefern. Bald darauf wurde Billie, nachdem man ihn vorher mit Ruten gestrichen, nach Newgate gebracht und dort gehängt.

Doch in den Wochen vor seiner Hinrichtung hatte Billie in einer Zelle gelegen mit einem frommen Schwärmer, dem sich in trunknen Visionen die freieste Verfassung der Welt offenbarte, ein Saeculum der Gedankenfreiheit und der gewaltlosen Harmonie. Dieses Mannes Reden erhitzten Billies armen Kopf, und sie mögen den seltsamen Traum verursacht haben, den er in seiner letzten Nacht hatte: Er stand plötzlich in einem fernen Jahrhundert und sah seinen Fall verhandelt von Richtern in feierlichen roten Talaren. Und deren Ältester erhob sich und sprach mit der scharfen, beizenden Stimme des Lord Oberrichters: Was Billie da vorbringe, seien Flausen; die literarischen Qualitäten des Herrn Shakespeare wären ja unbestritten, doch das schließe nicht aus, daß ein Andrer die Bücher dieses Autors für strafbare politische Zwecke geeignet finde und sie in strafbarer Weise gebrauche. Er, Billie, aber habe als Angestellter der Firma Peacock, ohnehin durch andre Beschlagnahmungen gewarnt, die Pflicht zur sorgfältigen eignen Prüfung, gegebnenfalls auch zur Erkundigung gehabt. Das habe er versäumt, und deshalb sei er zu verdammen. Während Billie schmerzlich aufschrie, zerplatzte sein Traum. Die Büttel ergriffen ihn und servierten ihn erst dem Priester, dann dem Henker.

Der Verkünder des Dritten Reichs hatte sich umsonst bemüht. Billie, der Ladenjunge, von seiner Zeit verstoßen, starb ohne Glauben an die Zukunft.

Lucius Schierling

Literaten

Holzbock I.

Grunewald! Villenkolonie! Konzert! Wer denkt da nicht an die modernsten Toiletten, an kostbare Juwelen, an Autofahrt, an das Gewoge und Geflüster eleganter Frauen, im Dreß geschmückter Männer und Jünglinge. Wie ganz anders gibt sich die Villenkolonie bei ihren Veranstaltungen im Grunewald selbst! Die Besitzer und Besitzerinnen der schönen Villen, die in einem Konzert durch ihre Eleganz auffallen wollen, geben sich hier ganz schlicht bürgerlich. Es ist eine stille Abmachung unter den Mitgliedern der Villenkolonie, nicht den Reichtum hervorzukehren, bei den öffentlichen Festen ihrer Kolonie jedes Protzentum zu vermeiden, in einfacher Kleidung zu erscheinen.

Im Gemeindesaal mit den würdevollen bronzenen Apostelfiguren erkennt man viele bekannte Gesichter, die Stammgäste unserer Feste, unserer Premieren und unserer großen musikalischen Aufführungen. Junge, anmutige Mädchen, die sich wahrscheinlich in Berlin morgen in Balltoilette im Charleston leidenschaftlich bewegen, weisen

die Plätze an und sorgen mit scharmanter Energie dafür, daß während des Gesanges niemand störend seinen Platz aufsucht.

Lokal-Anzeiger

Wilhelm II.

Die Akademie war sehr hübsch ausgeschmückt, denn zwischen jedem Fenster war das Gemälde eines Generals. Während der Parade wurde Prinz Albrecht Vater ohnmächtig und mußte fortgetragen werden; er war ein wenig vom Schlag gerührt worden.

Kaiser Wilhelm II.
„Aus meinem Leben"

Zehn Lappen

Der Maler Willi Steinert erzählt:

In Gefle, in Nordschweden, wo es genau so trocken ist wie überall in diesem alkoholrationierten Lande, haben die Kapitäne der Schiffe auf weite Fahrt freien Alkoholkonsum. Ein Erzdampfer löschte da oben seine Ladung, und die Arbeiter, die der Kapitän angestellt hatte, bekamen zwei Kronen und einen Doppelschnaps täglich. Diese Arbeiter waren Lappen.

Jeden Abend spielte sich nun folgendes ab:

Die zehn Lappen traten in einer Reihe an, und der Erste bekam seinen Schnaps. Damit gurgelte er, und wenn er fertig war, spie er den Schnaps dem Zweiten in den Mund. Der gurgelte desgleichen und gab seins an den Dritten weiter. So bis zum Zehnten. Der wiederum indossierte den Schnaps dem Ersten, und Der trank ihn. Benebst den neun andern Schnäpsen. Darauf trugen sie ihn, knillebesoffen, von Bord.

Am nächsten Tag kam der Zweite an die Reihe, und dank dieses ingeniösen Verfahrens war jeden Abend, trotz der kleinen Ration, wenigstens ein Lappe rundherum betrunken. Überschrift: Die Prohibition.

Pestalozzi-Feier

In einem badischen Gymnasium. Der Professor trägt vor: „Pestalozzi war seinen Schülern Lehrer, Erzieher und Vater". Dann, zu einem Schüler gewendet: „Pahler, Sie Lump, wenn Sie das lächerlich finden, dann gehen Sie doch hinaus! Es ist mir viel lieber, wenn ich Ihr Gesicht nicht sehen muß!"

Und die Rede über Pestalozzi fließt weiter.

Propaganda

Engelhorns Romanbibliothek ist literarisch saniert!

Gelegentlich streuen wir volkstümliche Bände ein.

Spannende Unterhaltungsliteratur ist ebenso berechtigt wie Schachspiel.

Keinerlei Kitsch süßer oder saurer Art.

Keine Konzession an literatenhafte Eintagsmoden.

Keine verrückten artistischen Experimente.

Keinerlei konfessionelle oder politische Beschränkung.

Keinerlei Alterserscheinungen, sondern Verjüngung.

Keinerlei spießbürgerliche Scheuklappen.

Vollkommen konkurrenzlos billiger Preis.

Reklame-Prospekt

Ein Konjunktiv

Wenn ich kein Dichter wäre.
Von
Ernst Lissauer.

Berliner Börsen-Courier

Damen-Kegelklub

„Ich heiratete einen Kegler. Mein Mann ist einer der besten Schieber seines Vereins und hat erst neulich beim Training seine 86 Holz bei 10 Schub gemacht. Das macht einem doch Freude! Ich schiebe auch nicht schlecht und habe mir einen ganzen Schrank voll Preise erkegelt. Das Porzellan für die Aussteuer meiner Tochter habe ich errollt. Ich schiebe an guten Tagen meine 500 Kugeln. Das sitzt im Blut. Auch meine Tochter kegelt mitunter."

Frau Schornsteinfegermeister Schrot im „Berliner Lokal-Anzeiger"

Antworten

Pfälzer. Föderalismus? Nicht in die Hand. Es ist ja nicht wahr, daß die kleinen Ländchen mit den alten dynastischen Grenzen nun jedesmal echte Kulturkreise umschließen. Was da gegen Berlin rumort und die heimischen Interessen zum Schaden der Steuerzahler durchpaukt, ist in den meisten Fällen nichts als kindliche Lokaleitelkeit und Wichtigtuerei überflüssiger Beamter und Vereinsbonzen, die ihr kleines Berlin im Hause haben wollen, mit allem nötigen Komfort: Überorganisation, Instanzenzügen, Titeln, Ämtern und dem gesamten Krimskrams jener geschäftigen Nichtstuerei, die unproduktiv ist und unser Geld kostet. Gibt es denn noch einmal in der Welt ein Land, das so doppelt durchorganisiert ist wie das deutsche? Der Wahnwitz, einen Gegensatz zwischen den „Ländern" und dem „Reich" zu konstruieren, völlig sinnlose Gesandtenposten zu unterhalten, den Aktenverkehr ins Maßlose zu steigern: zu wessen Nutzen geschieht das alles? Zum Nutzen eines aufgequollnen Beamtenkörpers, der allen schlechten Eigenschaften der Deutschen herrlich entgegenkommt: Verantwortungslosigkeit, Wichtigmacherei und Sehnsucht nach der Pensionsberechtigung. Und nun fürchten Sie die große Berlinisierung? Die Vormachtstellung Preußens hätte natürlich ebenso zu fallen wie der ganze läppische Kleinkram fingierter Landesinteressen. Es sind nichts als Beamteninteressen. Ein modernes Land kann, auf allen wichtigen Gebieten, nur zentralistisch und einheitlich regiert werden — aber eben nicht, wie sich das eine Administration in Berlin vorstellt, die am liebsten das Verkehrsampel-System auf das Reich ausdehnen möchte: in Berlin auf den Knopf drücken und so bestimmen, was — möglichst zu gleicher Zeit, ruck, zuck! — in Gumbinnen, Heidelberg und Oberfranken zu geschehen hat. Das ist töricht und Ausgeburt einer Beamtenphantasie. Gelockerter Zentralismus: das wäre eine große Verbilligung dieser schwerfälligen Maschine, die heute Deutschland heißt.

Arthur Seehof. Sie schreiben mir zu Kurt Hillers Masaryk-Aufsatz: „Der tschechoslowakische Staat ist ebensowenig ‚gemacht' worden wie irgend ein andrer Staat gemacht worden ist und gemacht werden kann. Auch der tschechoslowakische Staat ist ‚gewachsen'. Woraus? Einmal aus den Kämpfen, die die Tschechoslowaken gegen die oesterreich-ungarische Monarchie führten, und dann aus Dem, was Masaryk als „Weltrevolution" bezeichnet hat, aus dem Kriege. Und der Krieg von 1914 bis 1918 ist doch wohl das Resultat von Wirtschaftskämpfen. Anders: 1914 bis 1918 führte der Kapitalismus seinen Wirtschaftskampf statt mit ‚friedlichen' mit kriegerischen Mitteln. Und wirtschaftlicher Kampf innerhalb der feudalen und kapitalistischen Ordnung ist und verursacht nun einmal Klassenkampf. Ergo: ist der Krieg von 1914 bis 1918 etwas anderes als das — wenn auch erfolglose — ‚Produkt von Klassenkämpfen'? Das erfolgreiche wäre gewesen, im August oder September 1914 die soziale Revolution durchführen zu können. Daß der mit Kanonen und Granaten arbeitende Wirtschaftskampf natürlich auch zur Abwehr und zur Niederknüppelung des proletarischen Klassenkampfes — also als Klassenkampf gegen den Klassenkampf — dienen sollte, ist wohl selbstverständlich und von Rosa Luxemburg glänzend bewiesen worden. Aber da im Leben der Menschen der Druck Gegendruck erzeugt, löste der Krieg einen Klassenkampf von solcher Stärke und Gewalt aus, wie das friedliche Zeiten nicht gesehen haben: die russische, die deutsche, die tschechoslowakische Revolution undsoweiter ... Und diese Revolutionen, das ‚Produkt von Klassenkämpfen', führten Masaryk an die Spitze eines Staates, der sich aus diesen Klassenkämpfen herausschälte. Nicht Masaryk also machte die Revolution, nein, umgekehrt, der tschechoslowakische Staat wuchs aus dem Kriege heraus."

Republikaner. Ja, hier haben gegen Fritz Ebert oft harte und anklägerische Worte gestanden, mit denen sich Jeder auseinandersetzen mag, wie es ihm gefällt. Aber die Schlachterroheit, mit der die bayerische Regierung ausdrücklich dementieren läßt, daß sie etwa auf dem Grabe des Verstorbenen einen Kranz niedergelegt habe — das übersteigt denn doch das Äußerste. Man stelle sich das Geheul vor, wenn dergleichen mit einem andern Reichspräsidenten geschähe! Die Tatsache zeigt aber, was Ebert aus seiner Nachgiebigkeit, aus den „staatspolitischen Erwägungen", aus seiner „klugen taktischen Realpolitik" nun geerntet hat. Nichts. Die republikanischen Zeitungen haben die bayrische Ohrfeige mit säuerlicher Ironie still und bescheiden eingesteckt. Die Bayern sind eben Großmacht. Ein Wunder, daß sie Eberts Grab nicht zerstören.

Friedrich Hollaender. Sie machen mich freundlicherweise auf einen kleinen Irrtum aufmerksam, den Sie in dem Aufsatz Axel Eggebrechts über den Malik-Verlag entdeckt haben. „Die Zeitschrift ‚Neue Jugend' begründete nicht — wie Herr Axel Eggebrecht mitteilt — im Jahre 1916 Herr Wieland Herzfelde, vielmehr wurde dieses Blatt im Jahre 1914 von Heinz Baruch und mir begründet und herausgegeben. Die ‚Neue Jugend' stand vom Tage ihres Erscheinens an im Zeichen kriegsfeindlicher und republikanischer Ideen, brachte auch die ersten, den Spießer demaskierenden Arbeiten von Georg Groß. Einige Monate nach Kriegsausbruch mußte aus Zensurschwierigkeiten das Erscheinen der Zeitschrift zeitweilig eingestellt werden, erst 1915 traten wir wieder auf den Plan, diesmal unter der Schriftleitung des Herrn Wieland Herzfelde. 1916 ging dann das Blatt vollends in die Hände der Brüder Herzfelde über und wurde von da an zum Sprach- und Kampforgan des Malik-Verlags." Schönsten Dank.

Provinz-Städter. Da schreiben Sie mir nun diesen Brief mit dem großen Jammergeschrei: welche Stadt, in der ich gezwungen bin zu leben! Warum umreißen Sie nicht wenigstens einmal den Gesamtcharakter dieser Ihrer Stadt und erfreuen damit alle meine Leser?

Kurt Bois-Stern, Stettin, Poelitzer Straße 14. Sie bitten die Stettiner Weltbühnenleser, die Interesse an der Bildung eines Freundeskreises haben, Ihnen Ihre Adresse mitzuteilen.

Max Hölz. Immer noch? Immer noch. Lüttwitz bekommt Pension; Sie sitzen. Wir stehn am Tor, schlagen dagegen und vergessen nicht.

Magistratsaktenbahnwagenschaffner. Doch, Titel müssen sein. Übrigens stehen Sie damit nicht allein: auch die Dänen lieben dergleichen. Das ist ein schönes Land! Da heißen die Literaten „Herr Verfasser" und werden auch so angeredet, und wer möchte da nicht Verfasser sein! Und als einmal, auf einer Dampferfahrt, sich alle Welt mit Titeln anredete: „Herr Großkaufmann!" und „Herr Makler!" und „Herr Verfasser" und Einer da war, der beim besten Willen, aber auch beim allerbesten Willen nicht den winzigsten Titel aufzuweisen hatte, da einigte sich die Gesellschaft doch auf eine pikfeine und passende Anrede. Und nannte ihn: „Herr Dampfschiffahrtspassagier!" Skal —!

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

6 Mark für das II. Vierteljahr 1927

bis zum 31. März einzuzahlen, da am 2. April die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Der Oberreichsanwalt von Carl v. Ossietzky

Durch eine Reihe von Vorfällen irre geworden an Dem, was er bisher für Justiz gehalten hat, greift der Chronist, um aus der Quelle zu schöpfen, zum großen Brockhaus und findet hier: Justiz, siehe Rechtspflege; und: Rechtspflege, siehe Gerichtsbarkeit. Die Justiz ist also lexikalisch nicht da, und auch die Rechtspflege muß dem dürren administrativen Begriff Gerichtsbarkeit weichen. Wir sagen aber immer Justiz oder Rechtspflege und verlangen damit etwas, was es höchstwahrscheinlich gar nicht gibt, denn sonst hätte es gewiß der gelehrte Encyklopädist gebührend gewürdigt. Die Erkenntnisse der höchsten deutschen Instanz in politischen Fällen vertiefen diese Auffassung. Wer nach den Buchhändlerprozessen die Erwartung aufgab, das vom Reichsgericht servierte Leipziger Einerlei könnte noch ein Mal sensationell unterbrochen werden, sieht sich merkwürdig widerlegt. Unter der roten Robe war noch ein Trumpf verborgen und jetzt liegt er auf dem Tisch ...

Durch die Blätter geht die Nachricht, der Herr Oberreichsanwalt habe gegen den Schriftsteller Berthold Jacob und gegen den Herausgeber und verantwortlichen Redakteur des Wochenblattes ‚Das andere Deutschland' Anklage wegen versuchten Landesverrats erhoben. Grund dieses Vorgehens bildet ein Artikel Berthold Jacobs „Das Zeitfreiwilligengrab in der Weser", im April 1925 erschienen, kaum zwei Wochen nach dem furchtbaren Pontonunglück von Veltheim, das 81 Menschen das Leben gekostet hat. In diesem Artikel wird unter anderm gegen den General v. Seeckt der inzwischen auch offiziell gerechtfertigte Vorwurf erhoben, die Reichswehr zum Tummelplatz aller schwarz-weiß-roten Geister gemacht zu haben; weiter wird eine Darstellung des Zeitfreiwilligen-Unfugs und der schwarzen Rüsterei gegeben, soweit das auf Grund des damals vorhandenen Materials möglich war.

Dieser Artikel bedeutete im Frühjahr 1925 einen Akt von Zivilkourage. Zwar hatte der Reichskanzler Luther in seiner Antrittsrede im Januar 1925 zum ersten Mal zugegeben, daß eine heimliche Wehr bestanden habe und damit die Unterhaltungen darüber gleichsam legalisiert, aber die republikanische Presse, teils Geßlers Wünsche respektierend, teils den Staatsanwalt fürchtend, folgte nur langsam. Doch seitdem haben die Fememordprozesse Licht in die Dinge gebracht, und selbst das zagste liberale Blatt ist inzwischen über Das hinausgegangen, was Berthold Jacob damals behauptet hat. Schon am 28. Mai 1925 führte in der Reichstagsdebatte über das Veltheimer Unglück der Demokrat Doktor Haas aus: „Die Pazifisten, die solche Illegalitäten ans Licht bringen, begehen keinen Landesverrat. Landesverrat begehen die Staatsanwälte, die Anklage erheben." Das war für die republikanischen Parteien die erlösende Formel und ist auch das Schlußwort geblieben. Auch die Anklagebehörden bremsten ihren Taten-

drang. Es kam im Mai vorigen Jahres die Entdeckung der Olympia-Verschwörung; es kam im Spätsommer der Sturz Seeckts; es kam der Schulz-Klapproth-Prozeß, das Mahraunsche Memorandum, das Bekanntwerden der militärischen Kommunikation mit Rußland. Es setzte eine wahre Enthüllungshausse ein, die Diskussion wurde allgemein, und den großen großen Redaktionen fielen volle und leere Denkschriften hageldicht ins Haus. Hätten die Staatsanwälte hier eingreifen wollen, es wäre ihnen schon quantitativ unmöglich gewesen. Heute zweifelt auch der allernationalste Mittelparteiler nicht mehr, daß die heimlichen Rüstungen keine Bedrohung Frankreichs, sondern nur eine empfindliche Störung der innern Ordnung bedeutet haben. Und ebenso hat es sich herumgesprochen, daß die Geheimnisse, über die bei uns nicht geschrieben werden durfte, im Ausland lange bekannt waren.

*

Was bezweckt der Oberreichsanwalt, wenn er nach zweijähriger Ruhezeit die Akten Jacob-Küster wieder öffnet? Herr Doktor Werner, von Herrn Marx entdeckt, ist, wie man weiß, ein rechtsgerichteter Mann, aber, wie sein Gönner scharfsinnig erkannt hat, mit dem Herzen bei der Republik. Was bewegt diesen partiellen Republikaner, die Zeitmaschine auf den Status von 1924 zurückzustellen? Juristisch gibt die Anklageschrift nichts her. Desto mehr sagt sie über die politische Denkungsart des Herrn Oberreichsanwaltes aus. Wenn es bei der Wiedergabe der Personalien Küsters heißt: er habe schon während des Krieges den „sogenannten Militarismus" bekämpft; wenn weiter von dem „ehemaligen Feindbund" die Rede ist; wenn schließlich die Anwendung der Amnestie bestritten wird: „mit Rücksicht auf die Hartnäckigkeit des verbrecherischen Willens der Angeschuldigten und die schwere Schädigung der vaterländischen Belange", so verbirgt zwar vor diesem deutschen Stil der Genius der Sprache schaudernd sein Haupt — aber dies Schöpfen aus der nationalistischen Phraseologie, da, wo sie am dümmsten ist, entlarvt die politischen Motive der Anklage. Die kräftige Unterstreichung der vaterländischen Belange, die gewiß in irgend einem Bierkomment, aber noch nicht im Strafgesetzbuch paragraphiert sind, enthüllt diesen Oberreichsanwalt, der als strebsamer Ministerialbeamter ohne Praxis in der Rechtspflege — pardon — Gerichtsbarkeit, seinem Chef aufgefallen ist und von diesem in Leipzig inthronisiert wurde, wo ihm inzwischen seine einzige hochoffiziell bestätigte republikanische Körperpartie gründlich abhanden gekommen ist. Kein Politiker von Vernunft hat Freude an dieser Aufrührung hoffentlich vergangner Dinge, nur der Herr Oberreichsanwalt nimmt Rache an ein paar Publizisten, die dem Reichswehrministerium eine Reihe unangenehmer Stunden bereitet haben. Er verweigert ihnen die Amnestie unter Hinweis auf ihren hartnäckigen verbrecherischen Willen; er verfolgt nicht ihre Handlungen, sondern ihre Gesinnung. Der Eine, Fritz Küster, hat schon im Kriege den „sogenannten Militarismus" bekämpft: Grund genug für das Reichsgericht, nachzuholen, was die Militärgerichte versäumt

haben. Der Andre, Berthold Jacob, hat in seiner Zeitungskorrespondenz den Skandal von Münsingen aufgedeckt und auch sonst den Herren Geßler und Seeckt einige gehörige Bataillen geliefert. Grund genug für den Herrn Oberreichsanwalt, einen verbrecherischen Willen, der sich vornehmlich mit dem sogenannten Militarismus beschäftigt, mit den Mitteln der sogenannten Justiz lahmzulegen.

Es gibt kein internationales Recht, das politische Gruppen schützt, die ihre Regierung zur strikten Beachtung eines unterzeichneten und vom Parlament ratifizierten Friedensvertrages anhält. Während die Minister den guten Willen der Regierung beteuern, können die Gerichte seelenruhig Politiker als Verräter justifizieren, die darauf dringen, daß die ministeriellen Beteuerungen Tat werden. Integre Persönlichkeiten müssen es sich gefallen lassen, wie Spione oder Agenten, wie bezahlte Subjekte behandelt zu werden, weil ihnen der Friede der Welt mehr gilt als die Interessen des Landes. Sie sind Freiwild. Hier besteht eine ungeheure Gefahr für die Unabhängigkeit des gesamten politischen und geistigen Lebens. Wenn wir uns für Fritz Küster und Berthold Jacob einsetzen, so geschieht es nicht, weil der Eine mit viel Mut und Selbstlosigkeit seit Jahren als Herausgeber eines pazifistischen Blattes wirkt, der Andre von der ‚Weltbühne' lange als hervorragender Mitarbeiter geschätzt wird und ihrem Freundeskreis ein guter Kamerad ist: — es geht um die Freiheit der Presse überhaupt. Behauptet sich die neuerdings in Leipzig beliebte Judikatur, dann ist das Organ keiner Richtung mehr sicher; die Gerichte übernehmen einfach die Funktionen der seligen Militärzensur, und der erste Prokurator der Republik sinkt zu einer Art Nicolai in gehobner Gehaltsklasse herab. Der Fall Jacob-Küster ist vielleicht die letzte Chance, den Kampf um die Justiz zu einer Entscheidung zu führen. Wir nehmen die Sache nicht leicht; wir sehen ausdrücklich von der stereotypen Floskel ab, den Angeschuldigten zu versichern, daß sie der Entwicklung mit Ruhe entgegensehen können. Wir meinen vielmehr, daß höchste Unruhe am Platze ist: denn das Tribunal vor das sie treten, ist das Reichsgericht, und ihr Ankläger ist Herr Doktor Werner.

*

Der neue Oberreichsanwalt trat sein Amt am ersten September vorigen Jahres an. Am Tage darauf wurde der Assessor Doktor Dietz in Elberfeld verhaftet. Er soll Landesverrat begangen haben, indem er sich vor nunmehr fünf Jahren bei dem amerikanischen Botschafter bemüht hatte, seinen Freund, einen Doktor Goldmann, eine Anstellung als Ballistiker zu verschaffen. Ebenso hatte Dietz einen Zentrumsabgeordneten schriftlich gebeten, sich für ein ballistisches Projekt seines Freundes beim Reichswehrministerium einzusetzen. Wochenlang nach dieser Verhaftung wurde bekannt, daß Dietz etwas viel Ärgres verbrochen hatte als die Preisgabe artilleristischer Intimitäten: er ist nämlich der Mann, der die Putschpläne des Herrn Claß an Severings Polizei verraten hat. Das genügte Herrn Werner, Dietz als mauvais sujet zu betrachten. Eine

Haussuchung brachte Durchschläge der höchst verjährten ballistischen Korrespondenz zu Tage, und das lieferte den Vorwand zur Verhaftung. Der Hauptzeuge gegen Wiking und Olympia sitzt mit seinem Freunde Goldmann seit Monaten im Elberfelder Untersuchungsgefängnis, den Inquisitionsmethoden eines Richters namens Hofius ausgeliefert, der auf Grund dieses Befähigungsnachweises schleunigst nach Magdeburg versetzt werden sollte. Man faßt sich an den Kopf, fragt sich, wie das möglich ist. Antwort gibt Ebermayers berühmter Kommentar zum Strafgesetzbuch (Auflage von 1925), wo Herrn Werners Vorgänger zum Artikel Landesverrat folgendes ausführt:

> Nur für wahre Tatsachen kommt eine Geheimhaltungspflicht in Frage ... Die Verbreitung falscher Nachrichten kann höchst nachteilig sein, fällt aber nicht unter § 92 Ziffer 1. Hält der Täter die Nachricht für wahr, so kann Versuch vorliegen. Als Nachrichten, die geheimzuhalten sind, erachtet die Rechtsprechung u. a.: Mitteilung über versteckte Waffenlager, Schwarze Reichswehr, nationale Verbände, Oberschlesischen Selbstschutz. Nach der neuern Rechtsprechung soll aber die bloße Mitteilung oder Veröffentlichung solcher Tatsachen nicht genügen, vielmehr muß gleichzeitig der deutschen Regierung ausdrücklich oder stillschweigend der Vorwurf gemacht werden, sie wisse, dulde oder fördere entgegen den in Versailles übernommenen Verpflichtungen derartige Zustände.

Dem fügt sich als Pointe erst eine Fußnote an:

> Als fremde Regierung im Sinne dieser Bestimmung kann auch die Regierung eines Bundesstaates gelten.

Und Ebermayer teilt mit, daß das Reichsgericht in diesem Sinne drei Entscheidungen getroffen habe, unveröffentlicht bisher, also Geheimurteile. Die Aktenzeichen sind: R.G. Fer.Sen. 7 J. 69/23 vom 28. VIII. 23; V. 7 J. 10/23 vom 1. XII. 23; V. 7 J. 61/24 vom 16. X. 24. Wenn Dietz nicht der Verrat militärischer Geheimnisse nachgewiesen werden kann, so ist es noch immer möglich, ihn des Landesverrats zu zeihen, weil er das Techtelmechtel gewisser Reichswehrstellen mit militärischen Geheimverbänden an Preußen verraten hat. Ebermayers Halsgerichtsordnung gibt Handhabe dazu.

Was Herr Claß mit seinen Verbänden projektierte, war ein Narrenfasching. Was die gelehrten Juristen, die Beamten der Republik, hier gebraut haben, ist ärger. Es ist ein Attentat gegen die Einheit des Reiches, wie es keinem konspirierenden Separatisten bisher im Traum eingefallen wäre. Wenn das möglich ist, dann läßt sich auch mit einer Fußnote die ganze Verfassung zum Teufel interpretieren.

Justizreaktion und Militarismus haben sich vereint. Durch das Medium der Justiz holt der Militarismus die seit 1914 versäumten Siege nach.

*

Während sich solches zu Haus begibt, wirbt Stresemann in Genf um das Vertrauen Europas.

Einigung durch gemeinsame Aktion

von Georg Ledebour

Unter den Gegnern der deutschen Reaktion gibt es wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber, daß uns jahrelange ungehemmte Rückwärtserei auf das Kultur- und Rechtsniveau eines faschistischen Staates hinabgedrückt hat. Was Kapp durch einen brutalen Militärputsch mit einem Schlage erzwingen wollte, wurde langsam, aber zielsicher von schlauern Kapitalsbedienten auf Schleichwegen erreicht. Wir haben zwar nicht den offen eingestandnen faschistischen Staat: Modell Mussolini, aber wir haben den spießbürgerlich maskierten: Modell Stresemann.

Und auch darüber gibt es unter den Gegnern dieser echt germanischen Mißwirtschaft keine Meinungsverschiedenheit, daß die Hauptschuld an ihr in der Zerrissenheit der Arbeiterschaft zu suchen ist. Anstatt geschlossen ihre Kraft für die Besserung unserer Zustände einzusetzen, liegt sie in bitterer Fehde mit sich selbst. Nun müssen Träger des Befreiungskampfes diejenigen Bevölkerungsschichten werden, die unter der Bedrückung und Ausbeutung vorzugsweise zu leiden haben. Das sind aber die arbeitenden Massen. Ihre Einigung zum Klassenkampf ist deshalb Vorbedingung für die Rettung des deutschen Volkes aus dem gegenwärtigen Zustande fortschreitender Versumpfung.

Die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Arbeiterbewegung sind indes heute noch so gegensätzlich, daß eine programmatische Einigung gegenwärtig noch völlig ausgeschlossen ist. Die Kommunistische Partei und einzelne kleinere Organisationen bekennen sich zum revolutionären Klassenkampf des Proletariats. Wie könnte man ihnen eine programmatische Verständigung mit Arbeiterführern zumuten, die die hauptsächliche Mitschuld an der faschistischen Verseuchung Deutschlands tragen und die bereit sind, morgen abermals mit Stresemann, dem Urheber des antisozialistischen Staatstreichs in Sachsen, eine Koalitionsregierung zu bilden!

Nein, nicht erst programmatische Verständigung und dann gemeinsames Handeln! Der umgekehrte Weg führt zur Einigung. Aus gemeinsamen Aktionen, die bedingt werden durch gemeinsame Not, wird allgemach unter den Arbeitermassen verschiedner Richtungen die gemeinsame sozialistische Grundauffassung, das gemeinsame Bekenntnis zum revolutionären Klassenkampf erzeugt werden, das schließlich auch den Zusammenschluß der Arbeiterschaft zu einer einheitlichen Partei und damit den Sieg über den Faschismus verbürgt.

Dieser Weg ist sicher schwierig; anfangs geht es nur langsam vorwärts. Aber er wurde glücklicherweise schon beschritten, und man hat bereits Erfolge erzielt. In die Fürstenenteignungskampagne wurden sogar die anfangs widerwilligen sozialdemokratischen Führer hineingerissen. Dem Kongreß der Werktätigen leisteten sie dauernd Widerstand. Sie konnten aber nicht hindern, daß Tausende von Sozialdemokraten

Delegierte entsandt haben. Der Auschluß dieser entschlossnen Männer aus der SPD wird nicht verhindern, daß der Einigungsgedanke unter der heute noch ihr anhängenden Arbeiterschaft immer weiter um sich greift. Jetzt hat der Kongreß gegen Imperialismus und Kolonialpolitik in Brüssel wiederum Sozialisten verschiedner Richtungen auch international zu gemeinsamen Aktionen vereinigt. Ich kann den Nachweis erbringen, welch außerordentlich erfreuliche Wirkungen diese Zusammenarbeit hat.

Die Vertreter der sämtlichen Kolonialvölker haben sich zum entschlossenen Befreiungskampf bekannt. In der Hoffnung auf die Verwirklichung ihres Zieles wurden sie durch die Verbrüderung mit ihren Leidensgenossen ebenso wie durch die Sympathiebekundungen der europäischen Gesinnungsgenossen gestärkt. Eine Sonderkundgebung der deutschen Delegierten sprach sich aus gegen die sinnlose Wiederbelebung von Kolonialbestrebungen in dem selbst unter die Botmäßigkeit der Siedlerstaaten hinabgedrückten Deutschen Reich. Indes, so wichtig und notwendig die Bekämpfung dieses neuen Rückfalls des deutschen Bürgertums in die verderblichen Torheiten der Vorkriegszeit ist, für den Weltkampf der kolonialen Freiheitskämpfer gegen die imperialistischen Ausbeuterstaaten ist das von nebensächlicher Bedeutung. Von höchster Wichtigkeit dafür ist die Stellungnahme der englischen Arbeiterschaft.

Da ist nun auf dem Kongreß in Brüssel gleich ein auffälliger Unterschied zwischen dem Verhalten der Mitglieder der deutschen Sozialdemokratie und der englischen Arbeiterpartei zu Tage getreten. Beide Organisationen gehören der Zweiten Internationale an, die sich entschieden gegen den Kolonialkongreß in Brüssel erklärt hat. Ihr Sekretär Friedrich Adler hat sogar in höhnenden Worten den Kongreß als eine belanglose „kommunistische-Mache" und uns sonstige Teilnehmer als „verantwortungslose Eigenbrödler" zu diskreditieren versucht. Aus Deutschland hatte denn auch keine einzige sozialdemokratische Organisation Delegierte zu dem Kongreß entsandt. Dagegen waren aus Frankreich und Belgien Vertreter der dortigen sozialistischen Parteien erschienen. Vor allem aber war die englische Arbeiterpartei stark vertreten. Nun ist die Arbeiterpartei nicht eine einheitliche Organisation, sondern eine Föderation von Gewerkschaften und selbständig organisierten politischen Parteien wie die Unabhängige Arbeiterpartei (Independant Labour Party). Ihr linker Flügel war durch mehrere Parlamentsmitglieder vertreten, von denen George Lansbury in den Vordergrund trat. Außerdem hatte die sogenannte „Minderheitsbewegung", der radikale Flügel der Gewerkschaften, Delegierte entsandt. Die englischen Kommunisten waren weit geringer an Zahl. Sogar ein englischer Sekretär der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale, der Genosse Brown, nahm auf eigne Faust an dem Kongreß teil. Schon dies selbständige Auftreten der englischen Vertreter verschiedner Parteistellung zeugte von einer erfreulichen Entschlossenheit in der Betätigung ihrer sozialistischen antiimperialistischen Gesinnung. Welcher Gegensatz zu der

schablonenhaften Unterwerfung deutscher Sozialdemokraten und Gewerkschaftler unter parteiobrigkeitliche Parolen!

In den Debatten sprachen sich diese Engländer in schärfster Weise gegen die imperialistische Politik ihrer eignen Regierung aus, vor allem gegen deren feindseliges Verhalten gegenüber dem chinesischen Emanzipationskampf. Es kam zu begeistert aufgenommenen Verbrüderungsszenen zwischen Engländern und Chinesen.

Diese Vorkommnisse veranlaßten mich, auch auf die Verbrüderung der in Brüssel vertretenen europäischen Parteien in unsern Heimatländern hinzuwirken. Im Anschluß an meine Befürwortung eines tatkräftigen Eingreifens der europäischen Arbeiterschaft zur Verhinderung von Kolonialkriegen führte ich aus: Wie wir revolutionären Sozialisten in Deutschland mit den Kommunisten zusammen einen gemeinsamen Kampf gegen kapitalistische Ausbeutung und Unterdrückung führen, so sollte das auch in andren Ländern möglich sein.

Zwar wird sich diese Hoffnung nicht sofort verwirklichen lassen. Denn in England ist die Parteientwicklung noch nicht so weit ausgereift, daß auch nur der linke Flügel der ILP sich mit den Kommunisten für gemeinsame Aktionen so verbrüdern könnte, wie wir hier in Deutschland. Aber grade eine andre Erfahrung, die wir in Brüssel gemacht haben, rechtfertigt das Vertrauen auf die baldige Steigerung der englischen Arbeiterbewegung zum einheitlichen revolutionären Klassenkampf. Als Referent über den „Kampf gegen den Imperialismus“ hatte ich eine mit einigen Deutschen, Engländern und Chinesen vereinbarte Resolution vorgelegt, die in der Forderung gipfelte:

„Unsere Beihilfe darf sich nicht auf Sympathiekundgebungen für die kolonialen Freiheitskämpfer, noch auf Protestkundgebungen gegen die Gewalttaten der imperialistischen Unterdrücker beschränken. Sie muß in Massenaktionen gipfeln. Geht ein imperialistischer Staat über zur militärischen Niederzwingung der Freiheitsbewegung eines Kolonialvolks oder eines vertragsgemäß in Abhängigkeit gebrachten Volkes, so müssen die Vertreter der auf dem Boden dieser Resolution stehenden Organisationen zur Herbeiführung von Streiks die Initiative ergreifen, insbesondere von Transportarbeiterstreiks zur Verhinderung der Sendung von Truppen und Kriegsmaterial nach den zum Abwehrkampf getriebenen Ländern. Sollten solche Druckmittel das Ziel nicht voll erreichen, so muß das Proletariat durch einen Massenstreik den Unterdrückerstaat zur Freigebung des unterjochten Volkes zwingen.“

Diese Forderung erweckte zunächst Bedenken bei einigen Delegierten, auch bei den Engländern. Man hielt sie für zu weitgehend. Doch gelang es mir, in einer Schlußrede diese Bedenken zu zerstreuen. Die Resolution wurde einstimmig angenommen. Zwischendurch hatten sich auch die Engländer mit den Chinesen und Indiern über eine Sonderkundgebung verständigt, in der die Streikforderung in folgender Fassung zum Ausdruck kam:

„1. Wir verlangen die sofortige Zurückziehung der Land- und Seestreitkräfte von dem chinesischen Boden und aus den chinesischen Gewässern.

2. Wir bestehen auf der Notwendigkeit einer direkten Aktion, inbegriffen eines Streiks und der Organisierung der Verhinderung der Waffen-, Munitions- und Truppen-Transporte sowohl nach China und nach Indien wie auch von Indien nach China."

Diese Bekenntnisse zum Streik als Mittel der europäischen Arbeiterschaft zur Verhinderung von Kolonialkriegen haben sehr schnell ein interessantes Nachspiel in England ausgelöst. Ein Mitglied der Baldwin-Regierung, der General-Postmeister Thompson, hielt es für angebracht, den streikgewillten Arbeiterführern zu drohen, wenn sie ihre Ankündigung in die Tat umsetzen sollten, so würden sie an die Mauer gestellt und erschossen werden. Darauf erteilte Lansburys ‚Labour Weekly', das Wochenblatt des linken Flügels der ILP, folgende Antwort in einem Artikel „Nieder mit dem Imperialismus":

„Wenn britische Truppen anfangen, chinesische Arbeiter niederzuschießen, die ihre berechtigten Freiheiten in ihrem eignen Lande fordern, dann werden britische Arbeiter ihr Bestes tun, diesem Verbrechen ein Ende zu machen.

Man wird uns sagen, wir brächten die Regierung in Verlegenheit. Nun, und wenn wirs tun? Wir haben ihr gegenüber unsre Pflicht getan, indem wir sie warnten. Jetzt schulden wir unserm Lande und unsern chinesischen Genossen eine Pflicht. Der General-Postmeister sagt, daß Arbeiter, die versuchen, diese Schande für die Zivilisation und unser Land zu hindern, an eine Mauer gestellt werden, vor sich Soldaten, die sie niederzuschießen haben.

Diese Mauer wird so lang sein müssen wie die große chinesische Mauer."

Da die große chinesische Mauer, die gegen die Einfälle mongolischer Reiterscharen im Norden des eigentlichen China erbaut wurde, etwa doppelt so lang ist wie eine Linie quer durch Deutschland, heißt das mit andern Worten: Lansbury und seine Freunde rechnen darauf, daß Millionen englischer Arbeiter einer Streikparole zur Verhinderung eines verbrecherischen Krieges gegen die chinesische Arbeiterschaft Folge leisten werden. Daß unsre englischen Freunde jetzt schon zu dieser Auffassung gekommen sind, beweist, wie richtig wir getan haben, in Brüssel die Streikparole anzuempfehlen. Diese schnelle Entwicklung zur Tatbereitschaft rechtfertigt aber auch die Hoffnung, daß die britische Arbeiterschaft bald die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller klassenbewußten Richtungen der Arbeiterschaft zur gemeinsamen Niederzwingung der Kapitalistenherrschaft erkennen, demgemäß handeln und so auch, wechselwirkend, der Höherentwicklung der Arbeiterbewegung in Deutschland einen neuen Anstoß geben werden.

So weisen alle Erfahrungen der Vergangenheit und der Gegenwart uns den Weg: Erzielt eure Einigung durch das Mittel der gemeinsamen Tat.

Das sozialistische Wien von Ernst Toller

„Platz der Republik!", ruft der Schaffner eines berliner Autobusses. Menschen auf der Plattform lachen. „Wat wollen Sie denn, meine Herren", entrüstet sich der Schaffner. „Dienst is Dienst!"

Diese kleine Episode, die ein Freund von mir neulich erlebt hat, ist symptomatisch und aufschlußreich. Jahrelang gab es eine sozialistische Mehrheit in Berlin. Von ihrem Wirken blieb der Name „Platz der Republik" und Der nur als Dienstbezeichnung.

Mein Gefährte im Abteil des Zuges Wien-Berlin ist oesterreichischer Industrieller. Wir sprechen über die Kommunalpolitik in Wien. Das Thema bringt ihn zum Rotkoller.

„Sie in Deutschland haben vernünftige Sozialisten. Aber die unsren — schlimmer als die Bolschewiki. Der Bürger kann sich in Wien nicht mehr halten. Sie erwürgen den Kapitalisten auf kalte Manier. Ohne großes Geschrei. Mit Aderlaß, nach und nach. Neulich habe ich mir einen der großen Arbeiter-Paläste angesehen, ich habe geglaubt, ich müsse vor Wut platzen. Und unsereiner muß sich immer mehr einschränken! Was soll man tun? Ich habe mein viertes Mädchen und meinen Chauffeur entlassen. Bedenken Sie: für das erste Mädchen zahle ich 50 Schilling Abgabe, für das zweite Mädchen 150, für das dritte Mädchen 600, für das vierte Mädchen 1200. Das kann man nicht tragen. Wien verkommt. Die Besitzer der Nachtlokale haben erklärt, sie werden, wenn Breitner kein Einsehen hat, schließen. Einer meiner Freunde, ein Nachtlokalbesitzer, erzählte mir, die Flasche französischer Sekt koste 8 Schilling. Dazu kämen 16 Schilling Zoll und zu den 24 Schilling nimmt der Breitner in Nachtlokalen noch 60 Prozent städtische Abgabe!"

Auch ich habe vor kurzem gesehen, was der wiener Gemeinderat, der eine starke sozialistische Majorität besitzt, leistet, und was ich an Verwirklichung sah, zerstörte mit wundervoller Gewalt das depressive Empfinden, das der deutsche radikale Sozialist in sich verkrustet trägt. Erklärlich wird, warum die kommunistische Partei in Oesterreich bedeutungslos ist. Die Radikalen blieben bei der sozialistischen Partei. Nur Rußland leistet in kulturellem Bezirk Ähnliches.

Mit dem Instrument der Wohnsteuer verschafft sich der Gemeinderat immense Einnahmen. Die Wohnbausteuer hat im Jahre 1925: 37 913 000 S, das sind 24 Millionen Mark, eingebracht. Der führende Finanzmann ist Breitner, der populärste und vom Bürgertum bestgehaßte Mann.

Wohnungen werden nach Art der architektonischen Einrichtung und Zimmerzahl besteuert, für kleine Wohnungen zahlt der Mieter einen lächerlich geringen Betrag Miete und Steuer (denn durch gesetzlichen Mieterschutz wird auch die Höhe der Miete bestimmt), aber für eine Achtzimmerwohnung muß der Mieter allein 300 Schilling städtische Abgaben monatlich zahlen. Es entfallen auf den Kopf in Wien 172 Schilling Wohnsteuer, während beispielsweise in Amerika trotz mehrfach

größrer Verdienstmöglichkeiten nur 56 Schilling gezahlt werden. Aus den Mitteln der Wohnsteuer wurden in den letzten Jahren Arbeiterwohnhäuser, Kinderspielgärten, Entbindungsheime, Übergangsheime für elternlose und verlassne Kinder, Arbeiterhochschulen, Volksbäder und andres gebaut. Von 1919 bis Ende 1923 hat die Gemeindeverwaltung 7259 Häuser errichtet. Im September 1923 wurde das große Wohnungsbauprogramm beschlossen, das 25 000 Wohnungen umfaßt und nun ausgeführt ist. Insgesamt wurden also etwa 32 000 Wohnungen gebaut. Die besten Architekten werden für Plan- und Inneneinrichtung der Häuser verwendet.

Der Winarsky-Hof, genannt nach einem verstorbnen sozialistischen Arbeiter, ist einer dieser Massenbauten, ein Komplex vieler Häuser, durch luftige, bäumebewachsne Höfe verbunden. In diesem Hause gibt es 800 Parteien und 3400 Menschen. Davon sind 1500 bei der sozialistischen Partei organisiert. (Die Stadt Wien hat dreihundertdreißigtausend organisierte Sozialisten.) Die kleinste Wohnung besteht aus Zimmer, Wohnküche und Vorzimmer; im allgemeinen umfassen die Wohnungen zwei Zimmer und Küche. Jedes Zimmer hat Parkettfußboden, jedes Haus Zentralwasch- und Trockenanlagen, gemeinsamen Kindergarten, Bibliothek, Versammlungssaal, Kino, Sitzungszimmer. Man bedenke, was es für proletarische Frauen bedeutet, die Kinder während der Arbeit im Hause zurücklassen zu können, die Wäsche in der großen Waschküche einem elektrisch betriebnen Waschkessel zu übergeben und mit einigen Handgriffen eine Arbeit zu leisten, die sonst ein bis zwei Tage dauert.

Ich schaue mir die Bibliothek an, deren Tische und Stühle von Peter Behrens entworfen sind. Ich schlage wahllos den Katalog für schöne Literatur auf und lese unter F: Flake, Flaubert, Fontane, France, Frank. Ich gehe ins Hauskasino, einen großen Saal, der durch mechanisches Herablassen von Wänden in drei kleinere Säle verwandelt werden kann. Die Kinder aus der nahen Schule sehen einen Naturfilm, der ihnen in wahrlich anschaulicher Weise Gesteinskunde vermittelt. Das Programm für den Abend zeigt den russischen Film: „Die Bucht des Todes" und den Film: „Mensch unter Menschen". Ab und zu finden im Kinosaal gute Konzerte, Vorträge und Theateraufführungen statt.

Man muß die alten wiener Arbeiterwohnungen gesehen haben, um zu ermessen, was die Stadt geschaffen hat.

An jedem Hause ist plastisch und deutlich auf einer Tafel, zur Freude der Reichen, eingemeißelt: „Errichtet aus den Erträgnissen der Wohnsteuer".

Das architektonische Bild der Bauten wirkt unterschiedlich. Die vor einigen Jahren errichteten Bauten (zum Beispiel der Fuchsenfeldhof) haben nach außen hin mehr palastartigen Ziercharakter, die in jüngster Zeit Geschaffnen werden von strenger zweckvoller Nüchternheit beherrscht.

Es war mir bedeutsam, festzustellen, daß der Arbeiter im allgemeinen spielerische Ornamentik liebt und für die neue Einfachheit moderner Architektur kein Verständnis besitzt.

Warum? Der moderne Architekt kam zu seiner Einfachheit vom spielerisch luxuriösen Überfluß. Er hat den Luxus überwunden und entnahm ihm für seine neue Form nur die zweckdienlichen Elemente. Der Arbeiter kommt aus dem Zustand des Mangels. Grau und monoton war alles in seiner alten Wohnung. Luxus war ihm Traum und Wunschbild. Man denke an seine Vorliebe für Filme, die in Prunkwohnungen spielen. Er sehnt sich nach ein bißchen Verschönerung, die er nur in Gestalt spielerischer Verzierung zu erkennen vermag, und nun findet er wieder nüchterne Einfachheit. Weil ihm der qualitative Unterschied dieser Form der Einfachheit im Vergleich zu seiner frühern Einfachheit nicht im Gefühl offenbar wird, ist sein Unbehagen verständlich. So scheint für den Arbeiter unsrer Generation das Gesetz zu herrschen, daß er Irrwege des Bürgers eine Zeitlang selbst gehen muß, um imstande zu sein, sie aus innerster Notwendigkeit bekämpfen zu können.

Gewiß gibt es in so großen Häusern auch kleine Streitigkeiten. Denn die Menschen, die hineinkommen, sind von wenig Kollektivbewußtsein erfüllt. Die eine Frau ist unzufrieden, daß die andre ihr in der Zentralwaschküche in die Wäsche hineinguckt, die andre Frau behauptet, die Nachbarin kontrolliere sie — aber man kann beobachten, daß diese Streitigkeiten, die von einem eigens gebildeten Hausausschuß geschlichtet werden, geringer und geringer werden, daß ein Kollektivbewußtsein sich zunehmend bildet. In Fällen, in denen Mieter arbeitslos werden, helfen die Nachbarn dem Betroffnen in schöner Solidarität.

Ein andres Problem ist die Frage, ob solche Hauspaläste oder Hauskasernen die ideale Lösung für die Wohnungsnot der Großstadt darstellen. Ich gestehe ehrlich, daß bei aller Bewundrung für das Geschaffne mich die Form des Siedlungshauses die sinnvollere dünkt. (Es gibt auch in Wien eine Reihe von gut eingerichteten Siedlungen.) Aber ein Siedlungs-Gürtel um eine Großstadt ist nur dann möglich, wenn beste Schnellverbindungen vorhanden sind, sonst verliert der Arbeiter zwei bis drei Stunden für Hin- und Rückfahrt zur Fabrik. Ich verkenne auch nicht, daß für den durch Schule und Erziehung unsrer Zeit gewordnen Menschen die Gefahr droht, daß er im Siedlungshause zum kleinen zänkischen Spießer wird, der seinen Kohl baut, mit seinen Nachbarn im Streite lebt, seine Ruhe haben will und sich um seine Arbeitsbrüder nicht mehr kümmert.

Wir stoßen immer wieder auf die gleiche Schwierigkeit: Wir müssen neue Gebilde schaffen, müssen uns aber bewußt sein, daß der alte Adam in diese neuen Gebilde einzieht und nur mählich und durch gütigen Zwang sich in ihm die verkümmerten Gemeinschaftsinstinkte neu bilden.

Berlin, den 28. 12. 1779.

Der Herr wird mir nichts weiß machen. Ich kenne alle Advokatenstreiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nötig. Ein Justitiarius, der schikanieren tut, muß härter als ein Straßen-Räuber bestrafft werden. Denn man traut sich am Erstern, und vor Letzterm kann man sich hüten.

Die Zehnpfennig-Marke an den Justiz-Minister von Zedlitz

Wie ich Mussolinis Lockspitzel entlarvte

von Nino Sacchi

Nino Sacchi, ein junger italienischer Sozialist, war bis zum Herbst einer der Redakteure des „Lavoro" in Genua. Als diese Zeitung im November nach dem Attentat gegen Mussolini verboten, ihre Räume und Maschinen zerstört, ihre Redakteure verhaftet wurden, gelang es Sacchi, sich nach Frankreich in Sicherheit zu bringen. Hier ist er Redakteur an dem in Paris erscheinenden „Corriere degli Italiani". Ende Januar, genau zur Zeit des Garibaldiprozesses, versuchte der Fascist Canovi ihn nach Italien zu locken, angeblich um dort mit ihm zusammen ein neues Attentat gegen Mussolini zu begehen. Es sollte dadurch offenbar gezeigt werden, daſs — trotz Garibaldi — die nach Frankreich geflüchteten Antifascisten Mussolini nach dem Leben trachten. Man erhoffte, damit eine neue Volksbewegung gegen Frankreich zu entfachen und es zu einem Verbot des „Corriere degli Italiani" sowie zur Ausweisung der italienischen Flüchtlinge zu veranlassen. Sacchis Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart gelang es jedoch, den mehr bösen als schlauen Fascisten Canovi als Lockspitzel zu entlarven.

Harry Isay

Den Hut tief im Gesicht, einen Zigarettenstummel im Mundwinkel, wilde Flüche gegen den Fascismus ausstoßend: so führt sich Newton Canovi bei unsrer Redaktion ein. Er legitimiert sich mit einer Redaktionskarte von Mussolinis „Popolo d'Italia". Gleichzeitig aber schleudert er mit einem recht unehrbietigen Wort eine der letzten Nummern dieses Fascistenblattes auf den Tisch: darin steht schwarz auf weiß, daß er, Canovi, aus der Redaktion des „Popolo d'Italia" und aus der fascistischen Partei ausgestoßen sei. Er erzählt, wie er jahrelang mit einem blinden Glauben an Mussolini gehangen habe. Aber neuerdings sei es ihm mit jedem Tage klarer geworden, daß Mussolini die revolutionären Ideen, mit denen er seine ersten begeisterten Anhänger geworben hatte, verrate, daß er sich mit Verbrechern und korrupten Gestalten umgebe und immer mehr zum Judas an seinen einstigen Freunden werde.

Wir freunden uns rasch an und sind täglich stundenlang zusammen. Warum sollte ich ihm mißtrauen? Die meisten fascistischen Spione, die uns umgeben, behaupten stets, niemals irgendwelche Beziehungen zum Fascismus gehabt zu haben. Der aber erzählt jedem, der es hören will, daß er noch bis zur vorigen Woche Redakteur des „Popolo d'Italia" war! Ich bringe ihn mit Freunden zusammen. Da ist er zunächst etwas schüchtern. Aber er lauscht auf jedes Wort, das gesprochen wird.

Nach einigen Tagen — wir haben Brüderschaft miteinander getrunken — nimmt er mich beiseite und fängt besorgten Blickes an, von der Gefährlichkeit des Pariser Fascistenhäuptlings Pirazzoli zu reden. Er habe in Erfahrung gebracht, daß Pirazzoli ein ganzes Netz von Geheimagenten um die in Paris lebenden Antifascisten spinne. Kurz und gut: Pirazzoli muß sobald wie möglich aus dem Wege geräumt werden. Er selber sei bereit, diesem Spitzel eine Kugel ins Gehirn zu jagen. Aber er

besitzt leider keinen Revolver. Was ist da zu tun? Ich soll ihm den Revolver besorgen! Fast gewaltsam will er mir zwei Hundertfrankenscheine für diesen Kauf in die Hände drücken.

Aber ich rate ab. Der Plan erscheint mir unsinnig und höchst unpolitisch.

Ein Verdacht beginnt sich in mir zu regen und will nicht mehr zur Ruhe kommen. Ich beginne nun, Canovi unmerklich zu beobachten. Ich lasse durchblicken, daß ich über allerlei interessante Dinge Bescheid weiß — und sofort läßt er nicht mehr locker. Auch er will darüber unterrichtet sein. Vor allem interessiert er sich für die Mittel und Wege, wie unsre Freunde über die Grenze kommen, für unsre noch in Italien befindlichen Mitarbeiter und hauptsächlich für jene unsrer Anhänger, die zum Schein der fascistischen Partei angehören. Ich nenne aufs Geratewohl ein paar Namen besonders rabiater Fascisten. Diese Namen sehe ich nachher von ihm auf die Rückseite einer Zigarettenschachtel geschrieben, aus der er mir unvorsichtigerweise Zigaretten anbietet. Ich weiß nun, mit was für einem Ehrenmann ich zu tun habe.

Eines Abends kommt er mit geheimnisvollem Gesicht zu mir. Er verlangt einen heiligen Schwur, daß ich über das, was er mir jetzt sagen wird, völliges Stillschweigen wahren werde. Und dann legt er los: die Verschwörung, an der er mit seinem öffentlich bekanntgegebnen Ausschluß aus der fascistischen Partei gearbeitet hat, ist nun soweit gediehen, daß sein Plan, Italien von Mussolini zu befreien, durchgeführt werden kann. In Nizza liegt ein Motorboot bereit, das ihn an eine bestimmte, fast unbewohnte Stelle der Küste Korsikas tragen wird. Dort wartet seiner ein Flugapparat unter der Führung eines tüchtigen Fliegers. Mit dem wird er in wenigen Stunden nach Rom fliegen und dort das Haus Mussolinis in der via Rasegna mit einigen Dynamitbomben zerstören. Zur bessern Kennzeichnung von Mussolinis Haus sei mit einigen Mitverschworenen verabredet, daß sie in bestimmten Nachbarhäusern Wäsche, scheinbar zum Trocknen, auf den Dachterrassen ausbreiten. So sei das Ziel nicht zu verfehlen. Aber zur Durchführung dieses Plans braucht er unbedingt meine Mitwirkung. Er wisse, daß ich als Fliegerleutnant den Krieg mitgemacht habe. Darum betont er immer von neuem, daß er grade einen Helfer brauche, der mit Flugzeugen umzugehen und vor allem die Bomben mit fachmännischer Sicherheit zu werfen verstehe.

Ich nehme sein Anerbieten an und schlage kräftig in die Hand ein, die der Biedermann mir entgegenstreckt. Noch ist über das genaue Datum der Abreise nichts vereinbart, wir verabreden uns für den nächsten Vormittag in einem Café.

Dort kommt er am andern Tage atemlos an. „Es ist keine Zeit zu verlieren!" ruft er; „in einer Stunde müssen wir abreisen!"

Darauf war ich nicht gefaßt. Aber ich beiße die Zähne zusammen und füge mich. Ich erbitte eine halbe Stunde Zeit, um schnell meinen Koffer zu packen. Als ich eine Autodroschke besteigen will, hält er mich noch einen Augenblick fest: er überreicht mir einen dicken Brief: „Das ist mein Testament",

sagt er, „laß es in deiner Wohnung zurück. Man wird es dort finden, wenn mir bei unserm Unternehmen ein Unglück zustoßen sollte." Seine Züge werde wehmütig ... wie die Richards III.

Die Droschke fährt ab. Aber zunächst nicht nach meiner Wohnung, sondern zu Mario Mariani, dem gleichfalls im November über den verschneiten Sankt Gotthardt aus Italien geflüchteten Dichter, dessen spottgetränkte Aufsätze die Wut Mussolinis mehr als alles andre erregt hatten. Mariani weiß sofort einen trefflichen Verteidigungsplan für mich.

„Reise ruhig mit Canovi nach Nizza", rät er mir. „Unterdessen telephoniere ich an Campolonghi, den italienischen Redakteur der „France de Nice", und berichte ihm das ganze Komplott. Besuche Campolonghi möglichst gleich nach deiner Ankunft. Ich werde bis dahin genau mit ihm überlegen, wie man dich in Nizza schützen und wie Canovi dort beobachtet werden soll." Ein schneller Händedruck, ich eile in meine Wohnung, raffe das notwendigste Gepäck zusammen und fahre alsdann im Sturmtempo zur Gare de Lyon. Dort finde ich Canovi schwitzend und etwas aufgeregt. Offenbar hatte er gefürchtet, ich werde ihn im letzten Augenblick doch noch versetzen.

Um zehn Uhr morgens kommen wir in Nizza an. Wir steigen in einem Hotel am Bahnhofe ab. Gleich darauf will Canovi „unsre" Mitverschworenen aufsuchen gehen, während ich derweilen, so sage ich ihm, mir die Stadt ein wenig ansehen werde. In Wahrheit fahre ich sofort zu Campolonghi. Er ist inzwischen von Mariani genau unterrichtet worden. Wir verabreden, daß er bis zum Ende des Abenteuers seine Redaktion nicht verlassen wird. Ich werde ihn dort so oft wie möglich anrufen, um ihn über die Pläne Canovis stets auf dem Laufenden zu halten. Er wird dann von diesem „Hauptquartier" aus seine Beobachter stets hinter mir und vor allem hinter Canovi hersenden, um dessen Komplizen festzustellen und seine Schritte zu bewachen. Von diesen Telephonrufen abgesehen, werde ich aber, da Canovis Spitzel mich zweifellos beobachten werden, jede weitere persönliche Begegnung mit Campolonghi einstweilen vermeiden.

Ich kehre ins Hotel zurück. Canovi ist auch schon da. Er läßt ein fürstliches Mittagessen aufdecken und regaliert mich mit den feinsten Weinen.

Nach dem Essen ist Canovi ungeheuer beschäftigt. Briefe werden für ihn abgegeben, die er beantwortet. Er wird ans Telephon gerufen und kann sich kaum davon losreißen. Dann beehrt er mich wieder mit seiner Gegenwart. Unser Plan, so erklärt er, wird eine ganz kleine Änderung erfahren. Das Motorboot, das uns nach Korsika tragen soll, werden wir, „um möglichst wenig aufzufallen", nicht in Nizza besteigen, sondern in einer kleinen versteckten Bucht bei Mentone, knapp vor der italienischen Grenze. Ein Auto, das uns bis dorthin fahren wird, ist bereits gefunden: ein Nizzaer Antifascist wird es zur Verfügung stellen. Da besagte kleine Bucht nach der französischen Zollkontrolle (aber selbstverständlich vor der italienischen Grenze) liegt, brauchen wir, für die Franzosen, Pässe — gefälschte natürlich. Die wird uns ein auf dem italienischen Kon-

sulat arbeitender heimlicher Antifascist besorgen. Meine Photographie wird in einen italienischen Paß mit irgend einem andern fremden Namen eingeklebt werden.

Ich lasse mich photographieren und spaziere danach stundenlang durch die Stadt und am Meer entlang. Ständig sind mir dabei allerlei Leute auf den Fersen: Campolonghis Schutzgeister und Canovis Späher. So oft ich es einrichten kann, eile ich ans Telephon und halte Campolonghi auf dem Laufenden. Der Ärmste hat seinen Redaktionsraum während dieser beiden Tage nicht verlassen, auf einem Sofa genächtigt und sich von belegten Broten genährt.

Ich gehe früh zu Bett. Indessen auch diese zweite Nacht finde ich keinen Schlaf. Der Browning unter meinem Kopfkissen, den mir Campolonghi aufgedrängt hat, ist ein ungemütlicher Bettgenosse.

Canovi begrüßt mich beim Frühstück mit einem sauern Gesicht: auch er hat die ganze Nacht schlaflos im Bett gelegen. Während des Vormittags empfangen wir den Besuch zweier Herren, denen wir, wie mir Canovi zur Beruhigung versicherte, volles Vertrauen schenken dürfen. Der eine ist der Konsulatsbeamte, der mir den falschen Paß verschaffen wird, und zu diesem Zweck meine Photographien in Empfang nimmt, der andre, nicht mehr ganz junge, ein wohlhabender in Nizza lebender „Antifascist", der uns für die Fahrt nach Mentone sein Auto leihen wird.

Mittags soll uns das Auto abholen. Ich telephoniere mit Campolonghi und erwäge lange, ob ich, um die übrigen Verschworenen festzustellen, die Fahrt riskieren solle. Aber Campolonghi rät ab: die Gefahr, daß dieses Auto mich lebend oder tot über die Grenze nach Italien tragen wird, ist allzu groß. Campolonghi wird die Polizei bitten, sofort in Aktion zu treten.

Ich gehe auf mein Zimmer. Ein paar Minuten später kommt Canovi. Er ist eitel Rührung angesichts des großen Moments und will mich umarmen. Da erfaßt mich ein Ekel. Mit einer ungeschickten Bewegung stoße ich ihn zurück: zum ersten Male in all den Tagen habe ich eine Dummheit gemacht! Canovi reißt die Augen auf und will wissen, was das zu bedeuten hat. Er bestürmt mich mit Fragen. Er ist auf einmal im höchsten Grade mißtrauisch geworden und läßt sich durch meine schnell wiedergewonnene Fassung keineswegs beruhigen. Seine Stirn legt sich in schwere Falten, nervös geht er von einem Ende des Zimmers zum andern. Überlegt er, ob er gleich hier ein „fait accompli" schaffen soll? Es ist eine recht ungemütliche Viertelstunde.

Da klopft es: in der Tür stehen vier Polizeibeamte, den Revolver in der Hand. Canovi springt ans Fenster — aber wir sind im vierten Stock. Gemächlich legt er dann seine Hände übereinander, um sich fesseln zu lassen. Er wird abgeführt. Auf dem Polizeipräsidium leugnet Canovi hartnäckig. Der Kommissar Bodort verhört ihn ununterbrochen vom frühen Vormittag bis ein Uhr nachts: ohne Erfolg.

Ich gehe unterdessen zu Campolonghi und beschreibe ihm die beiden „Antifascisten", die uns am Vormittag besucht hatten. Campolonghi kennt seine Landsleute: der eine ist Herr Mario Porta, ein richtiger Beamter des italienischen Konsulats, der sich schwerlich ohne Mitwissen oder Aufforderung seiner Vorgesetzten an die Fälschung des Passes gemacht haben wird. Der andre ist Herr Torre, Direktor der in Nizza erscheinenden fascistischen Wochenschrift „Il Pensiero Latino".

Die Polizei „bittet" beide Herren zu sich. Porta, der als Konsulatsbeamter ohnehin nicht ohne seinen Willen zur Polizei zitiert werden darf, ist unauffindbar und offenbar bereits über die nahe Grenze nach Italien abgedampft. Torre aber erscheint und kann vor meinem Zeugnis natürlich nichts ableugnen. Er muß sogar zugeben, daß er Canovi bereits vor dessen Abreise nach Paris Gelder zur Verfügung gestellt hat (die übrigens schwerlich aus seiner Privatkasse entnommen, sondern ihm von Italien überwiesen worden sein dürften). Und nun, nachdem Torre gestanden, bricht Canovi um ein Uhr nachts völlig zusammen. Er gibt alles zu. Und als ich ihm vorlüge, wir hätten ihn bereits in Paris ständig beobachtet und seine wiederholten Besuche bei dem Pariser Fascistenchef Pirazzoli (den er „ermorden" wollte) sehr wohl bemerkt, da gesteht er ohne weiteres auch diese Verbindung mit Pirazzoli ein, den er in Paris viermal aufgesucht habe. Ich hatte die „Aufgabe", so erklärte er heulend, „einen Redakteur des „Corriere degli Italiani" nach Italien zu locken, damit er dort erschossen werde. Und gleichzeitig sollte damit bewiesen werden, daß Frankreich die Attentate gegen Mussolini begünstigt. Desgleichen war jene Notiz im „Popolo d'Italia", daß ich aus der Redaktion und der Partei ausgestoßen sei, nur eine Finte". Er ist nun völlig zusammengebrochen, bittet mich um Verzeihung und erklärt, daß er mich nur als „politischen Feind betrachte, mich persönlich aber liebe und hochschätze".

Und dann rafft er sich plötzlich zusammen und brüllt mit einer theatralischen Gebärde: „Es lebe Mussolini!" So enthüllt der Diener unwillkürlich seinen Herrn und Auftraggeber.

Am nächsten Tage bringen vier Polizisten ihn an die italienische Grenze. Er ist schwer gefesselt. Wie er meiner gewahr wird, übermannt ihn die Wut. Von der „persönlichen Liebe", die er mir heute Nacht erklärt hatte, ist offenbar nichts mehr übrig. Denn er schreit mir rasend die Worte ins Gesicht: „Du entgehst mir nicht! Ich komme zurück und wenn ich mich dazu als Priester verkleiden muß!" Zwei Tage später muß auch Herr Torre das gastliche Frankreich verlassen. Sein „Pensiero Latino", der Nizza bisher mit fascistischen Ideen belieferte, ist nun verboten, Nizza wird darum nicht weniger schön sein.

Das Kommando der fascistischen Miliz, das jenseits der Grenze bereitstand, um eine Erschießung zu vollstrecken, ist unverrichteter Dinge wieder in seine Kaserne eingerückt. Und diesem Kommando, meinem „persönlichen" Freunde Canovi und dem „Duce", der alles von Rom aus kommandiert, sende ich eine dröhnende Lachsalve nach.

Deutsch von Harry Isay

Die Dynastie Kähne von Hans Hyan

Im Frühjahr 1922 kam der Obstzüchter Otto Laase aus Geltow bei Potsdam zu mir und bat mich um meinen Beistand gegen den Rittergutsbesitzer Karl v. Kähne auf Petzow in der Mark, der, wie Laase vermutete, seinen Sohn im Walde bei Petzow meuchlings ermordet hätte. Otto Laase, der Sohn, war am 2. Juni 1921 verschwunden und am 30. Juni in einer dem v. Kähne gehörigen Schonung tot, fast verwest aufgefunden worden. An einen Mord war nicht zu zweifeln. Der seitens v. Kähnes mit verdächtigem Eifer behauptete Selbstmord schied der Sachlage nach gänzlich aus. Verwunderlich blieb nur der mangelnde Amtseifer, mit dem das Amtsgericht Werder sich dieser Mordsache annahm. Von der Besichtigung des Tatorts am 1. August bis zum 15. August geschah überhaupt nichts. Nach Potsdam, dem zuständigen Landgericht, war bis dahin, der Aussage des Assessors Birnbach nach, noch nichts gemeldet. Doch auch viel später, im nächsten Frühjahr, als auf mein Betreiben die so arg vernachlässigte Angelegenheit wieder aufgenommen wurde, umfaßten die in der Mordsache Laase entstandenen „Akten" noch nicht einen vollen Foliobogen. Ich war inzwischen zu dem preußischen Justizminister gegangen und hatte ihm den Fall in einem ausführlichen Promemoria klargelegt, worauf Herr am Zehnhoff die Neuaufnahme des Verfahrens anordnete. Auch danach waren die geheimen Widerstände noch sehr stark. Man legte in Potsdam offenbar keinen Wert darauf, einen der Herren Von und Zu unter der Anschuldigung des Mordes vor den Geschwornen zu sehn. Fast ein Jahr nach meinem Eintreten für Laase, am 2. Februar 1923, mußte ich in der ‚Berliner Volkszeitung' schreiben: „Ich wende mich noch einmal an die höchste Anklagebehörde mit dem dringendem Ersuchen, nunmehr aus ihrer Reserve herauszutreten und das Hauptverfahren wegen Mordes gegen den Hauptmann Karl v. Kähne zu eröffnen."

Im Oktober stand Herr v. Kähne endlich vor den Geschwornen, die ihn für „nichtschuldig" erklärten. Er hatte das Glück, daß zwei Zeugen, von denen der eine überdies schwer vorbestraft war, die Mordtat an zwei verschiednen Tagen mitangesehn haben wollten. Daraufhin konnte ihn kein Gericht verurteilen. Bezeichnend für seine Rechtsauffassung waren die Worte, mit denen er seine Verteidigung schloß: er würde sich das Recht, sein Eigentum mit der Waffe zu verteidigen, auch von keinem Staatsanwalt nehmen lassen! ...

*

Dieser Herr v. Kähne nun hat einen Sohn, gegen den am 16. Februar vor dem Schöffengericht Potsdam zwei Mal verhandelt wurde. Beide Male wegen roher Angriffe auf harmlose Passanten, die keinerlei Anlaß zu solchen Attacken gegeben hatten. Kähne wurde in dem einen Fall zu einer Geldstrafe verurteilt, wobei ihm der Staatsanwalt Gysae die Verteidigungsrede hielt und mildernde Umstände beantragte. Im andern Fall wurde er freigesprochen. Er hatte einem jungen Mann, mit dem er zweifellos durch eigne Schuld in Wortwechsel ge-

raten war, „nur" eine klaffende Kopfwunde und eine leichte Gehirnerschütterung beigebracht. Kähne, so führte das Gericht unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Westerkamp, aus, habe in Notwehr gehandelt.

Nun wollen wir einmal diesen Sohn und Jagdaufseher des Herrn v. Kähne, dem nebenbei der Waffenschein seit langem entzogen ist, der also keinerlei Recht hat, mit der Flinte den Wald zu durchstreifen, ein wenig näher betrachten.

Im Mai 1913, als die Söhne des Arbeiters Kliche im Petzower Forst Pilze suchten, wurden sie von dem v. Kähne (Sohn) dabei betroffen. Die Kinder liefen fort. Kähne schoß ohne weiteres auf den ältern Jungen und verwundete ihn im Rücken. Den kleinern warf er zu Boden, schlug ihn, trat ihn mit Füßen, bis ihn der begleitende Förster zurückriß. Die Mutter war mit den Kindern beim Arzt, der die Verwundungen feststellte. Kähne anzuzeigen, hatte sie nicht gewagt. Die armen Leute dort haben das (ganz unbegründete?) Gefühl: vor Gericht bekommen die „Herren" doch recht.

Einige Monate später angelte Kliche auf dem Petzower See. Der liebe Kähne das sehn, anbacken und dem Kliche eine Schrotladung in den Rücken jagen, war eins.

1918 kamen die Kliches, Vater und Sohn, aus der Petzower Forst, wo sie wahrscheinlich Holz entwendet hatten. Anstatt nun die ihm doch wohlbekannten Leute, wie es rechtens gewesen wäre, zur Anzeige und zur Bestrafung zu bringen, hetzte Kähne erst seinen Hund auf sie und gab dann eine große Anzahl Schüsse auf sie ab. Wobei Kliche (Vater) durch beide Hacken geschossen wurde. Kliche (Sohn) erhielt zwei Streifschüsse. Es wurde Anzeige erstattet, das Verfahren aber eingestellt, weil inzwischen die Revolution ausgebrochen war und diese Gewalttat unter die Amnestie fiel.

Am zweiten Pfingstfeiertag des Jahres 1913 verletzte v. Kähne (Sohn) den nach Lietzeneiern am Schwielowsee suchenden Arbeiter Heinrich Thomaske aus Geltow durch einen Schrotschuß ins Gesicht schwer; desgleichen schoß er dem Zimmermann Karl Born, der sich des um Hilfe rufenden Thomaske annehmen wollte, eine Kugel ins Bein. Anzeige hat nur Born erstattet. Thomaske sagte aus, er sei, sobald er v. Kähne haben kommen sehn, sofort ins Wasser gesprungen:

> „Weil ich doch wußte, daß es Dem auf ein Menschenleben so genau nicht ankam!"

Der alte v. Kähne sagte damals vor dem Richter aus: er habe seinen Sohn instruiert, jeden Spitzbuben mittels der Schußwaffe zum Stehen zu bringen. Das sei so Brauch auf Petzow, die gleiche Instruktion habe er von seinem Vater erhalten. Dieser unglaublichen Roheit gegenüber erhob der Amtsanwalt in Glindow nur die Anklage wegen „fahrlässiger Körperverletzung" und beantragte unter Zubilligung mildernder Umstände ganze hundertundfünfzig Mark Geldstrafe gegen den Sohn des Kähne, dessen Landbesitz auf etwa 6000 Morgen geschätzt wird. In der Tat folgte das Gericht der Anklage, es verurteilte ihn zu 400 Mark Geldstrafe.

Am 21. Juli 1918 trug sich der folgende Fall zu: Der Schneidermeister Eilert, wohnhaft zu Berlin-Schöneberg, be-

saß ein Segelboot und ein Beiboot, die auf dem Schwielowsee lagen. Eilert hatte v. Kähnes Erlaubnis, auf dem See Taucher zu schießen. Er hatte eben auf einen Taucher geschossen und wollte dem Vogel den Weg zum Ufer hin abschneiden, als v. Kähne jr. hoch zu Roß auftauchte, und trotzdem eine am Ufer befindliche Frau ihm warnend zurief: „Aber Sie werden doch auf den Mann nicht schießen!", sofort das Feuer auf den Schneidermeister eröffnete.

Kähne hatte sich dazu eigens von einem ebenfalls anwesenden Pächter einen Revolver geborgt. Er schoß nun auf Eilert förmlich Scheibe und traf ihn in den Arm. Eilert konnte nicht mehr rudern und ließ sich treiben. Kähne ritt zu einem ihm gehörigen, seitab liegenden Motorboot hin und fuhr damit an das Eilertsche Beiboot heran. Er wollte sich nun entschuldigen, doch Eilert erstattete Anzeige beim Potsdamer Landgericht. Das Resultat? v. Kähne zahlte wiederum nur eine Geldstrafe, ganze 900 Mark, hatte also wieder „fahrlässig" gehandelt. Eilert hat außerdem eine Schadenersatzsumme erhalten.

Acht Tage vor Ostern, im Jahre 1915, war v. Kähne nicht etwa Soldat, sondern er befand sich als Zivilist im Gasthaus „Thüringer Hof" in Potsdam in Gesellschaft etlicher Oberjäger und sonstiger Militärs. Er bekam in der Angetrunkenheit Streit mit einem der Konkneipanten und zog nach seiner Gewohnheit sofort den Revolver. Man versuchte ihn am Schießen zu hindern, er drückte trotzdem los, doch der Schuß ging daneben und traf einen draußen zufällig vorbeigehenden Schneider Kiewel aus Potsdam ins Bein. Kähne wurde in Haft genommen, war aber schon ein paar Tage später bei dem Schneider und bewog diesen, die Sache nicht anzuzeigen. Er bezahlte dem Kiewel die Kurkosten und 400 Mark Schmerzensgeld, womit die Sache für den Schießbold wieder mal erledigt war. Die pflichtgemäße Anklage seitens der Staatsanwaltschaft in Potsdam ist nicht erfolgt.

Die hier geschilderten, aktenmäßig festliegenden Vorgänge hat die Potsdamer Staatsanwaltschaft vor der letzten Anklageerhebung gegen v. Kähne Sohn studieren müssen. Wie danach Herr Staatsanwalt Gysae sein den Angeklagten verteidigendes Plaidoyer halten und wie Herr Westerkamp mit seinen Schöffen diesen Gesetzesverächter und Rohling mit ein paar Mark Geldstrafe laufen lassen, also so gut wie freisprechen konnte, das ist eines jener juristischen Rätsel, zu deren Auflösung der unverbogene Laienverstand nicht ausreicht. Kann dem Justizministerium und der höchsten Aufsicht führenden richterlichen Stelle gleichgültig bleiben, wenn durch derart skandalöse Urteile die Wut und der Haß der Masse gegen die Justiz immer höher auflodert?

Und noch eine Frage: Was ist übrigens aus den im November 1926 auf Petzower Gebiet gefundenen Skeletten geworden? Es hieß, sie sollten dem Berliner Polizeisachverständigen zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Schädel des einen hatte einen Einschuß vorn an der Stirn. Gerade die hier vorliegenden Umstände rechtfertigen das Verlangen nach möglichst genauer Aufklärung jener Funde.

Preußisches Opernmonopol von Klaus Pringsheim

In aller Stille, ohne Zeitungslärm, von der Öffentlichkeit kaum bemerkt, geht der große berliner Opernkrieg weiter.

Es handelt sich heute nicht mehr um künstlerischen Wettstreit zwischen Staats- und Stadtoper. Der war, nach wenigen Monaten, zugunsten des neuen Unternehmens, des städtischen, entschieden. Es handelt sich um die Ambition der Preußen-Regierung, einen verlornen Machtposten (des wilhelminischen Absolutismus) zurückzugewinnen; um den Widerstand der Hohenzollern-Vergangenheit gegen die deutsche Gegenwart.

Der Volksstaat Preußen hat, wie man weiß, in Berlin von den Hohenzollern einen kompletten Opernbetrieb mit allem Zubehör geerbt. Mit der Frage: Was fängt eine Republik mit einem alten Hoftheater an — hat sich Niemand lange aufgehalten. Respekt vor den idealen Werten, die bekanntlich das Theater zu verwalten hat: aber der ewig zuschußbedürftige Opernbetrieb bezahlt, überall in der Welt, seine Existenz mit den Diensten, nicht die er der Kunst, sondern die er, als Mittel festlicher Repräsentation, der Gesellschaft leistet. Der „Gesellschaft": das war das Drumherum des Monarchen, zu dessen standesgemäßem Komfort in seiner Residenz gehörte, eine teure Oper zu unterhalten. Der König wirkte gesellschaftbildend, er war eine persönliche Attraktion; dem preußischen Staat lassen sich solche Reize nicht nachsagen. Es gab daher eine berliner königliche Hofgesellschaft, es gibt daher, Gott sei Dank, keine berliner preußische Staatsgesellschaft. Ein Theater ist Angelegenheit der Stadt, in der es steht, und des Publikums, vor dem es spielt. Wilhelm der Zwote war in einer Person Publikumsspitze und Entrepreneur, er zahlte drauf und redete drein, aber er saß auch drin, und das war ein gesunder Zustand. Ein ungesunder Zustand aber ist es, wenn die Berliner sich heute von halb Deutschland ihre Oper finanzieren lassen, und ein Zustand schlechthin, wenn die Provinz ihnen Vorschriften macht, was und wie auf ihren Bühnen gespielt zu werden hat: was weiß, was versteht der preußische Landtag von berliner Theatersachen, was gehn sie ihn an? Wenn Wilhelm der Ahnungslose in seinen Häusern als oberste Kunstinstanz fungierte, so tat ers eben von Gottes Gnaden; stellen wir für alle Fälle fest, daß die Gnade Gottes sich nicht auf den preußischen Kultusminister vererbt hat.

Die Umwandlung der königlichen in staatliche Etablissements hat sich, mit dem trügerischen Schein historischer Logik, reibungslos vollzogen; in Berlin nicht anders als in Dresden, München, Stuttgart. Einstweilen haben die „Länder" für die Theaternöte ihrer Hauptstädte Geld übrig; das ist in Oldenburg oder Braunschweig begreiflich, doch auch in Sachsen, Bayern, Württemberg besser begründet als in Preußen. Berlin ist preußische Hauptstadt, aber das steht nur in Schulbüchern; Berlin ist deutsche Hauptstadt. Die Unterscheidung war illusorisch, damals, als es in idealer Konkurrenz die königliche und die kaiserliche Gnadensonne war, die über, das heißt Unter den Linden strahlte. Der preußischen Regierung aber steht es, weiß

Gott, nicht zu, sich als Hüterin reichshauptstädtischer Interessen aufzuspielen. Gepriesen sei der Oberbürgermeister, ders ihr beigebracht hat; die guten Geister der Zeitgeschichte sind mit ihm und segnen sein Werk: Die berliner Städtische Oper.

Dieselben Umstände, die den Aufstieg der Stadtoper begünstigten, trieben zum Verfall der Staatsoper; symbolischen Ausdruck fand er in der plötzlich zutagetretenden Ehrwürdigkeit, nämlich Baufälligkeit des Hauses am Kaiser-Franz-Joseph-Platz. Doch die Wahrheit, daß die Hohenzollern-Oper in Berlin überflüssig gewonden, doppelt überflüssig, seit sie im Rang die zweite — diese Wahrheit durfte das Land nicht erfahren; sonst wäre am Ende der Umbau, richtiger Neubau nicht bewilligt worden, der sie auf den Kopf stellt. Aber die vielen Millionen, die er verschlingt, und die er, tatütata, noch und noch mehr kosten wird, als man treuherzig errechnet hatte, werden, wenn es ohne Krach abgeht, gewiß ihren Zweck nicht verfehlen; so dumm ist der dümmste preußische Wähler nicht, daß er nicht verstünde: es muß ein sehr wichtiges, sehr notwendiges Unternehmen sein, in das wir solche Riesensummen gesteckt haben.

Die Viermillionenstadt hat sich selbständig gemacht; wenn eine, bleibt die städtische Oper existenzberechtigt fortan. Aber vier Millionen Menschen sind viel; daß die Staatsoper entbehrlich wurde, heißt nicht, daß sie verschwinden muß. Fürs erste wird sies nicht; angeblich im September, wahrscheinlich später, wird sie den Unterstand am Platz der Republik räumen und ihr neues altes Heim beziehen, ins Krollhaus kommt, wie man weiß, eine andre, ganz neue Staatsoper, und dann erst kann sich zeigen, ob für drei täglich spielende Operntheater genug Publikum da ist. Berlin hatte vier, ein Jahr lang, nämlich 1924, und keins hatte in Wahrheit über mangelnden Besuch zu klagen. An der Deflation ist Langes Inflationsprodukt, die Große Volksoper, gestorben, und dem Deutschen Opernhaus hat ein paar Wochen später der preußische Staat, im Bund mit der Steuerbehörde, den tödlichen Stoß versetzt. Nun hat er die Bescherung; aber vom ersten Tag an stand jetzt sein Programm fest: Kampf bis ans Ende.

Das Deutsche Opernhaus, 1912 zur Hebung und Erhebung der Stadt Charlottenburg eröffnet, war kein ernst zu nehmender Rivale gewesen: nicht für die königliche, nicht für die staatliche Oper; die städtische ging ihr ans Leben, seit der Stunde ihrer Gründung. O hätte man doch den Charlottenburgern ihre Provinzoper gelassen, das Haus in der Bismarck-Straße nie seiner Bestimmung entrissen! Zu spät. Aber der Staat ist nicht auf den Kopf gefallen; wir müßten, sagte er sich jetzt, entweder aus dem städtischen Institut wieder so eine Art Deutsches Opernhaus, ein Theater zweiten Ranges, werden lassen, oder, noch besser, Gewalt darüber bekommen. Gelingt das Zweite, nur dann kann mit der Zeit das Erste gelingen. Also: erst unterkriegen; dann kleinkriegen. Aber wie? Durch unmäßige Anstrengungen der Staatsoper den Konkurrentenehrgeiz des jungen Unternehmens zu stacheln, durch betonte Gegnerschaft sein Selbstgefühl herauszufordern: das wäre, um das doppelte Ziel zu erreichen, die schlechteste

Methode. Kampf? Nur friedliche Waffen taugen. Die Phasen des Kampfs heißen: Freundschaft, Interessengemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft, Fusion, Unterwerfung. Wir stehen vor der letzten.

In wahrhaft rührender Selbstlosigkeit stellte die staatliche Behörde ihre uralte Theatererfahrung für den Aufbau des neuen Betiebs zur Verfügung. Zum Dank für so schätzbare Hilfe, zugleich zur Vertiefung des herzlichen Einvernehmens, durfte sie zwei Vertreter in den Aufsichtsrat der frisch gegründeten „Städtischen Oper A.-G." entsenden. Zwei Vertreter, den Ministerialdirektor Nentwig und den Professor Schünemann: zur Wahrung welcher legitimen Interessen? Unfruchtbares, kräftevergeudendes Gegeneinander-Arbeiten soll vermieden werden. Gewiß; an der Etablierung eines Zustands, der die Konkurrenz nicht in einen Kleinkrieg mutueller Schikanen ausarten ließe, war auch das berliner Publikum interessiert; nicht minder freilich an der selbständigen Entfaltung, an der ungehemmten Entwicklung seiner neuen Oper. Doch das natürliche Ziel dieser Entwicklung war, nach dem beispiellosen Anfangserfolg, kaum erkennbar geworden, und schon blieb dem Ministerium, um den gesunknen Kurs der Staatsoper zu heben, nur übrig — als Retter in der Not wen zu ersehnen? Wen? Herrn Heinz Tietjen, den Vorstand der Städtischen Oper A.-G. Weil Schillings die ihm zugedachte Rolle eines Nur-noch-Scheinintendanten refusierte und den Staatsstreichplan des Ministerialreferenten vereitelte, mußte der Minister ihn fristlos entlassen. Über Nacht galt es, Ersatz für Schillings zu schaffen; man suchte unermüdlich, suchte vergeblich, zehn Monate lang, und fand schließlich... Nicht zu glauben: den städtischen Intendanten Tietjen. Einem aufblühenden Konkurrenzunternehmen den Chef, den noch mehrjährige Vertragspflicht bindet, wegzuengagieren (im Effekt mit sofortiger Wirkung), das heißt wahrlich die Solidarität auf die spaßigste Spitze treiben. Unter schlichten Kaufleuten fände man so etwas nicht sehr fein. Wenn Regierende für ihre Geschäfte besondre Rechtfertigung nötig hätten: diesmal entlastet sie, daß Tietjen schon immer ihr Mann gewesen; und jetzt, nachdem er sein Probejahr als berliner Opernleiter glänzend bestanden, sollten sie sichs überlegen, zuzugreifen? So haben sie ihn denn gleich zum preußischen Generalintendanten gemacht, Herren der beiden staatlichen Opernhäuser in Berlin und der Staatstheater in Wiesbaden und Kassel, nicht Schillings', sondern Hülsens Nachfolger in Wahrheit, dem Repräsentanten einer historischen Kontinuität, deren künstliche Wiederherstellung beweist, daß man entschlossen ist, aufs Ganze zu gehen.

Ein vorläufiges Ziel der staatlichen Friedensoffensive ist erreicht: Intendantengemeinschaft; der städtische Aufsichtsrat hat zugestimmt, die „Fusion", an der heimlich-zäher Beamtenfleiß zwei Jahre gearbeitet, ist perfekt. Nur der Staat hat zu gewinnen, die Stadt hat nur zu verlieren bei dem unredlichen Spiel, das mit ihr getrieben wird. Ihr Haus ist fortan eins unter drei, in Preußen unter fünf Theatern, die dem staatlichen Ressortchef unterstellt sind, Seitenflügel eines höchst unsym-

metrischen Komplexes. Noch hat die Stadtoper keins ihrer Rechte preisgegeben, sie wird ihren künstlerischen Besitzstand zusammenhalten; schon kann sie nicht hindern, daß ihr Vertragsgegner, aggressionslüstern, sich bis an die Zähne mit Generalmusikdirektoren bewaffnet. Die Absicht ist leicht zu erraten; man unterwirft den Verbündeten, indem man ihn mit Offizieren versorgt, das ist gute preußische Tradition. Wird Tietjen Nummer zwei Tietjen Nummer eins in den Arm fallen, wenn Der ihm mit einem grade unbeschäftigten Musikgeneral hilfreich unter die Arme greifen will? Dirigieren erst die ersten Kapellmeister der Staatsoper in der Stadtoper, dann wird sie bald nach ihrem Takt spielen, und dann werden auch bald die ersten Sänger der Stadtoper in der Staatsoper singen. Unterdessen wird es Sache der staatlichen Verwaltungsbürokratie sein, mit erprobter Unmerklichkeit in den städtischen Betrieb einzudringen; ihr Personalapparat ist, allen Stürmen dieses abbaufrohen Zeitalters trotzend, so potent geblieben, daß es ihm auf ein Theater mehr gewiß nicht ankommen wird.

Mit einem Wort, der staatliche und der städtische Betrieb werden voneinander unabhängig geführt werden; jeder Teil Herr seines Defizits. Abhängig nur beide vom Willen des gemeinsamen Leiters. Auf Den wird viel ankommen. Alle, die mit Tietjen zu tun haben, rühmen seine Vorzüge; da bisher seine sichtbarste Intendantentugend in der vorbildlichen Unsichtbarkeit bestand, in die er seine Persönlichkeit zu hüllen wußte, vermag Niemand zuverlässig anzugeben, ob er eine ist. Die eine Frage: ist er der seltne Mann, das gesamte berliner Opernleben mit seiner direktorialen Intuition zu speisen — wird in Zukunft uns angehn. Nur ihn die andre: wie er sich aus der chronischen Affäre seiner Doppelverantwortlichkeit zieht, sich der zwiespältigen Verpflichtung entledigt, just in dem Punkt, an dem nicht nur die Interessengemeinschaft, sondern bekanntlich alle Gemütlichkeit aufhört: im Geldpunkt nun beide Teile solcherart zufriedenzustellen, daß nicht des einen Schmunzeln in Bitterkeit des andern umschlägt, die Einnahmen, die diesem in die Kasse fließen, jenem nicht in der Abrechnung fehlen. All seine Sorge wird sein müssen, Plus und Minus genau zu dosieren, Erfolge und Fehlschläge gerecht zu verteilen, hier allzu ungestümes Wachstum zu beschneiden, dort Spuren der Zurückgebliebenheit zu verwischen. Aber die Partie, in der Alle gewinnen, bleibt ein freundlicher Spielertraum; und eines Tages könnte der geschädigte Partner unwillig — also willig werden, auch das letzte Fünftel seines ersten Intendanten für den Staatsdienst freizugeben. Lösung des Fusionsvertrags? Deswegen keine Feindschaft nicht, denkt vorsorglich die Behörde, die an alles denkt; mag die Stadt sich dann von Tietjen trennen, aber sie wird nicht wieder trennen, was er zusammengefügt hat — wenn nur seinen Platz in der Stadt ein Mann einnimmt, mit dem, sei es denn ohne offizielle Verbundenheit, sich arbeiten läßt. Vielleicht ist bis dahin Paul Bekker so weit, der 1919 durchgefallene, 1925 desavouierte, doch nicht aufgegebne Kandidat des Ministeriums (für die Staatsoper damals), der jetzt, nach kurzer Lehrzeit in

Kassel, als Intendant nach Wiesbaden geht. Oder wenn doch nicht Paul Bekker: um ihm in Wiesbaden Platz zu machen, mußte Doktor Hagemann zum berliner Rundfunkintendanten befördert werden. Theaterfachmann von Ruf und Rang; freilich Spezialist für Schauspiel und Theoretiker der Bühnenoptik; nun wird er sich ganz aufs Akustische verlegen und hat Gelegenheit, das Terrain zu studieren. Der Rest ist Zukunft.

Preußen kämpft um sein entschwundnes Opernmonopol. Wer führt den Kampf? Nicht das Volk selbstverständlich, noch seine sogenannten Vertreter. Selbstverständlich der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der an der Fiktion festhält, daß Untertanen dazu da seien, der landesväterlichen Fürsorge als Zielscheibe zu dienen, und der die Reichshauptstadt als Absatzgebiet seiner Wohltaten betrachtet. Aber sollte Herr Doktor Becker, der zur Stunde als beamteter Gönner der schönen Theaterkünste die Rolle Wilhelms des Gnadenreichen innehat, einmal den Weg aller Minister gehen: dafür, daß sein Nachfolger bei der Sache bleibt, werden die Mitarbeiter, die er vorfindet, gesorgt haben. Nur ausnahmsweise tut die Geschichte von selbst das Richtige; sonst hieße seit 1919 das Hohenzollerntheater Unter den Linden Städtische Oper.

Die Andacht zum Kreuze von Arthur Eloesser

Als der Herr des Staatstheaters von den Dunkelmännern bedroht wurde, fühlten wir uns verpflichtet, für ihn und sein Haus einzutreten, in das immerhin ein Gewissen eingezogen sei. Weitergehende Anerkennung wollte sogar mehrere Gewissen festgestellt haben. Nachdem Piscator in den Räubern die rote Fahne geschwenkt, nachdem Jeßner vor den Hamlet den roten Mops des Simplicissimus gesetzt hatte, mußte Jürgen Fehling die „Andacht zum Kreuze" von Calderon und Otto Zoff de la Barca bringen. Ungefähr das katholischste Stück der Weltliteratur, in dem das Wunder das allergewöhnlichste ist. Die Zwillingskinder einer vom Eheherrn ausgesetzten Genoveva tragen beide das Kreuz auf der Brust als himmlisches Mal. Tochtermord durch den Vater wird im letzten Augenblick verhindert, indem die dem Liebsten nachgelaufene Nonne sich an das Kreuz im Walde klammert, das mit ihr himmelan emporsteigt. Das ewig Weibliche wurde also hinangezogen, eine Menge ewig Weibliches mit Gerda Müller, aber nach einigem Drehen und Wackeln bekam man sie doch mit ihrem Kreuz zum Schnürboden hinauf. Vor allem wird das Schrecklichste verhindert, indem der spanische Karl und Franz Moor, auch Don Juan, auch Cid, auch Hernani, nicht ohne Beichte da drüben anzutreten braucht.

Ich hoffe nur, daß Jeßner diejenigen, die für ihn gern eintraten, immer noch Unter den Linden grüßen wird. Das Zentrum regiert im Reiche rechts und in Preußen links. Wie kann man ihm ausweichen? Und dann gibt es auch noch den Bühnenvolksbund! Wenn also eine Konzession nötig war, es kommt darauf an, daß man da bleibt, weiter macht, die andern überdauert. Nur von Weltanschau-

ung soll man nicht sprechen, weil Spiegelberg, der ein Beutelschneider war, die rote Fahne geschwenkt, oder weil Prinz Hamlet, ein Muster feiner Sitten, die Hände in die Hosentaschen gesteckt hat. Intendanten, Direktoren, Regisseure sollen, außer in den Ferien, nicht die Welt anschauen, sondern gutes Theater machen. Es gibt Werke, in denen die Welt sich selbst anzuschauen beliebt, sagen wir bei Goethe, bei Kleist, auch bei dem jungen Hauptmann, aber wie Calderon und Zoff de la Barca sie ansehen, nämlich vom Jenseits ins Diesseits, also diese Optik werden wir nicht mehr mitmachen können. Wer noch seine Andacht zum Kreuze hat, wird es nicht grade gern zum Schnürboden heraufwackeln sehen, noch dazu unter der scharfen Kontrolle eines Scheinwerfers, wo es einen Bühnenaugenblick duster, ganz duster sein mußte. Nachher durfte es wieder hell werden.

Lassen wir die Religion und die Politik, wenn beides im Augenblick nicht dasselbe sein sollte. Dem Leiter des Staatstheaters war eine Strafarbeit aufgegeben, die er wiederum von Jürgen Fehling anfertigen ließ. Make the best of it, sagt der praktische Engländer, den wir ein wenig vertiefen wollen. Jeder einigermaßen gereifte Mensch weiß, daß es gar keine Gelegenheit im Leben gibt, bei der man nicht etwas lernen kann. Habe ich hundertmal den Satz abzuschreiben: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, so kann ich mich, wenn die Weisheit des Sprichworts sich erschöpft, immer noch im Schönschreiben üben. Herr Jürgen Fehling bekam ein Stück in Versen zu inszenieren, sogar in Trochäen, die vielleicht nicht für Calderon, wohl aber für seinen Glaubensbruder Otto Zoff gut genug sind. Dieser Calderon war ja trotz allem ein großer Dichter, wenigstens wenn er nicht mit dem umgekehrten Fernglas vom Jenseits ins Diesseits herunter sah. War ein großer Sänger, und wir dürfen schon der Überlieferung Glauben schenken, daß die Wasserträger in Madrid einst über die Schönheit eines Verses gestritten haben. Soviel Urteil erwarte ich von unsern Wasserträgern oder Bierfahrern nicht, wohl aber von unsern Schauspielern die Rücksicht, daß sie den Vers nicht so sprechen, als ob sie ihn grade von der Straße geholt hätten. Wenn ich es recht ansehe: der eigentliche Held eines solchen Stückes ist nämlich der Vers, der mal stolziert, mal schmachtet, mal weint, mal lacht, immer aber singt. Wenn der alte Krausneck seinen Bischof spricht und nicht nur spricht, mit einer Noblesse, die immer natürlich bleibt, mit dieser Einfachheit, die nie ohne Würde geht, dann ist auch das Hören keine Strafarbeit mehr. Alle andern haben meinen Ohren ach so weh getan. Auch Kayßler als unglücklicher Grande und Vater, der wie wenige Empfindung sammeln kann, den aber eine hervorragende Unmusikalität hindert, seinen Ausdruck im Rhythmus hinzuhalten und über den Vers hinüber zu bringen. So ungefähr: Für Vaterschmerz komme ich schon auf, aber die verfluchten Trochäen und die Samthosen und der Spitzenkragen!

Ganz taub will ich werden, wenn Gerda Müller, beinahe blutschänderische Nonne, auch nur einmal richtig eingesetzt hat.

Jedesmal einen halben Ton zu hoch, sodaß sie sich doppelt beeilen mußte, um wieder herunter zu kommen. Ebert hat sein tüchtiges Heldentum und Tiedtke seinen tüchtigen Humor; ich lasse dem und jenem seine Tüchtigkeit. Aber wie roh klang das alles, und wie achtlos hat das Staatstheater, dem auch eine Theaterschule zugewachsen ist, seine vornehmste Pflicht der Erziehung, der sprachlichen Kultur verfehlt! Ich sagte neulich: Ihr müßt so lange Theater spielen, bis ihr das Theaterspielen wieder lernt. Genies fallen vom Himmel, aber wenn sie nichts weiter tun, bleiben sie liegen. Seht euch den alten Krausneck an, wie er Bewegtheit beherrscht, Beherrschtheit bewegt, wie Empfindung auch diesen fremden Vers nährt, wie der Vers die Empffindung ins Ebenmaß rückt, und dann umfaßt seine heilige Hüfte und schwört: Das wollen wir auch lernen. Und wenn ihr das lernt, werdet ihr keine Barbaren mehr sein und auch ein schönes Alter haben.

Einigkeit und Recht und Freiheit von Theobald Tiger

Was die Freiheit ist bei den Germanen,
die bleibt meistens schwer inkognito.
Manche sind die ewigen Untertanen,
möchten gern und können bloß nicht so.
Denn schon hundert Jahr
trifft dich immerdar
ein geduldiger Schafsblick durch die Brillen.
Dof ist dof.
Da helfen keine Pillen.

Was Justitia ist bei den Teutonen,
die hat eine Binde obenrum.
Doch sie tut die Binde gerne schonen,
und da bindt sie sie nicht immer um.
Unten winseln Die
wie das liebe Vieh.
Manche glauben noch an guten Willen . . .
Dof ist dof.
Da helfen keine Pillen.

Was die Einigkeit ist bei den Hiesigen,
die ist vierundzwanzigfach verteilt.
Für die Länder hat man einen riesigen
Schreibeapparat gefeilt:
Hamburg schießt beinah
sich mit Altona;
Bayern zeigt sich barsch,
ruft: „Es lebe die Republik!"
Jeder denkt nur gleich
an sein privates Reich . . . .
Eine Republike wider Willen.
Deutsch ist deutsch.
Da helfen keine Pillen.

Film im Februar von Axel Eggebrecht

Krisen und Kredite

Man erlebt bei uns das sonderbare Schauspiel, daß der Film zu gleicher Zeit die Handelsteile beherrscht und in den Feuilletons seine mühselig gegen tausend Vorurteile erkämpfte Stellung zu verlieren beginnt. Deutschland hat im letzten Jahre 225 Filme hergestellt. Was davon ist überhaupt in der Erinnerung geblieben? Nichts. Der ungeheure Apparat einer großen Industrie, die Arbeit von fast 50 000 Menschen, ungezählte Millionen — um nichts, für den Augenblick, für ein mittleres Tagesgeschäft und fürs rasche Vergessen.

Und nun will diese, ihre bescheidensten Leistungen fortwährend unterbietende Industrie Exportkredite vom Reich haben. Sie ist auf diese famose Idee wohl erst gekommen, weil das kleine Freundschaftsgeschäft zwischen der Ufa und der jungen Rechtsregierung vorzeitig bekannt wurde. Nun geht seit Wochen die Kuhhandelei hin und her, die Regierung kann sich nicht entschließen, denn was sie der Ufa und der Deutschen Bank und der Hugenbergschen Deulig gern gegeben hätte, mag sie nicht dem Gros der Filmproduzenten zukommen lassen. Manchmal erscheinen diese täglichen Verhandlungen nur noch wie Manöver, die den längst beschlossnen Rückzug der Regierung eine Weile decken sollen.

Aber nehmen wir einmal an, es würde den Herstellern unsrer schmalzigen Militärfilme, verbilderten Operetten und sonstigen Schmarren wirklich ein Exportkredit von 15 oder 20 Millionen gegeben: Was um Gottes willen soll damit exportiert werden? Daß ein paar Millionen sogleich eine merkliche Niveausteigerung der Produktion bedeuten würden, das möchte wohl selbst die sehr gutgläubige Fachpresse nicht mehr prophezeien. Also würde es vermutlich darauf hinauslaufen, in Los Angeles oder NewYork um teures Geld große Theater zu mieten, um dort „Die Frau, die nicht nein sagen kann" und die „Mädchenhändler" glorreich und gratis herauszubringen.

Export heißt: Konkurrenz mit Amerika und Eindringen in Amerika. Die paar deutschen Filme, die letzthin drüben liefen, stammen aus jener frühern Zeit, da der deutsche Film noch aus eigner Kraft die Welt erobern wollte. Aber Deutschland ist ja längst im Weltkrieg des Films entscheidend geschlagen, es ist keine Großmacht mehr, sondern ein Schlachtfeld, auf dem sich vorläufig noch Haufen der zersprengten Filmteutonen-Phalanx umhertreiben und mit viel Geschrei den Anschein weltbedeutender Taten hervorrufen. In Wahrheit ist die „Uraufführung" in Offenbach und das Geschäft in Radebeul heute ihre einzige Sorge.

Denn die deutsche Filmindustrie, beinahe ohne künstlerischen Ehrgeiz, ist ja auch wirtschaftlich in voller Rückbildung begriffen. Das Schwergewicht ist von den großen Trusts wieder auf die unabsehbare Schar kleiner Produzenten übergegangen. Typisch ist, daß jetzt zur Rettung der Ufa verschiedentlich vorgeschlagen wird, sie doch einfach in Stücke zu

schlagen, ein Verfahren, das dem Sprung aus dem brennenden Dachstuhl verzweifelt ähnlich sieht. In Wahrheit ist ja der Leib längst im Zerfall begriffen, nur der große Name lebt noch und fasziniert den Betrachter, der die Weltfilmträume von 1920 immer noch nicht vergessen hat. Auf 80 Prozent der deutschen Produktion „schätzten" selbst große Zeitungen den Ufa-Anteil, der in dieser Saison nachweislich kaum 10 Prozent beträgt. Auch die Regierung dürfte dem Zauber der populären Marke unterlegen sein — oder sind die Beziehungen da doch enger, als selbst bei dieser indiskreten Branche durchgesickert ist? Der in aller Heimlichkeit hergestellte Kriegsfilm der Ufa — mit Originalaufnahmen aus nur deutschen Archiven und durch „erläuternde" Trickbilder ergänzt zu einem riesigen Trickfilm „Der Geschlagene hat gesiegt" — soll ja mit Unterstützung des Reichs, vor allem des Auswärtigen Amtes, gedreht worden sein.

Inzwischen ist die Personenfrage bei der Ufa, als eigentlicher Anlaß ihres fortdauernden Abstiegs, zu einem Gegenstand breitester öffentlicher Diskussion geworden. Ohne den leisesten Erfolg. Die Deutsche Bank hätte vielleicht den Reichskredit längst in der Tasche haben können, wenn sie ihren Aufsichtsratsvorsitzenden bei der Ufa, v. Stauß, abberufen hätte. Und das Direktorium der Ufa wird täglich von gewiß wohlmeinenden Fachleuten angefleht, den Bankmann Bausback oder wenigstens den die Produktion kommandierenden Major Grau durch Filmleute zu ersetzen. Ohne den leisesten Erfolg. Das Prestige, ein in Deutschland auch wirtschaftlich ausschlaggebender Faktor, erlaubt nicht einmal eine Äußerung zu solchen Frechheiten. Deutsche Treue, das heißt: Von uns aus wird nischt jeändert.

Die Amerikaner

hielten mit einem Dutzend Filmen auch in diesem Winter wenigstens das Niveau, das eine Regierungssubvention erklären, aber ja auch von selbst unnötig machen würde, wäre es das unsre. Freilich ist es fast durchweg ein Niveau des Könnens, der Technik, der Photographie, der virtuosen Bildgewandtheit. Die Leute haben uns mit ihrer unvergleichlichen Fertigkeit beinahe nichts mehr zu sagen. Solche einfachen, erfüllten, gesättigten Arbeiten aus einem Guß, wie „Weiße Schwester", „Broken blossoms", „Zaza", sind recht selten geworden. Die hahnebüchne Naivität der Stoffe fällt uns auf die Nerven. Bis man sich in dem Fremdenlegionärfilm „Blutsbrüderschaft" zu den Araber-Kampfszenen von grandioser, unvergleichlicher optischer Besessenheit durchgesehen hat, muß man einen widerlichen Paravent von edelmuttriefenden Seelenperlen und peinlicher Moralstickerei hinter sich haben. In „Hotel Stadt Lemberg" haben sie sich glücklich, wie schon oft vorher, in die Uniformen und Kinkerlitzchen europäischer Heere verliebt, auch von unserm beliebten schlichten Heldentum anstecken lassen; so ist dieser photographisch vollendete Film unter der Leitung Erich Pommers die Fortsetzung deutscher Produktion mit wirksamern Mitteln geworden. Drei Amerikaner erreichten

aber die wunderbare Geschlossenheit, die wir von ihnen zu erwarten gewohnt sind: Das außerordentliche Vexierbild „Die unheimlichen Drei", darin ein Zwerg abwechselnd als kleiner Mann und als Baby erschreckend die Gestalt wechselt; „Kiki" als wohl einzig saubres Lustspiel in diesem Winter der deutschen Filmschwänke; endlich „Der schwarze Zyklon", ein wunderschöner Pferdefilm, idyllische Konzentration auf animalische Bewegung.

Dann aber kam, in der letzten Februarwoche,

die russische Invasion.

Ob die plötzliche Häufung von Russenpremieren sehr geschickt war, darüber kann man streiten. Sogenannte deutsche Filmpolitik wird daran vielleicht nicht mehr Schuld haben als die nicht immer glücklichen Methoden der Russen bei der Placierung ihrer Produktion. Aber jeder einzelne dieser russischen Filme stand weit über dem Niveau aller unsrer exportbedürftigen Fabrikationen. „Iwan": Die subtile Stanislawskische Belebung historischer Ereignisse feiert filmische Auferstehung. „Matrosenregiment Nr. 17": Individualerlebnisse aus den Bürgerkriegsjahren, vor allem die sonst sorgsam verschwiegne sexuelle Entfesselung, in aufregend deutlicher Gestalt. „Streik": Potemkinvorstudie, Erstlingswerk des genialen Augenpaares von Eisenstein, rücksichtslos herausgerissen, herausgepflückt aus Gerüsten, Fabriken, Maschinen und Menschengesichtern. „Die Mutter" aber, seit „Potemkin" das größte filmische Erlebnis, überwältigte die müden Seelen ernüchterter Kinobesucher, ließ die gleichgültig Gewordnen spüren, daß trotz den zufälligen Formen unsrer Massenfabrikation der Film dennoch heranwächst zum vollgültigen Kunstgebilde. Freilich haben wir in Deutschland offenbar solcher Entwicklung nichts mehr beizutragen. Das hundertmal totgesagte, niedergeknutete, tyrannisierte, in der bekannten bleiernden Dumpfheit daliegende Rußland hat sich in drei Jahren den großen Film geschaffen; ein paar junge, bildbeflissene fanatisch Theorie treibende junge Menschen haben fertiggebracht, daß sogar Herr Cremer, Abgeordneter der Deutschen Volkspartei, am 4. März im Haushaltausschuß des Reichstags vom „überragenden künstlerischen und ethischen Wert des russischen Films" sprach.

Also ist da doch noch ein bißchen mehr notwendig, als Routine, Kapital, Technik. Man bewundert den Typenreichtum der Russenfilme; auch wir haben Typen — setzen Sie sich nur in die nächste Elektrische. Auch wir haben „Landschaften" und „Milieu" — fahren Sie nur mal bis Erkner oder gehen Sie in die Mulackstraße. Klassen, Schicksale, Kämpfe, die das Schicksal aller in sich begreifen, wir haben das alles, sogar filmbesessne junge Menschen, und die organisieren sich selbstverständlich auch. Die Russen haben ihre Filmkunst, weil sie sie brauchen; und wir unsre Filmindustrie, die verdienen will. Die wir verdienen. Wir sind zahlendes Publikum, und sie leben. Lasset uns schlafen, ein paar hundert Operetten sind ja noch unverfilmt. Gute Nacht.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Leonie

heißt der neue Schlager des Burgtheaters. Es sind die ‚Feenhände' von Scribe, manikürt von Leo Lenz. Ob der alte Schmarrn durch den neuern Text gewonnen hat, ist fraglich. Doch hat er auch nichts verloren: die Albernheit der Vorgänge und Reden jedenfalls scheint pietätvoll gewahrt. Der Geist des Spiels hängt im gewesensten Vorgestern, der Wortlaut will heutigem Datum nahe kommen. Das ergibt Unstimmigkeiten. Man fährt gewissermaßen von Pferden gezogen im Auto. Für das Burgtheater, welches seiner Vergangenheit so viel schuldig ist, daß es der Gegenwart nicht zahlen kann, ist ‚Leonie' eine superbe Consommation, um nicht zu sagen: ein gesundes Fressen. Bezaubernd, was sich da mit Herzogen, Grafen, Marquisen und überhaupt mit Vornehmheit tut, mit adligen Herzen und andern erstklassigen Innenräumen, mit lautlosen Schiebetüren und ebensolchem Personal; die gallonierten Diener hängen einem nur so zum Mund hinein. Brahm, den Regisseur, reißt es ja merkbar, sich aus dem Ganzen, wie er an ähnlichem Objekt schon einmal im Akademietheater getan hat, einen Jux zu machen. Aber die Luft im Burgtheater ist zu schwer für Ironie, die Schauspieler treiben ihren Ernst mit dem Spaß, und die edle Form siegt über den lächerlichen Inhalt. Um so angenehmer die paar Darsteller, die neben ihrer Rolle auch ein wenig deren Persiflage spielen. Im übrigen gibt der neu ergrünte Scribe zu rechtem Komödienspiel kaum Gelegenheit. Und gäbe er sie, wäre nichts da, sie wahrzunehmen, denn die Kunst der leicht fließenden, Welt und Witz spiegelnden Konversation ist im Burgtheater nicht mehr daheim. Einzig Herr Aslan übt sie noch. Er kann den Text so lockern, daß dieser für vieles Licht durchlässig wird, er hat allerlei feine, leichte Humore im Tonfall, und auch die Herzlosigkeit sitzt ihm am rechten Fleck.

Doch auf dies Alles kommt es bei ‚Leonie' gar nicht an, sondern nur auf den dritten Akt, durch den der neue Burgtheaterschlager eben Das wird. Da entfaltet sich nämlich ein Traum, ein blühendes Märchen von Modeatelier, das Auge schwelgt in der weißen Pracht, durch die, von sanfter Musik herangeweht, Toiletten geistern, es duftet nach unendlichem Reichtum, wir werden Zeuge der Anbetung des Kleides und aller Riten, die sein Kult gebietet, Haus Herterich versinkt, Maison Spitzer steigt auf in Glorie. Es ist ein prächtiges, reizvolles Spiel, von Hans Brahm großzügig hergerichtet. Er erweist da ein Talent im Arrangieren von Auslagen, das jene, die das Burgtheater hierbei gehabt haben dürfte, reichlich hereinbringen wird. Ein festlicher, ein friedevoller Abend. Und wie gar von den Lippen der Bankiersfrau, die Fräulein Wilke hinreißend lebenswahr zwitschert, der Naturlaut „nebbich!" erlösend sich löst, scheint, unter herzlichstem Gelächter, vollkommne Harmonie hergestellt, nicht nur zwischen den Menschen, auch zwischen den Geistern des Hauses. Versöhnt lächeln der junge Aar und der alte Abeles.

Zeitgeschichtliches von Arnold Weiß-Rüthel

Aus der Anthologie: „Grossmütterchens Sonntagshöschen"

Großmütterchen
ist auf sieben Blätter,
‚Journäle' sagt sie, abonniert!
Eines davon hat noch ihr Vetter,
der selige Pastor Kropf, redigiert.
„Zeitungen", lispelt Großmütterchen weich ...
„Zeitungen machen den Menchen sooo reich ..."
Quasi natürlich, sie denkt dabei
nicht an Hugenberg oder Wilhelm zwei.
Im Gegenteil, sie schätzt jene Leute,
die ihr das so romantische Heute
mit molligstem Vorvorgestern durchwärmen
und nebenher dennoch fürs Reichsgericht schwärmen.
Zwischen Feuilletönchen
und Schnittmusterbogen
werden vieles berührende Kreise gezogen ...
Vom Plätzchenrezept
bis zur Deutschen Art
bleibt uns keinerlei Reflexion erspart.
Und ich staune, wie Großmütterchen so geschickt
den Apfelkuchen mit Niedner verquickt,
wobei sie noch zwischendurch tief bewegt
die Lektüre der Todesanzeigen pflegt.
Später werden die sinnigen Fetzen
sauber sortiert
und in Bündel gepreßt —
die kommen zu andern Nachlaßschätzen
auf den Wäschespeicher,
wird das ein Fest!
Großmütterchen sagt:
„Über solche Sachen
werden die Erben dereinst am meisten lachen."

Jedem das Seine von Morus

Subvention — Clearing

Langsam füllen sich die Scheuern. Nun hat wohl schon jede Regierungspartei ihre Kuchen im Backofen, und da doch keine schlechter ist als die andere, so werden die Steuerzahler den Vorzug haben, sie allesamt zu berappen. Die Ufa ist Herzensangelegenheit des volksparteilichen Wirtschaftministers Curtius. Um die Schiffahrtssubventionen bemühen sich die Deutschnationalen, bei denen Herr Gok v. Blohm und Voß treu die Wacht, hält, damit auch für die Werften die nötigen Baugelder zur Verfügung stehen. Die 22,5 Millionen, von denen bisher die Rede war, werden ja jetzt wohl nicht mehr reichen, nachdem außer dem Norddeutschen Lloyd auch die Hapag Appetit bekommen und schnell noch vor dem 31. März, dem Stichtag für die Subventionen, ein stattliches Bauprogramm aufgestellt hat.

Bei so viel unabweisbaren Ausgaben für die Interessen der Rechtsparteien ist es ein sichtbares Zeichen der göttlichen Ge-

rechtigkeit, daß auch das Zentrum grade eine Subvention nötig hat. Gewiß, Josef Wirth und der Staatssekretär Hemmer, der Leiter der unrettbar verkrachten Mologa-Konzession in Sowjetrußland sind nicht „das" Zentrum. Aber Nächstenliebe und Parteischlauheit gebieten, daß man in brenzlichen Situationen auch seinen Außenseiter nicht im Stich lassen darf. Zum Glück für die andern sitzen bei der Mologa-Affäre, für die jetzt das Reich 25 Millionen definitiv zum Fenster herauswerfen soll, auch noch die Demokraten mit ihrem Doktor Ludwig Haas in der Tinte. Wirth und Haas dekorieren als Strebepfeiler badischer Ostpolitik den Aufsichtsrat der Mologa A. G. Da sie trotz den enormen Verlusten dieser Unglücksgesellschaft wacker auf ihrem Posten ausgehalten haben und dann noch nicht einmal zurückgetreten sind, als die Mologa die russische Staatsbank um 6 Millionen Rubel anpumpen mußte, darf man wohl annehmen, daß die beiden Abgeordneten auch heute noch für die Aufrechterhaltung der Mologa-Konzession und, da es ein andres Mittel zum Weitervegetieren nicht gibt, für die Reichssubvention sind. Sie sind natürlich viel zu korrekt, um im Reichstag dafür zu plädieren. Sie verhalten sich, versteht sich: streng neutral. Aber auch wenn sie kein Wort sprechen, werdens ihre Fraktionskollegen ihnen von den Augen ablesen, und niemand wird so unhöflich sein, eine Gesellschaft, für die „ihr" Wirth und „ihr" Haas gradestehn, im Stich zu lassen.

Das Ende vom Liede wird sein, daß Reedereien, die Ufa und die Mologa ihre Subventionen bekommen. Zwar sind die Deutschnationalen gegen die Mologa und ein paar Volksparteiler, wie der Ex-Hugenbergianer und Reichstagsabgeordnete Cremer, gegen alle Subventionierungen. Aber haust du meine Subvention, hau ich deine Subvention. Und zum Schluß wird niemand haun: im Sinne der wahren Volksgemeinschaft wird ein allgemeines Subventionen-Clearing stattfinden, und das Reich wird zahlen.

Selbstverständlich werden alle Herren, die sich mit solchen Dingen befassen, auch dies Mal wieder den Nachweis führen können, daß ihre weiße Weste nicht den kleinsten Spritzer abbekommen hat. Denn das ist ja grade die Eigenart der deutschen Methode, Politik und Geschäft miteinander zu vermengen: daß die Politiker fast immer leer ausgehn und zeitlebens arme Teufel bleiben. Aber das macht dieses System um nichts sympathischer. In dubio verdient die offne Korruption, wie sie in den romanischen Ländern und auf dem Balkan der Brauch ist, den Vorzug, denn dort haben wenigstens die Leute etwas davon — und für den Staat bleibts das Gleiche.

Der Reparations-Experte

Leute, die sich mit Schiffahrtsangelegenheiten beschäftigen, fragen mich, weshalb ich im vorigen Heft der ‚Weltbühne' einen mit Recht so verstorbenen Mann wie Bernhard Dernburg mit seiner Berechnung über die Reederentschädigungen zitiert habe. Weshalb? Herr Dernburg sucht nicht mehr in Südwest nach Diamanten, aber gilt in deutschen Weltblättern immer

noch als der Sachverständige, der berufen ist, Europa und Amerika in puncto Dawes zu bessern und zu bekehren, sozusagen als Spezialist für Kriegsschuldlüge, Abteilung Finanzen. Und solch ein Mann wird doch wohl, wenigstens, soweits um Ziffern geht, die Wahrheit sprechen.

Aber gut — prüfen wirs nach. Und finden: Während des Ruhrkampfes, zu einer Zeit übrigens, wo alle einigermaßen Vernünftigen schon umschwenkten, hat Kaisers demokratischste Exzellenz, der Abgeordnete Doktor Dernburg seinem Zorn über die französischen „Behauptungen, Anschuldigungen und Verleumdungen gegen Deutschland" Ausdruck gegeben und dem Poincaré, dem Verdammigten, „einen ganz flagranten Fall einer solchen Verleumdung" angekreidet. Poincaré hat nämlich, nach einem englischen Blaubuch, den Unsinn behauptet, daß die deutsche Regierung den Reedereien 31 Milliarden Goldmark zum Wiederaufbau der Handelsflotte zugesteckt habe — eine Summe, mit der man vor dem Kriege und erst recht während der Inflation 65 Millionen Tonnen, also mehr als die gesamte Welttonnage hätte umbauen können. Aber Dernburg nagelt nun nicht etwa die Zahlenangabe des Blaubuchs als vollkommnen Blödsinn fest, sondern der deutsche Experte fängt an zu „widerlegen". Er stellt eine genaue Rechnung auf, um zu dem Schluß zu kommen, „daß die gesamten Zahlungen, welche Deutschland für den Wiederaufbau seiner Handelsflotte gemacht hat, bis zum heutigen Tage 262 090 000 Goldmark betragen. (Hört! Hört!)

Dieser Experte und seine Hört!-Hört!-Rufer konnten sich garnicht mehr daran erinnern, daß die deutschen Reeder schon während des Krieges 300 noch fast vollwertige Millionen vom Reich bekommen haben, daß ihnen im Sommer 1919 aus dem sogenannten „Erzberger-Fonds" 1½ Milliarden und dazu 3½ Milliarden in Schatzwechseln aus den bewilligten und noch nicht verbrauchten Kriegskrediten dediziert wurden. Allein diese drei Posten waren, nach dem damaligen Dollarkurs, über 1 Milliarde Goldmark wert; abgesehn von den Milliardenzahlungen der Jahre 1921/22, die vielleicht, auf Goldmark umgerechnet, der Dernburgschen Ziffer entsprechen, der damaligen innern Kaufkraft und damit auch ihrem „Bauwert" nach aber wesentlich mehr waren.

Es ist gut, sich dieser Kontroverse zu erinnern, nicht nur, weil sie durch das Subventionsgesuch der Schiffahrt wieder aktuell geworden, sondern weil sie typisch ist für die Art, wie auch heute noch die Diskussionen mit dem Ausland über die Zahlungsfähigkeit Deutschlands geführt werden. Man sucht eine Unwahrheit, die von drüben kommt, nicht richtigzustellen, sondern man stellt ihr eine faustdicke Unwahrheit deutscher Machart gegenüber. Nun mag es bei Handelsverträgen und auch sonst, wenn man bereits am grünen Tisch sitzt, nützlich sein, erst einmal mehr zu fordern und weniger zu bieten, als man endgültig zugestehn will. Aber bei Unterhaltungen auf die Distanz erreicht man mit gegenseitigen Schwindeleien ungefähr so viel, wie weiland der Direktor des Kolonialamts Dernburg bei der Diamantensuche erreicht hat.

Bemerkungen

Gedenkmäler

Die atavistische Sitte, für Verdienste Denkmäler zu setzen, die nachher Keiner anguckt, ist noch immer im Schwange, und was sich unter dem Seligen romantisch gab, hats heute mit der schlichten Sachlichkeit: trutzigkarg recken sich die Stahlhelmsoldaten, kantigen Kinns werfen sie marmorne Handgranaten auf Marktplätze, und kein anständiger Ort, der nicht ein Reklame-Krieger-Denkmal sein eigen nennt: „Immer wieder Krieg!" Auch werden gern sogenannte Individuen mit Mälern gefeiert, und weil der Cut ein unkleidsames Kleidungsstück für Statuen ist und weil man nicht jeden Fraktionssekretär in eine Toga hüllen kann, die ihm anstände wie ein Nachthemd, so tuts auch eine Marmortafel und irgend etwas Allegorisches, bei dem sich Jeder Jedes und Keiner nichts denken kann. Soweit gut und schön.

Aber warum feiern wir immer nur das Andenken der guten Menschen, wie: Generäle, Reichspräsidenten, Könige, Kaiser, Professoren? Warum nicht auch einmal das Andenken der bösen Menschen wie: Generäle, Reichspräsidenten, Könige, Kaiser, Professoren? Das wäre so übel eben nicht. Zum Beispiel:

Marmorstatue auf dem Platz vor einem Gericht. Ein alter, verhungerter Sträfling, auf einem kleinen Sockel, unten Frau und Kind, die der Schmerz zu Boden geworfen hat, die Gesichter in den Staub gewühlt, die ohnmächtigen Arme nach oben gestreckt. Inschrift: „Zum Andenken an die Justizopfer des Richters Dingskirchen".

Erztafel im Gang eines Polizeipräsidiums: „An dieser Stelle wurde der widerrechtlich verhaftete Untersuchungsgefangene Schulz von einem toll gewordenen Beamten auf der Flucht erschossen". Und ein Kränzchen aus immergrünen Blättern . . .

Reiterstatue: „Dieser Verwaltungsbeamte zog sich im Jahre 1914 eine Uniform an und jagte sinnlos achttausend junge Menschen in den Maschinengewehrtod. Ehre seinem Andenken. Die dankbaren Mütter."

Warum immer lobende Denkmäler? Warum nicht einmal solche voller sanften Tadels? Warum nicht —?

Weil die Diktatur, unter der wir leben, nur ein Sittengesetz kennt: das ihre. Weil dieses Gesetz schlecht ist. Weil die Verdienste, die der Staat anerkennt und durch Sandstein, Erz und marmornen Tortenaufsatz feiert, die Unwahrheit sagt. Weil wir die Wahrheit nicht sagen dürfen. Die ewige Wahrheit, daß Menschen gemartert, unterdrückt, gepeinigt werden, solange ein Lump sich hinter ein Amt verkriechen darf.

Ignaz Wrobel

Proletarischer Sprechchor

„Der Sprech-Chor unter Leitung Albert Floraths will bei Arbeiter-Veranstaltungen von besondrer Weihe und Größe, durch die Kunst des differenzierten Sprechens im Chor zu einer neuen, den Ausdruck des Massenwillens darstellenden Festkultur führen." So sagt das Programm, und die Erinnerung an manchen Sonntag Vormittag in Poelzigs Massenring bestätigt, daß der sprechende Chor ein lebendiges Instrument ist und sein kann, die Nöte, die Sehnsucht, den Haß, den Zorn, den Angriff, den Triumph des Proletariats sinnlich zu machen, hörbar, sehbar, fühlbar im Rhythmus des Marsches, des Anhaltens, des Zurücks, des Vorwärts, des Verstummens, des Anschwellens, des Rufens, des Schreiens, des Brüllens.

Was aber Florath aus Bruno Schönlanks „Frühlings-Mysterium" im Theater der Volksbühne gemacht hatte, war ein fatales Zwitterding zwischen Oper und Oratorium, Deklamation und Melodrama. Mag sein, daß die Schreiber des Textes unter Musik

(diese besorgte Heinz Tiessen) bereits abirrten und zu pseudobühnenhaften Grimassen verleiteten. Florath hätte sich gewappnet zeigen müssen; hätte nicht vergessen dürfen, daß ein Sprechchor, die Sammlung und Organisation der Volksstimme, nicht zum Liebhabertheater, nicht zum Dilettantenklub „Lohengrin" werden darf. Der Stil des Sprech-Chors ist eindeutig, ist linear, ist Fresco, primitiv, verständlich für jedermann, ist kein Spiel mit zehn Kugeln, nicht differenzierter Psychologismus, ist schlichte Auseinandersetzung, Gegeneinanderführung und Zusammenfassung von Urkräften. Es gibt da nichts zu grübeln und zu mischen. Schwarz und weiß, weich und hart, oben und unten, gut und böse, Finsternis und Licht: das sind die klaren Parolen des Sprech-Chors. Alles, was dazwischen liegt, ist vom Übel.

Nun stelle man sich vor, daß Florath, um nur eins zu nennen, den Tod, der nach Schönlanks Absicht mit dem Frühling einen kleinen Ringkampf aufzuführen hat, im Frack erscheinen läßt. Im proletarischen Sprech-Chor darf es weder fausteln noch strindbergeln. Die Schreiber des Textes und der Musik mögen immerhin nicht ganz unschuldig sein. Es hat keinen Zweck und ist vollkommen uninteressant, aus berliner Arbeitern kleine Komödianten zurecht zu schminken. Mit dergleichen hat der proletarische Sprech-Chor nicht das geringste zu tun. Er ist, soweit er überhaupt sein darf, ein Instrument der revolutionären Lithurgie, ist eine Waffe im Befreiungskampf, ist das vokale Pathos des Aufbegehrens, ist ein Plakat des Klassenkampfes. Wenn es mitunter so sein muß, daß die Politik auf der Diagonale füßelt, so soll die Kunst, soweit sie aus dem Proletariat hervorbricht und von ihm verkörpert wird, donnernd, kurz und unversöhnlich aufs Ziel marschieren. Im Sprech-Chor soll nicht irgendwelche Literatur zweitklassig irrlichterieren, soll die Seele des Proletariats sich lösen. Diese Arbeiter und Arbeiterinnen, Jünglinge, Mädchen und Kinder sollen nicht viel mehr und nicht wesentlich anders sprechen, als sie des Alltags tun. Als Vorbild können die Zeichnungen der Höhlenmenschen dienen, diese zwanzigtausendjährigen mit Blut und Leben bis zum Bersten gefüllten Konturzeichnungen auf den Felswänden.

Die Freunde des neuen Rußlands berichten, daß dort das Proletariat seine Gesundheit und Leidenschaft in Sprech-Chören entlade. Mag sein. Was Deutschland betrifft, wo sich die Arbeiter des Sonntags — was keine Kränkung, nur eine Feststellung sein soll — als Bourgeois kostümieren, wo sie durch zwei Karnickel auf dem Balkon oder gar durch eine Ziege in der Laube allen Schmerz und alle Sehnsucht vergessen: was Deutschland betrifft, hält es schwer, an eine Entwicklungsfähigkeit des proletarischen Sprech-Chors zu glauben. Im Sprech-Chor stampft der Wille des Eroberers und Gipfelstürmers. Wie kann man derlei verlangen von Leuten, die seßhaft wurden!

Robert Breuer

Beispielhaft handelnde Rabbiner

Im ‚News Bulletin', des Nationalrats für Kriegsverhinderung, Washington, 1. Februar, Seite 4, kann man folgende Kundgebung des ‚Zentralvereins Amerikanischer Rabbiner' lesen:

„Wir behaupten, daß, wo der gute Wille da ist, jeder internationale Konflikt unkriegerisch beigelegt werden kann.

Wir behaupten, daß die Heiligkeit des menschlichen Lebens den Vorrang hat vor allen Erwägungen über Eigentumsrechte.

Wir behaupten, daß diese beiden Grundsätze einen unwegdenkbaren Bestandteil des historischen amerikanischen Idealismus bilden, wie er durch Präsident Coolidge in seiner Omaha-Adresse mit den Worten neu bekräftigt wurde: ‚Unser Land hat die alten Methoden des Terrors und der Gewalt im Verkehr mit anderen Ländern endgültig verlas-

sen und ist endgültig zu der neuen Methode freundschaftlicher Verständigung mit ihnen übergegangen'. In dem mexikanischen Streitfall haben wir ein Schulbeispiel für die Anwendbarkeit dieser Grundsätze.

Daher richten wir, der Zentralverein Amerikanischer Rabbiner, auf unsrer Tagung vom siebzehnten Januar zu Cleveland, Ohio, an die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika die ehrerbietige und dringende Forderung, auf den mexikanischen Fall die Grundsätze der Schiedsgerichtsbarkeit und der Versöhnlichkeit anzuwenden und diesen internationalen Streit zu erledigen, ohne zu den Waffen zu greifen."

Bekanntlich verfuhr 1914 der Zentralverein Deutscher Rabbiner genau so, während bei der nächsten Gelegenheit der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten gewiß noch schärfere Töne finden wird. Zumal, wenn der Sanktionskrieg des Völkerbundes gegen Sowjetrußland, unter Teilnahme Deutschlands, bevorsteht, werden die Prinzipale der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens den Satz der amerikanischen Rabbiner ohne Zweifel zehnfach unterstreichen: „daß die Heiligkeit des menschlichen Lebens den Vorrang hat vor allen Erwägungen über Eigentumsrechte".

Kurt Hiller.

Das

sollte man eigentlich jeder großen Schauspielerin einmal sagen, daß sie die gefährlichste Rivalin an sich selbst hat. Der Wiener Oscar Sachs, die letzte Nestroy-Figur, hat einst diesen Ausspruch getan: „Mir hat geträumt, daß ich auf einem großen Friedhof umhergeh, und dort liegen alle, alle Komiker — und i spazier da ganz allein —!" Nur Komiker haben noch diese Naivität der Ausschließlichkeit, die sonst Frauen vorbehalten ist. Was also tut eine Schauspielerin, die es zu etwas gebracht hat —?

Sie achtet mit minutiöser Sorgfalt darauf, daß keine, keine neben ihr besteht. Sie beißt sie alle weg: die Schönen, die Begabten, die Grotesk-Komischen, die Langbeinigen, die Beliebten — Nacht muß es sein, wo Frau Friedlands Sterne strahlen, und so hat fast jeder weibliche Star eine Wüste um sich, darinnen sie das Oäslein. Denn dies ist der erste Regierungsakt, den sie tut: den Regisseur, den Direktor, den Geldmann zu veranlassen, im selben Stück keine Kollegin zu beschäftigen, die vielleicht auch gefallen, interessieren, Erfolg haben könnte... Sie verbietet es. Er darf es nicht. Und wir langweilen uns.

Ich sehe niemand an, denn es ist wenig unterhaltsam, in die Schlinggewächse des Klatsches zu steigen, auch ist es nicht gar so wichtig. Das Theater aber lamentiert, es werde nicht mehr so beachtet wie früher — und wird es doch noch viel zu sehr, wird maßlos überschätzt; tragen diese Frauen nicht einen Teil der Schuld, die sonst die Zeit auf sich nehmen mag —? Wollen wir den ganzen lieben langen Winter nur Frau Pietsch und noch einmal Frau Pietsch und nichts als Frau Pietsch bewundern? Wie rasch nutzt sich ihr Ton ab, wie schnell wird er blechern, auch das Ohr ist eines Tages übersättigt. Qualvoll diese Augenblicke, wo der Star nicht oben auf der Bühne steht, nervenzerpflückend das kindische Geplapper sechster Größen, die grade noch auftreten dürfen... Und das alles, weil SIE diese törichten Filmmanieren eingeführt hat: „Adam, Eva und die Schlange. Die Titelrollen spiele ich!" Wie schlau, wie fein kalkuliert, wie dumm!

Laß dich nicht tyrannisieren, Direktor. Bleibe hart, Regisseur! Enteile dem Schlafzimmerzauber, glaub nicht an den Kritiker im Bärtchen, gib nicht nach. Stich dem Star den Star: gib uns die fruchtbare Vielweiberei, die Vielgötterei, das Ensemble.

Peter Panter

Dazu haben sie keine Zeit

Einmal darüber nachzudenken: ob es wirklich gottgewollte Ordnung ist, daß auf den Straßen der Luxus neben der Armut sich spreizt, daß Krüppel ihre scheußlichen Verwüstungen zeigen müssen, um das bißchen Brot zu ersparen, das ihnen der Ekel rasch gewährt, um vergessen zu können: dazu haben sie keine Zeit!

Sich einmal zu fragen, ob es gottgewollte Ordnung ist, daß ein Zwerg mit einer Verrückten einen Sohn zeugt, Alkoholiker und Syphilitiker Unschuldige begatten und Unschuldige schon im Keim brandmarken für ihr ganzes späteres Leben: dazu haben sie keine Zeit.

Einmal darüber nachzudenken, ob wirklich Tausende schuften müssen um geringen Lohn, neun, zehn Stunden lang täglich, damit neuer Luxus reizt, neue ungekannte Genüsse für tausend Auserwählte bereit sind: dazu haben sie keine Zeit.

Dazu haben sie wirklich keine Zeit.

Denn sie haben Geschäfte, überaus verwickelte Transaktionen, und sie erfinden neue Riesenmaschinen, um zu töten und um zu prahlen; und sie haben immer einen neuen Kitzel im Sinn, Weiber und Wein und Geld brauchen sie. Immer mehr Geld.

Wenn es aber einmal aus all diesen Gründen und aus dreien mehr wieder heißt: Gegen den Erbfeind! Für Gott und Vaterland! Unser Hindenburg ruft! Schützt die Grenzen und die heimische Produktion! Fest steht und treu ... wenn es dann wieder an die Gewehre geht —: dann hinaus aus den Geschäften, und weg vom Geld. Und fort von den Frauen und den Maschinen und den Erfindungen, kurzum, fort vom schillernden Dreck unsrer Kultur. Wenns eben wieder mal in den Krieg geht: dann haben sie Zeit.

Dann haben sie wieder viel Zeit.

Rudolf Weiß

Ein Held

Die Militärfilme, deren Finanzierung meist aus dunkeln Quellen stammt, setzen ihr Vergiftungswerk fort. Aber sie tun es wenigstens in aller Öffentlichkeit, und man kann sie kontrollieren. Nicht kontrolliert werden die tausende und abertausende von Publikationen, die als Erinnerungsschriften von allen möglichen Regimentern, Vereinen und Verbänden herausgegeben werden. Kein Zweifel, daß sie ihr Publikum finden, kein Zweifel, daß sie namentlich in die Hände von Kindern gelangen. Da mag denn auch einer solchen unschuldigen Menschenseele etwa der Band: ‚Das K. B. II. Infanterieregiment Kronprinz' in die Hände fallen, aus der Sammlung: ‚Erinnerungsblätter deutscher Regimenter'.

Unter anderm wird da ein alter bayrischer Wilderer H.* geschildert, der im besten und wahrsten Sinne den Typus eines Menschenjägers in Uniform darstellt. Zu Hause hat er heimlich Tiere, im Kriege öffentlich Menschen abgeschossen. „Als das zweite Infanterieregiment bei Vermandovillers stand, da hat dieser erfahrne Jäger sich einen Hochsitz auf einem einsamen Baum gebaut. Hoch oben saß er da, und was sie auch schossen, die drüben, sie konnten ihn nicht kriegen; er aber hat in dieser Zeit aus seiner Höhe, die ihm Einblick in die Franzosengräben gab, mit seinem Zielfernrohrgewehr 121 Gegner niedergestreckt."

Aus der Höhe — wo ihn Niemand sehen konnte — 121 Gegner. Halali! Eine prachtvolle Strecke. Ein bayrischer Held. Leider beschränkte man sich auf die Bewunderung. Er war zwar konkurrenzlos im Schießen und Töten, aber er konnte nicht Unteroffizier werden. Dazu mußte man nämlich etwas mehr Bildung haben. Bei H. „langte es nicht" Aber er bekam eine Ehrung, „wie sie wohl nicht oft in diesem Krieg zuteil wurde. Im Parademarsch zog das Regiment vor dem Gefreiten H. vorbei." Das war ihm recht.

Man braucht nur diese Episode zu kennen, um das ganze Kriegsdeutschland analysieren zu können. Es langt nicht zum Unteroffizier — die höchste Ehrung: der Parademarsch. Und jedes Erinnerungsblatt sein eigner Kommentar.

Manfred Georg

Neue Film-Größen

Anfang vorigen Jahres las man:

„Nach vielen vergeblichen Bemühungen ist es endlich der französischen Pathé-Filmgesellschaft gelungen, Wilhelm zu veranlassen, sich in Doorn während des Verlaufes eines Tages verfilmen zu lassen. Die französische Gesellschaft hat den Film gestern abend der englischen Presse vorgeführt und wird ihn auch heute in der ganzen Welt in der neuen Nummer der Pathé-Zeitbilder vorführen. Wilhelm II. soll sich als Filmschauspieler bewährt haben."

Kunststück!

Anfang dieses Jahres las man:

„Der Kronprinz soll in einem Film ‚Der Schmied von Wieringen' mitspielen, der gegenwärtig in Wieringen gedreht wird. Der Kronprinz soll, so berichten ausländische Blätter, große filmische Begabung besitzen und die Hauptrolle sehr zur Zufriedenheit des Filmregisseurs spielen."

Kunststück! Er braucht sich, wenn „gedreht" wird, bloß in seiner ganzen Verdrehtheit zu zeigen — und alle Zuschauer sind hingerissen. Was sind selbst Buster Keaton und Chaplin gegen ihn und seinen Papa! Fritz Lang sollte endlich Alles engagieren, was vor der Revolution in den Schlössern gemimt hat. Die Sache würde zwar viel mehr als ‚Metropolis' kosten, da die Erlauchten bei ihrer Bescheidenheit sicher viel höhere Gagen verlangten als alle andern Prominenten zusammen; aber sie leisteten ja auch viel mehr als alle andern zusammen. Überdies brauchte die Ufa, da das Alltagsleben der Fürsten für den Film ergiebig genug ist, nur ein winziges Film-Manuskript in Auftrag zu geben; und das würden die jüdischen, also der deutschen Sprache mächtigen Redakteure des Lokal-Anzeigers schon preiswert herstellen.

Ich empfehle der Ufa ein neues Großfilm-Thema —: „Der dumme August". Die Titelrolle kann nur ein Geenich spielen.

Franz Leschnitzer

Das deutsche Herz

In einem Gespräch über Landesverrat erzählte ich einem Industriellen, daß auch die deutsche Werkzeugmaschinenindustrie durch Aufträge der ehemals feindlichen Rüstungsindustrie im letzten Jahr gute Geschäfte gemacht habe. Der Herr, dem ich dies erzählte, hielt einen Krieg mit Frankreich für „unvermeidlich". „Tja", erwiderte er mir, „ich würde ja auch an die feindliche Rüstungsindustrie Lieferungen übernehmen, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Aber", fügte er hinzu, „nur blutenden Herzens. Sonst müßte ich kein echter Deutscher sein —!"

Musikalische Illustration

Besetzung für Filmorchester:
1 Ufagott,
1 Declavier,
1 Oswaldhorn,
1 Lupupikoloflöte.

Orchesterverstärkung:
a) für historische Kostümfilme: die Plastrompete,
b) für amerikanische Lustspiele: das Allotriangel,
c) für Aufklärungsfilme: die Schamharfe.

Werner R. Heymann

Wer gewinnt Preisausschreiben?

(Mel.: Üb immer Treu und Redlichkeit.)

„In Güte und Bekömmlichkeit,
In Freud und Leid erprobt,
Wird Buchholz-Weinbrand weit [und breit
Seit 70 Jahr'n gelobt."

1. Preis: Architekt Fritz Otto Goy

Zeitungs-Inserat

Antworten

Deutscher Pazifist. Du weißt nicht, weshalb Du mit dem General der Infanterie a. D. Graf Montgelas nicht verkehren darfst ... Bei Beginn des Krieges Führer einer Division der VI. Armee in Lothringen, gelangte er bald zu der Einsicht, daß Deutschlands Krieg Unrecht sei, und ließ sich pensionieren. Er verbrachte nun den Krieg in der Schweiz, stand dort im Kreise um Alexander Prinz Hohenlohe, stand Professor Friedrich Wilhelm Förster nahe und wirkte öffentlich in deren Interesse. Nach der Revolution bei Beendigung des Krieges begab er sich wieder nach Deutschland, und zwar nach München zu Kurt Eisner, und verhandelte mit ihm wegen Übernahme des Bayrischen Kriegsministeriums; diese Verhandlungen zerschlugen sich jedoch. Herr Graf Montgelas ging nach Berlin und begann bald in pazifistischen Versammlungen den Rednern entgegenzutreten ... Er ist nun wieder einer der eifrigsten Verteidiger des alten Regimes. Umgekehrt wie manche Sozialdemokraten, die, von Gesinnung Pazifist, sich während des Krieges der Landesverteidigung nicht glaubten entziehen zu dürfen. Als General also vor und nach dem Kriege Militarist, während des Krieges aber als zeitweilig pensionierter Militarist Pazifist in der Schweiz ... Diese gesamten Einzelheiten stehen in dem beachtenswerten, darum von der großen Presse nicht beachteten Buch „Recht und Politik" von P. Dreyfus und Paul Mayer, 1925 im Ernst Rowohlt Verlag erschienen. Der General Graf Montgelas hat, gedeckt durch das Schweigen der großen Presse, hierauf nichts geantwortet, also damit zugegeben, daß seine Charakteristik stimmt. Vermutlich ist der Herr Graf Montgelas, der „einzige Pazifist", mit dem der General von Seeckt in Berührung gekommen ist, und an den er deshalb dachte, als er sein „für die Pazifisten" so beleidigendes Schreiben an den alten Professor Quidde richtete. Bedankt Euch also bei dem Grafen Max Montgelas für den interessanten Geruch, in den Ihr geraten seid! Er paßt nicht zum Umgang für Pazifisten.

Verband Sächsischer Industrieller. Du schreibst mir: „In Ihrer Nummer vom 1. März 1927 bringen Sie einen Artikel mit dem Titel „Lustige Woche von Morus", Sächsisches Industrie-Jubiläum. In diesem Artikel bringen Sie die Aussperrung von 150 000 Metallarbeitern mit dem Jubiläum des Verbandes Sächsischer Industrieller in Verbindung. Wir teilen Ihnen hierdurch mit, daß die Aussperrung eines Teiles der sächsischen Metallarbeiter nicht vom Verband Sächsischer Industrieller beschlossen worden ist und daß der Vorsitzende des Verbandes, Herr Moras, nicht Metall-, sondern Textilindustrieller ist. Übrigens ist die Aussperrung dann überhaupt nicht durchgeführt worden, weil vor ihrem Inkrafttreten eine Einigung zustande kam." Woran wir nie gezweifelt haben. Aber auch die sächsischen Metall-Industriellen gehören zum Verband Sächsischer Industrieller und nahmen tapfer am Festschmaus teil, während ihre Arbeiter nicht wußten, ob sie am nächsten Tage noch zu essen haben werden. Wir wünschen wohl gespeist zu haben.

Kinobesucher. Die Behauptung der „Deutschen Zeitung", daß der große amerikanische Film „The big Parade" einer der Filme wäre, in denen „in famoser Großsprecherei der Heldentaten der amerikanischen Armee gedacht" wird, ist natürlich eine Lüge. Der Film zeigt die Soldaten von ihrer menschlichen, also unmilitärischen Seite und hat nicht das Leiseste mit den geschmacklosen Prahlereien wie „Emden" und „Bismarck", die ein anständiger Mensch boykottiert, zu tun.

Justizminister. Sie sollten sich, wie Ihr Kollege Geßler, Traditionskammern halten . . Sie haben überhaupt keine andern? Ich verstehe das. Sie bleiben so wenigstens in der guten, alten Hohen-

zollern-Überlieferung: das Geschöpf, das die Republik auf die Zehnpfennigmarke gedruckt hat, würde vor Freude mit dem Krückstock wackeln, wenn es diese „Spandauer" Urteile sähe. Zuchthaus Heil!

Helmuth Kionka. Auf viele Anfragen teilen Sie mit, daß Sie noch Exemplare der „Scharfrichtermemoiren" besitzen, von denen hier die Rede gewesen ist. Das Büchlein kostet 1,50 M. und Ihre Adresse ist Breslau, Tauentzienplatz 10.

Mörder. Ein Todesurteil? Und so viel Formalitäten? Aber es gibt eines in Deutschland, das wird auf Anhieb verhängt, freiweg, wegen winziger Delikte... „Geldschrankeinbrecher, der schon seit einiger Zeit steckbrieflich verfolgt wird. Inzwischen war der eine Beamte herangekommen und rief dem Chauffeur zu: 'Halt! Nicht weiter fahren! Kriminalpolizei!" Beide Männer sprangen sofort auf der andern Seite zum Wagen hinaus und flüchtete nach verschiednen Seiten. Der M. eilte durch die um diese Zeit stark belebte Viktoriastraße, so daß die Beamten von ihren Waffen keinen Gebrauch machen konnten, um nicht Unbeteiligte zu treffen." Besinnen Sie sich vielleicht auf den Raubmörder Hennig? Der wurde in Berlin ertappt, ganze Straßenzüge standen auf dem Kopf, Flucht und Verfolgung gingen über die Dächer — aber schießen? Auf einen Fliehenden ohne Not schießen? Geschossen wurde nicht. Das war allerdings noch vor „Schießerlassen", unter denen sich der des kaiserlichen Polizeipräsidenten Jagow von dem des Sozialisten Gustav Noske durch größere Menschlichkeit unterschied. Heute jedenfalls wird munter hingerichtet: wegen Mord, wegen Dynamitverbrechens und — für Diebe — wegen Fluchtversuchs. Gute Verrichtung!

Max Hölz. Ein Richter, der seinen Irrtum eingesteht? Ein deutscher Richter irrt sich nicht. Wir auch nicht. Und kennen unsern schlimmsten Feind und verachten, was er treibt, und arbeiten für Ihre Freiheit.

Arthur K., Frankfurt a. Main. Sie haben von dem Benehmen des Angeklagten Jürgens gelesen. „Hierbei gerät der Angeklagte in große Erregung, er ballt die Fäuste und wirft seine Brille auf den Tisch. Der Vorsitzende blickt auf; der Oberstaatsanwalt stockt einen Augenblick." Sie haben neulich vor irgend einem Gericht gestanden, und Ihre Hände auf die wie üblich unhöfliche Aufforderung des Gerichtsdieners nicht sofort aus den Manteltaschen genommen. Vierundzwanzig Stunden Haft. Herr Jürgens führte einen Teil seines Prozesses mit den Händen in der Hosentasche. Denn da ballt der gute Deutsche die Faust gegen diese Justiz, die es sich wohl sein läßt.

Siegfried Brenner, Berlin W 15, Bregenzer Straße 16. Sie bitten die Weltbühnenleser, die Interesse an der Bildung eines Freundeskreises haben, Ihnen ihre Adresse mitzuteilen.

Argentinisches Tageblatt, Buenos-Aires. Sie sind eine der ganz wenigen saubern und linksgerichteten Organe der Auslandsdeutschen, die ja sonst gewöhnlich nur ihre schlechten Eigenschaften ins Ausland mitnehmen. Sie und die „Deutsche Zeitung" in Argentinien haben sich durch die Nachrufe auf unsern S. J. selbst geehrt. Ich wünsche Ihnen steigenden Einfluß auf die Kaufmannsgesinnung terrorisierender Klubmitglieder und deutsch-nationaler Stammtische, die von der Heimat nichts wissen, als daß man darin uniformierte Bauernjungen und wehrlose Bergarbeiter ungestraft quälen durfte. Und das wollen Die draußen so beibehalten. Wo war das Mundwerk dieser Herrschaften im Kriege?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich · Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Viribus unitis von Carl v. Ossietzky

Vor mehr als zwanzig Jahren hat Alfred H. Fried, der niemals ersetzte Publizist des kämpfenden Pazifismus, die These aufgestellt, daß die Außenpolitik eines Staates nichts Andres sein könne als die Ausstrahlung der in seinem Innern herrschenden Tendenzen. Seit geraumer Zeit bemühen sich die europäischen Regierungen, die Wahrheit dieses Satzes zu widerlegen. Alle betonen sie etwas auffällig das Primat der Außenpolitik. Ein wichtig klingendes, ein gefährliches Wort, das immer dann gern gebraucht wird, wenn die innern Voraussetzungen einer bestimmten außenpolitischen Haltung zu schwinden beginnen. Die meisten der europäischen Kabinette sind heute Instrumente verschärften Klassenkampfes; Mobilgarden des Kapitalismus, die Gewehre schußbereit auf die Arbeiterschaft gerichtet. Selbst ohne jene weder durch den Völkerbund noch durch die Sicherungspakte gemilderte Rüstungsfrenesie müßte dieser überreizte innre Zustand der Großmächte mißtrauisch machen gegen den zur Lektüre Vorübergehender amtlich ausgehängten Pazifismus.

Auch Herr Doktor Stresemann hat sich in ein Dilemma manövriert. Er möchte die Politik von Locarno fortsetzen und lieber heute als morgen auch das Gespräch von Thoiry wieder aufnehmen, aber er hat den ohnehin schwachen Unterbau seiner Außenpolitik selbst erschüttert, indem er die Bildung einer Rechtskoalition erst gefördert und dann, trotz bessrer Einsicht, nicht verhindert hat. Läßt sich unter der Kontrolle des Grafen Westarp der Vorrang der Außenpolitik wahren? Stresemann hat es geglaubt und bemüht sich jetzt um den wenig hoffnungsvollen Nachweis. Von Außen gesehen, bedeutete diese Tagung des Völkerbundsrates mit einem deutschen Vorsitzenden einen Triumph seiner Politik. Mag man über die Tiefenwirkung der Idee von Locarno denken, wie man will, — aber welch beispielloser Erfolg einer Politik! Welch unerhörter Aufschwung seit 1923! Es gehört die ganze Stumpfheit der öffentlichen Meinung in Deutschland dazu, um Das nicht zu empfinden und die berechtigte Genugtuung darüber dem Ärger über die künstlich gebauschten Saar-Querelen zu opfern. Stresemann und Briand, die sich sonst im Nu verständigt hatten, waren dies Mal genötigt, als Vertreter bitter ernster nationaler Interessen zu agieren. Wie auf Stresemann die Deutschnationalen, drückten auf den französischen Kollegen die reaktionären Poincaré-Minister, die Herren Marin und Tardieu. Die beiden Außenminister haben sich nicht ohne Talent aus der Klemme gezogen, indem sie unter dem Blinzeln der Wissenden zur Erbauung ihrer vaterländischen Hörerschaft ein kleines Rededuell arrangierten.

So kann Jeder zu Haus erzählen, wie er ausgelegt, wie er die Klinge geführt hat.

*

Deutschland hätte gut getan, die Genfer Apotheose seiner Außenpolitik bereitwilliger mitzugenießen, denn deren Kulminationspunkt scheint damit auch überschritten zu sein. Seit einiger Zeit mehren sich draußen die Anzeichen zunehmender Verstimmung gegen die deutsche Politik. Ein spontaner Mißtrauensausbruch in der ganzen Welt hat die neue Regierungskoalition empfangen. Die französischen Reden werden wieder schärfer, Begleitmusik zur neuen Militärvorlage, und selbst der belgische Allerweltsvermittler Vandervelde verfiel kürzlich vor seinem Parlament in praelocarnische Töne. Hinzu kommt eine neue Schwenkung Englands, das zur Ableitung der russischen Energien von Asien nicht nur im Baltikum Fuß gefaßt, sondern auch in Warschau, Frankreichs Influenz verdrängend, eine Filiale errichtet hat. Mag man sich in Berlin trösten, daß England nur beabsichtige, Rußland wieder in Europa zu engagieren: Moskau ist weit, die Sowjetunion mehr noch als durch ihre rote Armee durch ihre geographische Lage und durch die Brisanzkraft ihrer roten Propaganda geschützt, und England ist nicht grade nach Krieg zumute. Effekt der britischen Machinationen im Osten wird nicht eine ernsthafte Bedrohung Rußlands, sondern eine neue Einkesselung Deutschlands sein. Denn ohne Zweifel wird Polen nicht auf das schon traditionell gewordene französische Protektorat verzichtet haben ohne Gewißheit der englischen Garantie für seine im Friedensvertrage festgesetzten Westgrenzen. Die Befürchtungen der Hugenbergblätter vor einem Ost-Locarno sind also völlig überflüssig. Die antipolnische Richtung in der Wilhelm-Straße, die sich eifrig bemüht, Deutschland wenigstens einen Erbfeind zu sichern, hat damit eine bösartige Schlappe erlitten, die leider von der Öffentlichkeit kaum bemerkt wird. Wieder einmal hat das Foreign Office die Nibelungentreue der deutschen Diplomatie übel belohnt und einen täppischen Kontinentaldegen schlicht verabschiedet. Abschiedstimmung ist um Stresemanns Glück. Er war der Erste, der am Ende einer langen Nacht den Silberstreifen am Horizont sah. Heute liegt über seinem Werk die Abendröte. Dazwischen aber war ein Tag. Und dieser Tag ist schlecht genutzt worden.

*

Ein englischer Schriftsteller, der soeben aus Deutschland zurückgekehrt ist, hat seine Meinung dahin zusammengefaßt, daß die Rückkehr zur Monarchie unvermeidlich sei und Wilhelm III. sozusagen in der Luft liege. Ist Das die Übertreibung eines Sensationsschreibers oder mehr?

Daß die Deutschnationalen Alles tun werden, um das bißchen formale Republik zu sterilisieren, ist selbstverständlich.

Trostlos ist nur die völlige Reglosigkeit der sogenannten Opposition. So darf der neue Innenminister von Keudell im Reichstag eine Rede wagen, die nicht eine der strittigen Fragen seines Amtes berührt. Herr von Keudell spricht weder über das Konkordat, noch über das Reichsschulgesetz, noch über die Verlängerung der Republikschutzgesetze. Dafür äußert er ein paar Belanglosigkeiten zum Lobe des Föderalismus und schließt unter allgemeinem Erstaunen mit dem Wahlspruch der Habsburger: Viribus unitis. Wahrscheinlich war der ruhmvolle Organisator der zäckericker Vendée der Meinung, der Republik schon eine gewaltige Konzesion gemacht zu haben, indem er seine inhaltsvollen Ausführungen nicht grade mit „Suum cuique", der Devise der Hohenzollern, pointierte. Welch eine herrliche Gelegenheit für eine zielsichere Opposition, dem schweigsamen Redner die wohlbeherrschte Zunge zu lockern. Ironie der Ochsentour jedoch erkor als Sprecher für die größte Oppositionspartei Herrn Sollmann, der sicherlich stolz darauf ist, daß in seinem Blut kein Tröpfchen Champagner moussiert, und der mit der Gravität eines sozialdemokratisch imprägnierten Külz seinen Bedenken gegen den Mangel an ministeriellen Eröffnungen submissest Ausdruck verlieh. Herr von Keudell ist gewiß kein glücklicher Redner, aber sein Glück ist, daß er das Reden gar nicht nötig hat. Denn diese Regierung denkt gar nicht an parlamentarische Schaustücke. Sie plant vielmehr den Reichstag vom Mai bis zum November in die Ferien zu schicken, um sich für ihre großen Aufgaben in Ruhe vorzubereiten. Zwar läuft im Sommer das Republikschutzgesetz ab, womit Exkaisers Heimkehr nichts mehr im Wege stünde... Wie Herr von Keudell in einem Anfall von Gesprächigkeit erklärte, befaßt sich das Reichsjustizministerium zur Zeit allerdings mit der Angelegenheit. Wilhelm unterliegt also der Kompetenz des Ressorts Hergt.

*

Aus England wurde vor einigen Tagen berichtet, man rechne dort mit Neuwahlen im Herbst. Das Kabinett Baldwin verfügt über eine sichere parlamentarische Grundlage, dennoch fühlt es die Notwendigkeit, sich sein Mandat abermals bestätigen zu lassen. So kontrolliert England sich selbst, so schützen sich seine Regierungen selbst vor Überalterung. Das kläglich zusammengeflickte Kabinett Marx jedoch, hervorgegangen aus einem früh senil gewordnen Reichstag, — eine Regierung, die eine Niederlage nach der andern erleiden würde, wenn das deutsche Wahlsystem Nachwahlen erlaubte, flüchtet in einen diktatur-ähnlichen Zustand, anstatt sich mutig dem Volke zu stellen. Hätte die Opposition auch nur ein Fünkchen Temperament und Selbstbewußtsein, sie müßte den Herren den Ruf nach Neuwahlen in die Ohren gellen, daß ihnen das Behagen an der gewünschten Sommerruhe vergeht. Das hieße aber offne

Kampfstellung, hieße auch Front gegen das mit den Deutschnationalen verbündete Zentrum. Hier aber ist die Opposition gebunden: schlägt sie Alarm, so kündigt das Zentrum auch in Preußen die Regierungskoalition. Deshalb darf die Opposition zwar den Deutschnationalen die Haut ritzen, aber bei Leibe nicht das Zentrum blessieren. Diese glückliche Partei aber richtet sich indessen häuslich ein: während sie in Preußen die Linksregierung noch gestattet, betreibt sie im Reich das mit dem Zensurgesetz begonnene Werk der geistigen Verfinsterung weiter. Nachdem die erforderlichen Maßnahmen getroffen wurden, die Jugend vor lasciven Büchern zu schützen, soll sie jetzt auch vor dem Anblick von Nuditäten bewahrt bleiben. Denn das Zentrum eingedenk des milden christlichen Gebotes, die Nackten zu kleiden, hat stets seine vornehmste sozialpolitische Mission darin gesehen, nackten Marmorfrauen ein Hemd anzuziehen, was sicherlich angenehmer und einfacher ist als die vor Elend Halbnackten mit heilen Röcken zu versorgen. Aber schließlich ist auch das Zentrum nicht völlig glücklich zu preisen, denn mag es von Rechts wie von Links gleich lebhaft umworben sein, in seinen Bemühungen um die Zurückgewinnung der bayrischen Sezessionisten ist es selbst in die Rolle des Werbenden geraten und deshalb gezwungen, seinem ins Reichsbanner delegierten republikanischen Singchor mehr Sordine anzuempfehlen, um dem königstreuen Gehör der nur scheu zurückkehrenden Vettern aus Tuntenhausen nicht zu viel auf einmal zuzumuten. Das erinnert an den herrlichen alten Witz aus dem ‚Simplicissimus', wie beim Militärgottesdienst der Leutnant den frommen Rekruten anpfeift, der ihm seinen Choral grade in die Ohren trompetet: „Kerl, laß dein unverschämtes Brüllen! Der liebe Gott hört dich auch, wenn du leise singst."

Die Republikaner im Zentrum singen schon bedeutend leiser.

*

Es ist kein Wunder, daß ein ausländischer Beobachter aus der Unbeweglichkeit der deutschen Politik auf die beginnende Agonie der Republik schließt. Denn gegen die wachsende Reaktion fehlt das Gegengewicht: die rücksichtslose, geistig behende Opposition, die nur das Ziel kennt, die Regierenden baldmöglichst zum Teufel zu jagen. Diese Opposition hier ist innerlich und äußerlich unfrei, denn das Zentrum hält sie gebunden, und sie darf nicht einmal das Naturrecht aller Oppositionen ausüben: sie darf nicht einmal laut werden. Denn sonst sagt die katholische Partei auch in Preußen die Freundschaft auf. Regierende und Oppositionelle sind miteinander verflochten, ihre Interessen sind vielfach verzahnt. Die Linke ist, ob sie will oder nicht, ihren Gegnern verkettet; sie muß deren Spiel mitmachen.

Viribus unitis, sagte Herr von Keudell. Aber es ist nicht anzunehmen, daß er es so gemeint hat.

Englands Proletariat nach dem Streik

von Gerhard Kumleben

2. Das weiße Massengrab

Ebbw Vale, März 1927

Ihr hört oft sagen, daß eine Theorie sich zwar „mehr oder weniger" verwirklichen lasse, daß aber die Praxis des Lebens schließlich doch anders aussieht, als die „reine" Theorie es verlangt.

Aber arbeitet einmal in den Kohlenzechen oder Stahlwerken in Ebbw Vale in South Wales, und Ihr findet die Theorie von der „Ausbeutung des Arbeiters und des Konsumenten durch Trusts" bis auf den letzten Rest verwirklicht. Bedenkt dabei, daß dieser Ort nur einer unter vielen desselben Charakters in den Tälern ist, die South Wales von Nordosten nach Südwesten durchziehen.

Hier besitzt die Ebbw Vale Steel Iron and Coal Compagnie alles, was nur irgend geeignet ist, Profit daraus zu schlagen: Kohlengruben, Hochöfen, Stahlwerke, Werke zur Herstellung der Nebenprodukte, das Land und die Häuser darauf. Diese Compagnie selbst bildet dabei nur einen kleinen Teil eines größern Konzerns, der von den Banken beherrscht wird.

Dies ist das Lohnabkommen, dem ihr zuzustimmen habt, wenn Ihr in Ebbw Vale arbeiten wollt. Vom Verkaufspreis der fertigen Ware werden die Produktionskosten abgezogen, vom Rest werden 85 Prozent als Lohn ausgezahlt, 15 Prozent als Unternehmerprofit zurückbehalten. Ihr erfahrt freilich nicht, was zu den Produktionskosten gerechnet wird, aber Ihr könnt sicher sein, daß dieses Konto dazu benutzt wird, Euch gehörig zu rupfen. Während des Krieges hatte sich die Gesellschaft in Neubauten verspekuliert und mußte infolgedessen eine Schuld von 3 Millionen Pfund aufnehmen, die mit 8 Prozent zu verzinsen ist. Diese Zinsen gehen selbstverständlich auf das Konto „Produktionskosten", sie werden also indirekt von den Arbeitern der Betriebe bezahlt. Wenn neue und bessre Maschinerie eingeführt wird, wird Euer Lohn dementsprechend gekürzt, sodaß Ihr schließlich bei einem Hauerlohn von 1 s 9 d pro Tonne oder einem Tageslohn von 7 s oder 8 s angelangt seid, gegenüber 3 s 5 d oder 11 s oder 12 s in Lancashire.

Was Euch nicht auf andre Weise abgenommen wird, werdet Ihr durch hohe Mieten los, die Ihr an den Trust zu zahlen habt. In dieser Sache wart Ihr bis vor kurzem der Gesellschaft auf Tod und Leben ausgeliefert. Sie baute Euch Häuser, wie Ihr sie schlimmer in keinem Teile Englands antrefft, nicht einmal im East End Londons. Bevor die Stadtverwaltung anfing, Häuser in bescheidnem Umfange selbst zu errichten, hattet Ihr keine Wahl; denn andre Wohnungen als diese Höhlen standen Euch nicht zur Verfügung. Auch heute ist das noch nicht viel besser, auf etwa 37 000 Einwohner entfallen etwas mehr als 6000 Wohnungen. Schüttet einen Haufen weißer Steine an einen Bergabhang, kleistert sie ein wenig zusammen, schlagt einige Löcher für Türen und Fenster hinein, und das typische Haus von Ebbw Vale ist fertig. Diese Steinhaufen bilden das „weiße

Massengrab": 6 bis 12 s wöchentlich pro Platz. In Nord Wales zahlt Ihr 4 oder 5 s für eine weitaus bessre Wohnung.

Freilich müßt Ihr nicht annehmen, daß Ihr einen sichern Platz erworben habt, wenn Ihr eine der beschriebenen Wohnungen für Euch und Eure Familien erobert habt. Morgen schon kann der Boden versinken, der Euer Haus trägt, und Ihr könnt die Trümmer Eures Hausrates am Fuße des Abhanges zusammenlesen. Solche Bergrutsche sind an der Tagesordnung, und kein Gesetz in England gibt Euch eine Möglichkeit, Schadenersatz zu erlangen. Haltet dies nicht für übertrieben, ich kann Euch leicht Personen namhaft machen, die ihr Haus abends auf der Straße wiedergefunden haben. Straßenweise findet Ihr breite Spalte in den Häuserfronten, und in einigen Teilen der Stadt schließt nicht eine einzige Tür genau.

So kann die Ebbw Vale Compagnie, weil sie die Betriebe und die Häuser besitzt, die Ausbeutung verdoppeln. Ihr müßt nur nicht zu sehr auf die „verfluchten Engländer" schimpfen, wenn Ihr dies erlebt; denn es sind hauptsächlich Deutsche gewesen, die der Industrie zu ihrer jetzigen „Blüte" verholfen haben. Dies gilt besonders von den Werken zur Herstellung der Nebenprodukte.

Es wird angenommen, daß Ihr arm seid und gute Waren nicht kaufen könnt. Darum bekommt Ihr nur ranzige Butter in den Läden und eine höchst miserable Sorte Gemüse. Natürlich nicht unter den gewöhnlichen Preisen, eher darüber. Wer kann es sich leisten, Eier das Dutzend zu 5 s zu kaufen? Sicher keiner der 1800 Arbeitslosen, die nahezu ein Fünftel der Arbeiter dieses Ortes ausmachen.

In Bezug auf die Arbeitslosigkeit könnt Ihr natürlich sagen, sie sei durch die Absatzkrise der letzten Zeit verursacht. Dies trifft aber nur teilweise zu. Die fortschreitende Vertrustung und Rationalisierung hat in den letzten Jahren immer mehr Arbeiter „freigesetzt", sodaß die Zahl der aus diesem Grunde Arbeitslosen von etwa 200 im Jahre 1921 auf 1200 im Jahre 1926 gestiegen ist. Diese müssen als dauernd arbeitslos gelten, da in diesen Tälern andre Arbeitsgelegenheit nicht zu beschaffen ist. Dadurch ist es der Gesellschaft auch möglich, sich der politisch Mißliebigen zu entledigen. Denn wer von der Ebbw Vale Compagnie entlassen ist, muß, um wieder Arbeit zu finden, in eine andre Gegend abwandern.

Nicht nur Eure Armut wird als selbstverständlich vorausgesetzt, es wird überdies angenommen, daß Ihr die Unsauberkeit liebt. Ihr findet keine Badegelegenheit auf der Zeche, Ihr habt das Vergnügen, mit dreckigem Körper und dreckigen Kleidern nach Hause zu fahren, und da Eure Häuser keine Badezimmer haben, müßt Ihr versuchen, Euch so gut wie möglich in der Küche zu waschen: erst den Oberkörper, dann den Unterkörper. Freilich dürft Ihr Euch nichts dabei denken, daß Eure Frauen und Kinder und die Familie, mit der Ihr wegen der Wohnungsnot diesen Raum teilt, dieser Prozedur beiwohnen. Eure eignen Kameraden werden Euch erzählen, daß sie dies für moralischer halten, als das gemeinsame Baden der Männer nach der Arbeit auf der Zeche. So wirken Armut

und Vorurteile zusammen, um Euch das Entrinnen aus dem Schmutz unmöglich zu machen, in dem Ihr hier lebt.

Überdies werdet Ihr für unmoralisch gehalten. Darum bekommt Ihr in den Kinos den schlimmsten Kitsch und in einem elenden Theater irgend eine miserable Revue vorgesetzt. Dafür habt Ihr die Genugtuung, Euch Sonntags in der Kirche über die schlechten Filme zu entrüsten, wenn einige Gottlose verlangen, man solle die Kinos auch Sonntags öffnen. Denn das, was wochentags keine Sünde ist, ist Sonntags unverzeihlich.

Zu allem Übrigen kommt noch die stete Lebensgefahr, in der Ihr auf den Zechen schwebt. Die Explosion, die Anfang März dieses Jahres mehr als fünfzig Bergleuten das Leben kostete, ereignete sich auf einer Zeche, die der Ebbw Vale Compagnie gehört. Cwm, der Ort des Unglücks, ist ein Vorort von Ebbw Vale. Natürlich erfahrt Ihr nicht aus den Zeitungen, was die Ursache der Explosion ist. Das hat seinen guten Grund. Denn jedermann, der hier etwas vom Bergbau versteht, weiß, daß die Ursache in den Arbeitsbedingungen zu suchen ist. Seit dem Ende der Aussperrung wird in drei je achtstündigen Schichten gearbeitet. Dies hat zur Folge, daß „vor Ort" die elektrischen Maschinen ununterbrochen in Tätigkeit sind und nicht genügend abkühlen können. Es ist beobachtet worden, daß die Temperatur in den Stollen seit dem vorigen Dezember bedeutend gestiegen ist. Es wird nun allgemein angenommen, daß sich die explosiven Gase, auf die man in der Nacht des 1. März stieß, nicht entzündet hätten, wenn nicht die Temperaturerhöhung vorausgegangen wäre. Wenn sich dies bewahrheitet, so wäre ein direkter ursächlicher Zusammenhang der Explosion mit der Verlängerung der Arbeitszeit nachgewiesen. Wie gesagt, dies erfahrt Ihr nicht aus den Zeitungen. Dafür habt Ihr das Vergnügen, den Besuch des Herrn Baldwin zu erleben. Freilich dürft Ihr ihm keine Schimpfworte nachrufen, wie Ihr es dieses Mal getan habt. Das von Euch gewählte Parlamentsmitglied, ein Labour-Mann, hat Euch in aller Öffentlichkeit dafür getadelt. Inzwischen hat man Beileidstelegramme geschickt, das übrige England heuchelt einige Zeit lang Anteilnahme, und nach einigen Wochen wird man sich bei der Fülle wichtiger Sportereignisse nicht mehr der Bergleute von Cwm erinnern. Euch bleibt es vorbehalten, auf dem Wege zur Beerdigung im Autobus einen Abhang hinunterzustürzen und das Genick zu brechen.

Man wird übrigens Euern Witwen, wenn Ihr auf diese oder andere Weise ums Leben gekommen seid, großmütigerweise 6 s 6 d für Miete und weitere 7 s für Nahrung wöchentlich zur Verfügung zu stellen. Die Regierungskommissare werden gnädig mit ihnen verfahren; denn sie verwalten das Volksvermögen nach gerechten Grundsätzen, besser als die Armenverwaltung (Board of Guardians), die verschwenderischer Weise 10 s wöchentlich auszahlte und überdies noch Kohlen zugab. Diese Verschwender sind dafür auch aus Amt und Würden gejagt worden. Denn wozu braucht Ihr 10 s, wenn Ihr Proletarier seid? Was geht es Euch an, daß die Betriebsleiter 100 £ im Monat erhalten, also 500 s wöchentlich, oder daß einer der Direk-

toren der Compagnie das Verkaufsmonopol für Kohlen in der Stadt hat und daraus im letzten Jahre eine „Nebeneinnahme" von 75 000 £ gemacht hat? Dieser Art Dinge darf der Prolet nicht wissen; denn sie können ihn zum Aufruhr verleiten. Der bloße Gedanke ist schon Sünde. Hört nicht auf die Stimmen der kommunistischen Höllenbrut, die sich in Euern „friedlichen" Tälern breitmacht! Schon fangen sie an, bei Wahlen ihre eignen Kandidaten aufzustellen und die Labour Party zu untergraben. Schon mehren sich die Stimmen, die verlangen, die ILP solle aus der Labour Party ausscheiden, in der sie mit Leuten wie J. H. Thomas und Philipp Snowden zusammenarbeiten müsse. Auf all solche radikalen Dinge müßt Ihr nicht hören. Ihr habt Eure Kinos und Kapellen, und im Übrigen habt Ihr zu arbeiten. Wenn Ihr der Politik nicht ganz fernbleiben wollt, besucht solche Versammlungen wie die, auf der Lloyd George neulich vor zehntausend Bergleuten sprach und ihnen erzählte, was er für die Bergarbeiter von Wales getan habe. Nur schade, daß man so wenig davon sieht.

Es ist so, wie Cook das Leben des Bergarbeiters beschreibt: „Work and sleep and work and sleep and work and die." Der alles beherrschende Trust tut ein übriges, um Euch das Leben nicht zu rosig zu machen. Inzwischen schauen die Geknechteten vergebens nach solchen Führern aus, die zuverlässig und klug genug sind, sie in dem politischen Kampfe zu führen, der sie von der Ausbeutung befreien soll.

Plaidoyer für Schulz von Berthold Jacob

Ja — wir plaidieren für den Oberleutnant Schulz, den berüchtigten Häuptling der Feme. Die ‚Weltbühne', auf deren Blättern die erste Mordanklage gegen die Männer erhoben wurde, die heute in Moabit zum ersten Mal vor strengen Richtern stehen, spricht für die Fememörder. Sie glaubt allerdings nicht, daß sie allein das Recht hat, so zu tun. Aber sie muß sich wohl, als einziges Organ in diesem Lande, zur Pflicht berufen fühlen, für Leute einzutreten, die ihre furchtbar schweren Taten unter dem Druck eines verbrecherischen Staatswahns verübt, aber sich nach Herkommen, eingedrillter Dienstauffassung und im Bewußtsein der Erfüllung wichtiger, unabweisbarer und zudem befohlner vaterländischer Pflichten zu ihren Taten bevollmächtigt glauben konnten.

Heute sollen sie diese Taten büßen. Im Reich herrscht die Macht, der sie den Weg bereiten wollten — die nationale Regierung. Der Weg über die Diktatur hat sich vermeiden lassen. Und wenn sie schon die Zwischenstation der Diktatur als Endziel ansahen: ihre Auftraggeber haben stets weiter gesehen und den Übergangzustand, den jene ersehnten, bestenfalls als quantité négligeable betrachtet.

Heut darf man sichs leisten, die ersten Wegbereiter zur nationalen Herrschaft als Verbrecher zu justifizieren, nach der alten Schillerschen Weisheit: Man hat Exempel, daß man den Mord liebt und den Mörder straft.

Im Baltikum begann es. Dann kamen die Kämpfe im Grenzschutz, schließlich in Oberschlesien. Überall mußten Freiwillige heran. Die Regierung war zu schwach, die Grenze zu schützen. So sahen es

wenigstens die Freischärler. Ebenso selbstverständlich schien der „Truppe" die Einrichtung von Feldgerichten. Da Niemand da war, der ordnungsmäßig über die Aburteilung von Verbrechern befinden konnte, wuchs sich die Selbstjustiz weit über notwendiges Maß aus. So entstand die Feme der schwarzen Reichswehr. Ihr Lager nur erkläret ihr Verbrechen.

1923 war kein menschliches Jahr! Der Ruhrkrieg war aufgeflammt. Die Inflation schlug immer tollere Kurven, die wirtschaftlichen Fundamente Unzähliger wankten und stürzten ein, und nicht nur die Entwurzelten des Krieges füllten die Reihen der Verbände. Manch steckbrieflich verfolgtes Element barg sich unter dem schwarzweißroten Fahnentuch der irregulären Truppe.

Die Regierung Cuno, verbrecherisch und dumm zugleich, rüstete zum Befreiungskrieg an der Ruhr und an der Weser. Dazu mußte man den Rücken frei haben. Der polnische Alliierte des französischen Erbfeinds stand knapp hundert Kilometer vor Berlin. Löcher in der Front? Also: Freiwillige her! Gleichgültig, woher sie kamen. Ganz gleich. Im Januar und Februar und im März 1923 schuf man in übereilter Hast die Vorbedingungen zur Aufstellung einer ganzen Armee. Major Buchrucker und sein Oberleutnant Schulz waren vielbewährt. Wo sie auch gestanden, überall waren die ihnen übertragnen Aufgaben zu voller Zufriedenheit gelöst worden. Nun sollten sie organisatorisch den Feldzug vorbereiten, die erforderlichen Waffen auf genau erkundeten Plätzen stapeln, die landsturmpflichtige Landbevölkerung erfassen, einüben und zur Einziehung fertig machen. Die Abteilung IAT. beim Stab der 3. (berliner) Division wurde neu begründet und den Beiden unterstellt. Es waren ausgesprochne Mobilmachungsvorarbeiten, die da zu leisten waren.

Die preußische Staatsregierung wurde von dem Zustand drohender Kriegsgefahr unterrichtet, und sie hat sich ihrer Verantwortung für die Sicherung des Landes vor feindlicher Besetzung nicht entziehen wollen. Sie billigte die Maßnahmen der Heeresleitung, insbesondre auch die in Durchführung begriffne Verstärkung des Heeres, also die Begründung der Schwarzen Reichswehr, und ihre Vertreter haben an den vielen gemeinsamen Sitzungen im Reichswehrministerium teilgenommen, die über die Aufgabenverteilung der beteiligten Dienststellen Beschluß faßten und über besondre Maßnahmen für die Landesverteidigung berieten. So sind unter anderm der heutige Staatssekretär Abegg und der amtierende Vizepräsident der berliner Polizei, damals Oberregierungsrat, Doktor Weiß, mehrmals mit den Sachbearbeitern für Mobilmachungsangelegenheiten im berliner Wehrkreis, dem Major Buchrucker und seinem Oberleutnant Schulz, in engere Beziehung getreten. Von den Absichten, die die Beiden in der Hinterhand hielten, nämlich unter dem Deckmantel der Landesverteidigung die nationale Revolution zu inszenieren, hatte die preußische Staatsregierung keine Ahnung.

Bedeutsam ist noch: Im Anfang der Schwarzen Reichswehr stand der Landesverratsprozeß gegen den Journalisten Walter Oehme. Der hatte im März 1923 über den Ministerrat berichtet, in dem der General von Seeckt den Plan zur Bildung einer nationalen Abwehrorganisation an der Ostgrenze entworfen hatte, wie er denn auch tatsächlich eben mit der Schaffung der Schwarzen Reichswehr ausgeführt wurde. Am 28. August 1923 wurde Oehme dafür vom Feriensenat

des Reichsgerichts unter dem Vorsitz des Senatspräsident Richter, „wegen versuchten Verrats militärischer Geheimnisse in Tateinheit mit versuchtem Landesverrat" zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Ein Gutachten des Obersts Gempp hatte den „Nachweis geführt", daß die von Oehme behauptete Tatsache „unwahr" wäre.

Die Bildung der Schwarzen Reichswehr mußte selbstverständlich geheim gehalten werden. Wenn man den Journalisten wegen Landesverrats einsperren konnte, so war das mit der Unzahl der kleinen Leute, die aus der Truppe wegliefen oder gar drohten, Geheimnisse auszuplaudern, doch nicht möglich. Die wurden also meist standrechtlich oder auch nicht standrechtlich „erledigt". Der Hauptmann Fromm, gleichfalls vom Stabe des berliner Wehrkreiskommandos nannte das einmal — so steht es in Mahrauns Denkschrift — „mit staatlichen Mitteln erledigen". Wobei man gleicherweise an Feme oder an das Reichsgericht denken mag. Das ist absolut gleichwertig. Der Hauptmann Keiner vom Stabe des Wehrkreis III, damals der direkte Vorgesetzte von Paul Schulz, hat uns ja jetzt im Prozeß bestätigt, daß „jedes Mittel recht" war, den Redseligen „den Mund zu verschließen", Mord? Es handelte sich um die Justifizierung von Elementen, deren Verhalten Verrat befürchten ließ. Vor ordentlichen Gerichten ließ sich nicht jeder Fall aufrollen. Es war ja nicht immer der Tatbestand so klar; es ging auch nicht immer um bereits vollendeten Verrat. Man war vor allen Dingen im Felde, „man stand vor dem Feind". Was blieb also schon Andres übrig, als Selbstjustiz?

In Oberschlesien gibts ein Örtchen Krappnitz, das ein Amtsgericht beherbergt. Dort wirkt heute noch ein Richter, namens Wild. Der kann bezeugen, daß 1921 vor seinem Tribunal eine ganze Reihe von „Urteilen" sogenannter Feldgerichte nachgeprüft und zum größten Teil bestätigt worden sind. Auch „Todesurteile". Schon 1921 war kein menschliches Jahr, soweit es Oberschlesien betraf. Es hat auch Berufungen der Truppe gegen solche Entscheidungen richterlicher Nachprüfung von Standgerichtsurteilen gegeben. Da berief man sich gelegentlich sogar auf die Ehre der Formation, die nicht gestatte, daß das einmal erkannte „Todesurteil" nicht bestätigt werde.

In Maximilian Hardens „Zukunft" vom 8. April 1922 hat ein oberschlesischer Gutsbesitzer, der inzwischen verstorbene Freiherr von Thielemann, einen Brief veröffentlicht, der einen Monat zuvor an den damaligen Reichskanzler Josef Wirth abgegangen war; in ihm wurde ergreifende Klage über täglich sich abspielende Mordtaten geführt, die stets ohne Sühne blieben. Es heißt da:

> „Die Begriffsverwirrung ist schon so groß, daß gute, fromme, ‚den besten Kreisen' angehörende Personen die Morde billigen, wenn sie an Polen und ‚Verrätern' verübt werden, wobei als ‚Verräter' Alle angesehen werden, die so zu handeln suchen, wie die Staatsregierung offiziell redet, und die sich weigern, ludendorffschen Aufzeichnungen „die Stellung der heiligen Evangelienbücher einzuräumen..."

Der Brief schloß mit der Frage: „Was gedenken Eure Exellenz angesichts dieser Vorfälle zu tun?" — und ist bis an das Lebensende des Freiherrn ohne jede Antwort geblieben. Im Januar 1927 hat ein dem „Altreichskanzler" bekannter Zentrumsredakteur die Frage aufgegriffen. Bis heute ist auch er ohne Antwort.

Der Abgeordnete der polnischen Minderheit im Preußischen Landtag, Baczewski, vermißt sich, mindestens 60 solcher oberschlesischen Femefälle einwandfrei nachzuweisen.

Die Feme ist bisher vor Gericht zwar verurteilt, aber ihre Hintermänner sind stets gedeckt worden. Herr Bombe, der Schwurgerichtsvorsitzende vom Landgericht III, sprach unter anderm den Hauptmann Gutknecht frei, einen vielfach des Mordes verdächtigen Mann. Aber er entließ auch ihn, der noch in andern Sachen außer im Fall Pannier als Angeklagter vor Gericht hätte erscheinen müssen, aus der Untersuchungshaft. Jetzt ist er in Südafrika, und sein guter Kamerad, Oberleutnant Fuhrmann, bezichtigt ihn des Mordes an Wilms. Herr Bombe schloß auch die Öffentlichkeit aus. Herr Weßling, der landsberger Bombe, tat Dies nicht. Aber er ließ keine Frage zu, die die Hintergründe hätte aufklären mögen.

Aber jetzt ist sein Klient vor den berliner Landsgerichtdirektor Siegert geraten, und nun wurde es Ernst. Nicht, als ob wir gedächten, Herrn Siegert den Lorbeerkranz vorschußweise ums Haupt zu winden. Herr Siegert ist ein strenger Richter. Sein Ruf dringt weit über die Bannmeile des Moabiter Untersuchungsgefängnisses. Weit verstreut, in allen Strafanstalten des Reiches, sitzen die Gläubigen, die täglich und stündlich, nicht immer im Gebet, seiner gedenken. Er wird von allen Kennern Moabits als ein furchtbar grausamer Richter geschildert, als Einer, der ohne Ansehung der Person Schreckensurteile verhängt. Es existiert eine Anekdote, die mehr als jedes weitere Wort diesen Richter illustriert, gleichgültig, ob sie wahr ist oder erfunden. Der Professor Strauch, ein bekannter forensischer Mediziner, habe danach eine Patientin auf den Dienstag in seine Sprechstunde bestellt und die Dame habe ihm erwidert: das gehe nicht, im Dienstag und am Freitag habe sie Sitzung. Da tage die Siegertkammer und dort müsse sie hin; es sei ihr Bedürfnis, mit anzusehen und anzuhören, wie dort die Angeklagten mit schrecklicher Präzision zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt würden.

Aber er gilt auch als objektiver Richter, durchdrungen von der Souveränität seines Standes. Die steht ihm so hoch, daß er jeder Parlamentswahl fern bleibt. Ein kalter und unbestechlicher Mann, mit übrigens bemerkenswert konzilianten Formen, selbst dem verstocktesten Angeklagten gegenüber. Nur wenn das Staatsinteresse in Frage steht, könnte die Objektivität leiden, und im vorliegenden Fall fordert falschverstandenes Staatsinteresse nun einmal den Kopf des Schulz. Diesmal sollte endlich reiner Tisch gemacht werden. Man wollte keinen zweiten Fall Weßling, keinen zweiten Fall Bombe. Darum hat Herr Siegert in die Front treten müssen. Darum wurde zum 11. März eine außerordentliche Schwurgerichtsperiode einberufen, obwohl am 21. März wieder die ordentliche Schwur-Kammer Bombe zur Verfügung gestanden hätte. Die Ablehnung dieser Kammer durch die Verteidigung geschah formal zu Recht, denn die Siegertkammer ist unter den gegebenen Umständen ohne Frage ein Ausnahmegericht. Die Abweisungsbegründung des Ablehnungsantrages der Verteidigung, die feststellt, daß die Einsetzung des außerordentlichen Schwurgerichts notwendig geworden sei, weil der Jürgensprozeß die Kammer Bombe noch auf längere Zeit in Anspruch nähme, geht fehl. Denn einer der Ergänzungsrichter der Kammer Siegert, der Landgerichtsrat Kuhlo, ist zugleich auch als Ergänzungsrichter der Kammer Bombe eingeteilt.

Darum: Genau so, wie wir Ausnahmegerichte gegen Linksoppositionelle ablehnen, erheben wir Einspruch gegen die Ausnahmejustiz gegenüber den Femeleuten. Schulz hat Anspruch auf den ordentlichen Richter. Aber Der soll nicht außer Acht lassen, daß der

Oberleutnant nur erteilte Befehle ausgeführt hat und daß man neben ihn auf die Anklagebank mindestens den Hauptmann Keiner und den Oberst von Bock, wahrscheinlich aber auch den Oberst von Schleicher und den General von Seeckt setzen müßte.

Die Verhandlung der abgelaufenen Woche hat zur Genüge erwiesen, daß diese Forderung zu Recht erhoben wird.

Wenn der Feldwebel Thieme empathisch ausbricht: „Für das Vaterland muß man Alles, auch einen Mord begehen!" — so bezeichnet dieses Wort der größenwahnsinnig gewordenen Schreiberseele die Linie, die geraden Wegs zum Hauptmann Keiner führt. Wenn Buchrucker seine Landsberger Phrasen aufs Neue drischt: „Wir waren eine mobile Truppe vor dem Feind" — so ist dieser Feind ohne Zweifel „der innere . . ." Oberstleutnant Held, übrigens eine der unsympathischsten Figuren dieses Prozesses, der einen unwahrscheinlichen Eid geleistet hat, bestätigt das mit den Worten: „Wir (das heißt: die maßgeblichen Herren des Reichswehrministeriums) sahen im Gegensatz zu Herrn Geßler in den Arbeitskommandos nicht ein vorsichtig aufgebautes Verteidigungssystem im Osten."

Hier fehlt noch ein Glied, um die Kette zu schließen: Die Anordnung des Reichswehrministeriums, die den Angehörigen der Arbeitskommandos das subjektive Recht gab, sich als reguläre und mobile Truppe zu fühlen. Wird es gefunden, so sind die Angeklagten aus subjektiven Gründen sämtlich freizusprechen, weil ja auch der Soldat im Kriege nach juristischem Begriff nicht tötet.

Zuguterletzt haben die Anwälte aufgemuckt. Der Rechtsanwalt Bloch spricht, trotz seines Stolzes auf des vormaligen Königs Rock, nahezu wie ein bolschewistischer Agitator. Sie fühlen die Stellung ihrer Klienten bedroht. Sack erhebt wiederum die Pistole; aber diesmal spannt der gekrümmte Zeigefinger den Hahn bereits, und es wird auch schon gezielt. Nur der Justizrat Hahn faselt noch von „Landesverrat" und will sich nicht auf schwere Waffen schlagen, weil sie ja auch der Kleinkalibrigkeit seines Hirns nicht entsprächen. Eine Woge von unreinlichem Pseudopatriotismus brandet durch den Saal, wenn er nur den Mund auftut. Aber der Wille seiner Mitverteidiger zum „Landesverrat", wie sie ihn auffassen, ist bereits stärker als Hahns Gewissensbedenken. Bleibt er es, so ist vielleicht mit der vollen Klarstellung aller Verantwortlichkeiten zu rechnen, wenn nicht eben der Direktor Siegert, einem etwa plötzlich ausgesprochnen Wunsch der Staatsregierung folgend, an entscheidendem Punkte bremst.

Bei Siegert, dem geschickten Verhandlungsleiter, liegt eine folgenschwere Entscheidung. Bleibt er Der, als den wir ihn in diesen acht Tagen kennen lernten, hat er den festen Willen, jetzt unbeirrbar zum Ziel durch zu gehen, dann erleben wir hier den zentralen Prozeß der Schwarzen Reichswehr und ihrer Feme.

Wir plaidieren für Schulz, weil er nicht der Letztverantwortliche ist. Wir wollen so wenig, daß ihm Unrecht geschieht, wie wir es Andern gegenüber wünschen. Ihm soll sein Recht werden, auf die Gefahr hin, daß hohe Offiziere der Reichswehr sein Geschick teilen. Es dünkt uns nicht so wichtig, daß hohe Funktionäre, daß amtierende Minister des Reiches kompromittiert würden, als daß mit dem Todesurteil über Schulz die Akten geschlossen würden über eine Zeit voller Verbrechen, die nie mit dem Beil gesühnt werden können. Ihre Schuld wirkte auch dann fort.

Zehn Tage Stadtvogtei von Oscar Blum

Ein ernsthafter preußischer Schnellrichter und ein süffisant lächelnder Staatsanwalt haben einem Schriftsteller zehn Tage Gefängnis zudiktiert, weil er, ein Ausländer, es versäumt hatte, bei der Polizeidirektion seine Aufenthaltsbewilligung verlängern zu lassen. Das Urteil ist formell zu Recht ergangen, obzwar es zu bedenken gäbe, ob eine Gerichtsbarkeit, die die Mitglieder der Dynastie Kähne zu milden Geldstrafen verurteilt, nicht besser täte, Verstöße gegen fremdenpolizeiliche Vorschriften weniger brutal zu ahnden. Aber da es im Amtsbezirk Deutschland überhaupt als Verbrechen gilt, Ausländer zu sein, so verzichtete der Schriftsteller auf das Rechtsmittel der Berufung, um so mehr, als er sich nicht frei von Schuld fühlte, und trat seine Strafe an. Zwei Stunden später saß er in der Stadtvogtei.

Nun, nach dem Ende seiner Haft, nimmt er sich die Freiheit, Folgendes zu erklären:

So qualvoll ihm jene Tage auch gewesen sein mochten, so wenig bedauert er es nachträglich, sie erlebt zu haben und in die Fänge der administrativen Maschinerie Preußens geraten zu sein. Denn jetzt erst entdeckte er die wahre Wesenheit dieses mitteleuropäischen Staates und erkannte schaudernd, was alles immer noch möglich ist in den Zonen der festbesoldeten Autorität. Und nahm wahr, daß der Haß gegen diesen Staat, diese Autorität, diese Zivilisation, diese beamtete Menschheit die einzige Leidenschaft ist, die vor Gott und der Welt existenzberechtigt ist. Was er hier, im Zentrum der deutschen Republik, nach Krieg und Revolution, inmitten einer phrasengeschwollenen Kultur gesehen hat, offenbart einen seelischen und moralischen Tiefstand, der alle Bezirke des deutschen Geisteslebens: Politik, Literatur, Gesellschaft, gleichmäßig eint.

Der Schriftsteller kannte schon die europäische Strafrechtspflege, bevor er seiner Zelle in der Stadtvogtei zugeführt wurde. Er hat wiederholt italienische Gefängnisse besichtigt, saß selbst unzählige Male hinter russischen Kerkermauern, sah sich schon vor Jahren Strafanstalten in Paris und in der Schweiz an. Er hat 1918 das erste Gefangenentheater auf dem Kontinent gegründet und war etliche Jahre lang Schriftleiter einer Zeitschrift für Gefangene. Es ist also weder übertriebne Wehleidigkeit noch unerfahrene Humanitätsduselei, wenn er der Behauptung Raum gibt, daß die Stadtvogteizeit ihn das Beschämendste, Empörendste, Unwürdigste kennen lernen ließ, was ihm bis jetzt auf dem Gebiete des Strafvollzugs begegnet war.

Beileibe nicht nur im materiellen Sinne. Daß die Zellen klein sind wie Hundehütten; daß primitive Leibstühle ohne Ventilation die Luft verpesten; daß Schlafkojen so nahe dem Fußboden angebracht sind, daß man den ganzen Staub und alle Ausdünstungen des Nachtgeschirrs einzuatmen gezwungen ist; daß das Essen grade ausreicht, um nicht zu verhungern, aber auf die Dauer auch die robusteste Konstitution umbringen muß,

weil ihm Dasjenige abgeht, worauf die Ernährung des menschlichen Körpers in der Hauptsache eingestellt ist: Süß- und Fettstoffe: dieses alles — und noch Vieles andre mehr — kommt nur in zweiter Linie in Betracht. Zuvorderst steht die systematische Abtötung der Seele, das vorsätzliche Verbrechen gegen die Menschenwürde als solche, die den Grundpfeiler der Gefangnenbehandlung zu bilden scheinen. Ich spreche nicht von Imponderabilien: von jenem Ton, gemischt aus Rohheit, Borniertheit und Gehässigkeit, der den Gefangnen gegenüber mit schier religiöser Inbrunst eingehalten wird; von dem Mangel jeglichen menschlichen Mitgefühls und Entgegenkommens, wodurch sich dieser ganze qualvolle Betrieb auszeichnet; von mannigfaltigen Erniedrigungen, die seinen Opfern zugefügt werden, nur damit sie auf Schritt und Tritt die unbeschränkte Macht des Kerkermeisters vor Augen haben: das sind zum Teil Gefühlssachen, wiewohl Gefühlssachen unmittelbar zum Gebiet der Strafvollzugspraxis gehören, weil das Gefühlsleben überhaupt die größte Rolle in den Strafanstalten spielt. Ich spreche nicht von dieser unseligen Kurzsichtigkeit, die da meint, daß man Zucht und Ordnung unter Sträflingen nur mit der Knute aufrechterhalten kann: das sind Ansichtssachen. Und die will ich hier nicht diskutieren. Aber es gibt Tatsachen, die eine Diskussion überflüssig machen. Sprechen wir nur von Diesen.

Die sogenannte Freistunde, der Spaziergang der Häftlinge, ist überall die Zeit, wo sie sich wieder als Menschen, soziale Wesen, Persönlichkeiten fühlen dürfen, die Zeit, die ihre seelische Tragfähigkeit für den ganzen Tag des elenden Einerlei stählt, weil sie sich da relativ frei geben: sie können sich nach Belieben bewegen, können sprechen, lachen, ausspannen. Hierzulande ist die „Freistunde" eine Tortur und eine Schikane. Ein unausgesetztes Marschieren im Kreise, jeder für sich, ohne ein Laut, ohne ein Lächeln, unter ständigem Antreiben der Aufseher, wenn die Abstände zwischen den Menschen nicht ganz genau eingehalten werden. Diese Freistunden sind das deprimierendste, was man sich vorstellen kann. Hier verfolgt Kerkermeister Staat seine Opfer erbarmungslos in die geheimsten Schlupfwinkel ihres Gemütslebens, auf daß sie keinen Augenblick das Elend ihrer Lage vergessen. Und dieser schreckliche Heimgang: Schon unter dem Torbogen müssen Hüte abgenommen werden, damit man in die Korridore des Gefängnisses wie in eine Kirche ehrfurchtsvoll eintrete! Das ist nur in Deutschland möglich. Hier muß der zu entlassende Gefangne, also bereits ein freier Mensch, unten in der Halle stundenlang ohne Kopfbedeckung herumstehen, weil ihm bis zum letzten Moment die Pflicht zur Servilität und das Machtgebot der administrativen Präpotenz eingetrichtert werden sollen.

Der Arzt ist überall der neutrale Beauftragte des Staates, für den die Sträflinge vor allem nur Patienten sein sollen. Hierzulande ist er der medizinisch-graduierte Kerkermeister. Er stürzt in die Zelle: „Tripper? Schanker?" und ist schon verschwunden, ehe noch die Antwort laut ward. Andre Fragen hat er nicht zu stellen. Am dritten Hafttag befielen den Schriftsteller neuralgische Rückenschmerzen, die ihn des öftern

plagen. Er meldete sich beim Arzt. Dieser kam anderntags. Blieb an der Türschwelle stehen. „Was ist los?" Die Beschwerde wird vorgebracht — aber der Satz ist noch nicht beendet, als der Mediziner schon die Tür wieder zuschließt. Abends kommt ein Gehilfe und reibt den Rücken mit Salmiakgeist ein. Das einzige, was in derartigen Fällen hilft, sind warme Umschläge und irgendein schmerzstillendes Mittel.

Überall wird dafür gesorgt, daß der Gefangne etwas zu lesen habe. Hierzulande bekommt er alle acht Tage zwei Bücher und hat sich damit abzufinden, was er kriegt, was für ihn in der Bücherkiste von dem Bibliotheksbeamten — soviel ich weiß, immer der Seelsorger — zufällig erwischt worden ist. Dieses Leseelend ist wohl für viele eine der empfindlichsten Torturen der Einzelhaft.

Das Rauchverbot ist überall — mit Ausnahme von Zuchthäusern — nunmehr eine Disziplinarstrafe. In der Stadtvogtei kann ein gewohnheitsmäßiger Raucher, der seine zehn Tage wegen eines Paßvergehens verbüßt, verrecken, bevor ihm der Direktor erklärt, daß Strafgefangne unter keinen Umständen rauchen dürfen. (Zum Aufseher:) „Erledigt. Abführen!" Schlaflose Nächte, Herzklopfen, peinigende Unruhe des Häftlings kassiert daraufhin Kerkermeister Staat als Prozente auf seine Strafurteile nebenbei ein.

Gewiß: das Gefängnis ist kein Sanatorium, kein Hotel und kein Rekreationsraum. Ich bin der Letzte, der dies übersehen möchte. Aber außer der Bestimmung, den Verbrecher zu isolieren und den Übertreter zu bestrafen, hat es zwei sozialpolitische Aufgaben zu erfüllen: den Menschen, der darin gefangen ist, nicht über das Maß der strikten Notwendigkeit hinaus zu peinigen, um ihm nicht einen größern Schaden an Leib und Seele zuzufügen, als er in den Intentionen der Strafe gelegen hat, — und nicht zu erbittern, um ihm den Weg zur bessern Einsicht nicht zu versperren. Von diesem Standpunkte aus gesehen, scheint der Strafvollzug in Deutschland, nach dieser Probe zu urteilen, arg verwahrlost zu sein. Er ist die Kehrseite der Fassade: Wie es in Gefängnissen zugeht, ist nur eine ungeschminkte, unverhüllte, sozusagen zynische Demonstration der allgemeinen kulturpolitischen Lage. Darum ist es so schwer, die Kontrolle der Strafvollzugspflege des Staates den verknöcherten Händen seiner Bürokratie zu entwinden. In Gefängnissen achtet er auf Zucht und Ordnung. Aber sich selbst läßt er um so schrankenloser gehen.

Zehn Tage Stadtvogtei haben dem Schriftsteller genügt, um seinen Aufenthalt in Deutschland abzubrechen. Er verläßt es vorderhand mit dem Bewußtsein, daß die deutsche Reaktion nicht so sehr in der politischen, wie in der seelischen Verfassung verankert ist; nicht so sehr in den Institutionen, vielmehr in dem Menschenschlag, der sie beherrscht; nicht so sehr in den administrativen Maßnahmen, wie vielmehr in dem Geist, in der Lebensart, die sie erfüllen.

Nachruhm

Beethoven von Hans Heinrich Stuckenschmidt

Am 26. März wird sich die internationale Bourgeoisie, um hundert Jahr verspätet, mit festlich drapiertem Bedauern erinnern, daß Ludwig van Beethoven gestorben ist. Und diese Öffentlichkeit, die keine Gelegenheit ungenutzt läßt, Feste und Gedenktage zu feiern, wird drei Wochen nach Aschermittwoch einen Trauer-Fasching inszenieren, der alle Maskeraden des Februar in den Schatten stellt. Bankette, Festreden, Galakonzerte, stille und laute Gläser sind vorgesehn, kurz: es wird nichts fehlen, was dem Tode des mißverstandnen Heros Glanz verleihen könnte. Krethi und Plethi werden sich in die Arme sinken, begeistert von so viel Genie und im Herzen das beseligende Bewußtsein: Jener gehört zu uns.

Nichts gleicht dem Entzücken der Presse, wenn sich ein Anlaß findet, das Blendlicht des Ruhmes auf einen teuern Toten zu richten, für dessen Größe sie den Maßstab erst nach seinem Ableben gefunden hat. Wie sich das bläht und brüstet! Wie das vor Stolz platzt, ein einwandfrei legitimiertes Genie zu bespiegeln! Wie die Reporter sich einnisten und sichs gut gehn lassen in dieser Größe, deren Martyrium sie erst nachträglich druckreif machen! Es trifft sich gut; noch ist die Saison nicht zu Ende; ein Glück, daß das Jubiläum nicht in den Sommer fällt. Welche Genialität in der Wahl der Daten!

Es gibt kein Mittel, Beethoven vor solcher Leichenschändung zu bewahren, und schwach ist die tröstende Hoffnung, Gott möge ihm seine Taubheit mit ins Grab gegeben haben, auf daß er von dem Reklame-Geschrei, das mit seinem Namen getrieben wird, verschont bleibe. Denn was würde der Arme alles zu hören bekommen! Nicht genug, daß jeder Einzelne ihn für sich in Anspruch nimmt, daß jeder Spießer und jeder Backfisch die Unverfrorenheit aufbringt, mit ihm zu privatisieren, nein, man versucht in allen nationalen und politischen Lagern Das aus ihm zu machen, was grade zum Leitartikel paßt. Für die Belgier ist er ein Belgier, für die Deutschen ein Teutscher, für die Juden ein Jude, für die Hakenkreuzler ein Antisemit, für die Demokraten ein Demokrat, für die Sozialisten ein Marxist und für die Monarchisten ein unehelicher Sohn Friedrich Wilhelms des Zweiten.

Daß aber schließlich die bürgerliche Gesellschaft aus diesem unbürgerlichsten Musiker, diesem wirklichen Rebellen einen schlampigen Hausgott gemacht hat, ein leicht dämonisch angehauchtes Schoßhündchen, dessen Konterfei, von elenden Stümpern verewigt, in der guten Stube hängt, das ist zuviel. Die Anmaßung, mit der nicht nur die Deutschen ein intimes Verhältnis mit dieser Musik vorspiegeln, nur weil sie mit geschlossnen Augen die Fünfte Symphonie gehört und eventuell als Dessert nach dem Abendbrot vierhändig gespielt haben, ist eine Beleidigung so schwerer Art, daß keine Trauerfeier sie wieder gutmachen kann.

Der Wettbewerb um die pompöseste Festlichkeit hat bei den verschiedensten Nationen schlechthin sportlichen Charakter angenommen. Ein atemloser Ehrgeiz geht durch die Welt, nur ja nicht mit der Aufmachung der Feiern im Hintertreffen zu bleiben. Ich möchte wissen, wieviele Millionen in Deutschland für dieses erstklassige Saison-Ereignis von Staats wegen spendiert werden, wieviele Proletarier und Arbeitslose sich mit dieser Summe satt essen könnten.

Es ist natürlich viel richtiger, etwa in Rumänien ein Beethoven-Fest zu arrangieren, als den Schöpfer der Neunten Symphonie, den musikalischen Verkünder der Menschenverbrüderung, durch Abschaffung jenes infamsten Terrors zu ehren, der jedem intelligenten Bewohner dieses Landes das Leben zur Hölle macht. Oh, wir haben noch eine europäische Kultur! Man führt Kommunisten zum Standrecht, und drinnen probt der Kapellmeister zum dritten Male den Trauermarsch aus der ‚Eroica'. „Bitte acht Takte nach zwölf, meine Herren!" Und das Orchester verliert die Balance, weil die Henker nicht im Takt füsilieren. Der Schuß fällt zwar, ist aber in der Partitur nicht vorgesehn und der Schlagzeug-Mann bekommt einen Verweis. Irgendetwas stimmt hier nicht. Wo liegt der Fehler, bei Beethoven oder beim Standgericht?

Leider muß man feststellen: die Phantasie der maîtres de plaisir ist bei dieser Angelegenheit nicht genügend angestrengt worden. Ich wüßte noch so mancherlei Ehrungen, zum Beispiel die Verwendung von Beethovenschen Themen als militärische Signale, oder die Einführung einer Beethoven-Zigarre. (Die „Gustav Mahler" gibt es schon. Name ist Schall und Rauch.)

Damit aber auch das Erdenwallen des Meisters für immer der Vergessenheit entzogen werde, hat man es sich nicht nehmen lassen, aus seinem Leben einen Großfilm zu machen. Man wird doch da sehen. Für die Titelrolle wurde Fritz Kortner verpflichtet, und man kann dem Regisseur zu dieser trefflichen Wahl nur beglückwünschen. Es scheint das Schicksal der großen deutschen Musiker zu sein, daß ihr Leben zu einem Zeitpunkt, wo sie nicht mehr protestieren können, auf die Operettenbühne oder auf die Leinwand gestellt wird. Was wäre wohl aus dem armen unbekannten Franz Schubert geworden, wenn nicht ein paar rührige Unternehmer sein, ach, so tragisches Geschick dem deutschen Volke durch das ‚Dreimäderlhaus' so recht nahe gebracht hätten! Nun endlich bekommt das Publikum seinen herzigen Beethoven zu sehen wie er lebt, liebt und lacht. Von Großaufnahme zu Großaufnahme wird sich das Leben des beliebten Klassikers abrollen, begleitet von erschütternden Potpourris, aus denen die Zuhörer entzückt die trauten und altbekannten Melodien herausfinden, die nun mit Gewalt zu Schlagern gemacht werden sollen. Die Tränen werden fließen wie Sturzbäche, und einen Augenblick wird die Erinnerung an Henny Porten und Douglas Fairbanks dem effektvollen Eindruck weichen, den der anerkannte Liebling des deutschen Hauses in der Leiblichkeit Fritz Kortners hervorruft. Jeder abgewiesne Liebhaber im Sperrsitz wird sein gequältes Innenleben mit den Leiden des Meisters iden-

tifizieren, jeder Börsianer in der Loge sich über die Baisse seiner Papiere mit den Geldnöten des Genies trösten können.

Wie aber sah in Wirklichkeit dieser Mensch aus, den das bürgerliche Publikum zu seinem musikalischen und menschlichen Idol gemacht hatte? Wie verhält sich das Original zu dem kitschig stilisierten Gipsabguß, den das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert von ihm hergestellt hat? Da gibt es nichts von verträumter Sentimentalität, nichts von bourgeoisen Plüschsofa-Gefühlchen, nichts von jener nützlichen Mitgliedschaft der Gesellschaft, die ihm der mitteleuropäische Konzertbesucher unterschiebt. Dieser breite und grobe Beethoven mit der klotzig gebeulten Stirn, der dicken Nase, der Aggressivität eines Raubtiers, der Verachtung gegen jegliche Autorität, die nicht durch Geistigkeit erworben war: er wäre heute längst der äußersten Staatsgefährlichkeit verdächtigt. Und die Öffentlichkeit, die ihn jetzt feiert, würde, wenn sie das Unglück hätte, ihm persönlich zu begegnen, Reißaus nehmen vor diesem Bürgerschreck, diesem brutalen Kerl, der das ganze verlumpte Zeitalter mit einem Griff seiner harten Fäuste in Klump geschlagen hätte.

Nichts ist ekelerregender, als der Versuch der Mittelmäßigkeit, sich bei der Größe, die sie zwar nicht erkannt hat, der sie jedoch, dem allgemeinen Urteil folgend, Kredit gibt — bei einem Genie Liebkind zu machen. Denn hinter all diesen Ehrungen steckt keine wirkliche Anerkennung der geistigen Leistung, die da glorifiziert wird. Der plumpe Schmollis, den die Menge mit dem wehrlosen Toten trinkt, ist nicht mehr als ein Akt der Eitelkeit, eine freche Selbstbespiegelung, die sich von der Hoffnung nährt, es möge ein bißchen von dieser Größe am eignen Gesicht hängen bleiben. Der Anlaß ist immer gleichgültig. Ob das nun Spinoza ist, den man gar nicht kennt, oder Beethoven, den man falsch kennt, es bleibt nur immer die Geste wichtig, mit der gefeiert wird. Wir haben eben auch geistige Interessen, kulturelle Ambitionen. Man muß für Abwechslung sorgen, und da sind neben den Tagesaktualitäten, wie Regierungskrise, Circus Sarrasani, Staatsopernpremière solche Gedenktage immer sehr willkommen. Es ist so beruhigend, so erhebend, sich einmal wieder mit allgemein anerkannten Werten zu beschäftigen! Die Sensation ist unübertrefflich. Man bestätigt sich und den Seinen eine Größe, die man nie in ihrem vollen Umfange erkennen wird und gewinnt so Gelegenheit, der eignen Minderwertigkeit zu entfliehn.

So sehr man auch bemüht sein wird, im Rummel eines Jubiläums den wahren Beethoven in Vergessenheit geraten zu lassen — etwas von seinem Geist wird als gespenstischer Alb über dieser pervertierten Totenfeier lasten. Einmal werden die Gelegenheitsadoranten entsetzt auf ihren Stühlen zusammenfahren, kalten Schweiß auf der Stirn, erschüttert vor so viel Intensität und im Herzen das vernichtende Gefühl: Jener ist gegen uns.

Er hat es nicht nötig, daß wir ihn gegen die Beileidsmanifestationen des Publikums in Schutz nehmen. Sein Werk

schützt ihn. Aber besser als durch diese internationale öffentliche Prostitution hätte man sein Andenken durch die große Stille eines musiklosen Tages geehrt.

* * *

Brandes von Alfons Fedor Cohn

Georg Brandes, der den Namen Dänemarks mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen bekannt gemacht hat, war, das zeigt sich jetzt, mehr erhoben als gelesen. Von den rund sechzig Werken einer sechzigjährigen Schriftstellertätigkeit sind auf dänisch insgesamt rund eine Viertel Million Exemplare gedruckt worden, jedes Werk demnach durchschnittlich in nur viertausend. Die Neuausgabe des Gesamtwerks eines Klassikers dritten Ranges, des romantischen Liederdichters und Geschichtsepikers B. S. Ingemanns, wurde unlängst in Dänemark in einer Million Auflage verbreitet. Das beweist immerhin das Druckpapierbedürfnis dieses Viereinhalbmillionen-Landes. Auch von den Dutzenden journalistischer Leichenredner in Deutschland hat ihn kaum Einer wirklich gelesen, mancher im Leben gesehn, keiner richtig gekannt.

Schon die stets wiederkehrende Bezeichnung Literaturforscher, Literaturkritiker ist verkehrt. Brandes war seiner ganzen Anlage nach Künstler mit dessen menschlichen Schwächen, richtiger: Abweichungen von der Norm — war Gestalter, Menschengestalter um jeden Preis. Wie Goethe sein eignes Wirken auf die Formel brachte, er habe sein Lebelang nichts andres als gut Deutsch wollen, ist es Brandes' zwingend begründete Aufgabe gewesen, hinter allem geistigen Gebaren den Menschen, den Einzelnen, zu ergründen und lebendig zu machen, darüber hinaus aber den Menschen als Gattung zu erziehen, zu steigern, zu befreien. Die Literatur war ihm nur Stoff dazu, der erste Anlaß; im Michelangelo ging er schon auf das Nachbargebiet; im Lassalle, Garibaldi, Cäsar vollends auf das praktische Schöpfertum.

Brandes gilt allgemein als Kritiker im eigentlichen Sinne, als Auflöser, Spötter, Negierer, so wie er sich im persönlichen Gespräch zu geben schien. In Wirklichkeit war sein Lebenswerk so aufbauend und so organisch wie nur denkbar, wenn man sich darunter auch keineswegs eitel persönliche Behaglichkeit vorstellen darf. Er begann nach der sehr bezeichnenden Auseinandersetzung zwischen Wissen und Glauben, die sich an seinem Lebensabend zu der Vermenschlichung der biblischen Geschichte wendete, mit der eignen jüngsten Vergangenheit in der Literatur („Hauptströmungen"), entsann sich seiner persönlichen tiefsten Bildungsquellen im aufklärenden Frankreich (Voltaire), ging weiter auf die Renaissance zurück (Michelangelo, Shakespeare) und faßte die Antike bewußt in ihrem Gipfelpunkt Cäsar zusammen. Er verhalf, in die Zukunft fortschreitend, der jungen Generation zum „Durchbruch", schloß damit den Norden enger an den europäischen Kontinent und gewann schließlich vor und im Kriege einen Standpunkt, den praktische Staatsmannskunst erst weit später tastend und zögernd anstreben konnte. Sein Werk ist einfach

die geistige und kulturelle Geschichte Europas in Menschenbildern, wenn es auch im Aufbau wissenschaftlicher Systematik entraten muß; in der innern Entwicklung steigt es ununterbrochen auf, der Stil des Achtzigjährigen ist gleich lebensvoll und beschwingt wie Der des jungen Redners.

War in seinen Anfängen der Widerstand seiner eignen Landsleute bare Rückständigkeit, so beruhte die Animosität der jüngern Generation gegen den alten Brandes, die fast zum guten Ton gehörte, nicht zum geringsten darauf, daß er so ausgesprochen männlich, kämpferisch, wirklichkeitsfanatisch war. Dieser rastlose, blutvolle Gestalter und Bejaher der Sinnenwelt hatte ganz anders als die literarisch Neugläubigen, die das tägliche Jenseits nur auf Grund guter und reichlicher Leibeskost gewinnen können, im Grunde etwas von einem Asketen. In der Jugend vollends, da er sich mit Nachtlager auf dem Fußboden und Nahrungsentziehung kasteite. Aber er blieb auch sein Lebelang, im Verhältnis zu seiner Arbeitsleistung und seinem Weltruhm, anspruchslos, sein Arbeitszimmer war eine Bibliothek und ein Schreibtisch mit Trinkwasser als einzigem Stimulans, Wein war ihm ein Festgetränk, Reisen sein einziger Luxus, er hat nie Reichtümer gesammelt und sicherlich nichts andres als seine Urheberrechte hinterlassen; seine Bücher und Handschriften hat er dem Staat vermacht.

Wichtig erscheint der allgemeinen Betrachtung auch der Hinweis auf Brandes' jüdische Abstammung. Er selbst hat in gradezu putziger Weise dagegen gewettert, einfach weil er sich geistig dem Judentum nicht im geringsten verwandt fühlte. Der Freidenker stellte sich entrüstet in Gegensatz zu seinem Lande, das doch eine jüdische Religion, einen jüdischen Heiland und eine Bevölkerung mit biblischen Vor- und Vatersnamen hätte. Die Argumentierung seiner Widersacher ist kaum schlagkräftiger, die Methode ebenso simpel wie kurzlebig: eine Sammlung minderwertiger Eigenschaften, die zumeist dem Angreifer wesenseigen oder zärtlich verwandt sind, als jüdisch zu bezeichnen und sie dem Gegner, mangels sachlicher Einwände, anzuhängen. Physiognomisch war Brandes schwer unterzubringen. Die Familie soll aus Ungarn über Deutschland nach Dänemark gekommen sein. Niemand kennt ja in Wirklichkeit seine leiblichen Vorfahren, und darum werden Genealogie und Rassenkunde bis auf weiteres aus Spielereien nicht zu Wissenschaften werden. Brandes wirkte, in den letzten Lebensjahren wenigstens, mit seinem wächsernen Teint, den schräggestellten Augen und dem dünnen Bartwuchs am ehesten wie ein Abkömmling östlicher Steppen bis ins Mongolische hinein, und der Weg Ungarns führt ja auch daher. Er hat sich allerdings, was der Internationale des Nationalismus unverzeihlich erscheint, als guter Europäer, stets für die Befreiung unterdrückter Völker eingesetzt; aber es ist mir nicht bekannt, daß er dazu die über die Erde verstreuten und je nach dem Kulturstande des einzelnen Landes mehr oder weniger assimilierten Juden dazu gerechnet hat.

Dagegen hat Brandes das Unrecht, das der Versailler Vertrag dem deutschen Volke angetan hat, aufs leidenschaftlichste

bekämpft. Das berechtigt aber nicht, ihn mit dem alten Monturstück aus dem seligen Kriegspressequartier, das sich mancher geistige Etappenkämpfer noch heute vor die Blöße hängt: mit der „Deutschfreundlichkeit" zu bekleiden. Er hat für den kaiserlichen Militarismus nichts übrig gehabt, auch nicht, als Frankreich, dem er sich als seinem kulturellen Nährboden in unverminderter Dankbarkeit verbunden fühlte, diesen Methoden zuschwor. Er hat mitten im brennendsten Kriege, was in ganz Europa damals kein Andrer gewagt hätte, Clemenceaus unduldsame Forderung, Dänemark publizistisch aus seiner Neutralität herauszutreiben, unbedenklich und allerschärfstens abgelehnt und damit eine jahrzehntealte Freundschaft geopfert. Er hat dafür von keiner Seite Dank geerntet; aber er blieb dafür in Deutschland wie in Dänemark für die nationalen und moralischen Zionswächter ein internationales und destruktives Subjekt.

Daß ihm die Kopenhagener Universität in jungen Jahren die Professur versagte, hat Brandes lange nicht verwunden. Als man dann dem Sechzigjährigen den Professortitel anhängte, verbat er ihn sich in der Anrede. Aber er gehörte eben zu keiner Gilde, blieb Liebhaber bis ans Ende. Bedenklicher war es schon, daß die Schwedische Akademie mit ihrem Literatur-Nobelpreis ihn geflissentlich überging, obgleich in ihr zahlreiche jüngere Leute und viele aus dem freien Schrifttum sitzen; daß ihm das Norwegische Storthing nicht den Friedenspreis für seine beiden Bücher über den Krieg verlieh. Diese Bücher, die in ihren früher veröffentlichten, ersten Artikeln den Krieg voraussagten und die Kriegstreiber auf allen Seiten kennzeichneten, haben an dem ganzen Kriege, der damit verbundnen Politik und verwahrlosten Geistigkeit eine Kritik geübt, wie sie selbst nach dem Kriege kaum in solcher Überlegenheit und Gerechtigkeit zum Ausdruck gekommen ist. Die Bücher sind deswegen auch so gut wie unbekannt geblieben. Vielleicht erlebt man es noch, daß eine einsichtigere Zeit sie den Schülern aller Kulturländer in die Hand gibt.

Sicher aber werden wir erleben, daß in fünfzehn Jahren, zu Brandes hundertstem Geburtstag, die Fest- und Denkmalskomitees die Welt in Bewegung setzen und all die Aufmerksamkeit und den Glanz auf sich ziehen werden, die ihrem toten Jubilar bei Lebzeiten nur sehr bedingt zuteil geworden sind.

Der Reichspräsident

in einem Interview zu dem amerikanischen Hauptmann Mac Mahon im Lokalanzeiger vom 15. V. 1923:

„Wir werden Vergeltung haben, und wenn es hundert Jahre dauert, denn die Geschichte wiederholt sich, und was ich mehr als alles in der Welt wünsche, ist, daß ich selbst noch einmal die Waffen gegen Frankreich ergreifen kann."

Mitteilung in einer Rede des soz. Abg. Schöpflin v. 15. Mai 1923
(Drucks. d. Reichstages Bd. 360 S. 11097)

Aimee von Curt L. Heymann

Im Mai 1926 verschwand Aimee Semple McPherson von Los Angeles, um erst im Juli gleichen Jahres wieder aufzutauchen. Sie behauptete, von Banditen überfallen, beraubt, nach Mexiko entführt zu sein... während gegnerische, übelwollende Leute wissen wollten, sie hätte die ganze Zeit in einem Liebesnest an der kalifornischen Küste zugebracht.

Natürlich bringt man zwei Monate nicht allein in einer Hütte zu. Zum trauten Heim gehören bekanntlich zwei, und da die amerikanische Öffentlichkeit ein Anrecht hat, zu erfahren, wie es um das Glück zweier Menschenkinder bestellt ist, fanden ihre Häscher, die Newspapermen, sehr bald den beteiligten Zweiten heraus. Es war ein „Radio Operator", der den Meeres- und den Radiowellen gemeinschaftlich mit Aimee gelauscht haben soll. Im übrigen war er verheiratet.

Nimmt sich die Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten eines solchen „Falles" an, dann ist es nicht nur mit dem Glück der Liebenden aus, sondern meistens auch mit ihrer Existenz. Den Mann vom Rundfunk wird freilich sein Schicksal ereilen, denn seine Frau klagt bereits auf Scheidung, sie wird Aimee als Verführerin brandmarken. Unter normalen Sexualverhältnissen wäre es nun auch mit der Existenz Aimees zu Ende. Aber das Ding ist einigermaßen verwickelt.

Erstens: Der Tatbestand.

Abgesehen davon, daß Aimee jeglichen Verkehr jeglicher Art mit dem Rundfunker leugnet, behauptet sie, nach Mexiko verschleppt worden zu sein, erzählt eine Räubergeschichte, die nicht nur die „Associated Press" beschäftigt, sondern auch die Polizei, die Gerichte und die gesamte Öffentlichkeit der Staaten. Es kommt zu einer Generalstaatsaktion, die dem Lande tausende und abertausende Dollars kostet.

„Mexiko!" schreien im Augenblick einer mexikanisch-amerikanischen Situationsverschärfung die anti-mexikanischen Stimmen Amerikas. „Da habt ihrs ja! Dies Banditenpack. Nicht einmal das goldige Kalifornien ist ihnen in ihrem Landhunger heilig!"

Das Ergebnis des Gerichtsverfahrens auf Staatskosten ist Null. Die Entführungsgeschichte ergibt nicht den leisesten Anhalt. Nur die Verführungsgeschichte ergibt deren mehrere... Aimee hälts mit der erstern, weist den Rest mit aller Scham und Entrüstung von sich. Psychiater, Psychoanalytiker und Wunderdoktoren kommen und versuchen eine Diagnose des Falls: Steht diese Frau unter Hypnose?

Zweitens: Das psychologische Experiment.

Können Sie ermessen, was es eigentlich heißt, in Amerika als Heilige zu gelten? Sie, der Sie in der alten Welt auf Grund eines gesunden Menschenverstandes, vielleicht auch dank fundierter Religiosität nicht mehr an Zeichen und Wunder glauben, werden mir vorwerfen, daß ich mich zum Sprachrohr einer Ketzerin mache, deren Sein und Schein, deren Tun und Handeln Sie a priori zum Kapitel „Amerikanismus" werfen. Aber

dieser Fall mit seinen sensationellen Unwahrscheinlichkeiten statuiert auch in Amerika zum ersten Mal ein Exempel.

Aimee gilt nicht als gewöhnliche Sterbliche. Sie ist Wunderträgerin eines neuen Glaubens, Mittlerin zwischen einem neuen Heiland und der Menschheit, sie wird zumindest als solche gefeiert. An Aimee glauben, so haben seriöse Männer in seriösen Zeitungen versichert, heißt: an Erlösung glauben! Mehr noch. Die Auswirkungen der neuen Lehre, die radial von der Person ausstrahlen, greifen massenhypnotisch auf das Land über. Von Californien aus hat sie ihren Siegeszug ostwärts angetreten. Wer nicht unter dem persönlichen Bann dieser „Priesterin" gestanden hat, wird mit seiner Person durch Das, was von ihr und über sie geschrieben wird, in den Bann ihrer Lehre gezogen.

Und ihre Lehre? Die ist eine biblische Interpretation, zu der jeder Geistliche fähig ist, vorausgesetzt, daß er, im protestantischen Deutschland oder England, willens wäre, sein Amt und seine Würde aufs Spiel zu setzen. Aimee McPherson predigt ein „Four Square Gospel", ein viergeteiltes Evangelium Christi als Fundament der Wiederauferstehung des Heilands. Sie würzt ihren Gottesdienst mit alt-kirchlichen Gesängen, die man „oldfashion" nennt, mit Anekdoten, Witzen, persönlichen Reminiszenzen und der Sammelbüchse.

Und die Person? Ich habe Aimee predigen hören. Ich konnte mich eines starken Eindrucks nicht erwehren. Eine Sprecherin von hohen Graden. Stattlich, ohne schön zu sein. Frau Mitte der Vierziger. Eindrucksvoll in Gesten. Und doch: Suggerierend ohne Suggestionen. Sie beherrscht durch die Kunst ihrer Persönlichkeit die Massenversammlungen, zu denen sich Zehntausend drängen und weitere Zehntausend abgewiesen werden mußten.

Aimee ist klug. Sie glaubt nicht an Wunderheilungen. („Geht nur in die Hospitäler!") Wo wird sie auch an handgreifliche Wunder glauben? Die Lahmen und Gebrechlichen könnten kommen und Aimee auffordern, sie beim Schopfe zu nehmen. Dann würden sie, die Gebeugten und Gebrechlichen, der Aimee das Genick brechen. Nein, Aimee ist vorsichtig und klug. Kein Staat in den Staaten Amerikas kann gegen das, was sie sagt, und gegen das, was sie tut, einschreiten. Die Opposition der Fundamentalisten marschiert auf. Vorläufig noch zögernd. Aimee widerlegt theoretisch-rhetorisch. Nichts Tiefes, was sie sagt. Aber, wie sie es sagt! Welcher Amerikaner brächte es übers ritterliche Herz, einer Amerikanerin zu widersprechen!

Reißen Sie, die Sie dies in Europa lesen, Aimee nicht aus dem Rahmen ihrer Umgebung heraus. Betrachten Sie den Fall, als: Amerika. Dann haben sie es.

Das Sexualproblem: Eine Frau, die mit sechszehn heiratet, mit siebzehn ein Kind hat, mit achtzehn Witwe ist.

Die Reaktion: Hysterie unter dem Deckmantel von Religiosität.

Die Masse: Babbitts.

Zur „Krise in der Volksbühne“ von Georg Springer

Herr Arthur Holitscher hat in seinem Artikel „Krise in der Volksbühne“ so freundliche Worte über meine Tätigkeit für diese Bewegung gefunden, daß er mir gewiß das Recht nicht absprechen wird, meine aus nahezu neunzehnjähriger Arbeit stammenden Anschauungen über dieses Thema seiner Auffassung entgegenzustellen. Von einer „Krise“ in unsrer Organisation erfuhren wir im Volksbühnen-Vorstand erst durch Holitschers Artikel. Meinungsverschiedenheiten im künstlerischen Ausschuß sahen wir noch nie als „Krise“ an. Wohl aber scheint es nun, daß Holitscher und seine Freunde die Absicht haben, eine solche Krise herbeizuführen.

Die Volksbühne hat weder die Tradition noch die Absicht, noch die Möglichkeit, das Wort „Volk“ in ihrem Namen einfach mit „radikalsozialistischer Arbeiterschaft“ gleichzusetzen. Zweifellos ist sie aus dem Willen hervorgegangen, den Arbeitern die Kunst, zunächst die des Theaters, zu erschließen, und sie betrachtet es auch heute noch als ihre Hauptaufgabe, den Weg des Proletariates zu den Kulturgütern freizulegen. Aber weder in Berlin und noch weniger im Reich besteht die Mitgliedschaft der Volksbühne ausschließlich aus Proletariern; und wenn wir gar den Begriff des meinungsberechtigten, förderungswerten Volkes auf radikalsozialistische Gesinnung beschränken wollten, so wäre das mit einer Zersprengung der Volksbühne gleichbedeutend. Nach Holitschers Ausführungen wäre sogar die ganze Masse der in der SPD organisierten Arbeiter vom rechten Volksbegriff auszuschließen, und da bekanntlich heute auch unter den Kommunisten Deutschlands sich sehr scharfe Spaltungen bilden, ist nicht abzusehen, wohin wir bei einer derartigen Politisierung des Volksbegriffes kommen würden.

Wir halten uns deshalb an einen Kulturbegriff, der einer künstlerischen Bewegung gemäß ist und die Möglichkeit gibt, für breite Schichten unsres Volkes oberhalb der fraktionellen Spaltungen eine Gemeinschaft des Erlebens zu finden.

Noch weniger hat die Volksbühne die Möglichkeit oder gar die Pflicht, wie Holitscher meint, das Wort „Kunst“ in ihrem Programm so eng aufzufassen, daß sie darunter nur Das versteht, was man heute „revolutionäre Kunst“ nennt. Die Leitung der Volksbühne war jederzeit, von Anbeginn an bis heute, und kein Wechsel der Persönlichkeiten hat dies je geändert, der Überzeugung, daß es ihre Pflicht sei, das Gesamtgebiet der Kunst dem Volke nahezubringen und es für sie zu gewinnen. In Ausführung dieser Pflicht hat sie sich bei ihren Entscheidungen immer vom Kunstwert der Dichtungen leiten lassen und niemals Werke lediglich der Gesinnung wegen angenommen oder abgelehnt, die in ihnen zum Ausdruck gelangte. Die Spielpläne der letzten Jahre beweisen das. Jedenfalls denken wir gar nicht daran, uns der dichterischen Produktion der Gegenwart, die freiheitlicher sozialer Gesinnung dient, zu verschließen — nur müssen wir unsre Entscheidung von der dichterischen und deshalb allgemein überzeugenden Kraft, nicht bloß von der „Gesinnung“

dieser Produkte abhängen lassen. Herr Holitscher übersieht zum Beispiel, daß mehrere der Autoren, die er empfiehlt, von Mitunterzeichnern des Hamburger Aufrufes, nicht minder eifrigen Ermahnern der Volksbühne, als krasse Dilettanten abgelehnt werden, während jene freiwilligen Berater uns wieder junge Dramatiker empfehlen, die Herr Holitscher als geistlos ablehnt. Es geht also doch wohl nicht so glatt mit der gesinnungsmäßigen Orientierung; die Verantwortung aus künstlerischem Gewissen ist ein zuverlässigerer Wegweiser.

Schweres Unrecht tut Holitscher der Direktion Kayßler. Sein Vorwurf, Kayßler habe die Volksbühne „für seine privaten Betätigungen" ausgenützt, ist in jeder Hinsicht unmotiviert. Es ist mir unerfindlich, wie Holitscher Derartiges öffentlich aussprechen kann, denn es wird durch die Tatsachen in keiner Weise gedeckt. Unter der Direktion Kayßler waren wohl die größten Erfolge Kaisers „Gas" und Tollers „Masse Mensch" — sehr moderne, soziale Dichtungen — Aufführungen übrigens, in denen weder Friedrich Kayßler noch Frau Fehdmer mitwirkten. Wenn beide sonst ihre großen, schon früher gespielten Rollen in völlig durchgearbeiteten Neueinstudierungen unsern Mitgliedern vorführten, so waren wir dafür nur dankbar; es waren dies Höhepunkte unsrer Darbietungen, wie wir sie uns nur jederzeit wünschen können. Als „Belastung" von der Direktion Kayßler her käme in dieser Spielzeit höchstens Strindbergs „Traumspiel" in Betracht. Ich hätte freilich wenig Hoffnung, mich mit Herrn Holitscher zu verständigen, wenn er diese große, dem Zeitgeist so tief verbundne, in so vollem Sinne revolutionäre Dichtung als Ballast im Spielplan ansehn sollte.

Was den Bühnenvolksbund angeht, so ist Herr Holitscher vollkommen falsch informiert; es ist bezeichnend, daß er den Namen dieser Organisation unrichtig angibt. Die Berliner Volksbühne hat mit dem Bühnenvolksbund weder persönlich noch sachlich die geringste Berührung, hat mit ihm überhaupt nichts zu tun. Nur der Verband der Deutschen Volksbühnen-Vereine, der sich über das ganze Reich erstreckt und dem der Berliner Verein als Einzelmitglied angehört, hat eine Beziehung zu diesem Bund insofern, als beide in der „Preußischen Landesbühne" über die Verteilung der vom Staate für Theaterzwecke zur Verfügung gestellten Mittel mitberaten. Wenn man das eine „Koalition" nennen will, so kann man ebensogut sagen, die Kommunisten ständen mit den Deutschnationalen in Koalition, weil beide im Reichstag sitzen. Nirgends hat diese Beziehung auf die innre Haltung, den Spielplan oder sonst etwas einer Volksbühne Einfluß gehabt. Auf die Berliner Volksbühne schon gar nicht. Alle von Holitscher an diese Behauptung geknüpften Folgerungen fallen damit völlig in sich zusammen.

Was schließlich jenes Sommerstück anlangt, von dessen gewiß minderm Charakter Herr Holitscher mit so viel Betonung spricht, so ist es von einer Sommerdirektion ohne die Entscheidung der künstlerischen Leitung der Volksbühne auf die Bühne gebracht worden.

Ich würde es sehr bedauern, wenn sich eine Verschiedenheit der Meinungen über die zeitgemäße Führung der Volks-

bühne zu einer wirklichen „Krise" auswachsen sollte. Sachliche Notwendigkeit dazu liegt nicht vor. Ich habe auch gar nichts dagegen, wenn Holitscher und seine Freunde in „die Nähe des Steuerruders kommen" wollen. Aber sie werden dann ihren rein kritischen Standpunkt aufgeben, sie werden dann wirklich mitsteuern, den „großen komplizierten Apparat" mit bewegen müssen. Und da werden sich ihnen die Dinge doch vielfach recht anders darstellen. Sie werden dann einsehen müssen, daß es den Bestand einer großen Sache gefährden heißt, wenn man ihr Fundament plötzlich verändern und auf einseitige, unausgegorne Zeitströmungen stellen wollte, anstatt es vorsichtig und organisch, immer in Fühlung mit Dem, was sich wirklich gestaltet, in die neue Zeit hineinzubauen.

Frage und Antwort von Theobald Tiger

Ich sage: „Sagen Sie mal", sage ich neulich
zu einem Reichsgerichtsrat;
„das ist ja ganz und gar abscheulich,
das mit dem vierten Senat!
Ob ich dafür wohl meine Steuern bezahle?",
sag ich. „Ihr macht ja nicht schlecht...
Seid Ihr die Filiale,
seid Ihr die Filiale
vom Recht —?"

Da nuckelte der aus dem Reichsgerichtshaus
und sagte: „Sehn wir vielleicht so aus —?"

Ich sage: „Sagen Sie mal", sag ich nun wieder,
„verehrter Herr Reichsgerichtsrat:
Ihr knüppelt die Kommunisten nieder
mit Hoch- und Landesverrat.
Hinter euerm Sandsteinportale
da gehts los! Da geschiehts!
Seid Ihr die Filiale,
Seid Ihr die Filiale
der Justiz —?"

Da nuckelte der aus dem Reichsgerichtshaus
und sagte: „Sehn wir vielleicht so aus —?"

Ich sage: „Sagen Sie mal", sag ich geduldig,
„bitte! Besinnen Sie sich!
Ihr sprecht die politischen Gegner schuldig —
Wer seid Ihr denn eigentlich —?"
Da lachte der Richter zum ersten Male:
„Fragen Sie nicht so dumm!
Wir sind die Filiale,
wir sind die Filiale
vom Rrrrr...rataplan!
vom Rrrrr...rataplan!
vom Reichswehrministerium —!"

Des deutschen Volkes Liederschatz von Peter Panter

Schon Gneisenau, Regierungsrat bei der Filmzensur, hat in seinem ziemlich unsterblichen „Wolfgang von Goetz" darauf hingewiesen, daß das deutsche Volk als das sangesfreudigste der Welt mit Fug angesehn werden kann. Der wahre Gesang ist der Männergesang. Sagt doch bereits die deutsche Bibel für das Wochenende, das Strafgesetzbuch, über die Männergesangvereine so schön: „Wenn sich eine Menschenmenge öffentlich zusammenrottet und mit vereinten Kräften gegen Personen oder Sachen Gewalttätigkeiten begeht ...", und auch der Ausdruck „Rädelsführer" deutet ja klar auf die Dirigenten solchen musikalischen Tuns hin. Aber ach! nicht jeder gehört einem Männergesangverein an; ja, es gibt unter den Deutschen noch einige, wenn auch wenige verworfne Menschen, die überhaupt keinem Verein angehören. Aber das soll mit Rücksicht auf die zarter Besaiteten unsrer Hörerinnen hier nicht erörtert werden; diese Menschen gehören in das Gebiet der Psychopathia sexualis. Genug davon. Wenden wir uns von den Verirrungen des Geschlechtslebens mehr heitern Gegenständen zu.

Was zum Beispiel Gertrud Bäumer betrifft, so hat sie, eine gebildete Mitteleuropäerin, das Singen von sogenannten „Hausgesängen", die vorher einen Censurwolf passieren, gestattet — auch ist das Mitsingen dieser Lieder an öffentlichen Orten, Rundfunk-Zapfstellen und andern Bedürfnisanstalten zunächst nicht strafbar. Es ist gewiß vom allgemeinen Interesse (Thema am Ende der Einleitung), solche Gesänge an Hand eines kleinen, uns heute vorliegenden Liederbuches einmal wissenschaftlich zu betrachten.

Die deutschen Trällerliedchen zerfallen, wie sich das gehört, in drei Abteilungen. Da hätten wir zunächst jene, die auf einem Namen beruhn.

„Liebe Katharina,
komm zu mir nach China!"

ist hier zu nennen, sowie:

„Luise — Luise — warum bist du denn so blaß?"

gewiß eine berechtigte Frage, wenn man bedenkt, daß auch Luise durch die ihr von den uns im Schmachfrieden von Versailles abgetretenen polnischen Kühen stammende fehlende Milch um ihre beste Manneskraft gekommen sein mag. Deutsche, kauft deutsche Kolonien! Auch:

„Wo sind deine Haare,
August — August?"

ist ein schönes Lied, das hierher gehört. Zeigt sich doch auch hier die deutsche Überlegenheit deutschen Wesens deutscher Namen: mit dem Vornamen des bekannten Baruch Stresemann

wären solche echt deutschen Gesänge nicht zu erziehen gewesen. Hep-hep!

Dies führt uns zur zweiten Abteilung: den romantischen Liedern, die ihrerseits wieder zerfallen in die a) wild-romantischen und die b) mild-romantischen. Die wild-romantischen Lieder lauten etwa:

„In der Hafenbar von Rio bei Laternenlicht
hatte Jim zum ersten Mal gesehen ihr Gesicht",

und malen uns diese Verse so recht die bewegte und jeder Polizeistunde spottende Atmosphäre Süd-Amerikas vor Augen. An unsern Alt-Reichskanzler Luther, an dessen Wesen um ein Haar die Welt genesen wäre und der auch auf hoher Warte niemals seine schlichte Herkunft als Kommunalbeamter vergessen ließ, gemahnen uns die Verse:

„Hoch zu Roß mit seinem stolzen Troß
der große Picador",

wobei denn noch festzustellen wäre, wer bei diesem getätigten Geschäft der Ochse war. Wir kommen nunmehr zu den b) mild-romantischen Liedern.

Da wird uns warm ums deutsche Herz. Deutsche Weise und deutsches Land sprechen uns hier an, und jedes Gemüt schlägt Wellen, wenn es hört:

„Am Rüdesheimer Schloß steht eine Linde!
Der Frühlingswind zieht durch der Blätter Grün,
ein Herz ist eingeschnitzt in ihre Rinde,
und in dem Herzen steht ein Name drün."

Da ist nichts vom nervenpeitschenden Rhythmus der Großstadt, ewiger Gehalt klingt uns hier an und zeigt so recht, daß das Erbe der Birch-Pfeiffer und Courths-Clauren in guten Händen ist. Der Text des Rüdesheim-Liedes stammt von einem Wiener Juden.

Was aber sind alle diese schönen Lieder, wie:

„Am Hügel, wo der Flieder blüht,
und eine Rosenhecke glüht"

und:

„Wißt, dort im Bergrevier,
da ist die Heimat mein,
Thüringer Waldeszier,
treu denk ich dein!"

sowie:

„Am Rhein, da hab ich das Licht erblickt,
am Rhein, da wuchs ich heran,
am Rhein, da ist mir manch Streich geglückt —"

woraus also zu ersehen, daß dieser Streich jedenfalls nicht am Rhein entstanden ist — was ist dies alles, sage ich, gegen das unsterbliche Lied:

„Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren,
in einer lauen Sommernacht —"?

Da mögen Welsche und Polen, Tschechen und blatternasige Kosacken dräun: solange wir solche Lieder haben, kann Deutschland nicht untergehn. Der Text stammt von zwei Wiener Juden.

Die dritte Abteilung endlich möge die der schlichtweg idiotischen Lieder genannt werden, wie etwa:

„Wer hat die liebe Großmama
verkehrt rum aufs Kloset gesetzt?"

und:

„Das war bei Tante Trullala
in Düsseldorf am Rhein,
da haben wir die Nacht verbracht
voll Seligkeit beim Wein —"

Noch zahllose Lieder gibt es, schlichte Äußerungen des Volksgemütes, geeignet, am deutschen Herd, im deutschen Haus, im deutschen Hof gesungen zu werden, wofern nicht dort Teppichklopfen und Musizieren verboten ist. Wo man singt, da komme ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.

So zieht sich der Sangesfaden von Geschlecht zu Geschlecht, nimmer rastend, ewig blühend. Haben unsre Mütter und Urmütter noch gesungen:

„Sone ganze kleine Frau,
sone ganze kleine Frau —
sone ganze, ganze ganze, ganze
ganze kleine Frau!"

und:

„Weißt du, Muttel, was i träumt hab?
I hab im Himmel die Engerln g'sehn ..."

so singen wir mit nicht minder herber Kraft:

„Schatz, was ich von dir geträumt hab',
hätt' ich dir so gern erzählt"

sowie:

„Valencia —
Sieben, achte, neune, zehne,
Bube, Dame, König, As —"

und sind gewiß, daß unsre Altvordern, behaglich ihr himmlisches Pfeifchen schmauchend, voller Beifall auf Deutschland heruntersehen. Und darum benötigen wir eine Reichswehr, die uns stark, seegeltungskräftig und schlagfertig erhält, wenn Hindenburg oder wer sonst grade da ist, uns einmal ruft.

Wir stehen am Ende.

Wir haben gesehen, wie das deutsche Lied und die deutsche Seele eines sind, und wie die deutsche Muse immerdar an der Spitze aller Musen marschiert. Möge sie schwellen und gedeihn und noch recht oft der unsterblichen Verszeile

unsres großen Dichters, des Kalligraphielehrers Marcellus Schiffer eingedenk sein:

„Mir ist schon mies vor mir —!"

In diesem Sinne auf Wiederhören in fünf Minuten zum Vortrag des Herrn Geheimrat Professor Doktor Fritz Haber, Mitglied der republikanischen Kaiser-Wilhelms-Akademie: ‚Der Harn im Familienleben sowie die Konservierung älteren Büchsenfleisches."

Auf Wiederhören in fünnef Minuten —!

Wiener Theater von Alfred Polgar

Zu ebner Erde und erster Stock ist eines der liebenswertesten Stücke Johann Nestroys, von allen guten Geistern gesegnet. Eine Handvoll Leben, gespiegelt im Genie-Auge, das Welt erschafft, indem es sie sieht. Aus der Gegenüberstellung: arm — reich, im Wort und optisch, holt die Posse, dem Märchen angenähert, würzigste Fülle heitern und wunderlichen Geschehens, Zufall und Unverhofft zur rechten Zeit (Abgesandte aus Feenland) treiben ihre Spiel mit dem Spiel, Weisheit, in der Tarnkappe der Simplizität, übt ihren bittersüßen Witz an ihm. Aus dieser Posse leuchtet das Theater-Ingenium Nestroys besonders hell. Wie sicher hält er den verwickelten Mechanismus seiner Doppelszene in Gang, wie vielfädig knüpft er die Beziehungen zwischen der ebnen Erde und dem ersten Stock (einmal wird solcher Faden — als Spagatschnürl — sogar sinnfällig), in welch' humoriger Symmetrie falten Elend und Wohlstand ihre Welt und ihre Anschauung von dieser aus, mit welcher Meisterschaft sind die Stimmen unten zu den Stimmen oben kontrapungiert, wie lustig wird, wenn arm und reich die Etage wechseln, das moralische Bild von den Niedrigen, die erhöht, und von den Hohen, die erniedrigt werden, Vorgang, und was für übermütige Possenchemie ist schließlich am Werk, Glück und Unglück ineinander, und damit Alles in Wohlgefallen, aufzulösen. Das Ganze so leicht gefügt und geführt (und von so himmlischer Wurschtigkeit in Sachen der Kausalität), daß es anmutet wie wienerischer Sommernachtstraum.

Die Aufführung des Burgtheaters, Regie Hans Brahm, ist recht munter, nur vielleicht etwas zu üppig. Herr von Goldfuchs hat weit mehr Personal, als im ersten Stock eines Zinshauses Platz hat, und in der herrschaftlichen Kuchel gehts zu wie in der eines amerikanischen Riesenhotels. Es brechen fast der Bühne Stützen. Dennoch erweisen sich die neuen Streckungen der Posse durch Gesang und Tanz nicht als Gewinn. Das Tempo des Spiels, ohnedies, zumal im ersten Stock, etwas zäh, wird durch die Einlagen noch mehr gedehnt; und darin, daß er die verehrungswürdige Künstlerin Medelsky den Kittel lüpfen und im Groteskwalzer über die Szene schieben sehen darf, erblickt der Betrachter keine ausreichende Kompensation für Zeitverlust. Denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt.

Die Gemeinnützigen von Morus

Die Selbstkosten der Industrie

Rüstig nähert sich, zu einer Zeit glänzender Bilanzabschlüsse, die Zahl der unterstützten Erwerbslosen der zweiten Million. Mit denen, die nicht stempeln gehen, sind, wie das Statistische Reichsamt angibt, 2½ Millionen Menschen ohne Arbeit. Abbau der Arbeiter und Angestellten, damit sie dauernd vom Staat notdürftigst durchgeschleppt werden müssen, kann gewiß volkswirtschaftlich nicht der Sinn der Rationalisierung sein. Hier stimmt also etwas nicht.

Wo der Fehler steckt: das zu klären, wäre die wichtigste Aufgabe der durch Reichsgesetz eingesetzten Enquête-Kommission, deren wir uns nun schon an die neun Monate erfreuen. Aber was wird dort getrieben? Soweit es um den Handel, und namentlich den Einzelhandel, die Betätigung der Kleinen und Machtlosen, der Althändler und Abzahlungsgeschäfte geht, ist manches eruiert worden. Gegenüber den Banken schon ist man beim ersten Anlauf steckengeblieben, und die Stempelvereinigung hat sich mit nichtssagenden Redensarten aus der Affäre ziehen können, ohne bisher eine Kalkulation vorzulegen. Der landwirtschaftliche Ausschuß ist noch immer bei der Vorrede und der Ausarbeitung von Fragebogen. Aber am schlimmsten sieht es mit den Untersuchungen über die Interna der Industrie aus. Dort hat Herr Rechtsanwalt Lammers, Präsidialmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, das Wort und gebraucht es mit salbungsvoller Beredsamkeit, sobald über Thema gesprochen werden soll. Zwar ist die Enquête-Kommission mit allen richterlichen Befugnissen, der eidlichen Vernehmung, der Herbeizitierung von Zeugen, der Nachprüfung jeglicher Geschäftshandhabung ausgestattet. Aber Voraussetzung für irgendeinen Erfolg ist natürlich, daß die Mitglieder der Enquête von diesen Mitteln Gebrauch machen und etwas herausbekommen wollen.

Wie es mit diesem Willen bestellt ist, darüber hat jetzt ein eklatanter Vorfall Klarheit geschaffen. Der sozialpolitische Ausschuß hat unter Vorsitz des Herrn Professor Heyde im Zusammenhang mit andern Arbeiten den Versuch gemacht, den Anteil der Arbeiterschaft an dem Erfolg der Rationalisierung festzustellen, wozu man erst einmal die Selbstkostenberechnung der Industrie kennen muß. Aber kaum war man bei dieser Frage angelangt, versuchten die Vertreter der Großindustrie in dem Ausschuß, abzuwiegeln. Der deutschnationale Reichstagsabgeordnete Leopold, Bergwerksdirektor im mitteldeutschen Braunkohlengebiet und treuer Gefolgsmann von Hugenberg, bemühte sich, durch andre Berechnungsvorschläge die Vorlegung von Selbstkostenberechnungen überflüssig zu machen, und als dieser Trick mißlang, trat ein Herr von Krupp auf, pochte auf das Enquête-Gesetz, um triumphierend festzustellen, daß der sozialpolitische Ausschuß gar nicht kompetent dafür sei, die indiskrete Frage nach der Selbstkostenb nung zu stellen. Damit war der Fall erledigt, und die fleißigen Professoren, die sich in diesem Ausschuß ihre Diäten ver-

dienen, konnten sich beruhigt wieder ungefährlicheren Aufgaben zuwenden.

Und noch ein andres Stückchen wurde in derselben Sitzung geliefert. Da man sich nicht darüber einigen konnte, wie das frühere Drei-Schichten-System in der Hütten-Industrie mit der heutigen Zehn-Stunden-Schicht zu vergleichen sei, wurde die ganze Industrie aus der Untersuchung einfach ausgeschaltet.

Aber von nun an weiß man wenigstens einwandfrei, was man von den Arbeiten der Enquête in allen brenzlichen und wichtigen Fragen zu erwarten hat. Wir wollen keine Träne darüber vergießen, daß die Enquête noch nicht, wie anfangs für November 1926 feierlich angekündigt wurde, die ersten zusammenfassenden Ergebnisse vorgelegt hat. Wir sind nicht mehr neugierig darauf. Das Heydekraut, das dort wächst, frißt niemand.

Reinhardt und die Lustbarkeitssteuer

Die Stadt Berlin, deren Kunstfreudigkeit sich vor dem Kriege in einem kleinen Zuschuß für die Philharmoniker erschöpfte, betreibt seit einigen Jahren ein respektables Mäzenatentum. Allein die Güte der Städtischen Oper läßt sie sich mehr als eine Million Mark im Jahr kosten. Auf der andren Seite sucht sie den vergnügungssüchtigen Gästen des James Klein und des Fritz Lang ein paar Groschen abzuknöpfen, und auch wer in anständiger Theaterware Geschäfte machen will, muß seinen Obolus entrichten. Befreit von der Lustbarkeitssteuer sind allein die Theater, die sowieso aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden oder die, wie die Volksbühne, gemeinnützig und ohne Gewinnabsichten betrieben werden.

Aber wenn irgendwo eine Masche im Gesetz ist, durch die der Steuerpflichtige hindurchschlüpfen kann, so wird er es versuchen, und wenn er dazu Max Reinhardt heißt, kann ers öffentlich und ganz legal tun, und es gelingt ihm trotzdem. Die Verwaltung der Reinhardt-Bühnen hat nämlich kürzlich einmal Unruhs „Napoleon" vom Zuschauerraum aus gesehen, und da hat sie sich mit Recht gesagt: dieses Stück ist gemeinnützig, einen andren Grund, es aufzuführen, gibt es nicht. Vielleicht wars auch Götzens „Gneisenau", der unsern Gustav veranlaßt hat, die gesamte Blücherliteratur der Staatsbibliothek im Handkoffer nach San Remo mitzunehmen; sicherlich auch ein Zeichen ungewöhnlicher Gemeinnützigkeit — wir wissens nicht. Aber die Reinhardt-Leute waren jedenfalls so von ihrem Werte für die Allgemeinheit durchdrungen, daß sie erst an die Stadt Berlin und dann an den preußischen Kultusminister um Befreiung von der Lustbarkeitssteuer eingekommen und damit tatsächlich beim Oberpräsidenten durchgedrungen sind.

Man konnte annehmen, daß daraufhin nicht nur der Magistrat Berlin, sondern alle kunstbeflissenen Leute aufs heftigste Krach schlagen würden, denn diese Form der Subventionierung läuft auf eine Kunstzensur hinaus, die um nichts übler ist, als die Schmutz- und Schundgesetzgebung. Wo fängt zwischen dem Deutschen Theater und dem Lessingtheater die

Gemeinnützigkeit an? Wer hat darüber zu befinden? Und wenn eine Zensurkommission für die höhern Kunstregionen da ist: wieviel patriotische und wieviel fromme Stücke wird ein Theaterdirektor künftig in einer Saison aufzuführen haben, um von der Lustbarkeitssteuer befreit zu werden? Wenn man sich nur einmal diese Fragen vorlegt, sieht man, was für ein Subventionsunfug hier im Gange ist. Aber wie immer, wenns ums Finanzielle geht, wickeln die Geschäftemacher die Behörden ein, und die Antizensuristen von Profession merkens erst, wenn es zu spät ist.

Deshalb sei hier bescheidentlich die Glocke gerührt. Wir wollen die Genies, einschließlich Max Reinhardt, auf Staatskosten im Prytaneion speisen lassen und ihnen, solange der Vorrat reicht, goldne Kränze winden. Aber wenn die Genies — was ihr gutes Recht ist — Geschäfte machen wollen, sollen sie auch, wie andre Geschäftsleute, ihre Steuern zahlen.

Ehrendoktor Goldschmidt

Ach, es hat nicht sollen sein. Wir glaubten schon, in Jacob Goldschmidt den deutschen Morgan zu erkennen: den großen, überlegenen Finanzier, der immer richtig liegt. Wir glaubten, einem allmächtigen Großbankdirektor könnte es fürs erste genügen, daß er die Stinnesliquidation mit größter Geschicklichkeit durchgeführt, daß er sich mit stärksten Ellenbogen in die Hapag hineingezwängt, daß er rechtzeitig die Fehler der Ufa erkannt und daraus die Konsequenz gezogen, daß er ein Jahr lang die erfolgreichste Haussebewegung gemacht hat. Aber nun stellt sich heraus, daß der große, gefürchtete Jacob doch „der kleine Goldschmidt" geblieben ist, mit den Sehnsüchten eines mittleren Prokuristen. Oder wen würde es sonst in seiner Position reizen, sich zum Ehrendoktor der Universität Heidelberg ernennen zu lassen? Eine Würde, die immerhin, nun, sagen wir, auch ein Direktor der Süddeutschen Hypothekenbank mit einigen Zechinen erringen kann. Zwar hat auch der alte John Pierpont Morgan für einige Spenden den Göttinger Ehrendoktor in Empfang genommen, aber wenn der auf solche Scherze ausging, etwa unserm guten Kaiser eine Gutenberg-Bibel verehrte und dafür den Roten Adlerorden Erster versetzt bekam, wollte er mehr.

Trotzdem halten wir die Befürchtungen der Börse bezüglich des Goldschmidtschen Ehrendoktors, die sich in kräftigen Kursrückgängen kundgetan hat, für vollkommen unbegründet. Wir können schon heute ängstlichen Aktionären versichern, daß die Dividende der Darmstädter und Nationalbank dadurch in keiner Weise geschmälert werden wird. Die geringen Kosten, die die Doktorrolle verursacht hat, sollen auf Konto „Bildungsfonds für höhere Angestellte" verbucht werden. Informierte Kreise wollen sogar wissen, daß der Heidelberger Ehrendoktor demnächst zum Handel an der Berliner Börse zugelassen wird, und daß die Danatbank sich für künftige Fälle das alleinige Emissionsrecht gesichert hat. Doch das sind unbestätigte Gerüchte, die wir nur unter allem Vorbehalt wiedergeben.

Bemerkungen

Muff

Am 2. Januar zündet der Dresdner Arbeiter Herzog in der Stube den Weihnachtsbaum an, bereitet in der Küche das Abendbrot, räumt seine paar Quadratmeter Wohnung festlich auf... Und sagt zu seiner vierjährigen Tochter Ilse, die in der Tür auf der Schaukel baumelt: „Ich hol jetzt Hans und Erna — laß den Baum stehn!" Und dann geht er auf die Straße, um die beiden andern Kinder, die da spielen, heraufzupfeifen... Ilse klettert von der Schaukel und schleicht an das Helle, das da leuchtet. Und macht eine Bewegung... Das brennende, schreiende Ding, das auf den Hausflur tobt, alarmiert die Nachbarn, und was noch zu retten ist, wird gemacht. Als die Flammen erstickt sind, bleibt ein zuckendes Bündel Schmerzen, das am nächsten Tag erlischt.

Vor dem Schöffengericht unter dem Vorsitz eines Herrn Ambrosius weint der Mann wie ein Kind. Sagt nur immer: „Ich habe das ja nicht gewußt..." Und bekommt vier Monate Gefängnis. Wegen fahrlässiger Tötung.

Der Staatsanwalt selbst hatte in einer dieser Kategorie sonst nicht eignen Erkenntnis gesagt, der Angeklagte sei bereits hart genug gestraft, er überlasse die Festsetzung einer Strafe dem Ermessen des Gerichts ...

Nach Richtergrausamkeit, wie wir sie gewöhnt sind, sieht das Urteil nicht aus. Dieser Prozeß war nicht politisch, auch stand keinerlei irgendwie geartete Autorität auf dem Spiel, das unsre Richter dann stets begeistert auf der Seite des Mächtigen mitspielen. Wer der Unhold war, der diese Strafe ausgesprochen hat, läßt sich nicht feststellen. Wahrscheinlich die Schöffen.

Wer die heimlichen Siebungsmethoden der Justizverwaltung kennt, die einseitig, bewußt die braven Untertanen bevorzugend und unzulänglich die Schöffen und Geschworenen sich so heraussucht, daß den Richtern möglichst wenig Opposition entsteht, der weiß, welche Gesichter unter Laienrichtern anzutreffen sind. Besonders in kleinern Städten und in der Provinz sind es, neben den Fabrikbesitzern und Besitzenden feinster Stände, matte und satte Kleinbürger. Bevorzugt wird der Erzeuger jenes Kleinwohnungsmuffs, der die überkommenen Fibelvorstellungen stumpf und dumm durchs Leben schleppt, die Hände an der Hosennaht, mit treuem Hundeblick zum Vorgesetzten aufblickend, und es ist immer, immer ein Vorgesetzter da. Ich weiß zwar nicht, wie das auf sächsisch heißt, aber ich höre den Bürgersatz, der ebenso gut in Gumbinnen wie in Celle gesprochen sein kann: „Der Mann muß einen Denkzettel haben!" Es ist nachweislich ausgeschlossen, daß das Schöffengericht jemals gewagt hätte, bei einem bessern Steuerzahler mit Dienstmädchen und hölzernem Verdienerkinn solche Fahrlässigkeit anzunehmen, obgleich solch einer doch Personal hat, um kleine Kinder zu bewahren. Geschieht so etwas in einer feinen Familie, so wird wahrscheinlich kaum Anklage erhoben, höchstwahrscheinlich niemals das Hauptverfahren eröffnet, bestimmt freigesprochen. Und hätte der Arbeiter Herzog sein Kind windelweich geschlagen, so daß sein Körperchen nur noch eine einzige Farbenpalette gewesen wäre —: mit 150 Mark war das abgemacht, denn das ist etwa der Satz, für den man in Deutschland Kinder und Tiere quälen darf, daß ihnen die Augen herausquellen. Aber hier mischten sich Todesgruseln, Volksstück und eine vage Vorstellung von göttlicher Rache in den Gehirnen, und der Schrei des Opfers: „Wenn ich aus dem Gefängnis komme, mache ich mich tot!" erreichte kein Ohr und kein Herz.

Gott schütze uns vor diesen Schöffen. Reißt die Fenster auf —! Es muft.

Ignaz Wrobel

Nationaler Leierkasten

Kennen Sie den Geheimrat Finger? Er lebt in Halle, und wer dort einmal die Stadtverordnetensitzung besucht, kann ihn neben dem gleichgültigen Landwirtschafts-Professor Steinbrück und dem Syndikus der Mansfeld A.-G., Rechtsanwalt Hirsch, dem Vorsitzenden des Bundes der Kinderreichen, sitzen sehn. Geheimrat Finger ist Staatsrechtslehrer an der Universität und Arbeiterdezernent beim Magistrat, und seine Beschäftigung besteht darin, die Tarifverträge der Gewerkschaften zuungunsten der Arbeiter auszulegen (was bei der Tarifpolitik der Gewerkschaften übrigens meist nicht schwer fällt). Herr Finger ergreift nur selten das Wort. Aber letzthin hat er einmal. Da wurde eine wilde Debatte ausgefochten, ob ein gewisses Kriegerdenkmal mit einem Landsknecht obendrauf — ein Denkmal, gegen das die Siegesallee ein Kunstwerk ist — wieder aufgebaut werden sollte oder nicht. Als von links gegen den Landsknecht heftig polemisiert wurde, erbarmte sich das geschmeidige Männchen seiner ratlosen deutschnationalen Freunde und sang ein berückendes Loblied auf die Pietät gegenüber alten Kriegerdenkmälern, auf den deutschen Geist und auf dasselbige Vaterland. „Und", so fügte er hinzu, wobei Tränen in seinen schneeweißen Geheimratsbart rollten, „wenn ich hören muß, wie die Kommunisten darüber herfallen, dann ist mir, als habe man mir die Mutter geschlagen!" Ehrfürchtiges Staunen auf der Rechten. Hier hatte ihnen einer ganz aus ihrer mitteldeutschen Spießerseele gesprochen. Und sie beschlossen, mit Hilfe der demokratischen Stimmen, die Wiedererrichtung des wilhelminischen Steinhaufens.

Wer so das Vaterland verteidigen kann, ist zu etwas Höherm berufen. Man bot Herrn Finger die Verteidigung der Landgerichtsdirektoren Kölling und Hoffmann im Magdeburger Disziplinarverfahren an. Herr Finger hat diesen ehrenvollen Auftrag angenommen, und er hat auch die richtigen Argumente für die Magdeburger Justiz gefunden. Denn, Herr Finger soll, sicherm Vernehmen nach, genau wie das Opfer des Herrn Kölling, der Fabrikant Haas, jüdischer Abstammung sein. Sein Heimatsort ist Krakau.

Das Disziplinarverfahren ist ja auch dementsprechend ausgegangen.

Johanna Schau

Die Entlarvung Ägyptens

Der Laie steht bei wissenschaftlichen Streitfragen meistens auf Seite der Opposition. Bei der Opposition gegen die herrschenden Schulmeinungen hat er das Gefühl, selber im Betrieb der Wissenschaft zu stehen, selber eine Entscheidung gefällt zu haben, selber die „Irrtümer" der Andern bekämpfen zu können. Denn wer könnte, zumal bei uns, tatenlos dem eifrigen Geklapper eines Betriebs zusehen, ohne mitzumachen? Nun sind ja wirklich die oppositionellen Bücher, auch wenn sie schlecht sind, interessanter, sensationeller als die traditionellen, und wenn Jemand heut behauptete, der Mond sei die Ursache unsrer Steuernot, so würde er damit mehr Aufsehen erregen als die Verfasser nationalökonomischer Theorien. Denn den Mond hat schon Jeder gesehen, noch nie aber der Angestellte den „erarbeiteten Mehrwert".

Diese Anknüpfung an das Aktuelle gibt dem Werk des Kunsthistorikers Worringer über die ägyptische Kunst (Verlag Piper, München) seinen Reiz. Worringer behauptet nämlich: Ägypten sei das Amerika der alten Welt, seine Monumentalität sei Groß-manns- und Rekordsucht —, und die ganze Überbewertung ägyptischer Kunst in der modernen Ästhetik Irrtum, Vorurteil und traditionelle Geheimniskrämerei. Da bekommt man einen Schreck: Es ist also nicht mehr modern, Sphinx-Alleen „entzückend" und die Pyramiden von Gizeh „überwältigend" zu finden? Und still für sich probiert man schon: Pah,

Ägypten? Dreitausend Jahre stilloser Protzerei! Das meint nun Worringer allerdings nicht.

Die ägyptische Kultur, so argumentiert er, ist ein Kunstprodukt, das mit großem Raffinement den Nilüberschwemmungen abgewonnen ist. Sie ist eine Oasenkultur, künstlich geschaffen aus der Wüste; Menschenverstand hat sich Katastrophen dienstbar gemacht, in einem Philistersieg über die große Natur. Die Wurzel- und Bodenlosigkeit Ägyptens hat wie in Amerika das Wachsen einer eignen Religion, eines eignen Mythos, einer eignen Poesie verhindert. Was sich Religion nennt, ist hier wie dort ein Gemisch von Okkultismus und geistloser Zeremonie. Es gibt kein Werden in Ägypten: Im Jahre 3000 sind die Kunstformen die gleichen wie im Jahre 1400. Rasch beseitigt wurde die pathologische Echnaton-Epoche. Die Grundstimmung der ägyptischen Kultur durch drei Jahrtausende hindurch ist Nüchternheit, Phantasielosigkeit, Kälte. Wie in Amerika ist das Erotische unterdrückt, verkümmert; kaum, daß es einmal irgendwo verstohlene Obscönitäten gibt. Und daraus folgt, daß Ägypten in den letzten Jahrzehnten sinnlos überschätzt ist, daß man in seine Monumente eine innere Größe hineingesehen hat, die nicht darin lag, daß man seine Texte, die kaum etwas andres als nüchterne Opfer- und Zauberrezepte enthielten, in einem ganz zu Unrecht pathetischen Ton übersetzt hat. Ägypten ist nach Worringer die große Täuschung und Blendung der Jahrhunderte. So wie die Hieroglyphen bei ihrer Entzifferung sich als nüchterne, geheimnislose Zeichen erwiesen, so wird man einst vor der ägyptischen Kultur als vor einer raffiniert durchdachten, aber schwunglosen und nüchternen Zivilisation stehen.

Wird man wirklich? Ganz gewiß, wenn man mit den intellektuellen Vorurteilen, den durchaus unkünstlerischen Fragestellungen Worringers an die Kultur Ägyptens herangehen wird. Wo liegen die falschen Voraussetzungen dieses als Paradox so interessanten Versuchs? In der Ableitung des absoluten Kunstwerts aus den äußern Bedingungen der Kunst. Mag es zutreffen, daß die ägyptische Kultur eine Oasenkultur war, ein Kunstprodukt; warum soll es in einer solchen Kultur keine Höchstleistungen auf Gebieten geben, die von einer bestimmten Entwicklungsstufe ab durchaus autonom sind? Die heute so üblich gewordene Vorstellung von der Einheit jedes Kulturkreises in allen seinen Schichten; der Glaube, keine Kulturerscheinung könne sich dem Zeitgeist entziehen; diese Vorstellung spukt auch hier.

Der Vater von Worringers Theorie heißt Frobenius. Dessen Untersuchungen primitiver Kulturen waren mit Recht stets von der innigen Verflechtung aller Kulturgebiete ausgegangen, aber in primitiven Kulturen! Worringer überträgt die Ergebnisse von Frobenius auf eine Entwicklungsstufe, die schon neben einer ausgeprägten Beamten- und Priesterhierarchie ein autonomes Kunstleben kannte. Für die rein künstlerischen Probleme der ägyptischen Kunst interessiert er sich gar nicht. Es fällt nicht sonderlich schwer, irrige Voraussetzungen auf so irrationalen Gebieten, wie Kunst und Religion, bestätigt zu bekommen. Da kann man alles beweisen.

Was Worringer treibt, ist nicht mehr Kunstwissenschaft, sondern Psychologie. Aber keine sehr exakte, denn das schöpferische Individuum hat bei ihm keinen Raum.

Und trotz allem bleibt das Buch ein beachtenswerter Versuch. Denn es ist möglich, daß Worringers Theorie nur der schlecht fundierte Ausdruck einer allgemeinen Geschmacksrichtung ist. Sollte die Mode, die ja augenblicklich so innig zum Rokoko neigt, an der Monumentalität den Geschmack verloren haben? Vorlieben und Abneigungen einer Zeit sind immer bezeichnend, man sollte sie notieren.

Wolf Zucker

Unitarismus

Als kürzlich Hermann Wendel an dieser Stelle einen Bericht über das Verhalten der Preußen in Frankfurt am Main anno 66 veröffentlichte, kamen mir die ersten Bedenken. Gewiß, sie haben sich schlimm benommen, und der arme Felner hätte ein bessres Los verdient, als an dieser Soldateska zugrunde zu gehen. Aber all das war doch nur unbewußtes Mittel zum guten Zweck: zu dem Endzweck, aus der zurückgehenden Freien Reichsstadt eine vorwärts schreitende preußische Großstadt werden zu lassen. Frankfurt kann Gott danken, daß es seit sechzig Jahren preußisch ist. Als Freie Reichsstadt wäre es, wie die Dinge nun einmal liegen, heute vermutlich unbedeutender als Lübeck. Aber wichtiger als dieser subjektive Vorteil erscheint der objektive: auch die Annektion Frankfurts durch Preußen war ein kleiner Sieg im Kampf gegen das deutsche Erbübel der Kleinstaaterei, ein Schritt weiter auf dem Wege zum Einheitsstaat.

Ich sage das, obgleich ich selbst ein „Mußpreuße" bin, ein Frankfurter, wenn auch nur ein „Eingeplackter". Ich benutze die Gelegenheit, um Hanns-Erich Kaminski mit Hohn in seine Schranken zurückzuweisen. Eingeplackt wollen Sie sein? Hergeloffe sind Sie, lieber Herr! Eingeplackt ist, wer eine in Frankfurt geborene Elternhälfte nachweisen kann, die sich mit einem von auswärts Zugezogenen, vulgo Hergeloffenen ehelich verbindet. Resultat: der Eingeplackte. So auch ich.

In welcher Freien Reichsstadt nun Carl v. Ossietzkys Wiege gestanden hat, ist mir unbekannt. Tatsache ist aber, daß er — in Nr. 9 — ins gleiche Posthorn geblasen hat wie (indirekt) Hermann Wendel. Das Posthorn ist ein Requisit der Romantik, und der Trompeter von Säckingen eines der falschen. Mag Otto Braun sich im Instrument vergreifen und seinerseits das Feldhorn, das mächtig zu uns dringende, ergriffen haben — hat er darum in der Sache weniger recht?

Wie oft denn muß man noch die angeschlagene alte Leier strapazieren und mitteilen, daß Deutschlands politisches Unglück, von Luther I. abgesehen, die Kleinstaaterei ist? Wie oft noch soll auf den Gascogner und den Bretonen hingewiesen werden, die, an sich ebenso wesensverschieden wie Älpler und Waterkantler, im Einheitsstaate friedlich beieinanderwohnen?

Ossietzky, einige Einwände geschickt vorwegnehmend, spricht von einem „Falschen Unitarismus" und versteht darunter den durch Preußen betriebnen, in welchem er „eine Verschlingung Deutschlands durch Preußen" wittert. Leider verschweigt er, nachdem er die Berechtigung, ja Unausweichlichkeit des Unitarismus an sich anerkannt hat, welche andre Art Unitarismus er denn nun an Stelle des preußischen für nützlich und möglich hält. Vielleicht den bayrischen? Deutschland unterm Zeichen des verbilligten Maßkrugs in der Welt voran?

Ich persönlich dächte mir ja am fruchtbarsten einen Unitarismus badisch-württembergischen Gepräges. Denn in diesen beiden Bundesstaaten, und nur in diesen, habe ich trotz Bazille in Stadt und Land noch eine Spezies gefunden, die in Deutschland im Allgemeinen ausgestorben oder verfälscht ist: den demokratischen Menschen. Aber Bade und Württemberg sind ein nu kleiner Teil von Deutschland, und wenn seine demokratischen Menschen auch die Maurer des Einheitsstaates abgäben — es fehlte immer noch am Baumeister, an der Initiative.

Ossietzky wird mir antworten, daß die Initiative Preußens da, wo sie vorhanden, falsch sei. Ich widerspreche. In der Sache ist sie bestimmt richtig. Und wenn ich, namentlich in innerpolitischen Dingen, vor die Wahl zwischen einer sich hier und da formal verhauenden Initiative und dem schönen Nichts gestellt bin, dann wähle ich lieber den verketzerten preußischen Unitarismus.

Hans Glenk

Falstaff

Verdi und Mozart waren die Götter Siegfried Jacobsohns. Wörtlich: Die Götter. Musik traf ihn, beglückend, befreiend, als Botschaft von oben — Musik, aber sie mußte aus den Bezirken Verdis und Mozarts kommen: aus einer Welt, die für ihn jenseits aller Kritik war, vor der jeder Vorbehalt des Verstands verstummte, einer andern, bessern Welt, als die, mit der zu kämpfen, der unerbittlich zu opponieren, er nie müde geworden. Vielleicht war Musik die tiefste Kraftquelle seiner Unerbittlichkeit; und nur im Leben eines ewig und aus innerster Bestimmung Kämpfenden vermochte Musik, als Element notwendiger Gegensätzlichkeit, solche Bedeutung des Befreienden, Beglückenden zu erlangen. Ein Musikgefühl von unzerstörbarer Reinheit, grenzenlose Dankbarkeit des Empfangenden — es kann für den Musiker keine schönere Erfüllung geben, als solchem Partner sich mitzuteilen. Er hat Bruno Walters Falstaff nicht mehr erlebt; er hat dem Falstaff Bruno Walters als Hörer gefehlt.

Durch Wagner hindurchgegan gen, geläutert zu jenseitiger Heiterkeit: im Falstaff ist Verdi, der achtzigjährige, Mozart geworden. Und die Synthese aus Rigoletto und Figaro wird vollkommen, wie in keinem Heutigen, in der Dirigentenpersönlichkeit Walters gespiegelt. Und Walter findet, um das Wunder der Falstaff-Partitur theaterlebendig werden zu lassen, den Mitarbeiter, den er braucht, und der ihm bis jetzt gefehlt hat: den Regisseur Karl Heinz Martin. Just der Mann, uns vom Übel der alten Opernregie zu erlösen. Kenner und Könner der Bühne wie Wenige. Zugleich sachbesessen und locker; unbeirrbar, doch wandlungsfähig. Auch im Schauspiel Regisseur der Musik, der tänzerischen Gebärde, der Sprachmelodie, alles Rhythmischen und alles Klingenden. Von heutigen Stücken her gewohnt, dem Autor nicht mehr zu geben, als ihm gebührt, und, was dieser nicht gibt, aus schöpferischer (und theaterpraktischer) Phantasie hinzuzutun, doch sichern Instinkts für jede Indikation, die aus dem Werk zu holen ist. Er inszeniert nicht Boitos, sondern Verdis Falstaff, setzt Verdi, wie er ihn aus Walters Hand empfängt, in Theater um, solcher Art, daß Boito, auf dem Weg über Verdi, auf dem Weg über Walter, durch Martin wird, was er gewesen: Shakespeare.

Eine italienische Oper ohne Arien — doch welch' eine Oper; ein Ensemble ohne Star — doch welch ein Ensemble: die Menschen in der Städtischen Oper waren hingerissen — von der Aufführung? Hinangezogen vom ewig Mozartischen, das durch den Glücksfall solcher Aufführung sich offenbart. „Glückliches Frankreich von 1894", rief neulich in der „Weltbühne" Herbert Scheffler in Erinnerung an den Falstaff-Serienerfolg der Opéra Comique. Wir werden nicht länger nötig haben, Paris zu beneiden.

Klaus Pringsheim

Feier

anläßlich der 50 000. Einäscherung am Sonnabend, dem 19. März 1927, nachmittags 5 Uhr, im Krematorium Berlin-Wedding, Gerichtstraße. —

Der 100 000. Besucher wird wahrscheinlich eine silberne Uhr bekommen.

Wessen Kriminalität hat zugenommen?

Wegen Landesverrats wurden in Deutschland verurteilt:

1909 6 Personen,
1910 10 Personen,
1912 21 Personen
aber
1919 88 Personen,
1920 171 Personen,
1921 419 Personen,
1922 241 Personen,
1923 293 Personen.

Die Zahl der noch in Freiheit befindlichen Pazifisten für das Jahr 1927 steht noch nicht fest.

Der Jargon

„An und für sich widerstrebt es unserm Gefühl, für einen Artikel flau zu sein, wo wie bei Kaffee gegenwärtig das Brennergeschäft vorzüglich geht, sodaß bis jetzt wenigstens keiner daran gedacht hat, seine Preise wesentlich zu ermäßigen. Das Problem San Paulos wird mit dem Herannahmen der neuen Ernte nicht kleiner. Die Frage bleibt nach wie vor, ob die Taktik des Instituts, den Kaffee gewissermaßen löffelweise dem Konsum vorzufüttern, schließlich gestattet, die Restanten laufender Ernte zu gegenwärtigen Preisen an den Mann zu bringen oder aber, ob der moralische Druck, der durch die herandrängenden Kaffeemassen der neuen Ernte zweifellos sich steigend bemerkbar machen muß, zu einer Krisis führen wird. Diese Frage an das Schicksal ist leichter zu stellen, als eine Antwort darauf zu erhalten."

Kaufmännische Korrespondenz

Eine Rede ist keine Rede oder: Wat macht denn nu eijentlich Else Müller?

„Na, man hört ja so allerlei und denkt sich dann sein Teil. Ich will ja nischt gesagt haben, aber unsereins hat ja schließlich auch seine Augen im Kopp. Wissen Se, ich hab mir mein ganzes Leben kein X vorn U machen lassen, und uff meine alten Tahre werd ich damit ooch nich mehr anfangen. Aber wie jesacht, ick will ja nischt gesacht haben, aber 'n bisken Selbstachtung hat ja ein jeder von uns, da hab ich doch recht, Frau Meyer, nich wahr? Wir wohnen doch nu schon fuffsehn ein halbet Jahr visavieß mit Müllers, und da kriggt man ja allerhand zu sehen. Aba man äußert sich doch nich dazu, man hat ja schließlich auch seine Bildung, und wissen Se, wenn ick auch einen fuffsehn Jahre in die Fenster kieke, ich kiek auch imma wieder raus. Un nu voriget Jahr im Sommer, als det ganze Vorderhaus verreist war, na, ick meine um jeden einzelnen Mieta kann man sich doch nich kimmern, nich wa? da geh ich grade mit Lottchen iebern Hoff zum Verwalta, na, un wat ick jesehn habe, det habe ich jesehn, und det redt mir ooch keiner wieder aus. Wenn ick ooch ne Brille trage, blind bin ick deswejen noch lange nich, det solln sich man alle jesacht sein lassen. Ick meine man is ja ooch mal jung gewesen un ick hab mir imma mein Herz vor die Jugend bewahrt aba wat zu vill is is zu vill ick kann Ihnen nur eins saren sowat find ich unanständich einfach unanständich aber wat ick weeß weeß ick un for dumm laß ich mer nun ooch nich koofen det stößt nämlich jejen meine Selbstachtung!

Übrijens will ick nischt jesacht ham ..."

Old Shatterhand

Der mildernde Umstand

„Der Angeklagte ist der Spionage schuldig. Als mildernder Umstand ist ihm anzurechnen, daß er zum Besten Deutschlands im Freikorps Lützow tätig war und dessen Bewährungsabzeichen erlangt hat."

Aus einer Urteilsbegründung

Liebe Weltbühne!

Doch, Militarismus verpflichtet. Da fährt neulich der Schauspieler L. mit seinem kleinen Söhnchen in der Stadtbahn; hinzu steigt ein höherer Offizier der republikanischen Reichswehr, behängt mit allem Klunkerkram, den ihm sein Kaiser verliehn hat. Das Kind sperrt Augen und Mund auf, so etwas hat es noch nie gesehn. Und wendet keinen Blick von der schimmernden Figur, die sich nachdenklich am Schnurrbärtchen zwirbelt ... Darauf der kleine L., mit Trompeterstimme durchs ganze Lokal: „Du König —! Bohr nich in der Nase —!"

Antworten

Trauernde Mutter. Nein, vom „Volkstrauertag" haben wir keine Notiz genommen, weil er gar keiner ist. Das wäre ja noch schöner, wenn wichtigtuerische Beamte Ihnen vorschreiben wollten, wann Sie trauern sollen. Und diesen Bureaukratenschwindel auch noch mit einer hetzerischen Kriegsreklame zu verbinden... Wir pfeifen auf diese aktenmäßig verfügte Trauer. Unterstützt lieber die Kriegsopfer!

Max Hölz. Sie werden lachen: Der preußische Justizminister hat die Absicht, Ihnen menschlich näher zu treten. Er soll Sie sich genau ansehn — er wird einen unschuldig Verurteilten zu sehen bekommen.

Max G., Altenburg. Sie fragen mich, ob ein Freund dieses Blattes der S.P.D. angehören kann. Hier ist niemals Parteipolitik gemacht worden, sondern ganz etwas andres. S. J. und ich und unser gemeinsamer Freundeskreis haben immer einen Block der Linken im Auge gehabt, und der prachtvolle Georg Ledebour hat uns ja erst neulich wieder gezeigt, wie nur gemeinsame Aktionen einen. Ginge es nach den Bonzen der Parteien, so dürfte der Mann mit dem Mitgliedsbuch außer seiner verordneten Parteilektüre überhaupt nichts lesen, am allerwenigsten eine Zeitschrift, die an den Brillenmenschen Kritik übt und von der man nicht einmal sagen kann, daß sie Kandidatenreden veröffentlicht. Daß Arbeiter in größeren Massen auf Grund unsrer Kritik die S.P.D. verlassen, wie Sie fragen, halte ich für ausgeschlossen. Das ist auch gar nicht der Zweck meiner Arbeit. Gelingt es, den anständigen Elementen der S.P.D. zur Macht zu verhelfen, gelingt es, den Ausschluß eines Parteigenossen, wie zum Beispiel Gustav Noskes, aus der Gemeinschaft anständiger Politiker zu erzwingen, so wäre damit mehr getan, als mit der Schwächung oder Sprengung der Partei je erreicht werden könnte. So wie die Dinge heute liegen, ist die Partei in ihren Häuptern erstarrt, in ihren Gliedern hier und da aktiv, mutig und lebensfähig. Lassen Sie sich Ihre Gewissensfreiheit nicht nehmen und lesen Sie die „Weltbühne" weiter; ob Sie in der S.P.D. verbleiben oder nicht, ist eine Frage, die Sie mit sich allein abzumachen haben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Noskes Schatten von Carl v. Ossietzky

In diesen völlig unrevolutionären März fällt mit Recht das Jubiläum einer völlig unrevolutionären Partei. Vor sechzig Jahren ist aus einer Sezession der alten Fortschrittler die Nationalliberale Partei entstanden. Das war gewiß ein Anlaß, den Humpen zu bekränzen. Da der verehrte Führer, der Reichsaußenminister, zur Zeit jedoch ernstere Sorgen hat, hielt sich das befürchtete Sängerfest in glimpflichen Formen, und es wurde nicht mehr Eichenlaub mit Donnerhall und Wogenprall verabfolgt als bei solchen Gelegenheiten unbedingt erforderlich. Dabei hätte grade diese Partei, die sich heute unter dem Künstlernamen Deutsche Volkspartei nur mühsam verbirgt, allen Grund zu triumphieren. Denn wenn sie auch ebensowenig gesiegt hat wie irgend / eine andre liberal-demokratische Partei, so hat ihr Geist doch das gesamte politische Leben der Nation erfaßt und durchsäuert. Wohin man auch blicken mag, überall stößt man auf das, was seit Jahrzehnten zur Vermeidung unhöflicherer Bezeichnungen nationalliberal genannt wird. Auch die radikalsten Parteien haben unter der Rostra, von der ihre Tribunen zum Volke schmettern, ganz geheim jene Drehvorrichtung, die bei der ehrwürdigen Jubilarin längst in aller Öffentlichkeit angekurbelt wird.

*

Die Sozialdemokratie hat sich jetzt nach Äußerungen namhafter Führer endgültig entschlossen, nicht gegen die Reichswehr, sondern um die Reichswehr zu kämpfen. Die Genossen im Lande finden das rabulistisch und murren. Besonders beunruhigt ist das westfälische Industrierevier, wo starke Strömungen vorhanden sind, die prinzipiellere Militärkritik und überhaupt Ablehnung des Etats für Reichswehr und Marine zu verlangen. So veranstaltete das Patriarchat in der Linden-Straße also eine Rednertournée notabler Genossen, um es zunächst mit der pénétration pacifique zu versuchen. Es muß zugegeben werden, daß die dazu auserkornen Genossen Hermann Müller und Severing, ihrer Art gemäß, sehr koulant auftraten und die Irrlehren der antimilitaristischen Schwärmer in milder Form zu widerlegen trachteten. Was sie sachlich auszuführen hatten, war allerdings recht spärlich. Immer wieder betonten sie, es sei geschäftsordnungsmäßig nicht möglich, den Militäretat abzulehnen, ohne den Gesamtetat zu verweigern. Aber, meine Herren, ist denn das eine so grausame Zumutung für die repräsentative Oppositionspartei? Sind Sie denn für das Wohlergehn der Regierung Marx-Keudell-Hergt verantwortlich? Da das Budgetrecht des Reichstags ohnehin durch die Manipulationen des Reichswehrministeriums fast illusorisch gemacht worden ist, wäre hier nicht nur Ablehnung, sondern — horribile dictu! — Obstruktion am Platz. Doch da die Herren beschlossen haben, nicht gegen die Reichswehr, sondern um deren Seele zu kämpfen, so ist wohl die Frage erlaubt, welches ihre

Gedanken und Pläne sind. Wie wir erinnern, hat Herr Heye selbst Loebes zahme Propositionen zur Reform der Rekrutierung entschieden abgelehnt. Und seitdem ist es ganz still.

*

Auch der Genosse Stücklen pilgert alljährlich ins Ruhrrevier, um den Kumpels zu erzählen, daß wir eine Reichswehr brauchen, weil die verdammten Polen noch immer keine Ruhe geben wollen. Geht Hermann Müller versöhnlich wie ein innrer Missionar vor, so gleicht der Genosse Stücklen mehr jenen eifernden Heidenpredigern, die mit dem Ochsenziemer nachhelfen, wenn das Glauben nicht fix genug geht. Genosse Stücklen, seit über fünfzehn Jahren militärischer Expert der sozialdemokratischen Fraktion, hat kürzlich in Elberfeld über die Reichswehr gesprochen und die günstige Gelegenheit benutzt, nicht um gegen die Reichswehr, sondern um gegen die ‚Weltbühne' offensiv zu werden. Nach sozialdemokratischen Blättern führte er aus: „Im übrigen solle man sich hüten, seine Informationen über Reichswehr und Reichswehretat aus der ‚Weltbühne' zu holen, da die Leute, die diese Zeitung herstellen, sich keine Mühe gäben, den Etat zu studieren und — wie der Redner kurz nachwies — nicht vergleichbare Größen gegenübergestellt hätten." Ach, wenn man diesen Nachweis nur in extenso hätte; aber auch diese schlichte Abkürzung hat ihre Schönheiten. Der Genosse Stücklen ist seiner Zeit in einen unverdient guten Ruf gekommen, als er am 10. Dezember vorigen Jahres im Reichstag flagrante Verletzungen des Etatsrechtes durch das Reichswehrministerium festgestellt hat. Um irgendwelchen optimistischen Schlüssen entgegenzutreten, sucht sich der Genosse jetzt durch eine plumpe und unwahrhaftige Attacke gegen die ‚Weltbühne' zu salvieren. Das ist das Bonzentum, wie wir es jetzt seit Jahren erleben. Das fühlt sich in seiner Würde gekränkt, weil irgendwo außerhalb des Parteiclans ein paar Menschen, ein Blatt, treiben und spornen; das sieht sein kümmerliches Monopol ins Wackeln geraten und seine Parteisergeantenknöpfe bedroht, weil die Arbeiter im Lande, vielleicht unter Berufung auf ebendies Blatt, das Tempo der Fraktion allzu gemächlich finden und unbequeme Fragen stellen. Solche Frechheit muß gezüchtigt werden, und lieber stellt sich der Genosse schirmend vor Geßlers Offiziere, als daß er den Unbotmäßigen auch nur ein Fingerbreit nachgäbe. Daß der Genosse Stücklen die allein richtige Exegese des Militäretats für sich in Anspruch nimmt, ist ein Stück fachmännischer Überheblichkeit, das wir ihm gern nachsehen wollen, wenngleich es, höflich gesagt, eine bedauerliche Überspannung von Konkurrenzgefühlen bedeutete, wenn er mit seiner unwirschen Bemerkung etwa auf Konrad Widerholds mit höchster Akribie und glänzender Sachkenntnis durchgeführte Etatskritik in Nummer 4 der ‚Weltbühne' angespielt hätte. Der Fluch des Genossen Stücklen ist uns ebenso gleichgültig wie sein Segen. Es geht um die politische Wirkung. Und wir fragen die Stücklen aller republikanischen Parteien: Was hat eure superkluge Katzbuckelei bisher erreicht? Ihr habt

eine Position nach der andern verloren und seid überall auf dem Rückzug. Es hat sich alles um euch gewandelt, nur geruhtet ihr nicht, die Tatsachen zu sehen, und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo die Tatsachen euch nicht mehr sehen werden.

*

Fast kalendermäßig mit dem Scheiden Herrn Doktor Friedensburgs von Berlin fiel das Wiederaufleben ungewohnt gewordener Straßenkrawalle zusammen. Hakenkreuzler eröffneten in einem Vorortsbahnhof gegen eine Minorität von Roten Frontkämpfern eine Schlacht und zogen dann johlend und Passanten mißhandelnd durch den ganzen Westen ihrem klassischen Kampfplatz an der Gedächtniskirche zu, wobei ein paar Ausländer niedergeschlagen und gefleddert wurden. Die Polizei zeichnete sich durch bemerkenswerte Selbstbeherrschung aus. Weniger am nächsten Abend in Charlottenburg, wo eine vorübergehende Verwirrung in einem kommunistischen Demonstrationszug erst mit Schreckschüssen und dann mit forschem Dreinschlagen behandelt wurde. Man mußte an solchen politisch erhitzten Tagen Herrn Doktor Friedensburg gesehen haben, wie er selbst an den bedrohten Stellen war und durch seine bloße Anwesenheit Beruhigung verbreitete. Soll jetzt die Zuchtlosigkeit der Aera Richter wieder einreißen? Friedensburgs Nachfolger, Herr Doktor Weiß, hat sich bei seiner Ernennung ausdrücklich ausbedungen, mit der Schutzpolizei nichts zu tun zu haben, da er von früher her keine glücklichen Erfahrungen hat; sein Interesse gehört der Kriminalpolizei und der Abteilung IA. Da Herr Zörgiebel, der oberste Chef, auf die Herren Offiziere nicht den geringsten Eindruck macht, so ist die Berliner Schutzpolizei tatsächlich ohne rechte Leitung, und nichts hindert sie, ihren vor randalierenden Stahlhelmern heroisch domptierten Amtseifer an Linksradikalen desto freier ausleben zu lassen. Es ist katastrophal, daß die Rede des Ministers Grzesinski vor dem Landtag diesem Zustand die gesetzlichen Weihen verschafft hat. Das war gewiß nicht beabsichtigt, aber die Wirkung ist so. Seltsam, daß diese sozialistischen Staatshüter immer noch Noske kopieren müssen, wenn sie mit der äußersten Linken zanken. Immer dies Drohen, dies Trumpfen auf die blanke Plempe der überparteilichen Staatsautorität, von der jedes Kind weiß, daß sie in praxi immer nur nach einer bestimmten Seite zu fallen pflegt. Wann findet endlich ein sozialdemokratischer Minister für die Kommunisten einen neuen, freien, nicht von Erinnerung an jahrelangen Bruderzwist durchtränkten Ton? Die republikanische Presse applaudiert dem Minister, aber er möge sich nicht täuschen: seine ohne Grund einseitig gegen die Kommunisten zugespitzte Rede hat keine andren Wirkungen, als diese neu zu erbittern und in haßvolle Isolierung zurückzutreiben. Dabei ist Herr Grzesinski ein Mann von vielen Qualitäten: gewissenhaft und selbständig; kein Platzhalter, sondern ein Eigner. Doch diese Rede ist politisch verderblich; in einigen schneidig trompeteten Sätzen wird ein politisches Kapital verschleudert. Noskes Schatten über Grzesinski? Schade, schade.

Albanien von Edgar A. Mowrer

Vor mir liegen zwei eingeschmuggelte Briefe, Albanien betreffend. Der erste muß anonym bleiben, da die Veröffentlichung des Namens seinem Schreiber das Leben kosten könnte. Der Brief kommt aus Nordalbanien und ist ein erschütternder Bericht von niedergebrannten Heimstätten und Verjagung einer ganzen ausgehungerten Bevölkerung aus den Gebieten von Dukagini, Puka, Nikaj und Merturi. Der Viehbestand ist nach Dibra abgetrieben worden, und was von der letzten Ernte übrig blieb, ist selbst für albanische Bergvölker zu wenig. Alle, die nur irgend konnten, sind in das benachbarte Jugoslavien geflohen.

Der zweite Brief kommt aus Bari in Italien. Er ist französisch geschrieben und lautet wie folgt:

„Alle albanischen Flüchtlinge, die sich zur Zeit in Italien befinden, sind in der Stadt ihres jeweiligen Aufenthaltes abgesperrt. Man erlaubt ihnen weder, miteinander zu verkehren, noch sich ins Innere des Landes oder gar ins Ausland zu begeben. Zweck dieser Maßregel ist, sie zu verhindern, sich vor dem Völkerbund über jenen italienisch-albanischen Pakt zu beschweren, der die Besetzung durch fremde Streitkräfte und die gegenwärtige Tyrannei in unserm Vaterlande billigt. Gegen diese Maßregeln zum Schaden der albanischen politischen Flüchtlinge in Italien protestieren wir, denn sie sind den elementarsten Gepflogenheiten des internationalen Völkerrechts direkt entgegengesetzt. Wir sind politische Flüchtlinge, und man behandelt uns wie Kriegsgefangene."

Gezeichnet: Sotir Peci, Ali Klissura, A. Suma.

*

Albanien, das Land der Schreckensherrschaft, ist „zu normalen Verhältnissen zurückgekehrt". Und zwar dank der Geldgier seiner eignen Staatslenker. Wieder einmal ist Albanien von seinem Tyrannen an eine fremde Nation verkauft worden. Geschichtliche Ereignisse wiederholen sich. Albanien, dieses letzte der europäischen Völker, das zum nationalen Bewußtsein durchgedrungen ist, hat seit seiner Befreiung von der Türkenherrschaft kaum gewußt, was Friede heißt.

Nach der Flucht des Prinzen von Wied war es Essad Pascha Toptani, Gebieter von Durazzo, der sein Vaterland verkauft hat. Essad war ein Despot, aber ein großes Finanzgenie. Die Erkenntnis, daß sein armes Vaterland ihm niemals die Mittel zu seiner fürstlichen Lebensweise liefern konnte, brachte ihn dazu, die Begehrlichkeit fremder Regierungen auszubeuten. Oesterreich, Frankreich, Italien,

Serbien, Alle füllten seine Kassen, und Allen gab er als Gegenleistung Versprechungen. Die eigenen Landsleute hielt er durch Terror in Schach, bis er endlich selbst seiner Lieblingswaffe zum Opfer fiel.

Heute haben sich die Methoden immerhin geändert. Die Bergstämme im Innern des Landes haben nationales Bewußtsein erlangt. Es genügt nicht mehr, einzelne Rebellen zu ermorden: ganze Gebiete müssen verwüstet und viel größere Summen „zum Zwecke der Modernisierung des Landes" eingetrieben werden. Der neue Essad beschränkt seine Intrigen auf Griechenland, Jugoslavien und Italien, und so sitzt er, furchtbar und bis an die Zähne bewaffnet, in Tirana; denn Durazzo liegt an der Küste und ist zu sehr „exponiert". Sein Name ist Ahmet Zogu.

Er ist jung und von angenehmem Äußern. Trotz mancher in Tirana laut werdenden Anschuldigungen halte ich ihn nicht für einen Feigling. Er besitzt Tatkraft und Wagemut, die auch den Bessern seiner Landsleute oft fehlen. Sie nennen ihn den kleinen Mussolini, und seine Bewunderung des Duce ist groß, aber er ist kein schwächlicher Nachtreter. Sein erster Staatsstreich war schon geglückt, als Mussolini noch eine sehr kleine Größe war, und diesen ersten Putsch hat er ganz allein durchgeführt.

Ein Mal ist er durch einen Aufstand seiner eignen Gefolgsleute zur Macht gelangt. Wieder vertrieben, suchte er fremde Hilfe auf, dank der die gesetzmäßige Regierung des Fan Noli, die einzig anständige und neuzeitliche Regierung, die Albanien je gekannt hat, ihr Ende fand. Auch das war für Albanien eine Geldfrage. Für die Fremden war es eine Ölfrage.

Denn in Albanien gibt es aussichtsreiche Ölfelder. Zwei amerikanische und eine große englische Gesellschaft bewarben sich um Konzessionen. Die Amerikaner boten bessere Zahlungsbedingungen, die Engländer dagegen ihren Schutz für die Unabhängigkeit des Landes. Die Regierung suchte alle Drei zu befriedigen und teilte die Gebiete auf.

Ehe diese Transaktion noch beendet war, tauchte Ahmet aus seinem serbischen Exil auf, stellte sich an die Spitze seiner Truppen (diesmal ein Gemisch aus albanischen, russischen und serbischen „Freiwilligen") und stürzte die legale Regierung. Aber solche Heere kosten Geld, und Ahmet ist arm. Sollte Jemand fragen, wer die Kosten bestritt, so erhält er zur Antwort: „Cui prodest?"

Die beste Ölkonzession erhielt England. Soweit war Alles schön und gut. Ahmet wartete ab. Als seine Mittel wieder knapp wurden, mußte er sich nach andern Geldquellen umsehen. Und, das Beispiel Essads im Gedächtnis, wandte auch er sich an das Ausland. Die Feindselig-

keit Jugoslaviens gegen Italien, der britische Einfluß und sein eigener Geldmangel brachten Ahmet an die rechte Stelle. Die Balkanpolitik des Duce verlangte dringend nach einem albanischen Ausgangspunkt. Warum sollte der Duce nicht das Mare nostrum von Durazzo und San Giovanni di Medua ebenso wie das von Zara und Valona kontrollieren? Hatte er nicht davon gesprochen, die alte römische Via Egnatia quer durch die Balkanländer bis nach Saloniki wieder herzustellen?

Ahmet war schnell mit der Antwort bereit. Was er sagte, kann man sich denken: „Signori, sagen Sie mir nur, was Sie gerne möchten, und vor allen Dingen, wieviel Sie bieten. Konzessionen? Aber soviel Sie wünschen. Ob ich meine Landsleute in Ruhe halten kann? Aber Sie vergessen wohl, daß ich aus den albanischen Bergen stamme.

Alles, worum ich Sie ersuche, ist, meinen Landsleuten im Auslande gegenüber stillzuschweigen und sie zu verhindern, sich an die internationale Humanitätsduselei oder gar an den Völkerbund zu wenden. Ja, es wäre mir sogar lieber, wenn unsre Abmachungen überhaupt nicht bekannt würden. Selbstverständlich kann, was Sir Austen Chamberlain empfiehlt, nur streng moralisch sein, aber zu laut wollen wir in den Bazaren der Welt doch nicht davon reden . . ."

„Ist das Ihr letztes Angebot? Wieviel? Absolut zufriedenstellend, Benito. Also über die Summe sind wir uns einig, nur vergessen Sie nicht unsere streng vertrauliche Abmachung dem Auslande gegenüber."

Armes Albanien!

Ersatz für Repliken von Kurt Hiller

Als ich unlängst in einem militärpolitisch, leider rechten, justizpolitisch aber sehr republikanischen (übrigens parteilosen) Tage-Blatte für Dauerversöhnung mit Polen schrieb und nach bestem psychologischen Wissen erklärte, diese bleibe unmöglich, solange — Fall ohnegleichen auf dem Globus — ein „Korridor" Deutschland von Deutschland trenne, da brachte die nationale Zeitung ‚Polonia' zu Katowice einen Bericht, der getrost wutschnaubend hätte sein dürfen, der jedoch im Gegenteil, wie die Übersetzung ergab, nur leicht polemisch getönt und vollkommen sachtreu war (welche Seltenheit, sogar unter Freunden!) — während die ‚Menschheit' zu Wiesbaden, deren ganzer Jammer mich oft anfaßt, obschon sie selber ihn für Pazifismus hält, bei dieser Gelegenheit neben anderm Schönen äußerte: „Herr Doktor Kurt Hiller ist ein artfremder Deutscher." Nämlich ein echter ist in den Augen dieser „föderalistischen" Krähwinkler, die sich vergebens international gebärden und deren Pferdefuß sozusagen das Hakenkreuz

schwingt, nur derjenige Deutsche, der das nationale Interesse, falls Deutschland in Frage steht, als Kategorie verwirft, das polnische bis zur Hysterie verteidigt und einem Frankreich Poincarés, Nollets, Paul-Boncours und des Totalkriegs, dessen rabiate Vorbereitung dort drüben er beglückt begrüßt, die Loslösung der Rheinprovinz von Preußen „anbietet". Mit Pazifismus hat das alles nicht mehr zu tun, als Fénelon mit Telefon; und der Hakenkreuzeffekt ist bei einem pervertierten Chauvinismus so wenig verwunderlich wie beim normalen. Aber solange diese Firma ihre Produkte als Pazifismus etikettiert, gar als radikalen (deutschfeindlich = „radikal"!), fügt sie der Friedensbewegung allerdings schweren Schaden zu; wir werden Mitbürger, die, traditionell, das nationale Interesse mit Mordwaffen verfechten wollen, nur schwer überzeugen können, daß es anständiger und klüger ist, es mit Mitteln des Rechts im Rahmen überstaatlicher Organisation zu verfechten, wenn wir das nationale Interesse überhaupt leugnen, und wenn wir jede Streitfrage aus der Vergangenheit, jeden Streitfall, den in Gegenwart und Zukunft Deutschland mit einem Nachbar hat, a priori automatisch im antideutschen Sinne entscheiden. Das ist umgekippter Nationalismus, nicht radikaler Pazifismus, und dies zweite namentlich dann nicht, wenn man gegen die allgemeine Wehrpflicht, sogar gegen ihre extreme Form (mit Frauen und Kindern), — bei den Andern — nicht das Geringste einzuwenden hat, jedoch den Generalstreik zur Verhinderung eines Krieges oder gar die Kriegsdienstverweigerung säuerlich ablehnt, weil Gehorsam gegen den Staat das Fundament der Gesellschaft sei. Jeden Freitag verspeist die Redaktion der ‚Menschheit' ein Schock Preußen zum Frühstück, darunter immer mehr Mandeln Berliner — die ja weit rückschrittlicher sind als bayrische Volkspartei mal thüringische Honoratioren hoch Bazille. Preußenfresserei und Judenfresserei — diese Pflaume und jene Pflaume wuchsen seit je an einem Baume. Erinnert ihr euch des seligen Sigl und seines ‚Vaterlands'? Die Nachfolge trat der ‚Miesbacher Anzeiger' an. Von der ‚Menschheit' unterscheidet er sich zu seinem Vorteil dadurch, daß an seinem knorrigen Geäst wenigstens keine madige „pazifistische" Birne baumelt. Aber den Ast der ‚Menschheit', an dem die antisemitische Pflaume hängt — den lach ich mir.

Ernster liegt der Fall der Wiener noch klerikalern ‚Reichspost'. Dort hält man das ambivalente Bekenntnis über den Gründer der Tschechoslowakei, das ich kürzlich hier ablegte, schwarzgelb vor Mißvergnügen, für eine „Apotheose Masaryks", löst einen kleinen Block Sätze daraus (über die Rolle des Zufalls im Werke des Wirkenden), „zitiert" diese Sätze auf eine Art, daß kaum ein Wort auf dem andern bleibt, und fälscht obendrein den Sinn durch folgenden Kommentar:

> Nach dieser Philosophie Kurt Hillers ... ist der Erfolg alles, die Ethik nichts. Recht hat nicht, wer Recht, sondern wer, vom Zufall begünstigt, Erfolg hat. Eine traurige Philosophie ...

Jedes Wort der Widerlegung dieser nicht stierdummen, sondern verleumderischen Analyse wäre verschwendet. Aber den Stand der Kultur Mitteleuropas bezeichnets, daß derart lächerliche Fälschungen in einem hauptstädtischen Regierungsblatt möglich sind. Käse ist Käse; allein die ‚Reichspost' ist das Organ Seipels.

Daß den Kreisen um Masaryk der opponierende Teil meiner Betrachtungen über den Präsidenten mißfallen mußte, war klar. Der tschechische Kulturkritiker Josef Kodicek richtet an mich an ehrenvoller Stelle der ‚Tribuna' auf tschechisch, in der ‚Prager Presse' auf deutsch einen Offnen Brief, von dem ich nur sagen kann, daß er das Muster einer ernsten und vornehmen geistigen Auseinandersetzung ist. Solche Florettgänge lieb' ich. Übrigens gibt Kodicek mir in Einigem Recht, zum Beispiel in meiner Kritik der Kritik Masaryks an der deutschen Philosophie. Hier liege bei dem Präsidenten eine „ungenaue Formulierung" vor, erklärbar dadurch, daß er „sein Werk vor allem für die Tschechen" schrieb, „zu denen er knapp und zuweilen selbst brachylogisch sprechen kann, ohne mißverstanden zu werden". Ich fürchte, daß jeder gebildete Tscheche jene „Brachylogien" über die Denkerreihe von Leibniz bis Nietzsche genau so „mißverstehen" muß wie jeder gebildete Deutsche. Von Kodiceks Mitteilung, daß Masaryk das „Programm der nationalen Selbständigkeit" in frühern Schriften „philosophisch und ethisch begründet" habe, es daher in der ‚Weltrevolution' als selbstverständlich habe voraussetzen dürfen, nehme ich indes gern Kenntnis. Dagegen, daß „ohne die Legionen . . . wahrscheinlich alles beim alten geblieben wäre" und „die oesterreichische Fäulnis fortbestehn würde", kann ich nicht einräumen. Wo fochten Polens Legionen? Und Dänemark erbte Schleswig bis Tondern nebst Alsen und Röm, ohne auch nur eine Flinte geladen zu haben. Geistige Mittel der Propaganda konnten genügen . . . und mußten genügen: bei einem Verkünder des „Humanitismus". Sehr bemerkenswert, daß Kodicek Masaryks von mir angegriffne „Kumulierung der Gründe für die gegenwärtigen Grenzen der Tschechoslowakei", nämlich die Verbindung des historischen Prinzips mit dem nationalen, preisgibt und „theoretisch nicht richtig" nennt; sie scheint ihm nur „für die nächste Zeit praktisch richtig". Das mag sein; das darf man heute sagen; 1918 durfte mans nicht.

Aber mir liegt hier verdammt wenig an Gegenpolemik. Die Weise, wie Kodicek mir widerspricht, ist weit mehr als bloß internationale Höflichkeit; sie ist geistiges Eingehen, saubere Philosophenart, verantwortungsvoll, ganz unjournalistisch; sie ist der seltene und kostbare Fall jener gegnerischen Kameraderie, die die größte Schärfe zuläßt und die kleinste Bosheit ausschließt. Ich überschätze das Ereignis nicht; aber infinitesimal fördert es die tschechisch-deutsche Freundschaft: auf die es ankommt. Also Dank Ihnen, Halbgegner Kodicek!

Und Das muß auch noch heraus: In Deutschland ist unsereiner ein Popel; sie speien oder sie schweigen; im Ausland diskutiert man uns.

Was wäre, wenn ... von Morus

Der Wahlkampf war vorüber, die Erwartungen der Linken, die Regierungspolitik der letzten Jahre würde in der Bevölkerung Unwillen erregt haben und dadurch der Opposition zum Siege zu verhelfen, hatten sich nicht erfüllt. Im Gegenteil: das Wahlergebnis hatte klar erwiesen, daß die große Mehrheit des deutschen Volkes mit der stabilen Politik des Rechtsblockes vollkommen einverstanden war. Und wenn noch in einzelnen Bezirken die Stimmung zweifelhaft war, so hatte ein Mahnwort des greisen Reichspräsidenten v. Hindenburg in letzter Stunde genügt, die Massen auf die Seite der Rechtsparteien hinüberzuziehn. Die Regierungsparteien: Zentrum, Bayerische Volkspartei, Wirtschaftspartei, Deutsche Volkspartei und Deutschnationale, zogen mit 357 von 484 Abgeordneten in den neuen Reichstag ein. 73 Prozent der Wähler hatten sich also für die Rechte entschieden.

Auf der Seite der Opposition vermied man freilich, diese klare Rechnung anzustellen. Die führende demokratische Presse war noch dabei, die Wahlergebnisse in Schaumburg-Lippe vom vorigen Jahre mit den neuen Wahlziffern zu vergleichen, wobei sich ein ebenso außerordentliches wie erfreuliches Anwachsen der Deutsch-Demokratischen Partei ergab. Sozialdemokraten und Kommunisten wiederum rechneten einander nach, wieviel der Andre verloren hatte, und auch dabei stellte sich so viel Material heraus, daß der Bedarf für drei Leitartikel spielend gedeckt war.

Inzwischen hatte sich, kaum bemerkt von den tonangebenden Organen der Opposition, im Reichstag ein interfraktioneller Ausschuß der Regierungsparteien unter dem Vorsitz des Herrn v. Löbell gebildet, der auch dem neuen Parlament nicht angehörte und deshalb die beste Gewähr für nationale Überparteilichkeit gab.

„Sinn und Zweck dieses Ausschusses ist," erklärte Exzellenz v. Löbell in einer großen programmatischen Ansprache, „nachdem die große Mehrheit des deutschen Volkes im Geiste Bismarcks ihr Votum abgegeben hat, nun auch diesen Geist in der deutschen Politik wieder auferstehn zu lassen. Dem Wahlsieg der Bismarckschen Idee muß die Wiederherstellung der Bismarckschen Reichsverfassung folgen. Das ist keine Reaktion, o nein, sondern nur die Vollstreckung des freien Volkswillens."

„Selbstverständlich darf nichts Illegales geschehn", fügte der Reichsinnenminister v. Keudell hinzu; „wir bekämpfen jeden Putsch und jede gewaltsame Änderung der Verfassung, wie wir sie immer bekämpft haben." „So ist es", bekräftigte der Abgeordnete Stegerwald und putzte seinen Kneifer.

Das Ergebnis der ersten Besprechung war vollkommne Einmütigkeit. Aber die Parteien hatten die parlamentarische Schacherpolitik, wie sie sich unter der Republik eingebürgert hatte, noch nicht vollkommen überwunden, und so ließen sie auch diese Gelegenheit nicht aus, um ihre kleinen Sondervor-

teile durchzusetzen. Die Wirtschaftsparteiler forderten, da man die Getränkesteuer schon im vorigen Reichstag aufgehoben hatte und auf steuerlichem Gebiete also keine Konzessionen mehr zu holen waren, eine Subvention von 25 Millionen Mark für das notleidende deutsche Gastwirtsgewerbe. Die Bayrische Volkspartei drängte darauf, daß wieder, wie zur Zeit Bismarcks, Bayern die Berechtigung erhalte, eigne Briefmarken auszugeben. Anstelle jener unbayrischen Elemente, die jetzt unsre Postwertzeichen bedeckten, sollte eine Serie von Wittelsbachern treten, um nach außenhin die Wiederherstellung der angestammten Staatsform deutlich zu machen. Das Zentrum mußte sich, da ihm nach Abschluß der Konkordate zu wünschen nichts mehr übrig blieb, mit der bescheidenen Forderung begnügen, daß an den Filmprüfstellen je ein neuer Posten der Gehaltsstufe XIII einzurichten und mit einem Vertrauensmann der katholischen Kirchenbehörden zu besetzen wäre. Als schließlich die Deutschnationale Volkspartei und die Deutsche Volkspartei über die Erhöhung der Agrarzölle und der Arbeitszeit nicht ganz einig werden konnten, mußte der Vorsitzende eingreifen und daran gemahnen, daß das große Ziel von jeder Partei Opfer fordere. So einigte man sich auf der Grundlage der Zollverdopplung und der Festsetzung des obligatorischen Elfstundentages. Trotz aller parlamentarischen Mißhelligkeiten ein schöner Erfolg der guten Sache.

In diesem Stadium der Verhandlungen bemerkte auch die Opposition, daß in dem Löbell-Ausschuß etwas vor sich ginge, und daß man dort beabsichtige, mit einer Zweidrittelmehrheit im Reichstag die Weimarer Verfassung zu ändern und die Monarchie wieder einzuführen. Die Entdeckung dieser Tatsache schlug — man kann wohl sagen — wie eine Bombe ein. Der Demokratische Klub berief sofort einen außerordentlichen Vortragsabend, auf dem der Parteiführer Koch ausführlich über die politische Lage Bericht erstattete. Denn man wollte, wie der Redner sich ausdrückte, „nicht mit verbundenen Augen in die Zukunft sehn". Seine Schlußpointe: „Wir stehen, meine Damen und Herren, auch in dieser entscheidenden Stunde treu zu unserm Vaterlande und zu dem Gedanken der Demokratie" wurde allerseits beifällig aufgenommen. Eine gleichlautende Resolution wurde noch in der folgenden Woche von den demokratischen Bezirksvereinen Charlottenburg, Schöneberg und Wilmersdorf mit überwältigender Majorität gutgeheißen. Auch in den parlamentarischen Kreisen kam die Besorgnis um die künftige Entwicklung in häufigen Konferenzen zum Ausdruck. Mehr als einmal erbaten sich die sieben demokratischen Reichstagsabgeordneten, die nach der Neuwahl noch übriggeblieben und sich der Deutschen Volkspartei als Hospitanten angeschlossen hatten, ein eignes Beratungszimmer, um die Lage von Grund aus durchzusprechen. „Als aufrechte Männer", betonte Koch, „werden wir, da man uns zu den Verhandlungen der Regierungsparteien unverantwortlicherweise wiederum nicht zugezogen hat, so lange in der Opposition bleiben, bis man uns ruft. Aber wenn man uns ruft, werden wir freudig den neuen Staat bejahen, wie wir den alten bejaht

haben." In größerm Rahmen und auf dem Ideenreichtum Wilhelm v. Humboldts fußend, brachte der Abgeordnete Heuß dieselben Gedankengänge zur Geltung. Mit schlagenden Argumenten aus der Schrift Naumanns „Demokratie und Kaisertum" wies er nach, daß die Idee des Volkskaisertums, wie sie der Begründer der Demokratischen Partei schon lange vor der verwirrenden Zeit des Krieges verkündet hat, eine ausgesprochen demokratische Idee sei, der kein noch so radikaler Demokrat sich zu schämen brauchte. Seit der großen Rede im Jahre 1919, in der Schriftsteller Heuß mit Zitaten Naumanns das Prinzip der Republik unter geistigem Aspekt begründet, hatte er keine so formvollendete Rede mehr gehalten.

Einzig und allein der Mitvorsitzende der Partei, Anton Erkelenz, hielt sich von diesen demokratischen Führerbesprechungen fern. Er hatte sich, um innre Konflikte zu vermeiden, nach Pillau begeben, um die soziale Lage der Fischer auf der Frischen Nehrung zu studieren. Aber auch am Meer verließ ihn die Sorge um das Wohl der Republik nicht. Zum Protest gegen die monarchistischen Bestrebungen der Rechtsparteien ließ er sich wieder einen Vollbart wachsen, ja, in unbewachten Augenblicken setzte er sich an den Strand und bemühte sich, ein alter Sturmgesell, aus Sand Barrikaden zu bauen. Mitten in diesem Tun rief ihn ein Telegramm zur entscheidenden Abstimmung nach Berlin. Und noch einmal schweifte sein Blick über die unendliche Fläche des Meeres, die er eben in einem Reisefeuilleton für ein führendes Blatt der Reichshauptstadt festgehalten hatte. „Frei wie das Meer wollen wir sein und bleiben und nimmermehr Untertan eines Monarchen werden", murmelte der Volksvertreter, und seine Faust hielt, entschlossen zu jeglichem Nein, den gelockten Achtundvierzigerbart umklammert. Dann begab er sich in den D-Zug. Im Speisewagen, kurz vor Frankfurt an der Oder, hörte er das Wort „Koch!" rufen. Dieses Erlebnis wirkte so stark auf ihn ein, daß er schleunigst ausstieg und sich den revolutionären Vollbart wieder abnehmen ließ.

Auch bei der Sozialdemokratie machte man sich um die politische Entwicklung die ernstesten Sorgen. Eine Abgeordnete des linken Flügels forderte, man solle gemeinsam mit den Kommunisten vorgehn und die Arbeiter auf die Straße führen, um einen letzten Versuch zum Schutz der Republik zu machen. Aber noch im selben Augenblick donnerte sie die Stimme des Parteivorsitzenden Wels nieder. Dann begann Hermann Müller sein großes Referat, in dem er aus den reichen Beständen seines Zettelkastens darlegte, daß die Sozialdemokratie bisher nur in monarchischen Ländern, in Dänemark, in Schweden, in England, in Belgien, längere Zeit in der Regierung gesessen haben, während sie in Republiken, wie in der Schweiz, in Frankreich, in den Vereinigten Staaten, sich nirgends haben zur Macht entfalten können. „Das praktische Interesse der Sozialdemokratie", schloß er, „liegt also auf seiten der Monarchie. Trotzdem bleiben wir, wie es in unserm Parteistatut steht, treue Republikaner." Da die letzten Ausführungen Hermann Müllers mehrfachen Widerspruch erregten, wurde ein

Unterausschuß eingesetzt, um sich mit der Frage „Monarchie und Sozialdemokratie" bis zum nächsten Parteitage auseinanderzusetzen.

Gleichzeitig wurde Karl Kautsky beauftragt, eine Broschüre über dieses Thema zu schreiben. Treffliche Wendungen fand der Theoretiker des Marxismus. Einwandfrei wies Kautsky nach, daß auch der Sozialismus mehrerer Vorstufen bedürfe, wenn er gelingen soll. In Deutschland ist die soziale Republik offenbar zu früh gekommen. Wir bedürfen einer neuen Periode der Monarchie, um auf organische Weise zum Sozialismus zu gelangen. Nach diesen Darlegungen ihres Altmeisters herrschte in der Sozialdemokratie Einmütigkeit darüber, daß man sich der Wiederherstellung des Kaiserreichs nicht mit Gewalt widersetzen dürfte, wenn man sich nicht ins eigne Fleisch schneiden wollte.

So war auch das letzte Hemmnis beseitigt, und wenige Wochen später nahm der Reichstag mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit die Verfassungsänderung vor; nicht bevor die deutschen Staatsrechtslehrer sich gutachtlich dahin geäußert hatten, daß es sich um einen streng verfassungsmäßigen Akt der Gesetzgebung handle. In enger Anlehnung an die Eingangsworte der Deutschen Reichsverfassung von 1871 wurde beschlossen:

> „Der preußische Ministerpräsident im Namen des Preußischen Staates, der bayrische Ministerpräsident im Namen des Freistaates Bayern, der sächsische Ministerpräsident im Namen des Freistaates Sachsen, der württembergische Staatspräsident, der badische Staatspräsident ... schließen einen ewigen Bund zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes. Dieser Bund wird den Namen ‚Deutsches Reich' führen. Das Präsidium des Bundes steht dem erstgebornen Nachkommen des letzten Königs von Preußen, zum ersten Mal aber dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem ältesten Sohne des letzten Kronprinzen, zu. Der Präsident des Bundes führt den Namen ‚Deutscher Kaiser'."

In dem Augenblick, in dem der Reichstag diesen historischen Beschluß faßte, wurde in allen deutschen Städten Freudensalut geschossen, bärtige Männer umarmten einander auf offner Straße, die Musikkapellen spielten vaterländische Weisen, und ganz Deutschland prangte wieder im Schmucke von Schwarz-weiß-rot.

In einer Ecke des Reichstags aber saßen zwei im Dienste der Partei ergraute sozialdemokratische Abgeordnete. „Erinnerst du dich noch", sagte der Eine, „was der Keudell damals, im März 1927, gesagt hat: ‚daß die Behandlung der Verfassungsfragen nicht mit dem Ziele der möglichst schleunigen Verabschiedung einer Fülle neuer Verfassungsgesetze erfolgt, sondern unter stetem ruhigen Ausbau und Ergänzung der vorhandenen Bestimmungen'?" „Tja," sagte der Andre, „es ist schneller gekommen, als wir es uns gedacht haben." Dann gingen beide ins Restaurant.

Hugenbergs Anstandsregeln von Hellmut v. Gerlach

Am 25. November 1926 fanden sich im Hugenbergschen „Tag" in einem Artikel des Reichstagsabgeordneten Treviranus „Tirpitz und die Akten" folgende Sätze:

„Wir wollen die Linke aber auch weiterhin unterstützen bei der Suche nach widerrechtlichem Aktienbesitz und empfehlen deshalb, bei einem bekannten Flottenkritiker anzufragen, ob in seinem Besitz befindliche dienstliche Unterseebootstagebücher ordnungsmäßig von ihm erworben sind. Antwort erbeten unter der Überschrift: „Persius und die Akten". Es ist sicherlich vielerlei in der Revolutionszeit gestohlen worden. Aber es entbehrt nicht des Reizes, wenn ein so namhafter Verfechter republikanischer Tugend auf diese Frage zugestehen müßte, daß er sich solche Kriegsdokumente besorgt habe."

Daraufhin wandte sich Persius am 26. November mit einem Brief an den Chefredakteur des ‚Tags', Doktor Schultze-Pfaelzer, und bat ihn, nicht unter Berufung auf das Preßgesetz, sondern unter Appell an seine Loyalität, um Veröffentlichung nachstehender Antwort auf die öffentlich gestellte Anfrage:

„Ich habe mir keine Kriegsdokumente amtlichen Ursprungs besorgt. ‚Besorgen' heißt im Marinejargon und auch sonst wohl, ‚sich ungesetzmäßiger Weise eine Sache aneignen'. Der Sachverhalt, wie ich s. Zt. in den Besitz von U-Boot-Tagebüchern gelangte, ist der folgende: Im Winter 1918/19 brachten mir gänzlich unbekannte Marineangehörige U-Boot-Tagebücher in die Wohnung. Sie erzählten, daß in der Marineinspektion in Kiel auf Befehl von Seeoffizieren große Stöße von Akten den Flammen übergeben worden wären. Sie hätten die Bücher vor dem Verbranntwerden gerettet, weil sie glaubten, ihr Inhalt könne für die Mitwelt interessant sein.

In einer Flugschrift, die ich 1922 schrieb, erwähnte ich meinen Besitz der Tagebücher. Am 6. Oktober 1926 erhielt ich einen Brief des Kapitänleutnants a. D. Vesper, in dem er mich auf Grund dieser Bemerkung bat, ihm einige Tagebücher zu überlassen: ‚Ich hatte ein im Kriege als Kommandant von ‚U C 4' und ‚U C 53' geführtes Kriegstagebuch bei der U.J. (Unterseebootsinspektion) hinterlegt, und es sollte mir nach dem Kriege zugeschickt werden, ist aber nicht in meine Hände gelangt. Sollten Sie zufällig im Besitz eines der beiden Tagebücher sein, so möchte ich Sie bitten, sie mir zu überlassen, da ich annehme, daß Sie keine Verwendung mehr dafür haben.'

Meine Antwort auf den Brief lautete: ‚Zu meinem Bedauern befindet sich keins der gewünschten Tagebücher in meinem Besitz. Die nächsten sind die von ‚U C 6' usw.'

Der Herr Kapitänleutnant Vesper wollte sich also in den Besitz von Kriegsdokumenten setzen!

Am 12. November 1926 sandte mir das Reichswehrministerium — Chef der Marineleitung — ein Schreiben, in dem es heißt: ‚Sie erwähnen in Ihrem Buch ‚Warum die Flotte versagte?', daß Sie sich im Besitz von U-Boot-Tagebüchern befinden. Da nach dem Gesetz über die Verwendung von Militärgut vom 31. März 1923 das Reich Eigentümer der Kriegstagebücher geblieben ist, bitte ich, die in Ihrem Besitz befindlichen Kriegstagebücher an das Marinearchiv abzuliefern ...'

Ich habe keine Ahnung von dem Gesetz vom 31. 3. 1923 gehabt, weil ich von 1920 bis 1925 im Süden des Reiches, vergraben zwischen Bauern, saß.

Meine Antwort auf das Schreiben des Reichswehrministeriums war: ‚Am 20. November sind die gewünschten Kriegstagebücher an das Marinearchiv abgeliefert worden.'

Mit hochachtungsvoller Begrüßung
bin ich Ihr ergebener
L. P."

In den nächsten Wochen wandte sich Persius einige Male telephonisch an die Chefredaktion des ‚Tag', um sich nach dem Schicksal seines Schreibens zu erkundigen. Er wurde hingehalten. Man sagte ihm, Treviranus sei verreist, man müßte seine Rückkehr abwarten. Herr Schultze-Pfaelzer selbst war nie zu sprechen. Doch erklärte sein Büro, die Berichtigung würde gebracht und Persius ein Belagsexemplar übersandt werden.

Als keine Zusendung erfolgte, setzte Persius mich von dem Sachverhalt in Kenntnis. Ich sagte ihm meine Intervention bei dem mir oberflächlich bekannten Herrn Schultze-Pfaelzer zu.

Am 11. oder 12. Dezember rief ich bei Herrn Schultze-Pfaelzer an und trug ihm kurz den Sachverhalt vor. Er war etwas verlegen und entschuldigte sich vielmals, daß die Sache unliebsam lange liegen geblieben sei. Aber nach den journalistischen Gepflogenheiten hätte er doch das Schreiben von Persius an Treviranus schicken müssen, um ihm Gelegenheit zur sofortigen Erwiderung zu bieten. Eine Antwort von Treviranus habe er noch nicht erhalten. Aber nun werde er das Schreiben von Persius baldigst veröffentlichen, ob mit oder ohne Treviranus. Dies Schreiben sei ja, abgesehen von seinem Charakter als Berichtigung, journalistisch sehr interessant. Jedenfalls übernehme er persönlich die Garantie baldigen Erscheinens.

Nach meiner Mitteilung von dem erfreulichen Ergebnis des Telephonats an Persius schrieb dieser am 21. Dezember an Herrn Schultze-Pfaelzer:

„Sehr geehrter Herr!

Am 25. 11. d. J. erschien im ‚Der Tag' ein Artikel ‚Tirpitz und die Akten'. Am 26. 11. sandte ich Ihnen ein Schreiben, das die Berichtigung der gegen mich in dem Artikel erhobenen Anklagen enthielt. Vor etwa zehn Tagen teilte mir Herr v. Gerlach mit, Sie hätten ihm gegenüber die Garantie übernommen, daß meine Berichtigung ‚mit oder ohne Treviranus' veröffentlicht werden würde. Telephonisch teilte mir ein Herr der Chefredaktion mit, daß ich sofort benachrichtigt werden würde, wann die Veröffentlichung erfolgt sei, und es würde mir ein Belegexemplar zugesandt werden. Da ich bis heute nichts gehört habe, bitte ich um sehr gefällige Mitteilung über den Stand der Angelegenheit.

Hochachtungsvoll ..."

Auf diesen Brief hin ist weder die Veröffentlichung noch eine Antwort erfolgt. Als mir Persius dies negative Resultat mitteilte, bat ich ihn, alle Nummern des ‚Tags' zu durchforschen, ob nicht doch etwas erschienen sei.

Seine Durchmusterung war vergeblich, worauf ich am 31. Dezember eingeschrieben an Schultze-Pfaelzer schrieb:

Sehr geehrter Herr Kollege!

Vor etwa 14 Tagen erlaubte ich mir, mich mit Ihnen telephonisch wegen der Berichtigung des Kapitäns Persius in Verbindung zu setzen. Diese Berichtigung muß seit dem 27. No-

vember in Ihren Händen sein. Sie waren so freundlich, mir zuzusichern, daß die Berichtigung auf alle Fälle gebracht werden würde, ob mit einem Zusatz des Abgeordneten Treviranus oder nicht. Nun teilt mir jedoch eben Persius mit, daß er am 21. d. M. in dieser Angelegenheit an Sie geschrieben habe, bisher jedoch ohne jeden Bescheid geblieben sei. Da die Angelegenheit natürlich nicht endlos hinausgezögert werden kann, so bitte ich Sie, sie bald in Ordnung zu bringen und mir davon freundlichst Kenntnis zu geben. Ohne ganz zwingenden Grund möchte ich in der „Welt am Montag" nicht dazu Stellung nehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung...

Man wird zugeben müssen, daß, von allem andern abgesehen, die Beziehungen unter Berufskollegen auch recht verschiedner Parteistellung auf einen solchen Brief irgend eine Antwort erheischten. Sie erfolgte jedoch nicht. Weshalb ich am 15. Januar einen letzten Versuch machte und folgenden Einschreibebrief an Schultze-Pfaelzer sandte:

Sehr geehrter Herr Kollege!

Am 31. vorigen Monats richtete ich an Sie ein Schreiben in Sachen der Berichtigung von Persius. Zu meinem Befremden bin ich auf meinen Brief ohne Antwort von Ihnen geblieben. Ich muß daraus wohl den Schluß ziehen, daß Sie aus mir unbekannten Gründen Ihre Ansicht geändert und auf den Abdruck der Berichtigung von Persius verzichtet haben. Bei der Gelegenheit erlaube ich mir zu bemerken, daß es mir den unter Kollegen üblichen Gepflogenheiten nicht zu entsprechen scheint, daß man auf ein höfliches Schreiben, wie das vom 31. Dezember, einfach ohne Antwort gelassen wird.

Mit vorzüglicher Hochachtung...

Wiederum war Schweigen die einzige Antwort. Eine neue Durchforschung des ‚Tags' durch Persius ergab ein negatives Resultat.

Der Tatbestand steht also fest: Ein deutschnationaler Abgeordneter und ehemaliger Kamerad von Persius — denn Treviranus war im Militärverhältnis auch Marineoffizier — richtet im ‚Tag' gegen Persius den Vorwurf des widerrechtlichen, durch Diebstahl oder Anstiftung zum Diebstahl erlangten Aktenbesitzes. Persius widerlegt in bündigster Weise in einem rein sachlichen Schreiben diesen Vorwurf. Der Chefredakteur des ‚Tag' sagt die Veröffentlichung in denkbar verbindlichster Form zu. Aber — die Veröffentlichung unterbleibt!

Ich sehe ganz davon ab, daß es grade ein Fraktionsgenosse des Herrn v. Tirpitz ist, der in einem Verteidigungsartikel für Tirpitz gegen Persius den in diesem Fall aus der Luft gegriffenen Vorwurf des widerrechtlichen Aktenbesitzes erhoben hat.

Ich sehe weiter davon ab, heute die Frage zu erörtern, ob, nachdem mit dem 9. November 1918 eine neue Ära für Deutschland begonnen hatte, den Akten des alten Regimes noch irgend ein Rechtsschutz zugebilligt werden durfte. Ob es nicht geradezu Pflicht der Männer des neuen Regimes war, von den Akten des alten Regimes jeden Gebrauch zu machen, der erweisen konnte, daß das alte System mit Recht von dem neuen abgelöst worden war. Ich sehe, wie gesagt, von dieser Erörterung ab, weil es sich im vorliegenden Fall gar nicht um eine

streitige Rechtsfrage, sondern nur um eine unstreitige Anstandsfrage handelt.

Die Redaktion des Hugenbergschen ‚Tags' hat in der gröblichsten Weise gegen die primitivsten Regeln des politischen und journalistischen Anstands gefehlt.

Ich mache Herrn Doktor Schultze-Pfaelzer nicht persönlich dafür verantwortlich. Nach dem, was ich von ihm weiß, ist er ein loyaler, wohlwollender und sogar nicht einmal ganz einsichtsloser Mensch. Offenbar ist er nur das Opfer einer force majeure geworden. Diese force majeure, das ist der Verlag Hugenberg. Er hat augenscheinlich eingegriffen und einfach Herrn Schultze-Pfaelzer die Veröffentlichung verboten. Im Hause Scherl Nachfolger heißt es, wie fast überall: Der Chefredakteur denkt, aber der Verleger lenkt.

Als noch der alte August Scherl lebte, war es eins der heiligsten Pflichten seines Verlages, daß keine seiner Zeitungen jemals eine Berichtigung bringen durfte. Lieber zahlte Scherl jede gerichtliche Strafe, ehe er in den Lesern seines ‚Lokal-Anzeigers' den Glauben aufkommen ließ, ihr Leib- und Magenblatt sei nicht unfehlbar.

An die Stelle des verkappt konservativen Herrn Scherl ist der offen deutschnationale Herr Hugenberg getreten. Er hat als Inventarstück von seinem Vorgänger das Leitmotiv übernommen: Die Redaktion kann zwar Unwahrheiten aufnehmen, niemals aber darf sie aufgenommene Unwahrheiten richtigstellen.

Nur ein Verlag, der mit ganz beschränkten und darum kritiklosen Lesern zu rechnen hat, kann sich das leisten.

Aber der Verlag Hugenberg wird nie eine Fehlrechnung zu befürchten haben, wenn er seine Leser noch tiefer einschätzt.

Der unpolitische Rundfunk von M. Felix Mendelssohn

Die Macht und den Wert des Rundfunks haben selbstverständlich zuerst diejenigen Kreise erkannt, die durch ihre Presse und Korrespondenzen die öffentliche Meinung zu beherrschen das größte Interesse haben: also die verbündete Reaktion, Großkapital, Schwerindustrie und ihre Regierungsfreunde, nebst dem willfährigen bürgerlichen Anhang. Von Anfang an haben sie ihre Maßnahmen getroffen und nichts unterlassen, um den Hörern bewußt und verhüllt nur ihre Ansichten aufzuzwingen und die Herrschaft über diese suggestive Meinungsfabrik nicht aus der Hand zu geben.

Wie sieht die wirtschaftliche Struktur des deutschen Rundfunks aus?

Der Senderbetrieb ist in einem gemischt-wirtschaftlichen Unternehmen zusammengefaßt, und zwar in Form einer Aktiengesellschaft, deren Anteile zu 51 Prozent im Besitze der Reichspost und zu 49 Prozent in Händen von Privatkapitalisten sind. Es gibt außer dem großen Deutschlandsender in Königswusterhausen, der fast nur dem Überseefunk dient, 8 selbständige Sender mit dazugehörigen 12 Zwischensendern. (Der münchner Sender mit seiner Filiale Nürnberg bildet auf Grund des

bayrischen Postreservats ein eignes Unternehmen und ist in der obigen Zahl nicht enthalten.) Die 8 Senderbetriebe finanzieren eine Dachgesellschaft: die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, die zugleich Treuhänderin des Kapitals ist.

Die Post hat bei 1,6 Millionen angemeldeter Hörer aus dem Rundfunk einen Gesamteingang von 38,4 Millionen Mark jährlich, von denen sie den einzelnen Sendern je nach Größe 50 bis 60 Prozent überweist. Der größte Sender, Berlin, hat also jetzt bei etwa 550 000 Hörern eine Einnahme von 6,6 Millionen Mark, wozu noch annähernd der gleiche Betrag aus den Erträgen der Reklame kommen dürfte. Die Dividende sollte nach den vom Reich erlassnen Richtlinien nicht mehr als 10 Prozent betragen. Diese umlaufenden großen Summen werden von einer großen Anzahl von Nutznießern, wie Studiengesellschaften und Versuchsbetrieben stark in Anspruch genommen. Auch sind die Gesellschaften mit einer großen Anzahl von Verwaltungsratsposten, Länder- und Reichsvertretern, gesegnet. Eine Funkzeitschrift hat ausgerechnet, daß von allen umlaufenden Beträgen nur etwa 15 Prozent für das ureigne Gebiet, die Bestreitung der Darbietungen, übrigbleiben. Ergibt sich, nach erfolgten Abschreibungen, Rückstellungen und so weiter noch ein Überschuß, so ist dieser an die Dachgesellschaft abzuführen, die ihn zur Unterstützung weniger florierender Sender und zu Neubauten benutzen soll. Sämtliche Anlagen sind Eigentum der Reichspost. Ein Großaktionär des Berliner Senders ist übrigens die Vox-Gesellschaft, in deren Räumen sich auch die Vortragssäle und Verwaltungsräume des Senders befinden.

Zur Übermittlung der Tagesnachrichten ist die „Drahtlose-Dienst-A.-G." gegründet worden, die sich gemeinnützig nennt, weil ihre Anteile zu 51 Prozent der Post und zu 49 Prozent dem Reichsverband der Deutschen Presse, den Verlagen Scherl und Mosse gehören. Zur Bewältigung einer Arbeit, die im Senderbetrieb etwa 30 Minuten in Anspruch nimmt, besitzt diese „Dradag" einen Aufsichtsrat von 26 Mitgliedern und einen aus 8 Mitgliedern bestehenden Arbeitsausschuß. Die Sender sind verpflichtet, nur die von dieser Gesellschaft gelieferten Nachrichten zu bringen, aber es ist ihnen überlassen, wieviel sie davon mitteilen wollen.

Durch diese Bestimmung ist eine Parteinahme im Sinne der alle Sender beherrschenden Kreise gewährleistet. Wie liebevoll und ausführlich wird über sämtliche Reisen und Empfänge des Reichspräsidenten, über Grüne Woche, Kaninchenzuchtausstellungen und Weinmessen berichtet! Über die ungeheuren Kämpfe, die sich jetzt in China abspielen, erfahren die Hörer so gut wie nichts. Weltkongresse der Proletarischen Organisationen von beachtenswerter Bedeutung werden sehr gern unerwähnt gelassen.

Im Vortragswesen fast aller Sender, auch in Berlin, liegen die Dinge am ärgsten. Im Vorjahre hielt anläßlich des Gedenktages der Skagerrakschlacht auf „dringenden Wunsch des Reichswehrministeriums" ein Marineoffizier eine in den schwülsten

nationalistischen Phrasen gehaltene Rede, die in der Dolchstoßlegende gipfelte. In Leipzig wurde gelegentlich der Einweihung der Bundesschule im September 1926, die durch Rundfunk übertragen wurde, grade während der Rede des Kommunisten Eberlein, natürlich ohne Wissen des Redners, der Sender ausgeschaltet, während er vorher sehr gut gearbeitet hatte und nach Beendigung der Rede auch wieder tadellos funktionierte. Die Senderleitung entschuldigte die „Störung" mit einem technischen Defekt. Den ärgsten Verstößen ist jetzt durch die Einrichtung der „Politischen Überwachungsausschüsse", die entscheidende Stimme und das Recht zur Einsicht in die Manuskripte haben, ein Riegel vorgeschoben. Aber immer noch dominieren reaktionäre Tendenz, ungeistiger Schematismus und unproduktives Epigonentum.

Sonntag für Sonntag werden den berliner Hörern Predigten von Beamten der staatlich konzessionierten Kirchen verabfolgt. Als aber die Freidenker-Verbände, die eine halbe Million Mitglieder umfassen, am Totensonntag eine proletarische Feierstunde abhalten wollten, wurde ihnen dies von dem Senderdirektor Wagner mit dem Bemerken abgelehnt, daß dadurch „die Gefühle der Bibelgläubigen verletzt werden könnten". Dabei sind nach einem schriftlichen Zugeständnis des Reichsrundfunkkommissars Bredow achtzig Prozent aller berliner Hörer Proletarier, die mit ihren sauer erworbenen Groschen den großzügigen Sendebetrieb mit all seinen Direktoren, Instituten und Verwaltungen unterhalten. Von einem Bestreben, den Rundfunk der Befreiung der proletarischen Massen aus geistiger und materieller Not nutzbar zu machen, die Darbietungen der Ideologie des werktätigen Volkes anzupassen, ist gar keine Rede. Vorträge über die Grundlage der Arbeiterbewegung, über die soziologischen und geschichtlichen Auffassungen, über die philosophischen Untergründe in einer Sprache, die der einfache Mann versteht, hat es noch nie gegeben. Wöchentlich spricht zwar in Berlin je ein Vertreter der Arbeitnehmer-Organisationen, etwa ein Werkmeister, über „Arbeit am laufenden Band". Das ist gegen früher schon ein gewaltiger Fortschritt, aber unzureichend. Daß fast ausschließlich pensionierte Offiziere die Hörer über die Wesensart fremder Völker unterrichten, ist erhebend. Der werktätigen Frau sollen Vorträge über das Thema „Wie decke ich geschmackvoll einen Teetisch" oder „Gute Manieren beim Essen und Servieren" geistige Anregung geben. (Das sind zwei wörtlich zitierte Vortragsthemen aus der allerjüngsten Zeit!) Die Fridericus-Briefmarke des Herrn Stingl gibt einem Redner Anlaß, die Hörer mit byzantinischen Lesebuchgeschichten zu überschütten. Auch der Vortragstitel „Das Leipziger Völkerschlachtdenkmal, ein Denkmal der deutschen Seele" paßt hierzu. Dabei wäre bei dem starken Andrang zum Rundfunk reichlich Gelegenheit, geeignetes Vortragsmaterial zusammenzustellen.

Der Streit um die kulturpolitischen und künstlerischen Möglichkeiten des Rundfunks spitzt sich immer mehr zu, wird aber leider nur in den Fachzeitungen ausgetragen, sodaß das

große Publikum wenig Anteil daran nehmen kann. Einzelne Reichssender sind übrigens dem Berliner weit überlegen. In Leipzig, Elberfeld und Breslau sind den werktätigen Hörern bereits eigne Volksabende eingerichtet worden. In Berlin sind wir noch nicht so weit. Es muß anerkannt werden, daß man sich bemüht, hier etwas frischen Zug hineinzubringen. Die „Stunde der Lebenden", in der die junge Dichtergeneration zu Wort kommt, ist ein winziger Anfang. Man zieht zwar Literaten, Dramatiker und Künstler, die, exponiert und heftig bekämpft, in den vordersten Reihen der Vorwärtsdrängenden stehen, zur Mitwirkung heran. Wenn aber Männer wie Heinrich Mann, Loerke, Max Herrmann-Neiße, Mehring oder gar Toller zu Wort kommen, so wird streng darauf geachtet, daß nichts unterläuft, was ihre ureigne Wesensart widerspiegelt, Abbild ihres Ringens um die Befreiung ihrer leidenden Brüder und Kampfes gegen Bedrückung und Reaktion ist. Sie dürfen dann nur ganz vorsichtig gesiebte Sachen sprechen, die zumeist wenig mit dem Charakter ihres Gestaltens gemein haben.

Schlimm steht es immer noch um den Humor im Rundfunk. Münchens bajuvarische Heiterkeit ist zum Gruseln. In Berlin hat die Humorplantage zum größten Teil Herr Gustav Hochstetter gepachtet, der sie geruhsam mit seinen kommunalfreisinnigen Witzchen — vertrockneten Bubikopfstauden — bedeckt. Die ältesten Jahrgänge der „Fliegenden" feiern da fröhliche Urständ. Öfter singt Otto Reutter sein Couplet vom Paletot, der wieder mal weg ist, und die Herren Paul Morgan und Hansen befriedigen die Geschmacksrichtung des Hausvogteiplatzes und der Dielenbesucher mit sogenannten „Loizelachs". Das ist so der satirische Zeitspiegel.

Über das Wesen und die Zusammensetzung der Rundfunkzensur, die es einmal fertiggebracht hat, der Rezitatorin Resi Langer bei einem Gedicht von Wilhelm Busch das Wort „Busen" in „Herz" zu verwandeln, ist nichts zu erfahren.

Auf alle Vorstöße, die von den Vertretern der werktätigen Massen, von einem Teil der Presse, von dem Arbeiter-Radio-Klub und von Andern gegen diese Tätigkeit der Sender gerichtet werden, antwortet die Senderleitung regelmäßig mit dem Schlagwort der „Neutralität": mit diesem eine Idee nur vortäuschenden Monstrum, das in Wahrheit nur eigensüchtige reaktionäre Interessen decken soll. Immer und immer wieder: Es kann keine „Neutralität" geben. Es kann und darf nur eine Überparteilichkeit geben. Warum soll nicht Graf Reventlow seine Ansichten entwickeln, wenn Thälmann auch sprechen darf? Könnte der Rundfunk nicht das geeignete Forum zur staatspolitischen Erziehung der Massen sein? Wer kann Weltgeschehen, Menschenschicksale dichterisch gestalten, ohne Zeitprobleme zu erörtern, ohne Stellung zu nehmen, ohne zu revoltieren? Nur geistige Eunuchen können das. Und Oberzensurräte.

In den vom Reich erlassenen „Richtlinien" für die Gestaltung des Rundfunks steht übrigens nichts von „Neutralität" Es heißt da vielmehr klar und deutlich in Absatz 1:

„Der Rundfunk dient keiner Partei! Sein gesamter Nachrichten- und Vortragsdienst ist daher streng überparteilich zu gestalten."

Hier liegts. Wenn die verantwortlichen Führer der werktätigen Massen die Bedeutung des Rundfunks nur endlich begriffen hätten und sich ihrer Macht bewußt wären, so wäre es schon auf Grund des materiellen Rechts gar nicht so schwer, Abhilfe zu schaffen. Die Mindestforderung ist: Mitbestimmungsrecht der Rundfunkhörer! Nicht „ernannte" Beamte sollen dekorative Funktionen haben, wie die Mitglieder des eben jetzt ernannten „kulturellen Beirats", von denen man beim besten Willen zum größten Teil gar nicht feststellen kann, welche Eignung zu diesem Amt sie eigentlich besitzen. Außerdem hat diese pompöse Körperschaft nur beratende Stimme und kein Einspruchsrecht, sodaß auch sie einem gewissen, sehr gefährlichen Publikumsdruck unterliegt, der stets das niedrigste Niveau durchsetzt: der Rundfunk eine einzige Laubenkolonie. Bei der Programmgestaltung und allen Angelegenheiten der Verwaltung sollten vielmehr von der Hörerschaft gewählte Vertreter, die ihr nach demokratischen Grundsätzen verantwortlich sind, entscheidend mitwirken. In Oesterreich geht das sehr gut, warum nicht bei uns?

Der zwischen dem Reich und den Sendern abgeschlossne Vertrag läuft übrigens bis zum 31. Dezember 1939 und macht das Vertragsverhältnis mit den Gesellschaften und damit auch mit den Direktoren erst 1936 kündbar, und von da ab auch wieder erst mit dreijährigen Fristen. In diesem Vertrag ist in § 8 Absatz 3 a eine Bestimmung enthalten, die eine fristlose Kündigung vorsieht, „wenn die technische Entwicklung oder das öffentliche Interesse dies zwingend erfordern". Es wäre also möglich, den Rundfunk aus dem gemischt-wirtschaftlichen Betriebe loszulösen und ihn völlig zu verstaatlichen, um ihn der parlamentarischen Kontrolle zu unterwerfen. Ob das freilich bei der augenblicklichen Konstellation ein Fortschritt wäre, ist mehr als zweifelhaft. Eine andre Bestimmung in § 1 Absatz 2 läßt eine weitere Kapitalbeteiligung von Privatseite mit Genehmigung der Reichspost zu. Ich weiß nicht, ob für die Gewerkschaften eine solche Möglichkeit gegeben wäre, ich stelle sie vielmehr hier zur Diskussion.

Der Zusammenschluß gegen die reaktionäre und tendenziöse Handhabung des Rundfunks muß kommen. Dieser Rundfunk hat ungeheure und unabsehbare Möglichkeiten, von denen sich der Bildfunk sehr bald verwirklichen dürfte. Und wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Denn der Druck der Massen wird die verantwortlichen Stellen sehr bald darüber aufklären, was der Rundfunk sein soll: das grandioseste Volksbildungsunternehmen der Welt, eine allen zugängliche Universität mit unbegrenztem Fassungsraum, das Welttheater freien Geistes und ein Instrument der Völkerverständigung und Völkerversöhnung, das durch keine Grenzpfähle gehindert ist. Nur diesen Zielen soll die Welle dienen, die in Sekunden das Weltall umkreist.

Berlin! Berlin! von Ignaz Wrobel

Berlin hat keine sehr gute Presse im Reich; voller Haß wird diese Stadt kopiert. Was geht da vor?

Einer der Oberschreier im Kampf der Wagen und Gesänge ist Hugenberg. Der hat sich aus den übelduftenden Restbeständen der schmutzigen Wiener „Stunde" ein paar Schaufensterdekorateure herangeholt, die, Bonifacio Kiesewettern gleich, die Mauern mit merkwürdigem Farbstoff beklecksen und ihr Ottakringer „Hoppauf!" in das gute „Gib ihm Saures!" täppisch zu übertragen versuchen. Wie da Hunderttausende von Lesern sich selbst ausnehmen, wenn Berlin als radikale Lasterhöhle beschimpft wird, wie gleichzeitig der schlecht gelüftete Amtsgerichtsrat in der Provinz sein Germanentum attestiert bekommt und Berlin als bolschewistisches Judennest angeprangert wird — immer mit Ausnahme der geehrten Abonnenten, die wir besonders auf unsern Anzeigenteil verweisen —: das wäre zum Entzücken gar, wenn das Blatt nun auch noch auf Rollen gedruckt wäre. Nur Wilhelm der Zweite las dieses Papier in unzerschnittnem Zustande.

So weit Hugenberg, der ja wissen muß, wie er mit diesem ungeschickten Geschrei von der „roten Berliner Rotte" so ganz nebenbei die Geschäfte seiner Leute stört. Während die Stadt auf der einen Seite etwas komisch anmutende Versuche macht, einen „Fremdenverkehr" zu organisieren, dabei außer Acht lassend, daß sich kein Mensch auf dieser Welt für Geld gern unhöflich behandeln läßt („vorbestraft" und „Ausländer" sind für viele Polizeibüros Synonyme) — während Messeamt und Oberbürgermeister miteinander wetteifern, besudelt auf der andern Seite der tüchtige Hugenberg die eigne Stadt und das eigne Eiernest.

Die Provinz hat andre Motive.

Da erscheint vor allem der Gedanke unerträglich, daß „die Leute in Berlin" alles besser wissen wollen, und Lokaldünkel, Unfähigkeit, weiter als bis zum nächsten Kirchenturm zu denken, und Ämterehrgeiz werden gern als „kulturbedingte Interessen des Föderalismus" plakatiert. Berlin, Berlin!

Nun hats Preußen den Leuten in der Provinz nicht leicht gemacht. Dieser berliner Überlegenheitston, der die Andern wie verständlich so maßlos reizt, diese törichte Attitude, die sich aus Herrschergelüste, Überlegenheitsfimmel und Postenjägerei zusammensetzt, hat unendlich geschadet. Die Vormachtstellung Preußens muß fallen, auch, wenn seine Regierung uns heute besser zusammengesetzt scheint als die des Reiches. Hier allerdings liegt der seltene Fall vor, wo ein Land bedingungslos vor dem Reich kuscht, kapituliert, sich nicht mehr rührt — man stelle sich dasselbe etwa von Bayern vor, das ja in Wahrheit dem Reich nur lose angegliedert ist. Die Vormachtstellung Preußens muß fallen, wie die der Bundesstaaten, lächerliche Überbleibsel dynastischer Schachereien, fast ohne Kulturinhalt; denn es wird uns wohl kein Mensch im Ernst einreden wollen, daß die Grenzen der wahren Kulturkreise in Deutschland mit denen zusammenfallen, so durch Prinzessinnen-Prostitution und Landkauf festgesetzt worden sind.

Mein München lob ich mir; es ist ein klein Berlin und bildet seine Leute! Die Anti-Berliner, die am liebsten in der Landestracht ins Bett kriechen würden, die sich mit der Betonung der partikularistischen Eigenart gar nicht genug tun können, putzen sich nämlich brav den Mund mit Kaliklora, gurgeln mit Odol, benutzen das Reklame-Vaseline ihrer Zeitschrift, unterliegen denselben Einwirkungen der deutschen Allerweltsreklame ... Denn die Wirtschaft läßt sich nichts vormachen, und da hören die heimischen Belange (sprich aus wie: Melange) auf.

Im übrigen kopiert Das Berlin, wo es nur kann. Nicht etwa, weil Berlin gar so schön und nachahmenswert sei. Aber es muß doch dem deutschen Volkscharakter sehr weit entgegenkommen ... Die Diele und die Bar, die illustrierte Zeitung und die Verkehrsampel, Mode und Theater, Klamauk und Kunst: es gibt kaum eine Sache, mag sie noch so verdienstvoll oder noch so dämlich sein, die in der Provinz nicht ihren Nachahmer fände. Was die Herrschaften nicht hindert, voll heimlichen Gruselns und auf das Dümmste gegen Berlin, den verruchten Herd des Umsturzes, zu wettern. O, wäre es das —!

„Ich verstehe nicht, wie man in seinem Alter noch so radikal sein kann!" sagte einst Goethe, grade als er wieder einmal den Ernst Ritter von Possart spielte. Es goethelt sich da etwas zurecht in deutschen Landen. Bis an den Hals mit jener Sucht gefüllt, dem andern um Gotteswillen eine Spirale weit vorauf zu sein, lächeln diese Kulturbadewärter leise und vornehm auf die „Berliner Radikalen" herunter. Ich spreche gar nicht einmal vor den dummen völkischen Zeitschriften, die für sich alle paar Monate ein neues teutsches Genie entdecken, einen Bildhauer, der keusches Blond knetet, heiligen Mutterschoß und betenden Krieger; einen Maler, der von alten Kirchenbildern klaut, was ihm erreichbar ist; zur Zeit haben sie Hans Grimm beim Wickel, einen falschen Frenssen, und der echte war schon Tomback ... Also von denen wollen wir uns gar nicht unterhalten.

Aber ihre Terminologie, ihre dumme Verachtungspose gibt es noch ein andres Mal, jene matten Gesten, die immer den Eindruck erwecken, als habe man einem lebhaften Ostjuden während der Rede die Hände festgebunden, und nun wedelt er nur noch leise mit dem Charakter ... alles Das gibt es zum zweiten Male bei den falschen Konservativen des Geistes.

Zu blutarm, um von der Zeit aufgepeitscht zu werden, zu bequem, etwas zu riskieren, sehen sie vornehm überlegen auf die windigen, die altmodischen, die Berliner Radikalen.

Zu leugnen, daß es auch unter Diesen des Unliebsamen, des Monomanen, des Abzulehnenden genug gibt, hieße, den deutschen Fehler begehn: alles sündhaft zu heißen, nur die eigne Gruppe nicht. Die dekorativen Philosophen, die unter „Berlin" einen Radikalismus verstehn, der ihnen peinlich ist, können noch nicht einmal treffen, wenn sie schießen: Soll ich einmal —? Ich kann Denen erzählen, wie oft tönende Stimme und geistiges Format im Mißverhältnis stehn, eine Erscheinung, die mein

lieber Freund O. C. einmal „Schreib-Riesen" getauft hat; wie [illegible]histisch vieles ist, wie unglücklich sich diese entwurzelten Bürger, nicht wieder angewachsenen Proletarier fühlen; wie sie anlehnungsbedürftig, im Winde schwanken... Aber der letzte Schwätzer dieser „Berliner Radikalen" ist mir immer noch lieber als irgend eines Kaufmanns gesättigter Schwiegersohn, der maßvoll-gebildet historisches Fachwissen, chinesische Wandsprüche und die Kenntnis von Wiener Porzellan gegen Das auszuspielen versucht, was uns bewegt.

Vor dem Kriege vertrat Oscar A. H. Schmitz den Typus des Philosophen mit Bad und allem Komfort — heute haben wir deren viele. Das gedeiht besonders unter Privatdozenten. Aber wenn man näher hinblickt, was sie denn zu so vornehmer Ruhe befähigt, wie sie denn dazu kommen, so fein das Gewissen der andern zu analysieren, leise abzuwinken, wenn draußen auf der Straße geschossen oder auch nur geprügelt wird —: es ist immer, immer dasselbe. Sie sind vornehm, still und leise, weil Papa ein gutgehendes Papiergeschäft hat; weil die Zeitung, die sie anstellt, gute Inseratengeschäfte macht; weil da eine Rente mit einer Tante ist; weil sie gut gegessen haben, sauber gebadet sind, es friert sie nicht —: von sicherm Port läßt sich gemächlich raten. Aber dann doch lieber den entwurzelten Bürgerssohn, der das Maul zu weit aufreißt, dessen Lebensführung mit seinen Theorien nicht in Einklang steht —: er fühlt wenigstens, was da leidet auf der Welt; er hat ein Ohr, zu hören, ein Herz, das schlägt... „Man muß protestieren."

Ich liebe Berlin nicht. Seine Wendriners hat Gott in den Mund genommen und sofort wieder ausgespien; seine Festlichkeiten sind sauber ausgerichtet; seine Dächer sagen nicht zu mit mir: „Mensch! Da bist du ja!" Ich liebe diese Stadt nicht, der ich mein Bestes verdanke; wir grüßen uns kaum. Aber wenn man diese Kulturtrottel in allen Orten des Reiches sieht, ist zu sagen:

Es ist ein kindliches Spiel, die Angst vor der Aufteilung der Bankkonten, Angst vor Unbequemlichkeit, Kasteneitelkeit und unfruchtbare Bildung, die mit dem Blick auf Laotse über den mißhandelten Zuchthäusler nicht einmal stolpert, auf eine Schießbudenfigur „Berlin" zu pappen und nun nach der Scheibe zu schießen. Scheibe. Verfaule in deiner faulen Bildung, Gebildeter. Versauf in feinen Formulierungen, Brillenkerl. Lächle überlegen — ach, bist du kultiviert!

Wenn Das Berlin ist: Radikalismus in Militärfragen, Unbedingtheit gegen den Stahl- und Kohlen-Patriotismus; Haß gegen Verblödung durch die Pfarrer Mumm und Pfarrer Heuß; Sabotage der Vorbereitungen zum nächsten Schlachten durch Kriegsminister Geßler, Judikatur und Schule, wenn das alles „Berlin" ist —: dann sind wir und unsre Freunde im ganzen Reich, in Hagen und an der Wasserkante, in der Mark und im sächsischen Industriebezirk, dann sind wir für diese Stadt, in der immerhin Bewegung ist und Kraft und pulsierendes rotes Blut. Für Berlin.

Possart von S. J.

Also das gibt es. Auch wenn mans erlebt hat, erscheint es märchenhaft. Das ist Jahrzehnte lang deutschen Schauspielern als Idealismus in der Kunst gepredigt worden. Dagegen haben alle Naturen und Naturalisten unsrer Bühne so wenig ausrichten können, daß es noch heute besehen, beklatscht, belobt und gegen mich in Schutz genommen wird. Ein Greis, dessen künstlerische Bewertung eben nicht ohne eine gehörige Zurückdatierung möglich sei. Aber was denn! Der Mann ist einundsiebzig Jahre jung. Die Stimme dröhnt, der Gang federt, das Schmalz zischt nur so. Singula de nobis anni praedantur euntes? Uns; nicht solchem Possart. Brettererfolg konserviert, und doppelt, wenn er mit so geringer seelischer Beteiligung erreicht wird. Advokat Berent und Rabbi Sichel erfordern freilich kein Herzblut. Aber wie der Altmeister beide hinlegt, das verwehrt es denn doch einem Menschen von Geschmack, sich etwa gar den Shylock anzutun.

*

Die Gastierrolle in Björnsons ‚Fallissement' kommt auf den Großhändler Tjaelde zugehinkt. Kein Mensch mit zwei graden Beinen kann so harmonisch gehn, wie Possart hinkt. Er soll grüßen. Langsam hebt er, in schöner Rundung, den Arm und erweckt die Vorstellung, daß er den Hut packen wird. Aber in genau bemessenem Abstand von der Krempe streckt er die gepflegte Hand lang aus, daß die Fingerspitzen den Rand berühren, und greift dann erst zu. Noch ist kein Wort gefallen; und schon haben wir von seiner Affektation, seiner Pfauengrandezza, seiner Vorsintflutlichkeit einen so kräftigen Hauch verspürt, daß sein Singsang kaum mehr überrascht. Ein turnerisch begabtes Organ. Es klettert blitzschnell vom Falsett in den Baß hinunter und wieder zurück, schlägt auf halbem Wege die gewagtesten Pirouetten, kokettiert dabei mit sich selber und wird sicherlich auch in den nächsten einundsiebzig Jahren nichts von seiner Gelenkigkeit einbüßen. Jeden Vorbeter der Provinz Posen müßte der Neid krank machen. Was das alles mit Schauspielkunst zu schaffen hat, mögen die ältesten Perücken der Kritik entscheiden. Es kommt Herrn Possart gar nicht darauf an, bei den sachlichsten Sätzen ein bißchen zu weinen. Wo Eile not tut, entfaltet er ein rotes Taschentuch, legt es auf den Tisch, zückt eine Schnupftabaksdose und glaubt vielleicht wirklich, mit solchem Gespiel diejenige Naturwahrheit zu leisten, die in einem bürgerlichen Schauspiel verlangt wird. Es scheint zu dem gleichen Ende zu sein, daß er manchmal die Stimme dämpft. Aber kein Ausrufer kann lauter schreien als dieser Mime mit seinem diskreten Gesäusel. Seine Gefühlstöne verbreiten Furcht und Schrecken. Wenn er vom Segen des Schlafes tremoliert, entwertet er einem diese herrliche Gabe Gottes auf Tage hinaus. Was soll ich mehr sagen? Dem königlichen Schauspielhaus gehört bekanntlich Herr Joseph Nesper an, der aus den sieb-

ziger oder fünfziger Jahren dort stehen geblieben ist und in unermüdlicher Altersschwäche das Banner der Konvention nicht grade hochhält, aber jedenfalls nicht sinken läßt. Als nach drei Akten des Ehrenmitglieds Ernst Ritter von Possart — man möchte den Mann einmal seinen eignen Namen deklamieren hören — Herr Nesper die Bühne betrat, hatte man die Empfindung: Scholle, Erdgeruch, Quellfrische, Gebirgsbach, Bund der Landwirte, Familie Selicke, Rittner.

4. April 1912

Lücke von Theobald Tiger

Früher, wenn mal etwas Komisches war:
ein Rednerschwupper an Thron und Altar,
der Kindermund eines Filmgenerals,
der Duft eines Reichsgerichts-Skandals,
Adele Sandrocks herrlicher Baß,
ein dämlicher Kabinettserlaß;
wenn mit Recht ein Verleger Pleite gemacht,
wenn ein Tisch sich bei Schwannecke zerkracht —
dann tat eine innere Stimme befehlen:
Das mußt du gleich S. J. erzählen!

Dahin.
Jetzt sitz ich ganz allein.
Keinen hör ich vor Beifall schrein;
hör nie mehr das schmetternde Gelach,
nie mehr die Herzensfreude mit Krach...
Doch dreimal am Tage, wenn was passiert,
wenn die Filmzensur sich selbst parodiert;
wenn Lewald mit Polen zusammenschliddert,
wenn ein Parteivorstand um die Ämter zittert —:
dann denk ich: Das darf er nicht verfehlen —
Das mußt du gleich S. J. erzählen...

Das trudeln wir noch so dreißig Jahr.
Dann ist alles nicht mehr wahr.
Dann pflanzen sie uns mit Chorälen ein,
wir liegen still und ziemlich allein,
und die Seele steigt aus dem engen Verließ
mit der Pressekarte ins Paradies.
Dann will ich ihn wiedersehn.
Und alles, was bis dahin geschehn:
deine Arbeit und meine Malheure,
den letzten Radau der Regisseure,
eure Treue und unsre Mühn,
und die besten Witze aus ganz Berlin,
Manna für die unsterblichen Seelen —:
Das will ich dann alles S. J. erzählen.

Das schlechteste Buch

Welches halten Sie für das schlechteste Buch? Das möchten wir einmal wissen.

Wer die besten Bücher schreibt, braucht nicht mehr festgestellt zu werden: denn dafür haben wir die Akademie und den Pen-Club und die Schriftsteller auf Rädern, die in Paris und Warschau Frühstück zu essen bekommen — bis zum nächsten Krieg. Und wenn man noch bedenkt, daß es Literaturpreise gibt, die meist etwas mehr einbringen als das Porto für die Zusendung eines Romanmanuskripts beträgt, so braucht uns um die Förderung der besten Literatur nicht bange zu sein. Glaubt man den Verlagen, die sich meist nur für ihre Kostüm-Reißer einsetzen, so enthebt uns der Kleine Ploetz (Grundriß der Weltgeschichte) jeder weiteren Sorge um die Literatur.

Selten aber vereinigen sich die Voraussetzungen, um ein Buch in allen Teilen, in allen Beziehungen, von allen Sehwinkeln aus durchaus schlecht zu nennen. Nietzsche hat einmal ein Buch angemerkt, zu dem er Wort für Wort Nein gesagt habe — und dennoch hat er es zu Ende gelesen. Gibt es so etwas?

Welches ist das schlechteste Buch —?

„Schlecht" kann vielerlei bedeuten und soll auch vielerlei bedeuten. Ein Buch kann schlecht konzipiert, schlecht geschrieben, schlecht gemeint sein, es kann schlecht aufgefaßt werden, und es kann schlecht wirken. Darin, was er unter schlecht verstehen will, soll bei diesem Wettbewerb jeder frei sein: er muß sein Votum nur begründen. Wir wollen nicht feststellen, welches Buch die meisten ablehnenden Stimmen auf sich vereinigt, obgleich auch das lustig zu sagen wäre, sondern wir wollen einmal sehen, was als schlecht gilt, und warum es als schlecht gilt.

Wer der „Weltbühne" diese Frage beantworten will, der ist freundlich eingeladen. Es soll nach Möglichkeit ein deutsches Buch der letzten hundert Jahre sein — aber eine Bedingung ist das nicht. Das Votum soll von einer kleinen Begründung begleitet sein, die nicht länger als dreißig Zeilen sein darf. Der letzte Einsendungstermin ist der 1. Mai 1927. (Auf dem Couvert Vermerk: „Preisausschreiben".)

Wer die schlagendste Begründung seines Urteils abgibt, erhält ein Halbjahrs-Abonnement auf die „Weltbühne"; der Secundus und der Tertius bekommen das Blatt je drei Monate umsonst.

So, nun wollen wir einmal sehen, was da kommt.

Rosinkess mit Mandlen von Adalbert Weislingen

Ein Jud kommt aus Deutschland in sein Städtel zurück. Er trifft den Rebbe, der fragt ihn: „Ihr seid doch jetzt in der großen Welt gewesen. Wie ists dort? Schöner als bei uns? Wunder über Wunder höre ich von der großen Welt, aber keiner kann mir sagen, wies dort ist." Sagt der Jud: „Wenn ich anfangen soll zu erzählen, Rebbe, das hätte kein Ende. Ich will euch nur ein paar Sachen sagen. Bei Denen ist zum Beispiel eine Tram, so nennen sie das. Das ist so ein Wagen, der ohne Pferde geht, elektrisch geht er. Wenn ich zum Beispiel von einer Gasse zur andern will — zu Fuß gehn, das kennt man gar nicht. Man setzt sich auf die Tram hinauf, und in zwei Minuten führt sie Euch, wohin Ihr wollt! Dann gibt es Bahnen. Aber was für Bahnen? Eine Strecke wie von Wilna bis Kowno fährt man eine halbe Stunde. Dann Telegraphen und Telephone. Zum Beispiel, Ihr habt was zu reden mit Reb Todreß in Berlin. Von Königsberg nach Berlin fahren, reden? Keine Spur! Ihr redet in Königsberg, Reb Todreß redet in Berlin, und man hört. Versteht Ihr? Es geht so geschwind, man kanns nicht glauben!" Sagt der Rebbe: „Ja, wahrhaftig, Wunder über Wunder! Nur das kann ich garnicht verstehn: was beeilen sie sich so in der großen Welt —?"

Unter den zweihundertachtundachtzig Schwänken, die, unter anderm, den Inhalt der Anthologie ostjüdischer Volksliteratur bilden, „Rosinkess mit Mandlen", herausgegeben vom Doktor Immanuel Olsvanger im Verlag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, ist Dieser einer der ganz wenigen, die nicht auf die Lachmuskeln wirken. Doch scheint mir der Weg über diese Geschichte der gangbarste, um, wenn nicht auf die Elemente, so doch auf die Voraussetzungen jüdischen Witzes zu kommen. Der Ostjude lebt in himmelweiter geistiger Entfernung von mittel- und westeuropäischer Aufklärung, deren Methoden ihm lächerlich und verächtlich erscheinen. Er kennt keine andre Literatur als die ‚Tejre' (Tora), die, im weitern Sinn, das ganze ‚Meer des talmudischen Schrifttums' umfaßt. Philosophieren, ‚Tejre-reden', heißt seit undenklichen Zeiten nichts Andres als mit erschreckender Unproduktivität den Text der alten heiligen Bücher auf Grund der sanktionierten Kommentare interpolieren. Über die bis zur Apotheose des Sophisma hochgezüchtete Dialektik hinaus kommt das Fabulierbedürfnis der Ostjuden bei dieser Beschäftigung mit einer Unzahl von Parabeln zu Wort. Die vollkommene Abgeschlossenheit, die selbstgewählte und die aufgezwungene Exklusivität haben einen Konservativismus großgezogen, der schon den räumlichen Abfall für ein Unglück hält.

A idene is amol gesessen un hot gehert, wi me ret arum Montefioren, wos fara min gwir er is, un wos fara kowed er hot ban kejsser un ba die ministoren un ba ale gdejlim. Macht si: „Wos helft em, wos er is asej rajch, as er is nebach asej farwogelt!"

Eine Jüdin hört einmal von Montefiore reden, was für ein reicher Mann er ist, wie er beim Kaiser, bei den Ministern und bei allen Großen in hohem Ansehen steht. Sagt sie: „Was hilft ihm sein Reichtum, wenn er nebbich so weit von Hause ist?"

Ihre weltliche Literatur, die von der geistlichen die Elemente nimmt, wie die geistliche von ihr die anekdotisch-parabolische Form, bleibt der immer lebendigen, immer neu schaffenden mündlichen Tradition überlassen. In den Mußestunden, erzählt man einander ‚majsselach', ‚glajchwertel' (Anekdoten, Parabeln), eins ergibt das nächste, es gibt keinen jüdischen Witz, der nicht die Grundlagen für einen weitern enthielte. Gut erzählen ist gewiß eine Kunst, aber nichts gegen die, einen Witz zu unterdrücken.

Das erste ‚Da fällt mir ein ...' wird einer gegebenen Situation entspringen. Der zweite Witz ist dann thematisch ein Bruder des ersten. Ich aß einmal bei einem Freund, seine Mutter war auf Sommerfrische, der Vater zuhause. Der Alte war gut gelaunt und ließ vom Hausmädchen eine Flasche Wein öffnen. Als er aber Weingläser verlangte, mußte er erfahren, daß seine Frau sie vor ihrer Abreise eingeschlossen hat. „Da fällt mir ein", sagte er, „einmal ist ein Jud von Polen nach Ungarn gegangen, lauft ihm auf der Landstraße ein Hund nach und will ihn beißen. Will der Jud einen Stein aufheben und auf den Hund werfen, daß er Ruh gibt. Es war aber Winter, und der Stein war angefroren. Sagt der Jud: ‚Meschugge: Ungarn! Die Hund laufen herum, und die Steine bindt man an!' So kommt mir meine Frau vor: den Wein laßt sie draußen, und die Gläser sperrt sie ein."

Das Buch von Doktor Olsvanger unterscheidet sich ganz wesentlich von allen andern mir bekannten „Witzbüchern". Abgesehn von seiner außerordentlichen kulturwissenschaftlichen Bedeutung, abgesehn auch von seinen Mängeln (Unschlüssigkeit in der Orthographie, flüchtig durchgearbeitete Fußnoten, die wohl jeweils den Sinn, selten aber die wahre, oft an sich ungeheuer witzige Bedeutung eines und desselben Worts in verschiednen Anwendungen wiedergeben) ist es in der Unmittelbarkeit der Darstellung gradezu unübertrefflich zu nennen. Der Charakter der mündlichen Erzählung geht nie verloren. Selbst ein Jesuitenpater würde beim Lesen ganz von selbst die Gesten des Erzählers mitmachen, die ganze Art des „Aufputzes" ist zwingend originell und verschafft in unaufdringlichen Dosen eine Kenntnis des Milieus, wie sie besser gar nicht gewonnen werden könnte; der Ablauf einzelner Geschichten aber gibt oft mit ein paar Zeilen von ganz wunderbarer Plastik Proben jüdischen Denkens. Zum Beispiel:

Ejner hot amol getrofen a iden lejfendik af'n gass. Fregt er em: „Wu lejft ir asej?" Macht er: „Wos hejsst, wu lejf ich? In Kowne is doch a j'rid." — „Nu, un as a j'rid? Wos darft ir dem j'rid?" Macht er: „Ich wejss? tomer wet sach machen a furchel af zurik ..."	Einer sieht einen Juden über die Straße laufen. Fragt er ihn: „Wohin lauft Ihr so?" Sagt er: „Was heißt, wohin ich lauf? In Kowno ist doch Jahrmarkt!" — „Nu, und wenn schon? Was könnt Ihr da schon für Geschäfte machen?" Meint er: „Weiß ich? Vielleicht trifft sich ein Fuhrwerk für zurück ..."

Der Goj ist den Ostjuden ein im Ganzen und Großen recht verächtliches Wesen; für die jahrhundertelange Unterdrückung rächen sie sich mit ängstlich-verschlagener Überlegenheit. Eine

Ahnung von der Verachtung nichtjüdischer Wissenschaft, also der Wissenschaft überhaupt, gibt der Anfang dieser Geschichte:

Ba uns in schtetel is gewen a chejder, wos der m'lamed is gewen fun die hajntike. Is außer wos er flegt lernen mit die kinder Chumesch mit Raschi, flegt er sej lernen noch andere sachen, er flegt mit sej schmuessen fun der natur, fun blumen, fun fejglach. Zu wos er hot dos geton, wejss ich nit. Zu wos darf aidescher ingel wissen, wi der blum hejsst oder wi jener fejgel kwitschet? Ejgentlach is dos an ejssik far gojim.

In unsrer Stadt war ein Lehrer an der Schule, der war einer von den Modernen. Abgesehn davon, daß er mit den Kindern den Pentateuch gelernt hat, hat er mit ihnen über die Natur, die Blumen, die Vögel geredet. Wozu er das getan hat, das weiß ich nicht. Wozu muß ein jüdisch Kind wissen, wie diese Blume heißt, oder wie jener Vogel quietscht? Eigentlich ist das eine Beschäftigung für Gojim . . .

Dann wird weiter erzählt: „Ober der m'lamed fun unser schtetel hot asej gewelt, und fartig." Basta! Wozu Schafe gut sind, fragt er einen Jungen. Um Wolle zu geben, fällt Dem nach längerer Zeit ein. Und wozu Wolle? Das weiß er nicht. Der Lehrer will ihm helfen: „Woraus ist dein Rock gemacht?" „Fun tatens a por alte hejsen!" (Aus Vaters alten Hosen.)

Von jeder Kategorie gibt es in diesem herrlichen Buch eine Unmenge sehr gut gewählter „majsses". Aus dem kaufmännischen Leben, aus der Schule, vom Wunderrabbiner, von der Eisenbahn, — in Rußland fuhren die Juden gewöhnlich ohne Fahrkarte, „mit'n Kondukter" nannte man das. Der Kontrolleur hieß ganz allgemein der „malachhamowess", das heißt „Todesengel". Gemeinsam ist ihnen eine mehr oder weniger spürbare Selbstironie, die übrigens schon in der Sprache zu liegen scheint, vielleicht auch in der Gewohnheit, einander mit „reb id", „Herr Jude", anzusprechen. Hier, in der Dürftigkeit und äußerlichen Armseligkeit des Milieus, hat das Wort „schön" seine Bedeutung etwas verschoben: „a schejner id" ist weniger ein Mann von einnehmendem Äußern, als ein Jude, wie er sein soll, „wie er badarf zu sajn". Man ist sich der Verschiebung noch bewußt, sonst hätte dies nicht entstehen können:

A id is gekumen in a klejn schtetel. Er hat gesucht einem reb Hersch. Gejt er asej af'n gass un trefft an eltern iden. „Scholem alejchem! Reb id!" — „Alejchem scholem! Wos darft ihr?" Macht der id: „Ich wolt ejch gewelt fregen: Ir kent efscher Reb Herschn?" „Reb Hersch? Wossara reb Hersch?" — „Reb Hersch, wos ejn ejg felt em." — „Ejn ejg felt em? . . . Ich wejss nit." — „Un fun andern ejg rint" — usw.

Ein Jud kommt in eine kleine Stadt und sucht einen Mann namens Hersch. Auf der Gasse trifft er einen ältern Juden und fragt ihn nach Hersch. Der weiß nicht, was für ein Hersch gemeint ist, der andre beschreibt ihn: er hat nur ein Auge, das andre rinnt, er hat eine gespaltne Lippe, eine krumme Nase, einen Höker. Der Alte kann noch nicht erraten, wer gemeint ist.

Endlich werden noch „Parch" (Grind) und ein Stelzfuß als besondre Kennzeichen angegeben, und daß er „blecher" (Spengler) sei. Da kennt sich der Alte aus:

kuljawer = Lahmer, Awade = gewiß, wejnt = wohnt, schtub = Haus, Hütte.	‚Ah! Reb Hersch, der blecher! A kuljawer mit a parch, mit a hejker, mit a krummer nos, a geschpoltner lip, un ejn ejg felt un ejne rint! Awade ken ich em! Er wejnt do, in jener schtub: a schejner id!"

In Rußland lagen sich die Juden immerzu mit Polizei, Militär, überhaupt mit der Obrigkeit in den Haaren. Paßfragen, Militärdienstpflicht waren Dinge, mit denen jüdische Art sich durchaus nicht vertragen wollte.

Wie lehrreich ist doch diese Geschichte:

An ofizer hot gemuschtrewet nowobranzes. Hot er sej ongesogt, wie sej darfen sach firen, wi sej darfen entfern dem ofizer, un wi dem general un wi dem un wi jenem. „Izter" — sogt er — „wel ich prubiren, zi ir kent schejn gut di dinim fun der komande. Ir schtelt sach ale aus in ejn schure un schtejt; un as ich wel sogen ejns, zwej, draj! solt ir ale onhejben gejn, ober kejner sol sach nit antwegen gejn, ejder ich wel sogen draj; farschtanen?" „Tak totschno!" Hoben sach die nowobranzes ale awekgeschtelt in ejn schure, wi der ofizer hot gehejssen, un hoben gewart uf komande. Schtelt sach der ofizer awek antgegen un hejbt on sogen: „Ejns, zwej . . ." Er hot nit uspjejet arauszusogen, zwej, nemt a idescher nowobranjez, un hejbt on zu gejn. Wert der ofizer inkass un ruft zu dem ideschen nowobranjez, un fregt em: „Du host doch gehert, wi ich hob gehejssen, as ejder ich wel sogen draj, sol kejner nit onhejben zu gejn: far wos bistu gegangen, as ich hob nor gesogt zwej?" Macht der id: „Wasche Wyssokorodije! Dos sanen doch ale idjoten! Ober ich hob gewusst, as ir wet sogen draj!"

Ein Offizier richtet Rekruten ab. Er sagt ihnen, wie sie sich benehmen sollen, wie man dem Offizier antwortet, wie dem General und wie dem und jenem. „Jetzt", sagt er, „will ich probieren, ob ihr schon die Kommandos kennt. Stellt euch in eine Reihe und haltet still; und wenn ich eins, zwei, drei! sage, sollt ihr alle zu marschieren anfangen, aber keiner soll anfangen, ehe ich drei gesagt habe; verstanden?" „Zu Befehl!" Die Rekruten stellen sich in einer Reihe auf, wie man ihnen befohlen hat, und warten auf das Kommando. Der Offizier stellt sich ihnen gegenüber und beginnt: „Eins, zwei . . . ." Er hat kaum Zeit, zwei zu sagen, da fängt schon ein jüdischer Rekrut zu marschieren an. Der Offizier wird wütend, ruft den jüdischen Rekruten zu sich und fragt ihn: „Du hast doch gehört, wie ich befohlen habe, daß keiner mit dem Marschieren beginnen darf, ehe ich drei sage; warum bist du gegangen, als ich erst zwei sagte?" Sagt der Jud: „Euer Hochwohlgeboren! Das sind doch lauter Idioten! Aber ich hab gewußt, Ihr werdet drei sagen!"

Reb id! Bruder! Wie hast du doch recht! Niemandem war der Krieg so unverständlich, so verhaßt wie euch, Brüder! Niemand hat den „Dienst" so radikal sabotiert wie ihr! Ich sehe noch den armen, zerdrückten, greisenhaften Juden mit der schlotternden Montur vor mir, im Hof eines Zuchthauses, das sich „Rekonvaleszentenheim" nannte, der Feldwebel tritt ihm unter gräßlichen Flüchen auf die Füße, die sich bei der morgendlichen „Heilgymnastik" nicht reglementmäßig

bewegen wollen, und als der Jude durchaus nicht verstehn will, weshalb und wie er für die Einheit der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder exerzieren soll, fragt ihn sein Peiniger, um diesem merkwürdigen Fall von Unintelligenz nachzugehen: „Was sind Sie in Zivil?" und er antwortet: „Was soll ich sein? Ich bin nebach a id!" Es war erschütternd.

In der berühmten Geschichte von den beiden Löwen im Zirkus, heißt der Zirkusdirektor: „der goj fun zirk" — Menschen, die einen Beruf haben, in dem man sich Juden nicht vorstellen kann, Zirkusdirektoren, Beamte heißen einfach und selbstverständlich „goj". „Starben" können nur Juden. Alle andern Lebewesen „pejgern" — krepieren. Was gehn den Juden die Löwen an! Mit betonter Unwissenheit, Unkenntnis ihrer Gewohnheiten, erzählt der Jude nur halb ärgerlich von dem Unsinn: „Rajssen sach, zi schpilen sach, zi wos!" und „hejbt sach uf af die hinterschte lapes un brumt, wie a richtiger lejb!".

Bei Disputationen vor dem Kaiser, vor Stadtgewaltigen, die für den Fall des Unterliegens stets dem Juden mit dem Tod drohen, muß der Goj immer den Kürzern ziehn. Aber die Selbsterkenntnis des Volks geht doch so weit, daß in manchen Geschichten, zum Beispiel in der von der jüdischen und der christlichen Hölle, die Juden wegen einer ihrer schlechten Eigenschaften dem Goj gegenüber zurückstehn müssen. Das Verhältnis zwischen Juden und Antisemiten ist in der folgenden Anekdote weise charakterisiert:

Jedweder goj is an antissemit. As ir solt fregen a goj: wos haltstu epess fun iden? wet er ajch entfern: Iden? a pskudne folk, schwindlares, ganowim.

Nu, un wos halt ir epess fun Todressen?

A, Todress? Todress is a fajner mentsch, er hot mit mir sejer fajn gehandlet.

Nu, un wi gefelt ajch epess Schmuel?

Schmuel? der fajnster mentsch, wos ich hob nor gekent. Er hot mit mir gehandlet wi a malach.

Und asej wet ajch der goj sogen fun jeden basondren iden di schenste werter. Ober pruft fregen a iden: „Wos tracht ir sich epess wegen iden?" Wet er sach entfern: „Wos hejsst iden? Iden, dos is doch an am haniwchor, die fajnste ume.

Nu, un wos sogt ir zu Berlen?

Wos, der hunt? Asa miessen mentschen hot noch die welt nit getrogen. Er hot ba mir gekejft twue farn porez, hot er mich opgenart fun kop bis die fiss.

Jeder Goj ist ein Antisemit. Fragt ihr einen: Was hältst du von den Juden?, wird er antworten: Die Juden? Ein scheußliches Volk, Schwindler und Gauner!

Nu, und was haltet Ihr von Todreß?

Ah, Todreß? Todreß ist ein feiner Mensch, er hat an mir wunderbar gehandelt.

Nu, und wie gefällt Euch Schmul?

Schmul? Der beste Mensch, den ich je gekannt habe. Er hat sich gegen mich benommen wie ein Engel.

Und so wird der Goj von jedem einzelnen Juden die schönsten Dinge zu erzählen haben. Aber versucht einmal und fragt einen Juden: Wie denkt Ihr über die Juden? Wird er antworten: Was heißt Juden? Die sind doch ein auserwähltes Volk, die wunderbarste Nation!

Nu, und was sagt Ihr zu Berlen?

Was? Der Hund? So einen scheußlichen Menschen hat die Welt noch nicht getragen. Er hat bei mir Getreide gekauft,

Nu, un wi gefelt ajch epess Jizchok?
Der hultaj, der trefener bejn? Un asej wet er ajch entfern wegen Schmuelen, und wegen Todressen un wegen itlachen reb Jissroejl!

für den Gutsherrn, hat er mich betrogen, vom Kopf bis zu den Füßen!
Nu, und wie gefällt Euch Jizchok?
Der Schuft? Der Schweinsknochen?
Und so wird er Euch antworten, wenn Ihr ihn nach Schmul fragt, oder nach Todreß — nach allen einzelnen Herrn Juden!

Diese wenigen Proben werden bewiesen haben, daß meinen Übersetzungen des jiddischen Originaltextes — die übrigens gar keine Übersetzungen sein wollen, nur eine flüchtige Auskunft — alle Mängel geschriebener Anekdoten anhaften. Vielleicht ist es mir aber gelungen, zu zeigen, daß es sich verlohnt, sich in den jiddischen Text von „Rosinkess und Mandlen" einzulesen. Dieses Buch vermittelt in der allerbequemsten, nicht einen Augenblick langweiligen oder gar doktrinären Art Einblick in eine geschlossene, der ernsten Betrachtung werte Welt, die noch dazu die Heimat eines Humors ist, der nicht so bald übertroffen werden kann. Seine Träger sind Menschen, die den Weg vom streng abgesonderten geistigen Inzest zum Assimilantentum des berliner Kommis noch nicht zurückgelegt haben. Und dieser Weg dürfte einen Abstieg bedeuten.

Hasenclevers Komödie von Arthur Eloesser

Die Kunst ist kein Wattepusten, und wenn man die Backen noch so sehr aufbläst, man bringt sie durch keine Tiraden in eine gewollte Richtung. Die Eigenbewegung der Kunst schwingt auf ihren besondern Luftströmungen, und du kannst nicht auf derselben Welle durch die Reiche der Tat und des Geistes fahren. Literarische und politische Revolutionen folgen sich, bedingen sich, aber sie pflegen gerade Gleichzeitigkeit zu vermeiden. Als die große französische Revolution ausbrach, die immerhin eine derbere Sache war als unsre Novemberrevolte, brachte sie überhaupt nichts an Kunst hervor. Die ersten Häupter, die unter der Guillotine fielen, trugen noch Perücken und Zöpfe und Schleifchen. Aber die Girondisten, die dann geköpft wurden, antikisierten so gut wie die Jakobiner, die sie köpften; beide verkleideten sich als Brutus und Cassius, bis der Caesar kam. Wir hatten eine vorrevolutionäre Dichtung vor dem Weltkriege, der die eigentliche Revolution war, aber sie wurde zunächst nicht verstanden. Nach den sozial gesinnten Werken, die man in ihrer Gesamtheit als christlich bezeichnen kann, nach der Macht der Finsternis, den Karamosows, dem Germinal und den Webern traten Haßerklärungen gegen eine Welt auf, die als ganz ekelhaft empfunden wurde. Allgemeiner Vatermord. Songes Bettler brachte seine Eltern noch auf anständig zeremonielle Weise um, wie wenn Isaak den Abraham geopfert hätte. Aber Hasenclevers Sohn freute sich hemmungslos über den Schlaganfall des Vaters:

sein der Hausschlüssel, das ganze Taschengeld, Kaviar und Sekt, Weiber und Monte Carlo. Es traten Propheten auf, noch viel ekelhafter als ihre Väter, die sie umbrachten, viel genußsüchtiger und mammonistischer trotz allen Karikaturen an Kapitalismus und Unternehmertum. Karl des Kesse war eine Luftspiegelung von Wilhelm II. in dem anderen Reiche. Der am weitesten sah, die neuen Leiden der Masse, Blut und Feuer in großen Visionen, starb vor dem Kriege, in dem er bestimmt gefallen wäre. Das war Georg Heym, aber der zählt immer noch nicht recht, weil er nur Gedichte und keine Dramen schrieb. Die Tribüne des Theaters hatte sich in Deutschland am höchsten aufgebaut als die letzte Instanz; sie trompetete Weltgericht und verkündete jeden Tag den jüngsten Tag.

Unsere Püsteriche wollten, daß nach der politischen Tragödie der Revolution, die keine war, immer neue Tragödien chiliastischen Geistes geschrieben oder geschrien wurden. Aber die Propheten bliesen nur noch Rauch aus der Nase, und das bißchen Wildenbruchfeuer auf der andern Seite der Barrikade dürfte trotz vielem Blasen auch bald verkohlt sein. Da Kritisieren nicht Kommandieren heißt, wohl aber ohne Vorhersehen nicht bestehen und nicht lohnen kann: es war mir längst klar, daß die dramatische Welle, wie flach sie über den Sand rinnen mag, uns der Komödie zuträgt. Nicht, weil wir lachen müssen, nachdem wir geweint haben oder hätten weinen sollen. Sondern weil wir menschlich werden müssen, weil die heute noch denkbare oder wünschbare Komödie sich notwendig auf Menschlichkeit, Verständnis, Güte richtet. Weil wir alle zusammen so viel Prügel bekommen haben, daß uns ein gemeinsamer Rücken weh tut, weil wir Menschen, obgleich wir uns gegenseitig verleumden, hassen, morden, uns doch einander näher gerückt sind. Die Gelehrten haben festgestellt, daß es in Deutschland keine Komödie geben kann, weil wir keine Hauptstadt und darin keine Gesellschaft von überlieferten Formen haben. Auf die Gesellschaft kommt es heute nicht mehr an. Es kommt darauf an, daß wir, wie ungern auch, viel politischere Tiere geworden sind als wir früher waren, daß wir, wie ungemütlich auch, in eine viel engere von uns nicht mehr ausgesuchte Nachbarschaft geraten sind. Jede gesunde Komik braucht das breiteste Maß an Verständnis und Zustimmung; die Revuen, die Aristophanes sich von Markt und Straßen holte, waren so herzerfrischend für die feinen wie für die groben Leute. Die Komödie braucht das Gefühl der Nähe zwischen Mensch und Mensch, der engern Zusammengehörigkeit, der weitern Verwandtschaft, sie kann das sozialste Instrument aller geistigen Aufforderung sein. Wenn wir uns gegenseitig komisch finden, werden wir uns besser vertragen.

Das ungefähr dachte ich mir, als mich ‚Ein besserer Herr' von Hasenclever im Schauspielhaus immerhin einige Male zum Lachen gebracht hatte. Die Geschichte vom Heiratsschwindler, der die Millionärstochter in wahrer Liebe heimführt, ist auf einer schmalen Basis errichtet, aber sie setzt trotz ihrer Schmächtigkeit viel Literarisches, den Wedekind und den Sternheim und den Georg Kaiser voraus. Wenn der kesse Schwind-

ler den Kommerzienrat obendrein abtrumpft, weil er den bedürftigen Frauenzimmerchen in redlicherm Handel schöne Illusionen für schönes Geld geliefert hat, so brachte mich das grade noch zu einem Gefälligkeitslächeln, wo meine Nachbarn sich zu einem herzhaften Lachen kitzeln ließen. Aber Walter Hasenclever ist immer ein beachtenswertes Symptom gewesen, damals als Tragödie des Vatermords wie jetzt als Komödie einer flüchtig lustigen Veranstaltung. Ein Symptom auch dafür, daß wieder sauberer, strammer, zugleich bescheidener gearbeitet werden muß, was auch eine muntere und nicht zu sehr drahtziehende Regie einsah. Zunächst einmal saubere Wirtschaft, auch wenn sie noch nicht reich ist! Überdies lernt sich das Handwerk am besten an der Komödie, die Voraussicht und Berechnung verlangt. Und die davon am Ende nicht genug hatte. Es ist eine ausgezeichnete Idee, wenn der von Paul Bildt aus einem Proleten hübsch herauskultivierte Heiratsschwindler eine Generalversammlung der geschädigten Frauen veranstaltet, die ihm seinen Schwindel und sogar seine Heirat verzeihen. Aber die Versammlung darf sich nicht auflösen, bevor der Vorhang fällt. Die Szene muß dick und voll bleiben und chorisch zum Evoe schwellen für den Mann aller Männer oder vielmehr aller Frauen. Mehr Aristophanes! Man ist immer klüger, wenn man aus dem Theater kommt. Es gibt Kunstfehler. Aber diesem Fehler würde ich wohl zuvorgekommen sein, wenn ich dem angenehm symptomatischen Hasenclever als Dramaturg oder Regisseur beigestanden hätte.

Schauspielerinnen von Alfred Polgar

Emma Grammatica. Ich konnte die wunderbare Frau leider nur an ihrem ersten Wiener Abend sehn, aber er reichte hin, um Gewißheit zu schaffen, daß es noch so was gibt wie Magie der hohen Schauspielerei, und daß neben dem Zauber der Persönlichkeit auf der Bühne jener, den Regie und ihr Hokuspokus und aller sonstiger vom horror vacui geborner Theaterfirlefanz üben, wie Zunder zerfällt und verweht. Vor solcher Gegenwartserscheinung wie der Grammatica fliehen die Gespenster einer Zukunft, die nie sein wird. Diese kleine Frau, mit einem Organ, das zu spröde ist, um musikalisch zu wirken (man hörte es am ersten Abend nur in künstlicher Höhenlage), mit spitzer Nase, mit einem Mund, den die vorgebaute Oberlippe kindisch macht, mit beredten Augen und Händen und einer ganz zarten, fast dürftigen Körperlichkeit, gibt jedem Bühnenaugenblick transparente Fülle (es werden gleichsam alle Gefühls- und Erlebnislinien sichtbar, deren Schnittpunkt er ist), und spielt in jede Miene und Geste, in Blick und Tonfall des Geschöpfes, das sie darstellt, etwas von der Quintessenz seines Menschentums hinein. Alles ohne Mühe und Absichtlichkeit; kein falscher Ton ist in der variationenreichen Stimmführung. Die Grammatica brachte an jenem ersten Abend, nach einem langweiligen frostig-artistischen d'Annunzio, ein Stück aus dem Englischen des J. P. Barry „Le medaglie della vecchia moglie" (mit einem außerordentlichen

Partner: Signore Benassi). Sie ist da eine verhutzelte, einsame, alte Scheuerfrau, die, um hinter patriotisch geschwellten Müttern nicht zurückzustehn, sich auch einen Sohn im Felde zulegt. Der fremde Mann, den sie als Sohn erfand, übernimmt gutmütig die Rolle. Da er im Kriege fällt, betrauert ihn die Alte, als hätte sie ihn wirklich unterm Herzen getragen. Bezaubernd, wie die Gestalt in allen Säften ihrer besondern Menschlichkeit gekocht erscheint, wie die Grammatica das Komische, Rührende, Klägliche, das Schlaue und Einfältige, das Skurrile und Heilige der alten Kreatur ineinanderflicht. Wo sie steht, ist lebendige Erde, und in der Armeleutestube, die ihr Dasein umgrenzt, scheinen des Himmels Sterne hoch hinein. Aller Mütter Stolz ist in der triumphierenden Miene, mit der die Greisin am Arm des großen Kerls dahertrippelt, aller Mütter Schmerz in der sachten Bewegung, mit der sie die Kleider des Toten zärtlich wiegt und in der Truhe bestattet. Und wenn sie dann die Medaillen des Sohnes, der das nicht war, sich anheftet, Besen und Kübel nimmt und wieder an die Tagesarbeit geht, schwebt über dem Haupt der Alten ein Heiligenschein, in den von Tränen der Sterblichen, aber auch vom Lächeln der Götter ein Schimmer hineinverwoben ist.

*

In Portoriches ‚Amoureuse' entfaltete Maria Orska Not und Reichtum ihres Talents. Das Bedürfnis der Frau Orska, jeden Bühnen-Augenblick zu beleben, auszugestalten, zu fazettieren, gibt ihrer Kunst einen trüben Zusatz von Künstlichem, ihrem Spiel etwas Insistierendes, das so wirkt wie ein aufdringliches Parfüm. Hierzu tritt noch die Neigung der Frau Orska, Gebärde und Ton, die ihr wirksam scheinen, zu wiederholen, sie gleichsam durch Spiegel und Echo zu verstärken. Als Schauspielerin von Geist zeigt sie sich immer, als solche von hohem Rang in Augenblicken des Affekts. In Augenblicken. Für Schmerz à la minute, der kommt und trifft, hat sie starken Ausdruck. Dauert das Schmerzliche, so zerläuft es in Miene und Ton wie schlechte Schminke. Jedenfalls steht das Untermütige Frau Orska besser zu Gesicht als das Übermütige. Wenn sie gequälte Kreatur spielt, ist sie ergreifend. Wenn sie neckisch tut, ist sie unerträglich.

*

Alles war von der Grammatica ergriffen und begeistert. Auch, von Niemand zu übersehn, Frau Orska. Ein Theater im Theater, wie vor der großen Schauspielerin auf der Bühne die große Schauspielerin in der Loge — auch hier durch Eindringlichkeit der Darstellung fesselnd — sich neigte.

Preußen gibt aus:

Als Beihilfen zur Einführung gesundheitlicher Fürsorge in Schulen . . . . 36 000 M.	Für einen englischen Zuchthengst . . . 600 000 M.

Bemerkungen

Amtliche Kunstvorstellungen

Also nun weiß man, nun weiß Jedermann über die Lage der europäischen Kunst Bescheid. Die Lage ist, noch dazu in der Universität Berlin, durch Geheimrat Professor Waetzoldt in eine bestimmte Stellung gebracht worden. Die Sitzung zur Stellung der Lage veranstaltete jüngst der „Bund für Kunstausstellungen in der Schule". Die ganz große Presse teilt mit, daß der Geheimrat sehr interessant, sehr klar gesprochen habe, „man hatte das bestimmte Empfinden, daß er sich schon seit langem mit größter Intensität auch in das Wesen und die Ziele der modernen Kunstbewegung vertieft hat." Das hat die ganz große Presse bekanntlich nicht getan. Sie hat es daher leicht, bei Geheimräten das bestimmte Empfinden von Tiefenforschung zu bekommen. Der Geheimrat geht direkt an die gewissen Dinge der Kunst heran: „Der Expressionismus ist eine spezifisch deutsche Angelegenheit, die man auch draußen im Ausland nicht anders beurteilt. Den Expressionismus identifiziert man draußen mit dem Bolschewismus, dem Anarchismus. Das ganze Deutschland, so urteilt man dort, spiegle sich eben in den Formgebungen seiner Kunst wider. Und Deutschlands Schicksal sei in diesen Dingen nur mit dem Italiens und Rußlands verwandt. Heute aber geht die gesamte Kunst Europas durch eine Krisis, die Kurve des Spiels biegt um, und wir erleben das Glück, selber mitzumachen, wie ein Spiel wird."

Mit wem mag der Geheimrat da „draußen" korrespondiert haben, oder verwechselt er draußen mit drinnen? Der Geheimrat wird mir wenigstens glauben, daß ich in jenen vorkritischen Tagen recht viel über den Expressionismus gehört habe. Mir hat nur mein Gewährsmann immer gesagt, daß man „drinnen" den Expressionismus mit dem Bolschewismus identifiziere. Weil man nämlich drinnen solche Angst vor dem Bolschewismus hat. Wenn sich nun aber durch diesen peinlichen deutschen Expressionismus das gegenwärtige Deutschland und leider noch Italien und Rußland widerspiegelt, wie kann der Geheimrat eine so ernste Angelegenheit eine „gewisse stilistische Erscheinung" nennen! Der Geheimrat macht es wie die übrigen verschlafenen Kunstforscher. Er setzt die Entstehung des Expressionismus einfach in das Jahr, in dem er erwacht ist, und geht dann zu den Dingen der Kunst selbst über. „Der Expressionismus deformiert mit Willen, er stülpt die Dinge um, übersteigert sie. Der Hang zur Primitivität beherrscht den Künstler, der Drang zum Abstrakten, der Drang zum Pathos." Der Kleine Moritz hat bekanntlich geglaubt, daß der Expressionismus ohne Willen deformiert. Weil die jungen Leute nicht zeichnen konnten. Hier wird nun der kleine Moritz, hier werden die großen Kunstkritiker eines bessern belehrt. Dem Expressionismus wird amtlich bestätigt, daß er mit Willen deformiert. Er stülpt die Dinge der Kunst um, sagt der Geheimrat. Was mag der Mann sich unter deformieren denken? Hang und Drang beherrschen den Künstler, sagt der Geheimrat, Sturm und Drang zu sagen ist ihm zu riskant. Mit einemmal aber komplizieren sich die Dinge. Bei wem? Wodurch? Es sind rechtschaffen verwickelte Dinge. Kommando der Sehnsucht von Kunstsachverständigen: Ablösung vor. Das Abstrakte wird von der neuen Sachlichkeit abgelöst. Da es aber nur eine Sachlichkeit gibt, so ist die neue Sachlichkeit die gute alte Sachlichkeit. Schlichter Kitsch genannt. Und dieser Anhänger des neuen Kitsches freut sich darüber, daß „wieder die Zeichen des Nazarenertums auftauchen." Es ist hoffnungslos. Wenn etwas noch so fest versenkt und untergegan-

gen ist, immer findet sich wieder ein Geheimrat, dem solche Zeichen auftauchen, auch wenn sie es gar nicht können.

Das wäre die Stellung der Lage. So sehen der Geheimrat und die amtlichen Stellen die Dinge der Kunst. Man nennt den alten Plunder neu und kann sich wieder beruhigt schlafen legen.

Das wird nicht mehr geduldet. Man wird bald sehen müssen. Man wird nicht mehr Nazarener sein, um andern das Vergnügen des Mordens zu gönnen.

Herwarth Walden

Imperator Noske

Der Pforzheimer Anzeiger vom 17. Februar 1927 erzählt von meinem „vaterlandslosen Gebahren" auf dem Kolonial-Kongreß in Brüssel. Er schreibt: „In erfreulichem Gegensatz stellt sich der frühere sozialdemokratische Reichswehrminister, jetzige Oberpräsident der Provinz Hannover, Gustav Noske. Er verficht in der „Ill. Kolonialzeitung" den Standpunkt, daß Deutschland ein moralisches Recht darauf hat, die ihm geraubten Kolonien zurückzufordern. Es heißt da in dem Aufsatz unter anderm: „Der Schamlosigkeit, mit der die Sieger im Weltkriege Deutschland das Schuldbekenntnis am Kriegsausbruch abnötigten, fügten sie die Nichtswürdigkeit hinzu, den Raub der deutschen Kolonien mit einer moralischen Minderwertigkeit der Deutschen als Kolonisatoren zu begründen... Wie gegen die Schuldlüge, wird sich, je länger je nachdrücklicher, das deutsche Volk auch gegen seine Ächtung als Kolonisator zur Wehr setzen. Ich hoffe, daß der Tag nicht zu fern ist, an dem unser Volk sein Wissen und Können auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet gleichberechtigt mit andern Nationen in den Kolonialgebieten zum Segen der Menschheit wieder nutzbar machen kann."

"lhelm hätte es nur schlechter sagen können. Noske als Resident bei den Herero-Negern — das male man sich aus.

Ich hatte kürzlich eine Besprechung mit einem klugen deutschen bürgerlichen Politiker, der ziemlich klar die Rolle erkannte, die Deutschland in der Politik der englischen Konservativen zugedacht ist, aber er wollte nicht einsehen, daß, wenn Deutschland Kolonien bekommt, es sie nur von Englands Gnaden bekommen kann, und daß England dieses Geschenk nicht ohne Bezahlung, in Form von Vasallendiensten, gäbe.

In einem Briefe fragte mich ein deutscher Arbeiter, warum die Kolonialprobleme die Lebensinteressen der Arbeiter berühren. Ich möchte ihm an dieser Stelle in knapper Form antworten: Die europäische kapitalistische Wirtschaft ist entscheidend aufgebaut auf der Verwendung billiger Arbeitskraft der eingebornen Völker und auf einer bestimmten Verteilung von Import und Export von und nach dem Orient. Warum das Großkapital die Abhängigkeit des Orients von Europa unter allen Umständen aufrecht zu erhalten versucht, und mit welchen Mitteln es sie verteidigen wird, braucht nicht eigens erläutert zu werden.

Ernst Toller

Villa U.S.A.

Wie schwer hat es ein Autor!
Otto Flake in II|44 d. Lit. Welt

Wie schwer hat es ein Kritiker! Wenige verstehen, keiner liebt ihn. Als bestenfalls objektiver, kalter und gleichgültiger Mörder seiner Opfer lebt er in der Vorstellung seiner Leser, und was hinwiederum die Opfer betrifft, so streiten sie ihm meist auch noch die Objektivität ab; er ist ihr persönlicher Gegner, ein blutgieriger Sadist, dem die Vernichtung des Produzierenden eine perverse Befriedigung und das gelegentlich unumgängliche Lob mindestens starkes Unbehagen bereitet. Ach, wüßten doch alle, wie gern wir loben und wie wenig Spaß es macht, ein zersetzendes Element zu sein! Wie dankbar sind wir, wenn man uns die bona fides zubilligt, durch Annahme eines Rates unsre

Existenzberechtigung bestätigt. Ich glaube nicht, daß überschwängliches Entzücken Dritter über eine produktive Kunstleistung mich je mit der gleichen Freude wird erfüllen können wie die Anerkennung und Annahme einer kritischen Ausstellung durch den Kritisierten ...

Ich muß dies alles sagen, weil mir Otto Flake in der oben zitierten Nummer der Literarischen Welt im Rahmen einer charmanten Selbstanzeige diese Freude einer Kritikannahme, noch dazu also öffentlich, gemacht hat, und weil ich mich seitdem ihm gegenüber für befangen erkläre, wenn auch nur so, daß ich jetzt fürchte, aus Angst vorm Gegenteil zu objektiv zu sein. Aber ich muß es nun einmal sagen, daß mir sein neuer Roman („Villa U.S.A.", bei S. Fischer, Berlin) nicht so gut erscheint, wie es nach dem Vorgänger, dem „Guten Weg", zu erwarten war. Zugegeben, daß in dem neuen Helden, dem adligen Nemo, eine Gestalt von Bedeutung geschaffen worden ist (zugleich sympathischer als ihre Vorgänger), deren maßvoller Individualismus sehr überzeugend wirkt. Die Absicht, Menschen zu zeigen, die — wie Flake es audrückt — „Menschenwerte, Charakterwerte, Bildungswerte persönlich erleben und formen, dem Zeitgeist den Rücken weisen und so auftreten, als sei die Welt schon so, wie sie wünschen daß sie künftig sein solle" — diese Absicht ist durchgeführt und so deutlich gemacht, daß man sie merkt und (künstlerisch) leicht verstimmt wird. So hübsch etwa der „Trick" erscheint, die unterschiedlichen Parallelfiguren des Ruland-Wandertyps in familiäre Zusammenhänge zu bringen, so konstruiert stellt er sich angesichts des Fülle der Gesichte, zu der auch noch die gleichfalls verwandtschaftlich verbundenen Frauen kommen, in der Wirklichkeit des Romans dar. Konstruktion ist gut, aber hier wird sie zur Konstruiertheit, die das Buch beeinträchtigt. Flake mag es selbst empfunden haben, daß der Leser sich kaum mehr darin auskennt. In dem einen Roman ist Stoff für zehn Novellen, ihre Themen werden verheißungsvoll angeschlagen, und wenn wir grade Appetit bekommen haben, geht der Faden verloren oder wird abgeschnitten. So ists mit Irene, die das Buch eröffnet, und noch mehr mit der reizenden Annie Möwe.

Da ich in der Frage des Individualismus und der passiven Zeitgestaltung mit Flake e[illegible] Meinung bin, enthalte ich mich weltanschaulicher Hinweise auf die Notwendigkeit der Aktivität und die Unmöglichkeit, ja Unmoral der betrachtenden Lebensweise, obgleich diese Einwände sehr naheliegen und vom Majoritätsstandpunkt aus wohl ihre Berechtigung haben. Auch stört es mich recht wenig, daß der Roman unter so ausschließlich feinen Leuten spielt, wenngleich dieser vom Autor als solcher enthüllte „Trick" gleichfalls zu den kleinen Künstlichkeiten des Buches gehört. Es wurde wohl schon deutlich gemacht, daß die erhobenen Einwände nur ästhetischer Art sind. Das Positive hingegen geht schon wieder über das Ästhetische hinaus; es ist ja aber bereits selbstverständlich, daß jeder allgemeine Satz auch dieses Romans wieder von der außerordentlichen Klugheit des berufenen Zeitbetrachters und -Kritikers zeugt, und daß der Dichter in der neuen Reihe reizender Frauen, ihrer Art zu sprechen und zu handeln, wieder den Beweis erbringt, mit einem wie einzigartigen Fingerspitzengefühl in der Schilderung subtiler Erotik er begnadet ist. Um so betrüblicher, daß es über den vielen Individualisten diesmal zu keiner Einheitlichkeit gekommen ist. Aber es ist noch ein letzter „Ruland"-Roman zu erwarten, der wohl das Ende und damit alles gut machen wird.

M. M. Gehrke

Der Gegensatz

Bei einem Besuche hatte der als Historiker geschätzte, deutsch gesinnte, aber innerlich unabhängige und gradgewachsne Pfarrer H. die Aufgabe ...

Zeitungsnotiz

Budjonnys Reiterarmee

Wenn ein Buch erschienen ist, dann machen sie sich darüber her, und die Redaktionen hallen wider vom Rascheln der Manuskripte, die alle, alle dasselbe mitteilen: Man lese das neue Buch „Schwester Maria und frühes Leid" von Gebr. Mann! Und dann vergeht eine Zeit; ein Literat, der grade die Grippe gehabt hatte, kommt hinterher geklettert... und dann wird es ganz still. Ein neues Buch steigt am Horizont auf.

Um „Budjonnys Reiterarmee" von I. Babel, im Malik-Verlag zu Berlin erschienen, sollte es nicht so bald still werden. Ich und mein Kater „Parteivorstand" (verschnitten, weiß es aber nicht): wir haben es schon dreimal gelesen und nicht schlecht dabei geschnurrt.

Der Betroffne, der General Budjonny, soll außer sich sein über das Buch. Das ist möglich. Ebenso möglich wie die Tatsache, daß auch nicht ein Buchstabe darin der Wahrheit entspricht. Aber darauf kommt es ja gar nicht an.

Das, was dieses Buch auszeichnet, ist vor allem sein Ton. Ich kann mich nicht besinnen, eine so seltsame Mischung von Gelassenheit, Verdrehtheit, Anteilnahme, Hitze und Kälte noch einmal angetroffen zu haben. Von der Großaufnahme: „Roter Remonten-Kommandeur reitet ein halbtotes Pferd wieder lebendig" bis zur Weltanschauung ist alles da. Die Bauern und die einhertosenden Scharen der roten Armee: das berührt sich kaum, dringt gar nicht ineinander ein, unvermischt stehen die beiden etwas irren Lager einander gegenüber und sehen sich an. Und schütteln übereinander die Köpfe und sind doch so tief verbunden... Söhne einer Mutter, Söhne der Matuschka, der Muttersau Rußland.

Manchmal erscheint ein jüdischer Kopf und läßt vorsichtig die Pajes durch die Türspalte hangen. Und sagt seins. Etwa so: „Der Pole hat mir die Augen verschlossen, der Pole, der böse Hund! Er nimmt den Juden und reißt ihm den Bart aus, ach, der Hund! Und nun wird er geschlagen, der böse Hund! Das ist bewundernswert! Das ist die Revolution! Und später kommt sie zu mir, die den Polen geschlagen hat, und sagt: Gib dein Grammophon dafür her, Gedalje! — Ich liebe die Musik, Panje, antworte ich der Revolution. — Du weißt nicht, was du liebst, Gedalje; ich werde auf dich schießen, und dann wirst du wissen, was du liebst, und ich muß schießen, Gedalje, denn ich bin die Revolution..." Und dann: „Ja, rufe ich der Revolution zu, Ja, rufe ich ihr zu, aber sie versteckt sich vor mir und macht sich nur durch Schießen bemerkbar..." Und so hundertmal.

Auf welchem Planeten diese Geschichten spielen, weiß ich nicht. Die Leute auf den Kampfwagen, und die verrückten Heiligenmaler, und der Mann, der neben dem Toten schlafen muß, und dieses unbegreifliche Durcheinander... Die Perle aber ist die Geschichte eines Pferdes.

„Sawizki, unser Divisionskommandeur, hatte seinerzeit Chlebnikow, dem Kommandeur der ersten Schwadron, seinen weißen Hengst weggenommen." Diese Schmach muß gerochen werden, und jener rächt. Er bekommt sein Schriftstück, wonach der böse Feind verpflichtet ist, das Pferd zurückzugeben, auch ist der Divisionskommandeur nicht mehr Divisionskommandeur... Nichts wie hin. Hundert Kilometer — aber Rache muß sein. „Mit Parfum begossen, Peter dem Großen nicht unähnlich, lebte der Geächtete mit der Kosakin Pawla, die er einem Intendanten, einem Juden, samt zwanzig rassigen Pferden weggenommen hatte." Dieser Lustmensch nun schmeißt den schimmelheischenden Chlebnikow, den Genossen, den Mitkrieger mit dem Revolver in der Faust vom Hof herunter. Und die Kosakin sieht die Schande mit an! („Und sie ging auf den Divisionskommandeur zu, ihre Brüste bewegten sich wie Ferkel im Sack.") Und Chlebnikow, der Geschlagne,

entweicht und setzt einen Schrieb auf, eine Beschwerde an den Militärkommissar, und will überhaupt nicht mehr mitspielen. Wie in diesem Edikt gekränkte Eitelkeit, falsche Grammatik, mißverstandene Zeitungsphrasen und anständige Monomanie durcheinandergehen... wäre ich du, ich ginge hin und überredete den Sortimenter, das Buch anzuschaffen. Der Gehilfe wird versuchen, dir die Erinnerungen des Malers Vogel, die der an unsern Hindenburg hat, als Ersatz anzudrehen: ich nähms nicht. Ich bestände auf Budjonny. Dem Buch, das von Rußland erzählt und so bunt ist, wirklich so bunt, wie der Umschlag aussagt:

„Schwarze Wolken — blaue Bohnen — rote Soldaten — grüne Wälder — graues Elend — weiße Armee."

Peter Panter

Opel bringt ...

Eine Dame im großen Abendkleid tritt vor den Vorhang — Kino mit Vorhang mutet mich an wie eine Katze mit einem Maulkorb — Lola Kreutzberg tritt also vor den Vorhang und erzählt von ihrer Filmexpedition nach der Wunderinsel Bali. Sie spricht von Land, Tieren und Menschen mit echter Wärme, die überdies die Fähigkeit hat, sich in wohlgeschlossener, burgtheaterreifer Deklamation mitzuteilen. Berechtigter Stolz macht ihre schöne Stimme edel vibrieren, wenn sie darauf hinweist, daß sie jedwede technische oder bewaffnete Hilfe verschmäht hat. Nun, den Balinesen ihre kulturellen Geheimnisse und die Intimitäten ihrer Fauna mit Waffengewalt abzutrotzen, wäre so verwerflich wie unangebracht; ein technischer Beirat aber hätte vielleicht photographisch und filmisch ganz Vollwertiges erzielen können, ohne daß dadurch der Respekt vor der Leistung dieser tapferen Frau wesentlich gelitten hätte.

Daß sie eine außerordentlich tapfere Frau sein muß, hielt ich mir vor Augen und ihr zugute, als ich nach der einleitenden Rede, die mit ihren zahllosen Hinweisen auf die Originalität der Unternehmung nicht immer angenehm berührte, die peinliche Vorstellung nicht loswerden konnte, daß nunmehr Tag für Tag, um fünf, sieben und neun Uhr diese Stimme an gewissen Stellen pathetisch klingen, an andern in der Erinnerung an Geschautes erzittern wird; glückliche Schauspieler! Es ist kein Referat über eigenes Erleben, das Ihr Abend für Abend mit der gleichen gespielten Spontaneität um die Höhe der Rampe heben und auf die Fläche des Artistischen senken müßt! Der Respekt auch vor dieser Tapferkeit, so verdächtig sie mir schien, war stärker als mein literarisch-ästhetisches Empfinden, und ich klatschte entschlossen Beifall.

Der Film beginnt mit photographisch nicht ganz einwandfreien Landschaftsaufnahmen, die eine schwächere Ahnung von der paradiesischen Schönheit der Insel vermitteln, als das wundervolle Bali-Buch, das mir unlängst in die Hände kam. Es folgen einige restlos gelungene Tieraufnahmen, von Flughunden, Halbaffen, dann ein furchtbar aufregender Kampf zwischen Mungo und Kobra — dem Sieg des Mungo als des Vertreters der legalen Gewalt wird Beifall zuteil — dann Hahnenkämpfe, ja sogar Duelle zwischen künstlich gereizten Grillen. (Es fehlt nur eine Aufnahme von Peter dem Panter, wie er bei der Lektüre dieses Manuskripts, mit Widerspruch angefüllt bis zum Platzen, den Redaktionsboden scharrt, daß die im Lauf der Jahre unter den Tisch gefallenen Pointen nur so fliegen. Was hat er denn?) Schließlich der auf Plakaten, Programmen und in der Einleitungsrede angekündigte Höhepunkt des Werks: die Trance-Tänze.

Der Fürst von Karangassam hat Frau Kreutzberg die Erlaubnis erteilt, einigen Kulthandlungen beizuwohnen und sie zu kurbeln. Würde ihn das nicht reuen, wenn er erführe, daß vor der Großaufnahme, die den alten

Priester beim seltsam ergreifenden „Fingergebet" schwer und erregt atmend zeigt, der Titel erscheint: „Der Priester atmet schwer, weil er diese Zeremonie zum erstenmal vor den Augen eines Europäers vollführt"? Und hat der Fürst, als er auch dies zu kurbeln gestattete, vorausgeahnt, welch marktschreierische Varietéreklame der Wiedergabe des bis zum Wahnsinn nervenaufpeitschenden Trance-Tanzes der betäubten Kinder vorangehen werde? Und hat er, um aller Heiligen willen wirklich nichts dagegen gehabt, daß Frau Kreutzberg selbst sich dabei filmen ließ, als sie mit geschickten und graziösen Bewegungen einen Stein aus der Tempelmauer brach, um ein Teleobjekt in die Ritze zu stecken; daß man sie interessiert visieren und fleißig kurbeln sieht, indes innerhalb der Mauer — zum erstenmal von europäischen Augen gesehen und sogleich für Europa verfilmt, Verleih Opel — ein gesunder Mann, nicht in plötzlich aufgetretener Ekstase, nein, einem bestehenden Ritus folgend, sein Leben opfert, um den Dolch, den er sich in den Leib gestoßen, in ein Heiligtum zu verwandeln, dessen Berührung Kranke gesund machen soll? Nach einem Titel, der von dieser wundervoll-grausigen Raserei erzählt und außerdem ankündigt, daß der Hauptakteur „in der Mitte rechts" agieren werde, erscheint dieses Bild. Unmittelbar darauf eine gestellte Großaufnahme: Hände, die sich sehnsüchtig nach der Waffe ausstrecken, die man den verkrampften Händen des Märtyrers entwindet.

Dieses Menschenopfer, Frau Kreutzberg, dargebracht, um Vulkane zu besänftigen, um andre Leben zu retten — Sie haben es tatsächlich kurbeln können, Ihre Hände haben nicht gezittert, Sie konnten die Blende einstellen? Erklären Sie doch, oder lügen Sie in Gottes Namen, daß es nicht wahr und das Bild nichts als ein Filmtrick ist, zusammengesetzt aus Technik und Ihren Informationen! Denn der Gedanke, daß dieser Malaie starb, nicht nur um Unglück zu verhüten, sondern auch damit Sie das ‚unendliche Glück' verspürten, ‚Ihrem lieben berliner Publikum' dieses Erlebnis — erworben ohne technische oder bewaffnete Hilfe! — vermitteln zu können, dieser Gedanke wäre fast so grauenhaft wie das Erlebnis selbst!

Ist es aber kein Filmtrick, und verrät jemand dem Volk von Karangassam den Verrat seines Fürsten, und rächt dieses Volk nicht das scheußliche Sakrileg an Den, der es ermöglicht hat, dann ist es an der Zeit, daß mit der Aufrichtung der Erkenntnis: Alles ist heilig, nur das Heilige nicht! der letzte Glaube an den Glauben vor die Hunde geht!

Stephan Ehrenzweig

Kulturstaat Ungarn

Zeit der „Handlung": März 1927. Ort: Budapest, Polizeipräsidium. Personen: Polizeibeamte; Kommunisten und Sozialisten, verhaftet wegen des Versuchs, in Budapest eine Schule zu bilden.

1. Szoltan Szanto und Stefan Vági, Führer der Sozialistischen Arbeiterpartei, werden von Polizisten blutig geschlagen. Die Polizisten: „Seid froh, daß wir euch nicht totschlagen. In Bulgarien werden solche Verbrecher gleich erledigt!"

2. Der Jungarbeiter Rubin soll nach fünftägiger Folterung zum Verhör geführt werden. Zwei Detektive müssen ihn tragen und während des Verhörs halten. Die Haare sind ihm herausgerissen, sein Gesicht ist völlig zerschlagen. Der Lehrer Kiß, der gleichzeitig mit ihm verhört wird, sieht nach den Folterungen wie ein Greis aus.

3. Die Jungarbeiter Löwi und Szerényi müssen nach dreitägiger Folterung ins Krankenhaus geschafft werden. Als „geheilt" entlassen, müssen sie von den Polizisten, die sie begleiten, gestützt werden; sonst könnten sie nicht gehen.

4. Die Jungarbeiterinnen Ilona Vámos und Marie Matta werden von Polizisten solange mit den

Köpfen an die Wand geschlagen, bis sie ohnmächtig hinfallen.

5. Den Sozialistenführern Szoltan Szanto und Stefan Vági und fünfzig andern Verhafteten wird mitgeteilt, daß sie innerhalb acht Tagen vor Horthys Standgericht kommen. Nach den Gesetzen kann das Standgericht nur die Todesstrafe verhängen oder auf Freispruch erkennen.

*

Es ist Gefahr im Verzug. Wird das Todesurteil ausgesprochen, muß es im Laufe von 48 Stunden vollstreckt werden. Die Chancen eines Freispruchs sind nicht höher als das Niveau des Kulturstaats Ungarn.

Franz Leschnitzer

Wenn Hölz

im Namen Kapps und Ehrhardts getan hätte, was er für ein schlecht verstandenes Kampfideal getan hat, dann säße er heute nicht im Zuchthaus und brauchte nicht auf die Wiederaufnahme des Verfahrens zu warten;

dann wäre er nie ins Zuchthaus gekommen;

dann wäre er auf Grund der Amnestie längst auf freiem Fuß;

dann könnte er auf die Amnestie pfeifen, weil er längst entwischt wäre und im trauten Ludendorff-Kreis eine führende Rolle spielte;

dann würden alle seine Ansprüche 75prozentig aufgewertet, und er könnte sich eins lachen.

Da Hölz aber Hölz ist, wird selbst die allgemeine Amnestie an ihm zum verschärfenden Ausnahmegesetz, und nicht einmal die Auffindung des wahren Täters im Falle Heß öffnet um Haaresbreite seine Zuchthauszelle, einen Schimmer der Gerechtigkeit hereinzulassen.

O. Kent

Clan

Amerigo Guasti hatte einen Hund, den er hartnäckig als Polizeihund bezeichnete.

„Er hat aber gar nichts von einem Polizeihund an sich", behauptete ein Kenner.

„Er gehört zur Geheimpolizei", erklärte Guasti.

*

Eine Dame der Mailänder Aristokratie, die das starke geistige Bedürfnis verspürte, sich Rabindranath Tagore zu nähern, informierte sich schleunigst über die Werke des Europa durchbummelnden indischen Dichters, wobei sich am stärksten ihrem Gedächtnis der Titel „Gitanjali" einprägte.

Als der Schmus losging, geriet die Edeldame in Verwirrung und sagte:

„Ich kenne alle Ihre Werke, Meister. Aber was mich am tiefsten berührte, sono i suoi Genitali."

Pitigrilli
Deutsch von Ossip Kalenter

Die Idee

Das Jugendgericht ist — wie der Vorsitzende des Jugendgerichts von Berlin - Mitte, Francke, in einer Vortragsreihe zur Ausbildung sozialer Jugendhelfer ausführte — grundsätzlich Erziehungs-, nicht Strafgericht. Der Richter fragt in erster Linie: Was frommt diesem Menschen? Der Gedanke der Fürsorge herrscht, während im Erwachsenen-Strafrecht die Idee der Rechtswahrung und vergeltenden Strafe im Vordergrund steht.

Im Kino

Liebesfilm. Schluß der Vorstellung. Das Paar küßt sich; langsam wird abgeblendet. So reagiert

die Italienerin: a letto!
die Amerikanerin: aoh!
die Französin: enfin.
die Sächsin: nuda he.
die Berlinerin grient.

Erich Gottgetreu

Liebe Weltbühne!

Dieser Dialog begab sich neulich in einem Vorort-Gartenlokal. Ein unzufriedner Gast: — „Sagen Sie mal, Kellner — was sind Sie eigentlich von Beruf?" — „Ick? Ick trage Leichen, wenn ick nich kellneriere —!"

Antworten

Parfümeriefabrikant. Dein Verband deutscher Feinseifen- und Parfümerie-Fabrikanten E. V. hat eine Telegrammadresse, die heißt: „Duftverband". Wie riechts denn da? Nun, Ihr habt an den Reichsverband der Deutschen Presse am 10. Februar einen langen Brief, unterzeichnet von Herrn Oskar Lohse, geschickt, in dem es heißt: „Ein Vorkommnis der letzten Zeit, die Zulassung einer sogenannten Cotyspende gelegentlich der Veranstaltung des Berliner Presseballes, hat in den Kreisen der durch uns vertretenen Industrie, insbesondere bei den als Großinserenten in den deutschen Tageszeitungen und illustrierten Zeitschriften in Frage kommenden mitunterzeichneten Firmen ein derartiges Befremden hervorgerufen, daß ... Das deutsche kaufende Publikum, insbesondere die Damenwelt, kennt in dieser Beziehung kein Nationalgefühl und ist volkswirtschaftlichen Erwägungen erst recht unzugängig ... Diese Haltung des Publikums ist traurig, aber wahr, und sie wird noch dadurch unterstützt, daß leider deutsche Händler sich dazu hergeben, dem Geschmack des Publikums dadurch Vorschub zu leisten, daß sie sich ganz auf ausländische Erzeugnisse umstellen und nur diese zum Verkauf anbieten ... Wir wenden uns in allen uns zu Gesicht kommenden Fällen an die betreffenden Redaktionen, erhalten dann auch regelmäßig Entschuldigungsschreiben; aber erstens sind die Folgen einer derartigen, vielfach unbeabsichtigten Reklame nicht wieder gut zumachen, da zahlreiche Leser zum Kauf der in der deutschen Presse angepriesenen französischen Parfümerien schreiten, wenn sie direkt darauf hingewiesen werden; und zweitens halten die guten Vorsätze meist nicht lange vor, und neue Entgleisungen folgen ... Und wenn nun gar auf der ersten gesellschaftlichen Veranstaltung der deutschen Hauptstadt, dem Presseball, eine Cotyspende zugelassen wird, muß ja selbst das kaufende Publikum, das sich bisher noch fern gehalten hat, zur Überzeugung kommen, daß man ohne französische Parfüms nicht mehr auskommen kann, da von seiten der Presse eine offizielle Propagierung für Coty vorgenommen wird, einer Firma, deren Inhaber zugleich Besitzer des „Figaro" ist, einer der deutschfeindlichsten Zeitungen Frankreichs ..." Und nun wird offen und ehrlich gedroht: „Indem wir gegenüber dem Reichsverband der Deutschen Presse wegen dieses Vorkommnisses nochmals, wie wir es — bisher unbeantwortet — der Leitung des Presseballes gegenüber bereits vor dem Ball getan haben, Protest einlegen, gestatten wir uns darauf hinzuweisen, daß eine Wiederholung eines solchen Falles oder auch schon das Immerwiederkehren der Propagierung der ausländischen Parfümerie-Erzeugnisse in Wort und Bild doch leicht zu Konsequenzen führen könnte, die der deutschen Presse, soweit die auf Inserate angewiesenen Blätter in Frage kommen, äußerst unangenehm sein könnten." Nun weiß mans doch. Diese Pression habt Ihr nicht nur auf den Reichsverband der deutschen Presse ausgeübt, sondern Ihr habt dieses dreiste Schreiben auch an die Verlage gesandt. Darin liegt die klare Aufforderung an die Brotgeber der Journalisten, auf die Angestellten einen Druck auszuüben. Es ist mir nicht bekannt, daß auch nur eine einzige große Zeitung es bisher gewagt hätte, auf Euern frechen Beeinflussungsversuch öffentlich mit der nötigen Verabreichung einer Portion Kernseife zu reagieren. Ihr verdient das um so mehr, als die französischen Parfüms, die natürlich besser sind als die deutschen, in Deutschland durch lächerliche Zölle belastet sind, so daß also der Konsument gezwungen ist, etwas zu kaufen, das nun einmal Deutschland nicht so gut herstellt, wie etwa optische Gläser oder Chemikalien. Die kurzsichtige Torheit, die Käufer von französischen Parfüms mit Geldstrafen zu belegen und die Presse zwingen zu wollen, die Interessen einer Gruppe höher zu stellen als das Gefühl für Qualität, richtet Euch selbst. Ihr riecht nicht gut.

Film-Patriot. Ja, Bauer, das ist ganz was anders ...! Wenn Ibanez seine „Apokalyptischen Reiter", die Dänen einen Grenzmark-Film laufen lassen, dann seht Ihr einmal, wie eure lächerlichen Militär-Filme von außen her aussehen. Jetzt, da in New York der alte Chaplin-Film „Shoulder arms!" wieder läuft, überschlagt Ihr Euch vor Gekreisch und Wut. Nun ist es ja wirklich ein Fehler, daß dieser herrliche Film, in dem Charlie den Kaiser gefangen mimt und einmal vor einer deutschen Kompagniefront steht, den linken Arm zierlich auf die Brust eines Landwehrmanns gestützt ... daß dieser Film in New York läuft. Hier sollte er laufen, hier bei uns in Deutschland. Denn jenes „Vaterland", über das damals eine rasend gewordne Welt rechtens schrie, ist nicht das unsre. Von dem hat man abzurücken; das hat man nicht zu decken. Aber eher verweigert der Reichstag dem Kriegsministerium die Kredite, ehe das Land mit der freiesten Verfassung der Welt diesen Film zuläßt. Chaplins „Gewehr über!" gehört nur nach Deutschland. Die andern wissens schon. Deutschland weiß es noch nicht.

N. N., Freiburg. Ich bestätige Ihnen mit bestem Dank den Empfang von 10 Mark, die ich der Roten Hilfe überwiesen habe.

Statistiker. Das Wort „Genius" ist in den Beethoven-Artikeln der Presse bisher dreihundertachtundachtzig Mal gebraucht worden.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg. Kantstr.112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Adria, Kanton und Kyrill von Carl v. Ossietzky

Die Sozialdemokraten in Opposition gegen Geßler. Mißtrauensvotum; Antrag auf Streichung des Gehalts. Ein Manegeschaustück für die Unzufriednen draußen im Land. Sogar die Demopresse lächelt. „Stücklen erstattet den Bericht nicht nur mit der dem Auftrag angemessenen Objektivität, sondern auch mit unverkennbarem Wohlwollen. Nicht anders Schöpflin... Man merkt, er meint es vollkommen ehrlich, wenn er den Vorwurf zurückweist, die Sozialdemokratie stehe der Reichswehr feindselig gegenüber," schreibt das ‚Berliner Tageblatt'. Und die ‚Vossische Zeitung': „Der Abgeordnete Schöpflin, der Vertreter der größten Oppositionspartei, ist in seiner Kritik um Das herumgegangen, was hätte gesagt werden müssen. Mit allgemeinen Konstatierungen, daß die Reichswehr der großen Mehrheit des Volkes fremd gegenüberstehe, ist es heute leider nicht mehr getan." Erst in der zweiten Garnitur findet, auf Drängen des linken Flügels, der Abgeordnete Doktor Leber schärfere Akzente. Aber es ist zu spät, den Sieg der unverkennbar Wohlwollenden zu hindern. Während ein völkischer Redner den Saal leert, steigt Herr Geßler vom Podium und spricht angelegentlich mit Hermann Müller. Nachher attackiert der Minister die Kommunisten, und in der sozialdemokratischen Fraktion ist man glücklich. Nein, diese Partei ist nicht feindselig gegen die Wehrmacht. Sie will sie ja nicht bekämpfen, sondern erobern, und ihr gelegentliches Aufbegehren erklärt sich nur aus der Nervosität einer überlangen Wartezeit. So wie auch der weltgewandteste Mensch vor einer verschlossnen Toilettentür den Sachverhalt zunächst nicht begreift, sondern turbulent an der Klinke rüttelt. Aber es hilft nichts: die Reichswehr ist besetzt. Die verehrten Republikaner sind wie immer zu spät gekommen; auch heute haben sie noch nicht begriffen, daß die entscheidende Frage nicht Reform, sondern Liquidation dieser Reichswehr bedeutet.

*

Wie wenig Kriege in Wahrheit geeignet sind, endgültige Lösungen herbeizuführen, beweist der neue Ausbruch des Adriakonflikts. Früher standen sich Rom und Wien gegenüber; heute ist an Wiens Stelle Belgrad getreten, aber der Konflikt ist geblieben. Der Kampf um die Adria geht fort. Italien ist im Friedensvertrag territorial gut weggekommen, es hat Welschtirol und Triest geschluckt, und dennoch fühlt es sich heute eingeengter denn je. Das neue Italien ist nicht weniger länderhungrig als das alte der liberalen Freimaurer, dessen irredentistische Jugend Gabriele d'Annunzio vor fünfzehn Jahren mit seinem Ruf „Aufs Meer! Aufs Meer!" in helle

Flammen setzte. Wo Gabriele nur zu singen brauchte, muß Benito handeln. Der Vertrag von Tirana hat das Protektorat über Albanien gesichert und Jugoslawien ein italienisches Schilderhaus vor den Ausgang gestellt. Obgleich der Konflikt zur Stunde seinen Höhepunkt überschritten zu haben scheint und unter verdächtiger Vermittlung des Foreign Office ein Befriedungsversuch angebahnt wird, ist damit die Gefahrenquelle nicht verstopft. Der Fascismus muß expansiv, muß unruhig sein, oder er wird nicht sein. Und die Adria ist das Meer seines Schicksals. Leider wird bei den Verwünschungen, die sich in diesen Tagen so reichlich auf Mussolinis Politik häufen, gewöhnlich übersehen, daß diese ohne die nachdrückliche Billigung und Unterstützung Englands nicht möglich wäre. So lange MacDonald am Ruder war, ging es Benito schlecht, und selbst seine Bewundrer gaben ihm nur noch kurze Frist; doch seitdem ihn Chamberlain seinen Freund nennt und der robuste Churchill auch seine innerpolitischen Methoden als praktikabel preist, hat sich die Bewertung des Mannes in England sehr geändert. Vor zwei Jahren noch sah man in ihm nicht viel mehr als einen in die Politik verwehten Landpiraten, und der beliebte konservative Publizist Wickham Stead gab dem Normalempfinden der City Ausdruck, als er an Vittorio Emanuele einen offnen Brief richtete, in dem er unter Aufzählung aller fascistischen Untaten diesem armen, auf den Umfang seines Sitzkissens beschränkten Monarchen bittre Vorhaltungen machte, wie er der Verletzung der Konstitution durch seinen Premierminister so ruhig zusehen könne. Long, long ago. Seitdem hat Italien nicht nur Frankreich zu schaffen gemacht, sondern auch durch die Ratifizierung des Bessarabien-Vertrages seine platonischen Bindungen an Rußland gelöst und damit offen für England Stellung genommen. Um solchen Preis läßt sich die britische Politik schon ihre schale sittliche Limonade mit einem Tröpfchen Fegefeuer schärfen. Überhaupt hat sich das klassische Land der Bürgerfreiheit immer mehr zum Patron aller großen und kleinen europäischen Militärdiktaturen entwickelt. England favorisiert Pilsudski und Woldemaras; England allein stützt den blutigen Horthy. Mit englischer Hilfe amtieren die bulgarischen und rumänischen Schergen, und auf dem Umweg über Mussolini nimmt England auch den Ahmet Zogu von Albanien in Generalpacht. Es steht heute kein Galgen in Europa, dessen Seile nicht von der englischen Börse gefettet werden. Alles, um die geheiligte Demokratie und die Errungenschaften des Liberalismus vor moskowitischer Diktatur zu schützen.

*

Der Streitfall zwischen Belgrad und Rom hat in unsrer Rechtspresse einige Talente ermutigt, Betrachtungen anzu-

stellen, ob nicht auch für Deutschland dabei etwas herauszuholen sei. Der Gedanke liegt nahe, schon weil Jugoslawien überhaupt ein alter Erbfeind ist. Man müsse sich, so folgern diese erfindungsreichen Köpfe weiter, wenns losgeht, eng an Italien anlehnen, dann könne man nachher für bewiesne Treue Kompensationen in Südtirol erhalten. Die Treue ist nämlich, Unorientierten sei es gesagt, ein besonders haltbares Stück vom eisernen Bestand unsrer Außenpolitik. Man muß immer Jemandem treu sein. Was unsre Außenpolitik seit Bismarcks Scheiden an Geist verloren, hat sie an Treue gewonnen. Zuerst wars Oesterreich. Mit Ährenthal und Berchthold ging es durch Dick und Dünn, durch Not und Kot. Dann kam England an die Reihe, zwischendurch Rußland, dann wieder England; und jetzt soll es mit Mussolini versucht werden, dem verruchten Schänder der deutschen Weihnachtsbäume. Denn so wenig die Treue im innenpolitischen Assortiment geschätzt und geführt wird, so gern wird sie goldbronziert ins Schaufenster gehängt. Es gibt keine dümmere und frivolere Idee als die, den durchaus korrekten deutsch-italienischen Schiedsvertrag zum Bündnis zu erweitern und damit der Bravo der englisch-italienischen Allianz und damit auch aller großen und kleinen Militärdiktaturen Europas zu werden. Und ganz nebenbei sei wieder erinnert, daß das Geschick Südtirols uns nur menschlisch angeht, aber nicht politisch. Mit dem gleichen Recht könnte sich Oesterreich in Paris über schlechte Behandlung Elsaß-Lothringens beschweren. So etwas zu bemerken, ist gewiß zur Zeit nicht populär, aber es ist besser, es wird jetzt von deutscher Seite gesagt als später vom englischen Kabinett, wenn unsre genialen Spekulanten in London die Rechnung für bewiesne Treue präsentieren.

*

Die Pariser Linkspresse mahnt die französische Regierung dringend, sich bei der weitern Behandlung der chinesischen Angelegenheiten nicht an England zu binden. Denn in Paris ist man überzeugt, daß die Zeit der Fremdenherrschaft in China beendet ist, und daß es Wahnsinn wäre, dem sterbenden Prestige zu Ehren noch ein kleines Feuerwerk abzubrennen. Augenblicklich bilden die Mächte ein Bild waffenstarrender Ratlosigkeit. Im Hafen von Shanghai liegen mehr als fünfzig Schlachtschiffe. Für eine Flottendemonstration an der Jangtse-Mündung hält, nach englischen Quellen, Japan zwanzig Panzerschiffe, neunzehn Zerstörer und eine Reihe von U-Booten bereit; Amerika schickt dazu elf Panzerschiffe, zwanzig Zerstörer und die entsprechende Anzahl von U-Booten. Das Ergebnis ist ebenso drohend wie grotesk. Denn was sollen die stählernen Ungetüme anfangen? Leben und Eigentum der Fremden garantieren? Das ganze ungeheure Chinesenreich ist

in Aufruhr, und das Veto der imperialistischen Mächte endet mit der Reichweite ihrer Schiffsgeschütze. London hat auf Uneinigkeit im Lager Südchinas gerechnet, aber so gewiß es dort, wie bei jeder Revolution, Berg und Gironde gibt, und dazu unsichre Kantonisten und Kantonesen, so gewiß ist die kriegerische Gebärde der Großmächte geeignet, die Gegensätze nicht vorzeitig zur Explosion kommen zu lassen. Das revolutionäre China wächst mit jedem Tag; aber erst wenn seine Fahnen über Peking wehen, wird jene Spaltung in klassenmäßig bedingte Parteigruppen beginnen, die Englands Ranküne vor der Einnahme von Shanghai herbeiführen wollte.

*

Seit einigen Jahren treibt sich in Deutschland ein gewisser Kyrill herum, der sich als Nachfolger des letzten Zaren betrachtet und in Koburg, seinem Wohnsitz, auch als solcher respektiert wird. Da Herr Kyrill nicht allein prätendiert, sondern Konkurrenz hat, wurde er bisher nicht sonderlich beachtet. Neuerdings haben ihm jedoch die Deutschnationalen ihre Aufmerksamkeit zugewandt; ein antiparlamentarisches Manifest des ehemaligen Großfürsten hat es ihnen angetan, und ihr Pressechef v. Jecklin macht offen für ihn Reklame. Dieser Herr v. Jecklin hat, wie man sich erinnert, im vergangnen Herbst in Paris auf eigne Faust rapprochement gemacht, ohne übrigens viel Gegenliebe zu finden. Er suchte den Franzosen die Notwendigkeit eines kontinentalen Blocks gegen das bolschewistische Rußland plausibel zu machen. Nahm er schon damals die Interessen Kyrills wahr? Oder ist die Sache erst jetzt richtig in Schwung gekommen, seitdem die Deutschnationalen gewichtige Regierungspartner sind? Auffallend ist, daß in den letzten Wochen die russischen Monarchisten in Deutschland, die schon fast vergessen waren, wieder eine lebhafte Tätigkeit entfalten. Sie liefern wieder, wie früher, untereinander Schlachten und verprügeln Kompatrioten liberaldemokratischer Gesinnung. Woher diese plötzliche Munterkeit im Mausoleum des russischen Monarchismus? Welch beschwörende Stimme hat diese armen müden Gespenster nochmals zum Tanzen gebracht? Die Giftgasfreundschaft zwischen Moskau und der deutschen Rechten ist ruhmlos beendet. Der Bolschewik hat seine Schuldigkeit getan. Unermüdlich im Ersinnen internationaler Blamagen und Katastrophen dürften die Deutschnationalen in einem Bündnis mit dem Kadaver des Zarismus eine neue, bis heute noch ungeahnte Möglichkeit erspäht haben. Wenn der Herr Außenminister, der augenblicklich grade von einem Plauener Schöffengericht verschrottet wird, sich von seinem Ärger erholt hat, sollte er doch einmal von seinen lieben Koalitionsfreunden Aufklärung über ihre allerneusten russischen Projekte verlangen.

Keinen Mann und keinen Groschen

von Kurt Tucholsky

Der Kriegsminister Geßler hat dem demokratischen Abgeordneten Erkelenz einen schweren Vorwurf gemacht. Der soll in der „Hilfe" die antimilitaristische, kritische und pazifistische Haltung von „Weltbühne" und „Tagebuch" gelobt haben. Was hat Herr Erkelenz in Wahrheit gesagt?

„Auch diese Presse hat zweifellos einen sachlichen Wert, vorausgesetzt, daß sie von reifen, politisch erzogenen Menschen mit eigner scharfer Kritik gelesen wird. Damit soll keineswegs bestritten werden, daß diese Kritik gelegentlich auch einen berechtigten Kern haben kann und hat. So haben z. B. „Weltbühne" und „Tagebuch" seit Jahren auf die Mißstände in der Reichswehr hingewiesen und werden leider durch die Enthüllungen dieser letzten Tage damit gerechtfertigt. Wenn an den Fememorden einige Zipfel gelüftet sind, so ist das ein unbestrittenes Verdienst dieser Presse. Wir sind also weit entfernt, ihren politischen Wert zu verneinen. Nur wollten wir feststellen: demokratisch ist diese Presse nicht. Und mit wirklichem Nutzen kann sie nur gelesen werden, wenn sie von politisch reifen Menschen mit Mißtrauen und Kritik durchgearbeitet wird."

Daß wir im Gegensatz zur „Hilfe" — Tummelplatz des männlichen Oberzensurrats Bäumer und der Oberzensurrätin Heuß — nur von reifen, politisch erzognen Menschen gelesen werden, ist richtig. Daß ein oft vernünftiger und immer reinlicher Politiker wie Erkelenz die Freundlichkeit hat, den Wert von Mordenthüllungen nicht zu verneinen, die seine Presse erst aufgriff, als nichts mehr zu riskieren war, stimmt mich weich. Das ist aber nichts gegen unsern Freund Geßler.

Der hat wahrscheinlich weder die „Hilfe" noch die „Weltbühne" gelesen, sondern seine verkleideten Leute hatten ihm den Ausschnitt irgend eines Käseblättchens vorgelegt, in dem Herr Erkelenz unvorschriftsmäßig sitzender Gesinnung verdächtigt worden war.

Geßler brauchte, gereizt und unsicher, diesen Angriff, weil es einen Augenblick so ausgesehn hatte, als könnte man seinem Riesenbaby von Etat ernstlich zu Leibe gehen. Also hielt er zur Durchpeitschung seiner Forderungen eine Rede, in der „republikanische Ideologien" den Idealen des Soldaten: Pflichterfüllung, Treue und Festhalten an seinem Eid gegenübergestellt wurden, was eine lehrreiche Schlußfolgerung auf den republikanischen Eid des Kriegsministers zuläßt.

Es ist nun ungemein bezeichnend, wie dieser Minister unterrichtet wird und was er überhaupt liest und lesen darf. Da wird nicht etwa geprüft, ob die schweren Vorwürfe, die meine Freunde und ich hier seit Jahr und Tag gegen ihn erheben, auch stimmen: von der schmachvollen Tötung Hans Paasches, über die Schreckensszenen in Sachsen und Thüringen bis zu den strohdummen Gutachten der Heeresjuristen

für das Reichsgericht. Ich gebe zu, daß die Presseoffiziere andres zu tun haben; wenn man im Jahre

32 300 Mark

für ausländische Zeitungen und Übersetzungen ausgibt (Etat: B, Kapitel 1, Titel 11, Anmerkung e, Seite 19), dann bleibt für die inländische nicht genug Sorgfalt und Kenntnis übrig, und man muß auch in der parlamentarischen Praxis so liederlich und unsorgfältig arbeiten, wie eben der ganze Etat gearbeitet ist.

Gedrängt von der Empörung der Wähler, deren Geduldigster einzusehen beginnt, daß diese sinnlose Geldverschleuderung nicht mehr angeht, raunen die Abgeordneten dumpf im Reichstagsrestaurant. Und etwas Groteskes hebt an. Sie wollen am Etat 10 Prozent streichen.

Wenn das ein Parlamentarier alten Stils erführe, Einer, der den Etat noch las und nicht, wie das heute üblich ist, ihn nur bepredigte: er würde im Grabe rotieren. Denn damit geben diese Realpolitiker zweierlei zu: ihre bodenlose Unfähigkeit, in die einzelnen Etatposten überhaupt einzudringen und, zweitens, die handfeste Spekulation des Kriegsministeriums, das wie bei jedem andern Pferdehandel zunächst einmal einen gehörigen Aufschlag fordert, den es sich dann entsprechend herunterhandeln läßt. Ein Zehntel abstreichen heißt: gelogen worden ist doch, nachprüfen können wir das nicht, handeln wir ein bißchen! Ein Zehntel abstreichen heißt: wir müssen für die Wähler so tun, als ob ..., aber im Grunde ist es ja nicht so schlimm. Daß diese 10 Prozent auch halbwegs vernünftige und vertretbare Forderungen treffen, soweit solche im Reichswehretat überhaupt vorhanden sind, berührt diese Abgeordneten nicht. Der Kriegsminister wird nun also nicht mehr, wie bisher,

eine Million Mark

zu seiner eignen Verfügung haben, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen — sondern nur 900 000 Mark. Und er wird so viel haben, wie er will: denn eine Anzahl von Positionen tragen den trefflichen Vermerk „die Mittel sind übertragbar", sodaß also ihre Verteilung erfolgen kann, ganz nach Gutdünken.

Die Reichswehroffiziere, die mit ihren Burschen morgens durch den Tiergarten traben, können sich die frische Frühlingsluft beruhigt ins Gesicht wehen lassen: vom Reichstag her droht keine Gefahr — der schluckt alles.

Ob Otto Geßler aber geht oder bleibt, ob er weiterhin seinen Demokraten die Belobigung der ‚Weltbühne' vorwirft, oder uns beim Reichsgericht verbellt: er kann sich darauf verlassen, daß die Zahl der Deutschen, die ihn und die Welt seiner Ideenlosigkeit durchschauen, im Zunehmen ist. Es gibt heute schon zu viele Arbeiter, zu viele Angehörige der freien Berufe, zu viele Angestellte, von Herrn Erkelenz feinkomisch „kritische Individualisten" genannt, weil sie sich den Parteistempel nicht aufdrücken lassen, Leute, die sich um die Ehrbegriffe der Herren Geßler und Konsorten nicht bekümmern. Gegen die feige Abwiegelei kleiner Funktionäre, gegen die Vertuschungsversuche der herrschenden Klasse, gegen die Diktatur des Militärs, werden wir laut und deutlich in Deutschland sagen, was gegen diese Reichswehr zu sagen ist:

Der Armee keinen Mann und keinen Groschen —!

Die Rüstungen Frankreichs von Arthur Seehof

„Frankreich weist ausdrücklich jeden Gedanken an Annexion oder Eroberung von sich. Was es wünscht, ist Sicherheit in Würde und in Unabhängigkeit. Was es wünscht, ist der Friede. Zunächst für sich selbst. Aber auch für andere Völker." Herriot

„Trotz aller unternommenen Anstrengungen, den Frieden zu sichern, fühlt sich Frankreich verpflichtet, das ganze Volk militärisch zu schulen, um seine Unabhängigkeit zu wahren." Paul-Boncour

I.

1920 und 1921 nahmen Kammer und Senat der französischen Republik zwei äußerst wichtige Gesetze an. Das eine über die körperliche Erziehung der Jugend und die obligatorische militärische Vorbereitung und das andre über die Organisation einer staatlichen, dem Kriegsministerium unterstellten Sportbehörde. § 1 des Jugendgesetzes fordert für die Jugend beider Geschlechter die systematische Erziehung. Für die Knaben vom sechsten Lebensjahre an bis zum Eintritt in die Armee, und für die Mädchen in den Volksschulen und in den höhern Lehranstalten. Die eigentliche militärische Vorbereitung (Kriegsspiele würde man in Deutschland sagen) beginnt für die Knaben mit dem sechzehnten Lebensjahr. Artikel IV des Jugendgesetzes sagt eindeutig, daß diese frühe militärische Vorbereitung den jungen Menschen körperlich und moralisch zum aktiven Militärdienst erziehen soll. Diese von den Parlamenten befohlene Jugenderziehung erfolgt unter staatlicher Oberaufsicht. So: die Turn- und Sportvereine, die auf Grund des Gesetzes über die Organisation einer staatlichen Sportbehörde, vom Kriegs- und Marineministerium kontrolliert werden, die laut Artikel 23 des Jugendgesetzes vom Staat, das ist vom Kriegs- und Marineministerium, subventioniert sind, sind auch offiziell mit der militärischen Erziehung und Vorbereitung der Jugend beauftragt. Unter Aufsicht des Kriegsministeriums werden ganze Lehrkörper für diesen Zweck herangebildet. Und damit die Ministerien einen genauen Überblick über die Erziehung und Vorbereitung erhalten, sind, nach Artikel 13 des Jugendgesetzes, alle jungen Franzosen, des einen wie des andern Geschlechts, verpflichtet, vor einer, eigens zu diesem Zweck geschaffnen Obersten Sportbehörde (Conseil Supérieur de l'Education Physique) ein Staatsexamen abzulegen. Die Geprüften erhalten Zeugnisse: un certificat d'aptitude physique.

Das sind nur einige der wichtigsten Bestimmungen aus den Gesetzen von 1920 und 21. Andre Artikel bestimmen die Etappen, in denen die Erziehung und Vorbereitung vorzunehmen sind. Als dritte Etappe zum Beispiel wird verlangt, daß an allen Hochschulen vollkommner militärischer Unterricht zu erteilen ist. Außerdem zeigen die Etappen, wie der Volksschüler zum einfachen Soldaten, der Student zum Offizier erzogen wird.

Daß die französische Regierung diesen militärischen Sportbetrieb äußerst ernst nimmt, beweisen die Stamm- und Kontrollbücher, die für jedes Kind, während es das ABC beige-

bracht bekommt, ausgestellt werden müssen. Und diese im Gesetz „livret“ genannten Dokumente begleiten den Franzosen bis zu der Stunde, da er für jede militärische Aufgabe unbrauchbar wird.

Der individuellen Freiheit, auf die das französische Bürgertum seit seiner großen Revolution so sehr stolz ist, wird hier ein verdammt harter Schlag versetzt. Schon dem Kinde zu predigen, daß es zu dienen, zu dienen und nochmals zu dienen hat, ist Etwas, was selbst mit bürgerlichen Freiheitsbegriffen nur schwer zu vereinbaren ist.

Doch das deutsche Bürgertum, das jetzt mit Fingern auf Frankreich zeigt und brüllt: Seht diese Militaristen, diese Heuchler; dieses Bürgertum mit der Feme- und Niednerpraxis, diese geborenen Untertanen und Militaristen haben nicht das Recht, Frankreich anzuklagen. Die französischen Gerichte haben den des Hochverrates angeklagten Kommunisten, den Rechtsanwalt Sadoul, freigesprochen und rehabilitiert; das, was sich in Deutschland Rechtsprechung nennt, hält aber Max Hölz noch immer im Zuchthaus fest. Der Hauptgrund der französischen Rüstungen ist verständliche Furcht, verständliches Mißtrauen gegen den immerwachen deutschen Militarismus. Diese Einschaltung war, bevor wir die Gesetze weiter betrachten, notwendig, denn wir wollen mit dem protestierenden deutschen Bürgertum nicht in einen Topf geworfen werden.

„Das vorliegende Gesetz“ — so heißt es in Artikel 32 des Jugendgesetzes — „ist auch für Algerien gültig“. Und ein besonderes Statut soll die Anwendung dieses Gesetzes in den Kolonien und in den Protektoratsländern bestimmen. Also auch die Jugend der Kolonialvölker soll, entsprechend dem Grundsatz: Selbstbestimmungsrecht der Nationen, mit den Segnungen des europäischen Militarismus beglückt werden. Gute Nacht, Völkerbund ...

II.

Einige Zahlen. Frankreich hat nach der Zählung von 1924 39 310 000 Einwohner, die französischen Kolonien und Protektoratsgebiete haben eine Bevölkerung von 60 636 000 Menschen. Beschlüsse des französischen Parlaments gehen also immerhin hundert Millionen Menschen Etwas an.

Nach zuverlässigen Angaben bestehen in Frankreich heute 8000 Schieß-, Sport- und andre militärische Jugendverbände, und außerdem wird an ungefähr 9000 Schulen aller Art die gesetzlich bestimmte und geregelte körperliche Erziehung für den Militärdienst betrieben.

Das aktive französische Heer ist in 45 Infanterie- und 5 Kavallerie-Divisionen und in eine noch nicht festgelegte Anzahl von Luftformationen eingeteilt. 1925 betrug die Gesamtstärke dieser Divisionen 740 000 Mann. Die der Reserven wird, einschließlich der Frontkämpfer- und der nationalen Verbände, auf ungefähr 4,5 Millionen Mann geschätzt. Das aktive Heer verfügt, außer über die notwendige Anzahl von Gewehren, über 21 000 Flugzeuge, 5800 Tanks, 25 000 leichte und 10 000 schwere Maschinengewehre, 400 leichte und 400 schwere Batterien. An Seestreitkräften, einschließlich der im Bau be-

findlichen, stehen Frankreich zur Verfügung: 9 große Schlachtschiffe, 27 Kreuzer, 2 Flugzeugmutterschiffe, 108 Zerstörer und 106 U-Boote. Einer der neuesten Kreuzer der französischen Flotte „Duquesne" hat, als 10 000-Tonnen-Kreuzer, bei einer Länge von 185 Metern, einer Breite von 19 Metern und einem Tiefgang von 6,35 Metern eine Gesamtleistung von 120 000 PS. Er ist mit 24 Kanonen, 12 Maschinengewehren und 2 Minenwerfapparaten bestückt und führt außerdem 2 Wasserflugzeuge mit zusammenlegbaren Tragflächen mit sich. Seine Besatzung besteht aus 600 Mann. Dies nur als Beispiel für die Ausrüstung moderner Kriegsschiffe.

Die französische Regierung fordert für 1927 für ihr in Frankreich und in den Kolonien (Marokko und Syrien ausgenommen) stationiertes Heer 5 074 879 000 Papierfrancs, für die Flotte 2 Milliarden und für das Flugwesen 112 Millionen.

III.

„Auf militärischem Gebiet nehmen wir eine Neuerung in Aussicht, wie sie durch die Erfahrungen des Krieges nahegelegt und durch die Bedürfnisse des Landes gefordert wird. Diese Reorganisation, die eine Verkürzung der aktiven Dienstzeit in sich begreift, soll sich dergestalt vollziehen, daß Frankreich sich dabei keinen Augenblick ungeschützt oder geschwächt findet", so sagte Herriot in seiner Regierungserklärung am 17. Juni 1924. Inzwischen ist der erste Teil der „Neuerung", die der ehemalige Ministerpräsident angezeigt hat: die Vorlage der Regierung Herriot-Briand, das Werk des Generals Nollet und Painlevés Gesetz geworden. Mit 500 gegen 31 kommunistische Stimmen hat die Kammer vor wenigen Tagen das Gesetz „sur l'organisation générale de la nation pour le temps de guerre" angenommen. Es gab keine langen Debatten. Alle — Nationalisten, Demokraten, Radikale, Pazifisten und Sozialdemokraten — waren sich einig.

Und mit derselben Einigkeit werden sie gewiß auch die drei weitern Vorlagen zur Heeresreform, die dem ersten Teil noch folgen sollen, annehmen. Die zweite soll die Reorganisation der Armee, die dritte die Neugliederung des Heeres, die vierte die Rekrutierung behandeln.

Was verlangt nun das jetzt angenommne erste Gesetz? In einem Satz: die konsequente Durchführung der allgemeinen Kriegsdienstpflicht, die Militarisierung eines ganzen Volkes. Artikel 1 lautet: „In Kriegszeiten sind alle Franzosen und die unter französischer Verwaltung Stehenden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und alle legalen Organisationen verpflichtet . . . an der Verteidigung des Landes oder an der Aufrechterhaltung seines materiellen und moralischen Lebens teilzunehmen." Das gilt auch für den Fall, daß der Völkerbund einen Krieg kommandiert. Der bisher allgemein gültige und anerkannte Unterschied von Kombattanten und Nichtkombattanten wird also aufgehoben (auch völkerrechtlich?), und alles was Franzose heißt, hat sich im Falle eines Krieges entweder im Militär- oder im Zivildienst, entsprechend den Bedürfnissen des Krieges und der persönlichen Tauglichkeit einzuordnen.

Dann wird ausgeführt, daß die Mobilisation: die der Menschen, der Tiere und der Maschinen, mit aller Kraft und Entschiedenheit und unter Ausnutzung aller nur zur Verfügung stehenden Hilfsquellen des Landes, die für Kriegszwecke alle wissenschaftlich zu durchforschen sind, durchzuführen ist. Auf Grund des Gesetzes sind, erstens, alle Transport- und Nachrichtenmittel schon heute den militärischen Notwendigkeiten anzupassen, sind, zweitens, von den industriellen Unternehmungen, von den Syndikaten schon jetzt die Berechnungen der Materialien vorzunehmen, die für die Herstellung von Fertigfabrikaten im Kriegsfalle für das Heer und die Zivilbevölkerung notwendig sein werden, sind, drittens, die Gewerkschaften gezwungen, sich entsprechend den allgemeinen Mobilmachungsbestimmungen zur Verfügung zu halten, sind, viertens, die Wissenschaftler verpflichtet, sich im Geiste der nationalen Verteidigung und für sie zu betätigen und sind, fünftens, alle Maßregeln zu ergreifen, die die Moral, das heißt natürlich die militärische Widerstandsfähigkeit des Landes, garantieren. Alle Maßregeln? Eine, vielleicht die Wichtigste, hat die Kammer gleich selbst ausgeschlossen. Nach Artikel 10, der dem Staat das Recht zur unumschränkten Requisition und Beschlagnahme von Privateigentum gibt, sollten Kriegsgewinne ausgeschlossen sein. Doch grade an diesem Artikel wurde herumkorrigiert und schließlich geschrieben und beschlossen: „... die gerechte Bezahlung für eine jede geleistete Arbeit wird zugesichert." Wenn der Kapitalismus von gerechter Bezahlung spricht, dann wissen wir, daß er damit lediglich seine Profite meint.

Ein zweites und drittes Hauptstück des allgemeinen Mobilmachungsgesetzes spricht sehr ausführlich über die Aufgaben, die im Kriegsfalle einem jeden Einzelnen zufallen, über die Vorbereitungen, die heute schon zu treffen sind, um Jedermann und jede Organisation im entscheidenden Augenblick auf dem richtigen Platz zu haben, also auf dem Platz, den das Interesse des Staates bestimmt; über die Kriegsführung, über die Mitwirkung der einzelnen Ministerien der Kriegsführung und über die Erforschung und Ausnutzung der landwirtschaftlichen, der industriellen und der vielen andern Hilfsquellen.

Die aktive Dienstzeit ist allerdings, wie Herriot ansagte, entsprechend den Erfahrungen des Weltkriegs, auf ein Jahr herabgesetzt worden. Dafür werden aber die gedienten Reserven um so schärfer herangezogen. Hat der französische Soldat sein Jahr absolviert, dann bleibt er noch weitere drei Jahre zur Verfügung des Kriegs- oder Marineministeriums. Diese Ministerien können drei entlassene Jahrgänge ohne Genehmigung des Parlaments einberufen. Statt der 740 000 wird das französische Heer in Zukunft nur eine Friedensstärke von 521 000 Mann haben. Unter diesen 521 000 Menschen sind 106 000 Berufssoldaten, hierzu gehören die 28 900 Offiziere. Die Ausgaben für das französische Berufsheer sind prozentual nicht höher als für das deutsche, das sich fälschlicherweise gern auf Versailles beruft. Von den

521 000 sind 346 000 Franzosen, 90 000 Nordafrikaner und 85 000 Neger und Anamiten. Neu eingestellt werden jährlich 240 000 Menschen. Und was bei einem neuen Krieg für den französischen Soldaten endgültig aufhören soll, ist die „Drückebergerei" in der Etappe und noch weiter hinter der Front. Für Das, was da zu tun ist, für den Hilfsdienst sollen Die verwandt werden, die für den Kriegsdienst gänzlich untauglich sind, außerdem die nicht mehr Militärpflichtigen und — sollte es unbedingt notwendig sein — auch die noch nicht Militärpflichtigen. Das sind Die, die das 49. Lebensjahr überschritten haben und Die, die noch nicht 21 Jahre alt sind. Mit 45 000 Mann solcher Hilfsdiensttruppen glaubt das Kriegsministerium vorläufig auskommen zu können. Die Sozialdemokraten haben bei der endgültigen Fassung des Gesetzes durchgesetzt, daß das Heer nicht mehr, wie bisher, im Polizeidienst mitzuwirken hat. Es ist jetzt endgültig davon befreit, und die Regierung fordert, daß die republikanische Gendarmerie um 15 000 Mann vermehrt wird.

Artikel 25 „bis" — er ist in der Regierungsvorlage kursiv gedruckt, also besonders hervorgehoben —. Artikel 25 a bestimmt die Tätigkeit der Regierungs- und Parlamentsmitglieder während eines Krieges, und da heißt es: Regierungsmitglieder und Parlamentarier, die im Kriege wie im Frieden Ausdruck und Sprachorgan der Souveränität der Nation sind, bleiben auch während der Mobilisation auf ihren Posten. Sie dürfen lediglich für Spezialaufträge (also für ungefährliche diplomatische Missionen) herangezogen werden. Das Parlamentsmitglied kann nur auf besondern Wunsch zur Front geschickt werden. Und wieviel Parlamentarier werden sich freiwillig melden? Die Finger einer Hand werden genügen, sie herzuzählen. Als bei der Debatte über diesen Artikel beantragt wurde, auch den Abgeordneten keine Ausnahmestellung einzuräumen und sie, wie alle andern, im Kriegsfalle an die Front zu schicken, fand sich in der Kammer eine große Mehrheit, die diesen Antrag ablehnte. Führung: Herr Renaudel. Diese Ablehnung ist wohl das Niederträchtigste, ja das Verbrecherischste an dem ganzen Gesetz. Da sitzen Leute zusammen, die einem ganzen Volke sehr ernste Verpflichtungen auferlegen und die, wenn sie den eignen Heldentod, den „schönen Tod fürs Vaterland" beschließen sollen, ganz einfach alles Das desavouieren, was sie dem Volke, der Masse immer und immer wieder erzählt haben und, weit ab vom Schuß, auch in Zukunft erzählen werden ... Regieren und Gesetze machen ist ja auch viel schwieriger und verantwortungsvoller als der stinkende und dreckige Heldentod. Und so etwas ist „Führer der Nation".

Das IV. Hauptstück des Gesetzes bespricht die Organisation der Wirtschaft während eines Krieges und regelt die Ernährung von Heer, Flotte und von Denen, die nicht grade an der Front mitzumachen haben. Die Schlußkapitel behandeln Einzelheiten und erste regionale Ausführungsbestimmungen. In einem Artikel 48 endlich wird gesagt, daß die Kolonialverwaltungen zu sorgen haben, das Gesetz sowohl in Algerien wie in den Kolonien ebenfalls zur Durchführung bringen.

Und wer war der parlamentarische Berichterstatter dieses Gesetzes? Der Sozialdemokrat, Völkerbundsdelegierte und Abrüstungssachverständige Paul-Boncour. Er hat gar viele und leidenschaftliche Worte zur Anpreisung und Verteidigung dieses Gesetzes gefunden, doch als er an den Artikel 25 a kam, hat er gewiß so etwas wie ein schlechtes Gewissen verspürt und, ohne viele Worte, den Artikel einfach verlesen. Es würde mehr Seiten füllen, als uns zur Verfügung stehen, wollten wir hier die Berichterstattung Paul-Boncours Wort für Wort vornehmen. Sie war seiner würdig. Ein Millerand hätte nicht chauvinistischer sprechen können.

IV.

Natürlich können Generäle nicht untätig bleiben, wenn Zivilisten schon nichts mehr anders zu regeln haben als Krieg und Landesverteidigung. Und der französische Oberste Kriegsrat hat es für richtig befunden, auch einen Plan vorzulegen. 7 Milliarden Francs soll die Durchführung dieses Planes kosten. Von der Nordsee bis nach Mühlhausen und Belfort sollen unter Ausnutzung der vorhandenen Befestigungen Festungszentren und tief gestaffelte, betonierte Schützengräben angelegt werden und hinter diesen Verteidigungsmauern ein stark befestigtes Lager für Paris. Durch Eisenbahnen, Straßen und unterirdische Telephonleitungen soll das alles untereinander verbunden sein. Als Bollwerk gegen Deutschland und gegen den Bolschewismus; so wie ihn sich ein Militärhirn vorstellt.

V.

Frankreich rechnet mit einem Revanchekrieg Deutschlands; Frankreich fürchtet die Kriege, die durch die Friedensverträge von 1919 immer aktueller und aktueller werden; Frankreich weiß, daß man in Deutschland am liebsten morgen schon die allgemeine Wehrpflicht wieder einführen möchte; die deutsche Demokratie, dieses unselige Gebilde, liest ja der Reaktion jeden Wunsch gradezu an den Augen ab. Frankreich sieht klarer als die deutsche Öffentlichkeit, den Sinn und den Zweck der nationalen, der völkischen, der Kleinkaliberorganisationen, es erkennt die Gefahr, die diese, von ehemaligen Offizieren geleiteten Verbände darstellen, und so rüstet es... Aber bei diesem Rüsten jagt es, nicht zuletzt zu seinem eignen Unheil, weit über das Ziel hinaus. Das neue Mobilmachungsgesetz ist eher eine Gefährdung als eine Garantie des Friedens.

Der Friede wird nicht werden, wenn man ein ganzes Volk auf den Krieg vorbereitet und mit Waffen ausrüstet. Und was seine Unabhängigkeit betrifft, so täte Frankreich klüger, einmal an der Newyorker Börse, bei Kellogg und beim Bankhaus Morgan nachzufragen.

Das sind die Tatsachen. Sie zeigen das Bild einer Welt, die morgen, im Wahnwitz eines neues Völkermordens auf immer in den Abgrund stürzen kann. Auf immer —? Ja.

Denn, liebe, tote Rosa Luxemburg, du schriebst den Satz: „Über den Mauern der kapitalistischen Gesellschaft lodern wie ein feuriges Menetekel die Worte des kommunistischen Manifestes: Sozialismus oder Untergang in der Barbarei".

Und vor dieser Frage stehen wir auch heute noch.

Das Juste Milieu von Heinz Pol

Schon haben wir wieder den März, den guten alten Revolutionsmonat hinter uns, schon recken sich überall wieder die überschüssigen Muskeln, schon gehts mit Windeseile auf den Sommer 1927 zu — und es ist immer noch nichts geschehn.

Machen wir eine Zwischenbilanz. Sie sieht sehr rosig aus und auch sehr düster. Wie mans nimmt: es kommt auf den Standpunkt an. Aber wieviel Standpunkte man auch immer vertritt und wieviele nicht, es ist reichlich an der Zeit, ganz nüchtern und unumwunden festzustellen, daß die innere Lage Deutschlands selten, vielleicht nie gefestigter war als augenblicklich, und daß sie sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr befestigen wird.

Es gibt schon lange keine sogenannte bolschewistische Gefahr mehr in Deutschland. Seit mindestens einem Jahr gibt es auch keine nationalistische mehr. Uns droht gar nichts Unvorhergesehenes mehr, diese Epoche ist zu Ende, längst zu Ende. Wir sind stabilisiert: mit leichter Krümmung rechts rückwärts. Und wir stehen am Beginn einer langen großen Epoche, der Epoche des „juste milieu républicain". Das kann hundert Jahre dauern.

*

Wir haben aber doch eine durch und durch militaristische Jugend? Wir haben doch nationalistische und antipazifistische Verbände mit einer Million Mitgliederzahl? Täglich wird doch bei uns in Broschüren, in Zeitungen und Zeitschriften, von Kanzeln und Podien gewaltsame Beseitigung des herrschenden Regimes gepredigt?

Jawohl, das haben wir alles in unserm Panoptikum, jederzeit vorführungsbereit. Nur daß wir in Deutschland sind, dem klassischen Boden der Revolutionslosigkeit. Nicht, weils uns an Ideen oder Parolen fehlt (hatten wir nicht schon 48 und noch viel mehr 18 die herrlichsten, die mitreißendsten Schlagworte?) wohl aber, weil es uns an Führern fehlt. Wir lassen uns nur führen, zähneknirschend, aber doch.

Also die nationalen Verbände? Bitte, so wars doch: nie schafften sie einen Gesamtführer; hatten sie aber einen erwählt, so war er schon nach zwei Tagen wegen der Konkurrenz erledigt. Man schielte auf Mussolini mit dem Erfolg, daß jede Provinz, jede Hundertschaft ihren eignen Mussolini erkürte und die andern für Verräter und Schieber erklärte. So kam man nie zu der stürmisch geforderten Aktion oder — wie 1923 in München — doch mit untauglichen Mitteln, weil sich die Führer schon in der ersten Stunde des Putsches entzweiten.

Seit einem Jahr etwa ist das Lager der aktiven Nationalisten in vollster Auflösung. Die völkische Partei steht nur noch auf dem Papier, sie wird bei den nächsten Wahlen vollkommen verschwinden. Um Claß und seinen Anhang, der sich heute nur noch aus ein paar reaktionären Freimaurern und Überresten der Organisation Consul zusammensetzt, ist es grabesstill geworden: man braucht sein Geld für andre Zwecke. Höchstens, daß man noch gegen Mahrauns Jungdeutschen Or-

den keift, der schon lange eine eigne Partei bildet und wohl in nicht allzu ferner Zeit neben dem Reichsbanner überzeugtester Schützer von Thron und Altar der Republik werden wird.

Bleibt der Stahlhelm. Der hätte vielleicht wirklich einmal um 1923/24 herum das Zeug gehabt, die Weimarer Republik ein bißchen durcheinander zu schütteln. Aber ehe sie sich über die Führung geeinigt hatten (sie hätten sich nie geeinigt), breitete sich jenes verwaschene, lauwarme, undefinierbar parfumierte juste milieu républicain aus, das jetzt fester stabilisiert ist als je ein monarchistischer rocher de bronce.

Und seit einem Jahr heißt die Parole des Stahlhelms: „Hinein in den Staat". Und da diese Parole aus den Gefilden jener Hergts und Keudells kam, die jetzt das Heft auf sehr lange Zeit in Deutschland in der Hand halten, ließ man es sich angelegen sein, die Front langsam, langsam abzubauen und in umgekehrter Richtung wieder aufzurichten. Es geht überraschend gut, denn der Staat hat sich so weit entwickelt, und die nationalistischen Elemente haben sich so vortrefflich gemausert, daß einer Vernunftehe mit liebevollem Einschlag nichts mehr im Wege steht. Im Dunkeln läßt sich gut munkeln. Man hat bei uns neun Jahre gebraucht, um diese letzte Wahrheit einer „vermittelnden', „ausgleichenden" Politik zu begreifen. Und in ein, zwei Jahren, paßt auf, ist der Stahlhelm ebenfalls: eine Stütze der Republik.

*

Ein paar sind allerdings vorläufig noch obstinat. Ein paar Junge, deren geistiger Elan immerhin imponiert. Es sind Die um die Zeitschrift ‚Arminius', ehemalige Stahlhelmer, bitter enttäuscht vom milieu républicain, in dessen wabbligen Armen nun auch die Kameraden von gestern liegen.

„Wir pfeifen auf die Treue, wir pfeifen auf die Tiefe, stürzt die Führer, die versagt haben! Stürzt die Führer, die liberal sind! Stürzt die Führer, die konservativ sind! Fascistische Massen, gebt Euch endlich fascistische Führer! Fort mit der Vorherrschaft der Nursoldaten! Fort mit der Vorherrschaft der Schwärmer! Her mit Führern, die neben revolutionärer Kraft über Fähigkeiten verfügen, dem umfassenden Organismus, den sie bekämpfen wollen, einen überlegenen entgegenzustellen."

So schreibt Helmut Franke, einer der neuen Arminiusse. Ein andrer, Ernst Jünger, rechnet im letzten Heft mit dem ganzen Klimbim ab, daß einem das Herz im Leibe lacht. Das ist der Stahlhelm: „Damals sagten wir, daß der Stahlhelm einem in der Inflationszeit aufgebauten Hause gliche, einer Art von Stinnes-Konzern, der entweder verfallen oder eingeschmolzen werden müßte. Wir dürfen sagen, daß Ereignisse der letzten Zeit unsre Meinungen außerordentlich gefestigt haben, so gefestigt, daß wir uns gefragt haben, ob wir uns überhaupt noch mit dem Stahlhelm beschäftigen sollen, weil man das Unwichtige nicht wichtig machen soll. Ruhe und Ordnung sind da, wozu ist aber der Stahlhelm noch da?"

Und dann plaudert er so hübsch aus der Schule, nämlich von der Annäherung der Stahlhelm-Führung an die Deutsche

Volkspartei: „Und was trennt denn auch im Grunde die Haltung des Stahlhelms von Der des Herrn Stresemann? Hat nicht auch einer der Hausdichter von Weimar, Herr von Unruh, betont, daß hier „biologisch wertvolle" — kleiner Schäker! — Kräfte wären, die nicht verloren gehen dürften? Wir schlagen also vor, Pflege des Frontgeistes, Spalierbilden bei wichtigen Gelegenheiten, Umzüge, Trachtenfeste und künstlerisch ausgeführte Parademärsche, Erinnerungstage und Kundgebungen: im Großen und im Kleinen Das, was der Deutsche unter Pflege der Gemütlichkeit versteht. So wird es gelingen, eine breite Basis der Anerkennung zu finden, die sich etwa von der ‚Welt am Montag' exclusive bis zur ‚Kreuzzeitung' inclusive erstreckt."

*

Das alles muß beinahe melancholisch stimmen. Welche Kräfte vergeuden sich hier nutzlos — und was für ein Land, wo die Idealisten zwar wirklich ideal, aber dumm wie Bohnenstroh sind, die Realisten aber, nämlich auch die wirklich „Aktiven", die eigentlich Mächtigen mit allen ihren riesigen Kräften einen Zustand schaffen, der ihnen am leichtesten erlaubt, hinter prächtig aufgebauten Kulissen im Trüben zu fischen.

Denn die Stabilisierung, ja, die Glorifizierung des juste milieu républicain schreitet in der letzten Zeit beinahe unwahrscheinlich schnell fort. Es ist fast wie genau vor hundert Jahren im restaurierten Frankreich. Unsre sogenannte Revolutionszeit gebar nicht eine neue Gesellschaft, sondern „die" Gesellschaft, die wir immer schon hatten. Nur daß sie jetzt erst zur eigentlichen Blüte gelangt. Man lese, wenn man sich über sie unterrichten will, Balzac. Unsere Dichter sind Dichter und schweben in höhern Regionen oder verarbeiten ihre Schulgeschichtsbücher zu Romanen und Dramen.

Paraden, Titel, Jeistes-Akademie, Stiftungen, Feste, parlamentarische Abende von Westarp bis Scheidemann — wer abseits steht, wird boykottiert, wer vorwärts kommen will, muß hinein in den Staat, hinein in die Gesellschaft. Montags Tee bei Frau Stresemann, Dienstags bei Keudell, Mittwochs bei Marx. Bald gibts wieder Orden, die Diener des Reichspräsidenten tragen auch schon wieder Escarpins. Wem sollte da noch einfallen, den Staat zu zerschlagen?

*

Und die Arbeiter? Und die Linksradikalen? Ich sehe sie an, und Wehmut schleicht mir ins Herz hinein.

Da wollen wir doch von „Aktion" und derlei häßlichen Worten ganz, aber auch ganz still sein. Es gibt ja schon nicht einmal mehr Wirtschaftskämpfe. Die Reichskreditgesellschaft veröffentlichte vor einiger Zeit ihren Bericht über das Geschäftsjahr von 1926. Da steht in einem Satz der Einleitung alles, aber auch alles drin:

> „Das deutsche Wirtschaftsleben blieb von bedeutenderen Streiks oder Aussperrungen verschont, im abgelaufenen Geschäftsjahre gingen durch Arbeitskämpfe etwa 1¼ Millionen Arbeitstage verloren, gegenüber mehr als 17 im Jahre 1925,

mehr als 36 Millionen im Jahre 1924 und etwa 8½ Millionen im Jahresdurchschnitt der Vorkriegszeit."

Kommentar überflüssig. Oder glaubt wirklich noch jemand im Ernst, daß der Kommunist Thälmann Einer ist, der die Massen in Bewegung setzen könnte? Und unsre Linksradikalen in allen Ehren: aber sie disputieren und bilden Klüngel und haben gar keine Beziehungen zur Masse und erst recht kein Talent, sie zu führen.

So wird fortgewurstelt werden. Mit einer großen „verantwortungsvollen" Opposition, die jedes parlamentarische System braucht und einer ganz winzigen scharfen Opposition der wenigen Links- und Rechtsradikalen, die mindestens im Augenblick und in den nächsten zehn Jahren keinen praktischen Erfolg haben wird.

Deshalb brauchen wir die Hände nicht in den Schoß zu legen, ganz und gar nicht. Aber wir müssen klar sehen: Die deutsche Republik steht, nicht so, wie wir sie uns gedacht haben, aber sie steht fester denn je, denn alles, was Geld und Macht bei uns hat, bejaht heute diesen Staat. Die Männer des neuen Regimes sind gesellschaftsfähig; das Reichswehrproblem wird in den Salons gelöst; die Republik wird „fein" mit dem gewissen sozialen Einschlag, der einzigen Konzession an das zwanzigste Jahrhundert.

*

Bilanz: Ruhe im Lande. Friedhofsruhe? Aber nicht doch! Hört Ihrs nicht schnarchen dort hinten im Wald? Da liegen sie auf dem weichen Polster des juste milieu républicain. Und draufgestickt steht in großen goldenen Lettern:

„Nur ein viertel Jahrhundert".

Achad Ha-am von Alexander Levy

„Gestern, in der Frühe des zweiten Januarmorgens, verschied hier der hebräische Publizist A. Ginzburg, im 71. Jahre seines Lebens. Ginzburg hat in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts durch seine radikalen Essais und Artikel zur jüdischen Frage, die er unter dem Pseudonym „Achad Ha-am", „Einer aus dem Volke", veröffentlichte, einen starken Einfluß auf die nationalgesinnten Kreise des osteuropäischen Judentums ausgeübt. Dem Zionismus stand er schroff ablehnend gegenüber. Erst nach dem Tode Herzls und besonders nach dem Kriege trat er zionistischen Kreisen wieder näher, als die Bewegung sich immer mehr der eigentümlichen Ideologie Ginzburgs anzupassen begann. 1923 übersiedelte er nach Tel-Aviv, wo er auf dem Gelände des hebräischen Gymnasiums Herzliah ein Haus bewohnte, das ihm die Stadt auf Lebenszeit als Ehrengabe zur Verfügung gestellt hatte. Sein Ableben ist nicht nur den Zionisten in Palästina, sondern auch den jüdisch-national interessierten Kreisen in aller Welt Veranlassung zu tiefster Trauer und zu begeisterter Anerkennung des Entschlafenen. Er wird sicher auch in Zukunft in weiten Schichten des Volkes, und besonders bei der Intelligenz, als geistiger Führer, als Priester und als Heiliger verehrt werden. Seine

Grabstätte fand er auf dem hiesigen Friedhofe an der Seite seines größten Gegners: Max Nordau."

Wollte ein Chronist so objektiv über diesen Mann berichten, der sein Leben lang in der vordersten Front des Meinungskampfes gestanden hat: er würde von den Legionen der heutigen Verehrer Achad Ha-ams scheel angesehen werden, denn diese Art der Berichterstattung würde ihnen lieblos, ja unehrerbietig gegen ihren großen Toten erscheinen. Noch jetzt muß man zu ihm Stellung nehmen: Für oder Wider! So verlangt es sein Wirken und sein Andenken.

Achad Ha-ams sachlich bedeutungsvollste publizistisch-pädagogische Wirkungsepoche liegt vor der Zeit des modernen politischen Herzlschen Zionismus, also vor 1896. Damals schon erschienen in der hebräischen Presse Rußlands jene Artikel, die so großes Aufsehen erregten. Seine Polemiken mit den russischen „Zionsfreunden", den Vorläufern der spätern Zionisten, und mit dem Doktor Pinsker, dem Verfasser der 1882 erschienenen epochalen Broschüre: „Jüdische Autoemanzipation!" können hier übergangen werden, da es sich ausschließlich darum handelt, den Einfluß Achad Ha-ams auf den heutigen Zionismus zu erklären. Seine Stellungnahme zu diesem ist auch nichts als eine Fortsetzung eben jener Polemiken in verschärfter Form: Wir wollen versuchen, sie zu kennzeichnen als die extremistische und unerbittliche Herausstellung vom Primat des Geistes und des Herzens gegen die sogenannten praktischen Forderungen des Tages, der Politik und der Wirtschaft. Das Ideologische ist bei Achad Ha-am die Basis, das Materielle der darauf ruhende Überbau der Gesellschaft. Ein auf den Kopf gestellter Karl Marx. Ein Vollblut-Ostjude, der bewußt und systematisch westjüdisches Denken und Empfinden ablehnt und der das auch offen auszusprechen wagt. Wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die achtziger Jahre für Rußland noch „prämarxistische Zeit" sind. Es war die Blüteepoche der „Narodniki", der spätern Sozialrevolutionäre und Föderalisten, die den sozialdemokratisch-marxistischen Bolschewiki und Menschewiki auch in der weitern Entwicklung fernblieben. Volkssozialismus, Gefühlspolitik: das ist die Signatur der geistigen Epoche Achad Ha-ams — und des Zionismus von heute.

Sprach der frühe Zionismus von der Judenfrage und ihrer Lösung durch das Territorium Palästina, so sprach Achad Ha-am von der Judenfrage und ihrer Lösung durch die Erweckung der jüdischen Herzen. Gingen die Zionisten von dem für Juden und Nichtjuden gleich unerträglichen Antisemitismus aus und forderten eine öffentlich-rechtlich gesicherte „Heimstätte" für das jüdische Volk („Zufluchtstätte" übertrieb Achad Ha-am gern), so fragte dieser zurück: „Also ohne die Antisemiten wäre für Euch alles in schönster Ordnung? Und warum ist das politisch so unsichre und ungesicherte Palästina eine sichrere Zuflucht als England, Amerika oder irgend ein andres Territorium?" Die Zionisten waren zu Beginn stramme Realisten und Materialisten. In Achad Ha-am lebte ein tiefes nationalreligiöses Gefühl, wie noch in fast allen Ostjuden, zu-

mal jener Zeit, ohne daß sie grade gottgläubig waren. Der Zionismus war eine westjüdische Erfindung der Männer um Herzl und Nordau; der Achad-Ha-amismus eine ostjüdische, stark russisch beeinflußte Geistesrichtung.

Es darf hier, zur Abschätzung des später im Zionismus eingetretenen großen Umschwunges, nicht unerwähnt bleiben, daß die sozusagen persönlichen Beziehungen zwischen den zionistischen Führern und Achad Ha-am sich um die Jahrhundertwende bis zu übeln Schimpfereien verschlechterten. Der im Umgangston vornehmere Herzl begnügte sich damit, den berühmten Publizisten als quantité négligeable, oder besser gesagt als Luft zu behandeln, die ihn bei der Konzeption und Durchführung seiner großen Volkserlösungsideen weder beeinflussen noch stören könnte. Max Nordau aber ließ sich hinreißen, Achad Ha-am mit Schmähungen zu überhäufen, ihn als „Flachkopf", als „verkrüppeltes, geducktes Opfer der Intoleranz, einen verachteten Sklaven intoleranter Knutenschwinger" zu bezeichnen, und er nannte seine „sogenannten Essais ein Gefasel, dessen anspruchsvolle Nichtigkeit mit keinem Worte zu kennzeichnen ist."

Was also stand in diesen „sogenannten Essais"? Daß, nachdem nun die Zeit gekommen sei, die Zeit der Aufklärung, des Liberalismus, des endgültigen Abstreifens der letzten Reste mittelalterlicher Hüllen von den Völkern, auch für die uralte nationale Gemeinschaft Israels die Epoche einer großen Renaissance anbrechen müsse. „Jüdische Renaissance" ist Achad Ha-ams hauptsächlicher terminus technicus. Und mit ihm verläßt er wohl die gewohnte Denk- und Ausdrucksform des Ostjuden und wendet eine rein westliche Begriffsform an. Doch legt er in diese Worte nicht die westlerischen Inhalte hinein, wie etwas später Martin Buber, der, als Künstler, mit „jüdischer Renaissance" überwiegend ästhetische Werte verband und sie etwa im Chassidismus und in der Mystik fand. Achad Ha-am war durchaus „Aufklärer" und „Völkler" (Narodnik) im russischen Sinne: um das Seelische ging es bei ihm, um das Herz. Realitäten wie Judennot oder Antisemitismus mußten daher von ihm als Gründe eines jüdischen Aktivismus verächtlich beiseite geschoben werden und ebenso, in unerbittlicher Konsequenz, auch die realpositive Lösung: Palästina als materielle Sicherung des jüdischen Volkes. Palästina kam für ihn lediglich als Ansatzpunkt der Renaissanceidee in Betracht. Ebenso die hebräische Sprache, deren Wiederbelebung er forderte und zur Hauptaufgabe seines langen Lebens machte. Auch die Diaspora sollte, nach seiner Vorstellung, später von Palästina aus durchhebräisiert werden. Ganz im Sinne des prophetischen Wortes: „Denn von Zion geht die Lehre aus, und das Wort (Gottes) von Jerusalem" stabilisierte er das zukünftige Palästina als ein nach allen Ländern der jüdischen Zerstreuung ausstrahlendes „geistiges Zentrum" des Judentums. Dazu brauchte er in Palästina keine mit gewaltigen Mitteln zu urgierende Massen- und Schnellkolonisation, wie sie Herzl vorschwebte; es genügte ihm vollkommen, ein kleines, edles Reis in Palästina zu pflanzen, eine Musterkolonie von Leuten, die

sich in langer, pflegsamer Entwicklung zu einer wirkungsstarken geistig-seelischen Potenz auswachsen würden. Hier sollte der vorbildliche „jüdische Jude" quasi im Laboratorium, im Treibhause gezogen werden. Er scheut sich auch nicht, in seinen berühmten Reiseberichten aus den neunziger Jahren („Die Wahrheit aus Palästina") schonungslos alle Mängel des Landes und seiner jüdischen Bewohner und Kolonisten aufzudecken und sogar die „eitle, weil verfrühte, Hebräischsprecherei, ebenso wie die überstürzte Bodenkauferei" heftig zu tadeln. Dieser halbe oder ganze Messianist hatte Zeit, unendlich viel Zeit mit der Verwirklichung seines Ideals. Lieber Nichts, als Halbes bald! Zahl und Zeit sind, wie alles Materielle, der Macht, der Allmacht des Gedankens und der geistigen Tat unterstellt. Auch der Einwurf der Zionisten von der dem Judentum drohenden Gefahr der Aufsaugung, der Assimilation durch die Umvölker, kann ihn nicht schrecken. Er baut so fest auf die Gewalt des Geistigen, daß er im Gegenteil eine umfassende Europäisierung der Juden fordert. Hierin hat ihm übrigens die Geschichte recht gegeben, denn die jüdische Volkszahl hat sich seither trotz weitgehender Europäisierung und Amerikanisierung der Massen mehr als verdoppelt: von acht auf achtzehn Millionen.

Achad Ha-am ist gestorben, ohne seine Anschauungen modifiziert zu haben, gestorben in einer Umgebung, die ihm die Überzeugung geben mußte, daß seine Gedanken die wahren seien und die der Andern die falschen. Denn, wie schon eingangs erwähnt, das neue jüdische Palästina und fast die ganze zionistische Bewegung stehen heute im Banne seiner Anschauungen, und auch die Praxis hat sich, zumal in den allerletzten Jahren, immer mehr nach seinen Grundsätzen gerichtet. Die Verehrung seiner geistigen und moralischen Persönlichkeit kennt keine Grenzen, und gäbe es ein hebräisches Pantheon: Achad Ha-ams Grab würde dessen Mittelpunkt geworden sein; jedenfalls ist es heute schon der geistige Mittelpunkt eines Pantheons des hebräischen Gedankens.

Der große russisch-jüdische Idealist ist tot. Was Achad Ha-am hinterlassen hat, ist unzweifelhaft der Keim einer neuhebräischen Zelle (oder Sekte?) in Palästina. Diese Zelle schließt sich vorerst sehr streng und bewußt gegen die Einflüsse der Umgebung und besonders gegen die Einflüsse des weltverstreuten jüdischen Achtzehnmillionenvolkes ab und ist bestrebt, sich ganz im Innern und nach innen zu entwickeln. Der Geist der „neuhebräischen Zelle", der namentlich in den jungen Siedlungskommunen der Ebene Jesreel, des Galil und der judäischen Berge lebendig ist, hat gerade in letzter Zeit viele aufrichtige Bewunderer gefunden. Diese Siedlungen sind aber reine Inkarnationen achad ha-amschen Geistes. Die jungen Siedler erblicken in ihrer Arbeit, in dem wirtschaftlich für Palästina recht fragwürdigen extensiven Ackerbau das Heil, ganz wie Achad Ha-am und Tolstoi, sie hassen und verachten alles Städtische, ganz wie Achad Ha-am und Babeuf. Das reale jüdische Volk da irgendwo „im Auslande" und sein Los bekümmert sie wenig. Sie sind sich selbst genug. Man kann ohne arge Über-

treibung von diesen jüdischen Nationalisten sagen, daß sie so stark an ihre eigene Sendung als neue „hebräische" Keimzelle glauben, daß selbst ein plötzliches Verschwinden des ganzen jüdischen Volkes sie kaum irritieren würde. Diese lebendige Hinterlassenschaft Achad Ha-ams ist in der Tat ein höchst eigenartiges Phänomen.

Soviel man heute, mitten im Strom der geschichtlichen Entwicklung überblicken kann, läßt sich der nunmehr nach dem Hinscheiden Achad Ha-ams historisch gewordene Sieg seiner Anschauungen über die Herzls auf zwei Grundursachen zurückführen.

Durch den Krieg und seine Nachwirkungen ist der geistige Einfluß der stärksten westjüdischen Gruppen im Zionismus: der deutschen und der oesterreichischen, stark in den Hintergrund gedrängt worden, und die geistige und politische Führung der Bewegung ist fast ganz in die Hände russischer Juden übergegangen, die ihrer Entwicklung und Beschaffenheit nach viel vorbereiteter und geeigneter zur Aufnahme des achad-haamschen Geistes waren als die deutschen Juden. Hinzu kam eine starke Tendenz der westjüdischen zionistischen Jugend in ihrem starken neuerwachten nationalen Drange, sich die lebendigen ostjüdischen Werte einzuverleiben, so gut sie es vermochten, und diese Tendenz schuf dann auch dem Eindringen des Achad-Ha-amismus in westzionistische Kreise freie Bahn.

Und zweitens, teilweise auch schon als Folge des Übergangs der Führung an die russisch-jüdischen Kreise, haben sich der Verwirklichung der großzügigen Ideen Herzls in der Praxis so starke Hemmungen in den Weg gestellt, daß man es für geboten hielt, sich mit den im Realen um so viel bescheidneren Palästinaforderungen Achad Ha-ams zu begnügen. Was im Realen nachgelassen wurde, ist im Seelischen reichlich durch die Hochspannung kompensiert und überkompensiert, die die Lehre Achad Ha-ams in die zionistische Bewegung hineingetragen hat.

Vom Grade der Pro-Palästina-Aktivierung der vier Millionen amerikanischer Juden wird die weitere Entwicklung wohl in erster Linie abhängig sein. Nur in Amerika könnte sich ein neues Gegenzentrum gegen die Lehre Achad Ha-ams vom „geistigen Zentrum" bilden. Ansätze hierzu sind unzweifelhaft vorhanden, können sich aber vorerst nicht durchsetzen gegen die in sich geschlossne Wucht des achad-ha-amistischen Systems und gegen den unerschütterlichen Kreis begeisterter „Zionswächter" in jedem Sinne.

Genuß der Zeitung von Rudolf Leonhard

Ich habe noch nie, wenn ich die Zeitung gelesen habe, ein Ereignis gefunden, das ich mir noch nicht vorgestellt, das ich noch nicht gedacht oder nicht schon gewußt habe; aber täglich wieder verschlinge ich die Zeitungen, um betroffen immer wieder zu sehn, wie das, was ich gewußt, gedacht oder mir vorgestellt habe, wirklich sich ereignet.

Wiedersehen mit der Justiz von Ignaz Wrobel

Amnestie —! Amnestie —!

Es ist noch alles da.

Wenn man das drei Jahre lang nicht genossen hat: die Moabiter Justizfabrik und die unhöflichen Gerichtsdiener und diese Richterköpfe und die kleinen verschreckten Schöffen, Mikrozephalen oder Kolonialwarenhändler, und die artigen Verteidiger, die immer ein bißchen etwas vom Komplizen an sich haben, und die Angeklagten, die nicht wissen, wie ihnen geschieht — wenn man das drei Jahre lang nicht genossen hat, so darf man erfreut feststellen, daß noch alles da ist. Justitia ... Ein Vormittag, und die Binde sitzt hinten.

Das letzte Mal stand ich vor den Talaren neben Siegfried Jacobsohn und bewunderte seine kluge Zurückhaltung und überlegene Kälte einem Geschöpf gegenüber, das einundeinehalbe Stunde, ohne Atem zu holen, sprach: da hatte das Abonnement des ‚Berliner Lokalanzeigers' treffliche Früchte getragen, und die Stunde patriotischen Anschauungsunterrichts, die wir bekamen, war umsonst. Gratis und umsonst.

Was ich in letzter Zeit in Moabit und am Alexanderplatz vor den Gerichten zu sehen bekommen habe, zeigt wieder das alte Bild: die Strafen sind gar nicht einmal so grauslich, so drakonisch, so ganz und gar unsinnig, und vom Standpunkt eines Verteidigers, dem es lediglich auf das Resultat anzukommen hat, kann sich im allgemeinen der deutsche Angeklagte nicht mehr beschweren, als irgend einer seiner ausländischen Schicksalsgenossen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die deutschen Richter, deren Wirken hier in den nächsten Wochen ausführlich besprochen werden soll, gut richten. Sie richten schlecht.

Da ist der redende Richter: jener Typus, der die Angeklagten, Zeugen und Verteidiger überhaupt nicht zu Worte kommen läßt, sondern der für sie alle spricht. Ganz abgesehen von den äußeren Ungehörigkeiten, die sich diese Richter dauernd zu schulden kommen lassen: (während der Aussagen und der Plädoyers nicht zuzuhören, Akten zu schmieren, ungeduldig mit den Fingern auf dem Tisch herumzutrommeln, wenn der Verteidiger etwas zu sagen wagt), ganz abgesehen von solchen kleinen Äußerungen, die trefflich auf das Innere schließen lassen, ist der ganze Wahnwitz von Überheblichkeit, Folgen einseitiger Auswahl und Kastengeist immer noch da. In Ewigkeit, Amen.

Vor allem wirkt der deutsche Richter wie einer, der seinen Beruf als Berufsstörung auffaßt. Man hat von diesen zweifellos zu schlecht bezahlten Beamten den Eindruck, daß sie ihre Arbeit unlustig tun und daß sie nichts als das eine und einzige Bestreben haben: möglichst rasch fertig zu werden. Es kommt nicht so sehr darauf an, wie eine solche Sache erledigt wird, als darauf, daß sie erledigt wird. Auf dem Wege zu solcher „Erledigung" von Prozessen und Personen liegen die Steine des Anstoßes, die da stören: ausführlicher Zeugenbericht, Plädoyers, unvorhergesehene Anträge ... kurz, alles, was über die angesetzte Zeit hinausgeht. Daher mürrisches, eiliges

Wesen, hochfahrende Handbewegungen, Wegräumung aller Schwierigkeiten, die Zeit kosten können.

Zweiter Wahnwitz: confessio regina probatorum. Was das Mittelalter mit Hängegewichten und Daumenschrauben erzielte: das Geständnis, dieses Kronjuwel aller Beweismittel, das erzwingt der deutsche Richter mit dem weder materiell-rechtlich noch prozessual zu begründenden Satz: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, Angeklagter, daß Sie durch ein Geständnis Ihre Lage verbessern!" Hinter dieser Fibelpsychologie steckt in erster Linie Bequemlichkeit. Einem geständigen Angeklagten braucht nichts nachgewiesen zu werden, Zeugenaussagen fallen fort oder werden doch wesentlich vereinfacht, und die ganze Sache kann rasch zu Ende sein. Der rechtlich unzulässige Satz beruht ferner auf der kindlichen Annahme, daß Reue eine simple Empfindung sei, jederzeit herzustellen, jederzeit greifbar, und solche Annahme entspringt eben dem gottähnlichen Getue von Funktionären, die da glauben, sie hätten das Recht zu strafen, das heißt also: moralische Urteile zu fällen, wie jenes imaginäre Wesen, das die Zeugen im Eid anrufen, weil sie — entgegen den Bestimmungen — meist niemand darauf aufmerksam macht, daß diese religiöse Formel durchaus vermeidbar ist. Der Richter hat aber lediglich die Aufgabe, die Gesellschaft, so, wie sie heute ist, vor Menschen zu schützen, die die Sicherheit dieser Gesellschaft bedrohen. Davon ist in Moabit und am Alexanderplatz nichts zu merken, dort wird gestraft. Wie wird gestraft —?

Aus einer einzigen Sitzung:

Ein Schupomann nimmt einen Betrunkenen auf die Wache mit; der Betrunkene fühlt sich, ob zu Recht oder Unrecht, zu hart angefaßt und bittet während der Sistierung die Umstehenden, ihm Zeugenadressen aufzuschreiben. Der Richter: „Das wäre ja noch schöner, wenn jeder Sistierte unterwegs auf dem Wege zur Wache Anträge stellen könnte!" Falsch: Abgesehen von der Papierredensart, die einen Besoffenen im Rinnstein Anträge stellen läßt, hat natürlich jeder das Recht, sich Zeugenaussagen zu erbitten. Der Richter zum Angeklagten: „Erst betrinken Sie sich, und dann benehmen Sie sich dem Beamten gegenüber disziplinwidrig!" Falsch: Der Mann ist dem Beamten überhaupt keine Disziplin schuldig. Wir leben nicht in einer Reichswehrkaserne, und das einzige, was ein Polizeibeamter bei einer Sistierung verlangen kann, ist etwas Negatives: nämlich das Fehlen von Widerstand gegen die Staatsgewalt. Hier wird nicht befohlen; hier wird nicht gehorcht. Der Richter zu dem Zeugen: „Haben Sie mit dem Angeklagten etwas getrunken?" Der Zeuge: „Ich ja, er nicht." Der Richter: „Er hat überhaupt nicht getrunken?" Der Zeuge besinnt sich: „Doch, der Angeklagte hat zwei Glas Bier getrunken." Der Richter zum Angeklagten: „Also Sie haben auch getrunken!" Falsch: Der Konsum von zwei Glas Bier hat nichts mit Trinken zu tun; der betreffende Richter würde sich mit Recht beleidigt fühlen, wenn ihm jemand sagte, er „tränke" vor der Sitzung, und diese Behauptung mit dem Konsum von zwei Glas Bier begründen wollte.

Aus einer einzigen Sitzung: „Das ist also dieselbe Geschichte, die wir eben gehabt haben — wieder Widerstand gegen die Staatsgewalt!" Der Angeklagte kann für die Reihenfolge der angesetzten Termine nichts, und es ist eine Willkür, ihn die vorige Sache entgelten zu lassen.

„Nach den jüngsten Vorkommnissen auf den berliner Straßen sind wir Richter zu der Überzeugung gekommen, daß es unsre Pflicht ist, die Beamten besonders zu schützen; das sind wir den Beamten schuldig." Grober Unfug: Der Richter sieht die letzten politischen Vorkommnisse, die mit der kleinen Polizeiübertretung eben dieses Angeklagten überhaupt nichts zu tun haben, so an, wie es eben ein Leser des Berliner Lokalanzeigers tut, und läßt so den Angeklagten einen politischen Meinungskampf entgelten.

Dritter Wahnwitz: Anrechnung der natürlichen Begleitumstände eines Delikts als strafverschärfend. Beispiel: Ein Straßenhändler stiehlt seinem Freunde eine Summe von 42 Mark. „Als strafverschärfend kommt hinzu, daß der Angeklagte einen Mann bestohlen hat, der selber nicht in günstigen Vermögensumständen lebt und sich sein Brot sauer verdienen muß." Wahrscheinlich glaubt der Richter, daß sich Straßenhändler bei Diebstählen an ein Vorstandsmitglied der Dresdner Bank zu halten haben oder doch zum mindesten an einen gut verdienenden Filmschauspieler. Steigt ein Einbrecher nachts heimlich in eine Wohnung, so donnert nicht nur der § 250 Ziffer 4 auf ihn herunter, sondern seine Heimtücke, seine Tätigkeit zur Nacht, seine Hinterlist werden ihm außerdem noch als strafverschärfend angekreidet. Er wird also bestraft, weil er sich zur Nachtzeit zur Begehung eines Raubes in ein bewohntes Gebäude eingeschlichen hat und dann noch einmal besonders dafür, daß er sich zur Nachtzeit zur Begehung eines Raubes in ein bewohntes Gebäude eingeschlichen hat. Nichts dümmer als die Begründungen dieser Urteile.

Was in Moabit aber an Moral gelehrt wird, gehört auf den Kehrichthaufen, und ich will versuchen, aus diesem Abfall noch manches hervorzuziehen.

*

Es ist noch alles da. Eines sogar ist hinzugekommen, das habe ich noch nie gesehn und sah es zum ersten Mal: den Schnellrichter. Der verfährt nach § 212 StPO.

Der Mann sitzt, um auch äußerlich darzutun, was er ist, gleich im Berliner Polizeipräsidium, in einem Zimmerchen, an dem die Stadtbahnzüge vorbeidonnern. Die Angeklagten werden ihm unmittelbar aus der Haft vorgeführt. Nachteile: Der Richter kennt die Aktenzeichen der Kommissare, weiß also, daß dieser Angeklagte von der Polizei als ein gewerbsmäßiger Ladendieb angesehn wird und jene Frau als eine gewohnheitsmäßige Kupplerin, und er richtet sich, hopp-hopp-hopp, darauf ein. Der Schnellrichter ist ein Herr Krönker, ein Mann von der Wasserkante, und es ist nicht unlehrreich, zu sehen, was dieser Landgerichtsrat treibt.

Seine Urteile sind, soweit ich das gesehn habe, nicht gar so schlimm wie etwa die des Herrn Siegert. Krönker steht in

dem Ruf, „noch nicht einer der Schlimmsten" zu sein. Aber wie der Mann Recht spricht: das als Opfer zu erleben, gönne ich keinem seiner Kinder, wenn er welche hat.

Erste Ungehörigkeit: Ton und Haltung des Richters. Ein solches Benehmen würde etwa einem Geschäftsmann alle Viertelstunde ein paar schallende Ohrfeigen eintragen. Der Mann hat eine Art, mit den Angeklagten, die er kaum ansieht, herrisch, hochfahrend und ungezogen zu sprechen, die jedem Menschen auch noch den letzten Rest von Ehrgefühl aus dem Leibe treibt. Es ist mir kein Paragraph der Strafprozeßordnung bekannt, wonach ein Angeklagter verurteilt ist, solche menschliche Erniedrigung zu erdulden.

Zweite Ungehörigkeit: Der Schnellrichter macht nicht jeden Angeklagten darauf aufmerksam, daß er nach § 26 GVG. das Verfahren ablehnen kann. Nun stelle man sich die Lage solcher Proletarier, immer ohne Verteidiger, vor: entweder macht der Richter den Angeklagten überhaupt nicht auf die immerhin eigenartige strafprozessuale Lage aufmerksam, oder er tuts in unzulänglicher Weise. „Wollen Sie lieber eine Schöffengerichtsverhandlung?" Der Angeklagte, der in Haft ist, befürchtet nun, weiter in Haft zu bleiben, wenn er die Schöffen verlangt, er wird auch so und so oft weiter in Haft belassen und ist auf alle Fälle der Dumme.

Dritte Ungehörigkeit, und dies ist die schlimmste: Nach Verkündung des Urteils pflegt Herr Krönker die Leute im Ton eines gereizten Feldwebelleutnants zu fragen: „Nehmen Sie das Urteil an, ja oder nein?" Der Justizminister Doktor Schmidt wird in seinem Leben eine Menge verwickelter juristischer Situationen gesehn haben, und es geht ihm der Ruf eines anständigen Menschen vorauf. Ich frage ihn, ob er es für loyal hält, wenn ein Richter wie dieser die Angeklagten nicht darauf aufmerksam macht, daß sie das Recht auf Berufung haben, daß meist nach einer solchen Verhandlung Verdunklungsgefahr nicht mehr besteht und daß mithin Haftentlassung zu erfolgen hat. Es ist vollständig gleichgültig, ob Herr Krönker durch Bestimmungen verpflichtet ist, die Angeklagten in dieser Weise zu belehren oder nicht: die einfachste richterliche Gewissenspflicht gebietet, Wehrlose über ihre Rechte aufzuklären.

Das Schöffengericht taugt schon nicht viel, weil die Siebung der Schöffen ganzen Volksschichten die bürgerlichen Ehrenrechte abspricht; du und ich, wir werden niemals Laienrichter werden. Was aber in diesem „Schnellgericht" getrieben wird, geht denn doch noch über alles hinaus, was Moabit wagt. Es ist natürlich gleichgültig, ob ein von der kapitalistischen Gesellschaft zermürbter lungenkranker Mensch wegen Bettelns drei Wochen oder vier Wochen in Haft kommt: der Richter kann von sich aus die soziale Frage nicht lösen, auch er ist nur ein Vollstrecker. Aber es muß wohl verlangt werden, daß dieser Schnellrichter, daß die langsamen Richter in Moabit vor allem einmal die einfachsten Menschenrechte respektieren.

Wir wollen nun sehn, warum sie es nicht wollen und warum sie es nicht können.

Kuppelei von Erich Gottgetreu

Ach, Mutt'r! Ach, Mutt'r! Hier ist ein Dieb!
Huhu!
Er stiehlt mir mein Ehr, 's ist mir lieb.
Valleri!

Lieg still! Was störst dein Mutt'r im Schlaf?
Huhu!
Lieg still! Wer wird dich fressen, du Schaf?
Valleri!

Altes Volkslied

Diese Tochter kann dreißig Jahre alt sein, und nichts braucht ihr größeres Vergnügen zu bereiten als jener nächtliche Besuch — die Mutter könnte nach heute geltendem Recht auf fünf Jahre ins Zuchthaus fliegen. Dabei hat die Alte noch Glück. Morgen kostet es bis zu zehn Jahren. Der neue Entwurf will es so.

Es lohnt schon, sich einmal näher damit zu beschäftigen, was das Gesetz als Kuppelei bestraft und was die Polizei als Kuppelei ansieht. Der Herr Regierungsrat Scholz im berliner Polizeipräsidium erklärt zum Beispiel, die Polizei lehne jede Auskunft ab, im Übrigen gäbe es ja auch garnichts zu erzählen, die betreffenden Bestimmungen des Strafgesetzbuchs seien ja bekannt, und nach Denen richte sich eben die Polizei. Offenbar ein Beamter des alten Regimes, der für sein Amt nicht die nötige Gewandtheit aufbringt. Schade. Ein andrer interviewter Beamter des Hauses am Alexanderplatz sagt, die Polizei drücke hier beide Augen zu, wobei sie sich auf den berühmten Paragraphen 10, II, 17 aus dem „Allgemeinen Landrecht" von 1794 beruft: „Die nötigen Anstalten zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu treffen, ist das Amt der Polizei." Macht die Polizei Krach, wird, kein Zweifel, die Ruhe gestört. Also hält sie den Mund.

Aber wirklich nur manchmal. Das Auge des Gesetzes kann auch blinzeln. So wie der bekannte Schnüffel-Kunze gern seine agents provocateurs zu den Masseusen schickte, kontrolliert man auch heute nur die ganz kleinen Hotels, obwohl die Überholung der großen, wenn man überhaupt schon solche Expeditionen liebt, sicher ganz gute kriminalistische Ausbeute bringen würde. Im nie kontrollierten Hotel Nummer Eins sitzen nicht immer nur wackere Textilmagnaten aus Sachsen, nicht nur Schwerindustrielle, die sich hier, variatio delectat, eine leichte Nacht machen wollen. Ist die Existenz ungetrauter Paare staatsgefährlicher als die von Hochstaplern? Welche Albernheit, erwachsene Menschen zu der Falschmeldung „Schulze und Frau" zu veranlassen!

Kontrolliert und schikaniert werden in erster Linie die kleinen Hotels „auf Tage, Stunden und Minuten", die durchaus nicht der Aufenthalt der internationalen Verbrecher, nach denen zu fahnden ehrenvoller wäre, zu sein pflegen. Herr Doktor Lutz, der Syndicus des Deutschen Hotelbesitzer-Verbands Groß-Berlin, wird der Polizei gern davon erzählen, wie häufig ihre Handlungsweise aus Hausbesitzern und Konkurren-

ten Denunzianten oder Erpresser macht, die für ihre edle Tat mit der Bestrafung und Konzessionsentziehung der Andern belohnt werden. Oft sollen die nächtlichen Gäste zeugen: das schuf Selbstmörder aus Scham und Angst. Bleibt diese antiproletarische Klassenjustiz nicht den Wirten großer Hotels und den reichen Gästen, die vor Kontrolle so gut wie sicher sind, erspart? Kann und darf denn der Wirt die Papiere seiner Gäste verlangen und vielleicht das Ausziehen der Handschuhe fordern, um nachzusehen, ob darunter noch ein Trauring blinkt? Soll jener geschiedene Herr, der im Falle der Kontrolle seine praktisch doch veraltete Eheurkunde vorzeigt und deshalb ungeschoren bleibt, bevorzugte Ausnahme sein? Wollt ihr zu Gastwirten nur so feine Psychologen haben wie jenen tatsächlich existenten Wachtmeister, der durchs Schlüsselloch gierend ein nacktes Paar am Fenster stehen und sich küssen sieht, und daraus folgert, daß Die da unmöglich verheiratet sein können — was sie im Übrigen zum Entsetzen des Gerichts doch waren?

Herr Direktor Schrödel vom Kaiserhof, Berlin, erläutert die Praxis der großen Hotels so: „Kommen Mann und Frau gleichzeitig ins Hotel, haben wir natürlich keinerlei Kontrolle; ganz Vorsichtige nehmen für den Fall späterer Nachforschungen, wenn sie nicht verheiratet sind, Zimmer mit Verbindungstür. Aber kein Herr darf eine fremde Dame auf sein Zimmer mitnehmen. Will der Herr mit einer Dame, die nicht seine Frau ist, verkehren, dann mietet er sich für Stunden eine Absteige, geht aber nie ins große Hotel — das ist eben die deutsche Sitte und Moral." So haben die großen Hotels höchstens ein theoretisches Interesse an der Änderung der Kuppeleiparagraphen; die Praxis dieser Häuser wird in jedem Fall dieselbe bleiben.

Der Willkür der polizeilichen Kontrollmethode entspricht allerdings auch ihre Erfolglosigkeit gegenüber wirklich verfolgungswerten Fällen auf dem Spezialgebiete der Kuppelei. Die geschickte Kuppelbooste aus der Acker-Straße und der Schendel-Gasse, die sich das Zimmer gleich pro „Stubben" bezahlen läßt, steht sich so gut mit der Polizei, daß sie fast nie angezeigt und wenn doch, nur ganz mild bestraft wird; und die ganz großen, gefährlichen Kinderkupplerinnen, wie die von der Tauentzien-Straße zur Inflationszeit, die ihre Abschlüsse durch das Telephon tätigen, verstehen es, zur rechten Zeit auszukneifen. Gefährdet sind Die, die das Wort „Kuppelei" überhaupt kaum kennen.

Nichts Dümmeres und nichts Brutaleres gibt es als die Paragraphen 180 und 181 des alten Strafgesetzbuchs und die entsprechenden Paragraphen des „Allgemeinen Entwurfs" zum neuen. Dieser Entwurf, der nur in Belanglosigkeiten den Ehrgeiz hat, modern zu sein, ist ein radikaler Rückwurf, ein Kind der Reaktion, Widersinnigkeit und Barbarei. Geworfen hat ihn, neben andern, Herr Ministerialdirektor Bumke.

§ 272 definiert: „Kuppelei begeht, wer durch seine Vermittlung oder durch Gewähren oder Verschaffen von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet. Als Kuppelei gilt insbesondre die Unterhaltung eines Bordells oder eines bordellartigen Betriebes."

Maßloß überheblich ist es zunächst einmal, den außerehelichen Beischlaf „Unzucht" zu nennen. Durchaus privat sollte auch sein und bleiben, wie der Gesetzgeber Das empfindet, was an Geschlechtlichem außerhalb der Ehe geschieht. Das Gesetz hat Interessenschutz zu pflegen, nicht aber in pfäffischer Weise zu moralisieren, Unwerturteile zu fällen, Handlungen der ihm unterworfenen Staatsbürger über jede technische Notwendigkeit hinaus zu degradieren — und schon gar nicht bei Vorgängen, die sich vollkommen außerhalb seines Geltungsbereichs abspielen. Nun begegnen wir aber der seltsamen kriminalistischen Konstruktion, daß die Beihilfe zu einer erlaubten Handlung strafbar wird. Um dem Kinde einen Namen zu geben, schuf man hier ein delictum sui generis, obwohl nach § 26 des „Allgemeinen Entwurfs" und schließlich auch nach dem gesunden Menschenverstand nur die Beihilfe zu einer strafbaren Handlung strafbar sein kann.

§ 273 des Allgemeinen Entwurfs" sagt: „Wer aus Eigennutz Kuppelei begeht, wird mit Gefängnis bestraft. Wer einer Person, die das 18. Lebensjahr vollendet hat, Wohnung gewährt, wird auf Grund des Absatz 1 nur dann bestraft, wenn damit ein Ausbeuten der Person, der die Wohnung gewährt ist, oder ein Anwerben oder Anhalten dieser Person zur Unzucht verbunden ist."

Die Strafbarkeit des gewohnheitsmäßigen Vermietens soll somit fallen. Unmöglich war ja auch der bisherige Zustand, wonach die ehrbare Vermieterin bestraft werden konnte, wenn sie duldete, daß der möblierte Herr sein Mädchen zu sich auf die Bude nahm. Justizrat Werthauer weist ganz richtig darauf hin, daß das Gros der Vermieterinnen im Allgemeinen wirklich nichts weiter will, als Wohnräume gegen Mietzins abgeben, wobei es ihnen oft viel lieber wäre, wenn die Mieter niemand mitbringen würden. Aber die Praxis des Strafgesetzbuchs ist eben hier wie überall kapitalistisch. Hätte der Mieter so viel Geld, daß er sich das Haus kaufen und die Vermieterin als Portierfrau hineinsetzen oder einfach umgekehrt bei sich wohnen lassen konnte, dann würde er in denselben Räumen alles Das machen können, was die Zimmervermieterin Gefängnis kosten kann. Der Reiche darf. Der Arme nicht. Und ob sich darin in der Praxis viel ändern wird, bleibt auch im Falle der Annahme des neuen § 273 durchaus fraglich. Reaktionäre Richter werden als bewiesen annehmen, was denunzierende Nachbarinnen erspähen: Eigennutz, Ausbeuten, Anwerben, Anhalten. Werthauer brachte mir gegenüber auch noch die Befürchtung zum Ausdruck, daß, wenn etwa viele möblierte Zimmer leer stehen und eine Vermieterin dem Mieter das Mitbringen Andrer gestattet, die Judikatur sagen wird, daß dies Ausbeutung sei, weil schon durch die prinzipielle Erlaubnis ein höherer Mietzins erzielt werden könne. Und was wir an mathematischen Berechnungen über angemessene und nicht angemessene Vergütung in der Rechtsprechung während der Kriegszeit durchgemacht haben, wo um Pfennige des Verdienstes als Wucher gestritten wurde, ist wohl noch in aller Erinnerung. Die Gesetzesauslegung wird hier mit automatischer Sicherheit

ganz nach der Kraft der jeweils herrschenden muckerischen Strömungen vor sich gehen.

Der neue § 275 bedeutet sogar eine Verschärfung des alten § 181, in dem zu lesen ist: „Die Kuppelei ist, selbst wenn sie weder gewohnheitsmäßig noch aus Eigennutz betrieben wird, mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren zu bestrafen, wenn 1. um der Unzucht Vorschub zu leisten, hinterlistige Kunstgriffe angewendet werden, oder 2. der Schuldige zu der verkuppelten Person in dem Verhältnisse des Ehemanns zur Ehefrau, von Eltern zu Kindern, von Vormündern zu Pflegebefohlenen, von Geistlichen, Lehrern oder Erziehern zu den von ihnen zu unterrichtenden oder zu erziehenden Personen steht."

Und § 275 hat nun folgenden Wortlaut bekommen: „Wer an seiner Ehefrau Kuppelei begeht, wird mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft. Ebenso werden Eltern, Adoptiveltern, Stiefeltern, Großeltern und Pflegeeltern, Vormünder und Pfleger bestraft, die an ihrem Kinde, Adoptivkind, Stiefkind, Enkel, Pflegekind, Mündel oder Pflegling, sowie Geistliche, Lehrer und Erzieher, die an einem ihrer Erziehung oder ihrem Unterricht anvertrauten Schüler oder Zögling Kuppelei begehen. Diese Vorschrift gilt nicht für die Duldung des Beischlafs zwischen Verlobten."

Dieser Paragraph, der den alten Straftarif gleich um hundert Prozent verdoppelt, wirft alles durcheinander: Verleitung zum Geschlechtsverkehr, bloße Förderung, Unterstützung und Duldung. Kurt Hiller schreibt (in „Sexus", Monographien aus dem Institut für Sexualwissenschaft in Berlin, herausgegeben von Sanitätsrat Doktor Magnus Hirschfeld; Band IV S. 156): „Vermengt wird auch der echte Schutz der Abhängigen und der jugendlich Unerfahrnen auf gradezu wahnwitzige Art mit dem Scheinschutz Freier und Erwachsener, die gar nicht geschützt sein wollen und an deren Schutz vor dem Sexualakt auch die Gesellschaft gar kein Interesse hat. Eltern, die ihrer fünfundzwanzigjährigen unverheirateten Tochter oder ihrem dreißigjährigen unverheirateten Sohn gelegentlich die stille Abhaltung einer erotischen Feierstunde in einem Zimmer der elterlichen Wohnung aus Einsicht und Güte gestatten, sollen dafür ein bis zehn Jahre im Zuchthaus büßen; ebenso auf ein bis zehn Jahre ins Zuchthaus wandert der Privatlehrer, der seinem erwachsenen Schüler oder seiner erwachsenen Schülerin aus Güte den gleichen Gefallen tut."

Weiter: Wenn der Sohn beim Vater wohnt und dort mit seiner Freundin schläft, kann der Vater ins Zuchthaus kommen. Wohnt zufällig der Vater in der Wohnung des Sohns, bleibt er straffrei. Die Handlung ist Nebensache. Gegenseitiges Einverständnis ist kein Milderungsgrund. Der Mietsvertrag entscheidet; das Wohnungsamt entscheidet.

Die Handlung ist Nebensache; der Verlobungsring entscheidet. Wer aber ist verlobt? Wann genügte der Ringtausch als Beweis? Verlangt man für Großjährige, die sich vielleicht gegen den Willen der Eltern heiraten, deren Bescheinigung? Kann nicht der straffrei bleibende Beischläfer möglicherweise

aus inzwischen entstandenen Haßgefühlen gegen Schwiegereltern oder auch gegen Braut oder Bräutigam sagen, er habe sich als unverlobt betrachtet? War das noch nie da? Ist es bekannt, daß die Gerichte fast stets die Frage „Verlobt oder nicht?" bei Einbrüchen, wo die Bejahung zur Entlastung des Beihelfers dienen könnte, zuungunsten der Angeklagten beantworten? Werden nicht die Eltern der berühmten „ausländischen Juden", deren Ehen nicht einmal als Verlobung anerkannt werden, dauernd wegen Kuppelei unter Anklage gestellt werden können, wenn die Kinder bei ihnen wohnen?

Die Lust ist gewiß nicht da, aber die verfluchte Notwendigkeit: gegen diesen Wust von Rückständigkeit, Unlogik und Kirchennebel anzukämpfen. Man besudelt sich nicht gern, und das Machwerk von Bumke und Genossen ist ja bestimmt unanständiger als jeder Durchschnittsfall von „Kuppelei". Noch ungedruckt ist der Hirschfeldsche „Gesetzentwurf zu den Strafbestimmungen über geschlechtliche und mit dem Geschlechtsleben stehende Handlungen des Amtlichen Entwurfs eines Allgemeinen Strafgesetzbuchs nebst Begründung; herausgegeben vom Kartell für Reform des Sexualstrafrechts". Es heißt da in § 272 ganz einfach:

„Wer durch seine Vermittlung oder durch Verschaffen von Gelegenheit dem Geschlechtsverkehr mit Jugendlichen oder unter Jugendlichen Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis bestraft". Und in § 273: „Wer an Kindern unter 14 Jahren Kuppelei begeht, wird mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren bestraft." Die Paragraphen 274 und 275 sind gestrichen.

Das Kartell steht somit auf dem Standpunkt, daß nur unter dem Gesichtspunkt des Kinderschutzes Kuppelei strafwürdig ist. Alle Bestimmungen, die Kuppelei unter Strafe stellen, dabei aber über den Kinderschutz hinausgehen, sind gestrichen, einerlei, ob die Handlung aus „Eigennutz" erfolgt oder in selbstloser Absicht. Selbst da muß man Angst haben, unsern Richtern eine Macht in die Hand zu geben. Wie weit in der Auslegung gegangen wird, beweist das Urteil des ersten Strafsenats am Reichsgericht vom 23. V. 1924 (1. D. 295. 1924), nach dem eine Mutter, die von früherm Geschlechtsverkehr ihrer jugendlichen Tochter wußte und ihr eine Stelle als Wassermädchen in einem Café besorgt hatte, wegen schwerer Kuppelei bestraft worden ist: denn die Mutter hätte wissen müssen, daß hier der Tochter von neuem die Möglichkeit gegeben wurde, Männer kennen zu lernen!

Auch hier ist die Begründung der Vorschläge des Kartells vernünftig und menschlich. Bewiesen wurde, daß der „Allgemeine Entwurf", gegen den sie sich richten, unvernünftig und unmenschlich ist. Gut möglich, daß dieser Reichstag den „Allgemeinen Entwurf" zum Allgemeinen Gesetz machen wird. Obwohl der „Allgemeine Entwurf" in diesem Punkte allgemeiner Auswurf ist.

Es ekelt Einen.

Gewitter über der Volksbühne von Arthur Eloesser

Der Vorstand der Volksbühne verleugnete den Regisseur Erwin Piscator, weil seine Inszenierung von Ehm Welks „Gewitter über Gottland" parteipolitischen Zwecken gedient habe. Diese Abschüttelung von einem ängstlich flatternden Rockschoß bezeichnet der Regisseur Erwin Piscator, richtig und noch höflich genug, als einen Fall, wie er in der Theatergeschichte noch nicht vorgekommen ist. Und der sich vielleicht nur dadurch erklärt, daß sich in jedem Parlament die Gesamtaufbringung an Verantwortlichkeit nach der sogenannten Kopfzahl verteilt. Da kommt nicht viel auf den einzelnen. Einmal in Schwung gekommen, ist der Vorstand der Volksbühne noch weiter gegangen und hat das Werk des eignen Regisseurs, mit dem er ein Treuverhältnis eingegangen war, durch Amputation wesentlicher Glieder verstümmelt. Der Vorstand hat sich nicht anders benommen als der Besteller eines Bildes, der anstoßerregende Teile herausschneidet, nachdem ihm von moralischen Kaffeebesuchern bange gemacht worden ist: so was duldest du in deinem Hause?

Es ist nicht leicht, über Ehm Welks Stück etwas zu sagen, weil es zu leicht ist. Der Verfasser fiel jüngst mit sozialen Großstadtbildern auf, die ehrliche Farben und sehr viel Verstand haben. Aber ein dramatischer Dichter kommt nie zu Verstand und bleibt mindestens so jung wie sein letztes noch unaufgeführtes Werk. Das Stück von dem Seeräuber Klaus Störtebecker, den die Hanseaten um 1400 hinrichteten, und von seiner Gefolgschaft der Likedeeler entsproß aus einem jugendlichen Herzen. In der rechten Herzkammer glomm noch knabenhafte Schwärmerei für den interessanten Piraten, der in so vielen Jugendbüchern als Indianerersatz gedient hat, weil er ebenso gut saufen wie raufen konnte. Aus der linken Herzkammer flammte schon ein jünglingshaftes soziales Gefühl für die Gleichteiler, für die frühen Kommunisten des Mittelalters, die den Hussiten, den Wiedertäufern, den deutschen Bauern und andern Opfern im Schlachthaus der Weltgeschichte vorangingen. Und so meint der Verfasser, daß seine Tragödie vom armen Manne nicht nur um 1400 spielt, während wir meinen, daß sie nicht einmal um 1400 spielt, daß sie vielmehr aus dem Indianerteil und dem sozialen Teil mit ziemlich dünnen rhetorischem Leim zusammengepappt wurden. Der Vorstand oder der dramaturgische Ausschuß der Volksbühne kann das Stück unmöglich wegen eines Karl Moor zur See angenommen haben, sondern nur aus der Erwägung: es ist etwas Soziales daran, unser Publikum will so etwas unter anderm auch haben oder immer noch haben. Also geben wir das Stück dem Piscator zur Inszenierung.

Der nahm es in dieselbe kräftige Regiefaust, die schon Schillers Räuber bolschewisiert, die aus dem lustigen Spiegelberg den echten Revolutionär und die Figur Trotzkis herausgeschnitten hat. Der kommunistische Verrina wird nun als Lenin maskiert, was einem für die größte Figur unsrer Zeitgeschichte einigermaßen leid tun kann. Ein Stück ohne

geistige Sprengkraft sollte bis zur Explosivität unterminiert werden, so daß es Projektionen über die Jahrhunderte schmiß oder wenigstens über die Leinwandflächen, die zu allen Seiten des Schauplatzes alle Revolutionen aufnahmen bis zur jüngsten chinesischen, von Morgenstern und Dreschflegel bis zu Maschinengewehr und Flammenwerfer. Ich will nicht mit dem Regisseur über die Frage rechten, inwiefern sich der bildhaft erzählende, der seinem Wesen nach epische Film in den Organismus des Dramas fügen kann, und ob nicht dem Zuschauer ein albern vollständiges Pensum aufgenötigt wird. Piscator ist ein lehrhafter Regisseur, in dieser Veranlagung liegt auch seine Stärke. Die Volksbühne wußte, daß sie zu einem starken Manne ging, als sie ihm ein schwaches Werk anvertraute. Die Volksbühne wußte auch, daß seine politische Überzeugung sich mit seiner künstlerischen deckt. Piscator hat seinen Glauben als Mensch und als Regisseur, und wir haben die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, an seinen Glauben zu glauben. Die Volksbühne hat ihn verleugnet, weil er ehrlich blieb, weil er den Auftrag auf seinen Eid genommen hatte.

Seien wir auch ehrlich, wozu immer etwas Ruhe gehört. Wie steht es mit der Volksbühne? Ich gehöre zu den alten Leuten, die noch dabei gewesen sind, als die Volksbühne im Anfang der neuziger Jahre gegründet wurde. Bruno Wille eröffnete die Versammlung mit den Worten: Die Kunst gehört dem Volke! Da aber Otto Brahm, als einer der Väter der Freien Bühne immerhin legitimiert, sich zur Mitarbeit anbot, wurde er als bürgerliche Persönlichkeit mit feindseligem Mißtrauen abgelehnt. Es sollte eine Bühne für das bis dahin vom allzu teuern Theaterbesuch ausgeschlossne Proletariat geschaffen werden. Aus dem Proletariat sollte auf Grund gleicher regelmäßigen Beiträge ein gleichberechtigtes Publikum entstehen, das nicht auf dem Marktverhältnis von Nachfrage und Angebot schwankte. Also eine organisatorische Neuerung, die sich dann über viele notleidende Theater mit großer Vorbildlich keit ausgewirkt hat. Als das schöne Haus am Bülowplatz endlich dastand, beruhte seine materielle Existenz schon viel mehr auf einer Hypothek der Stadt Berlin als auf dem ursprünglichen Grundstock der Arbeitergroschen, seine ideelle Existenz viel mehr auf einer allgemeinen kulturellen Zustimmung, die sich nicht nur aus dem Proletariat und seinem Klassenstandpunkt nährte. Die endlich aufgerichtete Volksbühne schien schon deshalb keine Oppositionsgründung mehr, weil sie keine Opposition mehr fand. Man könnte fast sagen, daß sie unter der allgemeinen Billigung verweichlichte, da sie als eins von den berühmten Mustern deutscher Organisationskunst in der öffentlichen Meinung verwöhnt wurde. Als ein demokratisches, beinahe sogar konservatives Unternehmen. Und so wäre es gekommen, auch wenn die Inflation nicht eine starke Schicht von Bürgerlichen und Intellektuellen in die ursprünglich proletarische Gründung hineingeschoben hätte.

Die Kunst gehöre dem Volke! Ein Satz, der sich leicht umdrehen wird. Wenn das Volk sich der Kunst bemächtigt, so bemächtigt sich die Kunst am Ende des Volkes. Jede Rich-

tung von bestimmter politischer oder sozialer Gesinnung erschöpft sich in wenigen Jahren, verzehrt sich an Unterernährung. Das Theater, auch wenn es ernst gewollt ist, muß unterhaltend sein, oder es wird nicht sein. Dazu die deutsche Sucht nach Bildung, die wir nicht abschaffen werden und für die noch kein Proletkult als Ersatz eintreten konnte. Vor zwanzig Jahren schrieb ein Schmeichler der Masse: Die neunte Sinfonie sei ja musikalisch nicht übel, aber sie lasse doch den richtigen Klassenstandpunkt vermissen. Solcher Unsinn kann heute nicht mehr geschrieben werden. Die Volksbühne hat sämtliche Quartette Beethovens spielen lassen. Das schöne Haus am Bülowplatz wurde ein Besitz der Arbeiter — Besitz macht stolz und zufrieden — und in diesem Hause wurde für ein frisches Publikum ungefähr das ganze Pensum der Weltliteratur nachgeholt. Die Volksbühne ist das weitschichtigste Unternehmen in Deutschland, ein Theater aus mehreren Theatern zusammengesetzt, die verschiedenen Schichten und ihren Bedürfnissen in schwankendem Wechsel dienen. Und wenn sie auch nach dieser Entwicklung in die Breite die ihr einzig gebliebene Möglichkeit und Rechtfertigung wahrnimmt, zu kleinen Preisen gute Aufführungen zu machen, ein gegen Albernheit, Seichtheit und bloßem Modenzauber abgegrenztes Repertoire zu erhalten —. ihr normaler Zustand wird immer die Krise bleiben.

Der Fall Piscator hat diesen Tatbestand nicht erst aufgedeckt, der Fall Piscator hat uns nur wiederholt, daß die Dinge wieder da stehen, wo sie vor einigen dreißig Jahren standen. Die damaligen Begründer der Volksbühne haben sich demokratisiert oder verbürgerlicht. Nachdem ihnen die Kunst und die Politik den Klassenstandpunkt verwischt haben, wird eine proletarische Kunst verlangt, die ihn wiederum sauber macht, und es wird wiederum eine Kunst vorausgesetzt, die sich, wenn man so sagen darf, durch die Erhaltung des Revolutionären behaupten kann. Die Opposition in der Volksbühne wird der Zahl nach vermutlich nicht stark genug sein, um sie mit ihrer kämpferischen Gesinnung wieder zu ihren Anfängen zurück zu bringen. Wenn die Opposition nicht an Abstimmungen, Mehrheitsbeschlüssen und sonstigen demokratischen Einrichtungen verflauen will, wird sie sich ihren heiligen Berg aussuchen müssen für eine neue Sezession. Der Zeitpunkt ist da, und der Führer ist da. Das Problem bleibt in alle Ewigkeit dasselbe. Ob nämlich Kunst als Mittel dienen kann, ohne am Ende beschwichtigend, beherrschend und fast sultanisch zu werden, ob schöpferische Kräfte freigemacht werden, die ihren Zweck anders als in sich selbst finden, die nach schnellem Ablauf der Dienstbarkeit nicht ihre Freiheit zurückfordern oder vielmehr ihre immanente Notwendigkeit, die sie von keinem Willen mehr ausrichten läßt. Indessen, wir leben nicht alle Tage in der Ewigkeit, und wenn ihr meint, der Zeit einen Stoß geben zu können, wollen wir den stärksten Puff gern ertragen und sogar fordern. Fast alles, was Menschen schaffen, ist nur groß in statu nascendi. Zu glückliches Wachstum macht schlaffe Riesen. Ein neues Herz kann man nicht einsetzen. Seid ihr von zeugender Kraft, so laßt uns lieber durch eine Neugeburt überzeugt werden.

Subkutan von Theobald Tiger

Ich geh mit etwas weichen Knien
und träumerisch durch ganz Berlin
leicht angeknockt und ein wenig schwach
ernsten Berufsgeschäften nach:

Der Ordner hieß „Helvetia";
von den Packpapierbogen ist nichts mehr da;
die Lieferung hätten wir noch ergattert —
Telephon schnurrt, Schreibmaschine schnattert ...
Chinesisch-fett ruht mein Gesicht,
und was gestern war, weiß keiner nicht.

Da gibt es im Märchen einen Zwerg,
der glaubt sich mit allem längst über den Berg;
an einem unbewachten Ort
sagt das Dummchen sein Zauberwort
und tanzt dazu auf einem Bein
und steht nicht an, vor sich hin zu schrein:
    „Ach, wie schön, daß niemand weiß,
    daß ich Rumpelstilzchen heiß —!"

Vor mir schreibt ein gebeugter Scheitel ...
Männer sind manchmal bodenlos eitel.
Und in mir gluckert ein Freudengebraus:
ich hab vor euch allen etwas voraus!
    Und beschaulich, in guter Ruh,
    seh ich den Geisteskranken zu,
    die sich im Reichstag wichtig machen,
    hör still erfreut die Schlagzeilen krachen
    von Morgen-, Mittag- und Nachtausgabe ...
Macht, macht ... Ich persönlich habe
meinen Teil weg. Und bin angenehm matt.
Wer hat, hat.

Nur kein Neid.

Das ist die schönste Tageszeit:
die nach der Erfüllung. Da läßt man sich treiben,
möchte immerzu die Hände reiben
und hat zu eignem Privatgebrauch
so etwas wie Schadenfreude im Bauch.
Denn jeder Kerl glaubt dann und wann,
er sei ganz alleine ein Mann.

Kein Feuer, keine Kohle
kann brennen so heiß
wie die heimliche Liebe,
von der niemand nichts weiß.

Kennst du das?

Zu dem, was an solchem Tage geschieht,
zu allem, was dein Auge sieht,
zu allen Reden und Diskussionen,

zu allen Reichsgerichts-Konstruktionen;
zu Vollbärten, die sich gebildet beklecksern —:
immer hörst du ein Stimmchen meckern:
„Ach, wie schön, daß niemand weiß,
daß ich Rumpelstilzchen heiß —!"

Mensch, sei diskret! Ein Dummkopf, wer sich spreizt.
Fremder Hunger langweilt.
Fremdes Glück reizt.
Und dann sieht dich jemand in ihrem Haus.
Und dann ist die ganze Bescherung aus.

Marcel Proust von Wolf Zucker

Ob das in Deutschland möglich wäre: daß der zarteste, nervöseste, sensibelste Dichter zuerst durch einen Nationalistenführer der Öffentlichkeit vorgestellt würde? Die erste Würdigung Marcel Prousts schrieb Léon Daudet. Vielleicht liegt das an der Pariser Luft oder an den Volksschullehrern oder an der Agrargesetzgebung oder an sonst etwas; Daudet war einig mit Anatole France ebenso wie mit André Gide. Dabei entspricht Proust in keiner Hinsicht den teils robusten, teils mystischen Idealen eines Daudet. Nichts ist in ihm vom Wiedererwachen mittelalterlicher Frömmigkeit, nichts von geheimnisvoller Verbundenheit mit Gott, Erde und Volk. Auch fehlte es dem stets Kränkelnden durchaus an jenem überschäumenden Lebens- und Geltungswillen, den Barrès so pries.

Aber was war an ihm, das die gegeneinander Erbitterten so einig machen konnte? Die beiden ersten Bände seines großen Ich-Romans „Der Weg zu Swann" und „Im Schatten der jungen Mädchen" liegen jetzt auf deutsch (im Verlag der Schmiede zu Berlin) vor. Beginnt man an irgend einer Stelle zu lesen, so gerät man mitten hinein in eine äußerst subtile Untersuchung über die Zubereitung von Fleischgerichten, über das langsame Zerfallen eines Stückchens Biscuit in einem Teelöffel voll Wein, über die Arten zu lachen, über das Monokeltragen oder gar in jene Schilderung der drei Kirchtürme von Martinville, die, vom fahrenden Wagen des Betrachters aus gesehen, sich so seltsam gegen einander verschieben. Dann findet man zuweilen den Faden einer an Geschehen ziemlich armen Handlung wieder. Also einer jener impressionistischen Dandys, ein Aesthet wie Brummel und Wilde, Baudelaire oder Huysmans? Kaum. Sicherlich hätte seine Beschreibung eines welkenden Fliederzweigs in der weichen Kadenz ihrer sprachlichen Formung, die E. R. Curtius in seinem schönen Essay über Proust so vorbildlich nachgebaut hat, das Entzücken jedes Impressionisten gebildet. Sicherlich hätte Niemand besser als Wilde oder Huysmans Swanns Interesse an jener Frau verstanden, die eine Nachkommin des großen Napoleons war, oder jener, deren Großmutter Balzac ein Werk gewidmet hatte. Aber dieses Verstehen wäre zugleich ein Mißverstehen gewesen, Proust war keiner der Ihren. Denn hieß nicht Impressionismus: das aesthetische Zauberstückchen, aus dem

Bruchstückhaft-Sinnlichen das Ganze des Erlebnisses aufzubauen? Und war nicht Dandytum: der Versuch, seelische Substanzlosigkeit durch die ungeheure Steigerung der aesthetischen Aufnahmefähigkeit auszugleichen? Proust aber bleibt grade nicht bei der Einmaligkeit, dem Bruchstückhaften stehen. Mit jener erstaunlichen Beharrlichkeit und Gewissenhaftigkeit dringt er von der Einmaligkeit des Sinnlichen zu jener Schicht des Erlebnisses vor, in der alles Einzelne vom Ganzen seinen Sinn empfängt. Ganz im platonischen Sinn ist seine beharrliche Umsetzung des Sinnlichen ein Schauen der Urbilder. Ein Impressionist hätte sich damit begnügt, den Duft, den Klang einer Abendlandschaft möglichst adäquat wiederzugeben; der Dandy damit, dieses Umsetzen des Wirklichen ins Aesthetische genießend auszukosten. Für Proust wäre das nur Vorspiel, nur abtastender Versuch gewesen. Was ist ihm die Abendstimmung selbst, wenn es nicht gelingt, das Seelische, mit dem sie geladen ist, aus ihr herauszulesen? Er setzt durch Vergleiche, durch eine Fülle von Metaphern das visuelle Erlebnis in ein taktiles, das sinnliche in ein intellektuelles um, um zu dem eigentlichen Sinn des Erlebnisses vorzudringen. Ein Impressionist bedarf des Vergleichs nur zur Stimmungsmalerei. Die Sorglosigkeit Prousts um die Wahrung der Stimmung, die intensive Verdeutlichungsarbeit, die seine oft überraschenden Vergleiche zu leisten haben, machen seinen sublimen, ausgewogenen Stil so schwierig.

Es ist ein merkwürdiger Weg, den der französische Roman von Gautier bis Proust zurückgelegt hat. Bei Gautier, Chateaubriand, Musset wirkte das Sinnliche unmittelbar durch Gegenstand und Form. Die Üppigkeit eines Gautierschen Romanvorwurfs, die sanfte Weichheit eines Verses von Musset nehmen die Hörer gefangen, ohne daß dazu eine intellektuelle Anstrengung nötig wäre. Proust aber wirkt erst durch die Reflexion. Nicht mehr das Sinnliche selbst, die Schilderung einer schönen Landschaft, eines Mädchens sollen den Leser gefangen nehmen, sondern Reflexion und Ausdeutung liefern eine differenziertere Sensation. Proust verlangt vom Leser, daß er ihm und Swann folge, von welchen beiden man grob sagen würde, daß sie gar nichts erleben; ihnen soll der Leser bei ihren Überlegungen und ihren dauernden Versuchen folgen, vergangne Zeit wiederzugewinnen. Die verlorne Zeit war nicht inhaltreicher als die gegenwärtige: aber der Reichtum und die Unerschöpflichkeit des Erlebnisses liegen für Proust auch noch im Prozeß des Wiedergewinnens.

Das Leben selbst, nicht nur das Dichten, um dessen Sinn sich der Erzähler als Knabe in Combray nach jenem Erlebnis mit den Kirchtürmen so sehr bemüht, wird bei Proust zu einem dauerndem Umsetzen von Sinnlichem in Seelisches. Für Swann ist die Kunst eine schlechthin gültige Sphäre, und er kann die vielleicht unbedeutende Odette lieben, weil sie bei einer bestimmten Neigung des Kopfs ihn an ein Fresko des Botticelli erinnert. Er liebt Landschaften, weil sie in großen Romanen gestaltet worden sind. Der Duft realer Parmaveilchen hat zugleich etwas vom Duft Stendhalscher Satzkunst in sich, nur auf

Grund einer Namensassociation. So steht das reale Leben wie vor einem brokatenen Hintergrund der Kunst, in dessen Arabesken hineinwachsend, um dadurch Sinn und Rechtfertigung zu finden. Und weil dieses Spannungsverhältnis von Wirklichkeit und Urbild im Vordergrund von Prousts Interesse steht, gibt es keinen Unterschied der Bewertung zwischen dem Zerfallen eines Biskuits im Teelöffel oder dem Zerfallen einer Liebe und eines Kaiserreichs. Swann besucht die Fürstinnen, grüßt die Herzöge nicht aus Snobismus, aus bürgerlicher Streberei, sondern weil er auf die unbedeutende Wirklichkeit dieser Adelshäuser ihre große Vergangenheit, ihr ehrwürdiges Alter projiziert.

Umgekehrt wird in jedem Augenblick die Kunst bedeutungsvoll durch das eigne Leben. Da ist in der Violinsonate von Vinteuil jene kleine Passage, die den Liebenden Swann und Odette ganz allein gehörte, mit der sie sich grüßten, die immer wieder auftaucht und verschwindet, begleitet und beschwert von den Wünschen Swanns. Und als später einmal der Erzähler, der als Knabe Swanns Tochter liebt, beim Ehepaar Swann ist, voll Wissen von der ehemaligen Eifersucht Swanns, der Kühle Odettes, da spielt Odette die Sonate, und Swann liest aus der kleinen Passage alles das wieder heraus, womit er sie einst getränkt hatte: Sommernacht und betrübtes Verliebtsein, raschelndes Laub und Mondschein. Der Erzähler aber, der noch in Odettes pastellfarbenen Peignoirs und in Swanns lässigen Befehlen an den Diener das Liebesschicksal Swanns fühlt, versteht, daß hier nicht mehr die Kunst gemeint ist, sondern das Leben selbst, mit dem die kleine Passage einst beladen wurde. Diese gegenseitige Durchdringung der Sphäre des einmaligen realen Lebens mit der Kunst ist das Grundproblem Prousts.

Daß ein Bild, ein Gedicht, jene kleine Vinteuil-Passage sinnvoll wurden, geschah ohne Konflikt. Wie aber sollte Leben zur Kunst werden? Der Weg Brummels, jenes nie wieder erreichten Vorbilds aller Dandys, war für Proust verschlossen. Brummel hat nie eine Zeile Literatur veröffentlicht; was andre schrieben, lebte er. Für Proust aber wäre es unmöglich gewesen, auf die Literatur zu verzichten, um dafür den Mittelpunkt aller mondainen Salons zu bilden. Charme und Esprit besaß er wohl, aber sie machten nicht den Kern seines Wesens aus; die Gesellschaft war nicht eine Bedingung seines Lebens, sondern seines Schreibens. Kein gegenwärtiges Erlebnis konnte für ihn so von Sinn und Wert erfüllt sein, wie es das Erlebnis in der Erinnerung wurde. So wurde Dichten zum Erinnern. Auf der Suche nach der verlornen Zeit wird das Leben zur Kunst. In Combray grübelte der Knabe, was er, der Dichter sein wollte, schreiben solle; in Krankheitsnächten erkannte der Mann, daß dieses Deuten und Verstehn des Zurückliegenden das dichterische Schaffen selber war. Prousts Dichten ist ein dauernder Versuch, Distanz zu schaffen zum eignen Erleben, und der Wille, die Distanz wieder zu überwinden, durch die Beziehung des vergangnen Erlebnisses auf den ewigen Wert: die Kunst.

Hugenberg und Cuno von Morus

Der Verkauf der Ufa

Nun ist an Stelle des Reiches doch noch Herr Alfred Hugenberg glücklicher Besitzer der Ufa geworden, und wir wollen diese Wandlung durch Moses — zu deutsch: Wassermanns — Fügung ohne eine Träne im Auge zur Kenntnis nehmen. Gewiß, es ist politisch nicht gleichgültig, daß der geschickteste Propagandist der Rechten den größten deutschen Filmkonzern mit seinen hundertdreißig Kinotheatern in die Hand bekommt. Aber wir halten diese Lösung noch immer für besser, als daß das Reich das Geld liefert und auf dem Umweg über Herrn Hergt oder Herrn v. Keudell doch die Richtung Hugenberg den Ausschlag in der Ufa gibt.

Und schließlich, was geht denn schon verloren? Was hat bisher die verjudetste aller Industrien zur Festigung der Republik getan? Sie hat uns den Nibelungenhort auf der Leinewand beschert; sie hat uns das säuerliche Sozialethos in Metropolis vorgeführt, eine Tragödie des schlechten Geschmacks, geboren aus dem Geiste des Lokalanzeigers. Sie hat uns, dank dem Ungarn Czerépy und seinen jüdischen Regisseuren, den Glauben an Fridericus wiedererstehen lassen; sie hat uns die wilhelminischsten Militärfilms massenhaft vorgesetzt; sie hat sich jedem vermeintlichen Wunsche des monarchistischen Mob mit einem echten Ghettobückling unterworfen. Hugenberg wird, mindestens in der ersten Zeit, sicherlich vorsichtiger sein. Und sollten in der Wochenschau der Ufa-Theater künftig ein paar Parademärsche mehr gezeigt werden — es kommt wirklich nicht darauf an. Es liegt auch gar kein Grund zu der Annahme vor, daß die nicht ganz reinrassigen Bewohner der deutschen Glashäuser von Hugenberg vertrieben und künftig durch teutonische Gestalten ersetzt werden. Hugenbergs Filmbelange stützen jetzt schon die Herren Melamersohn, Tannenbaum und Rosenthal, wie es in seinem Blätterwalde die Eichen Goldschmidt, Breslauer, Proskauer und Schweriner tun. Tochter Zions, freue dich! Was willst du noch mehr?

Hugenberg freilich kann sichs leisten. Wenn die Ufa auch unter der Leitung seines Scherl-Direktors Klitzsch nicht in die Höhe kommen sollte, dann wird nicht der Hugenberg-Konzern zusammenbrechen, sondern höchstens werden die Eisen- und Kohlenpreise höher werden. Denn wir wollen doch nicht vergessen: die Kraftquellen Hugenbergs liegen auch heute noch nicht in seinem Zeitungsunternehmen in der berliner Zimmerstraße, sondern sie liegen nach wie vor im rheinisch-westfälischen Industriebezirk. Daß die Schwerindustrie nicht mehr so viel und so wahllos Geld für die nationalistische Presse hergibt, wie zu Lebzeiten von Hugo Stinnes, setzt sie nur eher in die Lage, ein paar Milliönchen mehr für die deutschnationale Filmpropaganda zur Verfügung zu stellen. Und wenns die einen aus politischer Überzeugung tun, tuns die andern aus Angst vor Hugenberg. Das jedenfalls ist ohne Zweifel der

tiefere Beweggrund, aus dem der schlaue Otto Wolff an diesem riskanten Geschäft teilnimmt. Mit solchen stillen Reserven kann Hugenberg getrost die Ufa sanieren.

Weekend in Hamburg

Wenn Sie aber sehen wollen, was in Deutschland in den letzten Jahren von Arbeitern erarbeitet und von Unternehmern überspart worden ist, so fahren Sie nach Hamburg. Es ist durchaus imponierend: die acht- und neunstöckigen Klötze, die sie überall hingesetzt haben, breit und massiv, ohne die berlinischen Flimmerfassaden. Und wenn sie an der Wasserkante auch immer etwas nach der Mode von gestern bauen — jetzt hält man gerade bei Messel — so ists doch kerngesund, wie eine gute Rente. Auch der Staat läßt sich nicht lumpen und beweist an einem neunstöckigen Finanzamt, daß er tüchtig mitverdient hat.

Dasselbe Bild im Hafen, wohin ein beträchtlicher Teil der überschüssigen öffentlichen Gelder geflossen ist. Jawohl, Herr Cuno, man siehts Ihnen an. Vor ein paar Jahren noch wimmelte es von ausländischen Schiffen, ein deutsches dazwischen fiel beinah auf. Heute ists umgekehrt. Der Sieg über die englisch-amerikanische Konkurrenz wird augenscheinlich: die großen Anlagen, die die White Star Line und die American Line während der Inflation im Hamburger Hafen erbauen ließen, stehen leer. Keine englische, keine amerikanische Dampferlinie über den Atlantik mündet mehr in Hamburg. Daß dadurch ein Teil der reichsten Yankees, die auf den langsamern deutschen Schiffen nicht fahren wollen, nach Southampton und Cherbourg abgedrängt wird, ist ein kleiner Regiefehler, der vorläufig noch nicht allzusehr stört. Hamburg den Hamburgern — es ist erreicht.

Aber damit Sie ja nicht auf den Gedanken kommen, dies sei mit dem Gelde der Republik wiederhergestellt worden, hat man allenthalben schwarz-weiß-rote Kringel um die Schornsteine gemalt. Früher begnügte sich die Hapag mit gelbbraunen, die Kosmos-Linie mit schwarzen Schornsteinen, und nur die Austral- und die Hugo-Stinnes-Linien führten Schwarz-weiß-rot spazieren. Den Anschluß der Austral-Kosmos und damit auch der Hugo-Stinnes-Flotte an die Hapag hat aber Herr Cuno benutzt, um vor drei Monaten auch sämtliche Hapag-Dampfer schwarz-weiß-rot anstreichen lassen; selbstverständlich auch die neue „NewYork", die in diesen Tagen, mit Propagandafracht reich beladen, die erste Reise nach Amerika angetreten hat. So ist es mit ein paar Kilo Ölfarbe gelungen, den ganzen Hamburger Hafen monarchistisch zu dekorieren und dem Ausland eine deutliche Demonstration gegen die Republik und die kleine schwarz-rot-goldene Gösch, die man ja notgedrungen noch immer mitführen muß, zu geben. Die Republik kann sich wirklich glücklich schätzen, daß die Hamburger Reeder es übers Herz gebracht haben, von ihr eine Milliarde zum Aufbau aller dieser schwarz-weiß-roten Schornsteine anzunehmen.

Bemerkungen

Der Opernhausumbau

Die Leidensgeschichte von Knobelsdorffs Opernhaus Unter den Linden ist in ihr letztes Stadium getreten. Durch eine Feuersbrunst hart mitgenommen, war es im Innern schlecht wiederhergestellt worden, in jenem Allerweltsbarock, den der reisende Spießer an der Pariser Großen Oper bewundert. Dann kam in wilhelminischer Zeit die Überhöhung des Bühnenhauses und die Feuerleitern. Die wurden später wieder beseitigt, und man freute sich darauf, daß nun auch der Platz daneben durch die Entfernung der schauerlichen Marmor-Augusta samt ihren Anlagen etwas von seiner alten Würde wieder bekommen sollte.

Aber diese naive Freude war von kurzer Dauer. Das Kultusministerium im Verein mit dem Finanzministerium der sogenannten Preußischen Republik haben, nachdem sie aus dem Krollschen Etablissement ein unbrauchbares Opernhaus gemacht, beschlossen, dieses schönste aller deutschen Theatergebäude endgültig zu ruinieren. Der Querflügel, der zwischen Bühne und Zuschauerraum eingeschoben werden soll, wird nicht allein die unvergleichlichen Proportionen des Hauses von 1743 zerstören: er wird auch die Hedwigskirche, den notwendigen Abschluß des Platzes in der Ecke, verdecken. Damit nicht genug, wird er auch die „Kommode" gegenüber, die ehemalige Königliche Bibliothek, zu deren graziös ausgeschwungener Fassade Knobelsdorffs klassizistische Ruhe einen so wohltuenden Kontrast gebildet hatte, in ihrer Wirkung beeinträchtigen. Man ist daran, nicht allein das Opernhaus, sondern auch das „Friedrichsforum" zu verwüsten, architektonische Werte, wie sie Berlin ein zweites Mal nicht wieder besitzt.

Das hat man den Ministerien unermüdlich vorgehalten. Aber sie haben hochmütig geschwiegen und weiter gewüstet. Bis eines Tages ruchbar wurde, daß durch die gewaltsame Senkung des Grundwasserspiegels bei der Ausschachtung des Bühnenhauses die friderizianische Bibliothek in Mitleidenschaft gezogen worden war. Die üblichen Dementierungsversuche nutzten nichts mehr. Die Presse wollte sich nicht beschwichtigen lassen. Die Ministerien ließen sich also herbei, ihr Vorgehen vor aller Öffentlichkeit, namentlich aber vor der Presse, zu rechtfertigen. Das wurde so spät gemacht und so ungeschickt und taktlos, daß es die Erbitterung und Empörung nur vermehren konnte.

Es geschah mit jener preußischen Beamtenüberheblichkeit, die da glaubt, mit ihren Fachkenntnissen den Laien erdrücken zu können. Der Bauleiter, Geheimer Oberbaurat Fürstenau von der Preußischen Bauverwaltung, suchte im Architekten- und Ingenieur-Verein die technische Notwendigkeit des Umbaus nachzuweisen. Er sprach sehr gelehrt und vor lauter Kollegen, auf deren Beifall er sicher zählen durfte. Um den Kernpunkt, die Frage der Denkmalpflege, drückte er sich aber ebenso elastisch herum, wie um die Kostenfrage. Immerhin erfuhr man, daß die Zahl der Plätze kaum vermehrt, also auch die Rentabilität des Hauses nicht gesteigert werden soll. Das Finanzministerium gesteht schamhaft ein, daß der Umbau statt der ursprünglichen 4 nun 8,3 Millionen kosten soll. Dazu kommt der Ausfall an Einnahmen. Man wird also schon jetzt, selbst wenn man ganz vorsichtig ist, auf 10 Millionen rechnen können. Es werden aber bis zum Herbst noch einige dazukommen. Für 14 oder 15 Millionen hätte man ein neues Haus bauen und das alte und den Platz retten können.

Es gab am nächsten Morgen einen Lokaltermin für die Presse. Die Bauverwaltung, durch ihren Vizepräsidenten Kuhn so ungeeignet wie nur möglich vertreten — der Herr ging mit den Journalisten um wie mit Schuljungen

und ließ in jedem Satz durchblicken: ihr seid Idioten —, hatte es mit der Mohrenwäsche versucht. Man bekam die drei mächtigen Balken zu sehen, die im Hof die wankenden Mauern stützen mußten; man wurde im Keller belehrt, wie behutsam die Grundmauern von den alten Pfahlrosten befreit und neu unterstützt wurden. Die Senkung des Grundwassers hat die alten Pfähle freigelegt und dadurch verfaulen lassen. Ein ganz alltäglicher Vorgang, behaupten die Bauräte. Aber warum ist er nicht wahrgenommen worden, als man 1909 bis 1910 die Bibliothek zum Festsaalbau der Universität umwandelte? Von 1855 bis 1905 machte die Senkung des Grundwasserspiegels zwei Meter aus. Wenn man damals nicht darauf geachtet hat, ist man unverantwortlich fahrlässig gewesen: man hat die neue Aula auf ein wankendes, faulendes Fundament gestellt. Oder — man ist durch die Einsturzgefahr in den letzten Wochen vollkommen überrascht worden. Und Die hat sich eingestellt, als man drüben am Opernhaus das Grundwasser plötzlich um sechs Meter senkte: von vier auf zehn Meter. Man hat also durch die famose Umbauerei am Opernhaus das Bibliotheksgebäude mit dem Einsturz bedroht. Ganz ahnungslos. Die Abwendung dieser Gefahr hat bis jetzt eine halbe Million gekostet. Es wird aber noch rüstig und eifrig daran weiter gearbeitet. Wir habens ja.

Eine löbliche preußische Regierung wird den Steuerzahlern eine nette Rechnung für ihr Zerstörungswerk präsentieren.

Christoph

Opel bring ...

Sie haben, lieber Stephan Ehrenzweig, vor acht Tagen ganz richtig angemerkt, wie Peter, der Panter, bedenklich knurrte und schnarrte, als er Ihren Bericht über den Bali-Film der Frau Lola Kreutzberg las und redigierte und in Satz gab ... Und Sie haben gefragt, was er denn gehabt habe. Dies:

Sie stellen die Heiligkeit der photographierten Tempeltänze den dummen Texten gegenüber, die in den Film hineingeschneidert worden sind. Rechtens. Sie machen sich über die ein wenig ölige Manier der Vortragenden lustig, die Asien verniedlicht. Gut. Aber nun ist da ein — angebliches — Menschenopfer, dargebracht von einem durch Religion und Chemikalien berauschten Gläubigen, der sich einen Dolch in den Leib stoßen läßt, um diesen Dolch heilkräftig zu machen ... Das hat Frau Kreutzberg gefilmt, und Sie bestreiten Ihr mit hohem Pathos das Recht hierzu. „Sakrileg" lese ich da, und „Alles ist heilig, nur das Heilige nicht" und „Ihre Hände haben nicht gezittert, Frau Kreutzberg?" Lieber Stephan Ehrenzweig —:

In Asien stoßen seit Jahrzehnten Buddha und Ford zusammen. Absolutes Kennzeichen des Kommis: Ford recht zu geben. („Mal den Brüdern zeigen, was Fortschritt ist!") Darüber brauchen wir uns hier nicht zu unterhalten, wie grauenhaft der Standpunkt dieser Koofmichs ist, die den Absatz nützlicher Spülklosetts mit geistigen Siegen verwechseln. Aber es scheint mir nicht minder simpel, nun Buddha Recht und Ford alle Schuld zu geben. Wo fängt die an, wo hört die auf?

Auflassung eines Tempelgrundstücks: Sakrileg. Durchdringung patriarchalischer Bevölkerungsschichten mit modernem Nachrichtendienst: Sakrileg. Einführung europäischer Kleidung: Sakrileg. Langsam bröckelt das alte Asien ab; etwas Neues entsteht, das wir nicht ganz klar übersehen — Sakrileg? Glaubensopfer fallen, unerhört, aber da eine Schuld hineinzukonstruieren, will mir nicht gefallen.

Ganz abgesehen davon, daß ich Den nicht roh schelten kann, der den Tod eines Menschen photographiert. Ich habe Menschen sterben sehen, an der Mauer und im Krankenbett—glauben Sie mir: nach dem sechsten Mal wird aus

Tragödien ein physiologischer Vorgang, Menschen sind so eingerichtet. Und so heiter mir diese Roheitskomödianten vorkommen, die uns da erzählen, wie viele Perser von ihrer manikürten Hand fielen, so peinliche Empfindungen wir bei den Jagdprotzen, bei den Kraftprotzen, bei den Blutprotzen haben —: mir will ein Pathos etwas vergeudet erscheinen, das bei Vorgängen einsetzt, die Notwendigkeit geworden sind. Schlagen Sie der Welt das Alte Testament auf den Kopf: daß es einen merkwürdigen Klang gibt, ist zunächst nicht immer der Fehler der Welt, und ganz neu ist es auch nicht, und das große Staunen darüber, daß Herr Lehmann an der Ecke kein Heiliger ist, will mir nicht eingehen. Es gibt Leute, denen das Gefühl für Feierlichkeit fehlt.

Sehen Sie: dem Katholizismus, dieser Diesseits-Religion, hat es noch nie geschadet, wenn eine seiner heiligen Handlungen gefilmt worden ist, lateinische Menschen sind darin, wie Sie wissen, viel unbefangener und weniger keusch.

Drehen Sie das Rad nicht rückwärts, lieber Ehrenzweig. Der Seifenfritze aus Bunzlau ist mir, wenn er die Welt beglücken will, ein gleiches Greul, wie Ihnen. Aber der Apostel, der Ford entgegentritt und fluchend die Rechte erhebt, um Herr über die Maschine zu werden, kann die Erfahrung machen, daß man die Maschine beherrschen muß, um sie zu bändigen. Ein Schraubenschlüssel ist gut. Eine Bibel ist gut. Wie gut ... Übrigens brennen zu Tibet in Lhasa im Palast des Dalai-Lama elektrische Birnen. Man kann nichts aufhalten.

Deswegen also hat Peter, der Panter den Redaktionsboden gescharrt. Er ist nicht gefühllos. Er glaubt nur, daß für Den, der die gleichen Gefühle öfter zu sehen bekommt, die Räder der seelischen Maschinerie sichtbar werden.

Technik allein ist noch nicht blasphemisch. Sie zerstört nur alte Magie. Und setzt eine neue.

Peter Panter

Die Mayerlinge

Als ich noch ein kleiner Junge war und neugierig die Buchstaben abtastend mich durch die Schlinggewächse einer Zeitungskolumne mühte, las ich zum ersten Mal: Die Tragödie von Mayerling. Ein tüchtiger Kerl, der Mayerling! dachte ich in meiner Unschuld und stellte mir darunter einen emsig schreibenden, ältlichen Herrn vor; lang, schmal und etwas blaß, die großen träumerischen Poetenaugen, vom vielen Tragödienschreiben wasserfarben geworden, mit goldgerandetem Kneifer bewehrt.

Seitdem sind an die dreißig Jahre vergangen, und unser fleißiger Verfasser hat nicht gerastet. Eher ist mit den Dezennien seine Produktivität gewachsen, und seine Werke füllen schon eine geräumige Bibliothek. Er hat natürlich Schule gemacht, und alle jungen Nachfolger, einerlei, welcher Methode sie huldigen, der seriösen Forschung oder dem medisanten Auspacken von Palastgeheimnissen, kennen nur ein Thema: das traurige Ende des Kronprinzen Rudolf und der Mary Vetsera. Grade jetzt tritt ein neuer Mann auf den Plan, ein Italiener mit dem phonetisch gefälligen Namen G. A. Borgese, und der Merlin-Verlag zu Heidelberg präsentiert sein Buch.

Herrn Borgese gebührt die Palme vor allen Vorgängern. Dem Sammeleifer einer geduldigen deutschen Archivassel gesellt sich harmonisch eine glänzend trainierte Reporterphantasie; doch zwischen diesen scheinbar polaren Gegensätzen zeigt ein stockernster Gelehrter plötzlich weite geschichtliche Aspekte auf, und philosophische Sofitten hängen in eine Szene, in die mit allem Komfort von 1916, ein Vater-Sohn-Drama eingebaut ist. Ein solider Plauderer und flotter Historiker, der zu denjenigen Wahrheitsforschern gehört, die die Muse der Geschichte immer dann interviewen, wenn sie grade abgeschminkt im Bett liegt. Aber Clio ist dankbar und segnet ihren Gast mit einem Füllhorn von Daten und Fakten.

So beherrscht Herr Borgese seinen Stoff mit leichter Anmut: „Mary hat sich also am 13. Januar, einem Sonntag, dem Kronprinzen Rudolf hingegeben". Und er kommentiert das mit eleganter Menschenkenntnis: „Sicherlich ging die Initiative von Mary aus. Und die Zeugnisse beweisen übereinstimmend, daß Rudolfs Vorgehen relativ zurückhaltend und vorsichtig war. Ein Zyniker, dem es nur darauf ankam, koste es, was es wolle, zu genießen, hätte die gute Gelegenheit ganz anders ausgenutzt."

Das ist gewiß sehr interessant. Aber wem ist nun mit der Feststellung gedient, daß die Hingabe grade am Sonntag erfolgte? Wenn sich irgend ein junger Bursche mit seiner Mizzi im Prater totschießt, so erschöpft die Zeitung die Problematik des Falles mit der simplen Registrierung: Liebeskummer. Was die Mayerlinge und ihre aufnahmefreudigen Leser reizt, ist nicht das verständliche Verlangen, eine vermeintliche Schicksalstragödie zu enträtseln, sondern die Sensation des höfisch-dynastischen Hintergrundes und die prickelnde Genugtuung des schlichten Bürgers, die Problematik allerhöchster Herrschaften psychologisch wie coitologisch in tiefster Devotion untersuchen zu können. Und nach Herrn Borgeses gründlicher Leistung wünscht man, jetzt wäre endlich Schluß damit. Aber vielleicht ist das Heil näher als man ahnt. Denn da Herr Borgese bereits von einem Mythus des Kronprinzen Rudolf spricht, so dürfte der Augenblick bald da sein, wo ein Mayerling der gehobenen Intellektualsphäre um Spengler oder Pannwitz den von seinen Vorgängern so profan gewürzten Stoff zu einem dreibändigen „Rudolfinischen Mythos" sublimiert (Bd. I: Propädeutik zur Morphologie des tragischen Eros). Und damit wäre eine Affäre voll von Groschenromantik und chronique scandaleuse endgültig in den reinen Lichtkreis der Ismen und der gebildeten Langeweile entrückt.

Lucius Schierling

Der Mann am Schlagzeug

Der kleine fast dreieckige Mund tut sich ein wenig auf.

Du
nur Du —
raubst mir meine Ruh —

Rammpammpammpamm — klatschen die Schlägel auf das trockne Holz des Paukenrandes. Viele Paare tanzen; die Sitzenden sehen zu und sind ironisch-überlegen, weil sie sitzen; Gents gehen durch den langen Raum, die Hände lässig in den Hosen, mit gelangweilten Gesicht und einer leichten Angst vor dem Ober.

Dein, nur dein —
will ich
sein

singt der Mann am Schlagzeug. Seine Augen liegen tief in den Höhlen, er hat eine kantige Reiternase, schwere Lider, einen runden Verbrecherkopf. Singt Idiotien. Das ist dieselbe Stimme, die damals in Lichtenberg auf dem Hof herumgebrüllt hat: „Komm her, du Aas! Da stell dich hin! Du Sau! Deine Frau kann zusehen, wie wir mit Kommunisten umgehen! Hund, verfluchter . . ." Und ein Schuß. Über das leichte Fettkinn steigen die Melodien:

Ich erwart dich schon
in Yokohama —

Die eisesglatte Kälte des Rhythmus klappert; die ganze Kapelle zusammen ist nur wenig älter als das Opfer von damals, auf dem Hof. Es war nicht das einzige . .

Denn das ist so hübsch mitanzusehen:

Die Verbrechernaturen, die den Drang, ihre Orgasmen mit Blut zu ölen, dadurch legitimierten, daß sie in die Freikorps eintraten, sind unbestraft, der Volkskörper hat sie aufgesogen, sie sind alle noch da. Und arbeiten. Und sind Weinagenten. Und Bahnhofs-Gepäckträger. Und Schlagzeugmänner.

Nur manchmal, wenn der Tag schön war und das Lebensgefühl stärker, steigt eine kleine Erinnerung auf. Wie Stimmengewirr schlägt es an ihr inneres Ohr. „Gnade! Ich war das nicht!

Meine Frau! Meine Kinder!" Und: „Halt die Fresse, du Bolschewisten-Sau! Halt Schnauze! An die Wand! Schwein! An die Wand!" —

In Nischni-Nowgorod
da gibts kein Kußverbot —

Der Mann am Schlagzeug bricht mit einem gestopften Laut ab, die Melodie auch. Vornehm erhebt er sich, ein fataler Duft von Jodoform ist um ihn. Er geht mit jenem seltsamen Schritt durchs Lokal, wie ihn Leute haben, die nie genau wissen, ob sie grade Lakaien oder Herren sind. Er ist sauber rasiert, dreieckig hängt sein Taschentuch aus der Brusttasche, ein Herr . . .

Ein Wunder, daß er keine Pension bezieht.

Kaspar Hauser

Triersche Landeszeitung

Wehe der Welt um des Ärgernisses willen!

Ein mir gut bekannter junger Weltmann, der den Winter über in einer Großstadt gelebt hatte und jetzt hier in der Sommerfrische weilt, berichtet mir folgendes: „Bitte, besieh einmal die Toiletten der Damen bei einer Abendunterhaltung. Denn ich denke nicht, daß die Damenwelt anderswo vernünftiger ist als hier bei uns. Wäre dies der Fall, so würde ich sofort um meine Versetzung nach dorthin einkommen, denn, wie du weißt, bin ich 34 Jahre alt, und mein Herz hat noch nie gesprochen. Deine diesbezüglich tadelnden Blicke ertrage ich leichter, als all diese zur Schau getragenen Reize. Ich glaube, daß du gerecht genug bist, einzusehen, daß ich keine Frau erwähle, die gleichsam die Auferstehung des Fleisches versinnbildlicht.

Niemand kann von einem verlangen, daß man sich unter einer Schar von manchmal bis 500 halbnackter, zum Großteil unterernährter und darum unästhetisch wirkender Gestalten wohlfühlen kann. Auch hätte ich nicht geglaubt, daß es Leute gibt, die sich von der Mode derart tyrannisieren und verführen lassen. Auf die Stoffknappheit allein sind derartige Ausschweifungen kaum zurückzuführen." — —

So urteilt ein Mann, der täglich in der Welt, in der Gesellschaft verkehrt. Hüten wir uns, daß nicht einst das Urteil Gottes ein schärferes sei.

„Monika", Zeitschrift für katholische Mütter und Hausfrauen

Liebe Weltbühne!

Als Werner Kraus sich ein eigenes Haus gekauft hatte, sah ihn eines schönen Sonntags seine Frau sich hochfein anziehen und zum Ausgang fertig machen.

„Wo willst du hin?"

„Ich mache einen Besuch, meine Liebe, beim General von Soundso."

General von Soundso wohnte am entgegengesetzten Ende des Vororts. Er empfing den berühmten Gast halb erstaunt, halb erfreut. Werner Kraus sah den Krieger lange an. Dann:

„Ich wollte Ihnen einen nachbarlichen Besuch machen, Herr General!"

„So? Da werden Sie sich also neben unsrer Villa anbauen?"

„Das nicht; mein Haus ist eine halbe Stunde von hier entfernt. Aber ich habe mir eine Grabstelle gekauft, und die liegt unmittelbar neben Ihrem Familienbegräbnis. Nun habe ich mir gedacht, es wäre doch für beide Teile ganz angenehm, — da wir doch einmal so lange Zeit nebeneinander liegen werden — daß wir uns vorher schon einmal sehen und kennen lernen —!"

Antworten

Musiker. Unter den beamteten Schwätzern, die plötzlich zu Beethovens Gedenktag ihr Herz für die repräsentative Musik entdeckt haben und deren analphabetisches Gestammel durch die Festbeilagen aller Zeitungen ging, die etwas auf sich hielten; unter verkalkten Ministerpräsidenten, ledergesäßigen Ministern und andern Spitzen der Behörden, wie sie sonst nur bei Eröffnung von Weinausstellungen in den Logen untergebracht werden: unter denen ragt der Engländer Edward Dent hervor, der übrigens ein Standard-Werk über Mozart geschrieben hat. Er hatte als fast Einziger den Mut zu schreiben, daß Beethoven nur noch der Musikgeschichte angehöre, daß er ihn nicht mehr studiere, daß die junge Generation keinen Anlaß habe, gegen Beethoven, der keine Macht mehr sei, zu rebellieren. Das war in seiner Mischung von Traditionsgefühl, Ehrfurcht und innerer Freiheit so recht ein Zeichen der neidischen Krämerseele jenseits des Kanals. Du guter Sombart!

Volksbühnenmitglied. Nein, Dein Vorstand hat es nicht für nötig gehalten, sich auf dem großen Diskussionsabend, der am vorigen Mittwoch in Berlin im Herrenhaus stattfand, auch nur vertreten zu lassen. Er stützt sich auf irgend eine kindliche Zeremonie, bei der er gegen vier Stimmen das Vertrauen von siebenunddreißig weitern Bürokraten erhalten hat, und scheint ganz und gar von dieser echt bonzenhaften Hochfahrigkeit beseelt zu sein, die da glaubt, Gegner ignorieren zu können. Hoffentlich werdet Ihr es dem Vorstand besorgen: denn ich glaube nicht, daß eine Sezession not tut, es sei denn die vom Vorstand. Jagt ihn hinaus und macht aus Eurer Konsumgenossenschaft ein Theater. Der Vorstand war also nicht da. Anwesend war aber, männlich, offen und exponiert: Leopold Jessner. Es erscheint mir notwendig, immer wieder auf die Haltung dieses Mannes hinzuweisen, der, von vielen Seiten des Konjunkturgeistes verdächtigt, in den letzten Jahren durchweg auf der Seite Derer gestanden hat, wo es nichts zu gewinnen, und wo es viel zu verlieren gab. Jessner hat in der vornehmsten und sachlichsten Weise für seinen Kollegen Piscator, für die Freiheit der Kunst und der politischen Überzeugung gegen Vollbart und pensionierte Werkmeister gesprochen. Das alles aber: die Provokation des Vorstandes und die mannhafte Haltung Jessners und die Empörung der Jungen — das alles wird nirgends so engstirnig, so kleinlich, so muffig bekämpft wie im Vorwärts. „Was würden die Freunde Piscators in der Volksbühne sagen, wenn ein andrer Regisseur plötzlich ein Werk umgestaltete und durch Filme und Bilder ergänzte, um nationalistische Propaganda zu treiben?" Sie würden sagen, daß es eine Schande für ein Arbeiterblatt ist, eine so blödsinnige Frage zu stellen, die man niemals in einem Rechtsblatt lesen kann, und sie würden antworten, daß man einen solchen nationalistischen Regisseur um seiner politischen Gesinnung willen, ganz gleich, ob er etwas kann oder nicht, aus der Volksbühne herausfeuern soll. Der Vorwärts mit seinem angeborenen Sinn für die Autorität der Bonzen bekommt es als fast einziges Blatt Berlins fertig, die Unanständigkeit des Vorstands zu verteidigen und insbesondere die Tatsache, daß der Vorstand erst nach der Aufführung eingegriffen hat. „Der Vorstand des Vereins Volksbühne hat stets die Auffassung vertreten, daß es nicht seine Aufgabe und auch nicht einmal sein Recht wäre, in die Arbeit der Künstler hineinzureden. Dem Vorstand der Organisation Volksbühne bleibt lediglich übrig, zu den fertigen Aufführungen Stellung zu nehmen". Diese Stellungnahme sah so aus, daß der Vorstand seiner eignen Direktion, die Herrn Piscator angestellt hat, vor aller Öffentlichkeit in den Rücken fällt, seine durchaus schmutzige Wäsche auf offnem Marktplatz wäscht und die Hosen, die er sich vollgeängstigt

hat, als Fahne aufs Dach zieht. Die Haltung des „Vorwärts", insbesondere seine tiefe Undankbarkeit Jessner gegenüber, wäre ein Skandal, wenn diese Zeitung freiwillige Leser hätte. Der jetzige Volksbühnenvorstand und der „Vorwärts" sind einander wert: Man kann dem Vorstand nur wünschen, daß er nichts als den „Vorwärts" lese und den Redakteuren des „Vorwärts", daß sie abends, nach getaner Befürwortung des Reichswehretats, sich die gekülzten Stücke der Volksbühne ansähen. Und in den Armen liegen sich beide, und weinen vor Schmerz und vor Freude. „Tragödie der Liebe."

Sammler. Einbanddecke und Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1926 sind erschienen und vom Verlag zu beziehen. Die Einbanddecke kostet 2 Mark; das Inhaltsverzeichnis 10 Pfennig.

Litauer. In Nummer 1 stand ein Artikel „Wer hat in Litauen gesiegt?", der „Bangputis" gezeichnet war. Ich erfahre nun durch einen Ihrer in Berlin lebenden Landsleute, Herrn Lozoraitis, daß „Bangputis" das ständige Pseudonym eines litauischen Schriftstellers, Juozas Pronskus ist. Von diesem stammt der Artikel nicht.

Max Hölz. Der alte Herr wird nächstens achtzig Jahre. Glauben Sie nicht an jenes Dementi, das beinah eine Beleidigung ist. Greise sind gütig ... Her mit Ihrer Amnestie —!

Rudolf Wittenberg, Berlin. Sie schreiben mir: „Die Charlottenburger Gruppe der Weltbühnenleser hat bei der letzten Zusammenkunft über den ‚Unitarischen Einheitsstaat' gesprochen. Diese Frage scheint uns von höchster Aktualität zu sein, und wir glauben, daß es uns gelingen kann, die Keimzelle dieser Bewegung zu werden, wenn wir, in entsprechend orientierten kleinern Kreisen, mit der Propagierung dieser Idee beginnen. Die Zersplitterung auf allen Gebieten, sowohl in den einzelnen Ländern des Reiches wie auch innerhalb gleichgesinnter Gruppen, erschwert das Vorwärtskommen außerordentlich. Wir möchten mit dem Zusammenschluß der Weltbühnenleser Berlins beginnen und bitten alle Berliner Leser, ihre Adresse mitzuteilen an: Jugendbücherstube, Adolf Günther, Bismarckstr. 104." Glück auf den Weg —!

Briefschreiber. Geduld, Geduld! Denn:

Die Weltbühne ist umgezogen!

Wir bitten alle für Redaktion und Verlag bestimmten Sendungen an die neue Adresse zu richten:

Charlottenburg 2, Kantstraße 152

(zwischen Fasanen- und Uhland-Straße.)

Telephon: Westend 1943 und Steinplatz 8557.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Königsweg 33 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank, Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Politisches Aprilwetter von Carl v. Ossietzky

Graf Bethlen, der Geohrfeigte von Genf, wird in Rom als großer Mann gefeiert. Denn er erscheint nicht nur als bedeutende außenpolitische Akquisition, sondern auch als Vertreter einer seelenverwandten Staatsraison. Es war wohl mehr als eine der gebräuchlichen Höflichkeitsformeln, als er in einem römischen Blatt versicherte, er werde demnächst Kommissionen nach Italien schicken, um die Arbeiterprobleme des fascistischen Staates zu studieren. Eine schlimme Aussicht für die Arbeiter beider Länder, wenn die Pronays mit den Farinaccis Erfahrungen austauschen, wie man am raffiniertesten füsiliert, henkt, ersäuft! Vielleicht haben die Mussolinier darin nicht mehr allzuviel zu lernen, aber als monetarische Sachverständige können die neuen Verbündeten in Budapest wertvolle Winke für schlechte Zeiten geben.

Von Außen besehen wirkt der Vertrag zwischen Italien und Ungarn nicht besser oder schlechter als die zahlreichen andern Pakte der letzten Jahre. Man schließt im ersten Paragraphen „dauernden Frieden und ewige Freundschaft", limitiert jedoch im fünften Paragraphen, dem hastenden Wechsel der Möglichkeiten entsprechend, die Ewigkeit zunächst auf zehn Jahre; dazwischen befindet sich die obligate Schiedsgerichtsklausel. Mit diesem Vertrag tritt Ungarn, das sowieso bald von der Militärkontrolle befreit sein wird, wieder ins Spiel der hohen Politik. Italien aber verfügt zwischen Mittel- und Ost-Europa über einen zu Allem fähigen, zu Allem bereiten Mietsoldaten. An der römischen Leine darf Horthys Staat wieder Selbständigkeit posieren und die Prinzipien seiner Innenpolitik, wenn auch zunächst mit einiger Vorsicht, nach Außen kehren.

Der fascistische Block in Europa festigt sich. Durch diese neue Komplettierung ist die Kleine Entente Vergangenheit geworden; Benesch, der tätigste Staatsmann Mitteleuropas, seit Locarno ohnehin durch Stresemann in den Hintergrund gedrängt, ist völlig lahmgelegt. Jugoslavien aber, Italiens intimster Gegner, wird enger eingekreist als Deutschland je war. Vor 1914 machte man so etwas mit Drei- und Vierbünden, wo die Freundschaft offen und ehrlich Waffenfreundschaft genannt wurde. Seit Versailles ist die diplomatische Kunst zartnerviger und verlogener geworden. Man schließt Garantieverträge ab, in derem inhaltsschwachen Text ein fader flauto solo Friedensmelodien trillert, während zwischen den Zeilen die militanten Tatsachen Alarm trommeln. Als wirtschaftliche Gratifikation für seine Gefälligkeit soll Ungarn einen Fiumer Freihafen erhalten, was allerdings einen Transitverkehr durch Jugoslavien notwendig macht, worüber demnächst in Belgrad Verhandlungen eröffnet werden sollen. So vernünftig und friedenfördernd eine solche Regelung unter normalen Verhältnissen wäre, so gefährlich wird sie unter dem Druck einer expansiven italienischen Adriapolitik: Jugoslavien, von zwei Militärdespotien gepackt, denen sich das physisch und moralisch verelen-

dete, von Revanchephantasien durchschüttelte Bulgarien automatisch anschließt, ist auf diesem Wege bedroht, zum ungarischen Korridor zu werden.

Wieder ein Volk, dem der Landgewinn durch die Friedensverträge zum Unsegen geworden ist. Umso schlimmer, weil es sich hier um einen hoffnungsreichen demokratischen Staat handelt, der unter dem Hohngelächter der ganzen europäischen Reaktion, nicht zum wenigsten der deutschen, von einer fascistischen Allianz umklammert wird. Aufs innigste zu wünschen wäre, daß Jugoslavien nicht der Psychose eines Belagerten verfiele und nicht durch eine gereizte Rüsterei oder durch praktisch nutzlose Gegenbündnisse seine Isolierung nur noch deutlicher unterstriche. Hier, wo die Ansätze einer natürlichen Bauerndemokratie lange vorhanden sind, kann ein Staatswesen wachsen, das eingekeilt zwischen vergänglichen Militärdespotien ein Stück bessrer Zukunft darstellt. Möge Belgrad sich mit seinen nationalen Minoritäten aussöhnen und auch im Innern die Ideen verwirklichen, die es einst gegen Wien und Budapest verfochten hat und die seine Sache im Weltkrieg zur bessern gemacht haben. Denn solche Gedanken haben werbende Kraft und springen über die Grenzen, dringen schließlich in das eigne Haus des Bedrängers ein... Gegen den würgenden Griff der Diktaturen gibt es nur eine beschwörende Formel: — die Freiheit.

*

Die Auseinandersetzung um das Konkordat müßte zeigen, ob in Deutschland überhaupt noch ein Kampf um geistige Dinge möglich ist. Wir meiden ausdrücklich die Bezeichnung: Kulturkampf. Das ist ein schrecklich abgegriffenes Wort und erinnert allzu sehr an Polizeiplumpheiten, an pathetisch geblähte liberale Hemdbrüste und an Sprühregen aus zeternden pastoralen Mundwerken. Die katholischen Mitbürger sollen nicht nur bei ihrem Glauben selig werden können, sondern auch öffentlich die Überzeugung vertreten dürfen, daß wir Ungläubigen alle einmal in der Hölle braten müssen. Aber es soll ihnen verwehrt sein, einen staatlichen Zustand herbeizuführen, den wir bei Lebzeiten mindestens schon als Purgatorium empfinden würden. Weltlicher Staat und weltliche Schule sind für das Denken unsrer Zeit Axiome und Ergebnisse einer Hirnarbeit von Jahrhunderten, die sich nicht durch eine harmlos klingende Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhl ausradieren lassen. Das ist ein Bewußtsein, das sich nicht etwa auf die politische Linke allein erstreckt, und wenn das im vorigen Heft der ‚Weltbühne' von Heinz Pol so eindringlich geschilderte Juste milieu im Laufe der nächsten Zeit überhaupt einen Knacks bekommen kann, so aus diesem Anlaß.

Bis jetzt hat es nur einen ganz kleinen Knacks gegeben, der aber sofort zurückgenommen wurde. Beides hat unser Stresemann bewirkt, der sich in ein paar Tagen fünf Mal zur Konkordatsfrage ausgelassen hat und fünf Mal verschieden. Das ist etwas zu viel; selbst für seine kummergewohnten Spezialisten, die sich lange damit abgefunden haben, daß Gustav S. manchmal nicht weiß, was S. Gustav tut. Das erste

Mal extemporierte Stresemann altliberal, antiklerikal; tausend lange verstorbne Vollbärte rauschten geisterhaft Zustimmung — dann sprach er nacheinander dämpfend, beschwichtigend und endlich völlig revozierend.

Selbstverständlich hat Herr Doktor Stresemann nicht aus dem unkontrollierbaren Impuls eines Rückfalls in prähistorische liberale Heldenzeiten das Zentrum verstimmt. Seine Rede war als Signalballon gedacht, als warnendes Zeichen, daß er auch anders kann. Denn Herr Stresemann, der in den frühern Kabinetten der Mittelpunkt war, ist es in diesem nur in dem Sinne, wie es der Zernierte ist. Dabei wird ihm das Konkordat noch die geringste Sorge machen. Schwerer wiegt die Bindung seiner außenpolitischen Energien durch die Deutschnationalen. Die Zurückdrängung seiner Partei durch die größern Koalitionspartner machte endlich einen Gegenstoß erforderlich, und deshalb deutete Stresemann einen Ausfall, die Möglichkeit einer Flucht aus der Regierung an. So sollte seine Rede verstanden werden. Als vorsichtiger und stets mit Rückversicherungen arbeitender Kopf attackierte er aber nicht den zuständigen Kollegen Reichsinnenminister, sondern den Kultusminister der preußischen Linkskoalition. So kann möglicherweise der Kampf um das Konkordat nach Preußen abgeleitet werden, in den Zänkereien darum das Kabinett Braun stürzen und ein volksparteilicher Kultusminister in einer Rechtsregierung Das tun, was Stresemann an der Politik des Herrn Doktor Becker als zu schlaff verurteilt. Gelingt es ihm, den Deutschnationalen Preußen auszuliefern, dann werden sie ihm im Reich vielleicht wieder für ein paar Monate Entlastung gewähren.

Diesen unverfälscht nationalliberalen Tatbestand herauszuschälen, hat die Opposition im Reichstag sträflich unterlassen. Sie begnügte sich zu kitzeln, anstatt zu knuffen. Bei festerm Zupacken hätte sich Stresemanns gefünfteltes Seelenleben um wenigstens zwei Felder vereinfachen lassen. Doch die braven Demokraten, staatsbejahend aus Prinzip, alles bejahend aus Faulheit, konnten sich nicht einmal entschließen, den Etat abzulehnen. Selbst ihre eigne Presse findet das kümmerlich. Soll man von den Demokraten Courage und Haltung erwarten? Welche Zumutung! „Seit wann bläst deine Großmama Posaune? Das hat die alte Frau doch nie getan!" Wenn Herr v. Keudell Orden und Ehrenzeichen wieder einführt, dann sollte er auch die Opposition und ihre an dem Wohlergehn der derzeitigen reaktionären Regierung ganz besonders beteiligten Führer nicht vergessen. Nicht nur über Herrn Marx, auch über die linke Opposition, wacht Monsignore Pacelli, der Nuntius, dessen schwarzer Rock auch dies Mal wieder sichtbar durch die Ereignisse wehte. Die klassisch geformten Hände, die sich oft segnend über der Weimarer Demokratie wölbten, können sich, wenn es auf hart geht, auch zum Anathema ballen. Seltsamer Zustand! Das Zentrum empfängt seine Direktiven aus Rom; die Kommunisten beziehen sie aus Moskau, wogegen nichts einzuwenden ist, weil es offen und ehrlich geschieht; für die Locarnesen bringt Breitscheid die Parole aus London mit. Nur wenn man für Freundschaft mit Frankreich und Polen eintritt, schändet man das Heiligtum der nationalen Politik.

Die Bauernbewegung in China von Philipp Scheffer

Es ist vielleicht das erste Mal in der Geschichte, daß man in Europa von einer Bauernbewegung in China zu sprechen beginnt, denn die chinesischen Bauern gelten für konservativ. Man kann ruhig von dem Chinesen im allgemeinen reden, wenn man den Bauern meint, denn 80 Prozent der Bevölkerung Chinas sind Bauern. Die Anspruchslosigkeit und Zähigkeit des Chinesen haben ihm immer das Aussehen eines Fatalisten gegeben. Man suchte diese Charakterzüge aus der Lehre des Konfuzius zu begründen und gab sich damit zufrieden; dabei vergaß man, daß in Chinas Geschichte der Bauer eigentlich immer Dynastien gestürzt und erhoben hatte. In unserm Gedächtnis sind noch verschiedne Aufstände und Bewegungen, die China seit einem Menschenalter aufgewühlt haben.

Die Taiping-Rebellion, der Boxeraufstand und die gegenwärtigen schweren „Wirren" sind wohl bedingt durch die Krise, die die chinesische Bauernschaft seit Jahren erlebt und deren Beseitigung der chinesische Bauer nun mit modernen Mitteln anstrebt. Diesmal soll nicht eine Dynastie gewechselt werden, die degeneriert ist und durch eine neue zu ersetzen ist. Diesmal will der Bauer an die Regierung. Angenommen, der Chinese sei bedürfnislos und könne viel ertragen: was ist es denn gewesen, das ihn zu einer solchen Empörung gezwungen hat?

Wenn offiziell die Aufstände der Boxer und der Taiping durch Unzufriedenheit des Volkes mit der fremden Mandju-Regierung erklärt werden, so sind die tatsächlichen Gründe dieser Unzufriedenheit schon damals zum größten Teil in einer Agrarkrise zu suchen. Damals drückte den Bauer die Mißwirtschaft der Regierung und des Beamtentums, und er wollte sie auf seine Art beseitigen. Mit Hilfe ausländischer Truppen sind diese Bewegungen niedergeschlagen worden. Heute ist die Lage der Bauern in China noch schwerer als je, aber seine Sache ist die Sache Chinas geworden. Die Hälfte der Bauernschaft Chinas sind Pächter und Halbpächter; selbständige Bauern gibt es etwa 15 Prozent, 15 Prozent sind Landarbeiter. Das Stück Acker, das, als selbständiger Besitz oder durch Pachtung ergänzt, die Größe von 15 Mou hat — ein Mou hat ungefähr die Größe eines Tennisplatzes, genau 614 qm —, ist der durchschnittliche Anteil eines Bauern. Es gibt wenig große Besitzungen, was aber noch nicht sagen will, daß es keinen Großgrundbesitz gibt. Die Anlage des Kapitals in Grundbesitz gilt in China als die sicherste. Die Kapitalisten, die viel Land besitzen, bewirtschaften es nicht selbst, sondern verpachten es. Die Pacht ist sehr hoch, besteht meist in einem Anteil an der Ernte und schwankt zwischen 40 Prozent und 70 Prozent des Ertrages. Daß ein Bauer außerdem noch die Grundsteuer zu leisten hat, ist selbstverständlich. Die ursprüngliche Grundsteuer war eigentlich sehr gering und ist auch nicht erhöht worden, doch ist diese Grundsteuer eine sehr wichtige Bereicherungsquelle für die Beamtenschaft. Der Satz wird nach

dem Kurs der Kanghsi-Zeit (1662—1723) errechnet, wo diese Grundsteuer errichtet wurde; dabei blieb eben sehr viel in den Händen der Beamten kleben. Jetzt kommt noch hinzu, daß die kriegführenden Generäle des Nordens diese Grundsteuer schon für viele Jahre im voraus erhoben haben und die Truppen sich ohne Bedenken das Nötige requirieren. Weiter kommen die Leistungen in Frage, die nach der Phantasie der jeweiligen Gewalthaber als „Schulsteuer", „Polizeisteuer", „Steuer für behördliche Freiwilligenkorps", „für Wohltätigkeit", „Flurschutz", „Marktzoll", „Viehschlachtungssteuer" bezeichnet werden. Und erst die indirekten Abgaben! Salz zum Beispiel steigt vom Produzenten zum Konsumenten von 5 Cash auf 200 Cash im Preis.

Das berühmte Räuberunwesen ist in manchen abgelegenen Teilen des Landes so stark, daß es ganze Räuberkolonien gibt. Das bewirkt wieder eine Abgabe, die der Bauer, um Frieden zu haben, an die Räuber zahlt, und zwar 1—2 $ pro Mou, wofür er eine sogenannte „schwarze Quittung" bekommt.

Zu allen diesen Plagen kommt noch eine hinzu, die sehr bedeutend ist: nämlich der hohe Zinssatz. Der Bauer, der einen winzigen Teil seiner Ernte als sein Eigen betrachten darf, ist auf Kredit angewiesen. Waren und Geld, das er aufnehmen muß, um sich durch die „Hungermonate" durchzubringen, müssen mit 3 bis 5 Prozent pro Monat verzinst werden. Leihhäuser machen die besten Geschäfte. Das Land ist für den Bauern nicht mehr als ein Mittel, kümmerlich sein Leben zu fristen, indem er für andere arbeiten darf, die er nur sieht, wenn die Ernte eingebracht ist, und die sich den Löwenanteil holen.

Die beste Antwort, wie sich der Bauer hilft, geben uns die Satzungen des Bauernbundes. Darin wird als Ziel des Bauernbundes angegeben: „Der Bauernbund, geleitet von dem Gedanken an die Befreiung der arbeitenden Klasse, wie er in den ‚drei Volksrichtlinien' (von Sunyatsen vor dreißig Jahren aufgestellt) begründet ist, sammelt und organisiert die unterdrückte und notleidende Bevölkerung des ganzen Reiches. Sein Ziel besteht darin, Mittel für den Selbstschutz der Bauern zu suchen, die Organisation der Dörfer auf eine wahrhaft neue Grundlage zu stellen und den Lebensunterhalt der Bauern zu fördern." Der § 2 dieser Satzungen schließt von der Mitgliedschaft aus: Bauern, die mehr als 100 Mou (= 25 Morgen) Land besitzen; die das Landvolk mit hartem Zins schinden; die Posten bekleiden, die dem Interesse der Bauernschaft zuwiderlaufen; katholische, protestantische, buddhistische und taoistische Priester, Mönche, Nonnen und Beschwörer; die vom ausländischen Imperialismus abhängigen Bauern und Opiumraucher und Spieler. Der Bauernbund ist straff organisiert, die Kontrolle und die Leitung geht von der Zentrale in Kanton über die Gesamtprovinzbünde zu den Kreis-, Bezirks- und Unterbezirksbünden und zuletzt zu den Dorfbünden. Jede kleinere Einheit hat 40 Prozent der Einnahmen an die Oberstufe abzuführen und sich deren Befehlen unterzuordnen, jeder Verein entsendet andrerseits zur höchsten Stufe seine Vertreter. Die Gründung eines neuen Dorfvereins ist abhängig von

der Prüfung der Zentrale und kann auf Antrag eines Drittels der erwachsenen Bevölkerung des Dorfes stattfinden. Bei Gründung eines solchen Dorfvereins übergibt die Zentrale das Siegel und die Fahne des Bundes an die Leitung des neuen Vereins. Die Fahne ist die der Kuomingtang, unter der die Kantontruppen kämpfen: rot mit weißer Sonne im blauen Feld in der Ecke, im roten Feld noch eine weiße Pflugschar.

Die Aufgaben des Dorfvereins als kleinste Einheit der Organisation, die seit dem ersten Bauernkongreß am 1. Mai 1925 immer mehr wächst, sind außer den allgemeinen in den Satzungen des Bundes gegebnen folgende: Errichtung von Dorfschulen, Genossenschaften, Gemeinsamkeit in der Verwertung der Wasserkräfte und die Gründung von besondern Gruppen zur Wahrnehmung der Interessen von Tagelöhnern, Pächtern, Handwerkern, Frauen, der Jugend und zur Förderung von Reformen und militärischer Interessen. Es braucht nicht wunderzunehmen, daß sich Bauern eines friedliebenden Landes, wie China es ist, um militärische Angelegenheiten kümmern. Das Räuberunwesen und die bewaffneten Banden der Großgrundbesitzer und „Gürtelleute" (Landadel), die den Bauern noch in seiner ohnehin kümmerlichen Existenz bedrohen, machen die Bildung von Selbstschutztruppen zu einer sehr wichtigen Angelegenheit. Jeder Verein muß mindestens 15 Prozent seiner Mitglieder der Polizeitruppe, mindestens 5 Prozent der Kampftruppe zur Verfügung stellen. Die Verwendung der Polizeitruppe bleibt auf die Heimat beschränkt, wogegen die Kampftruppe abtransportiert und in einem bedrängten Bezirk zum Schutz der Brüder eingesetzt werden kann.

Das ist in kurzen Umrissen der nach westlichem Muster organisierte Teil der Bauernschaft. Doch ist damit noch lange nicht der ganze Umfang der Bewegung erschöpft: es leben die Geheimorganisationen, die zum Teil die Parolen und die Traditionen der alten Geheimbünde noch heute verkörpern. Es wird nicht leicht sein, die Zusammenhänge zwischen den Taiping und den Boxern und den heute bestehenden Geheimbünden festzustellen. Wenn es seinerzeit der Regierung gelungen ist, die Verschwommenheit der politischen und sozialen Ziele der Boxer zu benutzen und die ursprüngliche Agrarbewegung auf die Fremden abzulenken, so ist hier und da auch bei den heutigen „Roten Lanzen", „Eiserne Kappe", „Rote Lehre" durch die Unbestimmtheit ihrer Parolen die Möglichkeit einer Ausnutzung zugunsten der Dorfreichen, „Gürtelleute" und militärischen Gewalthaber gegeben. „Hilf dem Armen", „Bring dem Lande Frieden" sind ja auch die Parolen solcher Politiker wie Tschangtsolin.

Der Grundsatz des im August 1925 ermordeten Liao schung kai: „Die Arbeiter und Bauern retten — heißt China retten" ist das Leitmotiv im Bewußtsein des modernen Chinesen geworden, sofern er sich nicht bewußt oder unbewußt dem Unternehmertum und den militärischen Gewalthabern anschließt.

Das Kinderelend in Sowjet-Rußland

von Felix Stössinger

„Während meines zweijährigen Aufenthalts in Rußland bin ich nur ganz wenigen glücklichen Kindern begegnet. Nur einmal hörte ich ein Kind lachen. Ich weiß, daß meine Ausführungen nicht mit den Märchen übereinstimmen, die von dem Jahrhundert des Kindes in Rußland zu erzählen wissen. Aber es ist gar nicht meine Absicht, diese Märchen verewigen zu helfen."
Emma Goldmann

Siegfried Jacobsohn hat einmal — in der Nummer 27 des vorigen Jahrgangs — eine Notiz der Münchner Illustrierten Presse über die Kinderhölle in Sowjet-Rußland mit jenem Entsetzen glossiert, das in jedem Falle berechtigt ist: im Fall der Lüge über solch ein Ausmaß von Verlogenheit, im Fall der Wahrheit über die Sache selbst. Drei Tage vor seinem, heute uns noch schmerzenden Tod, nahm er meine Antwort an. Was hier nun folgt, habe ich vor bald neun Monaten niedergeschrieben. Jetzt, wo es erscheint, ist meine Darstellung noch nicht überholt. Einige Beweise konnten noch hinzugefügt werden.

Was die Münchner Illustrierte Presse also damals geschrieben hatte, war so abscheulich, daß Niemand es glauben wollte. Danach sollen zu den schrecklichsten Plagen des Bolschewismus die 7 Millionen Kinder zählen, die heimatlos im Land umherirren. Mädchen von 10 bis 12 Jahren sollen im Heer der Prostitution untergehen; eine Polizeistreife in Moskau soll an die tausend Mädchen zwischen 8 und 16 Jahren aufgegriffen haben.

Das klingt nun allerdings recht unwahrscheinlich. Grade Sowjet-Rußland wird uns von den herumreisenden Literaturkommunisten als wahres Kinderparadies geschildert. Sollten alle diese fabelhaften Kinder-Gärten, -Heime, -Schulen, -Gemeinden nicht existieren? Doch: sie existieren. In jeder größern Stadt gibt es eine Kasatelnaja Schkola, eine Modellschule, die für Reporter, Stipendiaten, Pressephotographen und Arbeiterdelegationen hergerichtet ist. Es sind Reklamemuster von der Art, wie sie betrügerische Kaufleute ihren Kunden vorzeigen. Mit der Ware, die dann geliefert wird, haben sie nichts gemein.

Aber während es solcher Anstalten ebenso gute und bessere und vor allem viel mehr in Amerika, England, Frankreich, Dänemark und Schweden, in der Schweiz, ja auch in Deutschland und Oesterreich gibt, gibt es nur in Rußland eine Armee verkommener Kinder, wie es sie noch nie gegeben hat.

Es wird nun verwunderlich erscheinen, wieso grade ich das wissen kann, der ich nicht in Moskau war, während Die kein Wort davon erzählen oder kein Aufhebens davon machen, die die Sowjetherrschaft an Ort und Stelle als liebe Gäste studieren durften.

Ich gebe zu: ich war nicht in Rußland. Ich gebe sogar zu, bürgerliche antibolschewistische Literatur kaum mehr als flüchtig zu lesen, weil ich mit ihr doch nichts anfangen könnte. Aber ich behaupte, daß eine objektive Lektüre Dessen,

was die Bolschewisten selbst veröffentlichen, ein vollständig ausreichendes Bild von ihren Leistungen gewährt. Ihre Statistiken, Kongreßprotokolle, Gewerkschafts- und Sanitätsberichte, ihre industriellen und politischen Verhandlungen, ihre von ihnen selbst verkündete Behandlung der Arbeiter, Bauern und Bürger, ihre Zölle — die Bolschewisten haben bekanntlich (oder für Intellektuelle nicht bekanntlich) den schlimmsten Hochschutzzoll Europas —: das Alles vermittelt eine ausreichende Kenntnis von der Lage des Landes. Und aus diesen Quellen geht denn auch hervor, daß das bolschewistische Rußland seit Jahren von Kinderhorden heimgesucht wird, wie sie in diesem Ausmaß noch niemals existierten, es sei denn damals, als vor 700 Jahren die unglücklichen Teilnehmer des Kinderkreuzzugs von Pest und kriegerischen Überfällen dezimiert auseinanderliefen.

Diese Kinderhorden sind Trupps von 3, 5, 20, 60, manchmal 100 Geschöpfen, Knaben und Mädchen im Alter von 8 bis 18 Jahren. Die Kinder leben völlig entartet in geschlossenen, nomadisierenden Gruppen, nähren sich von Raub, Diebstahl, Bettelei, Landstreicherei, Prostitution, nächtigen im Freien, in Kellern, Schuppen, unter Brücken, auf Schuttplätzen, überfallen auf den Dörfern die Landbewohner und in den Städten den illegalen Handel, der ihnen auf Tod und Leben ausgeliefert ist, da er keinen staatlichen Schutz anrufen kann, sind von Geschlechtskrankheiten und Kokainismus durchseucht, mit ekelerregenden Krankheiten behaftet und haben Mord und Tod unter sich. Schon eine Prawda-Statistik von 1924 gab für die approximative Zahl der Syphilitiker unter diesen Vierzehnjährigen einen Prozentsatz an, dessen Höhe ich nicht mehr kenne, der aber hoch genug ist, um dem Leser einer solchen Statistik eine Zeit lang den Schlaf zu rauben. Ebenso entsetzlich ist die Statistik über vierzehnjährige Kinder, die wegen Mords vor Gericht gestellt werden, eine für die Zahl der Tötungen selbstverständlich ganz unzulängliche Statistik, da diese Kinderhorden außerhalb des Gesetzes leben.

Eine der letzten Statistiken darüber fand ich im August 1926 in der Wiener Arbeiter-Zeitung aus der Prawda abgedruckt. Danach sind im Jahre 1924 im Gouvernement Moskau, aber wohlgemerkt ohne Moskau, dem Hauptseuchenherd selbst, 29 527 Verbrechen und Vergehen von Kindern gerichtlich verhandelt worden! Davon entfallen 213 (zweihundertdreizehn) Fälle auf Mord und Totschlag, 327 (dreihundertsiebenundzwanzig) auf Körperverletzungen, begangen von Kindern unter 17 Jahren. Nach der Schilderung der ‚Krasnaja Gasetta' von einer solchen Gerichtsverhandlung sieht so ein armer Diebsjunge von 17 Jahren zurückgeblieben wie ein Zwölfjähriger aus. Kein Wunder, denn nach der Prawda schnupfen 40 vielleicht sogar 90 % dieser obdachlosen Kinder Kokain.

Gesagt muß aber werden: dieses himmelschreiende Elend ist unter den Bolschewisten entstanden; es besteht seit mindestens fünf Jahren. Es ist auch heute noch nicht geringer, vielleicht sogar noch größer, weil — das ist meine Hypothese, aber sie hat alle Wahrscheinlichkeit für sich — weil diese

Trupps durch die Kinder der schlechtbezahlten Arbeiter und der notleidenden Landbevölkerung mehr Zuzug erhalten dürften, als die Abgänge durch polizeiliche Razzien, militärische Expeditionen und Übergänge ins zivile Leben betragen.

Wie erklärt sich nun, daß die Literaturkommunisten, die aus Moskau zurückkehren, die Welt über das wahre Leiden eines so großen Prozentsatzes der russischen Kindheit nicht wahrheitsgemäß unterrichten; diese Greuel überhaupt nicht erwähnen oder nur so vorsichtig eingepackt, daß sie keinem Bolschewisten mehr weh tun und keinen der getäuschten, gutgläubigen Anhänger erschrecken oder auffahren machen?

Die Antwort darauf ist sehr einfach: Besucher, die im Verdacht stehen, Dies und Anderes zu sehen und nicht beschönigend auszudeuten, werden gar nicht erst ins Land gelassen. Ausnahmen macht man mit Händlern, Schiebern, Aufsichtsräten und jenen Pressevertretern, die heute fest für das Zusammengehn mit Rußland sind, weil sie kapitalistischen Profit oder einen europäischen Krieg erwarten.

Was soll man aber dazu sagen, daß selbst Erich Mühsam, wie er mir neulich erzählte, nicht nach Rußland darf! O, als Reklamegast für rote Paraden und — tatsächlich gelbe — Gewerkschaftskongresse möchte ihn Lunatscharski gern durchs Land schleifen. Als sein eigner Herr darf er es nicht betreten.

Nachdem E. J. Gumbel aus Moskau zurückgekehrt war, stand er einem kleinen Freundeskreis an einem Abend bei sich Rede und Antwort. Als ich ihn nach dem Zustand dieser Kinderhorden fragte, bemächtigte sich einiger Zuhörer beträchtliches Erstaunen. Niemand schien von dieser Tatsache etwas zu wissen! Statt Gumbels mündlicher Bestätigung zitierte ich, was er, wenig genug, aber doch auch klar genug, in einem Bericht vom 3. August 1926 über diese Kinder geschrieben hat: „Moskau hat ein eigenartiges Problem: die verwahrlosten Kinder. Sie stammen aus dem Hungergebiet. Ihre Eltern sind tot. Sie leben vom Bettel, von kleinen Diebstählen, von Überfällen auf illegale Straßenhändler. Sie schlafen in Herden unter Brücken, in verfallenen Häusern, auf der Straße oder in Teertonnen. Ihre Zahl muß Tausende betragen. Ein großer Teil ist schwer pathologisch. Von Zeit zu Zeit werden Razzien veranstaltet, aber die zur Verfügung stehenden Heime reichen nicht aus, und die Unterbringung dort ist meist erfolglos. Die Jungen brechen aus, sie ziehen die Freiheit der Straße vor. Falls es nicht gelingt, dieses Problems bald Herr zu werden, wird Moskau, wenn diese Kinder erwachsen sind, eine Bevölkerung von Apachen besitzen."

Ich hoffe, daß der mutige Verfasser von ‚Vier Jahre Mord' mit dieser nach meiner Ansicht zu milden Darstellung Glauben finden wird. Vermutlich wird er aber wegen dieser Darstellung fortan von gewisser Seite als unglaubwürdig hingestellt werden.

An jenem Abend fragte ich Gumbel: „Wie viele Kinder treiben sich in diesem Zustand herum? Sind es dreitausend?"

„Viel mehr, wahrscheinlich. Sie leben nicht nur in Moskau, sondern im ganzen Lande."

„Sind es dreißigtausend?"

„Dreißigtausend können es sein — aber man weiß es nicht."

Bald danach befragte ich E. E. Kisch, der in bolschewistischen Dingen nicht mit sich spaßen läßt, über diese Kinderbanden: „Ist es wahr, daß in diesen Banden zwölfjährige Kinder geschlechtskrank sind, morden und Straßenüberfälle betreiben?"

„Das ist wahr. Diese Kinder sind furchtbar anzusehen. Gar keine Menschen."

„Wie viele gibt es? Dreihunderttausend? Ist das zu viel?"

„Dreihunderttausend können es sein. Aber es ist nicht festzustellen."

Noch einen, wohl auch unverdächtigen Zeugen, Bernhard Kellermann, führe ich an. In seinem vorderasiatischen Tagebuch schreibt er unter dem 1. Januar 1927 aus Batum: Ein weißes Gespenst erscheint im überfüllten Wartesaal, ein kleiner hübscher Junge von vielleicht acht Jahren. Dieser Junge gehört zum Heer der unglücklichen Waisen, die aus der großen Hungersnot von 1921 zurückgeblieben sind. Man schätzt ihre Zahl auf eine halbe bis eine Million. Sie sind verwildert und durchziehen in Rotten, ganz wie Wanderratten, das große Rußland. Zuerst tauchen in einem Bezirk nur einzelne auf — die Vorposten — dann kommen ganze Scharen. Ebenso schnell wie sie kommen, verschwinden sie wieder. Auf der Fahrt durch den Kaukasus sah ich Hunderte aus dieser Armee der Unglücklichen. In Baku erscheinen sie pechschwarz. Gesicht, Hände, Füße und die Lumpenfetzen, die sie notdürftig bekleideten, alles war mit schwarzem Ruß getränkt. Sie arbeiten nicht, sie betteln, sie werden in ihrem Leben nie arbeiten, sie werden immer betteln. Nachts schlafen sie in den Feuerlöchern unter den Asphaltkesseln. Zwei sah ich nachts dicht aneinander geschmiegt in einem leeren Asphaltkessel schlafen — eine ganze Schar dieser Strolche fuhr auf den Trittbrettern des Zuges mit. Aber auch auf den Gegenzügen saßen sie, auf den Trittbrettern, auf dem Kohlentender, um blitzschnell herabzugleiten, sobald der Zug einfuhr.

Also: die Tatsache, daß solche Kinderhorden existieren, steht nun auch für den skeptischen, bolschewistenfreundlichsten Leser unumstößlich fest. Aber die Erklärung dieser Kinderhorden durch die Hungersnot ist zurückzuweisen. Abgesehen davon, daß diese Kinderhorden schon in den Bürgerkriegen entstanden sind, würde die Hungersnot heute, nach fünf Jahren, diese Kinderhölle durchaus nicht mehr entschuldbar machen. (Ganz abgesehen von der Dreistigkeit, mit der sie die Bolschewisten verstecken und verleugnen.) Hungersnöte hat es unter den Zaren, hat es in gleichem Umfang in Indien und in China gegeben. Dieses Kinderelend gibt es nur im bolschewistischen Rußland.

Leyer und Schwert von Gustav Stresemann

Diese Gedichte stammen aus einem Privatdruck Stresemanns „Traumjörg, Gedichte einer Jugend", die der deutsche Reichsaußenminister kürzlich der Öffentlichkeit (im Verlage von Carl Reißner in Dresden) zugänglich gemacht hat.

„Ich sehe eine Anfrage vor mir, die dahin geht, der Außenminister hielte ein Konkordat aus außenpolitischen Gründen für erwünscht. Ich habe einen derartigen Satz niemals ausgesprochen . . . Es fragt sich noch das eine, was von unserer Seite aus geschehen kann, um diese Entwicklung zu hemmen, die vielleicht für eine ganze geschichtliche Periode unseres Geisteslebens bestimmend ist. Ich möchte das eine sagen: daß diese Fragen aufgetaucht sind, bedaure ich dann nicht, wenn sie auch angefochten werden."

Stresemann am 3. April 1927 auf der volksparteilichen Kulturtagung im Preußischen Landtag

*

Prolog
zur Feier des Wahlsieges der Kirchlich-Liberalen
Oktober 1897

Ein Feuerbrand ward heftig da entzündet,
Und nimmer ist verloschen noch die Glut,
Und was uns Luther damals froh verkündet,
Es ging nicht unter in der Zeiten Flut.
Gleich wie dem Schiffer auf dem wilden Meere
Des Leuchtturms Feuer flackernd weist den Weg,
So strahlt auch unsrem tapfren kleinen Heere
Sein Licht — erleuchtend jeden schwachen Steg.

Auch uns lebt in der Brust ein hoher Glaube,
Wir treiben nimmer mit dem Heil'gen Spott,
Wir wollen nicht, daß man den Herzen raube
Den Glauben an den güt'gen, ew'gen Gott.
Doch in uns ist ein Feuer auch entzündet,
Das immer tiefer nach der Wahrheit strebt,
Und darum frei der Fessel sich entwindet,
Mit der das Dogma unsern Sinn umwebt.

Für dieses Recht, das sie uns frech bestreiten,
Für unsres Forschens Freiheit laßt uns stehn,
Und so der Zukunft Tempel vorbereiten,
Drin freier einst des Glaubens Lüfte wehn.
Darin die Duldung hat ihr Zelt geschlagen,
Die nur den innren Wert der Menschen kennt,
Darin des freien Christtums Banner ragen,
Und starres Glauben nicht die Menschen trennt. —

*

Stresemann am 5. April 1927 in der Etatdebatte des Deutschen Reichstags:

„Ich kann deshalb hier über die Weiterentwicklung keine Erklärung abgeben, zumal sie davon abhängt, wie die Verhandlungen zwischen Preußen und dem Vatikan verlaufen. Ich mache aber aus meiner persönlichen Auffassung kein Hehl, daß nach dem Bayrischen Konkordat und den Verhandlungen Preußens ein Reichskonkordat wünschenswert sei."

Herbst

(1896)

Knisternd hör' ich meine Schritte
In dem Walde widerhallen,
Während rings von allen Bäumen
Leise schon die Blätter fallen.

Und mir ist's, als säh' ich helle
Meines eignen Geistes Flug,
Trotzig wie des Waldes Riesen,
Die das Sehnen aufwärts trug.

Doch die Blätter fielen balde,
Eh' noch eine Frucht ihn schmückt:
Einsam bald auf öder Halde
Steht er starr und unbeglückt.

Und sie fallen und verwehen
Unstät, flüchtig ohne Ruh',
Und sie decken mit Erbarmen
Manch getäuschte Hoffnung zu.

Deutsche Richter von Ignaz Wrobel

Amnestie —! Amnestie —!

I.

Der neue Justizminister Doktor Schmidt hat bei Antritt seines Amtes erklärt, daß die „Vertrauenskrise", in der sich die deutsche Justiz befinde, die Schwelle seines Ministeriums nicht überschreiten dürfe. Er irrt. Von einer Vertrauenskrise kann in Wahrheit keine Rede mehr sein. Denn eine Krisis ist jener ungewisse Zustand, in dem sich etwas entscheiden soll: Tod oder Leben — ja oder nein. Das deutsche Arbeitervolk hat entschieden: Nein.

Abgesehen davon, daß es keinen unpolitischen Strafprozeß gibt, weil in der Welt überhaupt nichts unpolitisch ist, darf gesagt werden, daß wir eine Rechtsprechung und eine Rechtsfindung bei politischen Tatbeständen nicht haben.

Bei einer administrativen Maßnahme, etwa der Verweigerung einer Schankkonzession, nimmt kein vollsinniger Mensch an, daß die verweigernde Behörde mit der Begründung ihrer Ablehnung einen objektiven Befund festgestellt habe: sie hat nur vom Verfügungsrecht einer verwaltenden Staatsbehörde Gebrauch gemacht. Die Konzessionsverweigerung entehrt den abgewiesenen Schankwirt nicht, sie besagt auch nichts über das tatsächliche Bedürfnis nach Schankstätten. Ein solcher Beschluß ist nichts als eine Maßnahme der Verwaltung, vorgenommen lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen. Folgerungen sind nicht daran zu knüpfen — jede Tätigkeit einer Verwaltungsbehörde sagt nur über sie selbst etwas aus.

So, genau so sind die Gerichtsurteile der letzten Jahrzehnte zu werten, soweit sie sich mit rein politischen Tatbeständen befassen.

Sie sind ausschließlich als Kampfmomente im Streit der Klassengegensätze zu werten. Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit, soweit es politisch aufgeklärt ist, kein Vertrauen mehr zu dieser politischen Justiz, und sie verdient auch keins.

Daran kann weder ein feierliches Edikt des geölten Herrn Simons etwas ändern, der von den Schmöcken gern der „oberste Richter" genannt wird, noch der lustige Gedanke der Bestellung von „Justiz-Pressechefs". Wir haben von der offiziellen Pressekonferenz reichlich genug und wissen, was dort im Kriege und nach dem Kriege zusammengelogen worden ist; es ist ein bemerkenswerter deutscher Aberglaube, eine Sache damit zu entschuldigen, daß man ihren technischen Hergang erklärt. Unbeachtlich, wenn von den Justiz-Pressechefs eingewandt wird, man dürfe nicht in ein schwebendes Verfahren eingreifen; unbeachtlich, wenn auf angeblich vorhandene Bestimmungen hingewiesen wird; unbeachtlich der ganze Hokuspokus größenwahnsinnig gewordener Bürokraten. Das Vertrauen zur Justiz, besonders nach den letzten Reichsgerichtsentscheidungen, nach den kümmerlichen Versuchen, Haß gegen politisch Andersdenkende unter dem Deckmantel von Landes-

verratsprozessen zum Ausdruck zu bringen, ist rechtens entschwunden.

Über die politischen Strafprozesse ist also im Ernst nicht zu reden — ich glaube auch nicht, daß der etwas flau geführte Kampf der reinlichen und gut gemeinten Zeitschrift „Die Justiz", herausgegeben von Mittermaier, Radbruch, Sinzheimer und Kroner nützen wird. Deren Programm ist nicht schlecht. Es handelt sich um die Überschätzung der technischen Jurisprudenz in unsrer Zeit und um die Unterschätzung der Menschlichkeit in der deutschen Rechtspflege. Das ist recht zart gesagt und nicht allzu konkret. Und ganz abgesehen davon, daß der eine Herausgeber der Zeitschrift, Radbruch, in der Praxis versagt hat und daß ein Mitarbeiter, wie Wolfgang Heine, ein ebenso bösartiger wie unfähiger Politiker ist, so gehts nicht. (Der einzige Ernst Fuchs aus Karlsruhe immer ausgenommen.)

Eine deutsche Justizreform ohne die gesetzliche Aufhebung der heute überhaupt erst vorhandenen Unabsetzbarkeit der Richter ist undenkbar.

Wie sieht denn der Eintritt eines idealistischen, jugendlich in die Zukunft stürmenden Referendars in den Richterstand aus?

Der, der neu eintritt, hat immer Unrecht. Das fängt im Eisenbahncoupee an und hört in einem Stand auf. Die technische Unfertigkeit des Neuen, seine Jugend und vor allem die Tatsache, daß die andern länger da sind als er, setzen ihn zunächst in die schwächere Position. Er muß sich „einarbeiten", wobei das: „Wir haben das hier immer so gemacht" und „Ich gebe Ihnen die Weisung..." dominierende Rollen spielen. Zunächst also ist er machtlos. Dann wird er vom schleichenden Gift der Routine imprägniert, und wenn er einmal später in eine leitende selbständige Stellung kommt, ist es meist zu spät. Und lökt er da gegen den Stachel, so ist erfahrungsgemäß seines Bleibens in der Gruppe und im Stand nicht mehr allzulange. Oder aber, er darf bleiben: unter so entwürdigenden, seine Arbeit so erschwerenden Umständen, daß er den ungleichen Kampf aufgibt und quittiert.

Tatsächlich ist bei den Richtern die Auslese, die der Stand erbarmungslos vornimmt, gefährlicher und schlimmer als bei der ihnen gesinnungsverwandten Reichswehr. Es liegt bei beiden der Fall einer klaren Kooption vor: die Gruppe wählt sich hinzu, wer sich dem Gruppengeist anpaßt — immer adäquate, niemals heterogene Elemente. Das fängt bei der Justizprüfungskommission an, und mit dem feinen Siebe der Personalreferenten gehts weiter. Resultat: dieser Richterstand.

Der deutsche Richter ist die soziologische Ausscheidung seiner Klasse: des mittleren und gehobenen Bürgertums. Was sich darüber und darunter bewegt, findet kaum Platz im Richterstand und hat als Opfer und Objekt wenig Aussicht, vor Gericht verstanden zu werden — von Außenseitern sehe ich ab. Und innerhalb dieses mittleren Bürgertums ist es wiederum der starre, der hölzerne, der eingeengte Typus — jener, der von Hunderten von Tabu-Bräuchen umgeben ist und in Schranken liegt, die er sich zu seiner Sicherung selbst aufgerichtet hat, genährt

von einer Straf-Psychologie, die der alte Villers in seinen „Briefen eines Unbekannten" einmal so formuliert hat: „Jedes du sollst — heißt: ich kann nicht. Jedes du sollst nicht — heißt: ich darf nicht."

Kollektivurteile sind immer ungerecht, und sie sollen und dürfen ungerecht sein. Denn wir haben das absolute Recht, bei einer Gesellschaftskritik den niedersten Typus einer Gruppe als deren Vertreter anzusehen, Den, den die Gruppe grade noch duldet, den sie nicht ausstößt, den sie also im Gruppengeist bejahend umfaßt. Also ist der bestechliche Richter niemals als Typus des deutschen Richters zu nennen; sollte jemals ein solcher Fall vorkommen, so darf er dem deutschen Richterstand nicht aufs Konto geschrieben werden, weil der einen bestechlichen Justizbeamten ohne Gnade ausschlösse. Übrigens ist zu sagen, daß diese lächerliche Überbetonung einer Selbstverständlichkeit: nämlich der Unbestechlichkeit der Richter, Ablenkung vom wesentlichen ist. Keine Kindermißhandlung begangen zu haben, heißt noch nicht tugendhaft sein.

Es darf vom mittleren Typus des deutschen Richters gesagt werden, daß eine geistig und intellektuell gehobne Schicht wenig Aussicht hat, mit ihm während einer Verhandlung Kontakt zu bekommen. Abgelehnt sein Pathos und seine Versuche, Moral zu predigen; abgelehnt sein sittliches Empfinden und sein Humor; abgelehnt seine Reaktion auf Schmerz, Freude, Leid und Autorität; abgelehnt seine Bilder an der Wand, seine Frau, seine Ferienstunden, abgelehnt die Luft, in der er lebt, das Bier, das er trinkt, die Kinder, die er erzieht. Abgelehnt sein Geist, abgelehnt seine Kaste, abgelehnt seine Welt.

Bezeichnend sind die Gehilfen, die er sich holt. Das nachtwandlerisch sichre Gefühl der Gerichtsbeamten für Schöffen und Geschworne bevorzugt kleinköpfigen, bramsigen Mittelstand, Untertanen, die einmal, wie Polgar das genannt hat, den Obertanen spielen wollen. Jeder umgibt sich nur mit sich selbst, und steht unsereiner vor Denen, so findet er eine fremde Welt.

Warum hat denn Niemand den Mut zu sagen, daß Hunderttausende von Angehörigen der freien Berufe, von politisch aufgeklärten Arbeitern mit diesen Richtern überhaupt nichts mehr zu tun haben, daß sie durch Lichtjahre der Entfernung von ihnen getrennt sind, und daß natürlich jeder von uns mit irgend einem erfahrenen Verteidiger, mit einem fortgeschrittnen Deutschnationalen, mit einem gewandten Auslandskaufmann bei aller Verschiedenheit der politischen Auffassung rascher in Verbindung kommt, als mit einem raffiniert hochgezüchteten Landgerichtsdirektor? Wir sprechen zwei Sprachen, wir denken zwei Gedankenreihen. Man stelle sich vor, daß unsre Opfer der Justiz mit einem solchen Richter etwa eine Nordlandreise zusammen unternehmen sollten: vom Mondaufgang bis zum Trinkgeld gäbe es eine einzige Kette von Mißakkorden und Dissonanzen. Sie redeten aneinander vorbei.

Und weil unsereiner im Richterstand nur so vereinzelt vertreten ist, daß meist schon nach wenigen Jahren Assimilation eintritt, sodaß der Fortschrittsmann Schulz als Referendar

noch angeht, aber schon als Amtsrichter nicht mehr wiederzuerkennen ist: deswegen lehnen wir den Geist dieses Richtertums ab, weil wir, wenn schon demokratisch gedacht werden soll, das volle Recht beanspruchen, auch unsererseits dort vertreten zu sein, wo man „im Namen des Volkes“ zu urteilen vorgibt. Das Volk hat mit dieser Rechtsprechung nichts zu tun.

Fühlt sich aber diese Richterkaste diktatorisch, geht man dem Gedankengang eines Herrn Siegert nach, der sich souverän wähnt, weil er sein paar Examina bestanden und die Billigung seiner Kaste gefunden hat, so wäre dann wenigstens eines zu fordern: Diktatur der Besten. Die hätten das Recht, im Interesse des Guten eine Majorität zu tyrannisieren. Wie aber sehen diese Despoten aus?

Man sehe sich diese Richter an, man höre diese Menschen sprechen, man versuche, sich in ihre Gedankengänge hineinzudenken: und man wird finden, das ganze Literaturen umsonst geschrieben sind, daß unsre Bäume nicht für sie blühen, unser Gelächter nicht für sie lacht, unsre Tränen nicht für sie fließen. Wir sind so weit von ihnen entfernt, wie ein Planet vom andern, wir haben nichts mit ihnen zu tun. Und wir wollen nichts mit ihnen zu tun haben.

Was unsre Justizreformer, die sich oft aus Anwaltskreisen rekrutieren, vorbringen, ist Übersetzung der eignen Gedankengänge in die fremde Sprache der Richter, ist taktisch schlauer Versuch, den Gott durch Opfer milde zu stimmen, ihm leise das Schwert schartig zu machen, ihn vom Gebrauch des Donnerkeils abzulenken.

Reform von oben gibt es nicht. Ein selbst fortschrittlich gesinnter Justizminister schwimmt schillernd wie Öl auf dem Wasser, aber Wasser und Öl vermischen sich nicht.

Reform von unten ist auf friedlichem Wege nicht möglich, denn es hieße, die einfachsten Vorgänge in einer Gesellschaftsgruppe ignorieren, wollte man an rasche grundlegende Veränderungen von innen her glauben, die nicht in äußeren Umständen ihre Voraussetzungen hat. Also ist diese Justiz, von einer Klasse über unterjochte Klassen ausgeübt, nicht durch gutes Zureden langsam zu verbessern, nicht durch Flickwerk sachte zu korrigieren.

Gegen diese Richter, die den Proletarier bisher leider nur als Objekt ihrer Tätigkeit kennen gelernt haben, gibt es nur ein einziges Mittel:

Die Zerschlagung dieser Justiz durch einen siegreich beendeten Klassenkampf.

* * *

Begegnung mit einem bon juge von C. v. O.

Die Propheten und Sibyllen des Moabiter Heiligtums hatten ihn uns als guten Richter geschildert, den Herrn Doktor v. Holten, vor dessen Kammer wir erschienen waren, um gegen ein Urteil des Schöffengerichts Berufung einzulegen. Ein bescheidner Anlaß nur: Erich Weinert hatte im vergangnen Sommer im ‚Montag Morgen‘ ein satirisches Gedicht über die

bekannten Vorfälle beim Besuch des Kreuzers „Hamburg" in Los Angeles veröffentlicht. Deshalb Strafantrag gegen den Verfasser; ich als damaliger verantwortlicher Redakteur mußte Gesellschaft leisten. Das Schöffengericht hatte die Lästerung fünfhundert Mark schwer gefunden.

Jetzt standen wir also vor dem Doktor v. Holten, der als Verfasser einer Broschüre gegen das Külzgesetz achtenswerten Bürgermut bekundet hat. Er spricht sehr gewählt, sogar etwas geziert und mit altfränkischen Wendungen durchsetzt. Aber sehr liberal. Hatte die Vorinstanz noch offensichtlichen Horror vor der Annahme gezeigt, ein Matrose könnte sich während eines Landurlaubs erotisch betätigen, so sieht der Vorsitzende der Berufungskammer einer Tatsache, die schon den Dichter der Odyssee beschäftigt hat und die bisher wohl nur von jenem Berliner Schöffengericht bestritten wurde, mutig ins Auge und supponiert ohne weitres, daß „ein Seemann an Land wohl irgend eine Schöne karessiere". Das ist gewiß eine Sprache, die nach Lavendel und Gellerts Fabeln duftet; wir auf der Anklagebank aber, als Objekte der Justiz nicht verwöhnt, hören darin schon das Flügelrauschen eines modernen Geistes.

Doch plötzlich verfliegt das milde Aroma. Aus dem Idylliker wird ein bissiger, rechthaberischer Magister. Eine stichelnde und stochernde Dialektik sucht die Konzeption einer satirischen Verszeile zu zerlegen. Der feine, etwas altmodische Gentleman, der die Sitzung eröffnete, ist fort, geblieben ist nur ein gereizter altmodischer Jurist. Zwischendurch betont dieser Richter Familienbeziehungen zur Marine, erzählt, daß er selbst jahrelang Mitglied des Marineoffiziers-Gesangvereins gewesen sei, und da in dem inkriminierten Poem etwas von Syphon und Konkubine gestanden hat, so untersucht er diese mysteriösen Worte mit höchster Akribie. Syphon, so erläutert er mit einer Gewiegtheit, die sich nichts vormachen läßt, Syphon kenne er gut aus der Zeit, als er noch Gesellschaften gegeben habe; doch seit er durch die Inflation sein Vermögen verloren habe, könne er sich das nicht mehr leisten... Was soll das im Gerichtssaal? Warum muß man sich solche autobiographischen Details anhören? Alle dürfen nur zur Sache sprechen: Angeklagte, Zeugen und Anwälte. Nur der Vorsitzende darf sich privatest verbreiten. Dieser hier wird beim Plaudern nicht gemütlicher, sondern immer bissiger, immer herrischer. Er droht einem Kollegen vom Pressetisch mit Hinauswurf, weil er Paul Levi, unserm Verteidiger, einen Zettel herüberschickt; er fordert Levi brüsk auf, diesen Zettel herzugeben, was der Anwalt sehr entschieden, aber mit einer Konzilianz, die den meisten der Herren Gerichtspräsidenten fehlt, ablehnt.

Der fahrplanmäßige Krach ist da. Paul Levi zieht die Berufung zurück, weil unter diesem Vorsitzenden eine Weiterverhandlung zwecklos ist.

So endete meine erste Begegnung mit einem bon juge. Ist denn auch im liberalsten Richter ein geheimer Niedner verborgen, der köpfen will? Mir sind die offnen lieber; man weiß von vornherein, woran man ist... Gute Nacht, Herr v. Holten.

Besuch in Deutschland von Hanns-Erich Kaminski

Von Paris nach Düsseldorf fuhr ich mit einem Rheinländer zusammen, der durchaus den Haarmann lynchen wollte. Das verstand ich ganz gut. Dann sagte er, die deutsche Justiz sei nichts wert. Das verstand ich noch besser. Aber dann sagte er, an alledem sei nur das römische Recht schuld, und das deutsche Recht, worunter er besonders die Feme verstand, sei viel besser. Das verstehe ich, obgleich ich schon wieder vierzehn Tage in Deutschland bin, noch immer nicht.

*

Mit einem Herrn sprach ich über den Spiritismus. Er war ein überzeugter Anhänger davon und zeigte mir voll Stolz seine spiritistische Bibliothek von vielen dicken Büchern mit Titeln, die ich erfunden haben möchte. Ich gestand ihm meinen Unglauben und fing an, von einem Spiritisten zu erzählen, den ich für eine Autorität hielt. „Ja," erwiderte er überlegen lächelnd, „der ist nicht richtig. Er ist nicht im Verein."

*

Mit einem Wort: Deutschland ist Provinz, die Deutschen sind Provinziale. Sie haben den Trieb des provinziellen Bildungsphilisters, jede Bagatelle zu einer Theorie zu machen. Und dieser metaphysische Trieb, Erbteil unsrer philosophischen Epoche, ist noch das Beste von Allem. Sie haben die kleine Brutalität, mehr sein zu wollen als der Nachbar — kein großer Ehrgeiz. Sie haben die bescheidene Lyrik und billige Sentimentalität eines begrenzten Horizonts. Sie haben, echte Provinzialen, den Mangel an Individualität und Spontanität. Ihr Kreislein ist ihre Welt. Sie fühlen manchmal sogar ihre Enge. Daher die Reiselust.

*

Technik und Metaphysik, das könnte mancherlei ergeben. In Deutschland ist das handgreiflichste Resultat vorläufig die Organisation. Was wird in Deutschland nicht alles organisiert! Die Deserteure und die Homosexuellen, die Kanarienvogelzüchter und die Eisenbahnbaubetriebsassistenten, die guten und die schlechten Schauspieler, die Damen ohne Unterleib und diejenigen, die nur einen Unterleib haben. Alles grell und geräuschvoll und ohne das „cachet", für das es kein Wort in unsrer Sprache gibt.

Man glaube um Himmels willen nicht, daß dank diesem organisatorischen Quantitätenwahnsinn billiger, reibungsloser, schneller gearbeitet wird. Es könnte ganz lehrreich sein, einmal auszurechnen, was für Summen bei uns jährlich für Privatkontoreinrichtungen, für Telephongespräche und für Gehälter von Privatsekretärinnen ausgegeben werden. Es wird gewiß viel gearbeitet in Deutschland. Aber die Maschine ist schlecht geölt und klappert tausendmal lauter, als nötig wäre.

*

Der innern Unsicherheit der Nation entsprechen ihre Ausdrucksformen. Es gibt überall Neubildungen von zweifelhaftem Geschmack. Die Fascisten haben das Adverbium „squisitamente" dem italienischen Sprachschatz einverleibt, was „exquisit" heißt, jedoch besser mit „faabelhaft" übersetzt werden kann. In Frankreich hat es lange Diskussionen gegeben, ob man das französierte Wort für „interviewen" in das Wörterbuch der Akademie aufnehmen sollte. Aber Anatole France konnte recht gut mit Voltaires, Gabriele d'Annunzio

mit Dantes Sprache auskommen. Thomas Mann dagegen genügt nicht einmal der Sprachschatz Goethes, und der ‚Zauberberg' liest sich doch schon reichlich prätentiös und geschraubt. Das Deutschland der Nur-Technik vermag sich eben nicht mit dem Gelehrtendeutsch der Vergangenheit auszudrücken, unglücklicherweise fehlt es jedoch der technischen — beinah hätte ich gesagt: Einstellung an jeder geistigen „Verankerung". Geblieben sind die gelehrten Worte für sehr banale Dinge. Soll ich ein paar aufzählen? Es genügt das wichtigste, das klassische Wort dieses Neudeutsch zu nennen: irgendwie. Das ist es. Damit ist Alles gesagt.

*

Darauf aufgepfropft ist die Technik des zwanzigsten Jahrhunderts mit ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten des komfortabeln Lebens, des raffinierten Genießens, der nervösen Rapidität. Eine geistige Verbindung der nationalen Grundlagen mit diesem technischen Oberbau fehlt. Wir haben das schöne Wort „Weltanschauung", und wir unterscheiden sehr genau zwischen Zivilisation und Kultur. Aber die Wahrheit ist, daß wir weder eine Weltanschauung noch eine Kultur haben, wenigstens keine passende und für Alle gültige. Es ist doch immer der gleiche tiefe Riß, der zwischen dem Deutschland bis 1860 und dem Reiche klafft. Die Brücke über diesen Abgrund zu schlagen, zwischen dem provinziellen Deutschland, das vielleicht wirklich ein Land der Dichter und Denker, ganz gewiß aber der Professoren und aufrichtig Strebenden war, und dem deutschen Weltstaat, die Verbindung zwischen dem Wilhelm Meister und dem „Untertan" —: das ist die große Aufgabe der Republik. Oder sie sollte es wenigstens sein.

Zu dieser Revolution

Durch Veröffentlichung Ihres kleinen Buches „Ist in Deutschland eine Revolution möglich?" haben Sie für die Franzosen ein gutes Werk getan. Es trägt dazu bei, Selbsttäuschungen von Optimisten zu zerstören, die sich, ich weiß nicht welche, Hoffnungen auf eine Volksbewegung in Deutschland in den Kopf gesetzt haben. Brotkrawalle sind möglich. Eine Revolution aber kommt gar nicht in Frage. Das deutsche Volk hat weder die Fähigkeit noch den Wunsch, sich ein unabhängiges Urteil über seine Lage zu bilden und eine rasche Entscheidung zu treffen. Auch nach drei Kriegsjahren kaut es noch die verrückte Redensart wieder: „Wir sind zum Krieg gezwungen worden."

Nein, von dieser Seite ist nichts zu erwarten. Durch Unterricht, Verwaltung, Literatur, Propaganda, durch einen schlau organisierten Betrug der Intellektuellen, durch den Terrorismus in Schule, Amt und Gesellschaft ist die deutsche Seele methodisch demoralisiert, entmenschlicht und verderbt.

Das deutsche Volk hat Freude an seiner Sklaverei. Es ist stolz darauf. Seine Herren und Gebieter haben es verstanden, diesem Zustand schmeichlerische Namen zu geben. Die Livree nennt man Uniform, die Knechtschaft Organisation, den Kadavergehorsam Disziplin, den Verzicht auf Recht, auf Würde und auf Charakter heldenhafte Selbstverleugnung.

Max Nordau 1917

Unnötige Sorgen von Emil Ludwig

Die Bewegung, Urheberrechte fünfzig Jahre nach dem Tode des Autors zu schützen, hat eine Gegenbewegung erregt, und ich habe das Manifest unterzeichnet, das wider das neue Gesetz eifert; aber nicht allein aus moralischen Gründen, die Wilamowitz, Kerschensteiner und andre mit Recht aufführen. Das Volksganze wird geschädigt, sagen sie, damit ein paar verstreute Erben Renten von Werken bekommen, deren Autoren sie kaum gekannt, wahrscheinlich nicht geschätzt haben.

Wer wie wir jedes Erbrecht für unsittlich hält, das jetzt sterbende Fideikommiß ist das sinnfälligste Symbol alles Vererbens lange vor den Revolutionen bekämpft hat und die neuste russische Rückentwicklung zum Erbrecht beklagt, kann von vornherein den Schutz seiner eigenen Arbeit über den Tod hinaus nicht wünschen. Überhaupt waren die Zeiten des erlaubten Nachdruckes sozialer, und wenn man den fünfundsiebzigjährigen Goethe fünf Monate seines Alters unter der Peitsche seiner habgierigen Erben mit Eingaben verschwenden sieht, die seine Werke post mortem fünfzig Jahre sichern sollen, so preist man die Propheten der Wüste, die weder Geld noch Söhne haben. Was ich vom Vater besitze, kann produktiv werden, wenn es ein lebendes Werk ist, vielleicht nur eine Firma; auch kann ein tüchtiger Vater die Bahn dem bedeutenderen Sohne ebnen. Daß aber der typische, das heißt der faule, dumpfe, nur noch verwaltende Erbe des Blutes jedem unverwandten Aufstrebenden das Geld stiehlt, ist richtig, auch wenn der Kommunismus noch keine Abhilfe zu schaffen weiß.

In Wahrheit scheint uns das Streben der Autoren und Verleger, die Schutzfrist zu verlängern, darum überflüssig, weil niemand mehr nach einem halben Jahrhundert die Bücher kaufen wird, die heute geschrieben werden. Dieser Satz wird von allen lebenden Literatoren mit je einer Ausnahme unterschrieben werden. Warum es nicht offen aussprechen? Ein paar Namen werden noch gekannt, einige Werke aus den Bibliotheken studiert, vor allem viele Doktorarbeiten über vergessene Autoren geschrieben werden: aber daß „das Volksganze" durch erhöhte Preise der Bücher geschädigt wird, scheint uns eine jener nicht einmal holden Selbsttäuschungen, durch die die Literaten unsre lebende Halbgöttin samt ihren Lesern zu benebeln suchen. Die Überschätzung der eignen Bedeutung und Arbeit ist es, die uns Andre verdrießt. Wenn man heute Männer von der Tiefe und dem Werte Dehmels oder Max Webers post mortem oder gar lebendige Fünfzigjährige darstellt, so geht es unter 5—700 Seiten nicht ab; niemand scheint das Mißverhältnis dieser Länge zur Weltbedeutung dieser Männer zu sehen. Das nämliche zeigen die übertriebenen Gesamtausgaben, wahre Mausoleen, die unerträglichen Briefbände: alles zum Schaden des zu Ehrenden! Anstatt beim Tode eines Autors, eines Malers die Werke so rasch wie möglich zu verkleinern, das Wichtigste nur, das wenige Wichtige herauszuziehen und billig ins Volk zu werfen, wird der Geist des Armen von Familien und Verlegern noch nach dem

Tode ausgepreßt. So hat selbst Goethes Gesamtausgabe letzter Hand die Verbreitung seiner Welt gehindert, bis erst nach einem halben Jahrhundert die Auswahlen kamen, die leider ohne Ausnahme zahllose Kostbarkeiten unterdrückten.

Auf der Höhe seiner Erfolge, die ihm Ruhm und Geld bringen, wie er sichs verdient, sollte jeder Autor testamentarisch die Auswahl treffen, die später seinen Namen nur im Besten, was er geschaffen, erhalten wird. Aber unter jenem Aufruf, der gegen die Verlängerung eifert, finde ich beinahe nur Gelehrte, die selten aus ihren Büchern großen Nutzen ziehen, fast gar keine Autoren, und von denen, die großer Auflagen bezichtigt werden, keinen außer Stefan Zweig. Drückt sie alle schon die Sorge um ihre Enkel? Glauben sie alle, am Ende dieses Jahrhunderts noch gelesen zu werden?

Ärgern wir die Verleger, solange wir leben! Ihre Söhne und unsre Söhne aber mögen sich wieder vertragen. Après nous la paix!

Der Bürger als Bühnenzensor von C. A. Bratter

Der Streit der Meinungen über die beste Methode der „Reinigung" wird in den Vereinigten Staaten seit Jahren mit größter Heftigkeit geführt. Es ist bemerkenswert, mit welcher Einmütigkeit und Schärfe die oft vorgebrachte Behauptung, die bestehenden Kriminalgesetze würden bei richtiger Anwendung genügen, um die gerügten Schäden zu beseitigen, vom Publikum zurückgewiesen wird. Und nicht nur vom Publikum, sondern auch von Juristen und Kriminalisten. Denn das Gesetz, das hier in Frage kommt, ist in seiner Fassung zu unklar: verboten und straffällig sind Theateraufführungen „tending to the corruption of the morals of youths and others." Also von Aufführungen, „die geeignet sind, die Moral junger Leute zu korrumpieren ... ‚and others'." Ja, worauf bezieht sich nun eigentlich dieses ‚and others' (‚und andre')? Auf Theateraufführungen oder auf junge Leute? Schon darüber gehen die Auslegungen auseinander, und weiter darüber, in welchem Falle ein Theaterstück, ein Dialog, ein Kostüm überhaupt geeignet ist, eine verderbliche Wirkung auszuüben. Dazu kommt, daß die gerichtliche Prozedur, die das Gesetz zur Feststellung der unmoralischen Qualität und zur Verfolgung der Schuldigen vorschreibt, überaus kompliziert und langwierig ist. Eine gegen ein bestimmtes Stück erhobene Beschwerde beschäftigt zunächst die Polizei, dann den „District Attorney", dann die „Magistrate's Court", dann die „Court of Special Sessions", dann die „Court of General Sessions", von der sie schließlich einem aus 23 Männern bestehenden Geschworenengericht überwiesen wird. Ich sehe eben, daß ich „schließlich" gesagt habe. Das stimmt nicht. Denn wenn zwölf von diesen dreiundzwanzig „guten und gerechten Männern" zur Milde und Nachsicht neigen, wird der

Fall an eine engere, die sogenannte „petit jury" verwiesen, die sich aus zwölf Männern zusammensetzt; eine Verurteilung erfolgt nur, wenn alle zwölf es verlangen. Das ganze Verfahren dauert im besten Falle drei bis vier Monate, und inzwischen profitieren die Theaterdirektoren von dieser Gratis-Reklame ganz erheblich. Auf diesem umständlichen und zweckwidrigen Wege sind in den letzten dreißig Jahren zwei Verurteilungen zustande gekommen, von denen überdies eine durch die Berufungsinstanz aufgehoben wurde.

Die Gegner einer amtlichen Zensur und dieses unwirksamen Gerichtsverfahrens sind nun vor drei Jahren auf ein Mittel verfallen, das eine zensurähnliche Einrichtung sein soll, ohne die Freiheit der Bühne aufzuheben: die „Citizens' Play Jury". Es wurde aus vierhundert Bürgern, unter denen fast alle Gesellschafts- und Berufsklassen vertreten sind, ein „Board", eine Körperschaft, gewählt, von denen jeweils zwölf durch das Los dazu ausersehen werden, sich ein beanstandetes Theaterstück anzusehen und dann ihr Urteil darüber abzugeben. Jeder einzelne von diesen Zwölf geht allein, ohne die andern Elf, ins Theater, ja, er weiß garnicht, wer diese andern sind; sie brauchen sich auch nicht an demselben Abend das Stück anzusehen; und keinesfalls darf der Theaterdirektor etwas von diesen Besuchen erfahren, ebensowenig das Publikum. Die Zwölf werden sodann zu einer Beratung einberufen. Erklären acht von ihnen das betreffende Stück für unmoralisch, so muß es vom Repertoire abgesetzt werden; erklärt die Mehrheit gewisse Stellen für anstößig, so müssen diese ganz wegfallen oder bis zur Wohlanständigkeit gereinigt werden.

Das System der „Citizens' Play Jury" hat sich nicht bewährt. Das liegt vor allem an einem inneren Widerspruch im Organismus dieser Einrichtung: die Bürger-Jury besitzt keine amtliche Autorität. Sie fungiert lediglich auf Grund eines Vertrages zwischen zwei privaten Körperschaften, die noch dazu einander spinnefeind gegenüberstehen: der Vereinigung der Theaterleiter und dem Schutzverbande der Schauspieler, der „Actors' Equity Association". Dieser Vertrag besagte unter anderm, daß Mitglieder der „Equity" nicht in Stücken aufzutreten brauchen, die von der Bürger-Jury „kondemniert" worden sind; bezieht sich das ablehnende Urteil der Jury nur auf einzelne Teile des Stückes, so sind diese entsprechend zu ändern, ehe die Schauspieler wieder mitwirken. In den drei Jahren ihres Bestehens haben diese bürgerlichen Zensoren nur sieben beanstandeten Stücken beigewohnt und nur eines „kondemniert". Von den erwähnten Stücken wurden zwei als änderungsbedürftig und änderungsfähig, zwei als bedenkenfrei erklärt, und hinsichtlich der übrigen zwei stand das Votum 6 : 6.

Wie die Dinge heute liegen, besteht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß in NewYork an die Stelle der

bürgerlichen die staatliche Zensur tritt. Und da NewYork fast den ganzen übrigen Theatermarkt der Vereinigten Staaten beherrscht, so wird die bevorstehende Entscheidung für das gesamte amerikanische Bühnenleben von größter Bedeutung sein.

Boston hat viele Jahre lang einen amtlichen „play censor" gehabt. Die ersten englischen Schauspieler, die in Amerika gastierten, waren — von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen — überhaupt die ersten Schauspieler, die in Amerika auftraten. Als sie in dem puritanischen Boston in einem Kaffeehause spielten, war das Publikum über ihre Darbietungen so entsetzt, daß sofort eine strenge Gesetzgebung über Theaterstücke, Schauspieler und Theaterbesucher ins Leben gerufen wurde. Vor dem Jahre 1792 durfte in Boston überhaupt kein Theater gespielt werden, und auch dann mußte es, bis 1814, seine Eigenschaft als Bühnenhaus hinter der Bezeichnung „Museum" verhüllen; und als Rechtfertigung dieses Titels waren im Souterrain des Hauses ausgestopfte Tiere und Wachsfiguren aufgestellt.

Von Amts wegen. Denn Amerika ist ein freies Land.

Neue Sachlichkeit und alter Stumpfsinn

von **Rudolf Arnheim**

Jetzt, wo in der bildenden Kunst die schädlichen Folgen einer Begriffsverwirrung bereits deutlich zu spüren sind, genügt es nicht mehr, das Wort „Neue Sachlichkeit" in Anführungszeichen zu setzen und dadurch sein Mißtrauen gegen das Modeschlagwort zu dokumentieren. Es muß endlich gefragt werden, wo diese Sachlichkeit einen Sinn hat und wo nicht. Nun, wir begrüßen sie auf allen den Gebieten, wo die vorige Generation über dem Mittel den Zweck vergessen hatte, überall, wo an die Stelle der gedrehten Tischbeine, der geblümten Tapeten, der Häkeldeckchen, der Stuckfassaden das pure Material in der handwerklich einfachsten und zweckmäßigsten Verarbeitung tritt. Wir spüren da, gegenüber allem Zierat, eine Reinlichkeit und Ehrlichkeit, die uns wohltut und erfrischt.

Die Theorie klingt einfach genug: wie der Handwerker so soll auch der Künstler seine Arbeit ohne alle überflüssige Ausschmückung tun. Also keine persönlichen Zutaten, kein Streben nach besonderm Ausdruck, keine subjektive Farbgebung und Komposition: ein Kasten ist viereckig, und ein Baum ist grün — und damit basta! Der Maler bilde die Dinge einfach so ab, wie sie sind, und was darüber ist, das ist vom Übel. Freiwillige Askese, die Sache wills.

Es ist erstaunlich zu sehen, wie fest der Satz, daß der Künstler die Natur nachahme, in den Gemütern sitzt. Er stammt aus dem klassischen Altertum, wurde im Mittelalter und in der

Renaissance lebhaft diskutiert, aber bis in die Gegenwart hat das Vorhandensein eines festen Kunststils immer verhindert, daß der Satz im Sinne einer Kopie des psychologischen Wahrnehmungsbildes ausgelegt werden konnte. Ist dieser Punkt aber erreicht, so degradiert sich die Nachahmungstheorie zur Proklamierung eines unschöpferischen Stumpfsinns. Und daß sie sich auch durch die Erfindung der Photographie nicht erledigt glaubt, zeigt sehr deutlich die „Neue Sachlichkeit".

Sie mutet dem Maler die sehr überflüssige und unkünstlerische Aufgabe zu, uns zu zeigen, was wir schon wissen. Denn diese neue Sachlichkeit ist eine sehr alte: es ist die aesthetisch ganz uninteressante Sachlichkeit des Laienauges, es ist die stückhafte Richtigkeit der Einzelform, die im Zeichenunterricht der Schulen und Akademien als bewußt vorkünstlerische Schulung des Darstellungsvermögens gelehrt wird. Neu ist nur der Mut, diesen Stumpfsinn als Kunst auszugeben.

Man sehe nur, wie Otto Dix (in der Ausstellung: „Die Neue Sachlichkeit", Galerie Neumann-Nierendorf) auf einem Damenporträt einen Brokatstoff, ein Gesicht, eine Lockenfrisur mit leidenschaftsloser Beflissenheit hinpinselt. Jeder Nadelstich und jede Wimper ist da, aber sonst gar nichts. Der Konflikt zwischen den wilden modernen Malern und dem zahlenden Publikum, daß „alle Einzelheiten fein ausjeführt" haben will, scheint beigelegt.

Wie sehen nun die Produkte der neuen Methode aus? Zunächst sind sie, wie alle Bilder, die mehr auf den Gegenstand als auf den optischen Eindruck hin gearbeitet sind, rein linear gehalten. Alle Formen sind peinlich genau umzogen — richtig oder falsch: jeder Zeichenlehrer kann hier über die Qualität apodiktisch urteilen, da sie nicht künstlerischer Natur ist. Scheiterte der Versuch nicht an der menschlichen Unvollkommenheit, es müßte dasselbe Vorbild bei allen Vertretern der neuen Schule die identische Zeichnung ergeben. Die Farbgebung beschränkt sich auf Lokaltöne. Ein Ziegeldach wird rot angestrichen, ein Himmel blau.

Damit wären die Gestaltungsprinzipien schon alle aufgezählt, und somit ergibt sich, daß die Stofflichkeit eines Gegenstandes nicht gegeben werden kann. Auf einem Stilleben von Georg Scholz liegt da ein kugliges, grünes Etwas mit ein paar Stielen, und man errät nur mühsam, daß es sich um einen Kohlrabi handelt; das Ding könnte auch aus Glas, aus Stahl, aus Holz sein. Auf Bildern von C. Mense fühlt sich Frauenfleisch ebenso an wie ein schwarzer Pastorenmantel. Das ist dann die gerühmte „kristallische Eigenfestigkeit" der Objektwelt, die „blanke, gekühlte, metallische Farbe", die in Wirklichkeit nur eine zufällige Begleiterscheinung des Verzichts auf jegliche Beobachtung darstellt. Man malt stumpf-sinnig, was man weiß, was die Andern auch schon lange wissen.

Die Ausstellung bei Nierendorf ist sehr verdienstlich, und man soll sie unbedingt ansehen. Die gähnende Langeweile, die diesmal in den Räumen herrscht, ist ein bessres Argument und eine bessre Erledigung als jede theoretische Beweisführung.

Bekritzelte Programmhefte von Peter Panter

Mit mausartigen Bewegungen ruckt Frau Valetti auf die Szene, wo ihr die Blüte der englischen Gesellschaft zu einer spiritistischen Séance den „dreizehnten Stuhl" reserviert hat. Das geht im Renaissance-Theater vor sich, und die Blüte der englischen Gesellschaft stammt — mit Ausnahme des saubern Paul Marx — aus Wittstock an der Dosse. Das ist ein englischer Fluß. Aber man vergißt Komparsen, Spielastik und falsche Töne durch die Nase vor Bewunderung der Reißer-Technik und einer der stärksten Schauspielerinnen Berlins. Schade, daß kein großer Regisseur mit ihr arbeitet...

Die Kriminalgeschichte, die da zum Teil im angenehmen Schwarz der verdunkelten Bühne abrollt: vom erzählten Mord über den verübten Mord bis zum — ha! — blitzenden Messer im Plafond macht den Fauteuil zum D-Zug-Platz, die Szene wird zum Magazin, und ich hätte fast meine Hinterleute erschlagen, als Die die Lösung zwei Minuten zu früh mit lautem Gepolter über ihre divinatorische Klugheit verrieten. Die Lösung erinnert dann an physiologische Vorgänge: Entspannung ist schön, gespannt sein viel schöner.

Wie Frau Valetti aber zwischen berliner Vernunftstönen, ehrlichem Schmerz und Verzweiflungsausbruch hin und her schwankt, das macht ihr sobald keine nach. Am ergreifendsten, wenn sie schweigt; wenn sie unruhig zuckt; wenn sie Unheil wittert und wie ein Tier in der Falle den nahenden Henker ansieht: kann man entrinnen? Seltsam, wie in einem Hauch der Frau erklingt: auch Schmerz ist Lust. Pathos, das auf Humor steht: wer greift noch so über die Rampe mitten ins Herz —?

*

In der „Tribüne" zeigt der Regisseur Robert, daß es — mit Barnowsky — zwei Leute in Deutschland gibt, die eine Omelette soufflée auf der Bühne backen können. In Molnars raffiniertem „Spiel im Schloß", dessen Parfum nur hier und da, wie das in Budapest vorkommen soll, so stark ist, daß man nicht weiß, ob der Parfumeur gut gebadet hat, blitzt es noch in den leeren, dünnen Stellen auf. Aber hier wird nichts prätendiert, hier soll nur unterhalten werden, und die schwebende Leichtigkeit der Diktion macht alles möglich. Die Zutaten sind aus einem sehr guten Delikatessengeschäft (zum Glück keine „Feinkost", wie man in Berlin sagt) — und was hat der Regisseur daraus gemacht! Viele gute Köche verschönten seinen Brei.

Da ist die buntlackierte Märchenfigur Karl Etlinger, ein gütiger Pilz, ein kleiner. Einmal versinkt er in seinem frisch gestärkten Oberhemd, nur der Kopf guckt aus der gebauschten Hemdbrust und dreht sich an hölzernem Stil. Er ist schrecklich auf-

geregt, aber fein und gemäßigt, er lispelt mit der Seele. Man möchte ihn immerzu streicheln.

Auch Korff ist da, er macht einen gentleman nach, und Käthe Haack, die am Telephon genau so neckisch ist, wie das in Schöneberg so üblich ist. Aber man hört sie nicht, solange Richard Romanowsky auf der Bühne steht. Dieser Komiker ist ein großer Gewinn. Er hat sich da etwas zurecht gemacht, das aussieht wie die Kreuzung zwischen einem fetten Hahn und einem pensionierten Stierkämpfer; er ist edel und gekränkt, und wenns schief geht, feuert er eine Breitseite Profil ins Volk herab. Er hat gar kein Gehirn, überhaupt keins; er setzt seine Worte weit vor sich hin, und da stehen sie, und er zieht sich majestätisch in sich selbst zurück. Größtes Kompliment: in seinen schönsten Augenblicken schwebt der Schatten Richard Alexanders über ihm. Auch ist da ein Wutausbruch, der zu den besten Jahrgängen gezählt werden muß. Mit so viel Grazie war lange Keiner so dumm.

Und weil Proeckl beflissen komisch ist, mit lärmendem Leerlauf, wie das Sekretäre so an sich haben, und weil der ganze Abend moussiert und prickelt und witzig dahinläuft, deshalb ist es alle Tage bummvoll und das mit Recht.

Denn alle verstehen hier ihr Handwerk, es ist sauber gearbeitet worden, man steht auf wie nach einem guten französischen Essen: kaum gesättigt, aber gar nicht müde, und die Beteiligten haben, was sie mögen: wir eine angenehme Unterhaltung, Robert ein gutgehendes Stück und Molnar einen ehrenvollen Platz in der Theatergeschichte seines Jahrhunderts und viele Dollars, Pfunde, Peseten, Zechinen und Guineen.

*

Im „Gloria-Palast" führt Bengt Berg im Film afrikanische Tieraufnahmen vor. Er spricht zu den Bildern, die also ohne Musik laufen, was stellenweise, wenn man den Apparat schnurren hört, leise unheimlich ist. Die Aufnahmen sind schön, zum Teil wahrscheinlich unter unendlichen Mühen, mit sorgsamster Liebe, sicherlich auch unter Gefahren gemacht. Schade, daß Text und Redner die lästige Sehnsucht haben, provinziell zu verniedlichen, durch dumme anthroprozentrische Betrachtungen die Tiere in der Wüste den Tieren im Parkett „näher zu bringen", was man besser unterlassen sollte. Die schönsten Naturfilme werden uns stets durch Texte verdorben wie: „Großmama Grille putzt am Sonntag-Nachmittag ihre Enkelkinder zum Ausgang", und grade die vitale Erbarmungslosigkeit des Tierlebens, seine Bedingtheit durch Ebbe, Flut, Mond und Sonne wird verfälscht: ein Elefant benimmt sich nur ganz selten wie ein Telegraphenbausekretär.

Übrigens ersetzt kein Film Licht, Luft und Farbe eines erlebten afrikanischen Sonnenmittags. Ein Imponderabile bleibt

während der Aufnahmen im Apparat stecken und kommt nicht mehr hervor. Im Ohr geblieben ist mir aus dem sympathischen Vortrag nur die zitierte Bemerkung eines englischen Majors, der furchtlos eine Schlange mit der Hand aufgriff. „Sie kann ja nur an einem Ende beißen", sagte er.

*

Es gibt gewisse französische kleine Weine, die lassen sich schwer exportieren, und sie werden auch nicht exportiert. Herr Boyer, der Verfasser von schönen Pariser Gassenhauern, hat aber doch ins Renaissance-Theater ein paar Chansonniers und singende Damen herübergebracht, und der Transport ist ihnen auch ganz gut bekommen. Nur hätte Boyer nicht vergessen dürfen, daß die Berliner öfter in Paris gewesen sind als die Pariser in Berlin, und daß es nie, nie gut ist, seine Sache auf Einen zu stellen, und drum herum Provinz. Wo blieben: Martini? Schepfer? Dorin? Hispa? und der himmlisch freche Mauricet, der vor kleinem Publikum in Berlin einen brausenden Erfolg gehabt hätte? Ich sah viele, die nicht da waren.

Was da an guten Revue-Ideen so hingehuscht, wenn auch nicht immer gut ausgeführt ist: ganze Generationen deutscher Librettisten könnten mit Familie davon leben. (Mit Ausnahme Marcellus Schiffers, der das nicht nötig hat.) Einmal die Weltgeschichte im Duett: wie sie gelehrt wird und wie sie wahrscheinlich gewesen ist, ein ander Mal eine feine Dame, die gewählte Lieder zwitschert und sich zwischendurch pöbelt ...

Solange die Herrschaften sangen, ging es vorzüglich. „Attends!" sang eine ältere Dame — und der Groschentext war so himmlisch sentimental ... wie ein Arm langte die Stadt Paris in die Hardenberg-Straße herüber. Frau Martis, die ich im Oeuil de Paris nur deshalb nicht mit Petersilie und Orchideen bekränzt habe, weil ich das Bühnentürl nicht kannte, Frau Martis hatte sich zu Beginn einen kleinen Begleiter mitgebracht: einen Herrn Trac, was du im Lexikon nachsehen mögest. Nachher taute sie zusehends auf, und wenn nicht — wie bei den Girls — ein Militärpfarrer bei der Truppe ist, will ich hingehen und ihr mein Reverenzchen machen. Und vieles klappte nicht so recht in Berlin, weil ein Bums-Klavier zu dem prächtigen Samtvorhang nicht paßt, weil gewisse Harmlosigkeiten hier nicht fangen, weil Anspielungen zerflattern ... Aber abgesehen von der Revue, die auch drüben immer schwächer ist als die Chansonniers: als Herr Boyer schnelldichtete und einen Reim auf „cocu" suchte und jemand „chef de gare" rief, war ich doch ganz zu Hause und badete im Wein, den sie mitgebracht hatten, und hatte eine kleine Gänsehaut und gedachte jenes gebildeten Buches, dessen Titel ich für das Examen für die Erlangung des Berechtigungsscheins zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst auswendig gelernt und das ich niemals gelesen habe. Es ist von Milton und heißt: „Das verlorene Paradies"

Olet von Morus

Konto S. Gustav

Zwei Entlastungsoffensiven sind unternommen worden, um unserm lieben Gustav sein Los im Plauener Litwin-Prozeß zu erleichtern. Die eine hat er selbst in Szene gesetzt, indem er für achtundvierzig Stunden den mutigen Vorkämpfer für Gedankenfreiheit und gegen Konkordat spielte. Die wirksamere aber hat das Plauener Gericht für ihn eingeleitet, indem es an der Stelle, wo die Geschichte brenzlig wurde, plötzlich abbrach und die öffentliche Aufmerksamkeit durch ein Barmat-Intermezzo ablenkte.

Statt nachzuforschen, von wo das berühmte Devisenkonto „S. Gustav" herrührte, das bei Herrn Litwin unterhalten und wohl nicht immer ganz streng nach den geltenden Devisenbestimmungen verwaltet wurde, forschte man umso eifriger danach, von wo das Belastungsmaterial gegen Stresemann herstammt. Was dabei herauskam, war weder neu noch appetitlich, denn wir wissen ja allmählich, daß es im letzten Lustrum auf der Rechten nicht nur Mörderzentralen, sondern auch gewerbsmäßige Stunkzentralen gegeben hat, von denen ein paar Schächer sich schlecht und recht nährten. Aber das alles war für die Sache, die in Plauen zur Verhandlung stand, vollkommen gleichgültig.

Nicht gleichgültig wäre es gewesen, ganz genau klarzustellen, wie es kam, daß Herr Litwin 5000 englische Pfund auf einem mehr als verdächtigen Deckkonto, wenn schon nicht für Stresemann, so doch für die Deutsche Volkspartei, geführt hat, ohne daß der Vorsitzende der Deutschen Volkspartei auch nur eine Ahnung davon hatte. Immerhin waren im Jahre 1921 und erst recht in der folgenden Zeit Valuten eine begehrte Sache, und wenn auch die Deutsche Volkspartei damals noch die potentesten Inflationsgewinnler der Schwerindustrie in ihren Reihen zählte, so schwamm doch die offizielle Parteileitung, die ja mit dem schwerindustriellen Flügel nicht immer auf bestem Fuße stand, keineswegs im Gelde. Aber merkwürdigerweise hat weder das Gericht, noch die Verteidigung der Plauener Angeklagten es für nötig befunden, hier einzuhaken und einmal die Schatzmeister und die andern Vorstandsmitglieder der Deutschen Volkspartei danach zu befragen, wie denn bei ihnen die Kassenhaltung gehandhabt wurde, wie es namentlich in jenen Wahlzeiten war, wo die Volkspartei Preußen und Berlin von roten Ketten freimachte, warum sich der doch sonst so geschäftskundige Parteivorsitzende gar nicht um die Finanzierung seiner Partei gekümmert hat, und ob hunderttausend Goldmark für Stresemanns Genossen so eine Lappalie gewesen sind.

Da diese notwendigen Fragen in Plauen verabsäumt wurden, steht man trotz des vierzehntägigen Prozesses auch heute noch da, wo man nach dem Alarmruf der ‚Weltbühne' vom 24. März 1925 über den Fall Litwin-Stresemann stand. Nur daß es sich bei dem ominösen Konto „S. Gustav" nicht, wie die ‚Weltbühne' bescheidentlich annahm, um 1000 Pfund handelte, sondern um 5000. Nach jenem Artikel hatte Herr Stresemann

den zweifelhaften Mut, in der von Litwin bezahlten „Zeit" unter der Überschrift „Erbärmliche Verleumdung" ein Dementi loszulassen, „daß niemals ein derartiges Konto für ihn geführt worden ist". Und einer andern Berliner Zeitung gab Stresemanns Privatsekretär noch die Erläuterung:

> „Ein Konto Dr. Gustav hat übrigens tatsächlich bei der Evaporator A.-G. bestanden, es handelt sich dabei jedenfalls um einen Kunden dieses Namens der Firma."

Vergeblich bemühte sich Siegfried Jacobsohn durch Wiederholung der Anklagen gegen Stresemann den Herrn Reichsaußenminister zur Klage zu veranlassen. „Anlaß zur Klage gegen die Weltbühne", erklärte Stresemanns Sekretarius, „sieht der Minister nicht, da Jacobsohn seine Behauptungen in seiner letzten Erklärung bereits auf das „Konto Gustav" eingeschränkt und Stresemann selbst nicht mehr damit in direkte Verbindung gebracht habe." Nichts dergleichen war geschehen. Und um alle bequemen Mißverständnisse aus dem Weg zu räumen, schrieb S.J. noch einmal in der ‚Weltbühne' vom 31. März 1925: „Mein Gewährsmann und seine Zeugen halten an der Behauptung, daß Doktor S. Gustav Doktor Gustav Stresemann ist, genau so fest, wie ich an der Bereitschaft, jedem Staatsanwalt und jedem Untersuchungsausschuß die Zeugen zu nennen." Aber kein Außenminister und kein Staatsanwalt rührte sich.

Heute wissen wir die Ursache: weil das, was in der ‚Weltbühne' stand, haarklein stimmte, und weil Herr Stresemann gerichtsnotorische Feststellungen, wie es sie, bei allen Rücksichten, doch in Plauen gegeben hat, im Jahre 1925 keine Woche als Minister überlebt hätte. Denn selbst wenn die Linkspresse sich ebenso brav jeden Kommentars zu den entscheidenden Prozeßberichten enthalten hätte, wie sie es jetzt tat, so hätten doch die Deutschnationalen dafür gesorgt, daß Litwins „S. Gustav" aus der Wilhelm-Straße verschwand. Heute, wo Stresemann mit der Rechten regiert und die Linke nicht zu fürchten braucht, kann ers sich leisten und in Plauen womöglich noch den mutigen Mann spielen. Ein trauriger Mut.

Olet.

Zündholzmonopol und Landarbeiterführer

Immer noch erstaunt das unschuldsvolle Volk, wenn sich herausstellt, daß wir nicht nur von Idealisten, sondern auch von Interessenten regiert werden. Allerdings muß man schon sagen, daß der Tobak diesmal etwas stark war. Nicht überall zeigt sich so klar, was gespielt wird, wie bei dem Gesetz über das Zündholzmonopol. In Frankreich ist man dabei, das Zündholzmonopol an den weltbeherrschenden Schwedentrust zu verpachten, um dem Staat Einnahmen zu verschaffen. In Deutschland, wo der Schwedentrust schon privatkapitalistisch mehr als zwei Drittel der gesamten Zündholzproduktion an sich gebracht hat und den Rest bequem hätte niederkonkurrieren können, hat man ihm freiwillig ein Privatmonopol eingeräumt. Kostenpreis: die Schweden, deren Finanzier

der amerikanische Rockefellertrust ist, müssen auf dem Umweg über die Reichskreditgesellschaft jeder leistungsunfähigen deutschen Fabrik einen Rationalisierungskredit von 150 000 Mark zur Verfügung stellen. Den Lohn erhielten also die Privaten, und damit war das Bündnis zwischen den schwedischen Unterdrückern und den deutschen Unterdrückten perfekt.

Blieb nur noch der Segen des Staates. Da in diesen fröhlich-kapitalistischen Zeiten das Notwendige: ein Staatsmonopol ja wohl bei keiner bürgerlichen Partei, auch nicht bei den jetzt heftig opponierenden Demokraten, Zustimmung gefunden hätte, blieb vielleicht wirklich nichts andres übrig, als diese verblümte Übertragung des Privatmonopols an den Schwedentrust. Wahrscheinlich hätte mans auch ohne üble Nebengerüche geschafft. Aber das Zündholzkapital hatte es eilig, und so mußte ein bißchen derb gearbeitet werden. Zum Kommissar des Reichswirtschaftsrats im Reichstag wurde ein Hauptinteressent, der rührige Herr Kraemer bestimmt, und im Reichstag selbst führten die interessierten Abgeordneten mit aller Ungeniertheit die Sache des Schwedentrusts. Immerhin hat es den Reiz der Neuheit, unter den Vertretern des internationalsten Kapitalismus auch einen deutschnationalen Landarbeiterführer zu sehen.

Franz Behrens, so heißt dieser brave Gärtnergehilfe a. D. und Fraktionsgenosse des Grafen Westarp, hat wirklich Pech. Er hat schon nichts Genaues gewußt, als er für den Fememörder Schulz 5000 Mark von der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände besorgt hat; er hat nichts davon gewußt, daß die Norddeutsche Zündholz-AG., die ausgerechnet den Landarbeiter Behrens in ihrem Aufsichtsrat benötigt hat, nur eine Filiale des Schwedentrusts ist; und nach all diesen bittern Erfahrungen ist der Ärmste nun zum dritten Mal hineingeschliddert und hat sich — hols der Teufel — nur im Interesse von Hypotheken für Landarbeiterwohnungen, in das Kuratorium der Preußischen Hypotheken-Aktienbank wählen lassen. Diese Bank, früher Michaelscher Besitz, gehört nicht nur, wie man im Reichstag angab, zur Hälfte, sondern mindestens zu drei Viertel dem Schwedentrust, und, damit es auch der Blinde sieht, sitzen im Kuratorium, dicht neben Herrn Behrens, mehrere unverfälscht schwedische Herren. Aber Franz Behrens, das arme Hascherl, hat auch das übersehen und infolgedessen gar nichts dabei gefunden, als Vertreter der Deutschnationalen im Reichstag das neue Zündholzmonopol zu verteidigen — durch Zufall, genau so, als spräche ein Herr vom Schwedentrust selbst.

Der Reichstag war, als dieses bekannt wurde, für einen Augenblick ein wenig dupiert. Aber dann hat sich, obwohl das Zentrum diesmal nicht recht mitwollte, die Mehrheit einen Ruck gegeben und hat dem Abgeordneten Behrens ein parlamentarisches Ehrendiplom ausgestellt.

Am selben Tage soll in Köln am Rhein ein Arbeitsloser zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt worden sein. Er hatte aber auch, denken Sie mal, einem andern, im Rückfall, eine Uhr entwendet.

Bemerkungen

Englische Akademiker

Ob die Universitäten Erziehungseinrichtungen der herrschenden Klassen sind oder nicht, kann uns verhältnismäßig gleichgültig sein, solange diese Leute unter sich bleiben. Aber da die Produkte ihrer Erziehung nun einmal auf die Menschheit losgelassen werden, müssen wir den „Früchten ihres Handelns" mehr Beachtung schenken als uns lieb ist. Dabei macht es keinen großen Unterschied, ob wir es mit Deutschen oder mit Engländern zu tun haben.

Da sind zunächst die Herren Richter. Ihnen wird in England nicht so viel Gelegenheit wie in andern Ländern gegeben, sich mit politischen Aufrührern zu beschäftigen. Dafür schaffen sie sich „Fälle", um sich an andern „Subjekten" zu betätigen. So wurde hier kürzlich jemand zu einem Tag Gefängnis verurteilt, weil er in einem fremden Hause nach heißem Wasser gefragt hatte. In der Urteilsbegründung wurde ausgeführt, daß das Bitten um heißes Wasser als Bettelei (im Sinne des Gesetzes gegen Landstreicher, vom Jahre 1824) anzusehen sei. Dies finde jedoch keine Anwendung auf kaltes Wasser. Es dürfte sich empfehlen, diese Entscheidung des Gerichts in die Reiseführer aufzunehmen. Dabei ist dieser Mann noch sehr glücklich davongekommen. Wäre er irgendwo im Freien oder in einer Scheune schlafend angetroffen worden, er hätte, nach demselben Gesetz, mit sechs Monaten rechnen können. Gar nicht davon zu reden, was geschehen wäre, wenn er mit einer Waffe in der Hand gesehen worden wäre.

Dies erinnert an einen andern Fall, in dem jemand mit 14 Tagen bestraft worden ist, weil er versucht hat, sich mit einem Rasiermesser die Kehle aufzuschneiden. Beide Fälle stammen aus dem Jahre 1926.

Da sind ferner die Herren Pastoren. Denen ist es ein Dorn im Auge, daß Leute auf den Gedanken gekommen sind, vorzuschlagen, man solle allgemein Sonntags sportliche Veranstaltungen, Konzerte, Theater- und Kinovorführungen gestatten. Dies ist bisher in vielleicht einem Dutzend englischer Städte zugelassen worden. So fangen sie denn an, das Land mit ihrer Propaganda zu überschwemmen. Kürzlich haben sie in Manchester eine freiwillige Volksabstimmung zustande gebracht; man weiß nicht recht, wie es dabei zugegangen ist, Glaubwürdige versichern jedoch, daß sie Gelegenheit gehabt hätten, ihre Stimme mindestens sechsmal abzugeben. Dies ist zweifellos entschuldbar, wenn man bedenkt, welch ein schwieriges Geschäft solch ein „weltlich Handwerk" wie eine öffentliche Abstimmung ist. Immerhin gingen die Pastoren mit einer Mehrheit von mehr als 20 000 Stimmen aus diesem „Volksentscheid" als Sieger hervor, und sie brauchen für die nächste Zeit nicht zu fürchten, daß sie vor leeren Bänken predigen werden. Es ist sicher ein stark übertriebnes Gerücht, zu melden, daß irgendwo eine Gruppe der Independent Labour Party versucht hat, Propaganda für die Öffnung der Theater an Sonntagen zu machen.

Dies alles mag bloße Spielerei sein. Ernsthaft wird es, wenn wir es mit der dritten Gruppe von Universitätsprodukten zu tun haben: jener Sorte von Wissenschaftlern, die sich in den Dienst des Kapitalismus gestellt haben. So besitzt der Doktor Abour Stephens aus Swansea den traurigen Mut, in dem British Medical Journal den Beweis dafür anzutreten, daß, je länger die Bergarbeiter täglich arbeiten, sie desto besser zu weiterer Arbeit am selben Tage geeignet werden. Zum Beweise führt er unter anderm an, daß die Bergleute „ruhiger" arbeiteten, als die Arbeitszeit neun Stunden betrug. Sollte der gute Doktor hier nicht Wirkung und Ursache ver-

wechselt haben? Arbeiteten die Bergleute nicht vielleicht neun Stunden, weil sie „ruhiger" arbeiteten? Wir sind überzeugt, daß in diesem Sinne genommen Herr Doktor Stephens immer „ruhig" gearbeitet hat, wenngleich er es vielleicht nie zu neun Stunden täglich gebracht hat.

Dies ist, was man so die „Zierden der Nation" zu nennen pflegt.

Gerhard Kumleben

476 Beamte

Ganz so schlimm, wie sichs im Haushalt des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung — Kapitel 113 h: „Staatliche Theater in Berlin" — ausnimmt, ganz so schlimm ist es in Wirklichkeit nicht. Denn von diesen 476 Beamten, die den Staat im Jahr 2 039 977 Mark kosten, sind neun Zehntel Orchester und technisches Personal. Bleibt ein Verwaltungsapparat von 43 Köpfen.

43 Beamte: um den Betrieb in zwei Schauspiel-, zwei Opernhäusern (davon eins bis auf weiteres geschlossen) mit Verwaltung zu speisen — ist das viel oder wenig? Es ist eine Riesenziffer. Saltenburg hat jetzt vier, 1925/26 hatte er sechs Theater in Berlin, ein siebentes auf Reisen, fast jede Woche irgendwo eine Premiere mit allem geschäftlichen und administrativen Zubehör, und um das alles zu „verwalten", brauchte er: einen Direktor mit drei Hilfskräften, ein zweiköpfiges Besetzungsbureau, zwei Stenotypistinnen, einen Bureaudiener.

Der staatliche läßt sich mit keinem privaten Theaterbetrieb vergleichen? Aber das ist ja das Schlimme, daß er sich nicht läßt. An dem System, nach dem die „General-Verwaltung" der Staatstheater regiert — richtiger: regiert wird —, müßte jedes nicht subventionierte Theaterunternehmen zugrunde gehen. Doch nicht die unsinnige Kräftevergeudung, also Etatbelastung, ist an diesem System das Ärgste, sondern seine schlechthin groteske Schwerfälligkeit, Umständlichkeit, bureaukratische Überorganisiertheit.

Jede Position des „bewilligten" Etats muß der Intendant schrittweise, tropfenweise erkämpfen. Kein Klavierauszug, keine Perücke, kein Quadratmeter Leinwand darf ohne Genehmigung der Behörde gekauft werden. Der Behörde? Jeder Pfennig, den die Intendanz anfordert, durchläuft drei Behörden — das Kultusministerium, das Finanzministerium, die Oberrechnungskammer: jede Station ein Labyrinth leerlaufender Kanzleigeschäftigkeit. Um die winzigste Ausgabe, sei sie noch so unvorhersehbar gewesen, sei sie noch so dringend, hebt ein Schreiben an von Bureau zu Bureau, von Instanz zu Instanz, Wochen, Monate lang irren die Akten hin und her; aus einem Zeitungsblatt, das angeblich zuviel gekauft worden, aus einer Briefmarke, deren Verwendung sich nicht mehr sicher nachweisen läßt, wird ein Notenwechsel herausgeschlagen, dessen Phasen die ganze Dorotheenstraße in Atem halten. Von den 43 Verwaltungsbeamten ist keiner entbehrlich; ihre Arbeitskraft wird restlos erfaßt und voll und ganz ausgenützt.

Des Vertrauens, das in jedem Unternehmen der Geschäftsführer von seinen Auftraggebern fordert und fordern muß, um das Geschäft zu ihrer Zufriedenheit führen zu können: solchen Vertrauens hält der preußische Staat den Intendanten seiner Wahl grundsätzlich und bedingungslos für unwürdig; aber die vollkommene Aktionsunfähigkeit, deren der Leiter sich erfreut, bedroht ständig das Theater, das er leitet (das heißt: nicht leitet) im Nerv seiner Existenz. Das heutige Theater, hart in die Realität des Tages gestellt, von tausend Gefahren des stündlichen Ungefähr bedrängt, in seinen innern Lebensbedingungen am ehesten dem modernen Zeitungsbetrieb vergleichbar, verlangt von Allen, die mitarbeiten, zu jeder Zeit erhöhte Alarmbereitschaft; verlangt von dem, der an der Spitze steht, rasche Entschließung und für ihn: maxi-

male Bewegungsfreiheit. Bewegungsfreiheit: innerhalb der Grenzen, die ihm durch den Etat gezogen sind. Aber über diesen Etat muß er und nur er zu verfügen haben und für seine Verfügungen allein verantwortlich sein, so, wie das unter erwachsenen Menschen üblich ist. Ob ein Kostüm ausbesserungsbedürftig, der Ankauf einer Möbelgarnitur notwendig, ein Sänger oder Schauspieler seine Gage und welche er wert ist: das hat in ganz Preußen Niemand besser zu verstehen als der dafür und dazu verpflichtete Intendant, gestützt auf die Ratgeber seiner Wahl und seines Vertrauens; Niemand: kein Rechnungsrat und kein Ministerialreferent. Der Staat, der das Alles nicht verstehen und immer Alles selbst am besten verstehen will, beweist einmal mehr in Theaterdingen eine solche Ahnungslosigkeit, daß er besser täte, Theater Theater sein zu lassen.

Über die „476 Beamten" hat sich, als eines Tages die Ziffer bekannt wurde, die Berliner Öffentlichkeit mit Unrecht aufgeregt; über die Beamtenwirtschaft in den Staatstheatern hätte sie dennoch Grund, sich aufzuregen, mehr, als sie sich träumen läßt.

Klaus Pringsheim

Dolittles Tiere

In Dolittle II wird aus dem kleinen Doktor: Johann I. Wer „Doktor Dolittle und seine Tiere" richtig gelesen hatte, mußte wissen, daß dieser äußerlich so unansehnliche, aber mit den ungewöhnlichsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattete Mann noch zu Großem bestimmt sei. Kann man sich einen bessern Staatenlenker denken als ihn? Was soll der Streit um die Republik? Wer Johann Dolittle zum König haben kann, der muß Monarchist werden.

„Natürlich ist es vollkommen wahr, daß der Doktor alles falsch macht", sagt der weiße Vogel Polynesia. „Aber bei ihm schadet das nichts... Wenn du mit Doktor Dolittle reist, gelangst du immer ans Ziel. ... Manchmal ist das Schiff von oben nach unten gekehrt, wenn du anlangst, und manchmal ist alles in Ordnung. Aber hin kommst du auf alle Fälle. Und außerdem ist dabei noch etwas Andres im Spiel."

Nämlich das, was der Fachmann nicht hat: Herz. Nicht als ob Doktor Dolittle nicht mit Kompaß und Logarithmen umzugehen wüßte, er kennt sich in allen bekannten und einigen unbekannten Wissenschaften aus; aber er braucht sie nicht, die Richtung weist ihm untrüglich der feiner als der subtilste Seismograph konstruierte, besser als das differenzierteste Metronom den Takt angebende Apparat, den er von seinem Schöpfer mitbekommen hat: sein Herz. So genau reagiert es, daß er bloß „Blinde Reise" zu spielen, nämlich geschlossnen Auges mit einem spitzen Bleistift auf die Weltkarte zu stechen braucht, um unfehlbar dorthin zu gelangen, wo der verloren geliebte Freund sich aufhält; ein andrer großer Gelehrter, nicht von Göttingens, sondern nur von Gottes Gnaden, der pflanzenkundige Indianerhäuptling „Großer Pfeil".

So fährt er denn wieder los von Puddleby mit seinem Affen und seinem Rattler, seinem uraltklugen Papagei und einem kleinen Jungen, dessen Vertrauen und Liebe er gleich gewonnen hatte, weil er ihn nicht „Kleiner" oder „Tommy", sondern „Stubbins" anredete. Durch Geld- und Wassersnot, nach Gefechten mit Stieren, die menschlich verständig werden, wenn man nur mit ihnen zu reden weiß, und Ochsen, die in Menschengestalt herumlaufen, erreichen sie endlich „Doktor Dolittles schwimmende Insel", nach der dieser, wieder bei Williams & Co. erschienene, von E. L. Schiffer wieder reizend übersetzte Band heißt. Vorangeflogen ist ihnen der Wundervogel Miranda, und es ist nicht bloß dieser Name, der die Erinnerung an das schönste dramatische Märchen der Weltliteratur weckt. Auf John Dolittle, dem Indianerkönig, liegt, das darf ohne Furcht

vor Vermanschung der Maßstäbe gesagt werden, ein letzter Abglanz von Prosperos, Europas abgekehrter Weisheit, auch eines Zauberkönigs auf seligen Inselgefilden:

Und an die größten Traditionen des englischen Humors von Shakespeare bis Shaw darf man denken, wenn man die Ausfälligkeiten des Londoner Großstadtspatzen gegen die „aufgedonnerte Ausländerin" Miranda liest, oder gar die Geschichte des Silberzappelfisches, der dem Doktor den langgesuchten Schlüssel zu der von ihm noch nicht beherrschten Sprache der Fische und Schaltiere liefert. Denn dieser Zappelfisch war einmal eine Zeit lang in einem Aquarium gefangen, und dort hat er ein paar der meistgebrauchten Menschenworte aufgeschnappt. Und was hatten sie vor diesen zu ihrer dummdreisten Sonntagnachmittagserlustierung eingesperrten Naturwundern zu sagen? „Ach, was für ein komischer Kerl!" Die heiligsten Sätze der Menschensprache aber schienen dem Fischlein die zu sein, mit denen die Wärter immer das Publikum anfuhren, das sich scheu vor ihnen duckte; überall waren sie mit großen Zeichen an den Wänden angebracht, so daß das Fischchen auch die Menschenschrift erlernen konnte: „Rauchen verboten!" und „Nicht ausspucken!" Hier wird Prospero zu Gulliver, und das böse Dunkel vom gewaltigen Schatten des Menschenhassers Swift verfinstert für eine Sekunde das sonst immer gleich maß- und liebevoll lächelnde Gesicht Hugh Loftings.

Harry Kahn

Der General

ist leider nicht Buster Keaton, sondern der Name einer kleinen Lokomotive, die während des amerikanischen Bürgerkrieges unbeirrt durch die freundlichen und feindlichen Linien keucht. Buster Keaton ist nur ihr Führer. Daß er nicht wirklich General ist, bedauern wir nicht weniger als er selber; denn als General hätte er Gelegenheit gehabt, durch seine unbewegliche Sachlichkeit die Ansicht zu widerlegen, daß zu Mord, Raub, Gemeinheit so außerordentlich viel Geist und Klugheit nötig wären. Das Bedauern werden wir den ganzen Film hindurch nicht los; Buster Keaton leistet halbe Arbeit. Er liefert zwar in hundert drolligen Episoden den Beweis, daß angeblicher Heldenmut nichts andres als Dummheit, Ahnungslosigkeit und Unkenntnis der Gefahr ist, aber seiner Militärfrömmigkeit geschieht dadurch kein Abbruch. Buster Keaton ist der ewige Laie, der sich durch die Anmaßung des Fachmanns nicht einschüchtern läßt. Wenn er zufällig eine einsame Kanone findet, warum soll er sie nicht bedienen? Er tut es mit derselben Ruhe, mit der er früher einen Ozeandampfer „bediente": unerfahren und umständlich, aber es geht. Ernsthaft überlegt er sich, wieviel Pulver wohl zu so einer Kanone nötig ist. Sparsam schüttet er eine halbe Handvoll, die übrig bleibt, in die Pulverkanne zurück. Unsre ganze Militärhierarchie mit ihren komplizierten Kompetenzvorschriften könnte Buster Keaton in Unordnung bringen. Geßler sollte seinen Mannen den Besuch dieses Films untersagen.

Schade aber, daß Buster Keaton, der sein eigner Regisseur ist, den Sinn seines Films, die Entglorifizierung von Militär- und Heldentum, in einzelnen Bildern so ganz und gar vergißt. Er tötet nämlich wirklich. Und da vergeht einem das Lachen. Wenn man plötzlich zwanzig Soldaten im Fluß ertrinken, einen Militärzug von einer Brücke stürzen sieht, dann hört die Freude an der Naivität Buster Keatons auf. Dann wird er nämlich wirklicher General: roh und gütelos, ein sachlicher Mörder. Dann imponiert seine Ruhe nicht mehr, denn sie geht auf Kosten der andern. Schade: Buster Keaton hätte das Zeug gehabt, den Krieg gründlich zu deshonorieren, indem er ihn lächerlich gemacht hätte. Hier tut er das nur mit dem Krieg der Gegenpartei. Dafür bekommt er

zum Schluß mit Recht die Leutnantsuniform. Er soll sie recht bald wieder ausziehen.

Wolf Zucker

Eine Vasengeschichte

Vor einigen Wochen wurde in der „Weltbühne" die hübsche kleine Geschichte erzählt, wie sich Cäcilie Hohenzollern einige schöne und kostbare Vasen ausgeliehen hat, um sie erst nach dringlicher Mahnung nicht an den Staat, dem sie gehörten, sondern in ein Schloß zurückzusenden, das der annehmenden Familie Hohenzollern zugesprochen ist.

Dieser schöne Zug aus dem Leben der hohen Frau zeigt, wie sie sich ganz und gar den Lebensgewohnheiten und Sitten der Familie Hohenzollern angepaßt hat, in der, als sie heiratete, ihr Geld zwar recht willkommen war, während man ihre Mutter, die charmante und liebenswürdige Großfürstin Anastasia, tugendsam ablehnte ...

Mit diesem kleinen Vasentrick ist sie nämlich nur dem erhabenen Beispiel gefolgt, das schon Wilhelm I. gegeben hat. Auch dieser Fürst hat sich nämlich einmal eine Vase angeeignet, die ihm nicht gehörte, aber ihm ist die Geschichte nicht so gut bekommen wie der tüchtigen Caecilie, sondern die Sache ist mit einer großen peinlichen Blamage ausgegangen, die natürlich in den republikanischen Lesebüchern nicht erzählt wird.

Anno 1866, als die Preußen gegen Oesterreich Krieg führten und in Böhmen einrückten, zog König Wilhelm in das schöne Schloß des Fürsten R. in Quartier.

Dort standen im großen Stiegenhause zwei sehr schöne, überaus kostbare Vasen, wirklich fast unschätzbare Stücke, die schon im frühen siebzehnten Jahrhundert nach Europa gekommen sind. Sie waren seit fast zwei Jahrhunderten im Besitz der fürstlichen Familie und hatten stets in diesem Stiegenhause gestanden.

Solche kostbaren Chinoiserien besaß man in Berlin in den königlichen Schlössern nicht. Dort mußte man sich mit jenen zahllosen Malachitschalen begnügen, die Wilhelms erlauchte Schwester, die Zarin, verschwenderisch um sich schenkte.

Die beiden Vasen gefielen dem König außerordentlich, und er befahl, eine davon als willkommne Kriegsbeute und sehr brauchbaren Zimmerschmuck nach Berlin zu senden.

Man beachte die Bescheidenheit und die Güte des Königs, der sich mit nur einer Vase begnügte, während er doch natürlich ebensogut alle beide hätte nehmen können. Aber er war eben, wie man sogar noch in den Lesebüchern der Republik nachlesen kann, ein Mann von einer Güte und Bescheidenheit, die keine Grenzen kannte.

Als der Fürst R. nach dem Abzug der uneingeladenen Gäste wieder in sein Schloß kam, giftete er sich außerordentlich, als er den Raub der schönen Vase bemerkte. Aber anstatt sich etwa zu beschweren, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb dem König von Preußen einen Brief, der etwa lautete: „Eure Majestät haben allergnädigst geruht, aus meinem Schloß eine Vase mitzunehmen, die das außerordentliche Glück gehabt hat, Eurer Majestät zu gefallen. Es ist mir ein unerträglicher Gedanke, mir vorzustellen, daß die beiden Vasen getrennt sind, die so lange Zeit nebeneinander gestanden haben, und ich erlaube mir deshalb, Eurer Majestät auch die zweite Vase zu übersenden, und bitte gehorsamst, sie als ein Zeichen der tiefen Verehrung anzunehmen, die ich der erhabenen Kunstkennerschaft Eurer Majestät zolle." Mit diesem Schreiben wurde dann die zweite Vase nach Berlin gesandt.

Die sechsundsechziger Generation der Familie Hohenzollern bewahrte aber (in Kleinigkeiten) den Schein der Ritterlichkeit: Wilhelm steckte sich diesen Brief des Fürsten R. nicht hinter den Spiegel, sondern war von Schreiben und Sendung peinlichst berührt, erklärte die Mitnahme der

Vase als das bedauerliche Versehen eines untergeordneten Funktionärs und sandte beide Vasen, sicher nicht gern und leichten Herzens, sondern eher „schämshalber", wie man im annektierten Hannover sagt, zurück: noch heute sind sie auf dem Schlosse in Böhmen zu sehen, und ihre Geschichte ist oft genug guten Freunden des Hauses erzählt worden.

Kaiser Franz Joseph hat über die Tatsache, daß die Preußen einmal etwas zurückgegeben haben, sozusagen Bauklötze gestaunt, und als er sich gefaßt hat, hat er nur ein einziges Wort herausgebracht: „Mirakulos!"

Daß Frau Cäcilie ihre Vasen hat behalten wollen, würde er sicher, denn er kannte seine teuren Bundesgenossen gut, durchaus natürlich gefunden haben.

J. M. de Vaudrevange

Fortschritt bei den Primitiven

Ein Komponist war Meyerbeer,
Ohn' Gas kocht heute kein [Bayer mehr.

Reklamevers der Städtischen Gaswerke

Übung für Republikaner

Solange du, Hindenburg, unser Heer befehligtest, war unser Vaterland vor den Feinden sicher. Du bist uns ein Vorbild großer Tapferkeit und Klugheit. Oft sind die stolzen Feinde von dir geschlagen worden (zum Beispiel in der zweiten Marne-Schlacht). Immer werden wir deiner eingedenk, stets dir dankbar sein. Du liebst das Vaterland mehr als dich; möchten doch alle Deutschen das Vaterland mehr lieben als sich! Möge Gott dich uns lange erhalten!

Ferdinand Schultz, Uebungsstoffe für den lateinischen Unterricht I. Teil Sexta. 19. Auflage 1926. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Für Dichter

von Gottes Gnaden! Völkischer Zeitschriften-Verlag sucht einen spannenden Roman völkischer Richtung zum Erst- oder Zweitabdruck zu erwerben. Angebote mit zunächst ganz kurzer Stilprobe und Honoraransprüchen unter R. V. an die Deutschkirche erbeten.

„Die Deutschkirche" Sonntagsblatt für das Deutsche Volk

„Das Rote Rathaus"

Kakao, Tabak, Kaffee, Fette,
Baumwolle, Kautschuk, Öl — [ich wette
Davon brauchst du das meiste [täglich.
Doch kommts vom Ausland, das [ist kläglich!
Wenn Kolonien wir wieder [hätten —
Das könnt uns vor der Pleite [retten.

Bierfilzinschrift aus dem Berliner Ratskeller

Akademie-Deutsch

Wie wäre es, ein solches Volk einmal buchhändlerischerweise mit Welt nur so zu überschütten? Eine Maschinerie von technisch höchst neuzeitlicher Fortgeschrittenheit zu konstruieren, welche, nach sorgfältiger Vorbereitung des Angriffs, ein Mitrailleusenfeuer von lebenstraumsschwangern Leinenbänden auf es eröffnete?

In einem Deutsch, auf das wir achthaben wollen, mögen die Seelen der Völker zu diesem verlangenden Volke sprechen.

Thomas Mann

Gerichts- und Handelsteil

Schließlich griff das Vormundschaftsgericht ein. Es hielt den jugendlichen Mörder für geistig nicht gesund, weil er sich weigerte, einen Beruf zu ergreifen. Damals hat er gesagt, man müsse nur so klug sein, immer die andern für sich arbeiten zu lassen, dann könne man ganz gut leben. Der Aufsichtsrat beantragte, auf Vorzugsaktien 10 %, auf die Stammaktien 16 % Dividende zu verteilen.

Antworten

Rundfunkteilnehmer. Da hat Sie die „Funkstunde" schlecht unterrichtet... um mich höflich auszudrücken. In der „Stunde der Toten" am 13. März wurden Werke gefallener Dichter verlesen, und unter den gefallenen Dichtern stand dort auch der Name Gustav Landauer. Gustav Landauer ist aber nicht im Kriege gefallen, er ist überhaupt nicht „gefallen", sondern in barbarischer Weise von den Ordnungsbestien der damaligen Regierungstruppen zu Tode gestampft, zerschlagen, niedergeprügelt worden. Wo die Offiziere und Mannschaften dieser Freikorps, der weißen Truppen, jener von den Sozialdemokraten aufgepäppelten und unterstützten Bataillone heute sind? Raten Sie einmal.

S. Nestriepke. Im Gegensatz zum „Vorwärts", der sich seine von allen Seiten gepatschten vier Backen reibt und unsachlich wieder einmal gänzlich vergessen läßt, für wen er eigentlich in der Welt sein sollte: im Gegensatz zu diesem „Arbeiterblatt", das die Arbeiter in den Boden stampfern sollten, setzen Sie sich ruhig und sachlich in Ihrem Blatt „Die Volksbühne" mit uns Gegnern des Vorstandes auseinander. Ich glaube aber, daß Sie die Bedeutung des Konfliktes verkennen. Zunächst kann ich mich keines Falles in der Geschichte der Volksbühne entsinnen, wo der Vorstand die unsägliche Unanständigkeit begangen hätte, einem künstlerischen Mitarbeiter des Unternehmens nachträglich, nach offizieller Bewilligung seiner Arbeit, in den Rücken zu fallen. Dafür gibt es keine Entschuldigung. Ob sich Piscator mit der Inszenierung verhauen hat oder nicht, kommt gar nicht in Frage, denn die ängstliche Hilfe des Vorstandes für einen plötzlich so heißgeliebten Dichter hat natürlich einen politischen Grund. Den geben Sie offen zu. Sie tun gut daran, ihn zuzugeben; die Abneigung gegen die Kommunisten ist das Hauptmotiv des ungehörigen Eingreifens, und Ihr lahmer und kurzer Bericht der großen Herrenhaus-Versammlung zeigt, daß hier Bonzenwerk getan wird. Was aber besonders abzulehnen ist, scheint mir jene Auffassung zu sein, die da immer wieder betont, die Volksbühne, ein großes und mit gewaltigen Opfern erbautes Werk... 120 000 Mitglieder... die zwei bis drei eignen Theater... dies dürfte nicht mutwillig zertrümmert werden... Darin offenbart sich das Eigenleben der Organisation, die nun beginnt, um ihrer selbst willen vorhanden zu sein. Weniger würdig, weniger geschickt und weniger geistig als Sie drückten das jene Feldwebel des Unternehmens aus, die sich „Ordner" nennen und die, jeder mit einer großen Klappe wie der Selige, den Feind zu zerschmettern sich bereit erklärten. Dergleichen zählt nicht; dergleichen sollte in die Politik. Aber es ist eben falsch, den Bestand eines Unternehmens zum Ausgang aller Erörterungen zu machen. Wenn der gemeinsame Wille der 120 000 Mitglieder neutrales und farbloses Kunstzeug haben will, so habt Ihr sie schlecht erzogen und seid dreifach und doppelt schuld. Wenn es aber eine gesinnungsstarke Opposition in der Volksbühne gibt, so braucht Die Luft, den Raum, das Theater und einen Regisseur und nicht solche kümmerlichen Berater, wie die Volksbühne sie heute hat. Resultat: Euer Spielplan; Resultat: Euer Publikum; Resultat: Geist und Ungeist in der SPD.

Stephan Ehrenzweig. Sie schreiben mir: „Auch ich, lieber Peter Panter, erstaune nicht, wenn Herr Lehmann an der Ecke kein Heiliger ist. Wenn er aber einer ist, dann erstaune ich. Und nur das konnten Sie mir und meinem Aufsatz zum Vorwurf machen. Daß es dem Katholizismus noch nie geschadet hat, wenn eine seiner heiligen Handlungen gefilmt wurde, mag zum Teil auch darin seine Ursache haben, daß es zur Zeit, als man sich für ihn noch kreuzigen ließ, keine Teleobjektive gegeben hat. Wir können uns aber beruhigen; der Opfertod des Balinesen, an den Sie ja von Anfang an

nicht glaubten, findet, das weiß ich, nun längst nicht mehr statt. Und die Saal-Tapferkeit der Frau Kreutzberg übersteigt die der Schauspieler nicht. Hier steckte unser Irrtum."

Hoffnungsvoller Tor. Jeder spielt, wo er kann. Dagegen ist nichts zu sagen. Und wenn es Ihnen Spaß macht, in einer Staatslotterie zu spielen, mit einem Los und der absoluten Gewißheit in der Tasche, mathematisch minimale Chancen zu haben, so muß Ihnen das unbenommen bleiben. Unwürdig scheint mir nur die abscheuliche Anreißerei, die von den Tageszeitungen für die betreffende Landeslotterie (nie für eine andre) betrieben wird. Da finden sich schmalzige Schilderungen der Glückskinder, Freudentränen der kleinen Leute, über die Fortuna ihr Glückshorn — 10 Pfennige die Zeile — ausgeschüttet hat; da wird der Freudenbringer beschrieben, der Schlaganfall Großpapachens bei Empfang der Nachricht und der ganze Komfort einer Schmokerei, die dem kleinen Mann beweisen will, daß jeder Klassenkampf unnötig sei, denn auch er könne ja reich wie Morgan werden. Klassenlotterie statt Sozialismus. Übrigens tun die Zeitungen das ganz umsonst: es ist wohl im großen und ganzen die Freude an der Dummheit des Tages. Denn was eine gute Zeitung ist, die will der Laubenkolonist verstehen. Klassenlotterie versteht er. Ich wünsche Ihnen die einzige Gewinnmöglichkeit, die es da gibt: nicht zu spielen.

Weltbühnenleser Darmstadt. Ernst Zucker in Darmstadt, Bleichstraße 11, bittet Euch, ihm Eure Adressen für einen Zusammenschluß anzugeben.

Arthur Eloesser. In Ihrer Besprechung „Gewitter über der Volksbühne" findet sich der Satz: „Ich will nicht mit dem Regisseur über die Frage rechten, ... ob nicht dem Zuschauer ein albern vollständiges Pensum aufgenötigt wird". Die Formulierung beruht auf einem Versehen, und Ihr Manuskript enthielt richtig und sinngemäß: „Ich will nicht mit dem Regisseur über die Frage rechten ..., ob nicht dem Zuschauer ein allzu vollständiges Pensum aufgenötigt wird."

IAH. Ihr veranstaltet zu Ostern in Erfurt einen Reichskongreß, auf dem wichtige Fragen unsrer Tagesnöte, politische Sorgen der Werktätigen, die proletarische Solidarität und andres diskutiert werden sollen. Der Kongreß kann ein Mittelpunkt für die Einheitsbestrebungen der deutschen Arbeiterklasse sein.

Abonnent. Die nächste Nummer erscheint des Osterfestes wegen statt am 19. am 20. April.

Skatspieler. Darüber gibt Ihnen die „Volksstimme" in Duisburg in ihrer Nummer vom 28. März allegorische Auskunft. Dort heißt es im Briefkasten der Redaktion: „Revolution kann beim Skat gespielt werden. Der Spieler muß bei Revolution die Karten sofort offen legen. Die beiden Gegenspieler erhalten den Skat und können ihre Karten gegenseitig austauschen." Das haben sie denn auch getan; die Karten heißen Justitia und Konkordat.

Neue Adresse:

Charlottenburg 2, Kantstraße 152

Telefon: Steinplatz 85 57, Westend 19 43

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto: Berlin 11958.

Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr.112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Szenenwechsel in China und anderswo

von Carl v. Ossietzky

Die chinesische Revolution hat einen traurigen Rückschlag erlitten. Das ist beklagenswert, auch wenn man nicht zur Auffassung neigt, daß Revolutionen sich wie Paraden entwickeln müssen. Die innere Gruppierung der Kuomintang in nationale Bewegungsmänner und russisch inspirierte Sozialrevolutionäre war lange offenkundig. Jetzt ist der Konflikt allzu früh, noch vor Sicherung des Endsieges, ausgebrochen. Während die Truppen Tschangtsolins erfolgreich vorrücken, verflucht das linksradikale Hauptquartier von Hankau den Generalissimus Tschiangkaischek als Konterrevolutionär, eröffnet dieser in Shanghai Jagd auf kommunistische Agitatoren. Hatten die besten Kenner Chinas die Eroberung Pekings durch die Südarmee noch für das Ende dieses Jahres vorausgesagt, so scheint dieses Ziel jetzt in weite Ferne gerückt. Kantons Vorteil gegenüber den vom Ausland bezahlten Bürgerkriegsgeneralen war, daß es eine zentrale Idee besaß und alle seine politischen und militärischen Energien in den Ring eines einheitlichen Wollens gespannt waren. Dieser Reif ist nun gesprungen. Gewiß mag die Befreiung Chinas vom fremden Imperialismus damit nur hinausgeschoben sein und vielleicht nur für kurze Frist. Aber es dürfte für die Zukunft nicht gleichgültig sein, wer sich schließlich in Peking behauptet: eine in den Massen wurzelnde Partei oder ein abenteuernder General, der sich im Wirrwarr der Parteiungen durch den längsten Atem auszeichnet.

Kantons Niederlage verleitet die englische Regierungspresse zu wilden Freudensprüngen. Das ist nicht verwunderlich, aber beachtenswert bleibt doch, daß Sir Austen Chamberlain, der Außenminister, nicht merken läßt, ob er diesen Jubel teilt. Hier mag nicht nur die unerschütterliche Haltung eines Gentleman bestimmend sein, der in jedem kleinen Lächeln schon eine höchst verwerfliche Exhibition privater Empfindungen sieht, sondern auch die Einsicht, daß Englands Suprematie im Fernen Osten faktisch beendet ist und es nur noch gilt, Zeit für eine nicht direkt blamierende Rückzugsformel zu finden. Ein Rückzug vor einer chinesischen Nationalregierung ließe sich zur Not noch ganz leidlich drapieren: Selbstbestimmungsrecht der Völker, Geist der neuen demokratischen Aera etcetera. Bei der Freigabe Irlands hat Britannien zuletzt gezeigt, wie viel es konzedieren kann, ohne an Prestige zu verlieren. So lange jedoch Rußland in China entscheidend spielt und die chinesische Revolution von Moskau nicht nur ideell subsidiert wird, so lange kann England einen Rückzug nicht wagen. Denn das hieße Moskau weichen, hieße Rußland als Patron aller Völker anerkennen, die heute noch in der Welt England untertan sind. Die Uneinigkeit im Lager des Südens hat nun der britischen Politik ganz unerwartet einen Ball zugeworfen. Sie kann jetzt die eine Partei als kleineres Übel begönnern, den weitern Lauf der Ereignisse mitbestimmen und

schließlich die Tatsache verdecken, daß sie, wie die Dinge auch kommen mögen, der unterliegende Teil ist.

Was den jähen Umschwung in China bewirkt hat, läßt sich auf Grund der spärlichen Nachrichten nicht ohne weiteres beurteilen. Man möge auch nie vergessen, daß die Parallelen mit an sich naheliegenden europäischen Ereignissen zu nichts führen und China als ein kleiner Kosmos mit eignen Naturgesetzen betrachtet werden muß. Schon die Tatsache, daß chinesische Kriege ziemlich unblutig verlaufen und nicht mehr sind als strategische Manöver ohne den Endeffekt der Zerstampfung des Gegners, demonstriert den Abstand zwischen der Seelenhelle des angeblichen asiatischen Fanatismus und der stumpfsinnigen Folgerichtigkeit des europäischen Militarismus, der nicht eher ruht, bis Alles kaputt ist. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß Tschiangkaischek sich mit dem radikalen Flügel seiner Partei schon lange schlecht verträgt und ihm Diktaturgelüste nachgesagt werden. Nach der Einnahme von Shanghai hat sich seine Stellung sehr gefestet; die massenweise zum Sieger übergelaufenen Truppen des Nordens gaben ihm die Möglichkeit, sich auf eine Armee zu stützen, die nicht mehr die alte, von einem Parteigebot regierte Kantonarmee war: das inzwischen mächtig angewachsene Heer ist nicht mehr homogen; ein Vorteil für den Generalissimus, der dem Zentralkomitee inmitten einer bedenkenlosen Soldateska trotzen kann. Das linksradikale Hauptquartier von Hankau fühlt sich einstweilen mattgesetzt, und da ihm militärische Kräfte noch fehlen, sucht es den General mit den Mitteln der Propaganda zu werfen, so wie es damit die alten Machthaber aus dem Sattel gehoben hat. Der General fühlt die Gefahren der Umzingelung durch eine Armee von agitationsgewandten Zungen sehr wohl, und er antwortet mit Verhaftungen, Pressezensur und Redeverboten. Die Feindseligkeiten zwischen beiden Lagern der Revolution sind eröffnet.

Nach dem Fall Shanghais sah Tschiangkaischek die Möglichkeit nahe, mit Tschangtsolin ein Abkommen zu treffen, das diesen auf seine Mandschurei beschränkt, um dann nach Peking zu marschieren und dort die Kapitulation der schattenhaft gewordenen Nordregierung entgegenzunehmen. Japans Billigung scheint schon lange im Geheimen gesichert zu sein. Ein solcher Ausgang wäre aber nicht nach dem Geschmack jener Kräfte in der russischen Politik gewesen, die China nicht nur befreien helfen, sondern in Zukunft auch beherrschen wollen. Moskaus Verdienste um die Revolutionierung Chinas können und sollen nicht verkleinert werden. Der Pakt zwischen Sunyatsen und Moskau hat die Bewegung nicht nur geschaffen, sondern ihr auch Rasanz und Tempo gegeben. Kein verständiger Mensch verwehrt dem Täufer dieser Revolution, auch deren Nutznießer zu werden. Doch Rußland scheint auf dem besten Wege zu sein, sich selbst um seinen Gewinn zu prellen, indem es den unbestreitbaren Sieg, den seine Außenpolitik in der Mobilisierung Chinas gegen England errungen hat, zu einem Sieg der sowjetistischen Ideen, zu einem Triumph der Kommunistischen Internationale in China, über China, umbiegen möchte. Rußland

hat den Chinesen den befreienden Funken geschenkt, der zur mächtigen Flamme geworden ist. Aber wenn Rußland versucht, die innern Angelegenheiten eines ganz anders gearteten Landes entscheidend zu gestalten, so enthüllt es nur seine Schwäche und gibt einer andern Nation nur das Danaergeschenk sozialer Rätsel, die es im eignen Hause nicht lösen konnte. Da, wo die Revolution aufhört offensiv zu sein und konstruktiv werden will, da werden die Grenzen des russischen Einflusses sichtbar, da kann die moskauer Doktrin der chinesischen Freiheitspartei nicht mehr geben als Das, was sie allen andern befreundeten und verbündeten Parteien bisher gegeben hat —: Bruderkampf und Spaltung, Spaltung, Spaltung!

Die Überspannung der russischen Kräfte in Ostasien ist umso bedauerlicher, als Tschitscherins Diplomatie in einer andern Zone wiederum glänzend gearbeitet hat. Diese Diplomatie bewährt sich immer aufs beste, wenn sie nüchtern und ohne Rücksicht auf propagandistische Bedürfnisse sich ausschließlich am Maßstab der Tatsachen orientiert. Die neue Annäherung an Frankreich, die Aussöhnung mit der Schweiz beweist, daß die russische Außenpolitik nicht daran denkt, sich auf Gedeih und Verderb in Asien zu engagieren, sondern daß sie wieder willens ist, in Kontinentaleuropa Fuß zu fassen. England hat sich in den Randstaaten festgesetzt, die Favorisierung Polens übernommen, Italien zur Ratifizierung des Rußland kränkenden bessarabischen Abkommens bewogen: die Isolierung schien vollendet zu sein. Da setzt die russische Diplomatie mit leichtem Sprung über die Quarantäne hinweg und erscheint in Paris. Während England allenthalben die Konterrevolution päppelt und auf dem Umweg über Mussolini den Ungarn die Licenz erteilt, sich wieder einen König anzuschaffen, wendet Rußland seine Aufmerksamkeit endlich wieder den antifascistischen Staaten zu. Gelingt die völlige Verständigung zwischen Moskau und Paris, so hat Englands augenblickliche europäische Politik einen ganz schweren Schlag erlitten, aber auch für die Superklugen der berliner Wilhelm-Straße beginnt erst dann der Ernst des Lebens. Es wäre besser gewesen, auf das Frühstück von Thoiry ein Diner folgen zu lassen. Tschitscherin, der nicht wie Stresemann stets beachten muß, ob die nationalistische Galerie applaudiert, wird nicht zögern, mit Briand ausgiebig zu speisen.

*

Prinz Max von Baden, der letzte Kanzler des Kaiserreichs, hat seine Erinnerungen erscheinen lassen. Sie geben nicht viel Neues: weder über die Persönlichkeit des Schreibers noch zur Beurteilung der Ereignisse und sind dennoch ein interessanter Beitrag zur Naturgeschichte der deutschen Republik. Wir lernen erkennen, daß sie ein Kind war, das eigentlich abortiert werden sollte und das den Eltern deshalb auch keine Freude machte, als es schließlich da war. Maxens Erinnerungen enthalten nichts so Aufregendes wie den von Herrn Groener im münchner Dolchstoßprozeß mitgeteilten Pakt zwischen Ebert und der Obersten Heeresleitung zur Niederringung der Revo-

lution, aber sie verraten doch, daß sich der erste Präsident der Republik bis zum letzten Augenblick um die Erhaltung der Monarchie bemüht und den Prinzen aus Baden gebeten hat, die Reichsverweserschaft zu übernehmen. Das wollte Max nicht, und er schildert das letzte Zusammensein:

> An der Tür wandte ich mich noch einmal zurück:
>
> „Herr Ebert, ich lege Ihnen das Deutsche Reich ans Herz."
>
> Er antwortete: „Ich habe zwei Söhne für dieses Reich verloren."

Hier sehen wir sozusagen einen historischen Augenblick durchs Schlüsselloch. Was sich in solchen inhaltsschweren Sekunden zwischen Menschen abspielt, das erfahren wir selten in unmittelbarer Intimität, sondern stets in der Verdickung pathetisierender Historiker, im Rotfeuer melodramatischer Beleuchtung oder zu Stein gefroren auf dem Sockel eines Denkmals. Und da ist das Erstaunliche, daß sich so etwas in Wahrheit genau so geschwollen, so falsch betont und belichtet abspielt, wie das später etwa ein minimaler Historienromanschreiber schildert. Wir wollen nicht Splitterrichter sein. Mit der Attitüde berühmter Männer in entscheidenden Augenblicken ist es eine eigne Sache. Es gibt da sehr viel Angstschweiß, der auch dem privatesten Memorial nicht anvertraut wird. Der angeblich eiserne Bismarck streifte oft die Grenzen der Hysterie. Die Emanzipation vom Sensorium ist überhaupt nur einem Ludendorff gelungen, der dafür auch immer nur das Gipsmodell eines großen Mannes geblieben ist, das beim ersten Anstoß zusammenfiel. Aber was jene Beiden, der Vertreter der scheidenden, der Vertreter der kommenden Macht sich da sagten, das war weder ein steif formaler Komplimentenaustausch, noch läßt es etwas Menschliches schwingen; zwei Kriegervereinler machen historische Scene. Der Autor des ‚Gneisenau' könnte neidisch werden, sie nicht erfunden zu haben. Welch ein Aktschluß! Auf dem Kalenderblatt der neunte November. Draußen erste Hochrufe auf die Republik. Der Vorhang fällt.

Der Vorhang hebt sich wieder. Scenenwechsel im Regierungsviertel. Draußen letzte Hochrufe auf die Republik. Im Arbeitszimmer des Herrn v. Keudell hat man die Ausmerzung der letzten hohen republikanischen Beamten beschlossen. Die Leute fliegen. Die Linkspresse zetert etwas von Krippenwirtschaft und bedrohtem Staatswohl und daß sie in den Zeiten der republikanischen Regierungen stets auf Parität gedrungen habe. Ja, das ist wahr, und wir sehen den Effekt. Man hat durch all die Jahre ohne Fundament regiert, und was geschaffen wurde, trug Episodencharakter und ist lange verweht. Die Herren Hergt und v. Keudell sind als Persönlichkeiten oder politische Intelligenzen ganz gewiß nicht weniger durchschnittlich als ihre Vorgänger von der Linken. Aber wir glauben nicht, daß sie gerührt gewesen sind, als Vater Marx sie berief, um ihnen das Deutsche Reich ans Herz zu legen. Sie haben keine larmoyanten Sentenzen geprägt: sie haben sich auf ihren Ministerstuhl gesetzt . . . und los!

Der Wilhelm von Afghanistan

von Curt Platzmann

„Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen."

Wilhelm II. auf dem Brandenburgischen Provinziallandtag 1892

Wer kennt Amanullah Chan? Das ist der Emir von Afghanistan, einer der letzten absoluten Herrscher, die es noch gibt. Und wenn unsre Monarchisten etwa verzagen — in seinem Reich herrschen noch immer Ordnung und Untertanengeist; es ist noch immer ein Refugium für königstreue Männer von echtem Schrot und Korn.

Amanullah Chan kam, wie das in asiatischen Despotien gelegentlich vorkommen soll, durch eine kleine Schiebung auf den Thron seines Vaters, der ursprünglich den ältern Bruder, den Muin-i-Sultanah (Vertreter des Königs) Ineyatullah Chan zum Thronfolger bestimmt hatte. Als Habibullah 1919 auf Veranlassung seines Bruders, des damaligen Großwesirs Nasrullah Chan, in der Winterresidenz Jelalabad — böse Zungen wollen auch von einer Beteiligung des jetzigen Herrschers an dem Komplott wissen — kurzer Hand ermordet wurde und Nasrullah sich selbst zum Emir ausrufen ließ, da kam es einmal wieder ganz anders, als er sich die Dinge vorgestellt hatte. In Kabul, der Hauptstadt, saß Amanullah als Verwalter der Staatskasse und mit den Schlüsseln zum Arsenal in der Tasche. Aufgeputscht durch einen ehemals türkischen Offizier Sami, Pascha von eignen Gnaden, sperrte er zunächst seinen Bruder ein und ferner alle Kommunikationswege nach Jelalabad ab, sodaß Nasrullah sich nicht durchsetzen und Amanullah, hinter dem die englandfeindlichen Elemente des Landes standen, sich ohne weitres zum Herrscher des Landes machen konnte. Nasrullah wurde später vergiftet.

Den innern Schwierigkeiten glaubte der junge Emir nur durch einen Krieg gegen England begegnen zu können. Aber nach 14 Tagen wurden die Feindseligkeiten wieder eingestellt, und im Frieden von Rawalpindi gestanden die Engländer, die damals grade in der Demobilmachung begriffen waren und zu kriegerischen Unternehmungen offenbar nicht übermäßige Lust besaßen, den Afghanen zwar ihre unbestrittne Unabhängigkeit zu, stellten aber auch gleichzeitig die bis dahin gezahlten Subventionen in Höhe von 200 000 £ jährlich ein und erreichten so, daß die Afghanen sich verpflichteten, an der indischen Grenze, in Kandahar, Ghazni und Jelalabad, die Errichtung russischer Konsulate nicht zuzulassen. Dazu kamen einige kleine Grenzberichtigungen. Und nun konnte Amanullah endlich anfangen, in Ruhe zu regieren und seine Pläne in die Wirklichkeit umzusetzen.

Deren hatte er eine schwere Menge, und bis auf den heutigen Tag heckt sein Hirn tagtäglich irgendwelche neue Ideen aus — Ideen, die ein vernünftiger Mensch als Ausgeburten einer kranken Phantasie bezeichnen würde. Außenpolitisch ist bis heute, mit einer kurzen Unterbrechung Ende 1925, der Kurs gegen das von Natur ja bekanntlich perfide Albion bei-

behalten, und es zeigte sich die auffallende Tatsache, daß die Extreme sich wieder einmal fanden, daß das bolschewisierte Rußland und der absolute Monarch zusammen Hand in Hand ihr Jahrhundert in die Schranken zu fordern gesonnen waren. Tout comme chez nous, wo wir oft Völkische und Kommunisten am gleichen Strange ziehen sehen. Der erste diplomatische Vertreter, der in Kabul seinen Einzug hielt, war daher auch der Vertreter Moskaus. Daß mit ihm zusammen auch die russisch-kommunistische Propaganda erschien, daß sie in wenigen Jahren die Schaffung einer im Geheimen bestehenden und angeblich schon sehr starken republikanischen Partei schuf, rührte die Kabuler Gewalthaber wenig, denn die offiziellen Versprechungen Moskaus unter der Devise: Asien den Asiaten und Schaffung eines groß-afghanischen Reiches, das bis an den Indus und an den Indischen Ozean reichen soll, so Kaschmir wieder dem Herrschbereich Kabuls einverleibend — das alles waren zu verlockende Dinge. Dazu kam, daß Rußland Waffen und Flugzeuge lieferte, daß es die erforderlichen Flieger stellte, und daß es Ingenieure sandte, die eine neue Straße über das Hindukuschgebirge bauen sollen, und daß es auch schließlich die drahtlose Telegraphenstation in Kabul mit Russen besetzte.

Jetzt aber sollte dem Volke gezeigt werden, welch guten Emir es habe. Das System Wilhelms: absolut zu regieren und auf der andern Seite in Leutseligkeit zu machen, wurde auch das System Amanullahs. Bedauerlicherweise wirkte sich dieses System, zumal die englischen Subventionen an allen Ecken und Kanten fehlten, und der vom Vater angesammelte Staatsschatz sehr schnell zu Ende gehen drohte, zunächst einmal in maßlos erhöhten Steuern und Abgaben aus: in Bodenertragssteuern bis zu 42 Prozent, in einem monströsen Zolltarif, der nur noch die Einfuhr von Waffen, Munition und heiligen Büchern frei ließ, daneben aber auch Tabak, Opium und unzüchtige Photographien. Sehr bald machten sich denn auch in einer maßlosen Verteuerung der Lebenshaltung die Segnungen der herrlichen Zeiten bemerkbar.

Die in Angriff genommenen Projekte waren aber alles andre als geeignet, den Wohlstand der bettelarmen Bevölkerung zu heben; sie waren lediglich geeignet, den Wohlstand einiger Paladine S. M. des Emirs in gradezu phantastischer Weise zu erhöhen. Der Bau eines neuen Schlosses, und im Stile des französischen Barocks (mitten in Zentral-Asien!), der Bau eines neuen Regierungspalastes und einer Reihe von Villen im Wannseestil für die Großen des Reiches, kann man doch bei bestem Willen nicht als die Erleuchtung eines volkswirtschaftlich genialen Hirns werten, zumal der Bau in seiner Großartigkeit Summen verschlungen hat, die für Afghanistan einfach ungeheuerlich sind.

So entstand denn eine ständig wachsende Mißstimmung gegen das herrschende System, die sich endlich 1924/25 in dem sehr ernsten Aufstand der Provinz Chest entlud und den die Kabuler Zentralregierung nur mit größten Mühen zu unterdrücken in der Lage war. Die interessanten Beweggründe,

die den Aufruhr veranlaßten, sind durch die Forderungen der „Rebellen" am besten gekennzeichnet. Sie verlangten Entfernung der Fremden aus dem Lande, Einstellung des Baus der neuen Residenz und endlich die Abschaffung des vom Emir herausgegebnen weltlichen Strafgesetzbuchs. Der letzte Punkt war insofern bedeutsam, als das Vollmohammedanertum der Afghanen die Rechtsprechung nach einem weltlichen Gesetzbuch ablehnt, weil dies gottlos sei und für den wahren Muselmanen nur der Koran als oberstes Gesetz zu gelten habe. Wurde auch der Aufstand schließlich unterdrückt, so hat dennoch die Kabuler Regierung eine Reihe von Konzessionen machen müssen: ein Teil der Ausländer wurde abgebaut und das fragliche Strafgesetzbuch dahingehend revidiert, daß die Urteilsfällung heute wieder bei den meisten Delikten in das Ermessen des kanonischen Richters fällt.

Der Emir selbst überrascht zwar, wie Wilhelm der Zweite, bei dem ersten Zusammentreffen stets durch eine gewisse geistige Beweglichkeit und durch eine für ihn, der nie aus seinem Lande herausgekommen ist, stellenweise erstaunliche und schnelle Auffassungsgabe. Daß das alles nur äußrer Lack ist, hinter dem in der Wirklichkeit nichts steckt, wird dem Beobachter erst klar, wenn er sich erst einmal in die orientalische Vorstellungswelt hineingefunden hat und weiß, daß dem Orientalen die äußre Fassade Alles ist und daß er zweifellos ein diplomatisches Geschick besitzt, hinter seiner Stirn sein wahres Denken zu verbergen.

Ein persisches Sprichwort besagt, daß die Lüge, die erfreut, besser sei als die Wahrheit, die schmerzt. Dies ist der grauenhafte Zustand Afghanistans, und selbst sein Herrscher macht hiervon keine Ausnahme; die Sentenz, daß Versprechen nur Worte sind, die zu halten man nicht verpflichtet sei, stammt aus dem Privatsekretariat des Emirs.

Große Freude hat S. M. am Automobilfahren; sein Verbrauch beträgt jährlich 2 Rolls-Roycewagen. Seine zweite Liebhaberei besteht im Photographiertwerden; nie wird er einem Europäer die Bitte abschlagen, ihn knipsen zu dürfen, stets wird er sich dazu die nötige Pose erfinden, um Eindruck zu machen. Das deutsche Volk wird sich eines ähnlichen Potentaten noch entsinnen. Jener fühlt sich eben als aufgeklärter Monarch und gefällt sich gern in einer Reformatoren-Rolle wie Friedrich der Große. So hat er auch das System der Vielweiberei, dem noch sein Vater mit dreihundert Frauen huldigte, formell und nach außen hin wenigstens aufgegeben.

Wie das ganze Experiment enden wird, kann natürlich niemand wissen und voraussagen, denn nichts ist mißlicher, als im Orient Prophezeiungen zu machen. Amanullah kann eines Tages nach alter Landessitte ermordet werden, falls nicht schon vorher einer der beiden mächtigen Nachbarn eines Tages durch die Selbständigkeitsspielerei einen dicken Strich macht und S. M. entweder einen Kopf kürzer macht: das wären vermutlich die Russen — oder ihn zwangsweise in Indien ansiedelt: das wäre Seine Exzellenz der Herr Britische Vizekönig.

Das Proletariat hat versagt von Hans E. Lange

Geschäftige Zungen sind seit langem dabei, eine Legende zu bilden. In Versammlungen kann man es hören, in Gesprächen: über die Reichswehr brauchten wir uns heute nicht den Kopf zu zerbrechen, wenn sich die Arbeiterschaft seinerzeit nicht dem Rufe Noskes versagt hätte.

Flinke Federn verbreiten diese Mär und klagen den Radikalismus an, er habe durch törichte Meinung den braven Proletarier abgehalten, sich in die Reihen des neuen Heeres zu drängen. Ohne solche Quertreiberei hätten wir heute eine republikanische Armee, die sozusagen als granitner Block allen reaktionären Zermürbungsversuchen standhaft Trotz bieten würde. Und die Republikaner könnten mit Recht so schlafen, wie sie es mit Unrecht leider auch getan haben.

Wenn man das hört, wenn man das liest, könnte man wirklich auf den Gedanken kommen, die Reichswehr in ihren Anfängen, die Reichswehr zur Zeit des Kapp-Putsches, die etwa 200 000 Mann stark war, hätte in der Hauptsache aus Kommerzienratssöhnen und ähnlich bourgeoisen Elementen, aus Söhnen von Schlot- und Landjunkern bestanden. Wäre es so gewesen, hätte Geßler die Reihen seiner Myrmidonen ja nie zu säubern brauchen.

In der Tat bestand die Reichswehr, als sie aus Noskes Händen in die Geßlers überging, abgesehen vom Offizierkorps, in der überwiegenden Menge aus Proletariern, und auch das Unteroffizierkorps war zum größten Teil gut republikanisch. Die Republik kann sich gratulieren, daß es so gewesen ist! Ihr wäre sonst in den Kapptagen anders aufgespielt worden.

Der Ruf von radikaler Seite, nicht in die Reichswehr zu gehen, mag ergangen sein, aber er wurde nicht befolgt. Gedrängt haben sich die Arbeiter freilich nicht, sich wieder unter die Fuchtel jener Kaste zu begeben, die sich durch die Ereignisse des 9. November überwunden glaubten. Denn der deutsche Arbeiter ist nun einmal keine Landknechtsnatur, und das gereicht ihm ja schließlich nur zur Ehre. Aus der Lage, die ihn in das Heer trieb, machte er dann eine Tugend. Wenn Noske schon glaubte, ohne die kaiserlichen Offiziere nicht auskommen zu können, denen der proletarische Reichswehrsoldat nicht über den Weg traute — mit wie gutem Recht, haben die spätern Ereignisse gezeigt —, so war es grade dies Mißtrauen, das dem Proletarier darüber forthalf, daß er nach vierjähriger Kriegsarbeit die Waffe noch immer nicht fortlegen konnte. Er tröstete sich damit, daß die Republik, die er unter keinen Umständen wieder hergeben wollte, durch ihn gegen jeden Treubruch der Offiziere geschützt war.

Ich bin über die Entstehung der Reichswehr genau unterrichtet; ich gehörte ihr, aus der „deutschen Schutzdivision" übernommen, die ihre Werbequartiere im Januar 1919 in der Gegend von Rüdersdorf aufgeschlagen hatte, von Beginn bis August 1919 an, und ich weiß, aus welchen Kreisen

die Mannschaften stammten, die damals zu uns gekommen sind. Proletarier waren es; selbst Bauernjungen sind nicht darunter gewesen. Und viele, wohl die meisten, waren auch Mitglieder der SPD. Die Vertrauensmänner jedenfalls, die aus freier Wahl hervorgingen, waren in der Regel Sozialdemokraten, woraus man doch auf die politische Gesinnung ihrer Wähler einen sichern Schluß ziehen kann.

Allerdings waren die Methoden, die in der Reichswehr geübt wurden, schon im Sommer 1919 nicht dazu angetan, die Begeisterung der Republikaner zu erwecken. Als ich mir im Juli 1919 einfallen ließ, dem „Republikanischen Führerbund" beizutreten, wurde ich sofort gemaßregelt. Das mag man, wenn es auch schnurrig war, noch gelten lassen. Aber mein Bataillon, noch kurz vorher von dem besichtigenden General aufs höchste gelobt, wurde aufgelöst, weil man es für republikanisch völlig verseucht hielt. Eine lächerliche Maßnahme natürlich, denn die andern Truppenteile bestanden auch nicht aus monarchistischen Parteigängern, und es war nur ein Zeichen dafür, wie blind die höhern Führer waren. Aber schließlich sprach sich so etwas doch auch herum und war wirklich nicht geeignet, der Arbeiterschaft als besonderer Ansporn zu dienen, sich unter den Fahnen des Generals von Lüttwitz zu sammeln.

Dem erging es dann freilich so wie im Kriege der „Obersten Heeresleitung". Er bekam von seinen Generalen stark gefärbte Berichte. Jeder war bestrebt zu zeigen, was er für ein Kerl war, und welchen Einfluß er auf seine Truppe hatte. „Der Geist ist vorzüglich; der letzte Mann steht hinter mir; jeder Befehl wird befolgt werden."

Und da schlug Lüttwitz los. Nun ist es grundfalsch zu behaupten, der Generalstreik allein habe damals den Putsch zur Strecke gebracht. Mindestens das gleiche Verdienst haben daran die uniformierten Arbeiter in der Reichswehr, die als treue Republikaner und Staatsbürger den Mut aufbrachten, den meuternden Offizieren den Gehorsam zu versagen, ja, in manchen Garnisonen sie sogar in Haft zu nehmen. Aus allen Teilen Deutschlands liefen in der Bendlerstraße die Hiobsnachrichten von unzuverlässigen Truppen ein und lähmten die Entschlußkraft der Hochverräter. Wäre es so gewesen, wie behauptet wird, nämlich, daß sich die Proletarier Noske versagt hätten, dann hätte Lüttwitz, gestützt auf seine 200 000 Mann, leichteres Spiel gehabt. Er würde sich nicht gescheut haben, den Generalstreik durch Terror zu bekämpfen — Proben davon haben wir ja erlebt — Blutvergießen hätte eingesetzt, und wer weiß, was aus der Republik geworden wäre!

Mir liegt ein Flugblatt vor, das in jenen Sturmtagen von republikanischen Unteroffizieren hinausgeschickt worden ist:

> An die Soldaten der deutschen Republik!
>
> Kameraden!
>
> Wir Berufsoldaten haben der demokratischen, auf dem Boden der Weimarer Verfassung stehenden Regierung nicht einem Zwange folgend und mit Vorbehalt, sondern aus freiem Entschluß den Treueid geleistet.

Der gegen die Reichsregierung geführte Handstreich ist ein sinnloses, verbrecherisches Abenteuer, das wir mit Entrüstung ablehnen.

Kameraden, wir fordern Euch auf, fest hinter der verfassungsmäßigen Regierung zu stehen und den Befehlen zu folgen, die Euch Reichswehrminister Noske erteilen wird.

Wir erkennen nach wie vor nur die Regierung an, der wir Verfassungstreue geschworen haben und warten auf den Augenblick, in dem uns Reichswehrminister Noske ruft.

Der Reichswirtschaftsverband deutscher Berufssoldaten
gez. Franke gez. von Oeynhausen

Dieser Ruf erging nicht mehr. Noske selber ging, dafür kam Geßler und — kam immer wieder. Er versprach viel und hielt nichts. Im Gegenteil: seine sogenannte Entpolitisierung war nichts Andres als die Säuberung der Reichswehr von Republikanern, und fortan verschloß auch das von ihm eingeführte Rekrutierungssystem jedem Republikaner den Eintritt in das Heer, dessen Angehörige den Treueid auf die Weimarer Verfassung ablegen müssen...

Die Legende vom Versagen des Proletariers erinnert mich lebhaft an die Zeit im Felde. Da war es auch so: Wenn einmal ein Angriff gescheitert war, weil man Unmögliches verlangt hatte oder die Vorbereitung ungenügend gewesen war, dann wollte die Führung niemals schuld sein — aber der Musketier sollte versagt haben, der Musketier, dessen Kameraden draußen tot oder verstümmelt auf der Walstatt lagen, Zeugnis davon ablegend, daß die große Masse, wie immer, ihre Schuldigkeit getan hatte.

Man sollte auch dem „Unbekannten Proletarier", der für die Republik im Kampfe gegen die Reaktion gefallen ist, ein Grabmal errichten. Vor dieser stummen Anklage würden in Zukunft alle ungerechtfertigten Angriffe schweigen.

Das Wichtigste von Rudolf Leonhard

„Ich weiß", sagte, die Hand auf seinem neuen Buche, der Schriftsteller, „daß jeder junge Arbeiter, der Streikzettel herumträgt, heute wichtiger ist als ich und, im aktuellen Sinne mindestens, Wichtigeres leistet. Da ich es aber weiß, muß ich mich entschließen, meine Leistung zu leisten, ob sie wichtig oder unwichtig ist. Auch auf die universalste Leistung hin muß man resignieren; diese einzige Resignation, die auf die Universalität, nehme ich hin — und gehe daran, mein Werk zu leisten, grade angesichts des jungen Arbeiters, der seins leistet. Mag er auch im aktuellen Sinne meins unterschätzen — je mehr ich meins leiste wie er seins, desto ähnlicher an Wert, auch im aktuellen Sinne, werden sie einander sein."

Sind gemeinsame Aktionen möglich?

von Georg Ledebour

Meine Darlegungen in der ‚Weltbühne' vom 15. März, daß der deutschen Arbeiterschaft aus gemeinsamen Aktionen die Einigung erwachsen muß, deren sie zur Niederzwingung der fascistischen Reaktion und zur Erkämpfung ihres sozialistischen Endziels dringend bedarf, sind verschiedentlich bemängelt worden. Der ‚Vorwärts' sucht Vorkommnisse in einer Versammlung zu dem Beweis auszunutzen, daß man mit Kommunisten überhaupt keine gemeinsamen Aktionen machen könne. Zu diesem Zweck entstellt das Organ des sozialdemokratischen Parteivorstandes zunächst den Sinn meiner Ausführungen so:

„Der alte Georg Ledebour hat letzthin in der ‚Weltbühne' als Mittel zur Überwindung der Spaltung der deutschen Arbeiterklasse gemeinsame Aktionen empfohlen, denen er gradezu Wunderwirkung zuschreibt. Da Ledebour ein Gegner brutaler Gewalt ist, kann er unter solchen Aktionen nur Versammlungen und friedliche Umzüge verstehen, und natürlich können sie nur für Ziele veranstaltet werden, die beiden Teilen der sozialistischen Bewegung gemeinsam sind, also in erster Linie zur Abwehr reaktionärer Versuche."

Nichts, aber auch garnichts rechtfertigt die Behauptung des ‚Vorwärts', daß ich unter den von mir empfohlenen Aktionen „nur Versammlungen und friedliche Umzüge" gemeint haben könne. Schon meine politische Betätigung während der Kriegs- und Revolutionszeit müßte mich gegen eine solche Unterstellung schützen, denn ich habe auch damals schon darauf hingewirkt, die gewalttätige Reaktion mit Gewalt abzuwehren und niederzuzwingen. Stand ich doch schließlich wegen solcher revolutionärer Betätigung gegenüber der Noske-Reaktion fünf Wochen vor dem Schwurgericht. Alles Das ist den Vorwärts-Redakteuren hinreichend bekannt, denn sie standen damals auf der reaktionären Seite der Barrikade. Ihre Umdeutung meiner Worte ist also nicht gutgläubig.

Obendrein war ja grade das eine Beispiel gemeinsamer Aktionen, auf das ich in der ‚Weltbühne' hinwies: der Massenstreik zur Verhinderung von Truppentransporten nach Übersee und zur Beendigung von Kolonialkriegen überhaupt. Ich habe einem solchen Beschluß auf dem Kolonialkongreß in Brüssel zur Annahme verholfen, und jetzt drängt die Entwicklung der Dinge in China immer mehr zu seiner Durchführung. Streiks sind die wichtigsten Kampfmittel, die ich bei meiner Empfehlung gemeinsamer Aktionen ins Auge fasse.

Es gibt allerdings „brutale" Gewalttaten, die ich verabscheue, so die Abschlachtung wehrloser Gefangener durch die Noske-Söldner, so die Niederschießung friedlicher Demonstranten vor dem Reichstag auf Befehl des sozialdemokratischen Ministers Wolfgang Heine im Januar 1920. Und damit komme ich zu den weitern absurden Beweisführungen des ‚Vorwärts' dafür, daß man mit den Kommunisten nicht gemeinsame Aktionen machen könne.

Der ‚Vorwärts' behauptet, am 1. April sei „die Probe auf das Exempel gemacht" worden. Um gegen das reaktionäre Jugendschutzgesetz zu protestieren, hätte der „Reichsausschuß kultureller Verbände" eine allgemein zugängliche Versammlung einberufen, in der der ehemalige Minister Wolfgang Heine referiert hätte. Das Auftreten von Kommunisten gegen ihn habe zu argen Zusammenstößen geführt. Daraus schlußfolgert dann das Blatt, „mit solchen Leuten" könne man keine gemeinsame Aktionen machen.

Dazu ist zu bemerken: Eine vom „Reichsausschuß kultureller Verbände" einseitig einberufene Versammlung kann keineswegs als eine gemeinsame Aktion verschiedener Richtungen auch nur kulturfortschrittlichen Charakters ausgegeben werden; denn jener Reichsausschuß wurde ausdrücklich von sozialdemokratischen Funktionären ins Leben gerufen, um den Anschluß auch sozialdemokratischer Arbeiter an die „Arbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände der Deutschen Republik" zu hintertreiben. Wenn nun aber gar jener sozialdemokratische Reichsausschuß den ehemaligen Minister Wolfgang Heine als Referenten in einer öffentlichen Versammlung präsentiert, so muß das wie eine Provokation auf Alle wirken, die Heines reaktionäre Tätigkeit für verderblich halten. Heine hat ja dann auch obendrein Zeitungsberichten zufolge den Vorhaltungen eines Kommunisten gegenüber ausdrücklich betont: „Ich bin stolz darauf, euch mit Noske zusammen bekämpft zu haben." Jene Versammlung am 1. April war also das Gegenteil einer gemeinsamen Aktion. Der ‚Vorwärts'-Kommentar beweist nur aufs Neue, welche Widerstände wir bei Herbeiführung wahrhaft gemeinsamer Aktionen zu überwinden haben.

Auch von andern Gesichtspunkten aus wird meine Aufforderung zu gemeinsamen Aktionen bemängelt. Die Lethargie, in die die deutschen Arbeiter durch die wirtschaftliche Depression und die politische Reaktion während der letzten Jahre versetzt wurden, hat die pessimistische Auffassung zur Folge gehabt, daß auf Jahrzehnte hinaus von ihnen keine ernstliche Gegenwehr zu erwarten sei. Nun kann niemand mehr als ich beklagen, daß sich die deutschen Arbeiter die Revolution haben verpfuschen lassen. Es liegen aber jetzt schon Anzeichen vor, daß der Tiefstand der Arbeiterbewegung überwunden ist. Die Brutalität der siegessichern Kapitalistenklassen hat ihrerseits aufrüttelnd gewirkt. Der Überfall einer bewaffneten Fascistenbande in zwanzigfacher Übermacht im Bahnhof Lichterfelde-Ost auf heimkehrende Rotfrontkämpfer, die von der Polizei unbeschützt gelassen wurden, hat gezeigt, was der Stahlhelm mit seinem Massenaufmarsch in Berlin am 8. Mai „gegen das rote Gesindel" bezweckt. Immer mehr schwellen die Arbeiterscharen an, die zur Abwehr bereit sind.

Gleichzeitig haben die Bürgerblockparteien im Reichstag, in unerhörter Nichtachtung der parlamentarischen Begründungsverpflichtung, am 8. April das Arbeitszeitgesetz durchgepeitscht, das die Wiederherstellung des Achtstundentages unmöglich machen soll. Selbst der übervorsichtige Vorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes hatte des-

halb schon vorher die Arbeiter aufgefordert, sich selbst den Achtstundentag zurückzuerobern. Das ist bei weitem nicht genug. Denn Pflicht des ADGB wäre es, die gemeinsame Wiedererringung des Achtstundentages durch gemeinsame Aktionen aller Gewerkschaften zu organisieren. Aber es ist doch ein Anfang. Die Mitteilungen mehren sich, daß Einzelbetriebe entschlossen sind, auf eigne Faust den Kampf aufzunehmen. Von allen entschlossenen Vorkämpfern der Arbeiterschaft muß aber jetzt auf Gesamtaktionen zur Wiedererringung des Achtstundentages hingearbeitet werden. Wer das pessimistisch benörgelt, betätigt sich durch seine Entmutigungsbemühungen nur als Helfershelfer der kapitalistischen und fascistischen Reaktionäre.

Eine internationale Parallele von größter Bedeutung erhalten diese deutschen Gewerkschaftskämpfe in England. Angeregt durch die Erfahrungen beim vorigen Bergarbeiterstreik und neuerdings angetrieben durch die Bewegung für Verhinderung eines Kolonialkrieges gegen China, hat die englische Regierung einen Gesetzentwurf eingebracht, der den politischen Massenstreik überhaupt unmöglich machen soll, aber auch sonst die Gewerkschaften auf Schritt und Tritt in der Verfolgung ihrer rein wirtschaftlichen Ziele lähmen würde. Die Empörung darüber peitscht die englischen Arbeiter zu gemeinsamen Aktionen größten Stils auf. Sie sind sich auch völlig klar darüber, daß sie sich nicht auf die parlamentarische Abwehr allein verlassen können. Als Auftakt zu außerparlamentarischen Aktionen hat die Gewerkschaftsleitung schon einen eintägigen Demonstrationsstreik für den 1. Mai ins Auge gefaßt. Alle diese Vorgänge bestätigen aufs neue, daß die englischen Arbeiter gegenwärtig die Vorhut der Arbeiterbewegung in Westeuropa bilden. Doch wird zweifellos ihr Vormarsch rückwirkend auch die deutsche Arbeiterbewegung beleben. Nicht nur möglich sind gemeinsame Aktionen, sie sind eine brennende Gegenwartsforderung. Vorwärts also, allen kleinmütigen Bemängelungen und allen Widerständen zum Trotz —!

Deutsche Richter von Ignaz Wrobel

II.

Amnestie —! Amnestie —!

Wir haben hier die Unzulänglichkeit des deutschen Richters betrachtet und wollen heute über die Folgen seines Kastengeistes sprechen.

Ich glaube nicht, daß die Urteile in sogenannten unpolitischen Strafsachen, die von deutschen Richtern gefällt werden, um sehr viel schlimmer sind, als in andern Ländern auch. Ihre moralischen Begründungen aber spotten jeder Beschreibung.

Der Grundfehler des Verhaltens der deutschen Richter, deren seelische Struktur, so wie sie da ist, von uns abgelehnt wird, liegt in der völlig abwegigen Vorstellung von dem, was sie Strafrecht nennen. Es gibt kein staatliches Recht des Strafens. Es gibt nur das Recht der Gesellschaft, sich gegen Menschen,

die ihre Ordnung gefährden, zu sichern. Alles andre ist Sadismus, Klassenkampf, dummdreiste Anmaßung göttlichen Wesens, tiefste Ungerechtigkeit. Und das noch umhüllt von den verlogenen Sätzen einer Scheindemokratie.

Besteht man die Nervenprobe, einer deutschen Gerichtsverhandlung beizuwohnen: mit dem überheblichen Ton des Richters, der verächtlichen Behandlung der Verteidiger, die zum Teil selber daran schuld sind, der Primadonnenrolle des Staatsanwalts und der Ungezogenheit der Gerichtsdiener —, so ist man versucht, jeder ethischen Reflexion des Richters ein „Eben nicht!" überzuziehen. Die dort geäußerten sittlichen Maximen stehen auf dem Niveau eines mittleren Konfirmandenunterrichts und muffen nach Kaserne, kleiner Beamtenwohnung und Pastorenehe. Da trägt der Bestohlene einen Teil der Schuld, wenn er es dem Dieb „durch leichtsinniges Herumliegenlassen seiner Sachen" leicht gemacht hat; da ist der außereheliche Verkehr unsittlich und belastet jeden Angeklagten; da ist der Mangel deutscher Staatsangehörigkeit ein strafverschärfender Umstand, wie überhaupt bei der Motivierung von Urteilen die Zeile jenes Trinkliedes herangezogen werden kann, die da fragt, warum man trinken soll: „Siebentens: jeder andre Grund": Psychoanalyse, sexuale Forschung aller Grade, sie können hundertmal hohle Tempelsäulen umgestoßen haben — das gilt nur außerhalb der Gerichtsgebäude.

Man muß hören, wie Staatsanwälte ums Verrecken nicht Frau Graßmann, sondern immer „die Graßmann" sagen, man muß hören, wie Richter mit Angeklagten umgehen, um zu ermessen, aus welcher Öffnung diese trübe Justizquelle fließt. Man muß sehen, wie etwa Polizeibeamte von den Richtern noch aufgereizt werden, das Publikum so schlecht wie möglich zu behandeln; man muß hören, wie „Widerstand" nicht nur als Delikt, sondern als Sakrileg geahndet wird. Man muß die sublime oder blödeste Beeinflussung der Zeugen durch suggestive Fragen hören: wie die Antwort in die Zeugen hineingepreßt wird, wie unbequeme Zeugen vom Staatsanwalt in ungehöriger Form angefahren werden, wie der Richter mit ihnen umspringt, wie keiner das oberste Gesetz einer Vernehmung kennt: den Mund zu halten und zuzuhören. Sie haben ja auch wenig wahre Opposition. Gewohnt, mit gerissnen Verteidigern zu tun zu haben, die die ehernen Gesetze der Taktik befolgen: bei vollendetem Mord den Getöteten als ein Scheusal hinzustellen, bei versuchtem Mord von dem noch lebenden Opfer nett zu sprechen, historisches Überbleibsel des germanischen Wergeld-Prinzips; gewohnt, immer nur mit Menschen zu diskutieren, die unter grundsätzlicher Anerkennung der richterlichen Macht sie nur umgehen wollen, denken diese Richter über die Basis dessen, was sie tun, überhaupt nicht mehr nach. Kleine Funktionäre biegen das Leben nach den Begriffen des Strafgesetzes zu, und man fragt sich selbst in Berlin oft, wo diese Menschen eigentlich ihre Freizeit zubringen und ob sie denn gar nicht wissen, wie es draußen in der Welt wirklich zugeht, und was des Landes der Brauch ist. Blick auf die Uhr — halb eins! fertig werden, fertig werden.

Man nehme noch den Wahnwitz hinzu, der da die Richter glauben läßt, ein Freispruch sei nicht nur eine Niederlage des Staatsanwalts. Verurteilt, verurteilt muß sein. Derselbe Richter, der hundertmal an den schematisch gefaßten „Eröffnungsbeschlüssen" mitgewirkt hat, glaubt beim Anblick seines Angeklagten ernsthaft, „irgendetwas müsse schon an der Sache dran sein, denn sonst säße der Kerl ja nicht hier!" Von den anfechtbaren Vernehmungsmethoden von Polizei, Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichtern während des Vorverfahrens, von dem stillen, zähen und kleinlichen Feldzug, der da gegen Angeschuldigte und Angeklagte im mittelalterlichen Düster geführt wird, weiß er nichts; nichts von der Wehrlosigkeit, in der Ungeübte im Frühstudium solcher „Rechtsvorgänge" zappeln; nichts vom bösartigen Ausschluß der Verteidiger, denen man die Akteneinsicht so schwer wie möglich macht . . . Davon ist unserm Richter nichts bekannt. Auch nichts von der Wirkung der Strafen, die er verhängt: ich bestreite, daß es mehr als dreißig Strafrichter in Berlin gibt, die überhaupt begreifen, welch Unterschied zwischen den drei und vier Jahren Zuchthaus ist, die sie täglich verhängen. Was wissen denn die Talare vom Strafvollzug —? Das, was im Examen darüber gefragt wird. Gar nichts.

Der deutsche Richter hat sich aus der Seele seiner Kaste und der Lebensanschauung seiner Gruppe einen Ideal-Angeklagten konstruiert: den artigen. Dieses Fibelvorbild, das da vorgestellt wird, beherrscht den gesamten deutschen Strafprozeß, bis herauf zum Reichsgericht. „Der gute Sohn, der seine Mutter unterstützt"; „der verheiratete Mann, der mit einer Frauensperson eine Reise nach London unternimmt" — diese verlognen Lebensbilder, die da aufgerollt werden, stehen durchaus auf dem Niveau ihrer Hersteller. Kleine Leute, kleine Leute. Die tiefste Sexualmoral: die des Neides; die platteste Anschauung von Motiven — das regiert. Richterliche Sittenzeugnisse sehen meist aus wie Dienstzeugnisse für einen Kuhknecht, dessen Treue, Arbeitsamkeit und Bescheidenheit von einer Gutsherrschaft gerühmt werden, die diese nützlichen Eigenschaften sehr von oben herab, wohlwollend und streng feststellt. Die Tatsache, daß ein des Mordes Verdächtiger nachts liest, am Tage schläft und zwei Geliebte zu gleicher Zeit hat, dürfte den Mann ziemlich erledigen. Dergleichen wiegt schwerer als alle Indizien, die ihm vorgehalten werden. Er hat sich — und das scheint mir das Allerschlimmste — gegen diese Anwürfe auch noch zu verteidigen. Es sind Straftaten, die ihm so vorgeworfen werden; von der Seite des Verteidigers fällt kein Wort und darf aus taktischen Gründen keines fallen, das grundsätzlich die Berechtigung des Richters zu solchen Moralausflügen bestreitet und grade die sittliche Ebene, auf der das Tribunal hockt, zerschlägt. Artig soll der Angeklagte sein, ein Untertan, ein Fibelkind, und in den Augen jenen hündischen Ausdruck, mit dem deutsche Soldaten vor ihren Schindern stramm stehen mußten. Hände an die Hosennaht! Stehlen darfst du.

Etwas ganz und gar Grausliches, wenn die „akademische Bildung" einem falsch deutsch sprechenden, einem unbeholfen nach Worten suchenden Angeklagten gegenübergestellt wird — wenn teutonisch geredet wird, in albernen und billigen Phrasen, mild stiefväterlich, stets die Burschenschaft oder den Stammtisch als imaginären Zuhörer ... das geht bis zum geschmacklosen Hohn, bis zu kindischen Feststellungen, die nicht zur Sache gehören und für die so ein Richter aus dem Amt gejagt werden müßte. Und aus alledem spricht immer, immer: „Wozu halte ich mich eigentlich so lange mit Ihnen auf? Mein Urteil ist längst fertig." Worauf zu antworten: Also warum überhaupt noch die Verhandlung? Warum nicht eine Postkarte mit dem Urteil frei ins Haus gestellt? Und eine Gegenfrage: Warum wirst du überhaupt Richter, wenn es dich langweilt, zuzuhören; wenn es dich reizt, daß sich Leute verteidigen; wenn es dich ekelt, dich mit ihnen abzugeben?

Fassungslos das Staunen, daß es Diebe und Mörder gibt — wie falsch klingt der Schall über dem Kopf zusammengeschlagener Hände, welche Verworfenheit, wie konnten Sie! ... als sei es das erste Mal, daß in einer Großstadt eingebrochen, gestohlen, vergewaltigt, betrogen wird. Immer wieder fällt ein gewisser Richtertypus aus allen Himmeln der Wohlanständigkeit. Auszubaden hat das Erstaunen der Angeklagte.

Ein deutliches Symptom der Klassenauswahl und des Gruppengeistes ist die Stellung des deutschen Richters zu jeder Autorität. Man betrachte sich tausend Strafprozesse: man kann darauf schwören, daß sich der deutsche Richter in allen, in ausnahmslos allen Fällen, der Autorität annimmt und nicht nur der staatlichen; daß er dem, der auch nur irgend eine vermeintliche oder wirkliche Autorität ausübt, volles Recht gibt. Noch die schlimmsten Mißbräuche und Ausschreitungen wird er entschuldigen, wenn es sich nur um einen „Vorgesetzten" handelt. Ein Gutsknecht zerschlägt seinen Peitschenstock auf dem Rücken des Hütejungen: da kann ein deutscher Richter nichts machen oder doch nur wenig: denn wohin kämen wir, wenn der „Oberaufseher" dem „Unteraufseher" nicht beibrächte, daß es eine soziale Stufenleiter in Deutschland gibt? Man sehe sich daraufhin die Strafprozesse an, und man wird finden, daß in fast allen Fällen immer der „Vorgesetzte" Recht bekommt.

Daher auch die schmählich milden Urteile in allen Kindesmißhandlungsprozessen. „Die väterliche Autorität" ... eben weil diese sehr diskutable Autorität mißbraucht wurde, sollte ein unmenschliches Elternpaar, eine Megäre von prügelnder Mutter für so viele Jahre im Zuchthaus sitzen, wie das geschlagne Kind Tränen geweint hat. Je engstirniger, je kleiner, je schmalhorizontiger der Standpunkt eines Menschen ist — um so unnachgiebiger wird er vertreten. Und was so maßlos in diesen kleinen Prozessen, wo sich die Richterschaft überhaupt nicht kontrolliert fühlt, reizt, ist die Überheblichkeit des Tones. „Sie hätten —", „Sie sind ein ganz ..." Aber der Richter irrt sich. Er ist gar nicht berufen, sittliche Urteile abzugeben, zu denen er unter den heutigen Verhältnissen weder qualifiziert noch legitimiert ist. Niemand hat ihn nach seiner unmaßgeblichen Mei-

nung gefragt. Er soll die Gesellschaft schützen — er hat nichts zu strafen.

Nun ist nicht einmal Berlin für die Beurteilung des deutschen Richterstandes sehr maßgeblich. In einer großen Stadt sind bei aller Grauenhaftigkeit die Umgangsformen der Richter, Milieu und Luft doch ein klein wenig menschlicher; das Verfahren ist mitunter wenigstens einigermaßen liberal, wenn nicht in der Sache, so doch in der Form. Auch sind die Erfahrungen von Publizisten, bekannten Männern, Politikern, die die vor Gericht gemacht haben, nicht sehr wesentlich, weil da die Möglichkeit der öffentlichen Beschwerde besteht, sodaß ein ausgesprochen ungehöriges Verhalten der Richter in solchen Fällen — unter dem Kaisertum — Ausnahmefälle waren. Seit 1918, in dieser Republik, bei dieser politischen Opposition genieren sich die Herren weniger.

Wir haben gesehen, daß die phychologisch und menschlich verfehlte Prozeßführung des deutschen Richters aus seiner Gruppenauslese herzuleiten ist, und es kann niemals besser werden, wenn Vorbildung und soziologische Auswahl nicht von Grund auf geändert werden. Angemerkt mag sein, daß der heutige Typus noch Gold ist gegen jenen, der im Jahre 1940 Richter sein wird. Dieses verhetzte Kleinbürgertum, das heute auf den Universitäten randaliert, ist gefühlskälter und erbarmungsloser als selbst die vertrockneten alten Herren, die wir zu bekämpfen haben. Während in der alten Generation noch sehr oft ein Schuß Liberalismus, ein Schuß Bordeaux-Gemütlichkeit anzutreffen ist, ein gewisser Humor, der doch wenigstens manchmal mit sich reden läßt, da lassen die kalten glasierten Fischaugen der Freikorpsstudenten aus den Nachkriegstagen erfreuliche Aspekte aufsteigen: wenn diese Jungen einmal ihre Talare anziehen, werden unsre Kinder etwas erleben. Ihr Mangel an Rechtsgefühl ist vollkommen.

Ich fasse zusammen:

Die Kaste, aus der sich der deutsche Richterstand rekrutiert, repräsentiert nicht dasjenige Deutschtum, das etwa von Goethe über Beethoven bis Hauptmann jene Elemente enthält, um deretwillen wir das Land lieben, um deretwillen wir gern deutsch sprechen, um deretwillen wir der geistigen Einheit Deutschland angehören. Der Richterstand, so wie er da ist, repräsentiert einen klassenmäßigen Ausschnitt aus dem Lande, das Resultat einer Auswahl von Menschen, die ich nicht für berechtigt halte, im Namen des Volkes Recht zu sprechen: sie sollten es in ihrem eignen tun. Satz für Satz, Begründung für Begründung, Idee für Idee sind ihre in den Urteilen niedergelegten Anschauungen bekämpfenswert, widerlegbar, zu verwerfen. Ihr subjektiv guter Glaube ist in vielen Fällen zuzugeben: die Wirkung ihrer Tätigkeit halte ich für unheilvoll.

Gibt es keine Gegenwehr? Es gibt nur eine große, wirksame, ernste: Den antidemokratischen, hohnlachenden, für die Idee der Gerechtigkeit bewußt ungerechten Klassenkampf.

Es gibt einige kleine Mittel, Vorschläge, Pillen und Mixturen für jene unheilbare Krankheit. Darüber wollen wir uns das nächste Mal unterhalten.

Vollmer von S. J.

Er wird sechzig Jahre alt und hat davon fünfunddreißig Jahre unsrer Stadt geschenkt, ohne aus einem Königsberger ein Berliner zu werden. Aber es wäre auch nicht mehr möglich, seinem reinen Hochdeutsch die ostpreußische Heimat anzuhören. Beides ist bezeichnend. Gleich seinem Landsmann Matkowsky ist Vollmer in seiner Kunst über Zeit und Ort erhaben. Das klingt bei Matkowsky ebenso selbstverständlich, wie bei Vollmer paradox. Der ist ja auch wirklich, wenn man Schlagworte nötig hat, Naturalist von jeher gewesen und bis heute geblieben; aber er ist es niemals mit selbständiger programmatischer Betonung oder in blinder Gefolgschaft einer literarischen Richtung gewesen, sondern immer nur wie ein Komiker, der seinem ganzen Wesen nach aus Tag und Gegenwart und Umwelt schöpft. Selbst in einer stockidealistischen Schule und an dem pathetischsten Hoftheater ist der Komiker bereits an sich der Naturalist. Wäre Vollmer nichts als ein solcher Komiker, so hätte Berlin, das räsonnierende und ironisierende Berlin, nicht spurlos an ihm vorübergehen können. Allein er ist doch mehr. Der Tropfen blauen Bluts, der von der Mutter in ihm ist, hat ihn vor plebejischer Anpassungsfähigkeit geschützt und ihn mit einer aristokratischen Selbstbehauptung begabt, die er der umformenden Macht dieser Stadt nicht minder als den verderblichen Einflüssen ihres Königlichen Schauspielhauses entgegenzusetzen gewußt hat. Die Musik des Vaters aber ist auf den Sohn als Lyrik gekommen. Wenn Komik lyrisch wird, so entsteht Humor. Man kann es auch umgekehrt sagen: Arthur Vollmer ist überreich an Gefühl, das nicht sentimental und unfrei bleibt, sondern durch Lächeln oder Lachen groß und frei wird.

Um als bloßer Komiker zu wirken, muß Vollmer alle seine Schönheiten verhängen und verschminken. Er muß seine adlig schlanke Gestalt zusammenkrümmen zu hinfällig schlurfender Greisenhaftigkeit, muß seinen feingeformten, liebenswürdigen, fast frauenhaft weichen Mund bärtig verkleben oder durch Zahnlosigkeit verunstalten, muß den klaren Blick seiner gütigen Augen zu schlauem Grinsen oder blödem Glotzen verstellen und muß seine schmalgliedrigen, zartgeäderten, unendlich ausdrucksvollen Hände ganz verstecken. So entstehen Chargen des Alters, Wackelköpfe und Runzelstirnen, wie früher Chargen der Jugend, freche Gecken und schüchterne Liebhaber, entstanden sind. Ihnen allen, die sich stets bis auf die unscheinbarsten Züge voneinander unterschieden haben, war und ist die vollendete Sauberkeit der Arbeit gemeinsam. Eine überströmende Fülle von schauspielerischen Einfällen ist in scharfe Konturen gebändigt, die aber schließlich irgendwie verzerrende Konturen werden. Es ist nämlich Vollmern zwar möglich, eine

Gestaltung als naturalistischer Komiker zu beginnen; aber es ist ihm fast niemals möglich, sie auch so zu enden. Die Lustigkeit, die in ihm steckt, ist zu schwelgerisch, um nicht an einem bestimmten Punkte in den Bereich einer üppigen, farbigen, erlösenden Phantastik zu langen. Wenn dieser Trieb entfesselt ist, dann ist dem Schauspieler, dessen meisterliche Sprechkunst im übrigen auch noch aus der wahrhaft guten alten Zeit stammt, kein Dichterwort mehr heilig. Von Anfang an ist er denn auch um seiner willkürlichen Textbehandlung willen getadelt worden. Wie pedantisch war das! Er mußte einer Unzahl seichter Eintagsautoren so viel aus Eigenem geben, daß er sich an den paar Poeten des versteinerten Hoftheaterrepertoirs immerhin ein bißchen bereichern durfte. Was schadete es ihnen! Vollmer warf Holzapfels Sätze kunterbunt durcheinanderander, dichtete neue hinzu, war ganz und gar nicht bureaukratisch zuverlässig und hatte weiter nichts als Phantasie und Humor. Das aber genügte, um uns über die ganze unzulängliche Umgebung hinweg einen Blick in die Shakespearewelt zu öffnen, so weit und tief, daß ein frommer Schauder vor der Macht des Genies das Gelächter dämpfte.

Dieses mimische Genie ist darum Shakespeare am verwandtesten, weil es vor dem kleinen Menschenvolk nicht kritisch, sondern voller Liebe und Verständnis steht. Vollmer macht noch den ärmsten Teufel, wenn nur jemals ein Dichterauge auf ihm geruht hat, und manchmal auch ohne daß dies der Fall gewesen ist, zum Bruder von uns allen. Pistol und Gobbo, Bleichenwang und Autolykus, Totengräber und Zettel, Dromio und Peter, Pförtner und Stephano, Schaal oder Stille: das sind zwar meistens spaßhafte Personen von äußerster Drastik; aber wenn es in ihnen oder in andern Figuren eine Stelle gibt, wo ein Ernst, ein Schmerz, eine Vergangenheit, die Ahnung eines Schicksals leise durchschimmern kann, so ist es sicher, daß Vollmer unmerklich den Finger auf diese Stelle legt, daß er durch ein Zucken der Mundwinkel, durch ein Brechen der Stimme, durch einen schwermütigen Blick, durch eine hülflose Handbewegung für einen Moment diejenige Tragik aufblitzen läßt, die er in seinem Naturell, als in dem Naturell eines wahren Humoristen, neben der Komik vorfindet. Ja, er stirbt sogar, ohne von uns ins Jenseits gelächelt zu werden, nachdem er als Polonius so weisheitsvoll wie närrisch gelebt hat; und sein Malvolio wäre kein unwürdigerer Todeskandidat, wenn Shakespeare ihm nach dem Leben getrachtet hätte. Malvolio ist vielmehr die großartigste Leistung des ältern Vollmer. Ganz sachlich und von seinem Amte voll steht dieser Diener neben seiner Herrin. Zur Heiterkeit ist gar kein Anlaß. So soll es sein und wird doch niemals so gemacht. Der landesübliche Malvolio kann die Drolligkeit nicht bei sich halten. In Wahrheit wird der Kauz nicht eher komisch, als bis die

Fopperei beginnt. Da muß man Vollmer sehen. Er liest Marias Brief. Hierbei verraten sämtliche Malvolios durch Augenzwinkern dem Parkett, daß sie den Schwindel merken. Vor solchem Unverstand sind wir bei Vollmer sicher. Eine unsagbar lustige Veränderung geht langsam mit ihm vor. Der Domestik wird Männchen. Der pflichtgetreue Beamte, der die übrige Dienerschaft bis dahin nur durch seine Superklugheit und Salbungsvöllerei gereizt haben kann, wird jetzt, erst jetzt eitel und albern, ein Kinderspott, ein phantastisches Rindvieh. Es ist der grade Weg zum Wahnsinn, zur unverschuldeten Tragik des ausgewechselten Ich — oder zur Karikatur. Vollmer bleibt, mit unbeirrbarem Instinkt, dem einen wie dem andern Extrem fern. Er schöpft mühelos den burlesken Gehalt der Situationen aus und hat dennoch bei der Entdeckung des Betrugs einen Schrei der müdgequälten Kreatur, einen Trotz und Ekel der Gebärde, eine jähe, wilde Wendung, so ergreifend, daß er damit seine Plagegeister solange ins Unrecht setzt, bis Shakespeare das Gleichgewicht wiederherstellt.

Der Schöpfer solcher Gebilde wird sechzig Jahre alt und hat davon fünfunddreißig Jahre unsrer Stadt geschenkt, ohne im Grunde durchgedrungen zu sein. Es läge nichts daran, daß die meisten ständigen Premierenbesucher des Deutschen und des Lessing-Theaters diesen Vollmer nie gesehen haben, wenn es nur ihr Schaden wäre. Aber es ist auch unser Schaden, weil er durch den Ungeschmack, die Unkenntnis und die Gleichgültigkeit derjenigen Schichten, die durch ihre numerische und ihre materielle Übermacht seine Wege hätten lenken können, um das letzte Stadium seiner Entwicklung gebracht worden ist. Er ist in dem Erbbegräbnis am Gendarmenmarkt geblieben, aus dem er schon vor zwanzig Jahren hätte herausgerissen werden müssen. So ist er, so sind wir um die höchsten Aufgaben seiner Kunst betrogen worden. Er hätte den Geist und die Spannweite für Falstaff und Adam, das Nervensystem und die differenzierte Technik für Crampton und Hjalmar Ekdal nicht bloß gehabt, sondern hätte sie heute nicht minder. Man läßt ihn, aus unerforschlicher Weisheit, in der Brache. Aber wenn ich an diesem Tage für das Geburtstagskind und für mich, als einen seiner getreuesten und dankbarsten Gratulanten, einen Wunsch äußern darf, so sage ich von den vier größten Vollmerrollen mit Theodor Fontanes Worten: Ja, das möcht' ich noch erleben!

4. März 1909

Arthur Vollmer, den S. J. so geliebt hat, daß er diesen Aufsatz über ihn mit dem Portrait des Jubilars schmückte — erstes und einziges Bild in der Weltbühne — Arthur Vollmer war „Hofbeamter". Er hatte keinen Anspruch auf Pension und war auf die kleine Unterstützung des preußischen Staats angewiesen, der getan hat, was er tun konnte. Sehr viel war das nicht. Arthur Vollmer ist in sehr bedrückten Verhältnissen gestorben. Er hinterläßt eine hochbetagte Witwe.

Liberty begins at home

Spottet ja nicht des Kindes, wenn es mit Peitsch und Sporn
Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt!
Denn ihr Deutschen, auch ihr seid
Tatenarm und gedankenvoll.

Hölderlin

Denkst du daran, mein tapferer Lagienka, wie die Biedermeier-Damen, süßlichen Lindenblütentees voll, polnische Freiheitshelden am Spinett in Liedern beschluchzten? Sie taten es genau so wehmütig, wie sie ein Dezennium vorher Alexander Ypsilanti, den griechischen Freiheitskämpfer, hinreißend angesungen hatten.

Und die Deutschen begeisterten sich für die Unabhängigkeitskämpfer in Irland, für die Unterdrückten in der Schweiz und in Tirol, und bis zu den Negern erstreckte sich eine heiße Sehnsucht für die Freiheit der andern: Onkel Toms Hütte war stets so recht ein Buch für die deutsche Frau, deren deutscher Mann zur Abendstunde, wenn die heimische Knute am Herd hing, gern um den Stammtisch von der Freiheit dröhnte. Zuletzt, vor dem Krieg, waren es die Buren, die auch den Kleinbürger Ludwig Thoma zu trutz'gem Dräuen veranlaßt hatten, er befand sich da in der guten Gesellschaft von Dahn und seinem Kaiser, dem er später half, fremden Sklaven die Begriffe von deutscher Freiheit beizubringen.

Zur Zeit sind wir für die Chinesen, und zwar nicht in sauberer Erkenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge, nicht in verständlichem Kameradschaftsgefühl echter Revolutionäre für echte Revolutionäre —: der Beifall schon gilt für die Tat, und die ganze Ohnmacht überdisziplinierter Menschen, die nicht wagen, auch nur ihren Verbandskassierer zu entfernen, weil der doch schon so lange da ist, flüchtet nach Osten. Unsre Richter in Moabit? Nieder mit den Fremden in Schanghai! Es lebe die Weltrevolution!

Die deutschen Sozialdemokraten aber befinden sich augenblicklich in staatsbejahender Opposition. Wie sagt der Bürger? „Mein Haus habe ich mir immer rein gehalten —!"

K. T.

Den Polen

Sie fliehn die Heimat — Weinst du, Polonia,
Ob deiner Söhne. Schicksal? — O weine nicht!
Am Ufer empfangen sie Bruderarme.

Seid mir gegrüßt! Den blutigen Riesenkampf
Schlugt ihr, wie Sparta einst bei Thermopylä;
Der Löw' umringt vom Schwarm der Tiger,
Stürzte so viel' und erlag der Menge.

Seht dort die Purpurwolke! — Sobiesky winkt
Von ihr, und Kosciusko die Helden, euch:
Nach Westen fällt ihr ernster Blick, und
Freudiger jetzt nach dem Ostgestade.

Auch lächelnd schaun sie nieder auf unsern Strand,
Und segnen Deutschlands biedere Herzen, die
Voll hohen Mitgefühls, der Braven
Los an dem heimischen Herde lindern.

Karl Geib

An die Polen

Aber da es ist nun so geworden,
Da das Schwert, der eh'rne Würfel fiel,
O, so lernet sterben, jetzt lernt morden,
Haltet fest das eine große Ziel.

Und so ihr mit Gott den Sieg errungen,
Sichert euch das heil'ge Freiheitsgut,
Erst wenn ihr die Zwietracht selbst bezwungen,
Schreibt den Adelsbrief auf euer Blut.

Sollt ihr aber nicht den Sieg erwerben,
Genüge euch nicht stolze Amnestie —
Jetzt könnt ihr nur siegen oder sterben,
Sonst verdient ihr die Freiheit nie!

Herlassohn 1831

An die Hellenen

Zum Kampf! Zum Kampf, ihr tapfern Hellenen!
Es stieg empor jetzt das Entscheidungsjahr,
Erfüllung winkt dem langen, heißen Sehnen:
Daß Hellas wieder werde, was sie war.
Nur Wünsche, keine Schwerter für euch klingen,
Ihr selbsten mußt zum Siegespreis euch schwingen,
Bis ihr ihn fasset, laßt euch keine Ruh'!
Was eures Mutes ehrner Sinn erzwungen,
Mit eurem Blut ihr wiederholt errungen,
Nur das allein gesteht Europa zu.

Ludwig von Bayern 1825

An die Buren

Uns ist aus alten Zeiten
Wunders viel gesagt
Von heldenkühnem Streiten,
Von Recken unverzagt,
Mit wechselvollem Glücke
Sie schlugen manche Schlacht
Gen Grausamkeit und Tücke
Und arge Übermacht.
Wie strahlte hell am Tiber
Der Goten Waffenglanz!
Sie wollten sterben lieber
Als huldigen Byzanz:
Noch heute preisen Lieder
Teja und Totila,
Und Gleiches schaun wir wieder
Auch heut' in Afrika.

Jäh kämpft auch heute wieder
Ein Volk dort für sein Recht;
Ganz England zwingt nicht nieder
Das tapfere Geschlecht.
Wohl müßt ihr fast verbluten,
Kein Helfer steht bereit;
Doch die Herzen aller Guten
Sind mit euch in dem Streit!

Felix Dahn

Sang der Kantonesen

Wir marschieren im Regen auf das große Schanghai,
stampfen im Schlamm wie Soldaten aus Blei.

Nah ist der General Tschang Tschung Tschang,
stellt uns Reihen entgegen, dicht und lang.

Ihr aus Afrika, Indien und wer mit uns litt,
hört unsern kettenzertretenden Tritt.

Kantonesen voran! Der Himmel wird rot!
Der Regen verqualmt, die Sonne loht —
viel sehen vor Schanghai den großen Tod

Kilian Kerst

Der Besuch der deutschen Hochschulen

von Karola Lutz

Die deutschen Hochschulen lassen zu Beginn des Semesters von ihren Studenten umständliche Zählbogen ausfüllen; die statistischen Ämter der Länder und des Reiches verarbeiten diese Erhebungen und veröffentlichen die Ergebnisse. (Zuletzt in „Wirtschaft und Statistik" 1926, Heft 22 für das Sommersemester 1925.) Ich will nur ein paar Einzelheiten aus diesen aufschlußreichen Zusammenstellungen herausgreifen, die 88 069 immatrikulierte Studierende von allen Seiten betrachten.

Vorbildung: Das humanistische Gymnasium triumphiert (rund 40 v. H. aller Studierenden). Junge Leute, deren Eltern nicht neun Jahre lang den Besuch einer Mittelschule bezahlen konnten und die durch private Studien neben dem Broterwerb das Reifezeugnis erarbeiten, ziehen es vor, als Externe das Abiturium an einer Oberrealschule abzulegen.

Ohne Reifezeugnis studieren rund 10 v. H. — drei Fünftel von ihnen entfallen auf Studenten an Handelshochschulen, landwirtschaftlichen Hochschulen und auf angehende Apotheker, von denen kein Reifezeugnis verlangt wird. Der Anteil der Studenten mit kleiner Matrikel für philosophische Fächer ist aus der Zusammenstellung nicht ersichtlich und damit auch nicht die Zahl, die einzig wirklich interessiert hätte: Wieviel Studenten sind als hervorragend begabt für ein besonderes Fach nach

den Bestimmungen über die Zulassung ohne Reifezeugnis zum Universitätsstudium (1923) an deutschen Hochschulen aufgenommen? Mir ist nur der eine Fall von einem bäuerlichen Schmied bekannt geworden, dem der Weg zur Physik eröffnet wurde. Seiner hat sich damals die Presse aller Richtungen bemächtigt: Freie Bahn dem Tüchtigen!

Die einzelnen Hochschulen: München führt mit seiner Studentenzahl. (Universität 7161, Berlin 6938; Technische Hochschule 4157, Charlottenburg 3821. Die andern Universitäten und Hochschulen folgen erst in weitem Abstand mit Tausenderdifferenzen.) Woher diese Neigung? Sollte die politische Atmosphäre mitsprechen, die bekannte „studentenfreundliche" Stimmung in der Stadt, die Gewißheit, daß kein angemaßtes Vorrecht beschnitten, kein undemokratischer, verfassungswidriger Wunsch unterdrückt, sondern jede gegen Republik und Frieden gerichtete Strömung gern gesehen wird?

Beschäftigung gegen Entgelt: Sie wird bei 10 v. H. während des Semesters nachgewiesen, für die Ferien ist der Prozentsatz nur an den Technischen Hochschulen höher, wo der „erforderliche Nachweis praktischer Werkstattbetätigung" Ursache sein mag. Soviel Studenten mußten auch vor dem Krieg neben dem Studium Geld verdienen, Söhne aus kinderreichen Beamtenfamilien mit niedrigem Einkommen und Bildungstradition. Und „die aufstrebenden Kräfte aus dem Volke müssen in weitestgehendem Maße gefördert werden".

Die akademische Bildung soll sicher nicht überschätzt werden, immerhin steht, was heute studiert, in zehn bis zwanzig Jahren im Beruf. So wird der Arbeiter nie den Staatsanwalt finden, der ihn aus dem eignen Leben kennt, nie zu dem Arzt kommen, der aus innrer Zusammengehörigkeit im kranken Arbeiter den Bruder und nicht den Rentenhysteriker sieht, nie dem Vorgesetzten untergeordnet sein, dem er mehr als der Angehörige der anderen, feindlichen Klasse ist. Die Hochschulen werden aus Steuermitteln finanziert, die das ganze Volk aufbringt. Vom Genuß sind die Arbeiter ausgeschlossen — bis auf die 1,2 v. H., die dagegen für die Arbeiterbewegung verloren sein dürften. Sie verschwinden in der Menge, drängen im Brotstudium nach Examen und Titel, verlieren den innern Zusammenhang mit ihrer Klasse, finden im Beruf beim Mangel an einflußreichen Beziehungen mehr Schwierigkeiten als ihre Mitarbeiter, kommen je nach Zähigkeit und Ehrgeiz vorwärts. Ihren Kindern können sie den Weg schon leichter machen. Das ist der typische „Aufstieg" in die höhere soziale Klasse, nicht die rechtmäßige Teilnahme an den öffentlichen Einrichtungen zur Berufsvorbereitung.

Die amtlichen Ziffern für die folgenden Semester liegen noch nicht vor. Sie können sich nicht wesentlich von denen für 1925 unterscheiden, solange der Geldbeutel des Vaters die Berufswahl bestimmt und nicht die Begabung, solange die Alten Herrenverbände mehr Einfluß auf die Stellenbesetzung haben als die Leistung, kurz: solange die Verhältnisse bleiben, wie sie sich schon seit vielen, vielen Jahren „bewährt" haben. Diktatur der Bourgeoisie.

Der Deutsche im Konzertsaal

von Hans Heinz Stuckenschmidt

Das ist der Ort, wo die deutsche Kleinbürgerseele sich am eindringlichsten und mit der ganzen Schamlosigkeit des Unbeobachtetseins demaskiert. Hier rutscht die letzte Reserve von den Gesichtern, die platte Substanz tritt zutage, und was an dekorativer Würde, falscher Bonhommie und selbstsichrer Geborgenheit auch in intimsten Situationen sich noch behauptete, gleitet widerstandslos in den Orkus süßen Vergessens. Willig und mit Behagen läßt sich der geringe Rest von Vernunft und Bewußtsein in jenen Schlaf einlullen, neben dem selbst der Tod noch ein Zustand gespanntester Aktivität zu sein scheint. Es gibt keinen Ausdruck, keinen Vergleich in irgendwelcher Sprache der Welt, der die gespenstische Leere dieser wollüstig den Tönen hingegebenen Visagen zu umschreiben vermöchte. Die kühnsten zeichnerischen Phantasien des George Grosz verblassen neben solcher grauenhaften Realität zu sanften, klugen Visionen aus einer bessern Welt.

Jedesmal, wenn ich in Deutschland einen Konzertsaal betrete, rinnt mir ein kalter Schauder über den Rücken. Ich habe den Eindruck eines Krankenhauses, und eines Tages wußte ich mit Gewißheit: dieses Volk wird an seiner Musik zugrunde gehen, die ihm den letzten Rest von Beherrschung, Vernunft und Männlichkeit raubt, wie ein Vampyr, wie eine gefährliche Seuche. Denn die Beziehung des durchschnittlichen Deutschen zur Musik ist eine hoffnungslose sexuelle Hörigkeit, die in ihrer Massenwirkung die bedenklichsten Formen annimmt. Die deutlich erkennbare pathologische Erregung des Musikhörigen ist heute schon ein so gewöhnlicher Zustand, daß kein Mensch mehr an ihr Anstoß nimmt oder auch nur sich wundert.

Wie erschreckend sind die äußern Symptome: die Augen schließen sich zwangsläufig, die Wirbelsäule scheint dem Gewicht des Schädels nicht mehr gewachsen, sodaß die Hand als Stütze dienen muß, die Haltung wird schlaff und morbid, der ganze Körper taucht in einen Zustand fortschreitender Lethargie; es ist, als sei jegliches Belebende, Zusammenhaltende, als seien Hirn, Mark und Muskulatur durch eine magische Kraft diesen Lebewesen entzogen, als sei alle Vitalität einem negativen Fakirismus gewichen, den nicht der Wille schuf, sondern die tiefste geistige Ohnmacht. Das Schlimmste aber ist, daß diese Wirkung als ansteckende Massenpsychose auftritt, der sich kaum Einer zu entziehen vermag. Die stärksten Männer bleiben nicht verschont, und ganze Generationen von musikliebenden jungen Leuten ruinieren sich durch die tägliche Ausübung dieser entnervenden seelischen Onanie.

Man betrachte einmal als Gegensatz das Publikum eines sportlichen Wettkampfes. Da sind alle Sinne angespannt, die Augen

blickfest aufgetan, die Muskeln vibrieren hiebsicher, wie die in der Arena. Jeder Einzelne ist an dem, was vorgeführt wird, beteiligt, jedes Hirn, jedes Herz folgt straff den Dingen, die zur Schau geboten werden, jeder Nerv steigert sich zu einer kühnen und lebendigen Erwartung. Hier ist kein Duseln und Träumen erlaubt, denn jeder Moment, in dem die Aufmerksamkeit nachläßt, bedeutet Verlust der kritischen Überlegenheit und stört das Bewußtsein vom Zusammenhang. Dieses Publikum verläßt den Saal nicht in der schlummrigen Trance von seelisch Vergifteten, sondern mit klarem Kopf und heißem Herzen. Es hat wahrgenommen, was ihm gezeigt wurde, es ist bereichert, hat zugelernt.

Der Musikhörige geht nicht ins Konzert, um wahrzunehmen. Er genießt die Musik, wie man Opium raucht, als eine Art höhern Rauschgifts, mit dem Willen, sich unterkriegen, sich betäuben zu lassen. Von dem, was gespielt wurde, weiß er so gut wie nichts, höchstens, daß Furtwängler dirigiert, oder daß die Onégin gesungen hat. Willenlos folgt er in seinem Hochschlaf den Bewegungen der Musik, kraftlos läßt er sich vom Allegro zum Andante, vom Andante zum Presto schleifen, träge macht sein Blut die Crescendi und Accelerandi mit, bis schließlich die trübe Unzucht seines Herzens sich in dem Orgasmus eines wohlberechneten Finale Luft macht.

Wie ein glitschiger nasser Lederhandschuh hat sich das deutsche Musikleben den Bedürfnissen seiner Konsumenten angepaßt. Mit äußerstem Raffinement fischen die Konzertgeber aus dem unerschöpflichen Reservoir der deutschen Musik die Stücke heraus, deren betäubende Wirkung seit Generationen erprobt und anerkannt ist. Und auch die Werke, deren Temperament und Ablauf sich solcher hypnotischen Wirkung widersetzen, werden durch geschickte Verschleppung der Tempi, durch schlaue dynamische Adaptierung soweit umgebogen, daß der Musikhörige gegen den Willen des Autors auf seine Kosten kommt und zu seiner schleimigen Ekstase gelangt. Man vergleiche zur Kontrolle deutsche Mozartaufführungen mit französischen oder italienischen.

Was der Deutsche von der Musik erwartet, hat einmal präzisen und ehrlichen Ausdruck durch einen Künstler gefunden, der sich und sein Volk allzugenau kannte. Die berühmte Verklärungstechnik Richard Wagners entspricht in ihrer ganzen sexuellen Symbolik genau den Wünschen, zu deren Befriedigung man hierzulande ins Konzert läuft. Alle Hochachtung vor diesem klugen Magier! Wie sich diese Tonkaskaden von Rausch zu Rausch steigern, immer wieder neu, immer wieder anders erregend, bis zu dem Punkt, wo wirklich nichts andres mehr bleibt als heiße Luft und Kieselsteine: das ist genial gemacht.

Wenn ich Psychoanalytiker wäre, keine Aufgabe erschiene mir reizvoller und fruchtbarer als: die Empfindungen und Re-

aktionskurven dieser Musikhörigen zu zergliedern und als das zu entlarven, was sie zweifellos sind, Abreaktionen einer ins Seelische pervertierten Sexualität. Dagegen, daß sich Einer von Tönen befriedigen läßt, ist im Prinzip nichts einzuwenden. Jeder soll sehen, wie er zu seiner Tristitia kommt. Was mich ärgert, ist das metaphysische Getue, das Seelenbrimborium, die esoterische Draperie, die um den klaren Tatbestand herumgelegt wird. Außerdem finde ich Exhibitionismus immer unappetitlich. Aber das mag meine private Ansicht sein.

Indes: warum gibt es kein Schmutz- und Schundgesetz für musikalische Werke? Betrachten Sie nur einmal diese geil entrückten Physiognomien, Herr Staatsanwalt, und wenn es Ihnen dann noch gelingt, keinen Anstoß zu nehmen, dann packen Sie ein mit Ihrer Psychologie! Schlimmer als die offne literarische Zote, verderblicher als die greifbare gezeichnete Pornographie ist die vermummte, irreale Schweinigelei in Tönen, wie sie unter der Fassade von philosophischen und literarischen Programmen zum Beispiel die neudeutsche Musik kultivierte. Unsauberer als das harmlose Sichangeilen Halbwüchsiger, die mit einseitiger Tendenz die Bibel lesen, ist die zerfließende Seelenmasturbation des erwachsenen Konzertpublikums.

Es ist wahr, daß die Deutschen ein ungewöhnlich musikliebendes Volk sind. Aber nicht eigentlich die Freude an den Tönen verführt sie, ins Konzert zu gehen. Die Anregung, die sie da finden, sitzt nicht im Kopf und auch nicht im Herzen, sie sitzt wesentlich tiefer. In Italien ist der Konzertsaal eine Art Arena, ein Stadion, in dem musikalischer Sport getrieben wird. In Deutschland hat man ihn zu einer Gelegenheit für stillschweigende Massenexhibition degradiert, von den Butterbroten und der obligaten Garderobenschlacht ganz zu schweigen.

Man verbiete diesem Volk nur ein Jahr lang kategorisch jeglichen Musikgenuß, und man wird erkennen, daß nicht das Bier oder die Philosophie oder der Militarismus oder die Hochschulen an seiner zunehmenden Paralysierung schuld sind.

Treuhänder von Morus

Das Arbeitszeitgesetz der Reaktion

Es kennzeichnet den vollkommenen, unbestrittenen Sieg der sozialpolitischen Reaktion in Deutschland, daß dieser Tage der gesetzliche Zehnstundentag vom Reichstag beschlossen werden konnte, ohne daß irgendwo eine Hand sich rührte. Vor ein paar Jahren schoß man sich wegen einer halben Stunde Tagesarbeit mehr die Köpfe blutig, und in England hat man vor einem Jahr noch um etwas mehr freie Zeit einen der größten Arbeitskämpfe der Sozialgeschichte ausgetragen. Fragen Sie in Deutschland, in Großbetrieben, Arbeiter oder nun erst Angestellte, was da im Reichstag vor sich gegangen ist, und wie

es jetzt mit ihrer gesetzlichen Arbeitszeit steht: noch nicht der Zehnte wird eine einigermaßen richtige Antwort geben.

Mag sein, daß die Vorstände der Gewerkschaften und der Arbeiterparteien sich gegen das neue Arbeitszeitgesetz gewehrt haben, soweit man sich verstandsmäßig wehren kann. Aber wie wollen sie den Regierungsblock überzeugen, wenn es ihnen nicht einmal gelingt, ihre eignen Anhänger davon zu überzeugen, daß es hier um eine der paar großen Fragen geht, die den Arbeitnehmer unmittelbar berühren? Selbst die Kommunisten, die allabendlich durch die Straßen Berlins marschieren, um die deutschen Arbeiter pro Kanton und contra Peking zu begeistern, hielten es nicht mehr der Mühe wert, eine Agitation zu entfalten, die man auch außerhalb der Bannmeile der ‚Roten Fahne' hören könnte. Die Regierungsparteien hatten also schon recht, daß sie gar nicht erst vollzählig im Reichstag antraten, um die Opposition knock out zu schlagen. Über hundert Abgeordnete fehlten bei der entscheidenden Abstimmung und fürchteten nicht einmal, obwohl die Namen ausgezählt wurden, die Wähler könntens übelnehmen. Ein paar Stunden mehr in den Fabriken schwitzen, in den Schreibstuben hocken, halten die gelernten Volksführer dieses geduckten Arbeitnehmervolks offenbar für vollkommen gleichgültig.

Das ist die Tatsache, von der man ausgehen muß, wenn man künftig irgendetwas bessern will. Vor allem muß einmal aus der Diskussion der Unsinn verschwinden, daß wir in Deutschland noch „prinzipiell" den Achtstundentag haben, für den bekanntlich, da er niemandem wehtut, selbst die größten Scharfmacher unter den Arbeitgebern sind. Es gibt keinen prinzipiellen Achtstundentag, sondern es gibt nur einen schematischen Achtstundentag; alles andre ist Farce. Es ist möglich, daß in einigen wenigen Gewerben eine längere Arbeitszeit, der dann eine entsprechend längere Freizeit gegenüberstehen muß, betriebstechnisch unumgänglich ist, daß man dort also nicht nach Arbeitstagen, sondern nach Arbeitswochen, womöglich sogar nach Arbeitsmonaten rechnen müßte. Aber auch für diese Ausnahmen hat die schematische Achtstundentagberechnung als Grundlage der Arbeitszeitrechnung zu gelten. Und vor allem dürfen solche Ausnahmen nicht in verallgemeinernden Kautschukparagraphen untergebracht, sondern sie müssen ganz präzis gesetzlich festgelegt werden; und auch das erst, nachdem der Nachweis geführt ist, daß es in keinem anderen Lande, auch in Sowjet-Rußland nicht, betriebstechnisch mit kürzeren Arbeitsintervallen zu schaffen ist.

Die Stelle, die dafür zu sorgen hätte, wäre, von Rechts wegen, das Internationale Arbeitsamt in Genf. Aber dieses geräumige Etablissement setzt seinen Ehrgeiz leider mehr und mehr darein, daß bei ihm eine möglichst große Zahl von internationalen Abmachungen deponiert werden. Was in den Abmachungen drinsteht, ist offenbar von geringerer Wichtigkeit. So scheint sich jetzt das Unglaubliche zu vollziehen, daß man in Genf das neue deutsche Arbeitszeitgesetz, das, beispielsweise auch für halbwüchsige Mädchen, eine längere als zehnstündige Arbeitszeit gestattet, und ebenso für Arbeiter in ge-

sundheitsschädlichen Betrieben den Elf- und Zwölfstundentag zuläßt, für vereinbar mit dem internationalen Washingtoner Achtstundentagabkommen ansieht. Der Sozialkanonikus Brauns und der volksparteilichen Kommilitonen können mit diesem Gesetz ungehindert der Washingtoner Achtstundentagkonvention zustimmen, ohne sich dem Gelächter der Welt auszusetzen. Die Herren vom Internationalen Arbeitsamt vertreten nämlich den Standpunkt, daß sie nicht darüber zu entscheiden haben, ob ein einzelstaatliches Gesetz dem internationalen Abkommen entspricht oder nicht; das sollen die betreffenden Länder mit ihrem Gewissen abmachen. Anstatt einen Druck in sozialer Richtung dadurch auszuüben, daß sie die staatlichen Gesetze als international tragbar anerkennen, laufen sie selbst vorläufig noch den Einzelstaaten nach und werben darum, daß man sie selbst anerkennt. Auf diese Weise kann man zwar in Genf allmählich ein respektables Forschungsinstitut mit Archiven und einem gutbezahlten Beamtenstabe zusammenbekommen, aber niemals die Welt einen Schritt weiterbringen.

Die Finanzierung der Deutschen Volkspartei

Herr Gustav Stresemann hat sich im Plauener Prozeß so maßlos unorientiert über die Finanzverhältnisse seiner Partei gezeigt, daß wir uns für verpflichtet halten, ihn in seinem eigenen Interesse auf ein Finanzierungsinstitut aufmerksam zu machen, das es in nächster Umgebung seiner Deutschen Volkspartei gibt.

Denn diese Stelle, die „Fides Treuhand A.-G." in Bremen, hat erst kürzlich der Deutschen Volkspartei, Richtung Stresemann, einen wertvollen Dienst geleistet. Sie hat ein Viertel der Anteile der „Täglichen Rundschau" übernommen und zwar offenbar als Sachwalter derjenigen Gruppe, die an die Stelle des Evangelischen Volksbundes des Licentiaten Doehring getreten ist. Man fragt sich zunächst etwas verwundert, wie ausgerechnet eine Bremer Treuhandgesellschaft, die dort friedlich ein kleines Kontor oberhalb des Reisebüros vom Norddeutschen Lloyd unterhält, dazu kommt, das Berliner Zentralorgan der Deutschen Volkspartei zu kontrollieren. Ein Blick in die Aufsichtsratsliste ergibt, daß es sich da scheinbar um eine ganz lokale hanseatische Gesellschaft handelt, wenn freilich auch die ersten Bremer Namen da vertreten sind: der größte Bremer Bankier und Hauptaktionär des Lloyd, J. F. Schroeder, der deutschnationale Generaldirektor des Lloyd, Heineken, der Geheime Kommerzienrat Allmers vom Hansa-Lloyd, der Senator und Rotweinimporteur Bömers, dessen Freund, der deutschnationale Senator Rodewald von der Norddeutschen Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei, und zwei Generalkonsuln, die der Bremer Danat-Filiale nahestehen. Wollte man diese honorable Gesellschaft politisch einrubrizieren, so würde man eher auf Marke Hergt als auf Marke Stresemann schließen. Aber dann kommt zum Schluß noch ein schlichter Rechtsanwalt, Walter Bernhard in Berlin, von dem nur die wenigsten Leute in Bremen wissen werden, daß er

identisch ist mit dem Vorstandsmitglied der Darmstädter und Nationalbank Bernhard. Damit bekommt die Gesellschaft und ihre politisch-finanzielle Tätigkeit einen andern Anstrich. Die schwarz-weiß-roten Farben verschwinden nicht gleich, aber sie verblassen doch so weit, wie es unser Ehrendoktor Goldschmidt für den Betrieb eines gutgehenden Bankunternehmens für notwendig hält.

Wir wollen gar nicht bezweifeln, daß die Fides ihre treue Hand jedem reicht, der, mit einigen Referenzen versehen, ihr eine gut gefüllte Brieftasche überreicht. Aber ebenso sicher ist es auch, daß dieses stille, gutmaskierte Provinzunternehmen heute eine der wichtigsten Umschlagstellen ist, die zugunsten der Deutschen Volkspartei Geld in politische Propaganda umsetzen.

Kapitalismus für Alle

Als die Sozialisten einmal an der Macht waren und richtig sozialisieren wollten, da nahmen sie sich als Beirat einige Professoren, denn die mußten es ja ganz genau wissen. Die oesterreichischen Sozialisten — immer noch die besten — ernannten zum Beispiel den Professor Joseph Schumpeter zum Finanzminister oder, wie es damals noch hieß, zum Staatssekretär, und auch in Berlin zog man den Herrn Schumpeter zu den Beratungen der Sozialisierungskommission hinzu.

Inzwischen ist die Sozialisierung mitsamt allen zugehörigen Kommissionen und Ministerien sanft entschlafen. Aber Herr Professor Schumpeter lebt, Gott sei Dank, noch und ist jetzt als Vortragender Rat bei der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände gelandet. Dort hat er kürzlich einige Blüten vom Baume der Erkenntnis gepflückt, die wir doch für die Nachwelt ins Herbarium legen wollen: „Tatsächlich ist die Arbeiterschaft", hat Herr Schumpeter nach einem offiziösen WTB-Bericht gesagt, „der weitaus größte Interessent am kapitalistischen System. Dieses vorläufige Ergebnis wird durch eine theoretische Analyse des Unternehmereinkommens und der Quellen industrieller Vermögensbildung bestätigt und ergänzt. Wenn man noch die Wege untersucht, auf welchen der einzelne einerseits in der Konkurrenzwirtschaft, andererseits in der vertrusteten Wirtschaft in die Unternehmerstellung gelangt, so ergibt sich, daß die industriellen Familien im wesentlichen eine Auslese aus der Arbeiterschaft darstellen, in welche sie nach einigen Generationen wieder zurückkehren. Gesicherte, sich von selbst erhaltende Besitzpositionen gibt es im Kapitalismus nicht. Seine oberste Schicht gleicht einem Omnibus, der zwar immer besetzt ist, aber von immer andern Leuten. Aber wenngleich Arbeiter und Unternehmer einander nicht in unverrückbaren Positionen gegenüberstehen und der rein oekonomische Gegensatz zwischen ihnen nicht größer ist als der zwischen Unternehmer und Bankier, so erklärt sich die Tatsache bestehender Gegensätze sehr ausreichend durch andere als oekonomische Momente."

Und nun weiß ich nicht: soll ich Arbeiter werden, Unternehmer oder Bankier, wenn doch alles auf dasselbe hinauskommt. Was würden Sie vorziehen, Genosse Schumpeter?

Bemerkungen

Sacco und Vanzetti

Aus Amerika kommt die Nachricht, daß die Appellation Saccos und Vanzettis gegen das Todesurteil, das der Gerichtshof von Massachusetts im Juli 1921 gefällt hatte, verworfen wurde und daß ihre Hinrichtung in Kürze bevorstehe.

Was haben Bartolomeo Vanzetti und Nicola Sacco verbrochen, daß man sie vor 7 Jahren verhaftete, vor 6 Jahren zum Tode verurteilte und bis heute nicht wagte, dieses Todesurteil zu vollstrecken? Lassen wir nur die Tatsachen sprechen. Sie klagen lauter an als Worte.

Am 12. April 1920 wurden in South Braintree im Staate Massachusetts die beiden Kassierer Alexander Beradelli und Frederick A. Parmenter beraubt und erschossen. Am 5. Mai 1920 wurden Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti in Brockton verhaftet. Im Juli 1921, in der Zeit der großen Bolschewisten-Furcht, der Hetze gegen Fremde und Radikale, wurden sie wegen Ermordung der beiden Kassierer zum Tode verurteilt. Sie wurden verurteilt ohne Beweise, ohne Zeugenaussagen, nur auf Grund von Berichten bezahlter und übel beleumdeter Polizeispitzel. Sie wurden zum Tode verurteilt, trotzdem alle Beamten, die in der Voruntersuchung beschäftigt waren, sie nicht für schuldig hielten. Sie wurden zum Tode verurteilt, trotzdem keiner der Spitzel, die man in ihre Gefängniszelle, in die Wohnungen ihrer Familien, in das Verteidigungs-Comité eingeschmuggelt hatte, trotzdem keiner dieser Spitzel auch nur die Spur des Beweises ihrer Schuld erbringen konnte. Eidliche Aussagen darüber liegen vor. Sie wurden zum Tode verurteilt, weil man sie für Radikale und Anarchisten hielt und sich ihrer nicht auf andere Weise entledigen konnte. Was man dort unter Anarchisten versteht, geht aus der eidlichen Aussage des Polizeibeamten Fred. I. Weyand hervor: „Wenn ich sie Anarchisten nenne, so meine ich damit nicht unbedingt, daß sie für Terror waren. Ich kenne auch nicht alle die verschiedenen Bedeutungen und Begriffe, die man unter dem Worte „Anarchist" versteht. Ich bin nur der Ansicht, sie glauben nicht an die geordnete Regierung und an das Privat-Eigentum." Man verurteilt also Leute zum Tode, weil sie nicht an das Privat-Eigentum glauben. Es ist weiter durch Zeugenaussagen bestätigt, daß Sacco und Vanzetti einige Zeit vor ihrer Verhaftung in die Polizeiakten als politisch verdächtig aufgenommen wurden und man muß William G. Thompson, dem Anwalt der Verurteilten, zustimmen, der sagte: die Hinrichtung Saccos und Vanzettis würde in der ganzen Welt nur als eine Bestrafung ihrer Gesinnung angesehen werden. Denn es existiert zu alledem noch seit dem November 1925 das protokollierte Geständnis des wahren Mörders, Celestine F. Madeiros, der gestanden hatte, an der Ermordung der beiden Kassierer beteiligt gewesen zu sein. Aber was interessiert den Generalstaatsanwalt, was die Justizbehörde dieses Geständnis, da sie ja schon vorher wußten, daß die Angeschuldigten unschuldig waren, da sie ja schon vorher systematisch alles Material, das zu Gunsten der Angeklagten sprach, beiseitegebracht und sekrediert hatten! Eugene V. Debs, der bis zu seinem Tode ingrimmig gehaßte und verfolgte Führer des amerikanischen Proletariats schrieb in einem Aufruf für Sacco und Vanzetti: Gleichgültig welcher Theorie oder welchem Glauben der Arbeiter anhängt, welcher Partei oder Verbindung, welchem Lande oder Staate er zugehört, ein einziger Wille, ein einziges Ziel muß jeden von uns leiten und einigen, Protest zu erheben gegen das Schandurteil von Massachusetts und diesen Mord zu verhindern.

Seit über sechs Jahren erdulden zwei Menschen die körperlichen Qualen des Gefängnisses. Seit über sechs Jahren werden zwei Menschen von dem Gedanken gemartert: Morgen kannst du, morgen wirst du auf den elektrischen Stuhl kommen! Seit über sechs Jahren sehen zwei Menschen ihrer Hinrichtung täglich von neuem entgegen. Wollen wir hier untätig und unschlüssig dabeistehen und zusehen, wie in Amerika die Methoden der finstersten Zarenzeit ihre Auferstehung finden? Gleichgültig, ob die amerikanische Justiz es wagen wird, das Urteil, vor dessen Vollstreckung sie jetzt Jahre zurückschauderte, nun auszuführen oder nicht; die Schande dieses Martyriums ist untilgbar, und jeder Tag vergrößert sie.

Max Pottlitzer

An den Botschafter der Vereinigten Staaten ist folgendes Schreiben abgegangen:

Euer Exzellenz!

Ich habe die Ehre, Ihnen folgende Angelegenheit zu unterbreiten:

Wie in politischen Kreisen bekannt ist, hat der oberste Gerichtshof in Boston in den Vereinigten Staaten die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen die Arbeiter Sacco und Vanzetti abgelehnt, so daß formal einer Vollstreckung des Todesurteils nichts mehr im Wege steht. Als Herausgeber einer Wochenschrift, die seit langen Jahren für die Gerechtigkeit und die Freiheit eingetreten ist, erlaube ich mir, Euer Exzellenz den Protest eines großen deutschen Kreises von Intellektuellen und Angehörigen der arbeitenden Klasse gegen die geplante Hinrichtung dieser beiden Männer zu übermitteln. Wenn ich das tue, so liegt mir nichts ferner, als mich in die innerpolitischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten einmischen zu wollen. Als Angehöriger eines Volkes aber, das Justizirrtümer und Schlimmeres aus eigner Anschauung kennt, möchte ich zu bedenken geben, wie das Ansehen jeden Staates, also auch der Vereinigten Staaten, durch solche Vorkommnisse leiden muß. Selbst wenn Sacco und Vanzetti Taten begangen haben sollten, die nach dem amerikanischen Gesetz strafbar sind, was bei der Qualität der belastenden Zeugenaussagen auch nach amerikanischen Presseäußerungen nicht feststeht, scheint mir und meinen Freunden die jahrelange Todesangst dieser Leute eine ausreichende Kompensation für ihre Handlungsweise zu sein. Ich darf Euer Exzellenz ergebenst darauf aufmerksam machen, daß die Sympathie politisch denkender und aktiver Schichten Deutschlands durchaus auf Seiten der Verurteilten ist. Die Verletzung der einfachsten Menschenrechte bedarf einer Reparatur; die Begnadigung der beiden Leute ist in unsern Augen das Mindeste, was von der amerikanischen Regierung erwartet wird. Wir protestieren auf das Schärfste gegen die beabsichtigte Hinrichtung von Sacco und Vanzetti.

Ich erlaube mir hinzuzufügen, daß dieser Protest in der nächsten Nummer meines Blattes erscheinen wird.

Ich bin mit den besten Empfehlungen Euer Exzellenz ergebener

Tucholsky

Berufsberatungs-Idiotie

Je dreckiger es einem Volke geht, um so üppiger gedeiht die amtliche Fürsorge. Die hat meist nur ein Gutes: sie verschafft Damen, die von ihrer Zugehörigkeit zum Königin-Luise-Bund nicht leben können, Brot und Würden. Die amtliche Berufsberatung ist geradezu grotesk: Männer und Frauen, die ihren Beruf verfehlt haben, raten andern, welchen Beruf sie erwählen könnten.

Was bei dieser Berufsberatung herauskommt, ist schlimmste Bureaukratie, die jenseits von Gut und Böse steht. Ihre Methode überwältigt sogar den gesunden Menschenverstand.

Hier ist sie. „Der Berater legt dem Jungen einige Fragen vor,

gibt ihm einige Aufgaben in die Hand, die er lösen soll, zum Beispiel: aus verschiedenen Flächen ist mit einem Schnitt ein Quadrat zu bilden, der Durchmesser verschiedener Kreise ist nach dem Augenmaß zu schätzen, eine Anzahl dicker und dünner Metallblättchen ist nach ihrer Stärke zu ordnen. Oder ihm werden einige Sätze vorgelegt, die absichtlich Fehler enthalten oder in denen Worte zu ergänzen oder ganze Nebensätze sinngemäß anzugliedern sind. Dabei ergeben sich manchmal natürlich allerliebste Resultate. So löste ein Junge die Aufgabe: „Obwohl ich erst 14 Jahre alt bin,... weil..." auf folgende Weise: „Obwohl ich erst 14 Jahre alt bin, weiß ich doch in der Politik Bescheid, weil ich mich damit beschäftige." Sicherlich eine ganz originelle Lösung. Der hoffnungsvolle Jüngling sollte Reichskanzler werden. Also so sieht die Methode der Berufsberatung aus: ein Junge soll in einen sinnlos verstümmelten Satz einen Sinn hineinbringen.

In der Schneiderinnenprüfung soll das Mädchen schriftlich begründen, warum sie Schneiderin werden will. Dann muß der Prüfling Figuren in einem Rechteck unterbringen. Wenn das alles klappt, kann man sich keine bessere Schneiderin denken. Solche hirnlose Spielereien von Minuten- und Sekundendauer verschaffen den Meisterinnen, wie versichert wird, das beglückende Wissen, „was sie von ihrem Lehrling erwarten können". Es hat bisher, könnte man annehmen, ohne die Vorarbeit der Berufsberatungsämter noch keine tüchtige Schneiderin gegeben. Handwerk, Handel und Gewerbe dürsten nach Bevormundung. Der „Kultur"-Knüppel ist noch nicht dick genug. Die Fürsorge hetzt den Menschen im Zirkus der Schreibstuben tot. Es muß sich alles, alles wenden.

Auch die Berufsberatung ist ein Zeichen unsrer Ohnmacht, dafür zu sorgen, daß kein Mensch zu viel auf der Erde ist. Je mehr Proletarier umherlaufen, um so wichtiger gebärden sich Fürsorgewächter, deren vornehmste Aufgabe darin besteht, letzte Verzweiflungstaten republikanisch Hungernder abzuwenden. Vielleicht würde Bismarck nicht nur die Geheimräte, sondern auch die Berufsberater gehaßt haben, wenn sie damals schon am Werke gewesen wären. Dieweil tasten die Kreaturen nach dem Gashahn, nicht weil sie ihren Beruf verfehlt haben, sondern weil ihnen der Brotschrank zugeriegelt ist. Ach, wie gern möchten Leute, die das Zeug zum Reichsaußenminister haben, Latrinenpumper werden, wenn sie nur dürften!

Gottlieb Scheuffler

Bücher aus der Bibliothek

Die Staatsbibliothek knüpft die Verleihung schöngeistiger Werke an eine Voraussetzung: an die Voraussetzung nämlich, daß die Lektüre aus wissenschaftlichen Motiven erfolgt. Wer also Unterhaltungslektüre diesen — ach! seriösen Regalen entnehmen will, hat zuvor am Schalter ein wissenschaftliches Motiv abzugeben. Denn eine Staatsbibliothek ist, bitte sehr! kein Vergnügungsetablissemang.

Das sonnige Institut trägt den Zopf noch heute hinten. Ihm sind unter dem Einfluß republikanischer Brillantine die Haare nicht ausgegangen. Jetzt knüpft man die Lektüre bestimmter Werke nicht bloß an Voraussetzungen. Jetzt wird mit manchem Buch überhaupt nicht mehr herausgerückt. Da hilft das klobigste Motiv nicht. Einem unbestätigten Gerücht zufolge sollen Bücher dazu da sein, damit man sie liest. Davon ist Unter den Linden nichts bekannt. Da geht die Meinung um: sie erfüllen auch ihren Zweck, wenn von Zeit zu Zeit ein Staublappen über ihren Rücken fährt.

Es werden selbstverständlich auch Bücher ausgeliehen — einige sogar ohne wissenschaftliches Motiv. Das muß geschehen, damit der Betrieb im Gang bleibt und die Garderobenfrauen nicht entlassen werden. Manche Bücher müssen im Lesesaal gelesen werden. Unter keinen Umständen

darf man sie durch die Sperre nach Hause schleifen. Das mag pneumatische Gründe haben. Man sagt: Luftveränderung sei den Büchern ärztlich untersagt.

Und dann gibt es noch eine ganz merkwürdige Sorte Bücher. Sie zu bestellen, ist überflüssig, weil sie vermißt werden. Eine unbescheidene Menge Bücher werden vermißt. Alle Augenblick bekommst du einen Zettel mit diesem sinnigen Vermerk zurück. Da kannst du machen, was du willst: vermißt bleibt vermißt. Wiedergefunden werden die wenigsten Bücher.

Es will scheinen . . . scheinen, sage ich! . . . als ob mit Vorliebe politische Bücher vermißt werden, die das vaterländische Parkett zerkratzen. Ich kann mich durchaus irren. Denn nichts Genaues weiß man nicht. Aber da wird unter andern das Buch vermißt, das sich „Zwanzig Jahre S.M." nennt. Darin sind wahre Begebenheiten vom Verflossenen enthalten. Das Buch wird in einem Grade vermißt, daß es garnicht zum Vorschein kommen will. Von Matthias Erzberger wird auch etwas vermißt. Es heißt „Humor im Reichstag". Gestern war das noch ausgeliehen. Und als ichs schriftlich vorbestellte, hat man es schnell auf die Verlustliste gesetzt.

Dabei ist es garnicht leicht, ein Buch in Verlust zu bringen. Unsereiner kann das nicht. Zwei Bürgen haben schriftlich unsre Ehrlichkeit bekundet. Wir sind von oben bis unten und kreuz und quer der Staatsbibliothek verhaftet. Da muß ein Höherer seine Hand im Spiel haben: Seine Majestät, der Zopf!

Bruno Manuel

*

Dazu schreibt mir die Staatsbibliothek:

1. Die Staatsbibliothek hat lediglich wissenschaftlichen Zwekken und ernster Berufsarbeit und nicht der Unterhaltung und Fortbildung zu dienen; dies ist ihr durch die Benutzungsordnung vorgeschrieben.

2. Die Staatsbibliothek leiht im Gegensatz zu den großen wissenschaftlichen Bibliotheken des Auslandes ihre Bücher in liberalster Weise aus. Im Jahre 1926 wurden auf 662 000 Bücherbestellungen 500 000 Bände verabfolgt.

3. Eine Reihe unliebsamer Erfahrungen haben im Interesse der Erhaltung der Bestände dazu gezwungen, ältere, unersetzbare Werke nur im Lesesaal zur Verfügung zu stellen; doch auch hier fällt eine nicht unerhebliche Anzahl von Büchern jährlich Diebeshänden zum Opfer, da es nicht möglich ist, bei der Ausgangskontrolle bis zur Leibesvisitation zu gehen.

4. Gestohlene und unterschlagene Werke werden mit dem im Bibliotheksbetrieb überall gebräuchlichen Ausdruck „vermißt" bezeichnet. Daß bei dem großen Umfang des Betriebs auch Verstellungen von Büchern und Ungenauigkeiten in der Registerführung unterlaufen, ist selbstverständlich. Läßt sich der Verbleib eines Buches im Verlauf einiger Wochen nicht nachweisen, so wird der Leser, der es für sich hat vormerken lassen, in seinem eignen Interesse davon benachrichtigt, daß das Buch zur Zeit vermißt ist. Er kann es dann ohne Porto und Verpackungskosten durch Vermittlung der Staatsbibliothek von einer auswärtigen Bibliothek beziehen, sofern es dort vorhanden ist. Die Mehrzahl der vermißten Bücher, soweit sie nicht entwendet sind, stellt sich nach einiger Zeit wieder ein.

5. Politische Gesichtspunkte kommen im Betrieb der Staatsbibliothek überhaupt nicht in Betracht; wie sie die Literatur aller politischen Richtungen sammelt, zählt sie auch Angehörige aller Parteien zu ihren Beamten und Benutzern.

Sexual-Kochbücher

I.

Generationenlang hat die sexuelle Aufklärung in schlechten Holzpapierbroschüren ein unterirdisches Dasein geführt, begehrtes Objekt pädagogischer Recherchen. Heute, wo die geheime

Lehre lange aus den Katakomben gestiegen und anerkanntes Dogma geworden ist, können brave, um das Wohl der Menschheit besorgte Mediziner diesen Wandel zu allerletzt erfassen und bemühen sich in dicken Wälzern, Zeitgenossen, die längst vier B greifen können, in die Tonleiter einzuweihen. So ist eine reichhaltige Sexualliteratur entstanden mit prätentiös ausgebreiteten Erkenntnissen, über die jeder Quartaner grinst, — eine Literatur, die ein gereifter Praktikus höchstens benutzt, um einmal zu kontrollieren, ob seine façon d'aimer dem heutigen Stand der sexuologischen Wissenschaft entspricht.

Man liest diese Bücher mit gleichem Vergnügen wie eine Dissertation über gestörte Abdominalfunktionen. Die Herren Autoren sind feste Charaktere mit bohlendicken Prinzipien; es gelingt ihnen mühelos, auch den leisesten Hauch von Grazie fernzuhalten, um nicht in den Geruch von Lüsternheit zu kommen. Wenn sie auch auf hunderten von Seiten immer wieder den einen Moment behandeln, immer nur den einen Moment — lüstern sind sie nicht, und es wird ihnen nicht eine Sekunde mulmig. Und ob sie auch die erregendsten Vorgänge schildern, niemals verläßt sie der launetötende akademische Ernst. Es ist, als ob ein ungeschickter Feuerwerker seine Raketen mit nassen Pfoten abbrennen will.

II.

Herr Dr. med. Heinrich F. Wolf in Wien hat ein Buch erscheinen lassen: „Strategie der männlichen Annäherung." Welch herrliches Thema! Wieviel wäre da aufzudecken, wieviel unbewußte Komödie zu entlarven! Das wäre Aufgabe nicht grade für einen berufsmäßigen Gefühlszersäger, sondern für einen passionierten Beobachter der menschlichen Oberfläche, für einen heitern Kenner des menschlichen Gesichts in allen Widerspiegelungen der Empfindung. Unser Liebesstratege hat jedoch die Bücher eingehender studiert als die Menschen. Wie ein Symbol seiner erotischen claire voyance steht ein Literaturverzeichnis voran, an dem benützte Quellen zu ersehen sind. Wo hat sich der fleißige Herr Doktor über die Liebe unterrichtet? Wir lesen: Schönherr: Der Weibsteufel, Sudermann: Im Zwielicht, Porto-Riche: L'Amoureuse, Mommsen: Römische Geschichte, Anton Menger: Sozialistisches Staatsrecht. So bereitet sich ein Beschreiber galanter Dinge vor. Das Ergebnis: er charakterisiert nicht, sondern katalogisiert. Er teilt die Männer ein in Kluge, Dumme, Sentimentale, Rohe, Anständige und Tückische, die Frauen in Emanzipierte und Primitive. Ohne zu ahnen, daß das Leben alltäglich solche papierne Typik übern Haufen wirft, und der Zustand der Verliebtheit schon vollends sich um die Masken der Stegreifburleske nicht kümmert. Das ist ja die wunderliche Magie der Erotik, daß sie die Temperamente auswechselt, dem Klugen einen Eselskopf aufsetzt, den Grobian lyrisch gurren, den Schwachmatikus kraftmeiern läßt, den grundehrlichen Kerl plötzlich zum ganz gemeinen Luder macht. Diesen Witz hat der Herr Doktor nicht erfaßt, denn das wird sich vielleicht in einem Alkoven ahnen lassen, aber nicht vor Mengers Sozialistischem Staatsrecht, und deshalb wird dieser Stratege, der als Zweck seines Buches nennt: der Frau die mangelnde Erfahrung zu ersetzen und sie für ihre Stellung im Kampfe mit dem Mann zu waffnen, seine Schutzbefohlenen, soweit sie überhaupt für den Kampf mit dem Mann gewaffnet sein wollen, in eine höchst blamable Marneschlacht hineinführen. Denn der Mann, dem sie etwa begegnen, wird auch ohne Kochbuch die uralte Praxis der Küche beherzigen: Man nehme ...

III.

Es ist etwas viel zur Theorie der Sexualität geschrieben worden, und sowohl der findige Psychoanalytiker, der sich zu-

mutet, ein Seelenleben wie einen Kehlkopf auszupinseln, als auch der gelehrte Physiologe haben aus der allereinfachsten Sache der Welt mit deutscher Gründlichkeit sofort eine Weltanschauung gemacht. Warum so viel Wichtigkeit? Der Zerfall der alten Bürgermoral hat das Leben freier und freundlicher gemacht. Man geht nicht mehr mit Nietzsche-Zitaten als Übermensch ins Bett, um als verdüsterter Strindbergbüßer wieder in die Pantoffel zu fahren. Heute sind wir auf dem Wege, den Schwafel von Seelenproblematik durch den medizinischen zu ersetzen. Diese schreibenden Herren Doktoren sind gewiß tüchtige und gewissenhafte Rezeptverfasser, und ihr langweiliger Stil läßt unbedingt an ihre handwerkliche Zuverlässigkeit glauben. Man kann ihnen blind die Nase anvertrauen, aber unterhalb des Magens hört ihre Zuständigkeit auf.

Lucius Schierling

Schülervorstellung

Den Erfolg dieser kleinen Jahrmärkte der Begabungen bestimmen in erster Linie die großen Agenten. Wieviel Leid, welch ein Unmaß traurigster Enttäuschungen bliebe den Vielen erspart, wenn man ihnen, ehe sie dem faulen Zauber einer paradiesisch übermalten Hölle erliegen, den Anblick einer großen Theateragentur in Vollbetrieb bieten könnte!

Ich kenne einen Koch in solcher Hexenküche. Der versteht sein Geschäft und betreibt es mit der peinlichen Umsicht eines ordentlichen Kaufmanns. Nach bestem Wissen und Gewissen berechnet er den Marktwert seiner Ware; sein Erfolg beruht auf dem Vertrauen der Kundschaft, und er wäre ein miserabler Geschäftsmann, würde er, seinem persönlichen Geschmack untertan, unanbringliche Ware einhandeln. Nüchtern zieht er das arithmetische Mittel aus Erscheinung, Temperament, Stimm-Mitteln und angenommener Vielseitigkeit des Arbeitnehmers und bringt das also gewonnene Resultat in ein konvenables Verhältnis zu Vakanzen und Gagen-Etat eines der arbeitgebenden Betriebe.

Seine Domäne ist die Provinz, deren weniger individualistisch suggestibles Publikum die Regelung von Angebot und Nachfrage reibungsloser sich vollziehen läßt als die Hauptstadt mit ihren wagemutigen Direktoren, die sich mit einwandfrei funktionierenden Requisiten: komischen Komischen Alten und einnehmenden Jugendlichen Liebhabern nicht zufrieden geben. Draußen, wo das Defizit vorgesehen, aber limitiert ist, regelt sich der Handel von selbst.

Ich glaube an die Gesundheit dieses Handels und an das vom Bedürfnis des größten Konsumenten bestimmte Urteil meines Agenten. Und ich mußte ihm beistimmen, als er nach der jüngsten Vorstellung der ‚Bühne der Jugend' (Schauspielschule des Deutschen Theaters) diesen Vormittag als verloren bezeichnete. Was war da nicht alles vermaledeit geballt, um gelockert, verkrampft, um wieder gelöst zu werden! Die Körper bogen und krümmten sich symmetrisch gegeneinander, und mitten in die neuüberkommene Stilisierung der Gebärden redeten die Münder schlimmstes Theaterschuldeutsch altüberkommenen Stils. Ich konnte das sonderbare Gefühl nicht loswerden, daß wirklicher Begabung gerade die straff systematische Schulung mehr ab- als zuträglich sei, und daß so Mancher dieser Jungen alles Nötige könnte, wenn er nicht alles Mögliche wüßte. Für die Provinz, meinte mein Agent, sei das Alles unbrauchbar, man wisse dort ganz gut, daß eine noch so Kokette in drei Akten naturalistischen Theaters auch einmal für ein paar Sekunden auf beiden Füßen stehen müsse, man schätze dort auch Ernst Deutsch außerordentlich hoch ein, aber man wisse ebendeshalb, daß sein Typ keine Epigonen verträgt — ja, in Berlin, meinte er, könnte es schon für den Einen oder den

Andern gewisse Möglichkeiten geben...

Gewisse Möglichkeiten, ja, aber was habt Ihr denn, was haben wir von ihrer Erfüllung? Und wie, wenn sie sich an Euch nicht erfüllen? Habt Ihr eine Ahnung, wie sichs heute an unsern Bühnen in letzter Position lebt? Wißt Ihr, daß die Oligarchie der ‚Prominenten' alles Rampenlicht auf sich zieht, ein Licht, das so grell ist, daß, wer unter seiner Wirkung zu stehen gewohnt ist, in schwächere Beleuchtung verbannt, zugrundegeht? Ihr habt nicht genug Angst davor! Gewiß nicht, denn, ehe er im Café Gloria am dritten Pult saß, war jeder Geiger ein Hubermann und der vierte Räuber in Niederburghausen ging einst zur Bühne, um am Burgtheater den Hamlet zu spielen! Zugegeben, jede Berufswahl hat ein Quantum Ehrgeiz zur Voraussetzung, in allen Berufen wird gekämpft und überall gibt es Sieger und Besiegte. Nirgends aber ist die anfängliche Aspiration so besessen wie hier, und nirgends die Enttäuschung so bitter und so beschämend öffentlich! Zurück also, wer noch zurück kann — und sei das Schulgeld, das man ja doch nie wiederbekommt, noch so gering bemessen!

Stephan Ehrenzweig

Eine treue Seele

Was mich an meinen Beruf fesselt.

Preisgekrönte Antwort auf unsre Umfrage „Was fesselt Sie am meisten an Ihren Beruf?"

„Die Tatsache, daß er meinem inneren Drang nach eigner schöpferischer Tätigkeit gerecht wird, daß ich eine Persönlichkeit sein darf und infolge meiner verantwortungsvollen Stellung mein ungeteiltes Interesse für die Firma einsetzen kann, als sei es mein eignes Geschäft, nur mit dem Unterschied, daß die Arbeit durch kräftelähmende Geldsorgen in keiner Weise beeinträchtigt wird. Die hohen Anforderungen stellen Geist und Körper unter strengste Selbstdisziplin, was treue gewissenhafte Pflichterfüllung zur Folge hat, die das seelische Gleichgewicht im Menschen begründet und ihn erkennen läßt, daß selbstloses Dienen Lebenserfüllung bedeutet."

Eingesandt von Frl. Gertrud Boer, Kontoristin, Wanne-Eickel.

Allgemeiner Wegweiser (Scherl)

Ein republikanischer Richter

„Na, da sind Sie ja, Sie verrufener Geselle! Nun sind wir hinter alle Ihre Schliche gekommen; Ihrer Hinrichtung werde ich mit Vergnügen beiwohnen!

(Zu dem Matrosen Beckers.) Sie sind ein schamloser Kerl! Ihr Kopf ist verloren. Rechnen Sie nicht auf Gnade.

(Zu dem Matrosen Weber.) Sie sind ja doch dem Tode geweiht. Ihr Kopf ist nicht mehr viel wert! Ach, das ist ja auch einer von den Todeskandidaten!"

Landgerichtsrat Dobring, heute noch im Dienst

Propaganda

Wir möchten die Gelegenheit benutzen, Sie nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß unser Sonderheft „Die deutsche Seemacht" im Hinblick auf die Rüstung aller Randstaaten im In- und Ausland größten Absatz finden wird. Eine Anzeige Ihres Werkes „Dr. Dolittles schwimmende Insel" wird daher sicher von dem gewünschten Erfolg begleitet sein.

Süddeutsche Monatshefte

Traum durch die Dämmerung

Wenn schon Strauß — dann: Johann.
„ „ Richard — „ Wagner.
„ „ Intermezzo — „ Mascagni.
„ „ Schlagobers — „ Rumpelmeier!

Antworten

Erich Mühsam. Sie schreiben mir: „In seinem Artikel ‚Das Kinderelend in Sowjet-Rußland" (Nr. 15 der „Weltbühne") berichtet Felix Stössinger, ich hätte ihm neulich erzählt, daß ich nicht nach Rußland dürfe. Seit meiner Entlassung aus Niederschönenfeld habe ich Stössinger ein einziges Mal gesehen, und zwar vor etwa einem Jahre an dem von ihm erwähnten Abend bei Doktor Gumbel. Dabei habe ich die von Stössinger behauptete Äußerung bestimmt nicht getan; denn ich habe und hatte dazu gar keinen Anlaß. Wahr ist, daß ich wiederholten Aufforderungen, nach Rußland zu fahren, nicht nachgekommen bin, weil ich bestimmte Bedingungen gestellt habe, die nicht erfüllt worden sind. Diese Bedingungen betrafen die linksrevolutionären politischen Gefangenen, die ich unter allen Umständen sprechen wollte, und zwar am liebsten nach einer umfassenden Amnestie für alle diejenigen Revolutionäre, die 1917 in der Oktoberrevolution mit den Bolschewiken gemeinsam gegen die Bourgeoisie gekämpft haben; andernfalls aber unter Garantien, die jede Bemäntelung der tatsächlichen Behandlung der politischen Gefangenen ausschlössen. Auch wollte ich, falls ich genötigt wäre, meine Genossen in den Gefängnissen aufzusuchen, nicht Gegenstand irgend welcher öffentlicher Ovationen sein. Von einem Verbot für mich, Rußland als mein eigener Herr zu betreten, ist nie die Rede gewesen. Bitte teilen Sie das den Lesern der „Weltbühne" mit."

Häftling der Stadtvogtei. Du hast vor Antritt Deiner Strafe mit einigem Gruseln die Schilderung Oskar Blums gelesen, die Der in Nr. 12 von den Zuständen in der Berliner Stadtvogtei entworfen hat. Acht Tage nach Erscheinen dieses Artikels bot mir ein Berliner Journalist eine Entgegnung an, die zehn Meter gegen den Wind nach Bestellung roch, und in der in recht überheblicher und unangenehm offiziöser Form die haarsträubenden Beschuldigungen Blums zurückgewiesen wurden, das alles mit Berufung auf den Direktor der Stadtvogtei, einen Herrn von Stülpnagel. Ich schrieb dem Journalisten, daß es mir bei der Schwere der Beschuldigungen Blums nicht mehr als selbstverständlich erschiene, wenn die angeklagte Behörde sich selbst geäußert oder mich oder einen meiner Freunde gebeten hätte, die Stadtvogtei zu besichtigen, um uns Gelegenheit zu geben, über die dortigen Verhältnisse in Ruhe zu sprechen; da das nicht geschehen sei, hätte ich keine Veranlassung, Berichtigungen aus zweiter Hand entgegenzunehmen. Am 12. April erschien im 8-Uhr-Abendblatt die Arbeit des Journalisten mit der Überschrift „Ist die Stadtvogtei wirklich eine Hölle?" mit reich verzierten schönen Bildern, die wie der Reklameprospekt eines bessern Provinzhotels wirkten, so daß die Gäste des Würzburger Ehrendoktors Kurt Elschner, Besitzer des Excelsior-Hotels, noch in derselben Nacht scharenweis in die Stadtvogtei gepilgert sein werden. Der Artikel des Berliner Journalisten (Franz Lenhoff) ist ein kümmerlicher und illoyaler Versuch, humanitäre Bestrebungen zur Besserung des barbarischen deutschen Strafvollzuges zu hemmen. Die Weltbühne nennt er nicht. Der Artikel beginnt: „In einer Berliner Wochenschrift konnte man vor einigen Tagen lesen ..." und: „in der betreffenden Wochenschrift wird gesagt". Ich kann mir nicht denken, daß die Redaktion des 8-Uhr-Abendblattes (von der Konkurrenz gern: ein „Berliner Spätabendblatt" genannt) diesen dümmsten aller Journalistenbräuche mitmacht, der da besagt: Du sollst keinen Gott haben neben mir. Der zurückgewiesene Journalist wird wohl aus gekränkter Eitelkeit oder aus Furcht, man könne den Aufsatz Blums nachschlagen, die Weltbühne verschwiegen haben. In der Sache aber wirst du, Häftling, und alle deine Kameraden, Herrn Lenhoff nur eins wünschen. Dieser Zeilenschinder, dem keine Schmockseite irgendeines Blattes schlecht genug ist, um mäßige Reportagen darauf abzuset-

zen, lobt die altmodische, schmutzige und unzulängliche Stadtvogtei wie ein Kriegsberichterstatter das Leben im Schützengraben: er selber ist reklamiert, aber für die anderen ist es sehr schön. Satz für Satz, Abschnitt für Abschnitt enthält der Aufsatz Unwahrheiten, die natürlich aus der offiziösen Küche stammen. Ein zweiter ehemaliger Häftling der Stadtvogtei war bei mir und gab neue Einzelheiten: Es ist nicht wahr, daß jeder Eingelieferte baden muß, die meisten wollen nicht baden und werden dazu nicht angehalten. Die Tatsache, daß man auf dem heitern Bild den Gefängnisdirektor in der geräumigen Küche bei der Essenprobe sieht, erinnert an jene schönen Zeiten beim Kommiß, wo der Herr General, der die unterschlagenen Kalbshaxen im Kasino gegessen hatte, hoch befriedigt die Mannschaftspampe kostete (mit Handschuhen) und wo immer „alles in Ordnung" war. Das Essen in der Stadtvogtei war im Jahre 1926 genau so unzulänglich, unappetitlich und widerwärtig wie es das im Jahre 1927 noch ist. Herr Lenhoff hat es probiert; weiter hat er darüber nichts mitzuteilen. Daß es heute noch benutzte Zellen von 9 (neun) cbm Inhalt gibt, weiß der Reporter, der ein schlechter Reporter ist, nicht; daß das Kübelsystem gesundheitsschädlich, grauenhaft und menschenunwürdig ist, tut er mit ein paar Redensarten ab. Vor mir liegt eine Schilderung eines „Diners" mit Einzelheiten, die ich nicht veröffentlichen kann und bei deren Lektüre einem übel wird. „Hier muß man", schreibt Herr Lenhoff, „sich damit abfinden". Man muß eben nicht. Sondern man muß von dem skandalösen Etat der Reichswehr soviel herunterstreichen, bis der Strafvollzug in Deutschland menschlich wird und die Gefängnisdirektoren nicht nötig haben, Schmöcke in Trab zu setzen, die die Leiden der Gefangenen in kleine Unannehmlichkeiten umlügen. So verlogen wie der Text, so verlogen die Bilder. Der graue Hof ist nicht von unten, sondern von einem Fenster aufgenommen, so daß man die Trostlosigkeit dieses dreieckigen Platzes nicht sieht. Kurz: Kriegsberichterstattung. Noch drei solcher Artikel, und der Journalist ist reif für den Posten eines Pressechefs beim Strafvollzug. Er beruhigt die Angehörigen der unglücklichen Häftlinge, er winkt freundlich mit der Hand, daß alles in Butter sei, während es nicht einmal in Margarine ist, und er versteigt sich schließlich zu dem unverschämten Satz: „In Gefängnissen lebt nicht die Elite der Menschheit". Nein. Die Elite der Menschheit schmiert offiziöse Communiqués und läuft in Freiheit herum. Du, Häftling, Deine Genossen, Häftling — Ihr wünscht dem Journalisten, der sich sein Geld auf keine andere Weise verdienen kann, als die grauenhaften Verhältnisse in deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern gegen die Strafvollzugsreformer zu loben — Ihr wünscht Dem zur Behebung seiner soziologischen Kenntnisse nur eins: Vier Wochen Haft in der Stadtvogtei. Ohne Pressekarte, ohne Bücklinge vor dem Direktor und ohne bezahlte Konjunktur-Schmockerei. Im Namen des Volkes.

Reporter. Sie kommen von einer Reise durch das finsterste Europa, nämlich Rumänien, zurück und schreiben mir einen erschütternden Brief über die Zustände in diesem Lande. Die Unterdrückung der nationalen Minderheiten wird mit allen Mitteln durchgeführt. Kein Nichtrumäne besteht ein Examen, und wenn er gegen die offne Ungerechtigkeit protestiert, riskiert er, verprügelt und ins Gefängnis geworfen zu werden. Feige Mörder werden von den nationalen Organisationen als Helden gefeiert; Juden werden ohne Anlaß aus den Eisenbahnzügen geholt und verprügelt. Und alles das geschieht unter den Augen einer wohlwollend schmunzelnden Regierung, die sich wie zum Hohn liberal nennt. Rumänien, dieses Land der stärksten nationalen Minderheiten, leistet sich eine Fremdengesetzgebung, durch die zum Beispiel die Juden gleich den Zigeunern als heimatlos erklärt werden. Sie schließen Ihren Brief mit den Worten: „Das Reisen auf den Bahnen in Rumänien ist mit Lebensgefahr verbunden.

Der Aufenthalt in Rumänien wird mit der Zeit für ordentliche Menschen unmöglich werden." Er ist es schon. Und wers nicht glaubt, der lese Barbusses grausigen Bericht über Rumänien (Verlag Öffentliches Leben, Stuttgart).

Adolf Behne. Sie schreiben mir: „Mit großem Vergnügen, Peter Panter, habe ich gelesen, daß Sie gegen den Umbau Ihrer Dschungel-Heimat, Indiens nämlich, nicht die frommen Bedenken unsrer Salon-Säulenheiligen vorgebracht wünschen. Famos! Aber wenn Sie Asien nicht als kulturhistorisches Museum konservieren wollen, warum wollen Sie ... durch Ihren Mitarbeiter Christoph, also sozusagen als Christoph-phoros ... den Kaiser-Franz-Joseph-Platz konservieren? Darf man nur Kontinente umbauen, nicht aber ein einzelnes Haus, das seinen Aufgaben nicht mehr entspricht? Es ist mir wirklich nicht ganz klar, weshalb wir, die wir doch so ziemlich alles umzubauen wünschen, widersprechen sollten, wenn ein hinter seiner Bestimmung zurückbleibendes Haus umgebaut werden soll! Natürlich bleiben die Proportionen nicht erhalten ... aber raufen wir uns deshalb nicht gleich die Haare. Wir sind ja bereit, in vielen andern und vielleicht noch wichtigern Dingen die Proportionen ganz gründlich zu verändern, etwa die Proportionen von Unternehmertum und Arbeiterschaft, von Staat und Kirche, von Land und Reich, von Reichswehr-Etat und Bildungsausgaben. Nein, gegen den Entschluß zum Umbau der Oper sollten wir nicht protestieren ... aber um so mehr gegen die Art, wie sie umgebaut wird. Unser Standpunkt kann hier wie in allen anderen Fragen nur sein: Umbau prinzipiell gestattet — in Klein-Asien genau so wie in Groß-Lichterfelde, in Berlin C 2 ebenso wie in Hinter-Indien, aber natürlich ein Umbau, der Altes erneuert, nicht einer, der Neues künstlich alt macht, wie das Herr Fürstenau unter Billigung des Landeskonservators und des Kultusministeriums unternimmt. Bei der Erweiterung des Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße wird man natürlich, ganz analog, rückwärts bauen. Zwischen denen, die prinzipiell gegen den Umbau der Oper sind, und denen, die den Umbau retrospektiv vornehmen, kann ich keinen wesentlichen Unterschied wahrnehmen. Nur Grade der Sentimentalität unterscheiden sie. Nur wer prinzipiell die Berechtigung zum Umbau bejaht, kann gegen die akademische Stilübung Fürstenaus protestieren."

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich Sonntag, den 25. April, abends um halb neun Uhr, in den Gaststuben am Siglhaus, Bernhardsplatz 19a. Referat: Herr Fugger über die Revolution in China.

Bildernarr. In Nummer 8 hat uns hier neulich Alfons Goldschmidt den venezuelischen Schinder Juan Vicente Gomez geschildert. Die „Auslandswarte" bringt in ihrer Nummer 6 ein Bild dieses antiproletarischen Lumpen. Er sieht aus . . . nun wie? Die Ähnlichkeit ist so frappant, die Haltung, der subalterne Stolz auf die Uniform, der Schnurrbart — also kurz und gut, er sieht aus wie der Selige, der neulich aus Doorn hat melden lassen, daß er vorläufig darauf verzichte, zurückzudesertieren.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Die neue Entente von Carl v. Ossietzky

In Genf beginnt Anfang Mai wieder eine jener internationalen Konferenzen, die eigens dazu erfunden zu sein scheinen, um öffentlich darzutun, wie sehr alle Internationalität noch in den Kinderschuhen steckt. Während Handel, Industrie und Technik übernationale Verbindungen geschaffen haben, die auch der rabiateste vaterländische Stammtisch nicht übersehen kann, humpeln die Führer von Politik und Wirtschaft hinterdrein, um Das, was ohne ihr Zutun geworden ist, nunmehr zu Nutzen des Friedens zu kodifizieren. Da aber grade die Herren der erdkreisumfassenden Wirtschaft im eignen Kral die schofelsten nationalistischen Krähwinkeleien aushecken und die dümmsten Chauvinblätter auf die Menschheit loslassen, so sind sie auf internationalem Forum am gehemmtesten, und wo die schlichte Vernunft in unverbogenen Worten den Ausschlag geben könnte, da muß eine wässerige Diplomatik des Ausdrucks, die kein positives Ergebnis aufkommen läßt, Rückversicherungen gegen die Geister schaffen, die sie zu Haus selbst bezahlen. Deshalb wird auch diese sogenannte Weltwirtschaftskonferenz im günstigsten Fall nicht über unverbindliche Konversationen hinausführen. Unter den deutschen Delegierten befindet sich auch Herr Hermes, der gekippte Finanzengel von 1923, dem inzwischen die Schwingen wieder nachgewachsen sind. Jedes andre Land hätte diesen Unglücksvogel zur Warnung kommender Geschlechter ins Panoptikum gestellt. Deutschland schickt ihn als Repräsentanten ins Ausland. Und vielleicht werden wir ihn bald als preußischen Minister wiedersehen.

*

Vor ein paar Jahren hätte so eine internationale Wirtschaftsbesprechung noch als Auftakt und Verheißung eine gewisse Bedeutung gehabt. Gut, hätte man gesagt, wenn schon nichts Praktisches dabei herauskommt, so lernt man sich doch kennen, Vorurteile werden abgeschliffen und, vor Allem, es wird eine bestimmte, für die Zukunft günstige Atmosphäre erzeugt. Heute genügt das aber nicht mehr. Denn man hat sich inzwischen so gut kennen gelernt, daß man sich schon fast wieder satt hat, und was die Atmosphäre anbelangt, so haben ein halb Dutzend reisender Breitscheide verschiedener Nationen davon so viel entwickelt, daß es eigentlich dringend nötig ist, mal wieder die Fenster zu öffnen. Gebot grade dieser Wochen ist nicht koulantes Verschleiern von Tatsachen, sondern dürre Konstatierung. Aus London prasselt ein Nachrichtenhagel über eine neugeplante englisch-französische Entente unter Patronanz der Vereinigten Staaten und der Besuch des Präsidenten Doumergue in England soll zur Ein-

weihung bestimmt sein. Das würde eine völlige Umgruppierung in der Konstellation der Mächte, eine kleine Eindämmung von Mussolinis außenpolitischer Aktivität bedeuten, aber auch eine neue Koalition gegen Rußland und ein englischer Versuch zudem, Teilhaber für ein schlechtes Chinageschäft zu gewinnen. Wird Frankreich, das sich in den chinesischen Fragen bis jetzt weise zurückgehalten und gegen Moskau zu seinem Nutzen nur seinen eignen Interessen gemäß gehandelt hat, wirklich auf diesen Leim kriechen? Es ist kein Zweifel, daß England in der Gesellschaft Mussolinis und einiger Randstaatenbravos sich auf die Dauer weder einladend noch vorteilhaft flankiert sieht und wieder Anschluß an eine europäische Großmacht sucht. Es ist auch kein Zweifel, daß die Baldwinregierung, die vielleicht schon im Herbst in sehr erregten Wahlen vor dem Volke nicht nur das Chinaabenteuer, sondern auch eine wahrhaft katastrophale Wirtschafts- und Sozialpolitik zu verantworten haben wird, nach einem außenpolitischen Erfolge Ausschau hält. Aber es darf dabei eines nicht vergessen werden: in all diesen Jahren hat bei jedem wichtigen Anlaß der alte englisch-französische Gegensatz sich immer stärker erwiesen als die papiernen Stipulationen oder der offizielle Komplimentenaustausch. Mag England wirklich versuchen, zur Wahrung seines Besitzstandes in der Welt die französische Diplomatie zu einer Art von Heiliger Allianz zu verpflichten: grade der französische Geist ist für solche Metternichstreiche der ungeeignetste Partner, und ganz automatisch wird, wie immer, die Hemmung einsetzen, wenn die Probe aufs Exempel gemacht werden soll. Daß man dies projektierte Abkommen „Entente" nennen will, zeugt von keiner glücklichen Hand und kennzeichnet nur die innere Unsicherheit. Weil die Sache hohl ist, muß für den Namen eine glorreiche Reminiszenz herhalten. Doch das gefundene Wort riecht modrig, denn die Welt ist anders geworden. Als die alte Entente abgeschlossen wurde, waren mindestens zwei Kontinente noch voll von Freigut; da gabs noch etwas zu teilen. Und heute? Nein, dieser frische, frohe Imperialismus, wie er in der alten Entente verkörpert war, findet für seine Tüchtigkeit kein Feld mehr. Er ist ja längst defensiv geworden: er erobert nicht mehr, sondern muß sich selbst seiner Haut wehren. Deshalb berührt es auch ein wenig komisch, wenn aus London berichtet wird, Briand und Chamberlain seien sich darin einig, daß Mussolinis Tatendrang zur Entlastung Jugoslaviens vom Balkan abgelenkt und nach Kleinasien umgeleitet werden müsse. So einfach ist das doch nicht mehr. So einfach läßt sich die Vorkriegssprache doch nicht mehr anwenden. Denn es gibt, im Gegensatz zu früher, keine Ausbeutungssphären mehr, die sich stumpf und schweigend in Besitz nehmen und auspressen ließen. Auf ein Stück Landkarte in Afrika oder Asien ein europäisches Fähn-

chen pflanzen, das bedeutet nicht ruhigen Genuß, sondern: Rebellion, Krieg und nochmals Krieg! Frankreich hat das in Marokko, in Syrien erfahren, und nichts Bessres wird Mussolini erleben, wenn er seine durch leichte Siege über Redaktionen und Gewerkschaftshäuser verwöhnten Rizinussoldaten nach Arabien oder Syrien schickt. Der Imperialismus rechnet nur mit Erz- und Öllagern, und nicht mit den Menschen. Diese Menschen aber sind in Bewegung gekommen; die Sklaven haben ein Gesicht gewonnen, ein böses, revoltierendes Gesicht. Die europäischen Mächte aber möchten noch immer, wie einst, Weltverteilungssyndikat spielen. Doch ist ihre intuitive Kraft ebenso dahin wie die Forschheit der Muskeln.

*

Wieder eine Umgruppierung im Mächtesystem. Die wievielte seit 1918? Ja, die wievielte nur seit einem Jahr? Die letzte Entwicklung zeigte Frankreich isoliert, die kleine Entente im Zerfall, England an der Seite Italiens, bei wachsendem Einfluß in Polen und den Randstaaten und immer enger mit Amerika liiert. Jetzt soll wieder umrangiert werden. Selbstverständlich nur, um dem friedlichen Ausgleich zu dienen. Jetzt soll unter Englands Vermittlung Polen von Amerika Geld bekommen, in Ostasien durch geschlossenes Zusammenwirken der Großmächte ein Status geschaffen werden, der den Freiheitswünschen Chinas entspricht und zum Überfluß auch durch französisches Entgegenkommen eine englisch-russische Verständigung angebahnt werden. Damit wären alle zufrieden und dem definitiven Ausbruch des goldnen Zeitalters stände nichts mehr im Wege. Der Eine kriegt Geld, zwei Andre vertragen sich, und Mussolini wird nach Asien abgeleitet. (Zwar las man noch vor einer Woche, daß England über die französisch-russische Annäherung sehr verstimmt sei. Was tut das?) Mögen die Auguren aus den Vogeldärmen die Gründe für diese jähe Häufung von Glücksfällen erkunden, uns will scheinen, daß das Bündnissystem der letzten Jahre anfängt, in ein manisches Stadium zu treten. Die Verträge überpurzeln sich. Ihre Bedeutung scheint an die Saison gebunden und endet mit ihr. Diese Diplomatenarbeit diagnostiziert dem Erfahrenen nicht die Gesundung, sondern die schwere Erkrankung Europas. Denn die Verträge binden nicht, sie zersetzen; sie nehmen jedes Richtmaß für die Entwicklung; sie verpflichten jeden Partner auf so viel Kontrakte, daß er schließlich keinen mehr als Realität empfindet. Es gibt nur ein Bündnis, das gut und organisch gewachsen wäre: das deutsch-französische. Das wäre die erste und einzige unter allen alten und neuen Allianzen, die sich nicht gegen einen Dritten richtet. Es wäre die Allianz für Europa.

Das Blumenarrangement von Colmar

von Alexander Werner-Thull

Prozesse sind Ekzeme am Körper der bestehenden Gesellschaft. Sie bilden sich nicht etwa von schlechter Luft oder vom Straßenstaub — sie zeigen sich dem prüfenden Auge als Symptome von Blutverseuchungen.

Der jeweilige Defekt tritt immer in Gesellschaft auf. Nach welcher Seite er entblößt werden mag: eine unendliche Kette von Übel wird sichtbar, bereit, die primären Urheber zu kompromittieren.

Diese scharfe Einleitung ist notwendig, wenn man die pathetische Abwicklung des Colmarer Prozesses verstehen und die ihm aufgestempelte Oberflächlichkeit entlarven will.

Ausdrücklich muß man hier hervorheben, daß die Regie vortrefflich klappte. Nichts fehlte. Auch die Garderobiere mit den Buketts stand für den Aktschluß in Bereitschaft. Das „Oeuvre" gibt aufatmend und anerkennend zu, daß die „schöne Rede des Hauptanwalts Fachot in frischer Fröhlichkeit die gedrückte Stimmung — eine Folge der häßlichen und unangenehmen Enthüllungen — zerteilte und allsogleich den ganzen Saal elektrisierte." Zu der Pathetik gesellte sich die Rührung beim versöhnenden Ausklang. Aug' und Ohr haben erlebt, daß dem Katholizismus des Abbé Haegy die Würde des bescheidenen Dieners Gottes zugesprochen wurde, der französischen Großzügigkeit ein Vertrauensvotum.

Leider ist für die Prozeßsache und ihre Ursachen damit wenig getan. Die Gründung des Heimatbundes ist weder Zufall, noch Laune — ein Arrangement: zugegeben. Wer sind seine Mitglieder? Untere Beamte, mittlere Beamte, Klerikale. Alles Leute, die sich durch die französische Verwaltung oder Gesetzgebung benachteiligt fühlen. Materiell die einen, materiell und ideell die andern. Nämlich im Vergleich zu den deutschen Zeiten, da sie als Stützen des Staates vom Arbeiter, von den unregistrierten Produktionsmassen gänzlich abgerückt standen. Der französische Staat, der das System der Beamtenzucht nicht kennt, hat auch mit dem Elsässer keine Ausnahme gemacht. Er trieb überhaupt keine elsässische Politik: seine größte Unterlassungssünde. In den Tagen des Sieges schien ihm das nicht notwendig, und heute begnügt er sich mit einer antideutschen Propaganda. Nicht in kluger Überlegung, sondern automatisch mit seiner wachsenden Furcht vor den erstarkenden germanischen Stämmen. Und gerade das ist in der elsässischen Frage von sekundärer Bedeutung. Denn es

will sich ja überhaupt kein Elsässer in den Schutz des akademisch-kulturellen, stahlhelm-disziplinierten, reaktionären Deutschland stellen; er würde sich mit allen Mitteln dagegen wehren.

Doch ebenso verfrüht wäre es, von „Franzosen des Departement Haut- und Bas-Rhin" zu sprechen. Der Elsässer ist kein Franzose, oder noch nicht. Er verlangt eine individuelle Behandlung — als Glied der Völker Frankreichs. Er kann zwar innerhalb der Weltpolitik nicht seine Wünsche auskramen. Aber er ist als Kind seines reichen, schönen Landes selbstbewußt und hartnäckig, besonders der Oberelsässer, der in vielen dem Schweizer gleicht. „Geh enüss unn schass de Gockel üs em Jardin, er frasst mer ahli Gahlweriwwele, unn dann gesch an de placard unn nemsch die Boudell, mir isch so singulier im Mahwe", sagt die Bäuerin zu ihrer Tochter.

Diese Eigenart haben die Franzosen nicht in Betracht gezogen. Sie glauben noch immer an den unwiderstehlichen Effekt der grande nation und merken nicht, daß dieser Glaube sein Niveau verändert hat: er hat sich zur Naivität entwickelt, die bei jeder großen Aussicht im Wege steht. Man beobachte viele offizielle Franzosen heute bei wirtschaftspolitischen Fragen Deutschland gegenüber, wie sie weder nüchtern noch objektiv die Geschehnisse begreifen und bewerten können.

Sonst wäre es ihnen im Colmarer Prozeß weniger darauf angekommen, festzustellen, ob der Abbé Haegy ein guter oder schlechter Franzose ist, und sonst hätten sie die Kompetenz zum Urteil nicht Nur-Militärs wie den Generalen Castelnau und Bourgeois überlassen. Der Abbé ist zu jedem patriotischen Schwur bereit, aber seine Politik macht er abhängig von der Berücksichtigung seiner Interessen, der Interessen des elsässischen Klerus. Man hätte daher auf französischer Seite weit mehr darauf bedacht sein müssen, im Ausspruch Haegys: Je n'aime pas la France, c'est un pays athée! die eigentliche Beschwerde, die des Priesters zu erfassen. Sie ist ein unzweideutiger Wink der katholischen Kirche im Elsaß und kann bei entsprechender Konjunktur leicht ihre Kampfparole werden, unabhängig von einigen Pfarrern wie Ritter und Dusser, denen für ihre vollständige Assimilierung an das französische Kirchensystem von der Pariser Presse das Verdienstkreuz: „Treu als Katholik, Elsässer und Franzose" umgehängt wurde.

Es liegt zu sehr in der demagogischen Art der katholischen Kirche, daß sie um ihre Machtposition kämpft; das ist seit der Inquisitions-Epoche ihre Tradition. Die Frage der Religion als Staatsinstitution, des verbrieften Rechts

auf kulturelle Gebiete ließ den Abbé Haegy nicht schlafen. Was kümmerte ihn die „elsässische Eigenart", was die Sorgen der Lehrer, Briefträger und Eisenbahner! Das Laiengesetz, ständig in drohender Nähe, war der Albdruck des elsässischen Klerus.

Es lag durchaus in der Ordnung der Dinge, daß die an Politisieren gewohnte und in Existenz und Prestige bedrohte Kirche die Initiative zu den autonomischen Bestrebungen ergriff und die gleichfalls betroffenen Elsässer zur Unterstützung heranzog, im Bemühen, eine eigene Verwaltung und Gesetzgebung herbeizuführen.

Das wurde ein Kampf gegen Frankreich, wie man es auch deuten mag. Poincaré hat das ebenfalls so verstanden. Wenn sich das „Journal" in großer Aufmachung das Verdienst zuschreibt, das malaise alsacien aufgedeckt und in die politische Beleuchtung gerückt zu haben, so ist das reichlich lächerlich und Poincarés Staatskunst gegenüber etwas despektierlich.

Es ist Poincaré, der zu bremsen befohlen und, wie das bei der nur sehr relativen Stärke des Abbé Haegy vorauszusehen war, gesiegt hat: er und die Kreise um die Action Française. Damit der Sieg aber nicht zu gewaltsam ausfiele, hat man vorher den Abbé beruhigt: mit dem Laiengesetz, so wie es in Frankreich besteht, wird man euch verschonen. Das Arrangement sah an dieser Stelle einem Kuhhandel nicht unähnlich.

Es gab da noch andre Personen um Colmar: die Beobachter am Scheren-Fernrohr im Nachbarland. Sie wurden wohl oft im Prozeß genannt und beschworen, aber man konnte sie nicht fassen. Teils versteckten sie sich hinter der „deutsch-französischen Verständigung" — so ist das jesuitische Gepräge des äußerst gewandten Kanonikus Muller, als Antwort auf den Hinweis der bestehenden Beziehungen zwischen Rechtsrheinischen und dem Abbé —, teils hinter einer „Wirtschaftsgemeinschaft", wie sie der Saar-König Roechling für seine Industrie und Kohlen mit dem lothringischen Erz erstrebt.

Die da mit Enthusiasmus am parlamentarischen Friedenswerk teilnehmen, die Pazifisten hüben und drüben, werden wieder um eine Illusion ärmer. Vielleicht fragen sie sich: „Wie ist es möglich! Die Außenminister reichen sich die Hände, und im Colmarer Gerichtssaal duldet man, nein, fördert man die tollsten chauvinistischen Ausbrüche, während andrerseits unter v. Keudell wieder munter Annexionspläne geschmiedet werden!"

Der totgesagte Kampf gewinnt wieder Formen. Und eines Tages wird er mit einer patriotischen Etikette fix und fertig dastehn. Inhalt: Stahl-Produktions-Quote.

Rußlands Kampf gegen das Kinderelend

von Hugo Jacobi

Wenn deutsche oder überhaupt westeuropäische Bürger in das neue Rußland kommen, so stoßen sie immer wieder auf die eine Frage: Wie? in einem sozialistischen Staat gibt es verwahrloste Kinder? Und für eine bestimmte Presse aller Schattierungen ist damit das einheitliche Stichwort von der „Kinderhölle in Sowjet-Rußland" gegeben.

Bei der Darstellung und Beurteilung dieser Verhältnisse werden aber meist sehr wichtige Faktoren unberücksichtigt gelassen, und es wird dadurch ein völlig unwahres Bild von dem wirklichen Zustand erzeugt.

Niemand, der auf ehrliche Berichterstattung Wert legt, wird das Vorhandensein zahlreicher obdachloser Kinder leugnen. Allerdings nur wenige haben sich mit Sorgfalt dem Studium dieser Erscheinung hingegeben. (Unmittelbar nach meiner Rückkehr aus Sowjet-Rußland habe ich in Nummer 11/12 des 3. Jahrgangs, 1926, des „Neuen Rußland" auf Grund eingehender Beobachtungen genaues Zahlen- und Bildmaterial vorgelegt.)

Da werden zunächst phantastische Zahlen genannt: Von Tausenden und Hunderttausenden geht es zur Million und in die Millionen. Tatsache ist aber, daß alle behördlichen Stellen, in deren Bereich die Aufgabe der Bekämpfung dieser Kindernot fällt, mit größter Sorgfalt die vagabundierenden Kinder registrieren, weil nur nach genau festgestelltem Umfang eine planmäßige Heilung dieses zweifellos vorliegenden sozialen Schadens erfolgen kann.

Was sagen die amtlichen Zahlen? Meine Angaben stützen sich auf die neusten Feststellungen, die im Oktober des Jahres 1926 getroffen worden sind. Danach waren in dieser Zeit in der ganzen Union noch 30—35 000 heimlose Kinder vorhanden, das heißt solche, die der Straße überlassen waren. Allerdings bestand für etwa noch 125—150 000 Kinder und Jugendliche mit Rücksicht auf die sozialen Verhältnisse, in denen sie lebten, die Gefahr, der Verwahrlosung zu verfallen, wenn nicht rasch und gründlich vorgebeugt wird.

Das sind sicherlich noch immer erschreckende Ziffern, aber man muß sie gerechterweise andern Ziffern gegenüberstellen, solchen, die einen Einblick in die bereits geleistete Fürsorgearbeit gewähren. Aus ihnen geht hervor, daß allein in den letzten drei Jahren, von 1924 bis 1926, je 30 000, also zusammen 90 000 Kinder in Heimen und Kommunen untergebracht worden sind, und daß sich die Zahl derer, die insgesamt in solchen Anstalten betreut werden, auf 250 000 in RSFSR, und auf 325 000 in der Union beläuft, ganz zu schweigen von denen, die in ihre Familien wieder zurückgebracht oder geeigneten Pflegeeltern übergeben werden konnten.

Es ist erklärlich, daß in den Städten, als den Verkehrsmittelpunkten und den ökonomischen Zentren, dem Besucher diese Kinder am augenfälligsten entgegentreten; hier strömen

sie zusammen, weil ein Teil von ihnen in der Stadt nach Arbeit sucht, ein andrer Teil glaubt, hier am ehesten untertauchen und Gelegenheit zur Befriedigung seiner Bedürfnisse finden zu können. Das trifft ganz besonders für Moskau zu. An diesen Stellen setzt aber dann auch die intensivste Fürsorgearbeit ein.

Bleiben wir bei Moskau. Im dortigen Gouvernement waren in der Berichtszeit noch 1500 Straßenkinder vorhanden; 4500 waren im Laufe der vergangnen 6 Monate erfaßt und Kinderheimen zugeführt worden, während 2000 wieder in ihre Heimat überführt werden konnten, wo sie bei Eltern oder bei Pflegeeltern untergebracht worden sind und einen Platz in der Schule erhielten, die ältern einen solchen in der Fabrik oder in der Landwirtschaft. Durch die Unterbringung dieser Kinder machte die Stadt so viel Ersparnisse, daß sie dafür 60 neue Werkstätten einrichten konnte.

Die Hauptaufmerksamkeit wenden die verantwortlichen Stellen der Prophylaxe zu; beschäftigungslose und aufsichtslose Kinder sind für die Verwahrlosung gradezu prädestiniert. Solche Kinder sind in Moskau 4000 vorhanden. Für sie hat man nicht weniger als 11 Klubs eingerichtet, die je etwa 400 Kinder aufnehmen, und 150 Spielplätze. Für die größern Kinder (über 14 Jahre) bestehen Werkstätten, und zwar 3 Werkstätten mit je 550, 6 Klubwerkstätten mit je 750 Plätzen und 3 Rayonwerkstätten für solche, die in Kinderheimen leben. Neuerdings hat man noch eine andre Art der Unterbringung ausprobiert und damit gute Erfolge gehabt: die „Patronage". Jugendliche, die die Heime verlassen, werden bei tüchtigen Handwerkern und Bauern untergebracht, immer zu mehreren, damit sie sich nicht vereinsamt fühlen, unter der gewissenhaften Aufsicht von Kontrollkommissionen, die jede Ausbeutung der Kinder unmöglich machen. Die Bauern erhalten ein Stück Zuschußland, die Handwerker eine Sozialzulage von zehn Rubeln monatlich. Außerdem halten Gewerkschaften und Genossenschaften für solche Kinder, die aus den Heimen entlassen werden, 30—35 Prozent der Plätze in den Betrieben frei, die für Einstellung von Lehrlingen in Frage kommen. Damit deren Unterkommen nach Schluß der Arbeitszeit gesichert ist, hat die Stadt Moskau allein 784 Wohnungen als Kommunen eingerichtet.

Für RSFSR gab es im Etat des letzten Berichtsjahres 60 Millionen Rubel für den Kampf gegen die Verwahrlosung; und zwar entfielen 42 Millionen auf die Ortsbudgets, 6 Millionen auf die Staatsbudgets und 12 Millionen auf das Budget der „Kinderfreunde". Leider war es mir nicht möglich, die Ziffern für die ganze Union zu erlangen; allein schon die angegebenen zeigen mit aller Deutlichkeit, mit welchem Ernst man dem Übel zu Leibe geht.

Es bleibt ferner bei der Darstellung der wirklichen Verhältnisse meist auch die Ursache der Heimlosigkeit außer Betracht; ja, man stellt sie als eine Art typischer Begleiterscheinung der neuen staatlichen Ordnung hin. Das ist völlig abwegig. Verwahrloste Kinder gab es von jeher in Rußland; sie waren die Opfer der auf Solidarhaft beruhenden Mir-Verfassung, die

sich jeden unnützen Essers zu entledigen suchte. Zur Zarenzeit schon gab es Scharen verwahrloster Kinder. Daß ihre Zahl aber ins Riesenhafte anwuchs, daran trägt zunächst der Weltkrieg die Schuld, der von Rußland den größten Blutzoll erforderte; dazu kommt der blutige Bürgerkrieg und die Blockade, die neue Menschenopfer forderten, und schließlich die Hungerjahre, von deren Elend sich hierzulande überhaupt niemand eine Vorstellung machen kann. Die Statistik erweist denn auch, daß sich die Verwahrlosten zu 75 Prozent aus Waisenkindern rekrutieren, zu 15 Prozent aus Halbwaisen, und daß nur der Rest noch beide Eltern hat. Daß grade die Hungerjahre ihren großen Anteil an den Verhältnissen haben, geht mit Deutlichkeit aus der Tatsache hervor, daß die Kinder zu 55 Prozent aus Bauernfamilien stammen, nur zu 35 Prozent aus Arbeiterkreisen und der Rest aus andern Schichten. Wenn der junge Staat aber die 30—35 000 Verwahrlosten innerhalb der nächsten drei Jahre auch in Kinderheimen unterbringen und damit diese schwere soziale Not liquidiert haben will, ein Vorsatz, an dessen Umsetzung in die Wirklichkeit niemand zweifelt, der den Ernst kennen gelernt hat, mit dem man in Sowjet-Rußland derartige Dinge in Angriff nimmt: so wird das eine Leistung, die man nicht hoch genug veranschlagen kann.

Was aber noch besonders zu berücksichtigen ist, das sind die völlig neuen Wege, die man hier bei der Fürsorge betritt; denn man hat sich von den antiquierten Methoden der westeuropäischen Fürsorge grundsätzlich abgewendet.

Zunächst ist zu sagen, daß man seinen Schaden offen vor aller Welt zeigt. Nicht Gleichgültigkeit ist es, sondern ein Appell an das öffentliche Verantwortungsgefühl, wenn man die Kinder nicht zwangsweise interniert, wie es den Russen von manchen Besuchern immer wieder empfohlen wird. Und der Appell hat einen Riesenerfolg gehabt. Da hat sich eine aus Hunderttausenden bestehende „Gesellschaft der Kinderfreunde" gebildet, die das Werk finanziell und praktisch unterstützt. Da stellen sich die Studenten in den Dienst der Sache aus der inneren Verpflichtung heraus, dem Staat, der ihnen die höchste Bildung zuteil werden läßt, schon jetzt in geeigneter Weise zu dienen. Die Pionier- und Jugendabteilungen machen sich Gruppen von Verwahrlosten zu Freunden und laden sie zu sich ein. In jeder Schule werden Kommissionen gewählt, die den Verkehr mit den Heimlosen pflegen, sie zu ihren Festen und Veranstaltungen mitnehmen, bis sie selbst Glieder dieser Gemeinschaft werden wollen. Ja, ich sah sogar bei einzelnen Abteilungen der Roten Armee, wie sie sich solche Kindergruppen angegliedert haben und für ihre körperliche und geistige Entwicklung sorgen. Das ganze öffentliche Gewissen Rußlands ist auf diesen Punkt gerichtet.

Als zweiter Grundsatz gilt: Vermeidung jeden Zwangs! Was wäre auch mit Zwang gewonnen? Lehren uns nicht die Ziffern über die Insassen unsrer Gefängnisse und Zuchthäuser, was aus den meisten ehemaligen Fürsorgezöglingen wird? Zwang und Gewalt bewirken das Gegenteil von dem, was erstrebt wird, sie wecken den Widerwillen und reizen zum Wi-

derstand auf. Sie stärken die Feindschaft gegen die aufgenötigte Ordnung. Deshalb wählt man in Rußland den Weg, der zum Herzen und zur Psyche des Kindes führt; man sucht sein Vertrauen zu gewinnen. Es sind nicht die schlechtesten, um die es sich bei diesen Kindern handelt, tapfere, mutige Gesellen. Sie scheuen nicht ein entbehrungsreiches Leben; sie lernen Ausdauer in ihrem harten und gefährlichen Daseinskampf; sie entwickeln Schlauheit und Unternehmungsgeist bei ihren Streifzügen; sie schulen den Mut und erproben eine Solidarität, die Hunger, Not und Tod überdauert. An diese Eigenschaften knüpft die Sowjetpädagogik an und leitet sie unmerklich vom Verbrecherischen zum gemeinnützigen Handeln hinüber. Dazu dienen ihr die bereits erwähnten Werkstätten und landwirtschaftlichen Betriebe, die Kinderheime und die Kommunen. Nicht mit fadem Moralisieren und Befehlen, sondern durch Gewährung völliger Selbständigkeit und Selbstverwaltung erreicht man die freiwillige Einordnung in die arbeitende Gemeinschaft. Nicht selten ist dann der Führer einer Banditenschar der Leiter einer wohlgeordneten Kommune. Im ersten Heft des Jahrgangs 1927 des „Neuen Rußland" schildert der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Doktor Kurt Rosenfeld eine derartige Kommune in der Nähe von Moskau, wo sich junge Verbrecher, zum Teil Schwerverbrecher, nicht nur eine neue Heimat geschaffen haben, sondern wo sie sich sogar zum Vorbild für die Umgebung herausgebildet haben. Ich habe diese Kommune ‚Dsershinski' ebenfalls besucht und war erstaunt und erschüttert zugleich über die zutage tretenden Erfolge.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die pädagogische Seite der Angelegenheit weiter zu verfolgen, obwohl grade diese Fragen uns erst deutlich das Wesen der ganzen neuen Erziehung in Rußland aufschließen; aber eines dürfte auch schon aus diesen wenigen Tatsachen hervorgehen: kein Vorwurf gegen das neue Rußland ist so unbegründet wie der, daß es auf seinen Nachwuchs nicht die erforderliche Sorgfalt verwende. Wenn heute noch nicht alles so ist, wie es seine Kritiker wünschen und wie es selbst es am meisten für wünschenswert hält, so muß man dafür die Vergangenheit verantwortlich machen und nicht die Menschen, die unter den heutigen Verhältnissen in diesen Dingen tun, was nur in ihren Kräften steht. Darum müssen auch jene gewissenlosen Verleumdungen über „Kindernot und Kinderhöllen" in kürzester Zeit an ihrer eignen Unwahrhaftigkeit zerschellen.

Nächstenliebe von Lichtenberg

Wenn jemand in Cochinchina sagt doji (doji, mich hungert), so laufen die Leute, als ob es brennte, ihm etwas zu essen zu geben. In manchen Provinzen Deutschlands könnte ein Dürftiger sagen mich hungert, und es würde gerade so viel helfen, als wenn er sagte doji!

Kulturkampf

I. Freidenker im Schlaf von Fritz Schiff

Die deutschen Freidenker, die das corps de génie, die Geistesstreiter, die Kulturtruppe der Arbeiterklasse sein sollten, haben die Fähigkeit, ihre Existenz so gründlich zu verbergen, daß Niemand von ihnen etwas wüßte, wäre nicht unvorsichtigerweise bei der Hindenburgwahl bekanntgeworden, daß in Sachsen einige Hunderttausend Freidenker gegen den Erzrepublikaner Marx gestimmt hätten. Aber die Hindenburgwahl ist lange vergessen — alle Beteiligten haben Grund genug, nicht mehr davon zu sprechen —, und damit verschwanden auch die Freidenker wieder in ihre staatserhaltende Versenkung.

Die geistig Selbständigen unsrer Generation lehnen die gesamte Freidenkerbewegung, ihren Kampf gegen den Gott der Bibel, ihre naturwissenschaftliche und historisch-materialistische Ideologie mitleidig als verdorrenden Überrest des neunzehnten Jahrhunderts ab. Was den Kampf gegen den Bibelgott angeht, so sind sie bestimmt im Unrecht, diese Frage ist im Proletariat, besonders bei den Frauen, noch durchaus aktuell. Was aber die überholte Popularphilosophie betrifft, so wird, soweit ich unterrichtet bin, der Monistenbund im kommenden Winter seine Gegner zu einer philosophischen Diskussion einladen. Doch heute geht es um Konkordat, Schule, Theater, Volksbühne, Kino, jetzt geht es um die Freiheit des Geistes und die Unfreiheit des Ungeistes. Die geistig Selbständigen sind der Volksbühnenopposition beigesprungen, sie haben fast als Einzige den Kampf gegen das Külz-Bäumer-Gesetz geführt, überall sind sie die heftigsten Rufer gegen Geistesträgheit, Halbheit, Feigheit, Bonzentum —: jetzt gilt es, auch der noch viel zu schwachen Opposition der Freidenker beizuspringen, und ihren verknöcherten, durch Parteiverpflichtungen gelähmten Führern die Hölle heiß zu machen, ihnen ihr Freidenkertum so lange um die Ohren zu schlagen, bis sie ihre Verantwortung und ihre Aufgabe begreifen. Das bekannte Geheul wird sich erheben: „Spalter! Unfriedenstifter!" Das bekannte Geheul aller geistig Impotenten, aller Derer, die vor ihrer eignen Kourage Angst haben.

Die größte Organisation der Freidenker hat sich seit kurzem als „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung" konstituiert, der aus mehreren Verbänden zusammengesetzt ist. Seine Zentrale, die an die Freidenkerzentrale in Wien angeschlossen ist, befindet sich in Berlin. Die übrigen Freidenkerverbände spielen daneben weder zahlenmäßig noch finanziell eine Rolle, sind aber, wie die „Freireligiöse Gemeinde", Berlin, die Atheisten, die Monisten, deren „Monistische Monatshefte" recht gut gemacht sind, ernsthaft um kulturelle und wissenschaftliche Probleme bemüht. Alle diese Organisationen sind in einer Dachorganisation, der „Reichsarbeitsgemeinschaft der freigeistigen Verbände" (der RAG.), zusammengefaßt; deren Zentrale ist Leipzig, in einigen Städten, zum Beispiel in Berlin, sind Zweigstellen dieser RAG. eingerichtet.

Was hat diese Riesenorganisation, die schon einige Jahre besteht, bisher getan? Nichts, gar nichts hat sie getan. Die Kulturtruppe der Arbeiterklasse hat sich nicht um die Fürstenabfindung, nicht um den Fall Piscator, nicht um die Justiz und — so phantastisch es klingt — nicht um das Schund- und Schmutzgesetz gekümmert. Dementsprechend war die Begrüßung des schwarz-blauen Blockes im Reich. Oh — eine große Campagne hatten sie in Leipzig verkündet, acht Tage lang sollte in täglich wechselnden Veranstaltungen dem Arbeiter die kulturreaktionäre Bedeutung dieser Regierung eingehämmert werden. Doch aus der Linden-Straße wurde gepfiffen: „Vorsicht! nicht kanten, Preußen!" Und was kam heraus? Kirchenaustrittsversammlungen, schlechter propagiert als sonst, schlechter organisiert als sonst, schlechter besucht als sonst, noch lächerlicher als sonst. Doch, um gerecht zu sein: zweimal jährlich veranstaltet die RAG Jugendweihen. Über die Berechtigung dieser Einrichtung, die den Zweck hat, das Proletarierkind zum Klassenkampf zu „weihen", soll hier nicht gesprochen werden. Selbstverständlich halten die Sozialdemokraten eigne Jugendweihen ab, komische Übersetzungen der kirchlichen Kommunion in den friedrichshagener Geist von 1895. Ganz so maienlustig waren die Jugendweihen der RAG bisher nicht, da sich daran die oppositionellen politischen Parteien, die Kommunisten, die Anarchisten, die Syndikalisten, die Ledebourleute und die Unabhängigen beteiligten. Teurer Leser, Sie hätten Ihre blanke Freude, erführen Sie, was sich vor den Jugendweihen in der RAG begibt, wie da „Verein" gespielt wird, gegenseitige Anschuldigungen an die Köpfe fliegen, immer nur „ich" und „ich habe" gesagt wird, wie da der Geltungsdrang von Unterdrückten, die nie Empörer werden, herausspritzt, wie da um Formalitäten die Gesinnungen aufeinanderplatzen.

Doch da es für Den, der in Deutschland Politik treiben will, wichtig zu wissen ist, mit welchen Realitäten er zu rechnen hat, so sei hier eine dieser Geschichten erzählt:

Die RAG besteht darauf, daß auf den Plakaten, auf denen die Jugendweihen angekündigt werden, nur ihre Firma als Unterschrift erscheine, während die politischen Parteien mit Recht fordern, daß auch ihr Name auf den Plakaten zu lesen sei. Um diese lächerliche Unterschrift haben Erwachsene ein Jahr lang einen Weltanschauungskampf in zahllosen, vielstündigen Sitzungen bis in die tiefe Nacht hinein gestritten, in Wildheit und Besessenheit. Schwüle bis zum Bersten schwamm gleich dem Zigarrenhecht unheimlich über den trüben Vereinszimmern, Explosionen verpufften fauchend, Vorsitzende vergossen Tonnen von Schweiß, ernste Männer sanken erschüttert in sich zusammen, der Zweck des Daseins schien verfehlt — kein Komödiendichter könnte Das je ersinnen. In diesem Frühjahr war die Opposition klug genug, ihre Forderung fallen zu lassen. Doch als die „Feuerbestatter" sahen, daß sich die Kommunisten auf diese Weise nicht provozieren ließen, griffen sie zum heiligen Buch der Statuten und stellten die pfäffische Forderung auf, daß nur solche Kinder an der Jugendweihe teilnehmen dürften, deren Eltern aus der Kirche ausgeschieden

sind. Da hatte die Opposition genug und veranstaltete ihre eigne Jugendweihe. Jeder Mann seine eigne Weltanschauung.

Die Führer der Freidenker sind in der typischen Situation aller „linken" Sozialdemokraten. Ihr Klasseninstinkt treibt sie zwar in Opposition gegen ihre vaterländisch-reformerische Parteileitung, aber da sie in dieser überaus schwierigen wirtschaftlichen und politischen Situation kein besseres Programm haben können, so wissen sie überhaupt nicht, was sie wollen, geben sich auch keine Mühe, es zu wissen, und schließen wie die Freidenkerführer vor allen brennenden Fragen die Augen, und dann: mit einem Kopfsprung hinein ins Organisieren, daß die Protokolle nur so stieben, wobei sie natürlich völlig unter den erdrückenden Einfluß der Politik Hermann Müllers geraten. Diese Abhängigkeit von der sozialdemokratischen Parteileitung verbietet ihnen, gegen die „schwarze Schmach" Sturm zu laufen. Denn die sie gängelnde SPD ist für die „Staatsordnung": die Ordnung der Trust- und Bankenrepublik.

Um Mißverständnisse auszuschalten: diese Freidenkerführer sind so wenig wie der größte Teil der sozialdemokratischen Führer bewußte Verräter ihrer Sache. Aber sie sind alle der Ideologie ihrer vom nationalen Geheimrat auf die Schulter geklopften Parteiführer erlegen. So sind die Freidenkerführer gelähmt und wachen ängstlich darüber, daß ihr Verein ein Verein bleibt, daß nicht etwa die aus der Kirche ausgeschiednen Proletarier eine Gemeinschaft bilden, die ihre Kraft nicht aus einem Jenseits, sondern aus dem Bewußtsein ihrer eignen Stärke zieht. Diese Freidenkerhäupter wollen nichts lernen und glauben, mit dem Bildungsphilisterium von Freidenkerschulen Kulturarbeit zu leisten. Gewiß, auch solche Schulen sind notwendig, obwohl sie, falsch geleitet, Quellen gefährlichster, verderblichster, weil lähmender Halbbildung sind, aber wie sind sie nebensächlich gegenüber der von den Freidenkern überhaupt noch nicht einmal geahnten Aufgabe des täglichen öffentlichen Anstürmens gegen die schwarze Reaktion! Unsre Freidenker aber haben Wichtigeres zu tun, sie organisieren, schließen aus, stellen Anträge. und sind für alles Andre nicht zuständig. Übertreibung? Also sprach einer ihrer berliner Häuptlinge: „Ich kann auch Diktator spielen, wenn ich muß, und jetzt muß ich!" Der kleine Moritz als Mussolini.

Wir aber, die uns „noch mehr Uneinigkeit im Volke" nicht schreckt, weil wir die Einigkeit als bösen Betrug der Herren durchschauen, wir, die wir den Kampf gegen die materielle und seelische Diktatur des Kapitalismus wollen — wir müssen Alarm schlagen, wir müssen von jeder Tribüne, die wir besteigen, rufen: Duldet nicht, daß der Wille einer Million Menschen, von Proletariern, die bereit sind, gegen Schund und Schmutz dieser Gesellschaft zu kämpfen, durch müde, kleinbürgerliche, ziellose Führer erdrosselt wird. Der Kampf gegen den Ungeist ist seit dem Külzgesetz im Gange. Jetzt gilt es, die Kulturtruppe der Arbeiterschaft zu mobilisieren, damit sie ihre Bestimmung erfülle, einen geistigen Freiheitskampf zu entflammen und ihn zu führen.

* * *

II. Die Christliche Welt und Freidenker von Kurt Hiller

Leider sind es nicht immer Die drüben nur, die unrecht haben. Wenn, zum Beispiel, die ‚Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände' in einem sonst sympathischen Aufruf gegen Gemucker, Gekülz, schlechtes Strafrecht, schlechtes Schulrecht äußert:

> Der Unterricht darf nicht vom christlichen Geiste durchtränkt sein, sondern hat die Ergebnisse der Wissenschaft als Grundlage zu benutzen. Die christliche Lehre steht im Widerspruch zu diesen Ergebnissen . . .,

so zeigen solche Sätze, daß die monistische Seuche noch keineswegs als erloschen gelten darf und daß wiedermal jene Art Freigeisterei hier poltert, die frei von Geist ist. Das „sondern" da oben — die Hände könnt' man ringen. Ergebnisse der Wissenschaft als Gegensatz zu christlichem Geist! Herrschaften, christlicher Geist sagt (und jüdischer, moslemischer, brahmanischer, buddhistischer, pantheistischer, sozialistischer — jede Art Geist sagt): wie wir uns zur Welt verhalten sollen; Wissenschaft sagt: wie wir und die Welt sind. Eine Religion, eine Lehre vom Seinsollenden, kann, aus Gründen, die der Sphäre des Solldenkens angehören, abzulehnen sein (so erschien die Ethik des Christentums, wenigstens des paulinisch verfälschten, Nietzsche ablehnenswert); im Widerspruch zu einer Wissenschaft, zu einer Lehre vom Seienden, kann sie nie stehen. So wenig, wie sie je die Wissenschaften als „Grundlage" „benützen" kann! Das Wesen der Religion ist ethisch, das der Wissenschaft ontologisch; Ethik und Ontologie sind Sphären, einander so fremd, daß sie nicht einmal kollidieren, geschweige einander durchdringen können. Die ontologischen (metaphysischen) Bestandteile der Religionen fungieren nur als Hilfskonstruktionen für den ethischen Bau. Zu den „Ergebnissen der Wissenschaft" hat die Religion keine andre Beziehung als die, daß sie dem Menschen trotz ihnen zu handeln befiehlt. Ergibt die Wissenschaft etwa, daß das Tier Mensch sich in seinem Handeln durch Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb, Besitztrieb, Geltungstrieb, Beharrungstrieb, Abwechslungstrieb, Rachetrieb und andre Egoismen bestimmen läßt, so müßte die Religion, wollte sie diese Ergebnisse der Forschung „als Grundlage benutzen", lehren: Handle gierig, geil, ausbeuterisch, eitel, denkfaul, untreu, rachsüchtig, selbstsüchtig! Daß sie bekanntlich das Umgekehrte lehrt, will der Monist ihr gar nicht zum Vorwurf machen; lehrt er es doch selber — nur mit dem Unterschied, daß er sich und seinen Gläubigen einredet, er treibe damit „Wissenschaft", er leite seine Moralsätze „aus der Natur" ab. Ach, die Natur ist grausam; überall zeigt sie den Krieg, überall die Härte rücksichtslosen Vernichtungswillens, überall Trieb ohne sittliche Vernunft; die Groß-Tat des Menschen, das spezifisch Menschliche (daher der Name Menschlichkeit) ist: nicht vor der Natur zu kapitulieren; Geist, zumal der Geist der Religionen: die Verschwörung des höhern Typs, des „Vernunft"-Wesens wider die Natur; der Entschluß, die Welt, soweit sie änderungsbedürftig und änderbar, zu ändern: der Dualismus aller Dualismen!

Gemessen an dem monistischen Schwindel, aus freier Hand („gesundem Menschenverstand") eine Ethik aufzubauen, also Forderungen aufzustellen, die der Erfahrung nicht entsprechen — sonst wären es keine —, aber dabei munter die kategorische Gegensätzlichkeit von Geist und Natur zu leugnen, ja sogar beide Begriffe zu Einer Pampe zu rühren, wirkt die Usance der Religionen, ihre Gebote aus erhabnen Mythen abzuleiten, denen sie den Charakter der Wahrheit geben („Offenbarung"), wie eine Harmlosigkeit. Und selbst die Ontologie, Metaphysik, Mythologie der Bibel steht nicht „im Widerspruch" zu den „Ergebnissen der Wissenschaft" — sintemalen diese Ergebnisse im springenden Punkt: Problem vom Ursprung der Welt, von der Endursache, bis heute gleich null sind. Ob man nämlich „Substanz", „Weltäther", „Energie", „Urkraft", „Bewegung" ... oder „Gott" sagt, ist schnurz; gelöst ist das Welträtsel so herum nicht und so herum nicht. Mit der Haeckelei löst man, zugegeben, gewisse Nebenfragen, die von der Bibel, zugegeben, antik-naiv und poetisierend-irrsälig behandelt werden; Erkenntniswert haben, was die Hauptfrage betrifft, beide Schöpfungsgeschichten nicht.

Der Philosoph Max Steiner, der vor siebzehn Jahren, sechsundzwanzig alt, den Planeten verließ, hat das alles in seinen genialen Büchern „Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums" (1905) und „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen" (1908) präziser dargetan, als ich es je könnte; und man müßte nicht im Zeitalter des Demokratismus leben, wenn diese Bücher ohnegleichen nicht völlig, völlig, völlig vergessen wären. Sie werden aber Auferstehung feiern.

Freidenkerhirne! Die einzig zulängliche Art, das Christentum anzugreifen, ist die: seine Ur-Idee — die Idee der übersinnlichen Liebe — auszuspielen gegen die empirische Kirche. Das tat Kierkegaard, das tat Tolstoi; das tun heute in Deutschland — je nach Temperament leidenschaftlicher oder verhaltener — die August Bleier, Kuno Fiedler, Hans Hartmann auf der protestantischen, die Theodor Haecker, Vitus Heller, Ernst Thrasolt auf der katholischen Seite. Den „christlichen Geist" in Schule und Leben — ihr müßt ihn nicht verwerfen, Herrschaften, ihr müßt ihn vermissen!

Was freilich mit dem bürgerlichen Christentum los ist, erfährt man, wenn man, exotisch gelaunt, mal eine Nummer der ‚Christlichen Welt' aufschlägt. Die ist nicht orthodox, die ist liberal. Auch der eiserne Traub war liberal. „Liberal" ist ein weiter Begriff ... und mehr negativ als produktiv. In der letzten Weihnachtsnummer nun hatte der Liberale Arthur v. Broecker die Frage aufgeworfen, ob der Tod der Millionen im Weltkrieg uns nationalistisch oder pazifistisch machen, uns zu der Losung „Nun erst recht Krieg!" oder zu der andern „Nie wieder Krieg!" treiben solle. Das ist, unter liberalen Theologen, eine Frage. Man muß sie aufwerfen. Aufwerfen muß man sie. Und v. Broecker warf sie nicht nur auf, sondern er beantwortete sie sogar, vielmehr er ließ sie durch Gott selbst beantworten: siehe da, mit „Nie wieder Krieg!"!

Allerhand; wir dürfen zufrieden sein. Der Fall ist unter

liberalen Theologen nicht häufig. Am Ende ruft Broeckern eines Tages sein Gott sogar jenen schärferen Imperativ zu, den meiner mir längst zurief: „Krieg dem Kriege!“ Aber in Nummer 5 kommt das dicke Ende. Da antwortet nicht Gott, sondern der Liberale Georg Wobbermin aus Göttingen. Der hält „die ganze Alternative“ v. Broeckers „für falsch“. Zwar schlage die Parole „Nun erst recht Krieg!“ dem Geist des Christentums ins Gesicht, aber „Nie wieder Krieg!“ besage, daß der Krieg um jeden Preis vermieden werden müsse. Und das gehe über die Hutschnur. Durch diese Parole werde „eine Gesinnung geweckt und gestärkt“, „die nicht nur dem Wort unseres deutschesten Dichters ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!‘ keine Geltung läßt, sondern die sich auch mit keinem Rechtstitel als christlich und als dem Willen Gottes gemäß bezeichnen darf“. Gott, zu dem diese Theologen sämtlich sehr intime Beziehungen unterhalten und der sich ihnen allen rückhaltlos anvertraut, will demnach offenbar, daß fidel weiter geschlachtet werde. „Läßt sich wirklich“, fragt Wobbermin, „mit Bestimmtheit sagen, daß der hinter uns liegende ‚Weltkrieg‘ nach Gottes Willen die endgültig letzte Phase dieses Prozesses sein soll?“

Dieser fromme Mann merkt gar nicht, wie er lästert. Wenn durch seine Mitschuld der nächste Krieg ausgebrochen sein wird, wird ers auf Gottes Willen schieben. Er arbeitet schon vor. Verdammt bequeme Gewissensentlastung! Der „auf eine unrichtige Alternative gegründeten These v. Broeckers“ stellt er die andre entgegen: „Weder Nationalismus noch Pazifismus, sondern lautere und glühende Vaterlandsliebe“ (welch ein „sondern“!), „die sich in keiner Richtung durch Schlagworte beirren läßt“, „sondern“ (wiedermal!) „sich dem Willen Gottes beugt, wie und soweit er ihr jeweilig aus der Geschichte und dem eignen christlichen Gewissen erkennbar wird.“ Die glasklare, fest umrissne Idee als „Schlagwort“ verdächtigt — Trick aller Verschwommenen. Nämlich sie soll ja nicht durchgesetzt, nein, es soll fleißig vor dem Gegebnen auf dem Bauche gerutscht werden. Was wirklich ist, ist vernünftig; der alte Teufelssatz. Das, was geschichtlich nun einmal vorliegt, das ist „der Wille Gottes“; dem hat man sich zu beugen. Die gottgewollten Abhängigkeiten, der gottgewollte Krieg, die gottgewollte Armut, die gottgewollten Verbrechen, die gottgewollte Verfassung, die gottgewollten Theologieprofessoren, die gottgewollte Syphilis. Hegel und Haeckel sind Eines nur. Welch ein Monismus! Der Geschichte der Wille Gottes gleichgesetzt; den Sitten das Sittliche; der Natur der Geist; dem Seienden das Seinsollende! Als ob es kein Geschichtemachen, als ob es kein Bezwingen der Natur gäbe; als ob Gott nicht ein völlig unerhabner, öder, desolater und wertloser Begriff wäre, wenn er nicht der Begriff einer Macht ist, die dem Menschen Aufgaben stellt. Aufgaben! Dieser „der lautern und glühenden Vaterlandsliebe jeweilig aus der Geschichte erkennbare“ Gott, gegen den frevelt, wer für die Verwirklichung einer sittlichen Idee kämpft —: entfernter von Religion kann ein Gedanke nicht sein. O „christliches Gewissen“; o liberale Theologie; o Wobbermin; o mores!

Deutsche Richter von Ignaz Wrobel

Amnestie —! Amnestie —!

III.

Wir haben hier untersucht, wie deutsche Richter mit den Angeklagten umzugehen pflegen, und was sie an Benehmen, Gesinnung und Lebensanschauung in den Strafprozessen dokumentieren. Welchen Schutz gibt es dagegen —?

An kleinern Mitteln nenne ich:

Schutz durch öffentliche Kontrolle. Diese öffentliche Kontrolle ist zur Zeit dünn. Zunächst setzt die vom Vorsitzenden ausgeübte „Sitzungspolizei", die keine Ausschreitung der Gerichtsdiener, wohl aber das leiseste Wackeln eines Zuschauerkopfes bemerkt, jeden Richter in die Lage, sich unbequeme Publizisten, Photographen (die in Frankreich beim Gericht zugelassen sind) und Zeichner vom Halse zu halten — er weist sie einfach hinaus. Beschwerden dagegen werden vom Kollegen, also unsachlich erledigt.

Immerhin wäre die Beaufsichtigung der Gerichtsverhandlungen durch die Presse recht förderlich, besonders in den kleinern Städten, wo der Richter allmächtig ist. Es ist eine von den republikanischen Zeitungen aller Schattierungen fast durchgängig vernachlässigte Pflicht, diese Kontrolle durch eigne gesinnungstüchtige und kenntnisreiche Leute ausführen zu lassen — dazu gehören freilich Männer von Menschenkenntnis, juristischer Vorbildung und mit einer Feder versehen, die lesbares Deutsch zu schreiben versteht. So aber benutzen fast alle diese Blätter bis herauf zu den größten Tageszeitungen irgendeine Korrespondenz, die, sachlich nicht immer einwandfrei, jene fade und verlogene politische Neutralität aufweist, und die so keine Möglichkeit des öffentlichen richterlichen Verhaltens bietet. Auch hat ein gut Teil der Korrespondenzangestellten das Geschäftsinteresse, es mit den Richtern nicht zu verderben.

Sling, der Gerichtsberichterstatter der Vossischen Zeitung, ist am Anfang eines guten Weges. Bezeichnend scheint mir, daß schon seine milde, immer ein wenig gütige Art auf den Widerstand der beamteten Richter stößt, obgleich dieser ausgezeichnete Publizist von seiner Hauptwaffe keinen Gebrauch macht: nämlich den Namen des Richters zu nennen, der sich in Zeugenvernehmungen, Behandlung der Angeklagten, Führung der Verhandlung und im Urteil selbst etwas hat zuschulden kommen lassen.

Ferner ist als mindeste Abschlagszahlung bei der Reformierung unsres unmöglichen Strafprozeßrechtes die Öffentlichkeit des Verfahrens zu fordern. Der hilflose Untersuchungsgefangene ist der schlimmsten Willkür ehrgeiziger Kriminalkommissare und Untersuchungsrichter ausgeliefert, die oft Haft verhängen oder aufheben, ohne daß mehr als Vorwände dazu vorhanden sind, und die alle von dem fressenden Ehrgeiz passionierter Jäger befallen sind, nicht: die Wahrheit zu suchen, sondern ein Wild zu jagen. Es erscheint ihnen als eine persönliche Kränkung, wenn der Angeschuldigte unschuldig aus der Sache herauskommt, oder wenn er, was natürlich sein gutes

und bestes Recht ist, lügt, daß sich die Balken biegen. Es ist immer wieder merkwürdig, zu sehen, wie kleine Angestellte großer Organisationen den Gruppenstolz hochhalten, wie sie bei kümmerlichem Gehalt wenigstens für die Ehre ihres Ladens so eintreten, als hätten sie wirklich etwas davon, und so wird auch das leiseste Symptom von Aufsässigkeit zum Schaden des Angeschuldigten auf das Konto der Sache böse verrechnet. Was in Vorverhandlungen gesündigt wird, weiß der Jurist am besten, will es aber nicht wissen.

Denn hier, im Vorverfahren, zeigt sich so recht die Unsicherheit in Rechtssachen, in der man den deutschen republikanischen Untertanen bewußt leben läßt. Fragen Sie unter Ihren Bekannten, ob einer polizeilichen Aufforderung, auf das Revier zu kommen, Folge zu leisten ist und wann: Niemand wird Ihnen über diesen Alltagsfall Bescheid geben können, und niemand weiß, daß, von geringen Ausnahmen abgesehen, die Polizei zu solcher Vorladung im vorbereitenden Verfahren nur selten berechtigt ist, und daß ihr gegenüber ebenso selten eine Aussagepflicht besteht. Fragen Sie, ob es eine solche Aussagepflicht von Angeschuldigten im Vorverfahren gibt oder nicht: neunzig von hundert Deutschen werden sich durch einen kleinen Amtsrichter einschüchtern lassen, wenn dieser mit ihnen ein Protokoll aufnehmen will, und keiner wird ahnen, welche Schlingen und Fallen in der Formulierung eines Protokolls stecken können. Davon weiß der Schulunterricht nichts, davon wissen die Fortbildungsschulen nichts. Die kümmerlichen Rechte der Deutschen, die ihnen die sogenannte „Verfassung" garantiert, sind so gut wie unbekannt, und die wenigen Kautelen, die die Strafprozeßordnung dem Angeklagten reserviert, sind es erst recht. Die deutsche Strafprozeßordnung liest sich im großen ganzen wie die Lieferungsverträge, die sich bei uns eingebürgert haben: was auch immer geschieht, geht zu Lasten des Bestellers, und die ausführende Firma haftet für garnichts. So geht es auch dem Angeklagten: er wird vom Augenblick der ersten Vernehmung an wie eine Schachbrettfigur im Verfahren hin- und hergeschoben und hat nicht gar so viel zu vermelden. Weil aber die regierende Kaste die regierte Schicht gern in Unkenntnis darüber läßt, wie die Ausweismarken von Kriminalbeamten und wie die staatsbürgerlichen Rechte von Steuerzahlern aussehen, um einer Ausbeuterorganisation den Nebel nationaler Metaphysik zu lassen, deshalb weiß noch nicht der hundertste Deutsche, wie er in dem Strafverfahren um sein bißchen Recht gebracht wird. Hier tut Aufklärung not.

Da diese Aufklärung freiwillig von der bourgeoisen Diktatur, unter der wir leben, nicht gewährt werden wird, so ist es Sache der proletarischen Organisationen, vom Klüngel abgesprengte und gesinnungstüchtige Juristen ihren Zwecken dienstbar zu machen und den Arbeitern wenigstens den allernötigsten Rechtsschutz zu gewähren, damit sie nicht ganz ungestählt in den Kampf mit dem bürgerlichen Richter eintreten.

Es täte, bei Seite sei es angemerkt, auch gut, wenn fortschrittliche Organisationen ihre Anhänger öfter in die Gerichtsgebäude schickten. Die meisten Leute besuchen die Strafpro-

zesse nicht, machen sich von der Luft, die da herrscht, keine Vorstellung, und weil es ihnen an juristischer Vorbildung mangelt, sprechen sie bei Diskussionen ins Blaue, ohne den Gegner zu treffen.

Im Kampf gegen die Diktatur-Justiz ist ferner wichtig, ihr den kleinen Rest von Vertrauen, den sie hier und da noch genießt, zu nehmen.

Noch immer wird dem Spruch eines Gerichtes, besonders in politischen Strafprozessen, zu großer Wert beigemessen. Diese Aktie ist wesentlich über ihren wahren Wert notiert.

Hat ein deutsches Gericht in politischen Strafsachen seinen Spruch abgegeben, so ist es unsre Pflicht, alle tatsächlichen Feststellungen, die dort getroffen worden sind, zu ignorieren. Es ist grundfalsch, irgendwelche Folgerungen an diese Verwaltungsmaßnahmen zu knüpfen. Diese Urteilssprüche zählen nicht.

Ganz besonders gilt das, wenn es sich um Diffamierung oder Freispruch von Angehörigen der herrschenden Klasse handelt. Es ist bedauerlich, daß die SPD und große sogenannte republikanische Verbände nicht den Mut aufbringen, sich den völlig gleichgültigen Anschauungen von Ehre und Patriotenpflicht, die diese Richter proklamieren, zu entziehen. Was diese Richter Landesverrat nennen, berührt uns nicht. Was sie als Hochverrat ansehen, ist für uns keine unehrenhafte Handlung. Was sie als Meineid, Aktenbeschädigung oder Landfriedensbruch deklarieren, läßt uns völlig kalt. Man sollte die Opfer solcher Rechtssprüche in der Arbeiterbewegung besonders auszeichnen, schon um zu zeigen, daß jene in den Talaren nur physische Gewalt auszuüben vermögen, und auch die nur heute. Als selbstverständliche Voraussetzung (die von den mich zitierenden nationalen Zeitungen fortgelassen werden wird) ist natürlich die persönliche Sauberkeit der politischen Kämpfer zu fordern. Und sie sind sauber, wenn sie diese Straftaten lediglich im Interesse des Klassenkampfes begangen haben.

Ich gehe noch weiter.

Die moralische Wertung, die der deutsche Richter auch in scheinbar unpolitischen Strafprozessen seinen Opfern angedeihen läßt, ist politisch. Was er schädlich nennt, kann schädlich sein. Gewöhnlich ist es gut. Was er für strafverschärfend hält, ist für uns gleichgültig, meistens strafmildernd. Das moralische Recht, der moralische Fortschritt, die sittliche Erziehung des Volkes werden nicht auf deutschen Universitäten gelehrt, nicht von deutschen Gerichten stabilisiert. Die kalte Härte des Reichsgerichts in allen Sittenfragen, seine völlige Verständnislosigkeit den Forderungen des Lebens gegenüber, seine scheinbare Objektivität, die niemals eine gewesen ist, gibt uns das Recht, dieser Richterkaste jede Qualifikation zur moralischen Erziehung des Volkes abzusprechen. Es ist ja nicht wahr, daß die Reichsgerichtsräte lediglich dem kodifizierten Recht zur Wirkung verhelfen, die Voraussetzungen oben in den Justizapparat werfend und unten auf das Resultat wartend: denn es gibt kein Strafverfahren, wo nicht an einem bestimmten Punkt das Gefühl mitspricht, die Erziehung, die Klassengesinnung; und weil in diesem kritischen Augenblick besonders der Reichs-

gerichtsrat die Nadel nach rechts pendeln läßt, woran er subjektiv unschuldig sein mag, woran aber die Kaste, die ihn hochgepäppelt und eingesetzt hat, schuldig zu sprechen ist —: deshalb lehnen wir die geistige Legitimation dieser Richter zur Erteilung irgendwelchen Rechtes ab und pfeifen auf ihre Richtersprüche.

*

Es hat immer eine Minorität von anständigen Juristen gegeben, die gegen die Untaten ihrer Kollegen, gegen die offenkundigen Mängel des Systems, gegen ein größenwahnsinnig gewordenes Strafrecht gekämpft haben. Aber mit welchen braven Mitteln! Ich glaube nicht an eine Evolution im Strafrecht. Administrative Evolution ist ein Schlagwort für Ängstliche. Seine Erfolglosigkeit ist durch die Zahl eines Jahres bewiesen, in dem man nicht gewagt hat, diese Beamten, diese Richter auf die Straße zu setzen, „weil sie doch die Bestimmungen so schön kannten": 1918.

Es gibt, um eine Bureaukratie zu säubern, nur eines. Jenes eine Wort, das ich nicht hierhersetzen möchte, weil es für die Herrschenden seinen Schauer verloren hat, weil es für uns andre eine Hoffnung ist. Dieses Wort bedeutet: Umwälzung. Generalreinigung. Aufräumung. Lüftung.

Erwachsene lernen nicht mehr zu. Zu warten, bis sich die historische Strafrechtsschule, die Universitäten, Hergt und Ebermeyer dazu bequemt haben, von der Dreistigkeit zu „strafen" abzustehen und nur die Gesellschaft und nicht nur ihre Klasse zu schützen —: das dürfte teuer erkauft sein. Erkauft mit der Qual Zehntausender, die gepeinigt werden, noch unter dem Niveau ihrer Taten, gequält und wehrlos einem schlecht bezahlten oder gar aus höhern Militärkreisen gewählten Gefängnispersonal ausgeliefert. Diese Strafen sind keine Sühne. Das hat kaum einer verdient, was diese Gefangenen heute an moralischer Qual durchmachen müssen. Diese Strafen sind auch keine Abschreckung; das beweist die Praxis. Sie sind keine Besserungsversuche; darüber kann nur ein Pfarrer schwätzen, der nie ein Gefängnis gesehen hat. Sie sind Qual auf der einen Seite, Sadismus, Herrschsucht, Faulheit und Lässigkeit auf der anderen.

Und gegen diese Vereinigung von Menschen, die sich eine Macht anmaßen, die ihnen niemand gegeben hat, gegen diesen Haufen dickköpfiger Burschen, deren Qualifikation einzig darin besteht, daß sie sie zu haben glauben, und deren Gruppenzugehörigkeit man nicht gegen ihren Willen erwerben kann — gegen diese Zahl von Männern, die einen Selbstzweck und eine unsittliche Wirtschaftsform verteidigen, gegen sie gibt es nur eine Waffe, nur ein Mittel, nur ein Ziel.

Die Schande dieser Justiz, — die Schande solchen Strafvollzuges: — nieder mit ihnen. Und das Gesetzbuch um die Ohren aller, die sich mit Erwägungen, mit Bedenken und mit wissenschaftlichen Hemmungen dem wichtigsten Ziel entgegenstellen, das einen anständigen Menschen anfeuern kann:

Recht für die Rechtlosen.

Reportage an der Bürgerkriegsfront

von Rudolf Braune

1. Ruhrkumpel

Abends kam ich aus Aachen herüber. Ein kleiner Bahnhof, Station zwischen Köln und Unna. Trostloser Regen rieselt durch die schwarze Nacht. Die hier fremd sind, frösteln bei der Ankunft; Andern ist es sicher geliebtes Land, an allen öden Brandmauern Erlebnisse, der Grubenrauch Erinnerung, damals und da und: Heimat. Keine Häuser mit warmem Licht in der Nähe, nichts Anheimelndes. Ziemlich nahe schlägt eine Feuerlohe aus der Nacht. Hochöfen. Aber die Distanz ist schwer zu schätzen. Dort muß das Nest sein, ich stapfe los. Links und rechts an der Straße stehen dunkle Holzzäune. Nur ihre Umrisse sind sichtbar, ich kann sie mir bei Tageslicht nicht anders vorstellen als entsetzlich schmutzig und trostlos. Ich richte mich nach dem Feuerschein, der in regelmäßigen Abständen aufzuckt. Links große dunkle Fabrikgebäude, ein Hund schlägt an.

Hier steht ein Stück des I. G. Farben-Trusts. Vertikalaufbau: unten auf der Straße die Kumpels, oben wandert der Feuerschein der Hochöfen über den Horizont, beides für dieselben Aktionäre.

Vor mir taucht ein Mann auf. Ich grüße, er bleibt stehen.

„Verzeihung, ist da unten die Siedlung?"

„Wo wollen Sie hin?"

Das aufflammende Streichholz beleuchtet den Kopf des Arbeiters. Offenes, schmutziges Hemd, er kommt wohl grade von der Schicht. Das Gesicht darüber ist unbeweglich. Ich suche im Notizbuch den Zettel, da hat mir einer die Adresse aufgeschrieben, sehr undeutlich und verwischt. Bergenheim oder Borgerheim. Schließlich stellt es sich heraus, daß der Name: Bergmannsheim heißen soll und ich grade in der verkehrten Richtung gegangen bin. Ich muß denselben Weg zurück, vor mir im Dunkeln flammen jetzt keine Hochöfen, der Nachtwind wandert über das unsichtbare Essenmeer und vermischt sich mit Wolken von Kohlenstaub und Rauch. Das Wasser quitscht in meinen Schuhen. Vor Jahren haben wir uns hier unten mit den Soldaten des Generals Watter herumgeschlagen. Dann fingen wir wieder von vorn an. Die Kumpels in den entlegensten Kaffs bekommen regelmäßig ihr Material, arbeiten selbständig und selbstlos, erstatten Bericht in kindlichen, unorthographischen Handschriften. Jetzt fordern sie Referenten an. Für Kurse. Sie wünschen Schulung, Grundwissen, Verbindung mit den Genossen draußen.

Das Ledigenheim liegt in einer kleinen Mulde. Im Eßsaal sitzen fünfzig oder sechzig Arbeiter, rauchen kurze Pfeifen. Wie ich eintrete, sehen einen Moment alle Gesichter auf, ernst,

gespannt, überlegend, dann gehen die Gruppengespräche weiter. Schon zehn Uhr. Ich muß mich beeilen. Es ist bald Schichtwechsel. Hier wird durchgearbeitet. In der Grube gibt es keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht.

Ein Junge mit hellen Augen und einer tiefen Stimme, auf der Kohlenstaub vieler Schichten liegt, eröffnet den Abend. Wie schwer ist es, an diese müden Menschen heranzukommen! Sie sehen aufmerksam und gespannt herüber. Die Gespräche verstummen. Nur das monotone Flackern der Gaslampe begleitet meine Worte. China, englischer Bergarbeiterstreik, dann die innerdeutsche Lage, Tarifkündigungen, Wirtschaftskämpfe, Trustbildung, Rationalisierung, Vorbereitung der Betriebsrätewahlen...

Sie überlegen nicht lange, sofort melden sich vier zum Wort. Ich muß scharf aufpassen, ihr theoretisches Niveau ist erstaunlich hoch, sie spüren allen neuen Ereignissen nach. Um was geht der Konflikt U.S.A.—Mexiko—Nikaragua? Panamakanal oder Erdölquellen? Ich staune erst, warum diese Frage hartnäckig von allen wieder gestellt wird. Ich sollte den Grund noch erfahren. Es ist Etwas, an das ich nie gedacht hätte.

Dann werden sie persönlicher, rücken aus der Reserve heraus, berichten von ihren Tageskämpfen. Diese Siedlung ist erst vor kurzer Zeit erstanden. Fast alle sind in den Nachkriegsjahren zugezogen: Norddeutsche, Waldenburger, Sachsen. Einige, die wegen politischer Delikte in die Illegalität gehen mußten. Ihre Familien sind meist weit von hier, in andern Städten, monatelang sind sie von ihren Kindern getrennt. Was macht die Frau in der Zwischenzeit? Ihre Münder werden schmal. Alle durch die Kämpfe der letzten Jahre hindurchgegangen: sicher, zäh, trotzig, hartnäckig, die Elite der Partei. Ein baumlanger Kerl erzählt: „Ich hatte einen guten Stollen, bequeme Arbeit, sechs Mark fünfzig pro Tag. Dann sollten wir Überstunden machen. Die Partei gab die Parole aus: Verweigert die Überstunden. Da kam der Obersteiger zu mir: ‚Wollen Sie oder wollen Sie nicht?' Ich lehnte ab. Beim nächsten Schichtwechsel bekam ich einen Stollen, wo ich bis zum Bauch im Wasser stand." Er erzählt die Geschichte ohne einen Vorwurf gegen die Parole der Überstundenverweigerung. Von dieser stillen, selbstverständlichen Pflichterfüllung hört man draußen nichts. Ein Andrer: „Vor drei Wochen haben wir es beim Schichtwechsel zum ersten Mal bemerkt: Die Tragbalken unten neigten sich. Es müssen irgendwo Bruchstellen sein. Wir haben zwar schon das Gelände abgesucht, aber noch nichts gefunden. Unsre Zelle schrieb in der Arbeiterkorrespondenz der Zeitung darüber. Darauf sind drei der Kumpel, die in diesem Stollen arbeiten, wegen Arbeitsmangel entlassen worden." Wenn da unten aus dem Knistern eine Katastrophe werden wird, setzt der Landtag eine Untersuchungskommission ein.

Nach Monaten kommt der Bericht: „Ein Verschulden trifft die Hüttendirektion nicht."

Noch kann der Kumpel leben. So: von der Hand in den Mund. Aber die Sozialversicherung wird abgebaut, die Altersversicherung, Unfallrente, Krankenunterstützung. Ihr Nominallohn ist der Gleiche geblieben. Und was müssen sie jetzt leisten? Alle arbeiten im Akkord; vor einigen Monaten erschienen zwei Ingenieure, ein exaktes Zählsystem wurde eingerichtet: die Stoppuhr der Fabriken oben. Die Grubenbarone können sich zu ihren technischen Beratern gratulieren: kein Risiko, aber zwei Chancen. Natürlich an erster Stelle die steigende Profitkurve, aber außerdem ein Keil in die Front der Arbeitnehmer. Die Lohntüte ist das Zensurbuch des Kumpels. Wir waren früher auch auf den Klassenersten neidisch.

Der Junge mit den hellen Augen schließt die Diskussion: „Ich muß noch etwas hinzufügen, damit du im Schlußwort darauf eingehst. Wir haben hier manchmal eine Stimmung, selbst unter guten Genossen: Lieber weniger Lohn, als dieses raffinierte Auspumpen. Wenn wir aus der Grube rauskommen, dann sind wir fertig."

Schlußwort. Rechts an der Tür, unter einem katholischen Muttergottesbild ist schon Einer eingenickt. Sein Kopf hebt und senkt sich über den dunklen Unterarmen. Der Rauch hängt dick unter der Lampe und ballt sich zu monströsen Gestalten, Vampyre, die über den Millionen deutschen Industriesoldaten hocken und die letzte Kraft heraussaugen. Nicht einmal die Kraft zu herzhaftem Lachen ist übrig geblieben. Nicht erst seit gestern und heute sitzen die toten Nebel über ihnen, nicht erst seit der „Rationalisierung", auch nicht seit dem 9. November. Vorher war: Verdun, Somme, der Kemmel, Chemin des Dames. Worüber soll ein Bergarbeiterkind lachen?

Und ich will nun gern am Schluß etwas Lustiges sagen, etwas Freudiges, Abschließendes. „Genossen, Ihr seid aber sehr unvorsichtig, kennt mich noch nicht, laßt mich sprechen, erzählt mir intime Dinge aus Eurer Zelle und habt nicht einmal meinen Parteiausweis verlangt." Der Lange von vorhin kommt näher: „Für solche Fälle sind wir vorbereitet. Wir haben dich schon auf Herz und Nieren geprüft. Mexiko ..." Ich wurde blaß. „Das war eine Frage, wo die Partei nur eine Antwort hat; hättest du da versagt, dann wärst du nicht heil aus der Versammlung herausgekommen ..." Es lacht Keiner. Aber wenn ich schon wollte, ich kann nicht: ich denke an die seminaristische Methode, die ich manchmal verwende, Proleten durch eine falsche Fragestellung aus der Reserve zu locken ...

Allein taste ich mich durch die stockdunkle Nacht zum Bahnhof zurück, einer kleinen Station zwischen Köln und Unna. Züge rollen hohl in weiter Ferne. Oder vielleicht ein Gewitter ...

Wie stehen eigentlich heute I.G.Farben?

Von einem Durchfall von Arthur Eloesser

Wer weint um Rehfisch? Und um welchen Rehfisch? Es gibt einen mit Vollbart, der gern zu den Enterbten geht — Volk ist auf der Bühne immer am leichtesten, ein Massenartikel — und es gibt einen glatt rasierten, der Duelle am Lido und Skandale in Amerika anrichtet. Ich habe Herrn Rehfisch ein wenig auf die Finger geklopft, als er im demokratischen Schillertheater falsch berlinisch und falsch menschlich sprach, und ich möchte ihm nun, da das aristokratische Publikum des Künstlertheaters noch mehr Skandal machte als er selbst, auf den schmerzenden Rücken klopfen: noch ein paar solche Durchfälle, und seine etwas schwankende Erscheinung wird durch die echte Popularität gefestigt sein.

Unser Rehfisch, unsre beiden Rehfische, mit und ohne Bart, werden ihre Erfolge wieder haben; denn sie sind anschmiegsam genug, um sich mit der Aristokratie wie mit der Demokratie des Publikums zu verständigen. Der dramatische Schriftsteller, sagt Jean Paul, ist ein Nachttischspiegel, der dem Parterre das Parterre noch einmal darstellt. Der Erzähler dagegen ist ein Juwel, das Feuerfarben wirft und unverwüstlich nichts darstellt als sich und das Licht.

Dieser Jean Paul war natürlich ein Neidbold, sonst hätte er zugeben müssen, daß es auch unter den Dramatikern Juwelen geben kann, die vom eigenen Licht leuchten. Wir haben im Augenblick so echte Edelsteine nicht, aber wir haben Similibrillanten, denen die neue Sachlichkeit wieder einen sorgfältigeren Schliff gegeben hat. Von diesen, man muß höflicher sein, synthetischen Edelsteinen hat sich Rehfisch als Imitation bewährt; sie wird nie vom Markte verschwinden.

Wer weint um Rehfisch? Der Theaterkassierer; denn man hat viel in ihn hineingesteckt an Prospekten und Maschinen. Es ist nun heute so, daß der Regisseur als der eigentliche Theaterdichter diejenigen Feuerfarben wirft, die der Textbringer aus dem eignen Lichte nicht bestreiten kann. Wer hat das Bühnenhaus so hoch gebaut als Transatlantic mit drei Decken, von denen bemerkenswert klar und kräftig heruntergesprochen wurde? Karlheinz Martin. Geben wir auch zu, daß aus diesem Übereinander von Reich und Arm, aus diesem Durcheinander von Schiebern, Kokotten, Politikern ein paar leidliche Worte herunterfielen. In einem Lustspiel von Hermann Bahr macht ein Abgeordneter eine besonders dumme Bemerkung, und da sie keinen Beifall findet: im Parlament wäre das schon ein Witz! — Was ist im Lustspiel nicht schon ein Witz! Und was ist sonst nicht alles erlaubt! Der Generalagent einer Ölweltfirma spuckt dem verdächtigen Obersteward auf die Stiefel, um als Gegenleistung nach einem Augenblick des Zögerns eine Ohrfeige zu erhalten. Die Ohrfeige verrät ihm den deutschen Offizier, der Augenblick des Zögerns dagegen, daß er die Uniform schon vor Jahren ausgezogen hat. Das Publikum erregte sich in einem keuschen Schauer; diesen Augenblick erkannte es sich im Nachtspiegel des Dramatikers. Hätte

der Offizier sich auch durch die spätern Akte mit Ohrfeigen hindurchgearbeitet, hätte er sich durch die Revolution um die schwindelhaften Ölquellen von Ucagua wacker hindurchgeschoben, bei unserm alten Herrgott, das Stück würde immer noch ans Herz gegriffen haben. Aber der Dichter legte den Vollbart an und salbte den Coriolan, den Baltikumer mit einem nicht weniger schwindelhaften sozialen Öl. So ein Simili von einem Simili!

Wer weint um Rehfisch? Der Regisseur, der so viel Mühe verlor, der ihn so fast bombensicher einbaute. Warum haben wir im ersten, im Wasserakt, lachen können, um in den beiden andern die schönste Operettenlandschaft anzugähnen? Hier muß ein wichtiges Bühnengeheimnis aufgehellt werden. Es gibt nämlich Szenerien, die an sich Erfolg sind. Ein Schiffsakt hat die geringste Möglichkeit durchzufallen, das Seesalz macht selbst den deutschen Dichter zu einem attischen Plauderer. Warum? Weil er einen an sich amüsanten Schauplatz, einen bequemen Redeplatz erhält, wenn er nur das Schiff von oben bis unten durchschneidet, eine Art Mysterienbühne vom Himmel der ersten Kajüte bis herunter zur Hölle des Kesselraums. Die ganze Menschheit ist bei- oder übereinander, soziale Epigramme entstehen von selbst durch überkreuzten Dialog, und was die ganze Menschheit anbetrifft, da sind unsre deutschen Dichter ja ganz besonders stark.

Darum weinet auch nicht um die schöne Dekoration und bewahrt sie auf für einen andern Wasserdichter. Warum, wenn unsre ganze Wirtschaft sich rationalisiert, soll es nicht einmal heißen: Für dreiaktige Dekoration, aus den und den Bestandteilen, wenig gespielt, wird Komödie gesucht? Ja, ich möchte auch die reiche Inszenierung des Operettenreichs Ucagua wiedersehn, die mich nur eins vermissen ließ, was es einmal gab. Nämlich den unsichtbaren Regisseur, der nur in seinen Schauspielern gelobt sein will. Hätte er doch der einschmeichelnden Sibylle Binder den Überfluß an Theater entzogen, in dem sie so gern schwimmt! Das edelste Material der Bühne ist der Mensch; wir werden darauf allmählich zurückkommen. Ralph A. Roberts Präsident der Schieberrepublik und zerzauster Zyniker war der leibhaftige Paul Lindau. So geschliffene Figuren bestätigen sich immer durch Vorbilder, von denen der Darsteller nichts zu wissen braucht. Forsters Leutnant, der sich nicht auf die Stiefel spucken läßt, ging im unheitern Blödsinn der letzten Akte unter. Aber zuvor gab er durch geheimnisvolles Zusammenfassen eine ganze Seelensphäre ab von norddeutscher Strammheit, von polierter Eckigkeit, obgleich er nur ein Oesterreicher ist. Allein sein frech in die Luft stechendes Kinn sagte mir, daß wir aus diesem Talent, aus diesen borstigen Nerven, aus dieser sie haltenden Schlankheit einen echten Coriolan ziehen werden. Den man doch wohl noch spielen darf. Und dieses ist ein andres Geheimnis der Bühne, daß durch eine fürchterliche Rückfälligkeit oder durch eine wunderbare Erbschaft immer wieder Menschen aufgerufen werden, den alten Ahnenkult in verjüngender Bruderschaft zu erneuen.

Caecilia oder Der Untergang des Abendlandes

Ein Mirakel von Robert Vambery

Personen:

Caecilia, ein junges Mädchen — Schlyps, ein Europäer
Aimée, ihre Mutter — Sommerset, ein Fisch

Ort: eine Sehenswürdigkeit
Zeit: 15. 5. 1906.

/Caecilia und Schlyps kommen im Auto durch die Wüste, dann treten sie ein./

Schlyps. /an der Schwelle/ Liebling, das ist die Grabkammer des ... also irgendeine Grabkammer.

Caecilia. Ist es eine Grabkammer? Dann, glaube ich, sollten wir lieber auf Mama warten.

Schlyps. Du fürchtest dich doch nicht? Mein Wagen steht draußen.

Caecilia. Nein, aber es schickt sich nicht.

Schlyps. Wir sind ja auf der Hochzeitsreise!

Caecilia. Nein, sind wir das? Ich glaubte, wir wollten uns eben erst in einander verlieben? Ich bin ja noch ein junges Mädchen.

Schlyps. Schon möglich. Also das ist die Grabkammer ...

Caecilia. /unruhig/ Wo nur Mama bleibt?

Schlyps /gerührt/ Ja die liebe Schwiegermama!

Caecilia. /träumerisch/ Aegypten.

Schlyps. /zündet eine Zigarette an/ Tja.

Caecilia. Wie groß ist die Welt?

Schlyps. Wie klein ist die Welt!

Aimée. /kommt/ Ihr zankt doch nicht, Kinder.

Beide. /freudig/ Die liebe Mama!

Aimée. /Lorgnon/ Ja, das ist die Grabkammer. Sehr originell. Wo bekomme ich Ansichtskarten?

Schlyps. Gleich in der Vorhalle.

Aimée. Amüsiert euch recht gut. /ab/

Caecilia. /gruselnd/ Sind auch Leichen drin?

Schlyps. Es ist die Grabkammer ...

/Donnerschlag. Sommerset erscheint./

Caecilia. Oh.

Schlyps. Very interesting.

Sommerset. Ich bin Sommerset, ein Fisch.

Schlyps. Ein toter Fisch? Interessant. Ohne Wasser. Und kann sprechen. In einer Grabkammer. /befühlt die Wände/ Ganz trocken.

Sommerset. Es ist keine Grabkammer, sondern der Atlantische Ozean, 50 000 Seemeilen unter dem Meeresspiegel.

Schlyps. O stella maris, ave Maria! /ertrinkt/

Caecilia. Ich aber werde dich heiraten, denn du bist schöner als Schlyps.

Sommerset. /prächtig, in allen Farben schillernd/ Sonderbar sind doch diese jungen Mädchen. /sie küssend/ Du bist ein Sonntagskind?

Caecilia. Ich bin ja so glücklich.

/Vorhang/

Weltkrieg im Gesellschaftsanzug

„Wer aber", so spricht der Hugenberg-Prospekt, „nicht mit hinaus konnte, aus dienstlichen, volkswirtschaftlichen, sozialen oder körperlichen Gründen", hatte sich — zusammen mit den Telephongeneralen — am verwichnen Freitag im Berliner Ufa-Haus zusammengefunden; galt es doch, den prächtigen Weltkriegsfilm zu bewundern, eine Animierhetze für den nächsten. Es war „Gesellschaftsanzug" vorgeschrieben. Die Gehalts- und Pensionsklasse, die da war, ist noch gut imstande. Du zahlst es ja.

Man hätte von den Herstellern, den Majoren a. D. George Soldan und Erich Otto Volkmann, beide unverkennbare Feldsoldaten, etwas mehr historische Treue verlangen müssen. Ihr „historischer Film" enthält nichts davon. Aber das liegt wohl an der Tradition der Waffengattung, der sie zugehören: des Reichsarchivs. Dessen Stempel trägt der Filmfetzen von Aufgang bis zum Niedergang.

Soldan ist der Verfasser eines Buches „Der Mensch und die Schlacht der Zukunft"; er gehört dem Kreis der Arminiusjünger an, die rückhaltlos den neuen Krieg proklamieren.

Er hätte den Mut aufbringen müssen, den Krieg zu zeigen, wie er war. Was er zeigen ließ, war heroisch und historisch aufgeplusterte Lüge, von den zwei Korps angefangen, die „in unseliger Verkennung der Lage" von der O. H. L. nach Osten geschickt wurden, wo sie entgegen der verlogenen Schilderung des Films zur Schlachtentscheidung von Tannenberg zu spät kamen, über die vollkommen unzulängliche Darstellung der Marneschlacht, die die Autoren par force majeur beenden, soll im vorliegenden Fall heißen: durch eine plötzlich auf der Landkarte erscheinende Hand, die der O. H. L., abbrechen lassen — selbstverständlich in dem Augenblick, da der Sieg den braven deutschen Truppen nicht mehr zu entreißen ist. Die blutige Hand der O. H. L., die so symbolisch die Schachfiguren vom Schlachtfeld wischt, ist mit Recht für die Niederlage verantwortlich.

Erschütternd die langen Reihen des uniformierten Schlachtviehs: und das haben sich Menschen, das haben sich Männer gefallen lassen —?

Wenn die geschlagnen Generale etwas zeigten, das man in diesen Kreisen als Gesicht ausgibt; wenn herzige Photochrom-Bilder fürs Volk in schlechten Überblendungen herunterblinzelten: dann freuten sich besonders die deutschen Frauen, deren deutsche Männis als Ortskommandanten oder in andern Proviantamtsstellen innerhalb bunter Jacken Männlichkeit paradierten. Dahin, dahin — —

Schließlich wird doch zugestanden, daß die Amerikaner schwimmen und fliegen konnten. Amerikas Millionenheere erdrücken den deutschen Widerstand.

Der Schluß des Krieges, die Bilder des größten militärischen Zusammenbruchs, die Dokumente der beispiellosen Unfähigkeit der militärischen Führung Deutschlands, die diesen Niederbruch einzig verschuldet hat, sind zunächst unterschlagen, waren wohl auch diesem Parkett von Generalen gegenüber fehl am Ort.

Hart hätte der traditionelle Ruf der alten Feldsoldaten durchs volle Haus dröhnen müssen: Licht aus, Messer raus!

Dieser von Langeweile gähnende Film war weder Historie, noch Film. Er war eine Unverschämtheit. Eine, deren beifallklatschendes Publikum klar dokumentiert, daß das berechtigte Mißtrauen Polens und Frankreichs gegen das innerlich ungewandelte Deutschland nicht mit „Taktik" oberschlauer Realpolitiker aus der Welt zu schaffen ist.

Jede Kriegserinnerung, nicht gegen das Menschenschlachten gerichtet, ist eine Schande. Und Dokumente für eine Tatsache.

Deutschland hat aus dem Kriege nichts gelernt.

Theater von Alfred Polgar

„Trieschübel" von Franz Nabl, erörtert die Seelennot des alternden Mannes, der, da er kein Kind hat, nicht weiß, wozu er auf der Welt ist. Bisher ertönte (in der dramatischen Dichtung) der Schrei nach dem Kinde nur im Sopran oder Alt; hier zum erstenmal wird er von einem tiefen Bariton ausgestoßen. Wir steigen hinab in den Kind-Komplex eines rechtschaffenen, kräftigen Mannes, der Trieschübel heißt, Baron, wohlhabend und nachdenklich, jedoch aus der Steiermark ist. Sonst fehlt ihm eigentlich nichts. Er hat einen Diener, einen Freund, eine Leonore, die da sind, wenn man sie braucht, und verschwinden, wenn man sie nicht braucht (was wohl, nebst der Tugend, als der Frauen höchste Zier zu werten ist). Dennoch neigt der Baron zur Schwermut. Er ist gebaut, Stürmen zu trotzen — eine Eiche in Lackstiefeln steht er da — aber Einsamkeit durchfriert ihn so, daß in seinem Kamin geheizt wird, während draußen noch die Rosen blühn. Kein Kind im Hause: das ist die Wurzel seiner Melancholie, die es bei ihm hat wies Kind im Hause. Der Roman des Lebens scheint Trieschübel nicht lesenswert, wenn kein: Fortsetzung folgt folgt. Deshalb trifft ihn die Rede der längst vergeßnen, plötzlich erscheinenden Kellnerin Pepi, er habe vor zwanzig Jahren ein Mädchen mit ihr erzeugt, ins Weichste. Die Kellnerin hat das Kind gleich mitgebracht. Schwankend, ob er mißtrauen und einsam bleiben oder glauben und Vater sein solle, wählt der Baron das kleinere Trieschübel: die Tochter. Sie ist zart, rein, süß; so öffnen sich ihr weit die Tore seines Herzens. Hätte die Pepi einen rhachitischen, häßlichen Fratzen als Sproß dargeboten ... das ganze Drama wäre nicht passiert. So aber, vom Liebreiz der Elisabeth heftig angerührt, wird dem Baron Vaterpflicht-Erfüllung Genuß. Im zweiten Akt erweist sich Lisl als das Goldkind, das sie ist; zu artig, wie sie den gerührten Trieschübel bei der Erteilung notwendigster Börsenorders altklug berät. Mutter Pepi aber, die im ersten Akt so sanft und demutvoll und mutterlieb getan, entpuppt sich im zweiten als Kanaille. Sie führt häßliche Redensarten, trumpft auf, begnügt sich nicht mit geldlicher, verlangt moralische Entschädigung für erlittne Lebensnot und macht sich durch ordinäres lautes Wesen bei den Menschen auf der Bühne wie bei denen im Zuschauerraum gleichermaßen unbeliebt. Da der Baron zudem erfährt, sie hätte das Töchterchen animiert, Animierdame zu werden, wird er sehr grob mit der Frau. „Tun Sie sich nichts an", ruft

sie, beiläufig, in ihrer Not und Bedrängnis, „die Elisabeth ist ja gar nicht Ihr Kind". Das trifft nun den Mann wiederum ins Weichste. Dritter Akt. Des Barons Gemüt hat sich nach dem kurzen Vatergefühlsrausch arger Katzenjammer bemächtigt. Der Frage „was nun?" weiß er keine Antwort. Aus manchem ist zu entnehmen, daß Elisabeth ihm mehr bedeute denn eine natürliche Tochter, und also müßte er ja über die Mitteilung, sie sei das nicht, eigentlich froh sein. Doch ist er das keineswegs. Vielmehr geht er hin und erschießt sich. Ein Schuß, der keine annehmbaren Motive hat, aber immerhin eine annehmbare Konsequenz: er beendet das Stück.

Dessen Problematik ist mir nicht völlig klar. In Nabls Schauspiel hören nämlich die logischen, psychologischen Verbindungen von Ursache zur Wirkung in der Mitte des Zwischenraums, den sie überbrücken sollen, auf. Der Dichter, geheimnisvoll beflügelt, kommt offenbar hinüber, der Zuhörer nicht. Warum verachtet die Pepi plötzlich den Mammon, der ihr geboten wird und um dens ihr doch zu tun war, und besteht auf moralischer Valuta? Warum ist der Baron unfruchtbar? Warum hat der Kindersüchtige nicht geheiratet? Warum kränkt er sich so schrecklich, daß grade die Elisabeth nicht sein Kind ist? Es gibt doch eine Menge achtzehnjähriger Mädchen in der Steiermark und um sie herum, die auch alle nicht seine Kinder sind? Warum erschießt er sich? Vielleicht, weil ihm das Ganze schon zu dumm ist. Das könnte man nachempfinden.

„Eine tragische Begebenheit" nennt der Autor sein Stück. Als solche hat es auch der Gastregisseur, Herr P. P. Buch aus Dresden, gerichtet. Schattentief, schicksalsgrau, mit Perspektiven in ein Hintergründiges, das nicht da ist. Die garstige Pepi spielt Frau Medelsky. Anfangs, in der Phase der Kümmerlichkeit, als von vieler Müh' und Not zerknetschte Bittstellerin, sehr fein, in Mischfarben von Demut, Schlauheit, Verbitterung. Dann, auswachsend ohne Widerstand, preßt Frau Medelsky in die kleine Gestalt großes, affektschweres Theater. Es ist, als ob sich da ein nicht befriedigtes Spielverlangen hemmungslos erlöse; am untauglichen Objekt. Die Figur der geringen Pepi befindet sich so in dauerndem Siedezustand, Wort, Gebärde, Miene, alles ist zum Paroxysmus hinaufgesteigert. Pepi Macbeth. Beklommen sieht der Zuschauer auf den Ausbruch solcher Kraft, der die, sich zu verhehlen, gänzlich mangelt. Herr Marr, Baron und Melancholiker, sucht unpathetisch pathetisch zu sein. Das ist natürlich sehr schwer. Reizend, wie Fräulein Seidler sich verstellt und so tut, als ob sie ihren Part ernst nähme. Frau Marbergs Leonore zeigt mustergültig, wie eine unbelastende Freundin sich aufführen soll. Straßnis schlurfende Diener-Greise sind die besten. Dann gibt es noch den Freund im Trieschübelschen Schlosse, dastehend als Säule, an die sich die Rede der Hauptpersonen lehnt, um nicht Monolog zu bleiben. So, Stütze des Hausherrn und des Spiels, steht Herr Siebert auch da, fest und gut. Als Schauplatz der tragischen Begebenheit hat Remigius Geyling, im Burgtheater, einen eindrucksvollen Trübsaal hingebaut.

Hugenbergs Krönung von Morus

Generalversammlung der Ufa

Zum letzten Mal spielt die Deutsche Bank Kino. Unwiderruflich letzte Vorstellung des deutschen Großfilms „Wie verliert man fünfzig Millionen Mark?" Schon lange war kein Ufa-Theater so gut besucht. Prominente, Edelkomparsen mit eignem Frack und niederes Generalversammlungsvolk: niemand will sich den Schlußakt entgehen lassen.

Noch einmal zeigen sich die bisherigen Lenker unsrer Filmgeschicke in natürlicher Größe. Herr v. Stauß, der Ärmste, der die Generalversammlung der Ufa leitet, ist so vertattert, daß er nicht einmal die Lithurgie des Versammlungsstatuts richtig herunterbeten kann. Die Angriffe der Tageszeitungen — Prestige meine Herren, noch mehr Prestige! — haben zwar bewirkt, daß er noch ein paar Monate an der Seite Hugenbergs den Aufsichtsrat zieren darf, aber der Rest wird Schweigen sein. Neben ihm der Generaldirektor Bausback, der tragische Naivus der Ufa, den das Richtschwert schon traf, bevor die neuen Herren ihren Einzug hielten. Staußens Lamento auf bayrisch, Bausbacks Totenklage auf schwäbisch: Erschütternderes gab es nicht seit den Großaufnahmen des Nibelungenfilms. Alle sind sie brave, ehrenwerte Männer, alle haben sie ihre Pflicht getan, Tag und Nacht und Nacht und Tag, und wenn die Pflichterfüllung auch ein kleines Volksvermögen gekostet hat, es waren halt die „Kriegskosten für die Pioniertätigkeit des deutschen Films" (Abblenden).

Der einzige am Verwaltungstisch, der seine Heiterkeit bewahrt hat, ist Salomon Marx, eines nicht genannt sein wollenden Staates Konsul und des Deutschen Reiches erster Bürgerrat. Er hat das Ding mit Hugenberg getätigt, und noch strahlt sein Gesicht im Glanz der Provisionen. Leicht sprudelt das Bächlein erprobter Phrasen von seinen ausdrucksvollen Lippen. Als zwanzigfacher Aufsichtsrat von prima prima Gesellschaften kann ers bezeugen, daß die Ufa-Verwaltung ihre Pflicht erfüllt hat. Aber was wollen Sie machen, meine Herren, gegen einen „tobenden, losgelassenen Regisseur"?

„Aufpassen, rechtzeitig aufpassen", meint bescheidentlich der Anwalt einiger Kleinaktionäre. Dazu nämlich bestellt die Generalversammlung den Aufsichtsrat und der Aufsichtsrat den Vorstand: damit die Rechnungen Fritz Langs und Thea v. Harbous nicht in die fünfte Million hineinwachsen. Und wenn Aufsichtsrat und Vorstand diese Pflicht verabsäumt haben, dann wird man wenigstens eine Revisionskommission einsetzen müssen, um nachzuprüfen, ob alles in Ordnung vor sich ging und die um ihr Geld gebrachten Aktionäre nicht Regreßansprüche an die Verwaltung stellen können.

Revisionskommission? Regreßpflicht der Verwaltung? „Das würde", erwidern im Chore die Herren Bausback, Marx und v. Stauß, „das Wiederaufbauwerk Hugenbergs in der Ufa gefährden". Und da die Opponenten nicht einmal zehn Prozent des Aktienkapitals zusammengetrommelt haben, werden sie nach Strich und Faden niedergestimmt.

Nichts ist grotesker in der kapitalistischen Maschinerie als diese Komödie der Aktiendemokratie, die auf allen Generalversammlungen gespielt wird: das Theater, das man den Kleinkapitalisten vormacht, um den Eindruck zu erwecken, als ob sie auch mitzureden hätten, und die Art, wie sie dann von den Großaktionären behandelt werden, wenn sie einmal wagen, den Mund aufzumachen. Ein biedrer Mittelständler aus Charlottenburg, der zu der Ufa-Feierlichkeit sogar Muttern mitgebracht hat, vielleicht, um auch einmal in ihrer Gegenwart sprechen zu dürfen, vielleicht auch nur, um ihr zu zeigen, wies bei feinen Leuten zugeht, ist ganz verdutzt über das Verfahren. Eben noch hat er, zusammen mit der Opposition, die Hand hochgehoben, aber als ihn der Vorsitzende fragt, ob er für einen Antrag der Opponenten stimmen will, antwortet er kleinlaut: „Es nützt ja doch nichts" und läßt die Hand wieder sinken.

Der hats schneller begriffen. Die andern wollens noch immer nicht einsehen, da ihnen in der Öffentlichkeit fortwährend eingeredet wird, es gäbe so etwas wie ein Minderheitsrecht und einen Minderheitsschutz der Aktionäre. Die Aktiengesellschaft ist im kapitalistischen System dazu da, damit ein paar Große mit dem Geld der Kleinen Geschäfte machen. Das ist ihr Sinn und ihr Zweck, der sich auch durch geringfügige Gesetzesänderungen nicht umstoßen läßt. Wenn man den kleinen Aktionären helfen will, kann mans nur in der Form von verstärktem Gläubigerschutz. Alles andre ist pseudodemokratischer Mumpitz. Notwendiger als alles Geschrei über Mehrstimmrechtsaktien und Depotaktien ist, daß man der Verwaltung gegenüber den Aktionären eine strengere Haftpflicht auferlegt. Wie es jetzt damit steht, hat auf der Ufa-Versammlung Herr Marx zutreffend formuliert: daß bei Regreßansprüchen allenfalls etwas herauskommt, wenn die Verwaltung einen Nervenzusammenbruch erleidet, aber niemals im Prozeßwege.

Während über solche und ähnliche Dinge Verwaltung und Opposition zwecklos plauschen, sitzen in der letzten Reihe der Hohen Versammlung die neuen Matadore: Hugenberg, der General in Zivil, mit aufgewichstem Stehhaar und Schnauzbart, kaum angegraut mit seinen sechzig Jahren, jovial schmunzelnd und doch ernst, wie es sich in diesen schweren Zeiten geziemt. Neben ihm, semmelblond, derb und rot wie ein Kompagniefeldwebel, sein Generaldirektor Klitzsch, der bisher die Abteilung Druckpapier kommandierte und nun der Heeresgruppe Leinwand zum Siege verhelfen soll. Schlicht warten sie im Hintergrunde, bis bei Punkt V der Tagesordnung, ohne eine Stimme des Widerspruchs, der Geheimrat Alfred Hugenberg, umgeben von achtzehn Paladinen, Rittergutsbesitzern, Kapitänen und Domänenpächtern, Oberleutnants und Landesoekonomieräten, in den Aufsichtsrat gewählt und eine Stunde später schon zu dessen Vorsitzendem erkürt wird.

Kein Wort des Zweifels: er kann beruhigt in die Zukunft blicken, denn es ist ja nicht sein Geld, das in der Ufa auf dem Spiele steht. Neulich, als die Generaldirektoren des Ruhrgebiets Emil Kirdorf zu seinem achtzigsten Geburtstag einen Fackelzug brachten, war eine gute Gelegenheit, die Sache ins

Reine zu bringen. Da der alte Kirdorf für seinen Schützling Hugenberg plädierte, mußten sie Alle Aktien zeichnen, Mann für Mann. Und sollte trotzdem das Geld noch nicht reichen, so wird man eben eine neue Umlage veranstalten. Alles Gerede, Hugenberg sei bei Vögler und Thyssen in Ungnade gefallen, hat sich als irrig erwiesen. Die deutsche Schwerindustrie hat nichts zugelernt. Sie hält zu ihrem Hugenberg, koste es den andern, was es wolle.

Behördliche Wissenschaft

Seitdem der Reichsadler, das liebe, treue Tier, seine Krone verloren hat, ist er von erstaunlicher Beweglichkeit geworden. So hat er sich jüngst auf einer Schrift niedergelassen, die „Der Wohnungsbau der Nachkriegszeit in Deutschland" heißt und von Ministerialrat Doktor Friedrich Schmidt und dem Oberregierungsrat Doktor Martin Ebel im Reichsarbeitsministerium herausgegeben worden ist. Um dem Buch, das wahrscheinlich sehr nützlich und sehr notwendig ist, auch den nötigen Nachdruck zu geben, haben der Reichsarbeitsminister Doktor Brauns und sein Staatssekretär je ein Plattitüde als Geleitwort gestiftet.

Aber da der Verlag immer noch zweifelte, daß die Notwendigkeit, die Nützlichkeit und die Geleitworte allein schon genügen würden, um die Unkosten des Unternehmens zu decken, haben sie sich an alle möglichen Industrie- und Händlerverbände gewandt, um sie zur Einsendung von Artikeln über Baustoffe zu animieren. Die Artikel, die einen Teil des Buchtextes, nicht etwa des Inseratenteils, bilden, haben den Vorzug, daß sie nicht vom Verleger, sondern vom Einsender bezahlt werden müssen — 260 Mark für die halbe Seite „Publikation". Also wirklich geschenkt. Den großen Verbänden wird die Mitarbeit gratis erlaubt, gegen Auslieferung der Mitgliederlisten an den rührigen Verlag. Bei Zeitungen und Zeitschriften nennt man dieses Verfahren wohl Korruption, bei technischen Büchern hat es vielleicht einen anderen Namen, denn der Reichsarbeitsminister und seine Räte werden ihre Namen doch selbstverständlich nur für Werke hergeben, die wissenschaftlich vollkommen einwandfrei sind und in denen man objektivste Auskunft darüber erhält, wie es mit dem deutschen Baugewerbe steht.

Oder meinen Sie nein? Dann haben Sie womöglich das auch vor kurzem erschienene „Handbuch des Arbeiterschutzes und der Betriebssicherheit" gesehen, das der Präsident der Reichsarbeitsverwaltung, Geheimer Regierungsrat Doktor F. R. Syrup, herausgibt, also ebenfalls eine höchst offiziöse Kiste. In dem sicherlich vortrefflichen Werke wird am Schluß jedes Abschnittes der Leser aufgefordert, „im Anhang dieses Bandes die Einzelbeschreibung folgender Firmen zu beachten"; und dann kommen diejenigen Geschäfte, die hinten inseriert haben. Ob es grade die größten und leistungsfähigsten sind, ist gleichgültig. Der Annoncenakquisiteur hat die Entscheidung darüber, von wem der Leser des Präsidenten Syrup seine technische Einzelbildung beziehen soll.

Und nun sag noch einer, unsre Behörden seien nicht entgegenkommend und brächten nicht der Wissenschaft jedes Opfer.

Bemerkungen

Kampagne gegen den Krieg

Wenn Alles klappt, kommt jetzt endlich eine pazifistische Aktion, über die sogar unser Reichskanzler nachdenken wird. Das Deutsche Friedenskartell wird nächstens im linksradikalsten Teil Sachsens Massen von Brief-Formularen verbreiten, deren jedes dem Dienstverweigererbrief Arthur Ponsonbys an den englischen Ministerpräsidenten genau entspricht, also an den Reichskanzler adressiert ist, fünfzig Felder zur Eintragung der Namen und der Adressen von Unterzeichnern enthält und diesen Text hat: „Wir Unterzeichner sind überzeugt, daß alle Streitigkeiten zwischen Nationen entweder im Wege diplomatischer Verhandlungen oder durch internationale Schiedsgerichtsbarkeit geregelt werden können, und erklären hierdurch feierlichst, daß wir uns weigern werden, einer Regierung, die zu den Waffen greift, Unterstützung oder Kriegsdienste zu leisten." Glückt die Aktion in Sachsen (und sie muß glücken), so wird sie aufs ganze Reich ausgedehnt werden. Deshalb ists Zeit, Einwände zu entkräften, die selbst in „linken" und „linksten" Kreisen Mancher noch gegen sie vorbringt.

Haltlos ist der bequeme Einwand, sie verspreche, auch wenn sie erfolgreich, das heißt, unterstützt von breiten Massen verlaufe, keinen wirklichen Antikriegs-Erfolg. Den hat sie ja schon dann gehabt, wenn bloß hunderttausend Menschen sie durch ihre Unterschriften fördern! (Die Optimisten um Ponsonby rechnen in England sogar mit Millionen von Unterschriften.) Eine einfache Kalkulation wirft die Bedenken aller Zagebolde über den Haufen. Hunderte der Unterzeichner ließe die Regierung im Kriegsfalle wohl füsilieren; aber schon Tausende ließe sie höchstens in Gefängnisse, in Zucht- oder in Irrenhäuser einsperren, weil die Füsilierung Tausender die Massen aufreizen würde; und gegen Hunderttausend könnte sie gar nichts ausrichten: aus dem simplen Grunde, weils so viele „Anstalten" und „Aufseher", wie dann erforderlich wären, selbst in Deutschland nicht gibt — sodaß sie, die Regierung, ein Heer der Heeresgegner, eben der Dienstverweigerer und ihrer Agitatoren, dulden müßte, folglich einen geplanten Krieg einfach nicht führen, einen begonnenen einfach nicht fortsetzen könnte ... falls sie nicht schon unter dem psychologischen Zwang der Dienstverweigererbriefe den bloßen Plan des Krieges verworfen haben sollte.

Stichhaltig ist nicht einmal der ernste Einwand der Kommunisten, man dürfe den Kriegsdienst nicht verweigern, sondern solle ihn gerade aus Kriegsfeindschaft leisten, denn grade die allgemeine Erfüllung der bei Kriegsausbruch sicher gleich wiedereingeführten allgemeinen Wehrpflicht ermögliche revolutionären Arbeitern die Revolutionierung ihrer noch irrevolutionären Klassengenossen, die Zersetzung des Heeres von innen, die rasche Beendigung des Kriegs und seine Umwandlung aus dem Nationenkampf in den Klassenkampf. Im Gegenteil! Es ist zu fürchten, daß die revolutionäre Minderheit einer doch wohl heillos vergeßlerten Wehrpflicht-Armee die reaktionäre Mehrheit nicht der Revolution zuführen, nein: eher von ihr der Reaktion zugeführt würde. Aber wenn selbst die Revolutionierung des Heeres, der „Dolchstoß", gelänge — wir haben in Rußland, in Deutschland gesehn, daß der Krieg vorher jahrelang rast. Hätte die Zweite Internationale 1914 nicht wieder einmal glorreich versagt, hätte sie die Kriegsdienstverweigerung exakt organisiert — ein vierjähriges Blutbad wäre der Welt erspart geblieben, die Revolution wäre in Rußland und anderwärts statt am Ende am Anfang des Krieges gekommen: es hätte sich schon damals gezeigt, daß „die Kriegsdienstverweige-

rung, die Kriegsarbeitsverweigerung, der Aufstand der Massen gegen den Krieg die Form unsrer Revolution" sein muß, wie Kurt Hiller zum Beweis der Behauptung argumentiert: „Die Friedensbewegung wird ... zwar nicht die Gebärerin, aber sie wird die Geburtshelferin der sozialen Revolution sein, und die soziale Revolution die Mutter des Ewigen Friedens".

Alles in Allem: Die Parole eines tauglichen Pazifismus heißt weder: „Hinein ins Heer, um es zu zersetzen!" — noch bloß: „Friede durch Recht!" (Das ist zu professorenhaft und zu sehr diskreditiert durch die Genfer Völkerrechtspraxis), die Parole heißt: Pfeift auf den Gestellungsbefehl!

Franz Leschnitzer

Der Eine und der Andere

Die Arbeiter nennen den russischen Geiger Sörmus ihren roten Geiger. In den letzten Jahren spielte er des öftern auch in Deutschlands Städten. Die Konzerte werden fast nur von Arbeitern besucht. Er spielt Bach, Händel, Mozart, Beethoven, ferner russische und deutsche Volkslieder. Und da zeigt sich das Seltsame: die Menschen, denen mystische Beschaulichkeit und religiöse Andacht etwas Fremdes, etwas Verhaßtes sind, sitzen atemlos und lauschen wie gebannt. Sörmus ist mehr als ein Virtuos; er ist ein Meister der Kunst und dazu ein Pädagoge. Den einzelnen Stücken schickt er kurze Einleitungen voraus. Diese sind, ohne agitatorisch-tendenziös zu sein, durchglüht vom Geiste des Sozialismus. Traumweich redet er von der Sehnsucht der an die Zukunft Glaubenden: dem Frieden der klassenlosen Gesellschaft. Und dann spielt er das Largo von Händel. Das verstehen die Arbeiter. Oder er spricht von dem Elend der Sklaverei, dann trägt er das so schwermütige Lied der Wolgaschiffer „He uchla" vor. Hinreißend kann er auch das Glück der Kindheit zum Ausdruck bringen, erst mit Worten, dann im Lied. Niemals aber gibt er sich Sentimentalitäten hin; immer bleibt er mitten drin in der Wirklichkeit. Er erinnert an die Nöte des proletarischen Kindes und läßt für die Kinderheime der Roten Hilfe sammeln. Reichlich fließen dann die Gaben. Ein, ach, so selten empfundenes Glücksbewußtsein erfüllt alle Herzen. Sörmus weckt das beste, was in den Massen von heute lebendig sein kann: Solidarität.

Den Leuten vom Schlage der Külz und Keudell gefällt das freilich nicht. Am liebsten jagten sie den „bolschewistischen Agitator" zum Lande hinaus. Das Thüringische Innenministerium bedachte ihn mit Redeverbot und Androhung der Ausweisung aus dem Staatsgebiet. Nach Süddeutschland darf er überhaupt nicht. In Arnstadt mußte er einen Revers unterschreiben, daß während der Konzerte weder er noch seine Begleiter den Mund zum Reden öffneten.

Aber sie können auch anders, die Begründer und Hüter der deutschen Ordnung. Wem es gegeben ist, das Bestehende zu preisen und verklären, der darf sich seines Daseins freuen. Dem öffnet man sogar die sonst so sorgfältig verriegelten Türen zu den Volksschulen.

Von solchem Glücke darf Ernst Hudemann, Konzertsänger von Beruf, künden. Dieser Mann stellt in der Tat, wie es in einer Zeitung Weimars zu lesen steht, „seine große Vortragskunst vollständig in den Dienst der Schulen Deutschlands ... In Preußen, besonders im Norden, ist er ein steter Gast der Schulen, der oft vor Schulgemeinden mit 800 Schülern seine fortreißende Kunst zeigt und jung und alt auf die Höhengipfel des Erlebens führt."

Hudemann vermittelt ebenfalls nur klassische Kunst. Wir geben Proben aus einem seiner Programme; da finden wir: zur Einleitung „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", dann „Belsazar" von R. Schumann, „der heilige Franziskus" von Loewe und die „Fußreise" von H. Wolf; ferner

„Zu Straßburg auf der Schanz", „Lützows wilde Jagd", „Siegfrieds Schwert" und endlich als Schlußgesang „Ich hab mich ergeben".

Doch nein, ganz, ganz anders ist es! Bei Hudemann handelt es sich darum, die „reinen, unpolitischen" Kinderseelen mit dem Gift des christlich-nationalen Dogmas zu infizieren. Der Einleitungschoral gibt die Gelegenheit, das Jenseits zu verherrlichen. Die Balladen von Franziskus und Belsazar sind schönster Anlaß, Gottesbeweise vom Stapel zu lassen und die gerechte Strafe des Gotteslästerers zu predigen. Beim Vortrag der „Fußreise" kommt es ebenfalls nur darauf an, den „lieben Schöpfer und Erhalter" zu „lieben und zu loben, zu besingen und zu preisen". Die übrigen Lieder dienen der Steigerung der Vaterlandsliebe, die ja das „heiligste" aller Gefühle und Triebe ist. Auch der Haß gegen den Erbfeind wird nicht vergessen. Das Volkslied „Zu Straßburg auf der Schanz" muß zu solchem Zwecke herhalten.

Dabei scheut der Sänger — es sind ja „nur" Kinder, die vor ihm sitzen — vor geradezu eigenartigen Lächerlichkeiten nicht zurück. So erzählt er von einer reichen Amerikanerin, die stets in farbenprächtigen und kostbar geschmückten Gewändern einherging, in seine Konzerte aber in einfachstem schwarzen Kleide kam. Dieses Merkwürdige begründete sie mit folgenden Worten: „Wenn ich deutsche Lieder höre, dann ist es mir, als säße ich in einer Kirche!". Das ist sozusagen die Pointe. Man bedenke: Deutschland eine Kirche! Das Land des Schund- und Schmutzgesetzes, des werdenden Reichskonkordates und der brutalen Klassenjustiz — eine Kirche! Der Minister a. D. Boelitz, die Schulräte Preußens, das Provinzialschulkollegium der Provinz Pommern, das thüringische Volksbildungsministerium, sie alle sind begeistert von Hudemann und empfehlen ihn überall.

Wenn sich die Schultüren dem neuen Geist nicht von innen öffnen, wird es eines Tages von außen sein müssen.

Wilhelm Wiese

Der verspätete Osterhase

In meiner Straße gibt es eine Papierhandlung. Es ist eine bescheidene, kleine Papierhandlung. Sie hat nichts andres als Papier, Briefpapier und Konzeptpapier und Butterbrotpapier, Girlanden aus Papier, Manschetten aus Papier, Orden aus Papier — kurzum, ungefähr alles, was ein erwachsener Mensch so braucht im Leben. Aus Papier. Und dann gibt es noch Ansichtspostkarten und Federhalter und Tinte und Syndetikon, und alles ist ein bißchen verstaubt und vergilbt, als ob es schon sehr lange hier läge, als ob kein Mensch Bedarf für diese Orden und diese Girlanden hätte. Ein bißchen traurig sieht das aus.

Aber zu Ostern hat sich die kleine Papierhandlung fein gemacht. Sie hat Bilderbücher ins Schaufenster gelegt. „Mamas Liebling" und „Guck in die Welt". Und auf einem ist ein Husar mit einer roten Uniform, einem roten Gesicht und einem schwarzen Schnurrbart, und das heißt: „Soldatenzeit, schöne Zeit". Und auf einem ist der Osterhase Er ist ein richtiger fideler Osterhase mit langen Ohren und großen Augen. Aber er sieht ganz anders aus als alle Osterhasen, die ich je in meinem Leben gesehen habe: er ist Soldat. Er trägt eine richtige, solide, feldgraue Uniform, eine Infanteriemütze auf dem Kopf, dicke Kommißstiefel an den Füßen und ein Infanteriegewehr in den Händen. Er ist ein besondrer, ein nicht alltäglicher Osterhase. Er ist der Osterhase Ludendorffs.

Wie sinnig! Wie reizend! Wie österlich und wie echt kindlich ist doch dieser feldgraue Osterhase mit seinem Gewehr und mit seinen Ostereiern, die Granaten sind.

Ja, das war eine Zeit! Da hatten wir alle ein Gewehr. Da durften wir alle stramm stehen

und hießen „unsre feldgrauen Helden". Da liefen sogar die Kinder in Feldgrau herum. Und denen, die noch zu klein waren, konnte man wenigstens feldgraue Bilderbücher schenken. Der Klapperstorch war feldgrau, und der Osterhase war feldgrau, und die Landschaft war mit Stacheldraht verziert. Ich glaube: sogar der liebe Gott war feldgrau und stand stramm vor seinem Feldwebel. Und der hieß Ludendorff. Bei uns wenigstens. In andern Ländern hieß er anders. Denn in jener großen Zeit hatte jedes Land seinen eignen Feldwebel und seinen eignen Gott. Für einen allein war die Zeit zu groß.

Ich habe mir das Bilderbuch gekauft. Es kostet nur eine Mark fünfzig, und die Papierhändlerin sagte voller Stolz: „Ja, das ist noch Kriegsware!" Und ich habe das lehrreiche Bilderbuch in meine Bibliothek gestellt, zur „ewigen Erinnerung" an die große Zeit, in der sogar der Osterhase feldgrau war — und der Klapperstorch, das Christkind und der liebe Gott.

Hans Siemsen

Gerichtsurteil über den Scharfrichter

Unlängst hat ein deutsches Gericht eine wichtige Feststellung gegen die Todesstrafe gemacht. Es hat die (vom Staate veranlaßte) Tätigkeit des Scharfrichters für eine Schande, für einen entehrenden Beruf erklärt. Das müßte ernste Folgen haben, wenn Feststellungen deutscher Gerichte noch ihr Ansehen behalten sollen.

Es ging in jener Verhandlung zunächst um etwas anderes, nämlich um die Tätigkeit eines Gerichtsvollziehers. Der hatte bei einem Dr. X. wegen der Kosten aus einer Beleidigungsklage zu pfänden und wollte sich dabei, wohl zum Protokollieren, auf einen Stuhl setzen. Aber der im Beleidigen geübte Doktor meinte, man könne auch im Stehen schreiben. Gerichtsvollzieher sind virtuose Leute, und so pfändet der Beamte im Nu den Stuhl und setzte sich. Der Hausherr riß ihm den Teppich unter den Füßen und das Tischtuch unter der Mappe weg, überreichte ihm am Ende einen Geldschein mit der Kneifzange und äußerte: Was im Mittelalter die Henker waren, das seien jetzt die Gerichtsvollzieher.

Das Gericht verurteilte ihn zu einer Geldstrafe und begründete: Die Benutzung der Zange und der Vergleich mit dem Henker seien schwere Beleidigungen.

Die Folgerungen, die wir hieraus ziehen werden, betreffen gewiß nicht den persönlichen Verkehr, wir werden auch einem Henker gegenüber keine Zange benutzen. Immerhin könnten auch wir einen Vergleich gebrauchen und zum Beispiel sagen: Was im Mittelalter und bis vor kurzem die Dirne war, das ist noch immer der Henker. Die Sitten-Reglementierung wird ja in der Tat aufgehoben, und der Staat jedenfalls will nicht mehr jenen Zustand beglaubigen, da die Dirne als Vollzugsorgan zum Schutze der gefährdeten Bürgertöchter diente.

Nur der Henker dient dem Bürger noch immer. Jetzt hat ein Organ des Staates anerkannt, daß dieses andere staatliche Organ von unehrenhafter Art ist, das Amt des Henkers ist amtlich infamiert. Das heißt: zugleich die Gesellschaft, die ihn anstellt. Sie soll ihn entlassen, wie die Dirne, sie kann diesen Fleck, ehrenhaft wie sie ist, nicht an sich dulden, sie muß das Schafott wegputzen, wenigstens im Frieden. Also spricht ein Gerichtsspruch.

Alfred Wolfenstein

Chef-Erotik

„... und dann hat er seine Sekretärin geheiratet." Wie war das möglich —?

Als sie eintrat, war da gar nicht viel — er hat das Mädchen kaum beachtet. Die Diktatprobe hatte genügt, die Referenzen waren gut, das Äußere soweit in Ordnung. Auch spielte damals die Geschichte mit Lux, und er hatte, weiß Gott, den Kopf viel

zu voll, um ... „Überhaupt: im eignen Betrieb! Nicht rühr an. Lieber Freund, wenn ich das will, kündige ich und fange mit ihr später was an. Ja."

Monatelang war gar nichts; sie tat ihre Arbeit, und er ließ sie tun. Die Gewöhnung kam leise und langsam, ganz langsam. Sie war eben immer da, gehörte zum Mobiliar; er merkte das erst, als sie einmal krank wurde, da fehlte etwas im Büro, er konnte gar nicht arbeiten in diesen Tagen. Das fremde Gesicht der Aushilfe ... Er atmete auf, als sie wieder da war.

Er genierte sich vor ihr gar nicht; er telephonierte in ihrer Gegenwart mit Hanna und auch einmal mit dem dänischen Fratz, der sich damals in Berlin herumtrieb. Sie hörte das unbewegten Angesichts mit an. Das war kein Stenogramm; das ging sie nichts an. Aber ihre Hand war doch auf dem Schreibtisch spürbar, die Art, wie sie die Bleistifte hinlegte, die sanfte Ruhe, mit der sie ihn betreute. Und dann wuchsen die Leiber zusammen. Es lag einfach daran, daß er eines Tages sachte zu fühlen begann, wie auch dies eine Frau sei, mit Beinen, Schenkeln, Oberarmen. Es war nichts, aber auch nichts als die Nähe, die ihn dahin trieb; man kann doch nicht dauernd neben einer Quelle liegen, ohne zum mindesten einmal spielerisch die Hand ins Wasser zu stecken. Durst? Nein. Es war nur eine Quelle da.

Befehlen können und hier nicht befehlen können — Chef sein und Mann zugleich wie jeder andre; und eben die leise Gewöhnung. Der spielerische Drang vergeßner Knabenjahre war wieder da, den andern einmal genau anzusehen, aus Neugier, aus Langerweile, aus tastendem Grauen, wie Der wohl aussehe ... Einmal, einmal muß man hinter jeden geschlossenen Vorhang sehen — das ist so. Und dann hat sie nicht mehr losgelassen.

Übrigens hat er es nicht bereut; sie ist ihm eine gute Hausfrau und brave Mutter der Kinder geworden, und in der großen Stadt im Rheinland weiß niemand von der Vergangenheit der Frau, die ja nicht schändet, nein, gewiß nicht, aber es ist ja nicht nötig, nicht wahr? Die Ehe blieb, was sie war: eine Arbeitsgemeinschaft. Ohne die bunten Stunden, aber mit viel Erinnerungen an gemeinsame Campagnen, Geschäftsfreunde, Betriebskollegen ... Er hat jetzt einen Sekretär. Oder eine kleine käsige Tipse.

Zurzeit ist er sterblich verliebt in die Inhaberin eines Modesalons: ein strammes Prachtweib mit weißen, blitzenden Zähnen und schwarz angelacktem Haar. Im allgemeinen ist er seiner Frau treu, ein anständiger Familienvater. Aber er ist so neugierig; er möchte nur einmal, nur ein einziges Mal den Vorhang jenes Kleides heben. Und das wird er ja wohl auch tun.

Kaspar Hauser

Reichswehr-Exerzitien

Dank dem verständnisvollen Entgegenkommen der oberstеn Befehlsstellen der Reichswehr, vor allem des Befehlshabers der 6. Inf.-Div., des Generalleutnants Freiherrn von Ledebur, Münster i. Westf., konnten 56 katholische Unteroffiziere und Mannschaften der 6. Inf.-Div. vom 2. bis 6. März im Ketteler-Heim Münster i. Westf. unter der Leitung des P. Otto Richter S. J. rasseechte ignatianische Exerzitien machen. Jeder hat sein eigenes, kleines Zimmer. Drei Tage lang fünf Vorträge täglich und Rosenkranz und Kreuzweg und geistliche Lesung und tiefstes Stillschweigen! Wacker haben sie durchgehalten. Treuherzig meinte einer von ihnen am Schlußtag: „Die Tage waren dreimal so schön wie mein Erstkommuniontag!" Andere schlugen vor: „Wenn ich was zu sagen hätte, dann müßte ein neuer Kriegsartikel vorgeschrieben werden: Jeder katholische Reichswehrmann hat jährlich dreitägige Exerzitien zu machen!"

Von der Kapelle ging's zum „Schluß-Kaffee", an welchem zur

großen Freude der Mannschaften Bischof und General teilnahmen. Nochmals sprachen beide: der Bischof warme herzliche Worte der Mahnung und des Dankes, der General, sichtlich ergriffen, befeuernde, soldatische Sätze: „Wie einst Christus der Herr seine Apostel ausgesandt in alle Welt, zu predigen jeglicher Kreatur, so geht ihr, meine lieben Kameraden, nun auch hinaus als Apostel unter eure Kameraden!" Weil er die Exerzitien nicht gekannt habe, sei er zuerst der ganzen Sache skeptisch, dann neutral gegenübergestanden, sei aber durch das, was er selbst hier gesehen und erlebt, zum warmen Freunde der Exerzitien geworden.

Damit haben die Exerzitien Heimatrecht in der Reichswehr erworben. Dieser erste Kurs wird sicher nicht der letzte sein! Beim Abschied sagte ein Reichswehrmann zum Pater: „So wahr ein Gott im Himmel lebt, unter uns 56 ist kein Selbstmordkandidat mehr."

Düsseldorfer Tageblatt

Die Erfordernisse des Beamtenstandes

Oberpostdirektion.

Düsseldorf, 24. Juli 1925

An das

Postamt 6

hier.

Die Ehefrau des W. ist durch rechtskräftiges Urteil des erweiterten Schöffengerichts in Düsseldorf vom 22. Juni d. J. wegen Lohnabtreibung und wegen Beihilfe zur versuchten Abtreibung zu einer Gesamtzuchthausstrafe von 1 Jahr 1 Monat verurteilt worden. Dem W. ist daraufhin nahegelegt worden, sich von seiner Frau zu trennen oder freiwillig aus dem Postdienst auszuscheiden. Er hat beides abgelehnt, obwohl er über die ernsten Folgen nicht in Zweifel gelassen worden ist. Durch dieses Verhalten hat er einen Mangel an Ehrgefühl und Verständnis für die Erfordernisse des Beamtenstandes bekundet, der ihn der Achtung unwürdig zeigt, die sein Beruf erfordert. Es wird ihm daher das Dienstverhältnis hiermit dergestalt gekündigt, daß er mit Ablauf des 31. Oktober 1925 aus dem Dienste der Deutschen Reichspost ausscheidet.

gez. Klatte

Stadttheater Nürnberg

S. (Großes Haus.) Zu den Musikdramas, die niemals alt oder veraltert werden, gehört erwiesenermaßen die Oper von Offenbach: „Hoffmanns Erzählungen!" Das Vorspiel und Nachspiel in Lutters Weinkeller, wo Hoffmann auf einem Fasserl sitzend, das dreimalige Scheitern seiner Herzensaffären schildert, ist in seiner Art fesselnd bis zum letzten Geigenstrich. Glutvoll ergoß sich die düstere Szene in Giuliettas Palast in Venedig im 2. Akt über die Bühne. Robert Butz verspricht als lyrischer Tenor noch ein sehr großer zu werden, denn ein weibliches Wesen hinter dem Choristen erstieg sich auch wiederholt zu dem Ausruf: „Großartig!" Olympia (Paula Gehrig), Giulietta (Luise Löffer-Scheyer, dieses ewige Getöse mit den Doppelnamen) und Antonia (Margareta Ziegler) suchte eine die andere zu übertreffen, was von einer Spielfreudigkeit zeigt, die hoch anzuerkennen ist. Der Gast Dorothea Holtfoth (Niklaus) entsprach vielleicht nicht ganz manchen Erwartungen, na ja, im übrigen ist eine Hosenrolle immer so ein eigen Ding für den Zuschauer, nicht warm, nicht kalt. Manche sind so abscheulich, es direkt „Fade" zu nennen. So will es einfach der Komponist und damit hat sich das geehrte Publiko abzufinden. Unser Gustav Landauer, Hans Siegfried und noch Einige waren auf das beste verankert. — Karl Schmidt, der Orchesterleiter, hielt seine Getreuen liebevoll bei seinem Fahnerl und mit süßem und auch wehmütigem Schmerz kam die bekannte Barkarole zu Gehör.

Ellinger Anzeiger
28. März 1925

Antworten

Republikaner. Gegen die verdienstvolle Arbeit unsrer Republikanischen Beschwerdestelle haben sich im Landtag ausgesprochen: von der Deutschen Volkspartei Herr v. Richter und Herr Wiemer, vom Zentrum Herr Schwering aus Köln, von der wirtschaftlichen Vereinigung Herr Schwenk. Die törichten Anwürfe dieser Leute zeigen, wie gut die Hiebe der Republikanischen Beschwerdestelle sitzen. Selbstverständlich läuft der Kampf um die Anerkennung einer Verfassung innerhalb seiner letzten Verästelungen in Kleinigkeiten aus, und grade mit diesen Kleinigkeiten hat das außerordentlich geschickt arbeitende wilhelminische System ein Volk diszipliniert und korrumpiert. Die Dreistigkeit, mit der ein viel zu wenig krepiertes Regime seine alten Symbole überall stehen läßt, verdient Zurechtweisung, Züchtigung und den ganzen lobenswerten Eifer der Republikanischen Beschwerdestelle.

Stuttgart. Dein Polizeipräsident hat weiter keine Sorgen, als der Roten Hilfe das Leben schwer zu machen. „Öffentliche Veranstaltungen, die von der Roten Hilfe allein oder in Verbindung mit andern Vereinigungen einberufen werden, werden auch in Zukunft nicht zugelassen werden. Ihr wiederholtes Auftreten in öffentlichen kommunistischen Versammlungen als Diskussionsredner zu dem Zweck, um für die Rote Hilfe Propaganda zu machen, gibt mir noch Veranlassung zu dem Hinweis, daß eine derartige öffentliche Propaganda für die Rote Hilfe unzulässig ist. Im Wiederholungsfalle haben sie, unbeschadet einer etwaigen strafrechtlichen Verfolgung, Bestrafung wegen Ungehorsams gemäß Art. 2 des Gesetzes vom 12. August 1879 (Reg.-Bl. S. 153) zu gewärtigen." Hübsche Gesetze gibt es in dieser Republik. Schämt sich der Stuttgarter Polizeipräsident nicht, eine Organisation zu verbieten, die den Arbeitern mehr hilft als das Rote Kreuz, und die den Angehörigen der politischen Gefangenen ein klein wenig Linderung gegenüber dem entsetzlichen Unrecht, das man ihnen antut, gewährt?

Dr. H. Sch. Sie haben auf dem Bahnsteig des Anhalter Bahnhofs am Schlafwagen Berlin—Rom des fahrplanmäßigen Münchener Nachtschnellzuges gestanden, als zwei Minuten vor Abfahrt des Zuges eine größere Gesellschaft erschien, die von einem Eisenbahnbeamten geführt wurde. Der bahnte sich für seine Kohorte einen Weg, hinterher marschierten zwei Polizisten, und das ehrfurchtsvolle Spalier erfuhr, daß ein schwedischer Prinz nach dem Süden reisen wolle. Der Eisenbahnbeamte legte nun die Hand an die Mütze, verbeugte sich oft und tief und sprach zum Prinzen also: „Gestatten, Königliche Hoheit, daß der Zug abfährt?" Königliche Hoheit gestattete. Hätte er nicht gestattet, so stände der Zug heute noch auf dem Anhalter Bahnhof, und Sie hätten Zeit, sich zu überlegen, warum die selbstverständliche Höflichkeit, einem Gast das Leben angenehm zu machen, in Deutschland immer in Servilität umschlagen muß. Überlegen Sie einmal, warum.

Landesverräter. Da sehen Sie sich nur vor. Denn es hat, wie der sozialdemokratische Abgeordnete Doktor Rosenfeld am 21. März im Reichstag erzählte, ein Däne namens Laursen ein Schriftstück an sich gebracht: einen mit Schreibmaschine hergestellten Durchschlag ohne Unterschrift, aus dem sich ergibt, daß ein fremdes Land gegenüber der Regierung eines wiederum fremden Landes einen Nachrichtendienst eingerichtet hat. „Ein Gutachten" des Reichskommissariats für öffentliche Ordnung, das es immer noch gibt, hat dekretiert, daß dieses Schriftstück im Interesse des Wohles des deutschen Reiches geheimzuhalten sei, also unter den § 92 Ziffer 1 falle. Begründet wird das damit, daß eine deutsche amtliche Stelle auf dieses Schriftstück ein Datum, den ersten Buchstaben eines Namens und zwei

Zeilen geschrieben haben soll, woraus sich für den kundigen Leser angeblich ergeben könne, daß das Schriftstück im Besitz einer deutschen Behörde gewesen sei. Daß sich auf diesen Wahnsinn ein Abgeordneter der deutschen Volkspartei, der Herr Dr. Mittelmann, findet, der „sich kaum denken kann, daß die Sache sich so harmlos stellt", ist selbstverständlich. Daß sich der Minister Keudell um die Antwort mit der Ausrede gedrückt hat, es handle sich um ein schwebendes Verfahren, ist sachlich unbeachtlich. Es bleibt also die Tatsache bestehen, daß ein Chinese in Deutschland wegen Landesverrats (deutscher Interessen) bei folgendem Tatbestand verhaftet werden kann: Der Chinese bringt ein Schriftstück an sich, in dem zu lesen steht, daß es in England einen Spionagedienst gegen Frankreich gibt. Weil so ein Schriftstück durch irgend eine überflüssige deutsche Behörde gegangen ist, wird der Chinese an seinem Zopf aufgehängt. Er hat aber keinen mehr. Den hat diese Justiz.

Hamburger Weltbühnenleser treffen sich: Mittwoch, den 27. April 1927, abends 8¼ Uhr, im Stadtklub der Frauenvereine, Hamburger Hof, Jungfernstieg, und ebendort Montag, den 2. Mai 1927, um dieselbe Zeit.

Briefschreiber. Wenn Du Deine Adresse nur auf die Rückseite des Briefumschlags, aber nicht auf Deinen Brief schreibst, darfst Du Dich nicht wundern, wenn Du keine Antwort erhältst.

Max Hölz. Ja, wenn Sie russischer Weißgardist wären und einen russischen Liberalen meuchlings ermordet hätten...! Sie sind aber deutscher Proletarier und haben überhaupt nicht gemordet. Sie werden sich noch gedulden müssen. Die Gnade ist in Deutschland noch schlechter zu Fuß als die Gerechtigkeit. Die Mörder Nabokoffs sind begnadigt worden. Sie sitzen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Stahlhelm ante portas von Carl v. Ossietzky

Der Abgeordnete Doktor Rosenberg hat die Kommunistische Fraktion verlassen. Wieder Einer. Gewiß, er ist nicht ausgeschlossen worden, sondern von selbst gegangen, aber doch nur, weil er seinen Lebensraum immer enger werden sah. Die Reihen der kommunistischen Führerschaft lichten sich: aber ob Gemäßigte oder Ultra-Linke, immer sind es die Intelligenzen, die aussortiert werden, und nur die Dienerschaft der heiligen Apparatur, die Sozietät der Funktionäre steht unerschütterlich. Die Parteisultane und ihre Paschas steigen und stürzen; die Janitscharen und Eunuchen bleiben und behaupten sich als Verwalter von Kasse und Kartothek oder als Wächter vor dem Serail der buhlenden Phrasen.

Da soll bei Leibe keine Philippika ausschließlich gegen die Kommunisten sein, denn auch bei den andern Parteien stehen die Männer der Idee immer dem tarpejischen Fels am nächsten. Doch gebietet die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß es eine Partei gibt, die den Geist nicht nur so nebenbei toleriert, sondern ihm feierlich huldigt. Das ist die Deutsche Demokratische Partei, die sich auf ihrem Hamburger Kongreß soeben schon ganz spiritualisiert gezeigt hat, was ihr allerdings nicht schwer wird, weil sie keine Körperlichkeit mehr zuzusetzen hat. Es war überhaupt mehr eine Seelenmesse für dahingeschwundene Mandate als eine Parteiveranstaltung. Die Demokraten haben es gut, seitdem sie der irdischen Kruste ledig sind. Sie können jetzt ungestört ihre Traditionen pflegen, und ihre liebste Beschäftigung, sich in Erinnerung versenken an die Männer der Paulskirche und an Hoffmann von Fallersleben, den Dichter des alten republikanischen Sturmliedes: Ein Männlein steht im Walde ganz still und stumm. Zwar will Herr Koch jetzt endlich den Einheitsstaat in Schwung bringen, Herr Erkelenz die Sozialpolitik, Herr Reinhold die Finanzen. Aber die Herren werden nichts mehr in Schwung bringen, und wenn sie ihren Reinhold als den besten deutschen Finanzminister akklamieren, so denken die Zeitgenossen mehr an den langjährigen Ehrendemokraten Geßler, der in seiner Art auch von niemandem überboten werden kann. Um die innre Unwirklichkeit der Séance auch nach Außen hin ganz deutlich zu machen, war der repräsentative Kulturschwafel, soweit er nicht von Herrn Hellpach bestritten wurde, der Frau Doktor Bäumer anvertraut, die als Verteidigerin der Külzgesetze ihre Eignung dazu allerdings glänzend bewiesen hat und mit ihrem quasi männlichen Gegenstück Theodor Heuß heute am unleidlichsten jenes zitaten-geschwollne Gouvernantentum am deutschen Geist verkörpert, das sich bemüht, das Gemächt des Riesen mit Papiergirlanden zu umwinden und sicherlich angstschreiend bis zu den Antipoden flüchten würde, wenn es ihm einmal einfallen sollte, den Plunder abzureißen.

*

„Nicht um begrüßt zu werden oder um uns für irgend etwas zu bedanken, kommen wir am 8. Mai nach Berlin, sondern um es ohne Waffen zu erobern. Man erobert nicht etwas, was einem freundlich gesinnt ist, sondern was einem feindlich gegenübersteht. Nachdem wir jahrelang um die Festung Berlin herumgezogen sind, fassen wir sie jetzt und nehmen sie im Sturm, unbekümmert um das Wut- und Wehgeheul der Roten und Rötlichen."

Man kennt diesen Stil zur Genüge. Dieses falsche, durch die Nase gepfiffene Gottvaterpathos, dieses Getue mit militärischen Ausdrücken. So kann nur ein früherer Reserveoffizier sprechen, der sich im Vorstand irgend eines Kriegervereins ein spärliches Surrogat seiner größten Zeit geschaffen hat. Man kennt auch diesen Typ, der auf dem Kontorbock wie auf dem Schlachtroß sitzt und Sonntags auf seinem Mietgaul wie auf dem Kontorbock. Herr Likörfabrikant Seldte, der Oberdada der Stahlhelmscharen, die am 7. und 8. Mai Berlin heimsuchen wollen, unterscheidet sich von den kleinern Krautern nur durch die Quantität des von ihm beherrschten Reiches.

Das preußische Innenministerium hat sich zu einem Verbot nicht entschließen können. Es vertritt den Standpunkt, daß man Ausübung verfassungmäßiger Rechte nicht hindern dürfe. Man ist doch nicht so zimperlich, wenn es sich um Arbeitslosenumzüge handelt! Vergleiche mit den großen Aufmärschen von Reichsbanner und Rotfront sind nicht stichhaltig, denn diese Verbände haben oft bewiesen, daß sie Ordnung halten können und wollen und Autorität über ihre Anhänger behalten. Ganz im Gegensatz zu den Rechtsverbänden, deren Paraden noch niemals ohne Radau abgegangen sind und deren junge Leute oft so disziplinlos und verlottert auftraten, wie sich die Leser der ‚Deutschen Zeitung' etwa die Novembersoldaten vorstellen. Die Berliner aber wollen sich gar nicht „im Sturm nehmen lassen". Kämen Seldtes Krieger nicht als wilde, verwegne Jagd, sondern als friedliche Apostel ihrer Ideologie, die überwiegende Mehrzahl unsrer Mitbürger würde sich kaum umgucken. Die berliner Bevölkerung will von diesem ganzen pseudo-militärischen Klimbim nichts mehr wissen und findet diesen Stechschritt, diese Musik, diese Abzeichen, diese Visagen, dieses ‚Augen rechts' und ‚Meldung von der Spitze' einfach zum Kotzen. Wenn die Leute sich schon zusammenrotten müssen, sollen sie dorthin gehen, wo der Pfeffer wächst oder Herr Seldte seine Destillate auf Flaschen zieht.

Die Kommunisten haben Gegendemonstration angekündigt, was im Interesse einer halbwegs friedlichen Abwicklung sicher unklug ist, aber politisch durchaus begreiflich. Wie will die Polizei Zusammenstöße verhindern? Wie will die Polizei rein zahlenmäßig die nötigen Kräfte aufbringen, um abends in den Vororten nach Auflösung der Züge jene Reibereien zu vermeiden, aus denen sich bei erregter Stimmung allzu leicht Straßenschlachten entwickeln? Wie kann durch Visitationen allein festgestellt werden, ob die Besucher Knüppel oder Revolver mitbringen? Die Waffen werden längst da sein. Die Absichten der Stahlhelmer sind nicht friedlich. Die ersten Aufrufe der

Bundesleitung waren offne Pogromhetze. Ihre letzten viel zahmern Parolen sind bereits als Schwindel entlarvt, denn es bestehen Geheimparolen. Und wenn man den oben zitierten Gallimathias des Herrn Seldte auf seinen schlichten Sinn zurückführt, so bleibt die typische Proklamation eines Bürgerkriegsgenerals an eine eroberte Stadt: Mitbürger! Wir kommen als Freunde. Stellt euer Geld und eure Weiber bereit, dann wird euch nichts geschehen. Zuwiderhandlungen werden mit dem Tode bestraft. Es lebe die Ordnung!

Wenn nicht im Reiche eine Rechtsregierung thronte, möchte man sagen: es riecht wieder nach Kapp.

*

Zweimal ist Seldte mit Stresemann sozusagen epochal in Fühlung gekommen. Das erste Mal im Herbst 1923, als er ihm feierlich die Diktatur anbot. Was vielleicht nicht allzu viel besagen will, denn welchem volljährigen Deutschen wurde damals nicht die Diktatur angetragen? Das zweite Mal im vergangnen Sommer, als der gewaltige Bundesführer dem Außenminister allergnädigst die Erlaubnis zum Eintritt in den Völkerbund erteilte. Zwar munkelte man damals von militärischen Gegenleistungen: engere Bindung des Stahlhelms an die Reichswehr, Bezirkskommandos ...

Dies Mal kommt Seldte in Begleitung von 80 000 Mann. Und das heißt: Wir sind da! Daß in Berlin nicht viel Sympathien für eine Idee zu holen sind, die bisher nur in der Provinz Furore gemacht hat, das weiß selbst die Bundesleitung. Darauf kommt es ihr auch nicht an. Der Zweck der Veranstaltung ist: der republikanischen Reichshauptstadt zu zeigen, daß sich die Machtverhältnisse geändert haben. Der schwarz-blaue Block hat die Republikaner bei Seite geschoben. Hier, in Berlin, dem Sitz der preußischen Linksregierung hat man nicht viel bemerkt. Welcher Berliner kennt die Herren v. Keudell und Schiele, ja selbst Herrn Hergt? In der Provinz, wo die Bureaukratie ohnehin ziemlich unkontrolliert antirepublikanisch schalten darf, weiß man besser, daß sich etwas geändert hat und was sich geändert hat. Jetzt soll das auch dem roten Berlin plausibel gemacht werden. Staunend wird es die Maifeier der Reaktion erleben.

Stahlhelm ante portas.

*

Der Ausfall der Wahlen in Oesterreich lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf dessen Sozialdemokratie, die Jahre hindurch wirklich sozialistisch gearbeitet hat. Die völlige Ausschaltung der Kommunisten beweist nur, was eigentlich niemanden überaschen sollte, daß deren Aktion überall da verpufft, wo eine sozialistische Partei am Werk ist, die die Lebensinteressen der Arbeiter ebenso rücksichtslos wahrnimmt wie bürgerliche Parteien die Profitinteressen der hinter ihnen stehenden sozialen Schichten.

Man darf allerdings nicht außer Acht lassen, daß einer solchen reinlichen Entwicklung Oesterreichs besondre Verhältnisse selten günstig sind. Die gründliche Entfettung durch die Friedensverträge hat die Entstehung einiger Streitfragen ver-

hindert, die anderswo die Parteigruppierung nuanciert und verändert haben. Es gibt in Oesterreich mangels Masse nur zwei große Fraktionen: die Christlichsoziale Partei, katholisch, mittelständlerisch, agrarisch, liberal, judenfresserisch und börsenfreundlich zugleich, umfaßt das gesamte Bürgertum; die Sozialdemokratie die Arbeiterschaft. Weil der Staat Oesterreich in der Außenpolitik ein Zéro ist, was nicht herabsetzend, sondern konstatierend gemeint ist, hat sich seine ganze Politik nach Innen gekehrt. Weil alles fehlt, was mit dem Drängen nach äußerer Geltung zusammenhängt und Bank- und Bettskandale die bei uns quartalsmäßig fälligen vaterländischen Erhebungen ersetzen, deshalb bietet sich auch kein Anlaß für demokratisch-pazifistische Sammelparolen, die soziale Kontraste vorübergehend verschleiern können. Alles dreht sich um lokale Schmerzen, und die Wiener Gemeindesteuern turbulieren die Köpfe und Bäuche mehr als hierzulande Erfüllungspolitik, Konkordat, Reichswehr, Republikschutz und politische Morde zusammengenommen. Jahrelang haben die Siegermächte Oesterreich einfach hungern lassen, dann reglementierten sie den Hunger und hießen das allzu großartig: Sanierung. Oesterreich kann allein nur eben vegetieren. Aber die Einen verbieten ihm den Anschluß an Deutschland, die Andern an eine Donauföderation, und seit dem Abschluß des Paktes zwischen Mussolini und Horthy sieht seine Zukunft wieder recht ungewiß aus. Ein Land, das keine Freunde, sondern nur Gönner hat, die es bald streicheln, bald stupsen, doch immer bevormunden. Ein armes Hascherl in der Zange der Mächtigen.

Nein, hier ist kein Glacis für den Aufmarsch von Arbeiterheeren zur Eroberung Europas, wie man in triumphierenden Sozialistenblättern jetzt lesen kann. Aber den Stadtrat Breitner lieben wir. So einen Kerl brauchten wir in dem angeblich knallroten Berlin.

Der englische Bergbau nach dem Kampf von 1926

von Rennie Smith

Der Verfasser ist Mitglied des Unterhauses

Gerhard Kumlebens Artikel „Englands Proletariat nach dem Streik" gibt ein gutes Bild von der Lage der englischen Bergarbeiter während des vorjährigen Kampfes. Ich möchte dem, was er über Herrn Cook, die Unabhängige Arbeiterpartei und die Zukunft der englischen Gewerkschaftsbewegung sagt, Einiges hinzufügen.

Es ist ganz klar, daß ein wirtschaftlicher Kampf, der dreißig Wochen lang drei Millionen Industriearbeiter umfaßte, die Zukunft der Arbeiterbewegung als Ganzes stark beeinflussen muß. Eines der wichtigsten Ergebnisse im Bergbau war die durch Cook hervorgerufene Diskussion einer allumfassenden Gewerkschaft. Zufolge des Abkommens nach Abschluß des Streikes sind es jedoch die Distrikte, denen die Verhandlungen obliegen, solange die bestehenden Vereinbarungen gültig sind, und der Landes-Bergarbeiterverband kann unter diesen Umständen wenig tun, A. J. Cook hat sich darum hauptsäch-

lich als Propagandist zu betätigen, und nicht als Gewerkschaftsführer.

In der Praxis zeigt es sich, daß in erster Linie die Distriktorganisationen wieder stark gemacht werden müssen. Der traurige Ausgang des Kampfes mußte ein starkes Nachlassen der Mitgliedschaft zur Folge haben. In meinem eignen Wahlkreis in Yorkshire gibt es Ortsverbände, in denen der Verlust 50 Prozent beträgt. Das Bemühen der Verbände wird daher dreifältig sein:

1. Finanzielle Erholung;
2. Wiedergewinnung verlorener Mitglieder;
3. Aufbau und Stärkung der Distriktorganisation, zum Zwecke von Verhandlungen und für sonstige Distriktprobleme.

Das sind die Aufgaben, die während der nächsten Jahre die Kräfte der Bergarbeiterverbände vor allem in Anspruch nehmen werden. Die Schaffung eines kampfkräftigen Zentralverbandes kann nur auf Grund der Wiederbelebung der Distrikte erfolgen, und diese wieder können nur voll mit Hilfe einer starken Zentralorganisation wirksam werden, die ihnen den Rücken stärkt. Es ist möglich, daß entweder die Bildung eines Unternehmerkartells im Bergbau oder definitive Maßnahmen einer künftigen Arbeiterregierung zur Sozialisierung des Bergbaus nötig sein werden, um diesen gewerkschaftlichen Zusammenschluß herbeizuführen. Eine praktische Frage von großer Bedeutung ist es inzwischen, auf welche Weise die technischen Bergbauangestellten aller Grade dem Bergarbeiterverband angegliedert werden können: als Teil des Programmes der Zusammenarbeit von Kopf- und Handarbeitern. Es ist besonders wichtig, daß bei der Sozialisierung des Bergbaus die Angestellten nicht nur definitiv gewerkschaftlich organisiert sind, sondern sich auch in Sympathie mit der Hauptkörperschaft der Bergarbeiter und mit der Sozialisierungspolitik als solcher befinden. Es ist wahrscheinlich, daß diese Entwicklung in Hinsicht auf die Bergbauangestellten durch die Distriktsmaschinerie vor sich gehen wird, und nicht durch die Zentralorganisation. Ähnliche weitgehende Pläne für einen allumfassenden Verband sind während der letzten hundert Jahre in England wieder und wieder aufgetaucht, sind aber ebenso oft in der Praxis vollkommen gescheitert, weil sie nicht genügend auf die Sonderzustände und die wirtschaftliche Lage des Bergbaus Rücksicht nahmen.

Herr Kumleben zeigt sich besorgt über den Einfluß des Katholizismus in der Unabhängigen Arbeiterpartei. Ich habe es schon öfters bemerkt, daß Kritiker vom Festland dazu neigen, in englischen Verhältnissen die Widerspiegelung der Verhältnisse ihrer eignen Länder zu sehen. Tatsächlich ist es so, daß, während in einigen Städten, wie Bristol und Liverpool, der Katholizismus von nennenswertem Einfluß in den lokalen Arbeiterorganisationen ist, das katholische Problem für die englische Arbeiterbewegung als Ganzes ungleich einfacher ist als auf dem Kontinent. Es gibt Katholiken auf der Rechten, auf der Linken, und im Zentrum der Arbeiterbewegung. Einige Pro-

minente betätigen sich als solche; so war zum Beispiel der Katholik J. Wheatley, der soeben die Regierungsbank der Arbeiterpartei verlassen hat, um die Führung des linken Flügels der parlamentarischen Arbeiterpartei zu übernehmen, im Kabinett MacDonald Minister für das Gesundheitsamt, und John Scurr, ebenfalls ein katholisches Unterhausmitglied, war kürzlich der Führer einer katholischen Wallfahrt nach Rom. Es haben jedoch solche religiösen Begleiterscheinungen für die Bewegung als Ganzes durchaus untergeordnete Bedeutung.

Die Tatsache besteht, daß die Unabhängige Arbeiterbewegung entdeckt hat, daß die Einführung des Sozialismus in die Industrie nicht so einfach ist, wie es vor zwanzig Jahren erschien. Das Studium der bloßen Kritik und des Verdammens des kapitalistischen Systems ist vorüber. Die Arbeiterpartei steht an der Schwelle der Macht und braucht dringend konkrete positive Programme für Einzelfälle, um so schnell und gescheit als möglich die Übergangsstufen vom Kapitalismus zum Sozialismus überwinden zu können. Diese Art positiver Arbeit braucht eine andre Führerschaft als die, wie sie der Unabhängigen Arbeiterpartei vor 20 Jahren erstand. Es wäre jedoch ein großer Irrtum, anzunehmen, daß sich die Unabhängige Arbeiterpartei den Anforderungen eines neuen Zeitalters nicht anpaßte und nicht versuchte, den Begriff des Sozialismus auf spezifische Probleme zur Anwendung zu bringen.

Der Aufbau der Gewerkschaftsbewegung wird in diesem Jahre einen starken Ansporn erhalten durch die Gewerkschaftsvorlage, die soeben von der konservativen Regierung veröffentlicht worden ist. Diese Vorlage ist, was die Amerikaner einen „Hundert-Prozenter" nennen. Sie trägt den Wirtschaftskampf des letzten Jahres direkt ins Feld der Gewerkschaftsbewegung. Sie will Streikpostenstehen so gut wie unmöglich machen; sie will einen Generalstreik ungesetzlich machen und definiert ihn derart, daß selbst der Sympathiestreik zum Generalstreik wird; sie will Staatsbeamten den Anschluß an den Gewerkschaftskongreß verbieten und die politische Tätigkeit der Gewerkschaften unterminieren, indem sie jedes Einzelmitglied zwingen will, nur mittels geschriebenen Kontraktes seine Einwilligung zur Verwendung von Gewerkschaftsgeldern für politische Zwecke zu geben. Diese Vorlage, die den Sieg der Reaktionäre in der Tory-Partei darstellt, hat die Gewerkschaften wie auch die Arbeiterbewegung auf allen Seiten aufgerührt. Ihr Anreiz wirkt als die beste Ergänzung der Lehren der Niederlage vom vorigen Jahre. Es ist bestimmt anzunehmen, daß in dem kommenden wirtschaftlichen und politischen Kampf um die Sicherstellung der harterworbenen Rechte der Gewerkschaften die verschiedensten Ideen zur Entwicklung der Gewerkschaftbewegung auftauchen werden, und daß das Ende des Kampfes eine Bewegung vorfinden wird, die viel von ihrer Lethargie und ihren veralteten Methoden abgestoßen hat. Aus dem Wirtschaftskampf von 1926 und der politischen Verfolgung von 1927 wird mit andern Worten eine gereinigte und gestärkte Gewerkschaftsbewegung hervorgehen, die ihrerseits zum politischen Triumph der Arbeiterpartei beitragen wird.

Ueberfall in Mexiko von Alfons Goldschmidt

„Was sagen Sie zu dem grauenhaften Eisenbahnüberfall bei Guadalajara in Mexiko? Da haben Sie Ihr geliebtes Mexiko! Wagen Sie jetzt noch, den Indio zu verteidigen?"

Ich wage es.

Erst will ich erzählen und dann erklären.

Wir fuhren, meine Frau und ich, mit der Kleinbahn von Mexiko-Stadt nach Jalapa, der Hauptstadt des Staates Vera Cruz. Es ist ein unbeschreiblicher Abstieg, ein Abwärtsspiralen um den Pic von Orizaba, auf dem nach der Indiosage der Leib des guten Gottes Quetzalcóatl verloderte. Erst durch Kakteen- und Maisfelder, dann durch einen Thüringer Wald, dann durch den Halbtropengürtel mit verschollnen Indiohütten, Menschen am Hang aus einer blumigen Vergangenheit, mit Unendlichkeitsblicken, Kaskaden aus Wolken, Teppichen und Schlingwäldern, Orangenbosketts und Platanenhainen, bis zu der lieblichen Stadt, einem Stück Tirol in Mexiko, mitten in Zuckerfeldern, Apfelsinenpflanzungen, Kaffeekulturen und Blütenorgien. Jalapa, mein Tabakparadies, wo halbgrüne Feldzigarren dargeboten werden von einer erdrüchigen Milde, umwebt von dem blauesten Rauchschleier!

Es war eine Nachtfahrt im schmalen Pullman. Gegen drei Uhr morgens ruckte der Zug, ruckte wieder, stieß noch einmal heftig und stand. Eine Sekunde darauf Knattern. Erst zwei Schüsse, fünf Schüsse, dann Salven. Wir sprangen aus den Betten, alle warfen sich lang hin, rissen Decken und Matratzen über sich, die Messingspucknäpfe an die Ohren. Beamte stürzten durch die Türen, warfen Mützen und Uniformröcke weg und legten sich neben uns, über uns. Es war eine verknäulte Menschendecke auf dem Boden des Wagens.

Inzwischen hatte das Gegenfeuer aus der Gondola, dem Schutzwagen, begonnen. Immer noch kamen Trupps der Huertisten aus den Wäldern und Höhlen, von den Bergen herunter. Bewaffnete Bauerntrupps, Reste der gegenrevolutionären Armee, die in zwei großen Schlachten vom General Obregon geschlagen war. Campgeneräle führten diese Trupps und ließen sie bei Nacht gegen Ortschaften und Eisenbahnzüge vorstoßen. Wir wußten nicht, wie viele es waren, wir wußten nicht, ob die Kugeln von oben oder von der Seite auf den Pullman prasselten, seine schweren Wände durchschlugen, unaufhörlich klatschten und bohrten.

Es war ein fast melodisches Kampfrufen. „Hoch, Jungens, es lebe der General Arenas!" riefen die Angreifer. „Nieder, Ihr Burschen!" riefen die Soldaten in der Gondola. Mit diesen weichen Indiostimmen, die nicht brüllen, die halbguttural sind, und in denen keine Spur von Todesangst zittert. Es mochten Tausende von Schüssen auf den Pullman gefeuert sein. Zwei Stunden dauerte das Gefecht. Dann kam Stille, und ich hoffte schon, daß es vorbei wäre. Aber eine Minute darauf rief eine weiche Stimme von der Plattform her: „Öffnen oder alle sterben!" Ein Beamter öffnete. „Die Waffen her!" und sofort fiel

ein Schuß, dem Aufstöhnen folgte. Ein deutscher Ingenieur war getroffen. Er starb zwei Tage darauf im Hospital von Jalapa. Wir haben ihn auf dem kleinen Friedhof beerdigt, der über die Wunderebene nach den Bergen blickt.

„Wir sind unbewaffnet!" rief ein Mexikaner. Und dann traten sie ein: Angst im Schritt und in den Augen, die Pistolen in der Hand. Welch armselige Gestalten! Verdreckt, das grauweiße Indiokleid zerrissen, fast bittend. „Das Geld oder Du stirbst!" Sechs kamen so, die Pistolen auf mich gerichtet. Ein Siebenter, fast noch ein Kind, mit dem Indiomesser, der Machete. Vor ihm rettete mich meine Frau, die ihm einen Ring gab; ich hatte kein Geld mehr.

Einige Rückzugsschüsse; eine Viertelstunde horchten wir zerfiebert in die Stille. Dann standen wir auf, suchten dem deutschen Fahrtkameraden zu helfen und traten in den Märchenmorgen auf der Höhe von San Salvadór.

Ein Schlachtfeld. Der größte Teil des Verteidigungstrupps erschossen oder verwundet. Eine Frau getroffen. Ihr Mann war während des Überfalls aus dem Zuge gesprungen und lag nun erschossen an den Rädern. Zwei junge Deutsche, Auswanderer, die wieder nach der Heimat wollten, verwundet. Der eine, ein prächtiger Mensch aus Friesland, starb in Jalapa. Bis zum letzten Augenblick lallte er: „Porque? warum?" Ein Mexikaner mit Lungenschuß wurde in den Pullman gebettet. Ein Priester kam vom Dorfe San Salvadór, hielt ihm das Kruzifix vor und gab ihm die letzte Ölung. Er wurde gerettet. Draußen boten braune Bauern Kaffee, Pulque und Schnaps. Nach sieben Stunden kam ein Hilfszug von Jalapa. Die Angreifer hatten, dreihundert Meter vor einer hohen Brücke, die Schienenschrauben und die Laschen gelockert, so daß Lokomotive und Gepäckwagen unsres langsam fahrenden Zuges umstürzten.

Das war in einer Schlucht geschehen, in einer Barranca. Die Angreifer hatten von oben auf den Zug geschossen. Er stand nun da, umstöhnt, hilflos in der Morgenpracht von San Salvadór. An den Hängen aber saßen Indiofrauen mit roten Blumen in den Händen, mit den großen schwarzen pupillenlosen Augen und dieser etwas lächelnden Passivität im Gesicht, die man erst nach jahrelangem Aufenthalt in Mexiko enträtseln kann.

Porque, warum? hatte der junge Friese gefragt, bis er starb. Porque? fragten wir in den entsetzlichen zwei Stunden. Diese armen Bauern, so sagten meine Frau und ich, während die Kugeln klatschten, die armen Bauern, die Grundkraft des Landes, sind nicht schuldig. Vom Tode wissen sie nichts. Sie fürchten ihn nicht für sich und auch nicht für andre. Der Tod ist nicht schrecklich in Mexiko. Aber ihr Elend fühlen sie und gehen mit denen, die ihnen eine hellere Welt versprechen.

Als die erste Eisenbahn in Mexiko gebaut wurde, rannten die Indios gegen diesen Strang, von dem sie die Zivilisation fürchteten. Die Eisenbahn traf den Bauern ins Herz, sie raubte ihm Ruhe und Acker. Es ist der alte Kampf der „Eingebore-

nen" gegen die Europa-Maschine. Es ist der Zusammenstoß zweier Intensitäten. Die Maschine ist voll von Angriffsintensität, der Bauer wehrt sich, auch wenn er angreift.

Seit Jahrtausenden giert der Hunger der Nomaden, der Feudalen, der Merkantilen und Kapitalisten nach Mexiko. Der Indio, ein gütiger Mensch, wurde ausgeblutet und enteignet. Er ist eine Kreatur wie jede andre. Er will leben, auch wenn er den Tod nicht fürchtet. Gegeneinander gestoßen, zerrissen, zu unbegriffnen Zielen aufgestachelt, kämpfen sie um die Wiedererlangung des Ackers. Die Entsetzlichkeiten dieses Kampfes sind ihre eignen Schmerzen. Wir schaudern vor dem Fürchterlichen, aber wir müssen auch Das verstehen. So lange der Indio enteignet ist, wird er nicht zur Ruhe kommen. Mit Ethik ist da nichts zu machen. Laßt diese Menschen auf Eignem leben, bleibt weg mit euren erschlichnen Verträgen, brutalen diplomatischen und militärischen Aktionen, mit der langsam sadistischen Auslaugung der braunen Arbeitskraft, mit Weihwedeln, vom Fanatismus geschwungen, mit all diesen mordenden Überheblichkeiten. Das werdet ihr aber nicht tun, und deshalb wird der Bauer in Mexiko immer wieder aufstehen, bis er den Kampf gewonnen hat oder vernichtet ist. Man hat ihm die Inquisition gebracht, diese schreckliche Verbrennungsschande, von der er gelernt hat. Man hat die Indios dezimiert, weil man sie taufen wollte. Man hat ihnen die „Kapitalsanlagen" aufgelastet, die sie tributärer gemacht haben, als sie selbst in der Feudalzeit gewesen sind. Kein Wunder, daß sie, verwirrt und sehnsüchtig, denen folgen, die ihnen Generale des sozialen Heils zu sein scheinen. Priester wurden in Mexiko zu Indiohelden, aber auch zu Indiogeißeln. Hidalgo und die Brandfackel, die Haßfackel, das sind denn doch Unterschiede. Gehetzte Proletarier werden zornig und kühl vor dem Tode. So geschieht die Revolution in Mexiko.

Die Überfälle auf Eisenbahnzüge sind Überfälle auf diesen Zug der Zeit. Will man den einfachen, gequälten, ackerverhungernden braunen Mann beschuldigen, weil er ein Dach sucht? Schrecklich ist das Verbrechen der Reaktion an Mexiko. Sie wird keine Freude daran haben. Der Indio ist bereit zu sterben, simpel und wie seine Todesgötter aus Stein, mit Türkisen und Blumen geschmückt. Er ist kein Leonidas, kein Stoiker, kein Tolstoi, aber er ist eine unheroische Kreatur, eine große Kraft. Gräßlich oft ist seine Wirkung, und dennoch ist seine Seele gut.

Kein Mexikohistoriker hat so die Schmerzen des Landes gefühlt und gemalt wie der Dichter Heinrich Heine. Keiner hat die Brutalität der Eroberer so klar erkannt und gestraft wie er in seinem „Vitzliputzli". Untergehend in Mexiko droht der Gott:

> Mein geliebtes Mexiko,
> Nimmermehr kann ich es retten,
> Aber rächen will ich furchtbar
> Mein geliebtes Mexiko.

Die Erschießung des Gutsbesitzers Heß

von Ernst Toller

Nachdruck erwünscht

Vor fünf Monaten ging durch die Presse die Nachricht, daß der Mann, der den Gutsbesitzer Heß erschoß, von Reue getrieben, sich gemeldet habe. Er könne, schrieb man, es nicht länger ertragen, daß Max Hölz unschuldig im Zuchthaus sitze. Im Amnestie-Ausschuß kam die Angelegenheit zur Sprache; die Zeitungen publizierten einige Artikel, ein paar Tage regte sich beim Frühstück der Gerechtigkeitstrieb des Staatsbürgers — dann kam eine neue Sensation, und alles war vergessen.

Nun sollte man meinen, daß, wenn auch die Teilnahme des Lesers kurzlebig ist, das Interesse der „zuständigen Stellen" von dieser Untugend frei wäre. Einen Mann wegen einer Tat, die er nicht begangen hat, unschuldig im Kerker lassen — so robuste Nerven traute man selbst diesen Justizhütern nicht zu. Der Täter wurde nicht einmal vernommen. Ich weiß nicht, ob es, neben dem fascistischen Italien, ein andres Land gibt, in dem die Öffentlichkeit solches zuließe.

Ich traf Erich Friehe, so heißt der Täter, in Halle. Ein kleiner, schmaler, sehr nervöser Mensch, aschblondes Haar, graue, aus den Winkeln schauende Augen, knochige Züge, unauffällig in seinem Wesen. Kurze schnellende Bewegungen verraten, daß er, gereizt, hemmungsloser Affekthandlungen fähig ist. Lächerlich die Behauptung der Gegner, Friehe sei — bestochen.

„Wie kam es zur Erschießung von Heß?" fragte ich.

„Ich habe nur den einen Wunsch, die Wahrheit zu sagen. Max Hölz sitzt schon so lange. Ich kann es nicht ertragen.

Wir kamen auf das Gut Roitzschgen. Ich hatte den Auftrag, Decken und Mäntel für unsre Truppen zu requirieren. Wir brauchten das Zeug. An diesem Tag war Max Hölz, der vom Haupttrupp kam, zu uns gestoßen. Wir Führer kannten ihn, unsre Leute nicht. Einzelne, denen ich sagte, das sei Max Hölz, wollten es nicht glauben. Der Gutsbesitzer Heß war sehr herrisch. Aber wir fragten nicht viel nach ihm, und ich selbst ging ins Zimmer und zog mir eine Wollweste an, die ich fand. Als ich herauskam, war Heß noch auf dem Flur. Hölz neben ihm. Sie standen vor einem Schrank. Heß sagte, er wolle die Schlüssel von unten holen. Ich wollte ihm die Treppe runter folgen, eine Pistole in der Hand. Hölz der oben stand, schrie: „Mensch, laß doch! Nicht schießen!" und nahm mir die Pistole weg. Ich lief Heß nach. Wie er durch die Tür auf den Hof rannte, griff er nach seiner Tasche, wo wohl sein Browning stak. Ich war furchtbar erregt, weil ich einige Tage vorher kurz in Gefangenschaft der Weißen war, und man mich schwer mißhandelt hatte, ich nahm an, er wollte eine Waffe ziehen und schießen. Da kam ich ihm zuvor und schoß mit meinem Revolver, den ich als zweite Waffe hatte. Die Bewegung von Heß hatte meinen Verdacht bestätigt, daß er Böses gegen uns im Schilde führte. Mir war sowieso bekannt, daß Heß ein Kappist war. Ich rief nach Günther, der dann später im

Zuchthaus gestorben ist, zu, er sollte gleichfalls auf Heß, der wohl fliehen wollte, schießen. In diesem Augenblick knallten auch von der Hofwand her Schüsse. Heß brach zusammen.

Hölz war gar nicht beteiligt."

Friehe, der mir die Tat auf dem Weg zur Bahn schilderte, wollte mir noch weitere Einzelheiten erzählen. Aber der Bahnhofsvorstand gab das Abfahrtssignal, und der Zug fuhr.

Wie ich hörte, soll Friehe, der sich monatelang zur Verfügung stellte, ohne daß er vernommen wurde, jetzt „wegen Fluchtverdachts" verhaftet werden!

Hölz erfährt noch heute im Zuchthaus Groß-Strehlitz besondre Behandlung. Seine Zelle ist mit zwei Schlössern verriegelt, sie wird jeden Tag in unwürdiger Weise durchwühlt, Beamte dürfen nicht einzeln hineingehen; einer, der ihn einmal am Hals gewürgt hat, gibt dem Erregten noch heute Befehle. Und das wachgewordne Interesse der Öffentlichkeit hatte bisher zur Folge, daß Hölz, angeblich auf Beschluß des Justizministeriums, die Erlaubnis entzogen wurde, für acht Mark monatlich sich Zusatznahrung zu kaufen.

Was geschieht nun mit Hölz? Warum wird diese Frage nicht zur Frage von Millionen Menschen, in denen noch ein Funken Rechtsbewußtsein lebt?

Was tun Reichstag, Amnestie-Ausschuß, Justizminister? Nichts.

Wir fordern für Max Hölz Freilassung und Wiederaufnahmeverfahren.

Wer die Befreiungsaktion für Max Hölz unterstützen will, schreibe an Rechtsanwalt Doktor Apfel, Friedrichstraße 59/60, und sende an seine Adresse Geldbeträge für den Hölz-Fonds.

Das Maifest der Zukunft von Felix Stössinger

Die Feier des 1. Mai fiel dieses Jahr auf einen Sonntag und ist nun in ganz Deutschland in der herkömmlichen Weise begangen worden. Auch durch Arbeitsruhe, die freilich eine ganz andre ist, da sie zugleich die des Sonntags ist. Wäre der 1. Mai ein Wochentag, dann würden Partei und Gewerkschaften wohl voller Bedenken sein, ob man der Regierung und dem Unternehmertum die Feier eines Arbeiterfesttages zumuten dürfte. Aber nun war es ein Sonntag, die Zeiten sind um eine Spur besser, und an manchem Herde drehte sich der Spießer in Erwartung des Abendvergnügens mit Sport und Kränzchen der Gewerkschaft.

In frühern Jahrzehnten ist die Maifeier oft auf den darauf folgenden Sonntag verlegt worden, und wenn es dann nicht paßte, auf einen noch spätern. So wurde auf einem Parteitag lange vor dem Kriege Klage geführt, daß sich die Feier des 1. Mai manchmal bis in den Juli hineinzieht. Jahre von Kämpfen und Diskussionen auf allen Parteitagen waren notwendig, bis die Partei in einem gewiß oft heroischen Kampf gegen eine zu jedem Blutbad entschlossne Staatsautorität beschloß, den 1. Mai nur am 1. Mai zu feiern: ein einziger Festtag für die Arbeiter aller Länder.

Aber noch einen andern Inhalt hatten die Parteidebatten. In allen reaktionären Ländern war das Maifest eine Machtprobe zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum. Die Tatsache, daß die Arbeiter überhaupt gewagt hatten, einen bestimmten Tag des Jahres, der nur einmal in sieben Jahren ein Sonntag sein konnte, als Festtag zu statuieren, wurde bereits als Revolution empfunden. Die Einsetzung von Festtagen war stets ein Akt gesellschaftlicher Autorität, gehörte also zu den Vorrechten des Staats oder der Kirche. Beide waren auch darin nicht knauserig, bei Festtagen der Heiligen oder bei Siegen Moltkes die Fabriken zu schließen. Daß die Arbeiter aber selbst über ihre Festgefühle bestimmen, ja ihnen sogar einen eignen Inhalt geben wollten, war unerhört.

Nun gehört aber die Einsetzung eines Festtags der Unterdrückten aller Länder zu den ganz wenigen großartigen, in die Ferne wirkenden Gesten der Arbeiterinternationale. Diese Internationale war erhaben als Idee, aber unreal als Erscheinung. Mit einem Wort: sie hatte deutsche Eltern. Die schwungvolle Eingebung eines solchen Festes ist aber auch ganz undeutsch, hat vielmehr etwas durchaus Westliches. Die Sache kommt, was wenig bekannt ist, aus Amerika, wo der amerikanische Arbeiterbund auf dem Kongreß von St. Louis von 1889 eine allgemeine Arbeiterkundgebung für den 1. Mai 1890 beschloß. Diese Idee nahm der Pariser Kongreß der Arbeiterinternationale auf, und daher datiert dieses Demonstrationsfest.

Bei diesem Tag handelte es sich zunächst, abgesehen von der Dokumentierung des Machtwillens, um Kundgebungen für den Acht-Stunden-Tag, für das allgemeine Wahlrecht, für den Weltfrieden. Die ersten beiden Forderungen sind mehr oder weniger erfüllt, die dritte ist nicht mehr Gegenstand politischer Demonstrationen sondern politischen Willens. Was die Sozialdemokratie in dieser Hinsicht besonders seit 1918 gesündigt hat, ist bekannt.

Waren es also zuerst Forderungen, die man als rein proletarisch bezeichnen kann, so müßte das Maifest jetzt weit darüber hinaus zu einem Fest der Freiheit und des Sozialismus überhaupt werden. Das Maifest erinnert an kein Ereignis der Vergangenheit, sondern an die Gestaltung der Zukunft. Also ganz aktiv, ganz lebendig, ganz demonstrativ müßte es sein, ein Fest schonungsloser Verhöhnung des Alten — triumphierender Gewißheit für die Zukunft.

Wenig, wenig geschieht heut im Vergleich zu Dem, was schon heute möglich wäre. Wie in den sozialistischen Parteien das reaktionäre Festhalten am Überkommenen vorherrscht, so wird auch das Maifest immer noch als Demonstration in Rot mit Umzügen und Abendversammlungen abgehalten. Für den Anfang war das nicht schlecht. Neue Formen mußten sich erst entwickeln, denn die Sache selbst: daß nicht ein ganzes Volk, sondern nur eine Klasse ein Fest begeht, war neu genug.

Heute ist die Wiederholung dieser alten Formen nicht nur recht mäßig, sondern gradezu blamabel. Es ist schon viel, wenn

auf die Ansprache eine kleine Kunstfeier folgt. Oft genug ist ein Kränzchen üblich mit Bier, Tombola, Sportvorführungen auf einer dreckigen Wirtshausbühne mit anschließendem Ball. Nirgends kommt der Mangel an Zusammenhang der Partei mit einem wirklich höherführenden Kulturwillen zu kläglicherem Ausdruck.

Heute drängt der Sozialismus nach einer ungeheuern Erweiterung seiner Grenzen. Die Beschränkung der Partei auf das reine Industrieproletariat, die Ausschaltung des flachen Landes, die Mißgunst gegen die intellektuellen Kreise haben dazu geführt, daß die Partei knapp in der Lage ist, die wichtigsten Kommunalposten zureichend zu besetzen. Grade das Maifest muß darum ein Fest sein, das zwar Parteien und Gewerkschaften veranstalten, das sich aber wirklich „An alle!" wendet.

Zunächst muß das Maifest als Kampffest die größtmögliche Arbeitsruhe in sich schließen. Freilich eine Arbeitsruhe, die imponiert, und nicht eine, die schikaniert. Die Maidemonstrationen gehören nicht einzelnen Straßen an oder gar einzelnen Plätzen weit draußen in den Arbeitervierteln, sondern der ganzen Stadt, dem ganzen Lande. Nicht auf zwei, sondern auf zwanzig Plätzen haben Versammlungen stattzufinden, die auch dem Gegner imponieren. Kurze Ansprachen der besten, nicht der bekannten Redner müssen durch Lautsprecher ein Stadtviertel beherrschen. Rezitationen revolutionärer Gedichte, Musik- und Sprechchöre rahmen die Feier ein. Wenn die Lautsprecher alles weit tragen, werden die besten Sprecher gern kommen. Jede Versammlung muß nach Form und Inhalt dem Verwöhntesten etwas bieten. Jede muß ein Erlebnis sein.

Die Demonstrationszüge zu den Versammlungsplätzen müssen durch Figuren, Fahnen, Bilder, Spruchtafeln, Schauwagen, künstlerisch und propagandistisch das Stärkste sein, was bei Zusammenarbeit von Künstlern und Arbeitern herauszuholen ist. Warum kann man in Köln einen Karnevalszug veranstalten, von dem ganz Deutschland spricht — warum nicht in Berlin einen Maifestzug, der die ganze Stadt auf die Beine bringt? Man zeige auf einem Wagen lebensgetreu Ludendorff als Spaziergänger beim Brandenburger Tor; Geßler auf drei Viertel Milliarden neben einem Invaliden sitzend; Ehrhardt, wie er eine Frau zum Meineid verführt; den Gefängnispfarrer, der Kassiber zwischen Fememördern vermittelt; einen Gräberhügel mit 100 Kreuzen, auf denen die Namen der teuersten Toten stehn; einen Freikorpsbanditen mit der gestohlnen Uhr von Rosa Luxemburg; in natürlicher Größe eine Wohnküche, in der sechs Menschen hausen; einen Richter vom Reichsgericht, links die Zuchthäusler, rechts die Freigesprochnen ...

Im größten Maßstab ziehen dann die historischen Figuren von Spartakus bis Matteotti und dichterische Figuren von Karl Moor bis Florian Geyer vorüber. Auf einem Wagen stehen zwei Holzhauer, ungetüm und ungeschlacht, wie sie Goethe in der Mummenschanz des zweiten Faustteils auftreten läßt, dazu die wenigen Verse, in denen Goethe das proletarische Problem erfaßt hat:

Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für sich zu Stande,
So sehr sie witzten?
Des seid belehret;
Denn ihr erfröret,
Wenn wir nicht schwitzten.

Und im Anschluß daran ein Zug des Positiven: die neuen Bauideen; die Produktion; die gewaltigen Leistungen der Genossenschaften; Arbeiterheime und Arbeiterbildung; der Lumpenproletarier und der Organisierte. Wandelnde Riesenbuchstaben hätten die Programmforderungen des Proletariats zu illustrieren. Um drei Uhr: Zug von 100 000 Mitgliedern der Arbeitersportvereine durch die ganze Stadt ins Stadion. Sportkämpfe in Berlin um die Maifestpreise der französischen Partei; Sportkämpfe in Paris um die Preise der deutschen Partei. Gleichzeitig nachmittags: Gesang-, Sprech- und Tanzchöre im Freien. Abends: Maifestspiele der Volksbühne im eignen Haus und in andern Theatern: Die Räuber, Kabale und Liebe, Don Carlos, Woizzek, Dantons Tod, Nathan, Die Weber, Florian Geyer, und Werke lebender Autoren wie Karl Kraus, Gorki, Sinclair, Toller und Unbekannten. Spät abends auf allen großen Plätzen ein Freilichtkino: Kriegsfilme, aber nicht die gestellten der Ufa, sondern die wirklichen, und Texte, die erklären, was zu geschehen hat, um die Wiederholung solcher Greuel zu verhindern. Kurze Propagandafilme, ernste und heitere, gespielte und gezeichnete: Völkerversöhnung. Ein Tag im Schacht — ein Tag bei Schacht. Wie der Krieg ausbrach. Wie unsre Fürsten leben. Die Alte Schule, die Neue Schule. Revolutionsszenen aus der Geschichte. Die Schlußvision des Faust: mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen.

In den Vortragssälen Rezitationen und Musik. Im Radio dreißig Bekenntnisse zum Sozialismus. Reden, je fünf Minuten lang, von Künstlern, Gelehrten, Journalisten, Richtern, Priestern. Dann Vorlesungen aufrüttelnder Verse und Worte von Marx und Engels, Dostojewski und Tolstoi, Christus und Seneca, Kung Fu Tse und Lao tse, Epictet und Franciscus, Schiller und Lessing, Heine und Hölderlin, Rabelais und Molière, Voltaire und Rousseau, Hugo und Zola. Kurz, eine Welt von Ideen ist vorhanden, liegt in der Luft, um für ein Fest dieser Größe und für eine Idee Form zu gewinnen, die in sich selbst die schöpferischen Möglichkeiten zu Neuem und immer Neuem birgt.

Eine großartigere Propagandamöglichkeit für den Sozialismus als ein solches Maifest gibt es nicht. Und es steht sicher hoch über jedem Wahlkampf. Hunderte von Künstlern sind da, um jeden 1. Mai zu einem Glanztag des öffentlichen Lebens Deutschlands zu gestalten. Eine neue heranwachsende Generation hat heute schon das Bedürfnis, neue Formen und neue Gestaltungen des öffentlichen Lebens zu finden. Auf sie hoffe ich, und sie allein wird am Abend eines solchen Festtags wirklich berechtigt sein, das alte Kampflied zu singen:

„Mit uns das Volk! mit uns der Sieg —!"

Der frühe Herzl von Arnold Zweig

1.

Nicht bereit, die glatte Herzl-Legende hinzunehmen: vom königlichen Juden, der stolz, schön und entbrannt aus seinem Leben voll Glanz dem zerfreßnen Dasein des Judenvolks sich zuwendet, es natürlich-würdiger Form zuzuführen; auch die vom Elementar-Aktiven nicht, der sich auf sein eigenstes Gebiet besinnt, zur Tat schreitet — prüfen wir ihn mit unbestochnem Blick, gleich gern Verwerfliches verneinend wie Ehrwürdiges ehrend. Anlaß dazu gibt ein Buch — Leon Kellner: Theodor Herzls Lehrjahre (bei R. Löwit in Wien) —, aus bisher unerschloßnem Stoffe geschöpft, verfaßt von einem seiner Freunde; da er nicht beansprucht, der Aufgabe gewachsen zu sein, um die für den Biographen es sich dem Wesen nach handelt: mit geisttragendem Wort Gestalt und Epoche aus dem Zufälligen ins Gültige, aus der Wirrsal des Materials ins Anschaubare essentieller Wirklichkeit zu steigern, so sind wir nahezu aufgefordert, selbst die Formel zu finden, in der dies Leben seine Elemente und den Prozeß ihrer Verknüpfung und Steigerung bis zur Läuterung offenbart. Denn dieser Mensch ist zum Heros einer ganzen Jugend aufgestiegen, die Wirkung seiner Gestalt hat unser Sein formen helfen, und längst ist Alles um ihn dem Privaten entrückt. Umso unleidlicher empfinden wir den fast familiären und unverbindlichen Charakter des vorliegenden Buches, das bei Belanglosem über Gebühr verweilt, dafür aber wichtigste Zonen des jugendlichen werdenden Geistes unbeschrieben läßt: weder welche Farbe seine Gleichgültigkeit gegen das Religiöse trug, noch auf welche Mächte seine Ablehnung des Jüdischen zurückging, erfahren wir, nicht welche Art älterer deutscher Dichtung, noch was von Philosophie, Musik und bildender Kunst zu ihm spricht, auch nicht, wie die großen bestimmenden Meister seiner Zeit auf ihn wirken: und doch ist das jene Epoche zwischen 1875 und 95, in der Nietzsche, Tolstoi, Dostojewski, Flaubert, Maupassant und Zola Weltruhm erwerben, in der Wagner und Poe, Baudelaire und Verlaine sich durch den tönernen Mantel der Bosheit und Dummheit eines bourgeoisen Zeitalters gebohrt haben, in der von Gottfried Keller und Ibsen, Taine und Krapotkin gesprochen werden muß: Namen, die formende Mächte ausdrücken, und die gespürt werden müßten, wo von jüdischen Formgewalten die Rede schon nicht ist. Und wenn über all das kein Zeugnis vorhanden sein sollte: der Biograph hätte wenigstens dies Schweigen unterstreichen müssen — es ist sehr beredt.

2.

Statt dessen treffen wir wenigstens Lindau und Blumenthal, Levysohn und Bacher. Hier ist ein junger Schriftsteller als Schüler schon der Zeitung verfallen, dem als erstrebenswerte Gipfel die Gletscher des Feuilletons der Neuen Freien Presse winken. Die verrückte Existenz eines Schreibgewerblers und Salonlöwen tut sich auf — deren Abscheulichkeit der Biograph kaum zu ahnen scheint —, eines Meister-

feuilletonisten, schönen Mannes und abendfüllenden Lustspielschreibers in Gemeinschaft mit Wittmanns (wer ist das?) und Lindaus. Um von Größerm zu schweigen: während der deutsche Naturalismus, befruchtet von Frankreich und Rußland, erschüttert durch den ethischen Imperativ des Dichters, vom Elend der Zeit in die entsetzlichen Sphären der Verkommenden und Ertrinkenden gestoßen wird, sodaß nur noch die Not des Aussagenmüssens das Gesetz des Werkes diktieren kann — währenddessen fabriziert das Genus Herzl bald ein ‚Muttersöhnchen', bald eine ‚Glosse', seine Helden heißen bald Guy de Montsoreau, bald der tolle Rosen, und die Analyse eines siegenden Theaterstücks ‚Die Wilddiebe' zeigt den elenden Schmarren des wertlosesten aller Stückemacher. Wäre er nur weniger gewinnend von Wesen! Seine Lebensluft ist Eleganz, sein Deutsch ein geschmeidig sauberes und ganz glattes Zeitungsgerede; im Ehrenpunkt empfindlich allerdings, reinen Herzens und der unsaubern Kamaraderie seines Handwerks abhold, wie er ist: bestimmt dennoch die Zeitung seinen ganzen Horizont und den geistigen Habitus vollständig. (Noch vor dem dritten Kongreß entzückt ihn in Gedanken der Plan eines „Schauspiels", das nicht anders betitelt ist als: ‚Die sündige Mutter'.) Das Kuvert, im Nachlaß gefunden, das Ideen und Einfälle zur Arbeit enthält, trägt die sinnige Aufschrift: „Erlebtes, Erlauschtes, Erdachtes". Und so, in diesem Stil, stellt er sich dar, ohne Lücke, von erster Jugend an. Niemals fühlt er sich in irgendeinem Widerspruch zu seiner an sich verworfnen und entgötterten Epoche. Musterkind, Musterschüler, Student wie jeder Beliebige, Kein wühlend-verdüsterndes Innenleben, kein Rätsel der unerforschlichen Existenz, kein Zweifeln und Verzweifeln führt ihm irgendeine Reibung zu, in der sich der bedeutende Mensch verkündigt. Seine geistige Unbeträchtlichkeit ist rührend an den frühen Bildnissen zu sehn, die jeden Referendar oder schönen Kaufmann darstellen können: kein persönlicher Zug verwirrt die blöde beauté. Innerlich unbedeutend wie jeder honette Bürgerssohn, bürgerlich-menschlich anständig wie nur je ein alltägliches Sonnenkind plaudert er sich durchs Leben. Seine Briefe, seine Aussprüche widern an vor übelm Durchschnitt. Da ihn von seiner Umwelt — Wiener Literatur und Geselligkeit — nichts trennt; da er ausreichend begütert, gut erzogen und geistig gewandt ist; da er keinen einzigen eigenartigen und hinreißenden Gedanken hat, nichts mitempfindet von den ersten leisen Stößen des Erbebens der gesellschaftlichen Schichtung, die er gutheißt und genießt; da ihm weder besondere seelische Struktur noch Sinn für wahre Kunst und Größe zukommt, niemals ein noch so schwacher Hauch von Leidenschaft aus ihm quillt und nichts, nichts, nichts den Sinn für die nahezu exkrementale Wirklichkeit des Geistes seiner Zeit verrät: warum sollte er ein andres Ideal haben als den Erfolg — den Ruhm, vor den Zeitgenossen ebenso groß dazustehn wie jener erhabene Oscar Blumenthal? Und dies ist sein Ideal. Vor der Natur versagt er sentimental (es steht, von dem bewundernden Verfasser zitiert, eine Probe seines

Naturempfindens auf Seite 63, die uns schamrot macht); „in Rom blieb er nur eine Woche und fand dabei Zeit, mehrere Feuilletons zu schreiben"; sein Ideal eines Mannes, das ihn, nach dem Biographen, und wogegen wir uns sträuben, „als Schatten bis zum Grabe begleitete", ist der Genießer und Spötter aus dem Feuilleton, der überlegne und blasierte Elegant Graf Trast, eine Sudermännische Kitschfigur, der große Durchschauer, allem Menschlichen überlegen und dabei unecht, dumm und peinlich wie ein „Koheleth im Frack".

3.

Hätte er sich dabei wohlbefunden, wäre er erledigt gewesen. Aber unterhalb einer sehr unerfreulichen Zufriedenheit mit sich, wühlt Unrast und ein atemloser Ehrgeiz, der stets anzeigt, daß Einer nicht gern in seiner Haut steckt. Hinzu kommt, daß Herzl offensichtlich zu jenem spätreifenden jüdischen Typus gehört, der über dem frühreifen stets übersehn wird, weil er aus irgendeinem Grunde nicht vermag, seinem Drang zur Aussprache und Mitteilung zu widerstehn, Surrogat-Formen allzu leicht zu Gebote hat und in der Anfertigung belangloser Sachen billige Triumphe einer übeln Gegenwart oder seinen Broterwerb findet: all das aber auf einem ihm in Wahrheit sekundär zugeordneten Gebiete. Nur die leisen Anzeichen subjektiver Wahrnehmung verraten solchen Irrweg. Bei Herzl treten sie stark erst in Paris ein, 1892. Er ist zweiunddreißig Jahre alt — die zweite kritische Station der Jugend — und findet sich, von Mißerfolgen hellhörig, überholt und im Grunde erledigt. Er schreibt an Schnitzler, den jungen Autor von ‚Märchen', daß er, Herzl, sich auf einem Stein an der Landstraße sitzen und die andern Läufer nach dem Ziel literarischen Ruhmes an sich vorüberkommen sehe. Vom Theater und von Stücken mag er nichts mehr hören. „Meine Manuskripte? Ich habe sie vergessen." Sind sie auf einen Schlag so schlecht geworden oder er so sehr viel kritischer gegen sich? Die Wahrheit ist, daß er zum ersten Mal in seinem Leben gezwungen worden ist, sich mit der Wirklichkeit, dem nüchternen, grausamen, entgöttert harten Leben seiner Zeit zu befassen. Echte Wirklichkeit im Kunstwerk hatte er bekämpft und eine scheußliche bürgerliche Konvention an ihrer Stelle für den Gegenstand der Dichtung gehalten. So durchtränkt mit dem literarischen Urteil seiner Zeit wäre er nie imstande gewesen, den durchblutenden Einfluß des puren Lebens zu erleiden: auf fremdem, neuem Gebiet, beim Studium der neuen großen Stadt zu endlich ehrlichem Journalisten-Zweck, als Grundlage für Berichte, als Hintergrund und Basis politischen Verstehens und der Parlamentskritik, ohne aesthetischfälschende Einstellung, gelingt der Durchbruch zur Sache. Solange er sich für einen dichterartigen Autor hält, plätschert er in einem Wohlsein, das ihm jede Wahrheit verdeckt: jetzt erst lernt er sehen. Die Zustände in der Gesellschaftsschicht, die dem fürchterlichen Druck des ganzen Staatsbaus allein und ohne Stütze standhalten muß, und die Versuche zur Abhilfe des geschaffnen Elends erregen ihn: zum ersten Mal zu fruchtbarer Leidenschaft. Und in dieser lebendigen Hin-

gabe grade an die Hilfsaktionen, die sich damals im Paris der dritten Republik spontan und überall bilden, zeigt sich, zum ersten Mal, der wirkliche Herzl an: ein Schriftsteller, dem es nicht genügt, zu beschreiben, der keine Spur von Freude an Analyse und Erkenntnis hat, sondern der wirken, eingreifen, abhelfen, bessern will, soll, muß — der beste Typ des echten Journalisten, dessen großer Vater Voltaire ist: aktiv, voll Glaubens an die Möglichkeit der Hilfe nicht nur, sondern an die Möglichkeit schnellsten Gelingens vor Allem, überzeugt vom rationalen Grundcharakter nicht nur des Geistes (Appell an die Einsicht), sondern auch des Lebens und menschlichen Zusammenseins — und von der Möglichkeit schließlich des Helfens durch das gedruckte Wort. Herzl ist der geistige Bruder Hardens; er bleibt sein Leben lang der Journalist, der er in Paris wurde — denn der wirkende Diplomat vollzieht mit der Art des journalistischen Sehens nur die Umsetzung des Geschriebenen in Verhandeltes, sein Gesetz ist die augenblickliche Lage, und was er an der „sozialen Frage" empfing, wendet er auf diejenige an, die seine zentrale werden sollte: auf die Judenfrage. Auch wenn er im ‚Neuen Ghetto' eine dichterische Form benutzt und im ‚Judenstaat' ein staatsrechtliches Werk zu verfassen glaubt, bleibt er Journalist — beides charakteristische Irrtümer dieses bedeutenden und legitimen Typs menschlichen Tuns, der, zum ersten Fall bemerkt, nicht weiß, daß dichterische Formen niemals einer fremdgesetzlichen, heteronomen Zwecksetzung untertan werden können, ohne daß sich das Werk damit außerhalb der Kunstsphäre rückt.

4.

Erst nach solcher Neugeburt des Sehens, nach dieser Versachlichung seines Schreibens wird ihm die Judenfrage — seine Existenz als Jude in dieser Zeit — als Realität zugänglich, obwohl er als Kind wie als Student antisemitische Einwirkung spürte. Was damals ohne alle Folge schien, wird jetzt der geeigneten Seele zu Aufruhr und Erschütterung. Nicht als ob sein Wesen sich änderte: nur eine unerträgliche Wirklichkeit dringt auf ihn ein — und durch ein Stück und eine Broschüre glaubt er sie beseitigen zu können: er ruft zu praktischer Änderung der Verhältnisse auf.

Mit der Konzeption des ‚Judenstaates' schließt diese Epoche; und in der Tat ist sie die Schwelle vom frühen und bedeutungslosen Herzl zu dem späten, der eine ungeheure Wandlung an sich erdulden muß: durch jenes Tier, das allein schnell zur Vollkommenheit trägt, durch das Leiden. Der glückliche Elegant Herzl — wen ging der irgendetwas an; vor 1895 gestorben, wäre das Sonnenkind, ein Datum der Zeitungsgeschichte (Palais Bourbon), nicht mehr. Der von der Leistung gequälte Herzl aber, der Journalist, den, da er Jude war, die Tatwerdung seiner Gedanken an sich riß und völlig umwandelte, dieser reine, stolze und schnell zermürbte Mann konnte, wie er ist, voll Schwäche und Irrtum, eine jugendbildende Macht werden, ein formendes Ideal um seiner Hingabe und seines Ziels willen — denn im Hebräischen ist Ziel, das Weg-Ende, und Gott das gleiche Wort: El.

Week-end von Theobald Tiger

Erst sagt es eener.

Denn is 'ne janze Weile still,
weil keener will.

Dann kommen aber zu Haufen
die Organisationsorganisatoren gelaufen:
Beamte und Journalisten
und andre Juden und sogar Christen —
und ein ganzes Komité
und Offiziere a. D.
Propaganda? Famos!
Jetzt gehts los.

Sie kleben Plakate
und Bildinserate
und sind nie alleine
und gründen Vereine —
Deutschlands ältester Soldat
hat das Ehrenprotektorat —
und es läßt sie nicht ruhn,
und sie haben ze tun.

Wahrheit breitet sich nicht aus,
hast die Zeitung du im Haus.

Und bald sind die Gehirne bei allen
von einem linden Wahnsinn befallen:
„Week-end!" nuckelt der Embryo;
„Weeck-end!" flüstert der Großpopo.
Vergessen die Wirren um Tschiangkaischek;
vergessen der ganze Stahlhelmdreck;
vergessen der Volksbühne tiefer Fall —
es braust ein Ruf wie Donnerhall:
Week-end —!

Wiek-ent-Gamaschen und Wik-end-Zigarren,
Wiehk-end-Windeln und Wigent-Knarren;
Wieghennd-Nachttöpfe (mit drei Henkeln),
Wieckänt-Stiefel mit Wiegänd-Senkeln ...
Weegent-Häuschen und Wiekent-Bauch,
und was London kann, das können wir auch.

Bloß:
Die Gehälter der kleinen Angestellten
erhöhen sich in Deutschland selten ...
Mit 145 Mark
fühlt sich nicht jeder week-end-stark.
Die Villa auf der einen Seite
mit dem Maybach in imposanter Breite —
auf der andern das Bild von dem Week-end-Haus —.
So sieht bei uns der Klassenkampf aus.

Theaternachwuchs von Erich Gottgetreu

Eine Schreibmaschine klappert. In kurzen Abständen klingelt das Telephon. Unwillig hebt die Maschinendame den Hörer zum Ohr. „... ist gerade in einer Konferenz, bitte rufen Sie in einer halben Stunde noch einmal an —" hören die Andern im Zimmer als ständige Antwort.

Zehn sitzen da, Männer und Frauen, trist starren sie auf die Tür, hinter der der Gewaltige haust, ein Tyrann und ein Gott und ein Teufel und ein Engel: der Theateragent.

Einer nach dem Andern wird hereingerufen, spricht, spricht vor, spricht an, spricht nicht an. Und dann Herr Held, der es nicht übers Herz bringt, jemand ohne Hoffnung weggehen zu lassen: „Bitt schön, gnäs Fräulein, ein gutes Engagement wollen's? Aber natürlich; Kleinigkeit! Herterich vom Burgtheater kommt Freitag — sucht grade den Typ, der Sie sind. Kommens Freitag um elf zu mir, stell ich Sie vor." Bekannte Begrüßungsformel dieses Mannes. Tatsache ist, daß Herterich vielleicht mal zu Held kommt, nie aber daran gedacht hat, Freitag zu kommen, nie aber den Typ sucht, den man grade darstellt. Der Agent Held hat seine Verdienste. Held hat Talente entdeckt, hat Schauspieler gemacht. Held versorgt große und wichtige Theater mit seiner „Ware", ein Großhändler mit prima Kundschaft. Im Schaufenster stehn neben andern die Dorsch, die Bergner und Pallenberg, deren Impresario er ist, deren Engagements und Tourneen er abschließt und an denen er schwer verdient. Die weniger namhafte Ware aus dem Lager ist nicht so leicht anzubringen, selbst wenn ers tun will; es gibt zu viel davon, gute und schlechte. Die Direktoren suchen Anfängerware, frisch aus der Fabrik geliefert. Die ist billig, gibt sich schon mit hundertundfünfzig Mark zufrieden. Berliner Theaterdirektoren schämen sich nicht, junge Leute mit sechzig Mark zu engagieren.

Das mittlere Talent verläßt Herrn Helds Bureau und kommt dann zu Herrn Auerbach. Auch ein reizender Mensch. Er lächelt immer, bedauert immer; in seiner Freizeit dichtet er — Berthold Auerbach redivivus. Berthold Auerbach, immerhin Agent der guten Provinz, kann aber eher Verse als Vakanzen schmieden, und so geht das mittlere Talent, schon bescheidner und demütiger geworden, zum Agenten der kleinen Theater, vielleicht zu Herrn Wahle. Geben die Einen zu viel Zucker, so schenkt Der zu viel Essig ein — er nennts vielleicht reinen Wein, und die gute Absicht soll ihm auch zugebilligt werden. Aber selbst mit der Wahrheit muß man vorsichtig und taktvoll umgehen, nicht jeder verträgt sie in ihrer ganzen Kraßheit, und dann ist die Frage, ob Einer Talent hat oder nicht, durchaus nicht so leicht und nach kurzem Gespräch, selbst Vorsprechen, zu entscheiden. Unser Mitteltalent ist in Wahles provinzielle Fachbegriffe nicht einzuordnen, ist also keine „Salondame", keine „Liebhaberin", keine „Heldin", und so bekommt sie Das zu hören: „Was wollen Sie am Theater, wenn Sie nicht wissen, was Sie spielen wollen?" Natürlich weiß die Frau, was sie spielen soll, denn es gibt ja genug Rollen, die kein „Fach"

erfordern, Rollen, die zwischen den Fächern liegen. Aber was man in kritischen Stunden von so mächtiger Seite hört, wirkt überzeugend und läßt die Frau an ihre Unbrauchbarkeit glauben — oft zu Unrecht. Wahle kümmert sich vor allem um seinen „Typ". Der ist schlank, blond und süß. Kommt eine Frau zu ihm, die eher häßlich als hübsch und weder süß noch blond ist, so sagt er: „Sie sind viel zu mieß, da können Sie noch so begabt sein, für Sie kann ich nichts tun, ich verliere mit Ihnen nur meine Zeit." Tränen. Unser Mittelalent hat die Tausendschaft der engagementslosen Schauspieler in Berlin um ein Mitglied vermehrt.

Ein Talent... das gibts öfter, aber Glück muß es haben. Einmal eine Stunde lang im Büro bei Saltenburg oder im Deutschen Theater Mäuschen gewesen, und man vergißt im ganzen Leben nicht, was man da von wertvollen Begabungen und wertvollen Menschen an Kriecherei und Demut und zertretendster Bescheidenheit, an Angst um die Existenz gesehen hat! Die Direktoren, die ja infolge des Überangebots tatsächlich 99 von 100 abweisen müssen, lassen sich selbst meistens verleugnen und schicken zur „Abfertigung" den vierten Dramaturgen heraus, der nirgends etwas zu melden hat, nun aber sich im Bewußtsein seiner Macht brüstet und von oben herab „mit den Leuten verhandelt". Natürlich trifft man zuweilen auch Leute mit sozialem Gefühl. Robert, Rameau, Piscator, Kahane und ein paar Ungenannten sei hier ein Denkmal errichtet.

So wie das deutsche Theaterwesen organisiert ist: nämlich rein kapitalistisch, ist der Theateragent ein notwendiges Übel. Der junge Schauspieler hat keine andre Möglichkeit, den Direktoren näher zu kommen als durch die Agenten, wenn er nicht eben zufällig den einen oder andern Direktor persönlich kennt oder ihn durch Vermittlung der Schule, in der er vielleicht ausgebildet worden ist, kennen lernt. Herr Held von der Reinhardschule, zum Beispiel, ist immer ehrlich bemüht, seine Schüler nach der Lehrzeit ohne Agenten unterzubringen; er versucht das dadurch, daß er zu den letzten Schüleraufführungen die Direktoren der Provinztheater einlädt. Es sei auch nicht die Behauptung aufgestellt, daß sämtliche Agenten Unmenschen seien. Es gibt mehrere, deren Institute, auch wenn man sie grundsätzlich verabscheut, einen guten Ruf haben. Da ist Einer, der seines Amtes mit viel Menschlichkeit und künstlerischem Verständnis waltet: er heißt Löwenstein und wohnt in Mainz. Alte Schauspieler erinnern sich an Frankfurter, dessen Beruf Berufung war. Aber selbst, wenn gegen alle etwas vorzubringen wäre: hat es Sinn, gegen die im System wurzelnden notwendigen Übel zu toben? Man muß die Fehlerquellen aufsuchen. Ein Kampf gegen das Agentenwesen wäre in der heutigen Situation erfolglos und nicht einmal wünschenswert, wenn alles andre bleibt, wie es ist. (Man wollte übrigens diesen Kampf schon einmal beginnen, hat aber wieder abgeblasen.)

Der Bühnenverein und die Bühnengenossenschaft warnen jetzt vor Zuwanderung zum Beruf. Es wird sich kaum jemand danach richten. Wer zur Bühne will und zäh ist, läßt sich durch Warnungen nicht abschrecken.

Wenn das wirtschaftliche Bild so trübe ist — am Theater gibt es über zweitausend Erwerbslose —: wie steht es dann um die Kunst? Man wird sich fragen, ob der Nachwuchs überhaupt den Hauch des gewandelten Menschen inmitten einer etwas gewandelten Zeit verspüren läßt oder aber, wie ein großer Teil der studentischen Jugend, durch ererbte Tradition und reaktionäre Opposition eingeengt ist. Die Antwort, die auf diese Frage Doktor Heinz Lipmann, Dramaturg an den Staatlichen Schauspielen, gibt, behauptet nun, daß der größte Teil der angehenden Schauspieler von heute entweder selbst den neuen Typus Mensch bedeutet oder aber für jede gewandelte Erkenntnis und ihre künstlerischen Konsequenzen aufnahmebereit ist. So sei es auffallend, daß die Vorsprechenden schon nicht mehr im Sinne des frühern komödiantischen Schemas „ihr Aug' in schönem Wahnsinn rollen", sondern bereits in der versachlichten Haltung einer neuen Tonart sprächen. Leopold Jeßner erklärt hierzu Folgendes: „Der künstlerische Nachwuchs scheint mir qualitativ nicht geringer zu sein als früher. Auch Temperamente sind genug vorhanden. Aber die Schauspielschüler von heute erkennen sehr früh, daß es nicht mehr einer Pathetik, sondern einer Idee zu dienen gilt." Jeßner und Lipmann haben da sicher weitgehend recht...

Wer will, gibt Unterricht. Für Schulen ist eine Konzession notwendig, und nolens volens beschaffen Die sich auch eine. Privatpersonen sollen eine Unterrichtserlaubnis haben. Theoretisch ist das Alles sehr hübsch im § 8 der Preußischen Bundesratsverordnung vom 5. Mai 1919 und durch das Regierungsgesetz vom 26. April 1920 geregelt; das Provinzialschulkollegium in Lichterfelde ist hier die für die Mark Brandenburg amtlich eingesetzte Aufsichtsbehörde. Ernst ist die Theorie, heiter die Praxis. Es gibt Städte, in denen bis zum Inspizienten hinunter Alles dramatischen Unterricht gibt. Am Schlesischen Tor in Berlin wohnte Einer, der es fertig bekam, in einem Jahr zweitausend Schüler „bühnenreif" auszubilden. (Niemand wird hinwiederum einer so hervorragenden Kraft, wie Frau Grüning es ist, absprechen wollen, Schauspielunterricht zu geben.) Ahnungslosigkeit junger Menschen über die Voraussetzungen zum fast grandiosesten aller Berufe und Gewissenlosigkeit alberner Schwätzer und Geldverdiener wirken zusammen, um ein Proletariat zu schaffen, in dem es nachher schwer ist, die Spreu vom Weizen zu sondern. Ist es nicht ganz logisch, daß der Agent bei dem dauernden Überangebot zum legalen Menschenhändler wird und daß die Direktoren Cäsarenwahnsinn befällt?

Besondre Aufmerksamkeit verdient die Staatliche Schauspielschule Leopold Jeßners. Blickt man im wilden Garten der deutschen Theaterkultur umher, so muß man feststellen, daß bei Jeßner noch am klarsten, am künstlerischsten und vor allen Dingen am fleißigsten gearbeitet wird. Seine Schüler schwärmen für ihn, obwohl sie ihn als Despoten schildern — das ist schon etwas. Vor einigen Wochen sah man in der Hochschule für Musik eine Aufführung der staatlichen Schauspielschüler. Vielleicht war alles zu akademisch, zu gesetzt. Aber recht

gutes Material war auf alle Fälle da, und man spürte die Arbeit der sich darum bemühenden Handwerksmeister: Frau Durieux, Frau Höflich, Jeßner, Ebert, Bildt, Erich Engel. Vierzehn Schüler und Schülerinnen wurden vorgeführt. Sie sind der Rest von zweihundertundvierzig, die sich prüfen ließen. Wenn es nicht alle vierzehn zum Ruhm bringen sollten, so werden sie doch sehr brauchbare Darsteller für das bürgerliche Theater werden, wie es sich uns heute repräsentiert, und für das Theater, wie es in seiner Vollendung denkbar ist. Herr Wendriner wird „faabelhafte Aufführungen" erleben. Und auch Stresemann wird zufrieden sein. Und weil in Deutschland noch auf lange Zeit für Stresemann und Wendriner Theater gespielt werden wird, weil auch dieses Theater möglichst gut sein soll und weil nicht nur in Berlin Aufführungen stattfinden, sondern auch in Kottbus, deshalb kann nur für die guten Schauspielschulen und ihre Vermehrung plädiert werden, und die Bühnengenossenschaft hat recht, wenn sie den Staat in dieser Auswahl der Lehrer und in dieser Auswahl der Schüler bestärkt.

Aber damit ist das Thema leider noch nicht erschöpft. Beim Piscatorskandal der berliner Volksbühne wurde festgestellt, daß sich das Programm des Hauses am Bülowplatz und seiner verschiednen Filialen in nichts von dem Spielplan der berliner privatkapitalistischen Theater unterscheidet. Die Schuld der Volksbühne ist noch größer: in der Darstellung regiert die Mittelmäßigkeit, es gibt kein Ensemble, es gibt vor allem keinen Nachwuchs. Die Volksbühne soll ein Massentheater sein? Die Volksbühne hat einen fulminanten Rundhorizont, einen ewig lächelnden Direktor, eine wundervolle Kartothek, fünfhundert Ordner und noch andre schöne Dinge — Schauspieler für proletarische Stücke hat sie nicht. Ihr Nachwuchs ist Theaterjugend wie jede andre auch, und daß keine Aussicht für seine recht baldige Regeneration besteht, das bewies eine in Einzelheiten ganz hübsche Schauspielschüleraufführung im „Theater am Schiffbauerdamm". Das wußte man nämlich kaum, daß die Volksbühne auch eine Theaterschule hat, obschon Das, was die Herren Holl, Schwannecke, Doktor Stark und die Damen Trümpy und Roloff unternehmen, nur unter dem Namen „Ausbildungskurs" segelt. Das Kind, das sich um siebzehn „Eleven" sorgt, hat einen andern Namen, aber denselben Charakter wie seine gutbürgerlichen, biedern Geschwister. Die Ausbildungszeit beträgt, wie bei Jeßner, zwei Jahre, das Schulgeld zwanzig Mark im Monat; manchmal wird es, wie in den andern Schulen auch, ermäßigt oder erlassen. Bei der letzten Schülerparade am Schiffbauerdamm spielte man Schmidtbonn und Gryphius; der Bühnenvolksbund würde, wenn er ein eignes Theater hätte, genau dasselbe machen.

Es ist bei uns Einer, der etwa mit dem russischen Beispiel kommt, rasch als Bolschewist verschrien, und dabei braucht ers nicht im Geringsten zu sein. Aber Das, was der Regisseur Rafalski des „Jüdisch-Weißrussischen Staatstheaters Moskau—Minsk", das kunstpolitisch links steht und in der Meyerholdschen Richtung tendiert, neulich in einer bewegten Versamm-

lung des berliner „Jüdischen Arbeiter-Kulturbundes" in der Rosenthaler Straße erzählte, Das sollte doch zu denken geben. Den großen künstlerischen Theatern Rußlands sind mehrere Studios angegliedert, und in ihnen bilden die vom Theater begeisterten jungen Menschen wirkliche Lebensgemeinschaften; die Kosten trägt der Staat. Man hört nicht nur Vorträge, spielt ein paar Rollen, übt sich sprachlich und gymnastisch, wie bei uns, sondern man wirkt und arbeitet immer zusammen, von morgens bis nachts, sitzt zur Erholung in den Arbeiterclubs und nicht in den Cafés der Bohème — wie die Sowjetstudenten lebt man, und das vier Jahr lang.

Ergebnis: ein Ensemble.

Jeder bekommt bei diesen Jugendtheatern das gleiche Gehalt: 80 Rubel = 160 Mark im Monat. Die Truppe bleibt für immer zusammen, ihr „Stil" ist die ihr selbstverständliche Heimat, Sprache und Kultur. Der Schauspielerwechsel von Spielzeit zu Spielzeit ist undenkbar, der in Berlin beliebte Darstellerwechsel von Stück zu Stück ein Witz. Es ist einfach lächerlich, wenn man bei uns die Leistungen des russischen Theaters und Films nur auf das „östliche Lebensgefühl" zurückführen will. Gefühl ist Alles? Gefühl ist beliebte Ausrede. Vor allem wird da drüben mit Ernst und Zielbewußtsein gearbeitet. Bei uns wird eben nur gespielt und dieses Spiel im besten Fall veredelt. So ist, um einen hübschen Vergleich Rafalskis zu gebrauchen, das Verhältnis zwischen russischem Schauspieler und russischem Zuschauer so: er und sie lieben sich und wollen von morgens bis abends nicht voneinander lassen; und das Verhältnis zwischen deutschem Schauspieler und Zuschauer ist leicht Dies: die Frau ist verblüht und fünfzig Jahre alt, und der Mann sagt: „Sie redt' schon wieder . . ."

Herr Jeßner kann als Funktionär des kapitalistischen Staates nicht mehr tun als er tut. Der Riesenverband der deutschen Volksbühnen aber könnte viel tun und hat nichts getan. Hier liegt große Schuld. Eine Schuld, die mir größer zu sein scheint als die Arterienverkalkung des Vorstandes. Arterienverkalkung ist eine Krankheit — aber sich nicht ausreichend um den künstlerischen Nachwuchs zu kümmern, ist Lieblosigkeit, Ahnungslosigkeit für die Forderung der Zeit. Nur eine Organisation mit dem Blick auf die Jugend hat das Recht auf Existenz. Es ist hier vieles wieder gut zu machen.

„Das Haus der jungen Schauspieler" sollte die Krönung des Volksbühnengedankens sein. Junge Menschen bauen sich dieses Haus, sie arbeiten hier körperlich, ackern vor der Stadt selbst ihr Feld, und sie lernen die Technik der Arbeit, die für das kommende Theater genau so wichtig ist wie die Technik des Sprechens. Hier kann Jungvolk werden, dem Leben verwachsen, der produktiven Arbeit verbunden. Organisch und konsequent muß es wirken, wenn das Leben zur Schau gespielt wird. Geistig treibend für die Sache des Volkes kann unmöglich jener Trupp junger Menschen sein, der dem Studium der mimischen Künste heute obliegt.

Und oben auf dem Dache soll die rote Fahne flattern!

Hindemiths „Cardillac“ von Hans Reimann

Als wirble jemand eine grellbunte Fahne in wildem Schwung um sein Haupt: so fängt es an. Der Vorhang geht auf, und ansehnlich viel Chor steht auf der Bühne (in Dresden). Aber die Leute singen etwas ganz andres, als sie meinen, und auch das Orchester, den Chor ignorierend, musiziert auf eigne Faust seinen Part feurig und mathematisch zugleich. Alfred Kubins Grauen lagert über den Dekorationen. Man erwartet Pola Negri. Aber die mimt in Hollywood, und „Madame Dubarry“ stammt nicht von Kleist. Die Choristen und Choristinnen jagen gesanglich sozusagen treppauf und treppab, und wer die Augen schließt, hört Terrassenhaftes. Bald ist es so weit, daß er auch die Ohren schließen möchte. Denn die Musik ist schön, aber schrecklich. Unheimlich schreitet der stumme Goldschmied über die Szene. Die Menge vertrubelt sich. Ein Stückchen Rosenkavalier tritt ein: Dame in Sänfte, zwei Mohren und ein zum Buhlen geneigter Jüngling. Die Musik bewegt sich auf Fußspitzen einher. Die Dame begehrt einen Schmuck aus Cardillacs Werkstatt. Dem Jüngling wird eine Liebesnacht als Lohn verheißen. Kein Grund zum Jubeln. Wer immer bei Cardillac kauft, muß sterben. Die Musik malt Wildheit. Dann überzieht sie sich mit Grünspan und kupfert ein Zwischenspiel. Verwandlung. Ein magisches Bild mit großem Lendecke-Bett. Seidenfäden weben. Grün und dunkel und weh blüht es wie eine katholische Romanze. Dünnes Gezingel, ähnlich den Geräuschen bei der Heiligen Wandlung. Die Akkorde sind schief in die Luft gebaut. Man lechzt nach einem normalen Dreiklang. Zaghaft hupfen Flötentöne. Ein Scherzando auf weichen Flötentönen artet in Exotik aus. Links hinten im Orchester ist der Teufel los. Rechts hält alles beklommen den Atem an. Eine einzige Tuba wirft Aphorismen in die wirre Debatte. Die Donna empfängt den von Cardillacs Hand geschmiedeten Schmuck. Ah, wie zittert die Flöte! Ein dämonischer Schatten wird sichtbar und kraucht vorüber. Pause. Ein Schrei. Die Pauke bummst. Donnerndes Gedröhn des vereinigten Schlagzeuges.

Der zweite Akt gemahnt sanft an Buster Keaton, welcher dereinst von seinem Schwiegervater ein Landhaus als Hochzeitspräsent erhielt, leider in Kistenform, sämtliche Teile in kleinkalibrigen Unfug zerlegt, aber mit Nummern und Gebrauchsanweisung versehen, und als die Villa fertig war, siehe: da lag der Balkon im Keller, und der Schornstein ragte verquer zum Parterrefenster hinaus, das sich im ersten Stockwerk befand, doch leicht verquollen und nur für Schlitzäugige: so sah die Bühne aus. Die Werkstatt Caligaris beziehungsweise Cardillacs. Ich gebe zu, daß E. Th. A. Hoffmann schwer zu treffen ist. Im ganzen Theater roch es plötzlich nach Gold. Maestoso, maestoso, maestoso. Dann allegro: Vater und Tochter auf der Basis einer verzerrten Toccata, und im Orchester — ohne die mindeste Beziehung zu den zwei Personen auf der Bühne — sauste es immer aufwärts und zu gleicher Zeit abwärts. Ein Duett fand statt im Sturmgebraus. Vater und Toch-

ter schmetterten wie die Tollen. Und es geschah ein Wunder: hinter der Szene wurden banale Sprechstimmen laut. Es erklang ein vulgäres Gewäsch, wie wenn sich sieben Menschen um die Gasrechnung streiten. Und schon rauscht es von vielerlei bunter Seide: der König ists mit seinem Gefolge. Zuvor wird dem Zuschauer Gelegenheit, festzustellen, daß der Sänger des Cardillac ein höchst mittelmäßiger Mime ist, und auch den Bräutigam des Fräulein Cardillac lernt man kennen, einen Offizier. Jetzt handelt es sich um eine Kette. Der Goldschmied schmeißt sie alle hinaus. Plumps! macht das Orchester und schnattert und mauschelt und quäkt und hat die Grippe. Ja, wie Grippe ist es. Wie Grippe. Tausend Autohupen auf dem Potsdamer Platz sind herrlich. Und Rummelplatz ist herrlich. Ach, es ist des Herrlichen kein Ende. Warum jedoch der Offizier seinerseits auf die Kette erpicht ist, weiß ich nicht. Er stürzt sich in ein Duett mit Herrn Cardillac, das immer lauter wird und noch ein bißchen lauter, und wenn man denkt, nun gehts nicht lauter, da wird es immer noch ein bißchen lauter, und dann interessierts einen schon gar nicht mehr, so laut ist es. Aber Kopf hoch, der Offizier verkrümelt sich, und die Bühne hüllt sich in häßliches Dunkel. Ich, wenn ich Komponist wäre, ich würde jetzt im Orchester das Gold leuchten lassen und den Cardillac schweigen heißen. Statt dessen singet er. Eine Arie. Ach, und die kindische Freude, die man empfindet, sooft man ein „Thema" wieder erkennt! Das Motiv vom güldenen Geschmeide wird gehämmert, und das Orchester gibt bis zum Aktschluß sein Bestes und Tüchtigstes, und endlich purzelt der Vorhang herunter, und man schleicht benommen und elend an die frische Luft, pafft eine Zigarette und hat die Gewißheit: noch vierundzwanzig Stunden so weiter, und man möchte keine andre Musik mehr hören. Ich weiß, daß Hindemith, den ich liebe, ein echter Musiker ist, ein Vollblutmusiker durch und durch. Aber was er da getan hat, ist: Johann Sebastian Bach in der Gummizelle.

Der dritte Akt beginnt. Man hätte den Himmel nicht schauen dürfen, draußen, den über die köstliche, aber dofe Stadt Dresden gespannten Himmel. Denn das Gekreisch hebt von neuem an. Von neuem? Von altem. Es ist dasselbe geblieben. Auf der Bühne breitet sich Aschermittwoch aus. Links ragt eine Silhouette, vom Wohnungsamt provisorisch genehmigt. Rechts eine öde, eine triste Laterne. Cardillac und der Chor. Celli flattern. Ariette, Szene und Quartett, Duett mit Anhang, Wechselgesang, Schluß. Wir sind müde, gramgebeugt, angefüllt mit Leere, leer von Fülle.

Ich erinnere mich einiger Opern, die in Vergessenheit geraten sind: der „diebischen Elster", des „Wasserträgers" und des „Cellini". Und der herrlichen „Louise" Charpentiers. Und, Outsider, der ich bin, setze ich mich ans Klavier und klimpere die süßeste Oper Puccinis: „La Rondine", die keiner kennt, und die ich hiermit den Herren Brecher, Busch, Walter, Lert, Heger, Krauß, Meyrowitz und Kollegen nochmals wärmstens ans Herz lege.

Carola Neher in Wien von Alfred Polgar

In einer verwahrlosten Aufführung von Shaws „Caesar und Cleopatra", beschämend schon durch die Sprech-Unkultur, die sie offenbarte — Caesar redet Kaugummi, Ruffio bellt, laut und deutlich spricht nur der Souffleur, im ägyptischen Verein geht es zu, daß man's verstehen würde, wenn der Nil sofort austräte — in dieser Aufführung des Burgtheaters also, für die im Wiederholungsfalle, dem Fremdenverkehr zuliebe, hoffentlich gelten wird: Fremden ist der Eintritt verboten, erschien als Cleopatra Frau Carola Neher aus Berlin, eigentlich aus München, ganz eigentlich aber aus Graz. Jung, hübsch, sehr apart schlank wie die beliebte (in solchem Fall zum Vergleich unvergleichlich taugende) Gerte und biegsam wie diese, mit einem nervösen, von lebhaft rundfunkenden Augen belichteten, von einer kleinen, frechen Nase pointierten Katzengesicht. Carola Neher hat die Begabung, fraulichen Reiz als künstlerische Qualität geltend zu machen („enharmonische Verwechslung", wie die Musiker sagen). Der Cleopatra gibt sie vieles, was der Figur taugt: das Ungezähmte, das Kindlich-Heitere und -Gefährliche, Temperament als Rassezeichnen, das Quellkühle und Grausame eines naturnahen Geschöpfs. Auch das Herrische geht ihr leicht von Herz und Lippe. Das Spiel der Frau Neher rückt die kleine Königin gleichsam in ein ungedämpftes Licht, das Züge und Linien der Figur überschärft. So bekommt diese manchmal etwas Hartes, Nüchternes (das man hier als „berlinerisch" empfindet). Darüber hilft die geschmeidige Anmut der Darstellerin, ihre Klugheit, ihr körperlicher Humor, sozusagen: der Mutterwitz ihrer Bewegung, allemal hinweg. Die Stimme splittert im Affekt, aber Carola Neher spricht sehr klar, kultiviert, unterstützt die Rede durch ausdrucksvolle Mimik und freies Gebärdenspiel. Ob sie viel Herz hat, weiß ich nicht; in den Vordergrund drängt sich dieses Organ keinesfalls. Ihre Drolerien sind reizend, zuweilen nur scheinen sie wie bewußte Zutat. Daß Carola Neher eine echteste Theaterbegabung ist, daß ihr Spiel Geist hat und Grazie, war gerade an diesem, von beiden sonst völlig verlassenem Shaw-Abend nicht zu übersehen. Sie wird es beim Theater in Wien trotzdem, oder besser: eben deshalb, nicht leicht haben.

Boykott von Morus

Der Fall Himmelsbach

Nun hat der Staat, der sonst mit Subventionen alle öffentlichen Hände voll zu tun hat, auch einmal gezeigt, was er kann. Die Gebrüder Himmelsbach A.-G., die größte deutsche Holzfirma, ist nach einem Verlust von neun Millionen Mark der Treibjagd der vereinten bayrischen, hessischen und rheinischen Bürokraten erlegen. Es hat nichts genützt, daß die Herren Himmelsbach sich einen so einflußreichen Advokaten wie den jetzigen Reichswirtschaftsminister als Rechtsbeistand genommen und sich ein halb Dutzend prominenter Universitäts-

professoren als Sachverständige verschrieben hatten: sie haben Geschäftsaufsicht beantragen müssen, um nicht gleich in Konkurs zu geraten.

Die Hetze gegen Himmelsbach, die ein Berliner Zeitschriftenverleger und ein Münchner Forstprofessor anführten, war, sozusagen, eine patriotische Tat. Sie gründete sich darauf, daß die Himmelsbachs nach Aufgabe des passiven Widerstandes im besetzten Gebiet für die Franzosen Holz gefällt und dabei wohl etwas zu tüchtig und geschäftstüchtig dreingeschlagen haben. Daß die Sache selbst ein bißchen anrüchig war, steht fest. Man kann die Abmachungen, die Himmelsbach im Februar 1924 mit den Besatzungsbehörden getroffen hat, auch nicht ohne weiters den damaligen Verträgen der Schwerindustrie gleichsetzen, denn die Bergherren, die unter Führung des Herrn Krupp von Bohlen und Halbach den Franzosen prompt die Kohle lieferten, derentwegen sie ein Jahr vorher Poincaré das Ruhrgebiet besetzen ließen, gaben sie zunächst wenigstens aus ihren eignen Zechen her. Himmelsbach aber setzte seine Holzfäller in den Staatsforsten an und ließ sich dafür, außer einem Entgelt für die Löhne, auch noch „als eigentliche Vergütung aus bayerischen, hessischen und preußischen Staatsforsten des besetzten Gebietes große Mengen Eichen und Nadelholz mit zum Teil wertvollen Beständen" zuteilen, die er im Laufe der nächsten drei Jahre abholzen sollte. (So schildert es selbst der Hauptverteidiger Himmelsbachs, der Kölner Professor Lehmann.) Dafür bekamen die Schwerindustriellen ihre Kohlenlieferungen für die Besatzungsbehörden vom Reich mit Zinseszins ersetzt und dazu noch ein Extrageschenk von mindestens fünfunddreißig Millionen Mark. Himmelsbach dagegen wurde von den staatlichen Forstverwaltungen als Schädling des deutschen grünen Waldes in Verruf erklärt.

Daß der Freiburger Hermann Himmelsbach als Landsmann, Freund und Geldgeber Josef Wirths den stockkonservativen Forstmeistern von vornherein verdächtig erschien, wäre auch dann gewiß, wenn nicht besonders forsche Beamte erklärt hätten, mit so Einem könnte kein deutscher Forstmann verkehren. Aber es läßt sich sogar denken, daß liebevolle Waldhüter auch ohne politische Nebenabsichten dem größten Holzfäller bei dieser Gelegenheit gern eins auswischen wollten.

Und das hätten sie ja auch ganz regulär tun können. Aber da kam wieder der böse Erbfeind und machte den Forstleuten einen Strich durch ihren Boykott. Durch den Londoner Dawes-Pakt vom August 1924 wurde allen Männern und Jungfrauen, die sich während der Ruhrbesetzung einer schwarzen oder weißen Franzosenschmach schuldig gemacht hatten, Generalamnestie zugebilligt, und nun konnte man auch gegen Himmelsbach nicht mehr vorgehen, wie man wollte. Aber da man noch immer wollte, setzten auf der ganzen Front bürokratische Schikanen ein. Natürlich boykottierte man nicht: das war ja verboten. Doch man lieferte nicht mehr an Himmelsbach Staatsholz und kaufte nicht mehr von Himmelsbach Telegraphenstangen. Und wenn Himmelsbach über diese Behandlung einmal schimpfte, so war das ein will-

kommner Anlaß, ihn wegen „Beamtenbeleidigung" erst recht auszuschließen. Die losgelassnen Subalternen konnten den ganzen Ärger über eklige Vorgesetzte und unzureichende Weihnachtsgratifikationen ungestraft abreagieren.

Wahrscheinlich geschah den Herren Himmelsbach gar nichts andres, als was täglich auf hundert deutschen Ämtern zehntausend deutschen Staatsbürgern geschieht, ohne daß sie jemals am Staat so gut verdient haben, wie weiland die Freiburger Holzfirma. Der einzige Unterschied zwischen diesen Zehntausend und Herrn Hermann Himmelsbach besteht darin, daß ein mehrfacher Millionär es sich auch kurz vor der Pleite noch immer leisten kann, die kostspieligsten Prozesse zu führen und Kampagnen einzuleiten. Da Himmelsbach unter Aufbietung eines gewaltigen Apparates die Regierungen der Länder und des Reiches — selbst das Reichswirtschaftsministerium seines ehemaligen Anwalts Curtius — auf Schadensersatz verklagt hat, blieb den zuständigen Stellen nichts andres übrig, als eine feierliche Untersuchung einzuleiten, vierzig Vernehmungen durchzuführen und sich sogar öffentlich zu verteidigen.

Etwas Unwahrhafteres ist schon seit langem nicht mehr von Amts wegen produziert worden. Keiner von diesen geheimen Räten, die doch zum Teil noch ganz offiziell den Boykott über alle Wirtshäuser verhängt haben, in denen vor dem Kriege sozialdemokratische Blätter auslagen, wagt einzugestehen, daß es sowas gibt. Keiner hat den Mut, rundheraus zu sagen, wie es wenigstens die Oberförster tun: daß sie die Franzosengeschäfte des Herrn Himmelsbach für eine dubiose Angelegenheit halten und daraus die Konsequenzen ziehen würden, wenn dem nicht der Londoner Amnestiepakt entgegenstände. Alle führen sie mit mehr oder minder Ungeschick das Eiertänzchen auf, das das Kennzeichen unsrer Politik ist: demokratische Gleichberechtigung nach innen, Erfüllungspolitik nach außen — die kleinen Abweichungen, die man zum Leben braucht, besorgen die Verwaltungen und die Gerichte.

Die Kohlenkonkurrenz der Kommunen

Die Versuche einiger westdeutscher Großstädte, sich durch den Ankauf eigner Kohlenfelder von der Diktatur des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats freizumachen und sich als Selbstverbraucher zu etablieren, bereiten den Großen im Ruhrgebiet heftige Kopfschmerzen. Mit den allgemeinen Redensarten über die Habgier und Verschwendungssucht der öffentlichen Hand, über kommunalen Größenwahn und sozialistische Mißwirtschaft kommt man diesmal nicht aus, denn verantwortlich für den Plan zeichnet der kölner Wunderdoktor Adenauer, ein einwandfreier Zentrumsmann, der nur deshalb noch nicht Reichskanzler geworden ist, weil ihm das zu wenig und König der Rheinlande zu sein, mehr erscheint. Um gegen solch eine Verwaltungsautorität vorzugehen, die obendrein auch noch als neugebacknes Aufsichtsratsmitglied der Deutschen Bank die höhern kapitalistischen Weihen besitzt, muß man schon ein stärkeres Kaliber auffahren. Zum Glück ist man aber Techniker, und davon verstehen die andern nichts. Also kann man einmal

vorrechnen, daß die Felder jämmerlich und hoffnungslos unrentabel seien.

In Wirklichkeit aber fürchten die eifrigen Kritiker vom Bergbau-Verein weniger das unrentable Konkurrenzunternehmen, als vielmehr die Kommunen als Arbeitgeber. Wer weiß, ob man dann noch ebenso ungestört seine Sozialpolitik in allen Lohn- und Arbeitszeitfragen durchsetzen kann, wenn erst sozial verseuchte Oberbürgermeister mitzureden haben.

Bisher freilich haben die öffentlichen Instanzen im Bergbau der Sozialreaktion durch Stillschweigen nur Vorschub geleistet. Im Braunkohlenbergbau, beispielsweise, wird auf den Reichsbetrieben ein genau so gesundheitsschädlicher Zwölfstundentag erzwungen, wie in der Privatindustrie. Auch von den preußischen Bergbauunternehmungen hat man in dieser Beziehung noch nicht viel Vorbildliches gehört. Aber selbst Städte ohne sozialistische Mehrheit pflegen ja noch um Einiges selbständiger und mutiger zu sein und nicht ganz so in Ehrfurcht vor dem Großkapital zu ersterben wie die Verwalter des Reiches und der Länder. Auf alle Fälle empfiehlt es sich, die unbequeme Konkurrenz öffentlich anzuschwärzen. Vielleicht versagt sie wirklich, wenn man sie genug diskreditiert hat.

Zum 8. Mai

Der frühere Kapitän Ehrhardt ist vor kurzem der Bundesleitung des „Stahlhelm" beigetreten.

Das Ehrhardt-Lied

Kamerad, reich mir die Hände,
Fest wolln zusammen wir stehn.
Mag man uns auch bekämpfen,
Der Geist soll nicht verwehn.
Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarzweißrot das Band,
Die Brigade Ehrhardt
Werden wir genannt.

Arbeiter, Arbeiter,
Wie wird es dir ergehn,
Wenn die Brigade Ehrhardt
Wird unter Waffen stehn?

Die Brigade Ehrhardt
Schlägt alles kurz und klein.
Wehe dir, wehe dir,
Du Arbeiterschwein!

Einst wird man es erkennen,
Was man an uns verlorn,
Kamerad, reich mir die Hände,
Was wir uns einst geschworn.
Ehrhardts Geist im Herzen
Kann nicht untergehn.
Die Brigade Ehrhardt
Wird einst auferstehn.

Bemerkungen

Ein Franzose spricht

Neben dem frenetischen Beifall zahlreicher Ultranationaler, die außer sich vor Wonne waren, hörte man am Premierenabend des Films „Der Weltkrieg" gottseidank auch energischen Protest.

Dieser Film ist nichts andres als eine Verfilmung des „frisch-fröhlichen Krieges", und zwar eine, die nicht einmal das Verdienst der Objektivität für sich hat. Neun Jahre nach dem Kriege hätten die Regisseure dieses Films immerhin die Möglichkeit gehabt, die Lügen richtigzustellen, mit denen man das deutsche Volk bis zur Niederlage gefüttert hatte. Diese Regisseure hatten es in der Hand, vor den Schrecken und Nöten des Krieges Abscheu zu erwecken. Ihre Verantwortung ist also ungeheuer, wenn sie den Krieg in verkehrter Beleuchtung zeigen.

Wer den Krieg wirklich mitgemacht hat, empfindet vor diesem Filmschauspiel überhaupt nichts, denn er hat sich ja die Erinnerung an die schrecklichen und düstern Erlebnisse bewahrt, die denn doch anders aussahen, als das, was ihm da auf der Leinwand gezeigt wird. „Der Weltkrieg" der Ufa ist ein Bildchen aus der Puppenstube, und es ist nur peinlich, festzustellen, daß die deutsche Jugend daran noch Geschmack finden könnte.

Mit der historischen Wahrheit haben sich die Autoren des Films nicht weiter geplagt, und doch kündigen sie an: „Man möge das Streben nach geschichtlicher Wahrheit in unsrer Arbeit erkennen." Heißt etwa Streben nach geschichtlicher Wahrheit, wenn die Autoren den Glauben erwecken wollen, daß Deutschland erst nach Rußland und Frankreich die Mobilmachung befohlen habe, während doch in Wahrheit die deutsche Mobilmachung der französischen vorangegangen ist? Ist es anständig, dem deutschen Publikum die ganze wirkliche Ausdehnung der ersten Marneniederlage zu verheimlichen? Warum wird in diesem Film die Verletzung der belgischen Neutralität wie etwas völlig Normales dargestellt?

Der Zuschauer bekommt Artilleriegefechte und Infanteriekämpfe zu sehen, die übrigens keineswegs aufregend sind. Die Toten und die Gefangenen gehören meistens der französischen Armee an. Es gibt auch zerstörte Dörfer im Kriege, aber offenbar nur in Ostpreußen. Ein einziges Mal erscheint ein französisches zerstörtes Dorf auf der Leinwand, und am Abend der Premiere haben dazu Leute in zynischer Weise Beifall geklatscht.

Die deutsche Jugend soll nichts von der Rücksichtslosigkeit wissen, mit der Frankreich zerstört worden ist. Man zeigt ihr nicht die in Brand gesteckten Dörfer, nicht die geplünderten Kirchen, die niedergelegten Fruchtbäume und ersoffnen Gruben. Diese Jugend weiß nichts vom Elend der Bevölkerung in den besetzten Gebieten, nichts davon, mit welcher Fassung und Würde dieses Elend getragen worden ist.

Die deutschen Frontsoldaten und ihre Offiziere verlangen von ihren Gegnern, daß ihr militärischer Wert gebührend anerkannt werde. Niemand verweigert ihnen diese Anerkennung; die Franzosen noch weniger als irgend ein andrer. Der französische Soldat aber wird in diesem Film lächerlich gemacht: man zeigt ihn immer, wie er vor den Deutschen Hals über Kopf flieht. Das deutsche Publikum soll also nicht wissen, daß die Niederlage Hindenburgs und Ludendorffs lediglich auf das Konto des französischen Generalstabs zu setzen ist. Die Autoren des Films halten sie für weniger erniedrigend, wenn sie schreiben: „Deutschland hat sich nur vor der Übermacht Amerikas beugen müssen". So wird also das deutsche Volk in Unkenntnis darüber gehalten, daß der zu früh unterzeichnete Waffenstillstand die riesige ameri-

kanische Armee, die vor Metz konzentriert stand, verhindert hat, wirklich in Aktion zu treten und die Niederlage Ludendorffs in eine völlige Auflösung zu verwandeln.

Dieser Film, der die Jugend belehren will, kann nur den Revanchegeist stärken. Der Film hätte Haß gegen den Krieg predigen können. Herr Stresemann, der den allgemeinen Enthusiasmus mitangehört hat, wird sich notwendigerweise an jenes Schiff „Fleur d'Oranger" erinnert haben müssen, an diese Gondel, die leichter war, als die schweren Panzerkreuzer, die man da auf der Leinwand sah. Er wird wohl über die Fortschritte nachgedacht haben, die man durch den Geist von Locarno gemacht hat...

Die Direktoren der Ufa haben die Hoffnung, ihren Film im Ausland zu verkaufen. Die Gegner Deutschlands werden ihnen sicherlich viel Glück auf dem Weg wünschen. Denn auf diese Weise könnte man der Welt augenscheinlich zeigen, daß Deutschland keinerlei heilsame Lehre aus diesem Krieg gezogen hat. *Georges de Villemus*

Maschinenstürmer im XX. Jahrhundert

Am 21. März 1927 haben sich die Glasschleifer des Isergebirges in Nordböhmen zu Tausenden zusammengetan und unten in Tannwald die Werkstätten gestürmt. Sie haben die Maschinen zertrümmert und auf die Straße geworfen, sie gingen auch mit der Kitschware des Schmirgelglases nicht sanfter um. Der Staat war sofort da, um die „Ordnung" herzustellen. Polizei und Gendarmerie wurden viele hundert Mann stark zusammengezogen, um das heilige Eigentum zu bewachen. Der Ausnahmezustand ist verhängt worden, Krähwinkel feiert ein trauriges Auferstehen:

„Wo ihrer zwei beieinander-[stehn,
da soll man auseinandergehn,
des Nachts soll niemand auf [den Straßen
sich ohne Leuchte blicken [lassen!"

Denn solches hat der Bezirkspascha von Gablonz eigenhändig verfügt: daß Menschenansammlungen und Zusammenrottungen verboten sind, daß um neun Uhr die Gasthäuser zu sperren haben, daß nach neun Uhr abends niemand auf der Straße sein darf, daß sich Kinder und Jugendliche unter sechzehn Jahren auch tagsüber nicht ohne zwingenden Grund auf der Straße aufhalten dürfen. Wer den Befehlen der Obrigkeit nicht gehorcht, macht sich des Verbrechens des Aufruhrs schuldig. Gesetzlich stützt sich dieser Akt des sozialen Verständnisses auf eine kaiserliche Verordnung aus dem Jahre 1857, weil sich die Tschechoslowakei bekanntlich heftigst entösterreichert hat. Und sollte der kaiserliche Ukas nicht helfen, so wird nötigenfalls das Standrecht verhängt werden. Punktum.

Den Glasarbeitern ist damit leider nicht geholfen. Sie sind am Verhungern. Es ist die nackte und brutale Wahrheit, daß mitten unter uns mindestens zweitausend köpfereiche Glasschleiferfamilien dem Hungertode ausgeliefert sind, wenn ihnen nicht Hilfe wird. Denn die Schleiferei geht auf Jahrhunderte zurück, von Generation zu Generation hat sich die Kunst vererbt. Das Geschäft wechselte mit der Konjunktur, aber es ging. Dichter und urwüchsige Philosophen sind in den einsamen Gebirgstälern gewachsen; als treuste Freunde der Freiheit wurden die Menschen hier trotz mannigfachster Verfolgungen zu den Begründern der Arbeiterbewegung. Als vor achtzig Jahren die Weber und Kattundrucker nach Reichenberg heruntergezogen und in Maffersdorf und anderswo die bösen Textilmaschinen zerschlugen, da sahen sie noch nicht den Kapitalismus hinter den Maschinen lauern. Der war ihr Feind und nicht die Maschinen, das erkannten sie dann allmählich. Aber in der Glasindustrie ging es nicht nur um die Maschinen, es ging um eine Werkkunst. Der Kapitalismus drang als Zerstörer der Qualitätsarbeit ein, Stinnes, der nach

dem Umsturz im Verein mit amerikanischen Händlern die Gablonzer Industrie zu einem erheblichen Teil an sich riß, wollte durch die Massenproduktion verdienen. Indien und der Kongo schienen gute Absatzgebiete für die maschinelle Massenproduktion, die man preßte und dann schmirgelte. Aber sie schienen nur Absatzmöglichkeiten zu bieten, solange nicht die Japaner, die jahrelang die Gablonzer Industrie studiert hatten, das Geheimnis der Massenerzeugung des Kitsches herausbekamen. Schon 1925 berichtete der tschechoslowakische Konsul in Bombay, daß man gegen die billigen japanischen Massenartikel nicht konkurrieren könne, und daß der Gablonzer Markt seine Position in Indien nur durch Qualität halten könne.

Die Warnung wurde in den Wind geschlagen. Der Kapitalismus braucht keine Kunst, sondern Kitsch. Was früher liebevoll vom Handschleifer in wochen- und monatelanger Arbeit geschaffen wurde, das speien heute in einem Tag die kleinen, unheimlichen Maschinen in Exemplaren sonder Zahl aus. Serienweise werden die Glasschalen, Teller, Vasen, Gläser, Flakons und Stöpsel gepreßt, tausende von Arbeiterexistenzen damit vernichtet. Man kann sagen, daß es tausenden ihrer Arbeitsbrüder in andern Berufen ebenso geht. In der Textilindustrie, in der Maschinenindustrie, bei den Glasbläsern, überall hat die Maschine die Arbeit mechanisiert und viele Arbeitskräfte überflüssig gemacht. Hier aber geht es auch um ein Stück Kultur.

Die jahrhundertealte Kunstfertigkeit wird schwer zurückzugewinnen sein, wenn ihre Erben vernichtet werden. Es geht um die Frage der Qualitätserzeugung und der Massenproduktion. Mit dem Ausnahmezustand des Esels Cavours wird da nichts zu machen sein. Man redet viel davon, daß der Sozialismus „gleichmachen" wolle: die Tragödie der isergebirglerischen Glasschleifer scheint uns zu beweisen, daß der kapitalistische Profit es ist, der mit den Arbeiterexistenzen auch den Persönlichkeitswert künstlerischer Arbeit vernichtet.

Josef Belina

Mars und der große Bär

„Apertura dell' esposizione ‚Der Große Bär', Ascona", steht auf der Anzeige. Die sieben asconeser Künstler, die sich zum großen Bären vereinigten, stellen an der Piazza aus. Diese Piazza, unmittelbar am See, ist seit Wochen der Schauplatz militärischer Bemühungen: Truppenübung im Tessin.

Da wird die hohe Schule der Vaterlandsverteidigung geritten. Aber auch das ist im Tessin nur halb so schlimm: das militärische Zeremoniell wird stark gelockert, weil es vom Straßenverkehr und den stürmischen Lebensäußerungen des Tessiner Nachwuchses durchsetzt ist. Und inmitten dieses halboffiziellen kriegerischen Milieus ein hysterisches, kleines Karussell, mit einem atemlosen Leierkasten, der Durchfall hat: er kann die Musik nicht mehr halten und hat es entsetzlich eilig.

Durch diese aus Krieg und Kirmes gemischte, echt tessinische Unordnung, strebt man zur Kunstausstellung. Man schreitet mitten zwischen Sturmangriff und Augen links durch all dies feldgraue Getue dem schönen alten Hause zu, um sich aus dem Kriegsgetümmel in den Frieden der Künste zu retten.

Aber der Prüfungen ist noch kein Ende. Vor dem Portal steht ein bis an die Zähne bewaffneter Krieger. Findet hier sogar die Kunst unter militärischer Bedeckung statt? Der Hausgang starrt von Kleinkaliberwaffen. An der ersten Tür ein großes Plakat: Kunstausstellung? Nein: Wachtlokal. An der zweiten wird es ganz ernst: Arrestlokal. Verwirrt flüchtet man eine halbe Treppe hinan, wo endlich eine Tür gastlich offensteht, — und befindet sich in einem traulichen Heuboden, der den wackern Kriegern als Schlafstätte dient. Das ist zu viel: Direktions- und

fassungslos steuert man um noch einige Ecken und erblickt endlich Land: Bilder.

Mit Grausen erinnert man sich dieser Veranstaltungen in Berlin. Der ganze Kurfürstendamm ist vollzählig da und weiß es besser. Wie groß ist da das Mißverhältnis zwischen gesellschaftlichem Aufwand und künstlerischer Leistung! Groß sind die Säle, die Bilder, die Namen, die Anzahl der Leute, und der Gesamteindruck ist: en gros. Stets geht man mit einer Depression nach Hause.

Entmutigt kommt man in den Tessin; es wird auch hier nichts sein! Mit dem Gefühl: mir bleibt auch nichts erspart, geht man zur Eröffnung. Und erlebt staunend eine unwahrscheinlich reizvolle, schwingende Atmosphäre und ein verblüffend hohes Niveau. Mit welcher Leichtigkeit und Absichtslosigkeit geht das vor sich! Da sind zwei kleine, helle, alte Räume, in denen man zunächst, wie üblich, vor lauter Malern das Gemalte nicht sieht. Aber selbst Dimension der Räume und Zahl der Besucher stehen in richtigem Verhältnis zueinander. Man behält Kontakt und Übersicht. Wie ein mythischer Fels überragt Wolfskehl die Umgebung. Respektlos und unbekümmert tobt Hausensteins bezauberndes Kind durch all die Kunst. Die Abteilung Intellekt wird durch Herrn Scheler vertreten. Man sieht Menschen mit richtigen Gesichtern.

Und endlich sieht man auch die Bilder. Verblüfft stellt man das hohe Gesamtniveau fest und verweilt schließlich bei drei noch besonders beachtenswerten künstlerischen Persönlichkeiten:

Wilhelm Helbig, mit Stilleben, die mit äußerst vitalem, malerischen Temperament gemalt sind, und dem seltsamen Bild einer mysteriösen Frau.

Der Holländer Otto van Rees mit zwei gleichsam heroischen Köpfen von sicherster Klarheit der Gestaltung.

Und der unzweifelhaft Interessanteste: der Schweizer Albert Kohler. Es ist nicht nur die bemerkenswerte, differenzierte malerische Kultur, die subtile Materialbehandlung; in seiner Art, völlig reale Dinge zu interpretieren, ist eine merkwürdige, wie metaphysische Vibration. Seine Menschen führen ein lautlos vegetatives Dasein, und seine Landschaften sind spirituell.

Man wandelt noch einmal durch diese beispielhaft charmante Ausstellung, starrt ein Weilchen aus dem Fenster über den Lago Maggiore hin bis zu der kleinen weißen Stadt Cannobbio und geht endlich beglückt aus dem großen Bären durch das Haus des Mars, ohne sich in Opposition zu ihm zu setzen, über die kriegerische Piazza auf seinen Berg.

Grete Wels

Die Verhandlung gegen La Roncière

Die Nachkriegsgeneration ist literarisch bisher weniger fruchtbar als produktiv gewesen. Ist es nicht beinah stets schon ein schwerer Entschluß, zu einem Roman der jungen Generation zu greifen? Nirgends wird die atemlose Erschöpftheit der Jungen so deutlich wie in ihren Romanen. Was sich in einem Gedicht noch gelegentlich sammeln konnte, zerflattert hier hilflos in Einzelheiten, Reflexionen, Sensationshaschereien. „Die Verhandlung gegen La Roncière" (im Verlage S. Fischer, Berlin) aber ist der Roman eines bisher unbekannten jungen Dichters Hans Aufricht-Ruda, bei dem von diesem Ausgepumptsein nichts zu spüren ist. Hier ist alles straff, lebendig, unmittelbar. Der Roman spielt in der französischen Provinz des Bürgerkönigtums, und das Thema ist ein klassischer Kriminalfall: Ein junges Mädchen schreibt Liebes- und Drohbriefe in der nachgemachten Schrift eines durch seinen fanatischen Gerechtigkeitssinn unbeliebten Offiziers an sich selber und täuscht raffiniert einen nächtlichen Notzüchtigungsversuch eben dieses Offiziers vor. Der Angeschuldigte durchschaut die Motive, schweigt und wird zu vier Jahren Kerker verurteilt. Das junge Mädchen will alles er-

klären, aber sie scheitert an der eignen Schwäche und dem Willen der Umgebung. Sie lebt nach der Verurteilung nicht mehr lange.

Aufricht-Ruda verfällt nicht der Versuchung, aus diesem Stoff eine breite Seelenanalyse der Helden zu machen. Es wird überhaupt nicht analysiert. Sondern es wird wie in einem Stendhalschen Roman berichtet, was geschieht, was gesagt wird, knapp und exakt ohne Reflexionen des Dichters. Hier lebt wirklich eine Stendhal-Tradition. Die Helden sind von derselben herben Leidenschaft, derselben Gespanntheit wie Julian oder Vanina. Stendhal verwandt ist auch der architektonische Aufbau des Romans. Wie in der „Kartause von Parma" beginnt die Erzählung episodenhaft, um dann mit dem Eintritt der Hauptperson nur noch einen Zielpunkt zu kennen. Keine Episode aber ist überflüssig. Jede wird nachher, etwa in der Anklage gegen La Roncière, noch einmal wichtig. Hans Aufricht-Ruda kann erzählen.

Warum man das sagt? Der Verfasser ist viel zu sicher, als daß er noch viel Beifall brauchte. Aber wir brauchen solche Bücher. Denn hier besitzt jemand die Beherrschtheit, die Sparsamkeit, die Kraft, die unsrer Generation so fehlt. Und ist doch Einer in unserm Alter.

Wolf Zucker

Schulen

Ostern hat ein neues Schuljahr begonnen. Tausende von sechsjährigen Kindern bekommen einen Ranzen, eine Zuckertüte und die ersten Bücher.

Die Mehrzahl von ihnen ist schon so verpfuscht, daß sie sich auf die Schule „freuen". Sie haben schon so viel gehört, vom „Bravsein" und „fleißig lernen", und „Pflicht-Tun", daß die ersten Verschüttungen in ihrer Seele den Kern zum spätern „tüchtigen Staatsbürger" bilden.

Einige wenige glauben nicht recht an all das, sie haben von ältern Geschwistern vernommen, daß es scheußlich sei, und daß man immerfort gezwungen wird, Dinge zu begreifen, die einen gar nicht interessieren.

Es ist aber ganz gleichgültig, ob sich die Kinder freuen oder Angst haben, sie rennen gleich an die erste Gesetzesschranke: den Schulzwang!

Und kommen so hinein in die roten Backsteingebäude, die wie Gefängnisse oder Polizeipräsidien anmuten, müssen am Morgen früh heraus, hetzen natürlich in die Schule (o Schulweg!), und lernen gleich die Begriffe Pflicht und Ordnung kennen. Sitzen in Holzbänken, die von Erwachsenen konstruiert sind, ganz lächerlichen Apparaten natürlich, für Sextaner wie für Primaner, für diese etwas breiter.

In den Büchern stehen Geschichten, die das Kind von Anfang an verhetzen und einschüchtern: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", und „Laß nie die Lüge deinen Mund entweihen". Märchen mit lauter Schreckgestalten. Das werden später die Parkwächter, und abends im Bett, wenn sie durchaus nicht müde sind und schlafen sollen, ist das der Schwarze Mann, wieder später wird es der Vater, dann der Polizist oder ein König, oder ein Vorgesetzter.

Denken wird abgenommen, es steht nicht im Lehrplan. Die Hauptsache ist, das „Pensum zu bewältigen".

Dann zurück nach Haus. Hin und hergerissen, überall Steine, die mit ganzer Kraft für die nötige „Belastung" sorgen, meist aufwachsen unter Gleichgeschlechtlichen, Klapperstorch, oder Gertrud Prellwitz: „Wunder des Lebens", folglich die Schreckgespenster der Onanieangst, die ersten Komplexe bilden feste Blöcke — immer mit den so alten Eltern, ältern oder jüngern Geschwistern in bürgerlichen oder proletarischen Erwachsenen-Wohnungen — usque ad infinitum. Also immer wieder: Fort mit den Zwangsschulen, her mit dem Kinderreich, hinaus aus der Familie, hinein in die weltlichen Schulen, und die noch zu gründenden Kinderheime! immer, immer wieder!

Rudolf Wittenberg

Das gewaltigste Manegeschauspiel aller Zeiten

Paula Busch „bringt" uns gleich im ersten Bild in einer Atmosphäre von Pappe, letztem Kitsch und Pferdeäpfeln: die Anbetung der Hirten. Wenn es nun schon mal einen „Gotteslästerungs-Paragraphen" geben muß, dann müßte er hier in Kraft treten. (Wenn er in Kraft tritt, dann nur beim Simplizissimus, bei George Grosz und andern Künstlern, die es künstlerisch und ehrlich gemeint haben.) Paula Busch hofft nur, geschickt zu sein, und ist es noch nicht einmal. Im letzten Bilde getraut sie sich sogar, Christus persönlich auf einer Eselin „reitend" einziehen zu lassen. Diese Christus-Maske ist von einer so aufregenden süßen Schlechtigkeit, das mit den Palmen wedelnde Volk ist von einer so verblödeten Dusslichkeit bei diesem Einzug, daß das Ganze eine glatte Beleidigung ist, wenn man einmal, was die anderen ja immer machen, die Absicht hat, es tragisch nehmen zu wollen.

Wenn man sich ein Programm kauft, bekommt man das ganze Textbuch gratis dazu geliefert: sechsunddreißig enggedruckte Seiten. Gedichtet von Paula Busch und Adolf Steinmann: „Ben Hur, das gewaltigste Manegeschauspiel aller Zeiten aus den Tagen des Messias". Welch ein bescheidner Untertitel. Und dann beginnt das Vorspiel: „Der Stern von Bethlehem". (Dieser Stern wird im Laufe des Vorspiels langsam und deutlich im Hintergrund hochgezogen, um dort zu glitzern, bis er wieder hinabgezogen wird. Ein schöner parodistischer Einfall. Ich könnte fast neidisch werden. Die Szenerie wird im Original wörtlich wie folgt beschrieben:

> „Das Lager der Hirten unter den Sternen: weiße Zelte, zwischen denen mattglimmende Feuer schwelen. Vorn ein offenes Zelt, davor im Sande ausgebreitet ein Teppich, darauf ein Krug, ein Brot, Datteln und Feigen. Ein Reitkamel liegt ruhend am Boden, an seinem Halse lehnt der Ägypter und späht voll innerer Spannung in die Ferne Die Sonne geht in violetten Tinten unter, die Sterne ziehen herauf."

Diese Beschreibung soll der Paula Busch mal einer nachmachen. Selbst wenn man komisch sein will: so komisch kann man gar nicht schreiben.

In der 6. Szene bei der Verhaftung Ben Hurs, nachdem er ein riesengroßes Gummikissen auf den römischen Feldherrn hat fallen lassen und ihn damit zu Tode getroffen hat, schreit es beleidigt aus ihm heraus:

„Ich bin kein Meuchler!"

Im dritten Bilde hat ein „Weib" Mitleid mit dem gepeinigten Ben Hur und läßt sich zu folgendem Satze hinreißen:

Das Weib: „Der arme Mensch, wie jung noch; fast ein Knabe!"

Woraufhin Messala: „Die Peitsche jedem, der ihn atzt und tränkt!"

Warum wollte „das Weib" ihn auch „atzen!"

Ben Hur: „Hab doch Erbarmen, Messala! Mein Gaumen ist glühend Feuer, meine Zunge eine Scherbe!

(Die Legionäre lachen dröhnend.)"

Und dann kommt der Clou: „Die Galeere" mit der „großen Wasser-Seeschlacht". Der Vorhang hebt sich, der riesengroße schwere runde Vorhang — man sieht im Hintergrund etwas aufgebaut, was nicht wie ein Schiff aussieht. Das ist das Schiff. Und davor in der runden Manege das bekannte und beliebte Zirkuswasser. Grün, still und schmutzig liegt es da, während auf dem Schiff geredet wird. Nur einige kleine bescheidne Wasserflöhe scheinen auf dem Wasserspiegel zu hopsen. Auf dem Schiff wird gekämpft.

> (Drommeten schmettern. Die Seeschlacht beginnt. Über das einsetzende Kampfgetümmel senkt sich ein Wolkenschleier.)

Der Wasserspiegel liegt weiter da. Er scheint sich zu langweilen. Man erinnert sich an

das Nilpferdhaus im Zoo und hofft, das der Kopf eines Nilsferdes auftauchen wird. Aber nein. Der Wolkenschleier hat sich gesenkt, die groß angekündigte Wasser-Seeschlacht ist schon aus.

Und dann steht in dem Textbuch:

„Rascher Vorhang!"

Liebe Paula Busch! Du kannst alles und noch mehr verlangen. Aber eins verlang nicht: daß dieser dicke runde Zirkusvorhang rasch fallen soll. Er fällt langsam und behäbig. Mehr kann er nicht.

Ich habe mir das „Wagenrennen zu Antiochia" nie in meinem Leben so komisch vorgestellt, ich habe nie geglaubt, das „die Aussätzigen" (siebentes Bild) einen so zum Lachen reizen könnten. Da tritt auch noch ein Mann auf:

Amos (mit jüdischem Gruße): „Heda, Freunde!"

Ich habe niemals etwas von einem „jüdischem Gruße" geahnt. Ich habe es mir überhaupt nicht träumen lassen. Wie kann es nur möglich sein? Ist das erlaubt? „Das gewaltigste Manegeschauspiel aller Zeiten!" Aller Zeiten! „Aus den Tagen des Messias!"

Man hat keine Ahnung davon, wenn man es nicht gesehn hat. Aber gehen Sie nicht hin, es ist noch dazu langweilig.

Die Sache wäre nur zu retten, wenn Paula Busch sich entschließen würde, selbst den Ben Hur zu spielen. Dann würde sie wenigstens zeigen, daß sie Humor hat.

Marcellus Schiffer

Die Großen der Erde

Angekommene Fremde. Im Hotel Vier Jahreszeiten sind abgestiegen: Frau Großherzogin Feodora von Sachsen, Frau Prinzessin Friedrich von Sachsen-Meiningen, Prinzessin Luise von Sachsen-Meiningen, Prinz Bernhard von Sachsen-Meiningen und Dr. Meyer-Lüerßen, Lübeckischer Gesandter in Berlin.

Hamburger Fremdenblatt

Wer ist schlimmer?

Ich verbeuge mich vor der Königstochter: „Es sind die besten Ahnen, die Sie hätten auftreiben können, Miß Rangi!" Sie sieht mich zweifelnd an, ob ich es vielleicht spöttisch meine.

„Ich bin eine Wilde!" sagt sie auf einmal zornig. „Mein Urgroßvater hat noch Menschenleichen gefressen!"

„Was will das sagen?" antworte ich trostreich. „Mein eigner Bruder hat noch vor ein paar Jahren Handgranaten auf lebendige Menschen geschmissen!"

Arnold Höllriegel

Tausend und eine Insel
(S. Fischer Verlag)

Du guter Setzer

In poetischer Form wurde dann das von den Damen des Vereins gestiftete Fahnenband überreicht. Stadtrat Karger begrüßte im Namen des Kreis-Kriegerverbandes die neue Fahne, der er durch den Präsentierarsch die erste Huldigung zuteil werden ließ.

Schlesische Gebirgszeitung

Hof- und Personalnachrichten

Ludendorff erschien dieser Tage auf der Bayr. Staats-Bibliothek und bestellte ein Buch über die Ursachen des Weltkrieges.

Liebe Weltbühne!

Herr Oberregierungsrat Kauß geht neulich mit seiner Frau in das berliner Hotel E. zum Tee. Auf der Toilette stößt die Frau auf eine höchst angeschwipste junge Dame, die sich gleichfalls die Händchen waschen will. Die Oberregierungsrätliche weicht dem Laster empört aus. Aber weil der Raum so eng ist, torkelt das Laster an die Schulter der feinen Dame ... Und spricht: „Gnädige Frau! Sie könnten auch was Bessres tun als anständig sein —!"

Antworten

Junge Pazifisten. In diesem Sommer soll in Bierville ein mehrwöchiger Kursus für Jugendliche, Knaben und Mädchen im Alter von 12 und 16 Jahren, stattfinden, der junge Menschen aus Frankreich, England und Deutschland miteinander bekannt machen soll. Hervorragende Pädagogen aus den drei Ländern werden die Vorträge halten. Der Preis ist auf 25 französische Francs festgesetzt. Anmeldung und Anfrage sind zu richten an: „La Jeune République, Paris VII, 32 Boulevard Raspail."

Häftling der Stadtvogtei. Du hast hier neulich gelesen, was über Deine augenblickliche Behausung gesagt worden ist. Dazu schreibt mir die Redaktion des 8-Uhr-Abendblatts, daß nicht der berliner Journalist der Urheber jener Schilderung war, sondern daß die Redaktion des 8-Uhr-Abendblatts ihm den Auftrag gegeben hat, sich an Ort und Stelle ein ungeschminktes Bild von jenen Zuständen zu verschaffen, die Oscar Blum hier geschildert hat. Der berliner Journalist erhielt vom Präsidenten des Strafvollzugamts in dankenswerter Weise die Erlaubnis, die Stadtvogtei eingehend zu besichtigen. Die im 8-Uhr-Abendblatt veröffentlichten Bilder sind zu einer andern Zeit hergestellt worden, und somit hat das 8-Uhr-Abendblatt mit der Veröffentlichung lediglich Material weitergegeben. Der berliner Journalist hingegen sendet eine Berichtigung, die dem § 11 des Pressegesetzes nicht entspricht und aus der ich — gestützt auf Kitzingers „Reichspressegesetz" Tübingen 1920 — diejenigen Punkte herausschäle, die den gesetzlichen Anforderungen entsprechen. Es heißt in der Berichtigung: „1. Es ist unwahr, daß ich Herrn Tucholsky, wie das in Nr. 16 der Weltbühne auf Seite 644 unter der Stichmarke „Häftling der Stadtvogtei" behauptet wird, „eine Entgegnung zu dem Artikel von Blum über die Stadtvogtei angeboten habe, die zehn Meter gegen den Wind nach Bestellung roch"; wahr ist, daß ich Herrn Tucholsky einen ausführlichen Brief in der Sache vollkommen aus eigener Initiative mit der Begründung geschickt habe, daß nach meinem Eindruck sein Vertrauen durch Herrn Blum mißbraucht worden sei, und ferner ist wahr, daß dieser Brief nicht bestellt worden und keiner amtlichen oder privaten Stelle bekannt gewesen ist. 2. Es ist unwahr, daß ich mich in dieser Entgegnung auf den Direktor der Stadtvogtei, einen Herrn von Stülpnagel, berufen haben soll; wahr ist, daß ich mich auf niemand berufen habe als meinen eigenen mehrstündigen Besuch der Stadtvogtei, und daß ferner der Name Herr von Stülpnagel in dem ganzen sechs Schreibmaschinenseiten langen Brief nicht ein einziges Mal erwähnt war. 3. Es ist unwahr, daß Herr Tucholsky mir geschrieben hat, daß es ihm „nicht mehr als selbstverständlich erschienen wäre, wenn die angeklagte Behörde ihn oder seine Freunde gebeten hätte, die Stadtvogtei zu besichtigen, um ihnen Gelegenheit zu geben, über die dortigen Verhältnisse in Ruhe zu sprechen"; wahr ist, daß Herr Tucholsky mir schrieb: „Ich räume zunächst als sicher ein, daß sich Herr Blum ..., wie jeder Gefangene, wahrscheinlich in manchen Punkten Übertreibungen schuldig gemacht haben kann." 4. Es ist unwahr, daß der Herrn Tucholsky geschickte Entgegnungsbrief mit der Überschrift „Ist die Stadtvogtei wirklich eine Hölle?" im 8-Uhr-Abendblatt am 12. April oder zu irgend einer andern Zeit erschienen ist; wahr ist, daß der Beitrag des 8-Uhr-Abendblatts „Ist die Stadtvogtei wirklich eine Hölle?" ein vollständig selbständiger von dem Blatt selbst veranlaßter Beitrag war, der dem Blatt schon eher vorgelegen hat, als der von Herrn Tucholsky mit diesem Beitrag identifizierte Brief vom 28. März an ihn. 5. Es ist unwahr, daß ich „aus gekränkter Eitelkeit oder aus Furcht, man könne den Aufsatz Blums nachschlagen,

die Weltbühne verschwiegen" hätte; wahr ist, daß der Beitrag des 8-Uhr-Abendblatts nicht als Polemik gegen die „Weltbühne" gedacht war, und daß ich zur peinlichen Vermeidung einer solchen Auffassung die Nennung der „Weltbühne" in Übereinstimmung mit der Redaktion des 8-Uhr-Abendblatts unterlassen habe, damit der Beitrag ganz ausschließlich als objektiver Beitrag zum heutigen Stand des Strafvollzugs wirken konnte. 6. Es ist unwahr, daß ich ein Journalist sein soll, „der sich sein Geld auf keine andere Weise verdienen könne, als die grauenhaften Verhältnisse in deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern gegen die Strafvollzugsreformer zu loben"; wahr ist, daß ich wiederholt Geld damit verdient habe, durch in der Form objektive, sachlich rücksichtslose und erschütternde Veröffentlichungen, in denen ich für den Strafvollzug nachweisbare Pionierarbeit gegen die grauenhaften Verhältnisse in den deutschen Gefängnissen und Zuchthäusern geleistet habe, und daß ich in brieflichem und persönlichem Verkehr mit noch gefangenen Zuchthäuslern und in Freiheit befindlichen Vorbestraften, von den mildesten bis zu den schwersten Kategorien, unablässig Material für die Durchführung der Strafreform sammle, und daß ich ferner wiederholt für die Erleichterung der Gefangenschaft verkannter oder sichtlich zu hart verurteilter Häftlinge unter Einsatz von Zeit und Kraft — selbstverständlich ohne die geringste Entschädigung — erfolgreich tätig gewesen bin. gez. Franz Lehnhoff." Der Punkt 3 der Berichtigung, die gegen die Grammatik fast noch mehr anrennt als gegen die Tatsachen, ist objektiv unrichtig, denn ich habe am 31. März an den Journalisten wörtlich geschrieben: „Mir scheint nun, daß, wenn ein Blatt wie die Weltbühne, einen so scharfen Angriff, namentlich gezeichnet, in die Öffentlichkeit hinaussendet, es zunächst einmal die beteiligte Stelle ist, die sprechen soll. Es ist mir nicht möglich, den Direktor der Stadtvogtei durch den Mund eines Kollegen sprechen zu lassen, den ich nicht beauftragt habe, dorthin zu gehen; ein solches Interview berührt mich gar nicht." Du willst wissen, Häftling, wie Dein Beschützer aussieht, der den Satz geschrieben hat: „In Gefängnissen lebt nicht die Elite der Menschheit."? Er sendet seine Berichtigung, entgegen allen guten Sitten, wie sie unter Publizisten üblich sind, mit einem Begleitbrief ein, und in dem heißt es: „Im übrigen tut es mir aufrichtig leid, daß ich außer Herrn Tucholsky, den Verfasser der Notiz, auch noch Herrn v. Ossietzky in das Klageverfahren wegen Beleidigung und Verächtlichmachung hineinziehen muß; schließlich ist er aber mitschuldig daran, daß ich in so leichtfertiger und mutwilliger, grob unfairer Weise gezwungen worden bin, für meinen guten Namen einzutreten. Ganz bescheiden möchte ich auch darauf verweisen, daß ein Mann wie Tucholsky in einem Blatt wie der Weltbühne mit Bemerkungen wie Kriegsberichterstatter und „bezahlte Konjunktur-Schmockerei" recht vorsichtig sein sollte. Weder der Weltbühne noch Herrn Tucholsky sind beider seltsame Kriegserinnerungen vergessen. Mir jedenfalls kann keiner nachweisen, daß ich zu irgend einer Zeit des Krieges irgend etwas Geschäfts-Patriotisches von mir gegeben, oder daß ich Gedichte zur Förderung der Kriegsanleihe oder was immer ähnliches gemacht hätte. Ich habe es durchaus nicht nötig, mir von einem Tucholsky derartige Vorwürfe machen zu lassen und empfehle Herrn Tucholsky, sich nicht allzusehr darauf zu verlassen, daß ich immer schon Kulturmensch war, mit bedeutend weniger Gewicht aus dem Felde zurückgekommen bin, als er aus der Etappe, weil ich 65prozentiger Kriegsverletzter bin, und daß ich also rein äußerlich die mit der Weltbühne traditionell verbundene physische Ohrfeigensammlung nicht selbst bei ihm fortsetzen kann." Hier spricht eine schöne Seele. Daß der berliner Journalist solche Umgangsformen sein eigen nennt, habe ich allerdings nicht gewußt. Ein Streit, der in dieser Form geführt wird, ist nicht der meine und mag uns in Zukunft nichts mehr angehn.

Rußlandfahrer. Das Bilderbuch des Herrn René Fülöp-Miller ist, mit Ausnahme trefflicher Photographien, ein wertloser Tendenzfetzen, der das Papier nicht wert ist. Jeder konservativ Geistige muß seine Freude daran haben und hat seine Freude daran gehabt. Sie brauchen es nicht zu lesen.

Sozialistische Eltern. Sie, der Schlosser Otto Hill, haben an den Regierungspräsidenten Rose in Stade, demselben, der die Voglerbilder in Worpswede verhängen und das Kinderheim renovieren will, diesen Brief gerichtet: „Mit großem Befremden mußte ich feststellen, daß der Landrat des Kreises die Absicht hat, das Kinderheim „Barkenhoff"-Worpswede zu schließen. Endesunterzeichnete betrachten dies als eine schwere Schädigung derjenigen Kinder, die in diesem Kinderheim einige Wochen Erholung suchten. Meine beiden Söhne Otto und Paul Hill verlebten im Kinderheim „Barkenhoff" 8 Wochen, die schönste Zeit ihres Lebens. Durch die Erholung haben sie ihren krankhaften Zustand vollständig verloren und befinden sich jetzt wieder vollauf gesund und kräftig. Ich glaube, daß auch noch andre Hunderte von Kindern im Kinderheim „Barkenhoff" Erholung finden wollen. Aus diesem Grunde muß und darf das Kinderheim nicht geschlossen werden. Eine Schließung des Kinderheims würde nicht den guten Sitten entsprechen. Im Interesse Tausender von erholungsbedürftigen Kindern hoffe ich, daß Sie von einer Schließung des Kinderheims „Barkenhoff" in Worpswede absehen und es weiter bestehen lassen." Hilft das?

Rundfunkhörer. Sie verweisen mich auf das Berliner Wulleblättchen, wo ein Vortrag Lion Feuchtwangers im Berliner Rundfunk zum Anlaß eines kleinen antisemitischen Kriegsgeheuls genommen wird. Was ich dazu sage? Die Gebieter des Rundfunks pochen gern auf ihre politische Neutralität, ein Ding, das es nicht gibt und gar nicht geben kann. Es ist ein nicht unverdienter Wischer, daß grade jene Leute zuerst zu revoltieren beginnen, die sonst von dieser Neutralität profitieren. Zu dem Wulleblättchen habe ich nichts zu sagen. Ein Blick aufs Impressum belehrt, daß für sein Feuilleton, also auch für diesen Artikel, Herr Erich Schlaikjer verantwortlich zeichnet. Ich erde schweigend die Antenne.

Philipp Scheffer. Ich bitte Sie um Angabe Ihrer Adresse.

Weltbühnen-Leser in Königsberg treffen sich am 1. und 3. jeden Monats im Heim des Fortschrittlichen Hochschulblocks um 8 Uhr abends.

Fritz Greuner, Chemnitz, Heinrich-Beck-Straße 17. Sie bitten alle Weltbühnen-Leser Ihrer Stadt, die Interesse an der Bildung einer Weltbühnengruppe haben, Ihnen ihre Adresse mitzuteilen.

Franzosenfreund. Warum man kein Organ für die französisch-deutsche Annäherung gründet? Man wirds eines Tages schon tun. Aber es sollte mich nicht wundern, wenn man zum Leiter entweder eine Null bestimmt oder einen Mann, der in Frankreich hervorragend unbeliebt ist und der voller edler Langeweile hochmögende Referenten zur Mitarbeit auffordern wird, oder Herrn Hugo von Hoffnungslos, der bei keiner Kulturaktion fehlt, und wenn es der Weltkrieg ist. Und so wird das Blatt denn wohl aussehen, das man eines Tages gründen wird. Glück zu, bzw. auf!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag. Prikopy 6

Zentrum und Stahlhelm von Carl v. Ossietzky

Der Zentrumsabgeordnete Adam Roeder, Protestant und alter Konservativer, der sich aus Protest gegen Chauvinismus und Parteiterror der Deutschnationalen der katholischen Partei angeschlossen hat und von ihr in den Reichstag geschickt wurde, hat einen Klageruf in die Welt gehen lassen, der besser als alle diffizilen Untersuchungen die Wandlung im Zentrum sichtbar macht. Vor ein paar Jahren noch sah Herr Roeder im Zentrum die Mittelpartei par excellence: hier war es gut, hier konnten Alle Hütten bauen, die von der Rechten nichts hielten, ohne deshalb nach Links zu finden; hier war der Ruheplatz für Alle, die der Wanderung zwischen den Klassenfronten müde, sich nach einem Lagerplatz sehnten, nach einer Rast mit schönem beruhigenden Traum von Harmonie und Gottesfrieden zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum.

Wer wollte leugnen, daß das Zentrum nicht vor wenigen Jahren noch Anlaß zu solchen Illusionen gab? Das war weniger eine fest gegliederte Partei, die von ihren Mitgliedern nur Ducken und Nachplappern forderte, als vielmehr eine große Kameradschaft, in der ein gemeinsames Gefühl stärker war als jene Tagesdifferenzen, die anderswo zu Gruppenbildungen und gehässigen Auseinandersetzungen führen. Vorbei, vorbei. Die damals in diese Oase flüchteten, sind erwacht und sehen mit Schrecken, daß die Quellen versiegt sind, über freundlichem Grün grauer Sand liegt, kurzum, daß sich das Idyll wieder in Wüste verwandelt hat. Herr Roeder beklagt, daß die Partei jene Prinzipien verleugnet, die sie für Einzelgänger so einladend gemacht habe und auf dem Wege sei, eine großbürgerliche Partei zu werden und dauernde Genossin Derer, die Feinde jedes sozialen Fortschritts sind. „Wenn das Zentrum mit solcher Leichtigkeit seinen Charakter einer Mittelpartei in den einer Rechtspartei verändern kann, so verstößt das doch irgendwie gegen Treu und Glauben." Herr Roeder vergißt, daß er in der Partei nur ein sehr junger Adam ist und deshalb nicht fähig, mit einem viel ältern Adam in Konkurrenz zu treten, nämlich: mit Herrn Stegerwald, dessen Saat jetzt herrlich aufgeht. Wer hat zuerst die Republik zur Sonntagsangelegenheit erklärt? Wer hat zuerst bei gemeinsamen Aktionen der Zentrumsarbeiter mit sozialistischen Arbeitern so demonstrativ die Bremse gezogen? Der gute alte Adam kann zufrieden sein.

Es ist noch Einer, der sich mitfreut. In der Wandelhalle des Reichstags trifft man stets einen behäbigen Schwarzrock, bei den Journalisten beliebt wegen seiner legeren Mitteilsamkeit. Das ist der Herr Domkapitular Leicht, der Fraktionsführer der Bayrischen Volkspartei. Auf der Rednertribüne verflüchtigt sich der günstige Eindruck. Dann wendet der würzburger Kleriker gern eine platte Witzelei an, die aber bei dem Niveau dieses Parlaments gewöhnlich mit dem Vermerk „Große Heiterkeit" honoriert wird. Herr Emminger wirkt essigsauer; die meisten andern Herren der Fraktion poltern durchs parla-

mentarische Dasein auch als Rhetoren mit Nagelschuhen, die noch der selige König geweiht hat. Herr Leicht allein ist beliebt. Und das hat sich gelohnt.

Leicht und Stegerwald haben gesiegt. Der linke Flügel des Zentrums ist völlig in die Ecke gedrängt. Nicht die Bayern kommen zum Zentrum zurück, wie früher von den Republikanern gehofft wurde, sondern das Zentrum paßt sich den Bayern an. Der bayrische Gedanke in Deutschland siegt. Partikularismus und Kantönliwirtschaft in den Ländern, und in der Reichsregierung Bündnis mit Rechts. Bürgerblock, Bürgerblock! Das war ja aller bayrischen Exzesse schlichter Sinn. Allmählich kommen die in München geübten Praktiken nach Berlin. Das Reich bajuvarisiert sich. Je näher Reichsschulgesetz und Konkordat rücken, desto mehr wird diese Entwicklung offenbar werden. Seit hundert Jahren war Bayern die deutsche Versuchsanstalt für vatikanische Politik. Die Zeit der Experimente ist zu Ende, das Dekokt versandfertig, Berlin reif zur Aufnahme.

Die Republik muß allerdings auf Invalidenrente gesetzt werden. Das Zentrum tröstet sich wohl damit, daß es eigentlich genug für sie getan hat. Gewiß mag ihm die neue Bundesgenossenschaft manchmal auf die Nerven fallen, aber hat nicht die Kirche in frühern Jahrhunderten zum Schutz gegen allerchristliche Könige sogar mit dem Großtürken paktiert? Die mit Getöse in Berlin einziehenden Stahlhelmer mögen sich einbilden, daß sie die Zukunft im Schnappsack tragen, in Wahrheit sind sie nur die Wegbereiter für ein stilles schwarzes Heer, das von Süden kommt und immer klug genug war, auf Fanfaren und Triumphbogen zu verzichten. Die Kirche hat es nicht nötig, verschlossne Tore einzurennen. Stets hat sie für die grobe Arbeit eine bereitwillige Herde von massiven, elefantenfüßigen Dummköpfen zu Diensten gehabt.

*

Auch den erfolgreichen Diplomaten zieht es immer wieder an den Tatort zurück.

Lord d'Abernon ist kürzlich ein paar Tage in Berlin gewesen und hat auch mit seinem Zögling Stresemann eine lange Unterhaltung gehabt. Einiges davon ist durchgesickert, von der großen Presse allerdings bis jetzt ignoriert worden. Nach einer bestimmten Version soll Lord d'Abernon versucht haben, Deutschland in China zu engagieren; er soll unter anderm angeregt haben, deutsches Kapital an der Finanzierung der chinesischen Ostbahn zu beteiligen. Diese Bahn befindet sich im Territorium Tschangtsolins und wird von französischen Banken beherrscht. Die Beteiligung würde Deutschland also nicht nur mitten in die Chinawirren bringen, sondern auch in Rivalität mit französischen Interessen. Eine vortreffliche Kalkulation! Da der alte Herr jedoch in seinem Diplomatenbesteck nicht nur den Erisapfel, sondern auch den Ölzweig führt, so mahnte er Stresemann, bei der Mitte Juni in Genf beginnenden Ratstagung möglichst nicht über die Rheinlandräumung zu sprechen, sondern noch etwas zu warten. Es ist nicht bekannt, wie der Außenminister darauf reagiert hat. Wahrscheinlich wird ihm sein ehemaliger Mentor zum ersten Mal recht lästig

geworden sein. Daß es ihm grade jetzt nicht auf Zurückhaltung, sondern auf Forschheit ankommt, beweist die neue Demarche in Paris. Hier war ein höhrer Wille als der des englischen Beraters maßgebend. Am Stahlhelm-Sonntag mußte in den Zeitungsüberschriften etwas über einen neuen deutsch-französischen Konflikt stehen. Das brauchte die Reichsregierung als Liebesgabe für Halle und Magdeburg. Aber vielleicht wird das auch der alte Herr aus London begriffen haben. Der hat ja tiefer in den Stahlhelm geschaut als ein andrer Sterblicher sonst.

*

Liberale Blätter hatten den sogenannten Frontsoldatentag vor Allem mit dem Argument bekämpft, daß dadurch der Fremdenverkehr leide. Ein gut deutsches Argument. Weil die Käserundfahrt gestört wird, muß die Revolution auf einen andern Tag verlegt werden. Es ist nicht so schlimm geworden,

Sonntag Mittag im Lustgarten. Hier war in den Bürgerkriegsjahren das Forum der republikanischen Parteien. Man darf heute nicht an den Rathenautag denken, diesen kalten, regnerischen Junitag, wo hier ein Ozean von Menschenleibern brandete, auch ohne diese Erinnerung wirkt dieser Versuch offenkundiger Provinzregisseure, eine Massenszene zu gestalten, höchst jämmerlich. Die Comparserie steht verdattert herum und weiß nicht recht, was los ist. Bittre Enttäuschung. Statt erwarteter Ehrenpforten das caudinische Joch einer rigorosen Verkehrsordnung. Ordonnanzen flitzen über den Platz und markieren Dienst. Blechbeladne Offiziere schreiten irgendwelche Fronten ab. Nein, es ist nur für den Pressephotographen. Ein burgundernasiger General stelzt melancholisch herum und scheint an dem eroberten Gelände keine Freude zu haben.

Es ist eine grandiose Pleite. Denn wäre das Bild viel martialischer als es ist, wären noch zweimal so viel gekommen als hier versammelt sind, der Eindruck würde nicht stärker sein. Denn wo Militär ist, da müssen auch Zivilisten sein, denen imponiert wird; es müssen doch Leute da sein, die vor dem Marschtritt erzittern und denen das Trompetengeschmetter wie eine Voranzeige des jüngsten Gerichtes in die Ohren dröhnt. Hier ist Militär, sogar sehr viel Militär, hier sind Streiter für eine Idee. Für welche? Wahrscheinlich für die letzte, auf die sich Duesterburg und Seldte nach erregter Vorstandsdebatte geeinigt haben. Aber es ist Militär ohne Anwendung. Denn es gibt keinen Feind und, vor Allem, kein Publikum, das zuguckt. Die Polizei hält alle Zufahrtsstraßen zum Lustgarten gesperrt. Hier mögen achtzigtausend Mann zusammen sein, aber abgesondert und von einer Zone obrigkeitlich anbefohlnen Schweigens umfriedet, glaubt man eher in ein Konzentrationslager zu blicken als in eine politische Kundgebung.

Aber auch ohne Quarantäne wäre der Eindruck nicht wuchtiger gewesen. Schon in den Anmarschstraßen ist der Andrang Neugieriger gering. Soweit Zurufe erfolgen, drücken sie gewöhnlich nicht Sympathie aus. Die Polizei hat von zehn bis zwölf Musik verboten. Ein Demonstrationszug ohne Musik ist wie eine Revue ohne nackte Mädchen. Schattenhafte Ko-

lonnen ziehen vorüber, in den Arbeitervierteln von Pfiffen verfolgt. Was haben diese Menschen nicht alles aufgepackt! Schwere Tornister, Brotbeutel und allen Zubehör eines veritablen Feldzugs. Wozu eigentlich, und für wen? Alles wird sinnlos, weil die Anteilnahme fehlt: eine leerlaufende Maschine wälzt sich durch die Straßen. Es sollte gezeigt werden, was „rings um Berlin entstanden ist", aber Berlin interessiert sich für den Artikel nicht mehr, was gewiß für Herrn Seldtes Fabrikantenherz sehr kränkend ist. Während des ganzen Aufzugs wird man das Gefühl nicht los, daß hier mit mächtigem Kraftaufwand ins Leere gestoßen wird. Was wir durch lange Jahre schaudernd als Realität erlebt haben, präsentiert sich noch ein Mal gespenstisch als leere Form. Die es angeht, die Herren von der Reichsregierung sind ausgekniffen, um Huldigungen zu entgehen. Das Volk aber drückt deutlich seine Ablehnung aus. Vielleicht werden diese Heerscharen später einmal wiederkommen, anders als jetzt, und nicht von einer vorsorglichen Polizei in Watte gewickelt. Vielleicht werden sie sich dann rächen und uns für jenen offenkundigen Mangel an Reverenz an die Laternenpfähle hängen. Erobern werden sie diese Stadt nie.

*

Man gesteht gern zu, daß der Polizei hier eine wirklich große Leistung gelungen ist. Sie hat die Pläne der Bundesleitung sterilisiert und die Ausführung zum leeren Vereinsklimbim herabgedrückt. Die Schupo hat ihren Dienst straff, höflich und ohne Überreiztheit getan, obgleich der mehrtägige Alarmzustand gewiß sehr anstrengend war. Man wünscht ähnliche Nervendisziplin, wenn einmal wieder rote Standarten auf der Straße sein werden ... Doch muß das Lob, das man der überlasteten Polizei gern erteilt, eine gewisse Einschränkung erfahren. Schon in den Straßen der Arbeiterquartiere, wo gelegentlich ein kleiner Sowjetsternschnuppenfall den Marschtritt der Vaterlandsretter zu erschüttern drohte, wurde sehr kräftig zugegriffen. Hören wir einen Zeitungsbericht, der mit Anerkennung für die Schupo sonst nicht geizt: „... linksradikale Störungsversuche wurden von der Polizei im Keime erstickt. Es ging dabei nicht immer sanft ab; der Gummiknüppel wurde häufiger geschwungen, als selbst in politisch stürmisch bewegten Zeiten."

Vor ein paar Tagen ging die Meldung durch die Blätter, im Polizeipräsidium beabsichtige man, den Roten Frontkämpferbund für Berlin zu verbieten, falls es am Sonntag zu ernstern Reibereien kommen sollte. Zwar wurde sofort dementiert, aber man weiß aus Erfahrung, daß jede gegen Rechts betätigte Courage durch einen verdreifachten Hieb gegen Links wieder wettgemacht wird. Das ist des Landes so der Brauch. Soll für die Auflösung der Hitlergarde durch eine entsprechende Maßnahme gegen Rotfront wieder eine Kompensation geschaffen werden? Es wäre schlimm, wenn ein solcher Einfall auch nur eine Minute ernsthaft diskutiert würde. Der moralische Sieg, den die preußische Regierung am Sonntag über die Stahlhelm-Invasion davongetragen hat, wäre dahin.

Warum ich Foederalist bin von Hans Schwann

Europa ist durch Deutschland gefallen — durch Deutschland muß es wieder emporsteigen

Constantin Frantz: Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht 1859

I.

Um das Negative gleich vorweg zu nehmen: Ich bin Foederalist, nicht weil ich Separatist wäre, denn die Deutschen, die sich vom Reich trennen wollen, sind, wenn überhaupt vorhanden, an zwei Händen abzuzählen. Nicht weil ich Partikularist wäre — wie jeder Foederalist bin ich deren schärfster Gegner. Auf der letzten Tagung der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Foederalisten in Cassel wurde einstimmig jeder Legitimismus abgelehnt, und zwar selbst von den alten legitimistischen Hannoveranern, ebenso wurde mit aller Schärfe der bayrische Partikularismus als das größte Hindernis zum Foederalismus gebrandmarkt.

Ich bin Foederalist, nicht, weil ich gegen jede Zentralgewalt bin. Auch hier sind sich alle Foederalisten einig, indem sie dem Punkt 2 ihrer Resolution einstimmig folgenden Wortlaut gaben:

> „Diese Einheit (des Reichs) verlangt eine von jeder Landesgewalt unabhängige starke Reichsgewalt."

Auch nicht, weil ich den jetzigen Zustand des Deutschen Reiches für tragbar oder gar für foederalistisch halte. Diese Kleinstaaterei, dieses Über- und Nebeneinanderregieren, diese „Belange von Posemuckel", dieses steuerauffressende „Verwalten", dieser aufgeblähte, verlogene Parlamentarismus — alles das ist unerträglich und muß verschwinden!

Ich bin Foederalist, weil es sich hier nicht nur um ein Problem der Verwaltung, der Organisation handelt, sondern in allererster Linie um ein politisches.

Wer, wie ich, zwanzig Jahre in der Schweiz gelebt hat, dem ist der Staat etwas andres als man hierzulande aus ihm machen will. Der haßt diesen Vormund, der sich in alles hineinmischt, was ihn nichts angeht, der von der Wiege bis zum Beischlaf reglementiert, befiehlt, verbietet. Der mir vorschreiben will, was ich für ein Buch lese; der mir den einzigen Film, der mich bis ins Innerste packt, verbietet; der von mir verlangt, ich solle die Reichswehr als noli me tangere betrachten und ihr ein sauer verdientes Geld zu Füßen legen, die Tuberkulösen aber verrecken lassen; der mir den Begriff Vaterland und Nation zum Konfektionsanzug herabgewürdigt, der mir mit einem Wort erheblich mehr nimmt, als er mir gibt. Ich liebe Deutschland so heiß, wie ich seinen Staat hasse.

II.

Preußen ist ein System. Das heißt noch nicht, gegen sein Volk sein. Das ist nicht besser und schlimmer als anderswo. Gegen Preußen sein heißt lediglich: Front machen gegen die Staatsvergottung! Wenn nach Hans Driesch der Staat der beste ist, der Ordnung und Gerechtigkeit mit dem geringsten Aufwand von Zwang zu erreichen sucht, dann ist damit schon das Urteil über diesen preußischen Staat gesprochen.

Preußen vernichtete den deutschen Menschen. Selbst der größte Preußenfreund wird nicht leugnen können, daß auf diesem Boden der Militarismus, die allgemeine Wehrpflicht, der bis zur letzten Konsequenz durchgeführte Obrigkeitsstaat entstanden sind. Der Staat alles — der Mensch sein Werkzeug. Die Aushöhlung des Menschen zum Golem. Kuschten sie nicht alle? Wurden die aufrechten Männer nicht immer weniger? Man lese die Memoiren — und man schaudere.

Und dieses Preußen der korrupten Hohenzollernfamilie, das als Kolonialland ein deutsches Land nach dem andern an sich gerissen und seiner „Hausmacht" einverleibt hatte, in dessen märkischem Sand die Paragraphen wie die Spargeln aus der Erde schossen, dessen organisiertes — nicht organisches! — Leben zum ewigen „es ist verboten" wurde, das ein Deutschland „einigte", besteht heute genau so wie anno dazumal.

III.

> „Es wäre gewiß eine ungemeine Erleichterung für das neue Verfassungswerk, wenn es darauf verzichten könnte, die heikle und gefährliche Frage (Preußen) anzupacken — jedoch würde dieser Verzicht zugleich die Verpfuschung des neuen Verfassungswerkes selbst bedeuten. Denn der Fortbestand einer einheitlichen Republik von 40 Millionen Einwohnern innerhalb einer von ihr organisatorisch getrennten Republik von zusammen 70 Millionen Einwohnern ist schlechthin eine staatsrechtliche, politische und wirtschaftliche Unmöglichkeit."

So Hugo Preuß in seiner Denkschrift zum Entwurf des allgemeinen Teils der Reichsverfassung vom 3. 1. 19. Oder:

> ... daß die Stellung Preußens im Reiche auf die Dauer nicht bleiben kann, wie sie ist, ohne die Lebensfähigkeit des Reiches zu lähmen und zu zerrütten, die politische Einheit Deutschlands und Preußens immer aufs neue in Frage zu stellen." (Hugo Preuß: Ist Preußen ein Land? 1921.)

Das sagte ein Mann, dem Deutschland immerhin die Weimarer Verfassung zu verdanken hat, einer, der nichts anderes war und sein wollte als Demokrat. Der keinen Haß kannte, sondern nur die deutsche Geschichte und der den Mut hatte, aus ihren Erfahrungen zu lernen.

Gut. Also nicht Preußen-Deutschland. Aber was dann? Wenn ihr Foederalisten keinen Partikularismus, keine Kleinstaaterei, wollt, wenn ihr sogar für eine von jeder Landesgewalt unabhängige Reichsgewalt seid: was trennt euch dann vom Unitarismus?

Unsre Stellung zu Preußen. Hier ist der machtvoll geschlossene Einheitsstaat, der die heterogensten Elemente, Ost und West, zusammenhält, der ein Vorbild für den Einheitsstaat sein soll. Der günstigste Vorschlag, der bis jetzt gemacht wurde, war: Preußen soll im Reich aufgehen. Wie wenn 60 Prozent in 40 Prozent „aufgehen" könnten! Aufgehen

werden immer nach dem Gesetz der Schwerkraft 40 Prozent in 60 Prozent — nicht aber umgekehrt. Und damit haben wir nicht den Einheitsstaat „Deutschland", sondern ein vergrößertes, machtgeschwollenes Preußen.

Der Foederalist baut von unten nach oben. Er geht von Kulturzentren, nicht von Machtzentren aus. Er will im Wesen und Sein Gleichartiges zusammenfassen. Das Persönliche, Eigenartige ist ihm Lebensquell. Die stärkste Ausbildung der eigenen Lebensform ist ihm Gesetz. Ursprünglich für den Stamm, ist er sich klar, daß die „Stämme" heute in ihrem bunten Durcheinander nicht geeignet sind, den alleinigen Maßstab einer Neugliederung zu bilden. Die Wirtschaftszentren stehen als ebenbürtige Macht daneben. Sie und ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen, ist Naturnotwendigkeit. Darum war es kein Zufall, daß der erste brauchbare Entwurf einer Neugliederung Deutschlands, der von den Foederalisten im Prinzip angenommen wurde, aus dem Rathaus von Frankfurt stammte. Und der die „Staaten" auf zwölf zusammenstrich.

Wenn der Präsident des Deutschen Städtetages auf der Kommunalwoche in Essen am 22. April verlangte, daß eine reinliche Scheidung der Einnahmequellen angestrebt werden müsse, und es nicht anginge, daß einfach zuerst die Aufgaben des Reiches, dann die der Länder und zuletzt die der Gemeinden berücksichtigt würden, sondern daß man die großen Aufgaben im einzelnen unter dem Gesichtspunkt prüfen müsse, was zur Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes gehöre; wenn er eine Zentralisation des Ganzen in Berlin für unmöglich hält und schließlich verlangt, daß die Kulturzentren erhalten und gestärkt werden müßten: dann zeigt sich darin nur, daß sich eben diese Kulturzentren ihrer Kraft wieder bewußt werden und dementsprechend berücksichtigt werden wollen.

IV.

Sicherlich werden oft Kirchturmsinteressen mithineinspielen. Pöstchenjägerei und anderes Allzumenschliches wird nicht zu verhindern sein. Aber ganz abgesehen davon, daß dies weder im unitarischen Staat noch im zentralistischen vermieden wird und die Kontrolle der Kontrolle ad infinitum viel mehr Posten beansprucht als die freie, zum großen Teil ehrenamtliche Selbstverwaltung der Glieder, entscheidet auch hier der Geist.

Ich war bei einer Sitzung in dem Rathaus einer großen rheinischen Stadt. Es sollte einem Gebilde ein neuer Name gegeben werden, in dem das Wort „rheinisch" betont wurde. Da stand einer nach dem andern der Prominenten auf und sagte: „Hüten wir uns davor — wir wollen auch den leisesten Anschein, als etwas Besonderes zu gelten, vermeiden. So sehr wir uns bewußt sind, aus unserem „Rheinischen" schöpferisch zu wirken — so wollen wir doch keinen neuen Partikularismus betreiben. Wir wollen Deutschland dienen, als Vorbild und zur Nachahmung." Das gibt den Geist der Besten wieder. Diese Besten sind aber gegen Berlin. „Es ist eine Schande, daß unsre Rheinstädte, die mit Recht ein ‚aufgelöstes London' ge-

nannt wurden, mit ihrem metropolitanen Charakter und ihrer enormen Wirtschafts- und Kulturkraft in einen Provinzialismus versunken sind, der jeder Beschreibung spottet. Da müssen wir heraus — um Deutschlands willen!" Und wiederum eine andre Stimme sagte: „Nationalstaat? Was wir brauchen, sind Europäer. Der Nationalgedanke hat hinter den europäischen so zurückzutreten, wie der partikularistische hinter den Reichsgedanken." Alle diese Männer stehen innenpolitisch mehr oder weniger rechts. Wenn man dann noch hinzunimmt, daß auch der Foederalistenkongreß eine „auf Recht und Vertrauen begründete Völkerversöhnung" gefordert hat, so sieht man hier Tendenzen, die sehr zu beachten sind.

Hier liegt aber der Hauptgrund, warum ich Foederalist bin. Denn ein foederalistisch aufgebautes Reich muß in seiner Grundtendenz pazifistisch sein. Das Dekret, der Befehl von „Oben" werden durch den Ausgleich von unten ersetzt. Und dieser Ausgleich der sich entgegenstehenden Interessen ist wie jeder Ausgleich ein Kompromiß. Ein Kompromiß aber ist nicht aggressiv. In einem Reich, in dem die Stimmen der Grenzlande ebenso zum Ausdruck kommen können wie diejenigen der Zentrale, ist kein Platz für die Übergriffe des Militarismus. Bei der politischen Erziehung des deutschen Volkes — vor allem aber des durch sein Schwergewicht dominierenden preußischen würde ein „Einheitsstaat" unfehlbar der Militärstaat par excellence werden. Das psychologische Moment ist das entscheidende — genau wie in einer andern Frage: der Miliz. Selbst wenn man auf dem Standpunkt steht, daß die Miliz für uns notwendig wäre und das beste System sei (daß ich nicht so denke, braucht wohl nicht betont zu werden), selbst dann würde eine Miliz nach schweizer Muster von uns nicht nachgeahmt werden können, weil die Schweizer fehlen.

Wenn wir noch erwähnen, daß alles internationale Leben auf Foederation beruht, daß ein neues Europa nur foederativ aufgebaut werden kann, so müssen wir Viktor Basch Recht geben, der sagte, daß der internationale Foederalismus notgedrungen den nationalen zur Voraussetzung hat. Denn nur auf diese Weise ist der Souveränitätsbegriff seiner Arroganz zu entkleiden. Daß aber ein solcher internationaler Foederalismus zustande käme, wenn er sich einem großpreußischen Deutschland gegenüber sieht, wird nur der behaupten können, dessen Glaube, wie Preuß sagt, stärker ist als seine Politik.

Man griff in dieser Zeitschrift F. W. Foerster und die „Menschheit" ob ihres Pseudopazifismus an, und warf sie der Reaktion zum Fraße hin. „Jedes Wort der Widerlegung dieser nicht stierdummen, sondern verleumderischen Analyse wäre verschwendet.' Unsre Freunde — auch diejenigen der ‚Weltbühne', mit der uns stets treue Waffenbrüderschaft verband — wissen, daß auch wir unser Teil gegen die Reaktion geleistet haben und leisten werden. Man sehe sich nach den obigen Ausführungen nur noch diejenigen an, die so laut nach dem „Einheitsstaat" rufen — es sind dieselben, für die eine allgemeine Wehrpflicht der Weisheit letzter Schluß ist. Es sind die Mannen Geßlers.

König Amanullah von Afghanistan

von Robert Dost

In Nr. 16 dieser Zeitschrift vom 19. April d. J. ist unter der Überschrift „Der Wilhelm von Afghanistan" ein Artikel von Curt Platzmann erschienen, der in manchen Punkten der Berichtigung bedarf.

Der in dem Artikel genannte Muin-es Saltaneh galt zwar allgemein als präsumtiver Nachfolger, tatsächlich war aber in erster Linie der Bruder des damaligen Emirs zum Thronfolger bestimmt, der später gestorbene Nasrullah Chan, und erst in zweiter Linie Muin-es Saltaneh. Im übrigen handelte Nasrullah Chan, als er sich in Dschelalabad zum Emir ausrufen ließ, gegen das afghanische Herkommen, das da vorschreibt, der Emir müsse in der Burg in Kabul ausgerufen werden. Daher war nach afghanischer Sitte seine Ausrufung in Dschelalabad ungültig. Platzmann hat übersehen, daß nach dem Tode des Emirs Habibullah Chan der Thron zunächst dessen ältern Sohn Muin-es Saltaneh angeboten wurde und erst, nachdem dieser ihn abgelehnt hatte, dem gegenwärtigen König Amanullah Chan. Über die Ermordung des frühern Emirs laufen so viele sich widersprechende Gerüchte um, daß niemand sagen kann, wie sich die Sache wirklich zugetragen hat.

Platzmanns Urteil über die angeblich krankhaften und unvernünftigen Ideen des Königs ist ungerecht. Er spricht in diesem Zusammenhange zunächst davon, daß sich der König durch Versprechungen der Russen in deren Schlepptau habe nehmen lassen. Er wird aber nicht bestreiten können, daß der König seit 1919 sein Land an verschiednen gefährlichen Klippen eines Krieges mit einem Nachbarlande geschickt und oft gegen den Widerstand seiner eignen Minister vorbeigesteuert hat. Erinnert sei hierbei nur an den englisch-afghanischen Konflikt Ende 1923 und an den russisch-afghanischen Konflikt Ende 1925.

Auch die Behauptung über die maßlos, bis zu 42 Prozent, erhöhte Bodenertragssteuer bedarf der Berichtigung. Platzmann wird wissen, daß in Afghanistan eine hohe Bodenertragssteuer nur von bewässertem Boden bezahlt wird, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Regierung die sehr kostspieligen Bewässerungsanlagen baut und unterhält. Daher ist die Abgabe von solchen Ländereien nicht nur eine Grundsteuer, sondern zugleiche eine Wasserabgabe, die der Amortisation der aufgewandten Kapitalien zu dienen hat. Das bewässerte Land wird nach seinem Ertrage in drei verschiedne Steuerklassen eingeteilt, und die Abgabe beträgt im allgemeinen zwischen 21 und 36 Prozent. Nur in der besonders fruchtbaren Provinz Dschelalabad wird eine Abgabe bis zu 42 Prozent erhoben. Daß aber auch diese Abgabe für die Bevölkerung noch tragbar ist, ist daraus zu ersehen, daß auch in dieser Provinz die Nachfrage nach den durch Bewässerungsanlagen neu erschloßnen Ländereien sehr groß ist, und daß solches Land stets sofort mit Siedlern besetzt werden kann. Für unbewässertes Land beträgt die Bodenertragssteuer nur ½ Rupie (= etwa 40 Pfg.) pro Dscherib (1128 bis 1935 qm).

Für Tabak, Opium und unzüchtige Photographien ist die Einfuhr nicht frei, sondern sie ist für die ersten beiden Gattungen mit einem Prohibitivzoll von 200 Prozent belegt und für die letzte verboten.

Hinsichtlich der Erbauung einer neuen Hauptstadt (Darul Aman), 10 km von der jetzigen Hauptstadt Kabul entfernt, kann man wohl verschiedner Meinung darüber sein, ob es zweckmäßig war, eine ganz neue Stadt zu erbauen, oder ob es richtiger gewesen wäre, im Anschluß an Kabul lediglich ein neues Stadtviertel zu errichten. Kein Zweifel kann aber daran bestehen, daß die jetzigen primitiven Lehmhäuser Kabuls den Bedürfnissen der sich mehr und mehr an die europäische Zivilisation und Lebensweise gewöhnenden höhern Schichten der Bevölkerung Afghanistans nicht mehr genügen. In jedem Jahr reisen eine Reihe von Afghanen, sei es als Diplomaten, Kaufleute, Studenten oder Schüler, nach verschiednen europäischen Ländern. Wenn diese dann nach mehrjährigem Aufenthalt in Europa in die Heimat zurückkehren, so ist nicht zu verwundern, daß ihnen die bisherigen Lehmhäuser Kabuls nicht mehr gefallen, und daß sie den Wunsch haben, in Afghanistan in ähnlicher Weise zu wohnen, wie sie es in Europa gewohnt waren. Ferner ist die gegenwärtige Unterbringung der Ministerien in Kabul überaus primitiv. Daher verdient der Plan des Königs, sämtliche Ministerien in einem in der neuen Hauptstadt zu errichtenden Zentralregierungsgebäude mit hellen gesunden Räumen und umgeben von schönen Gartenanlagen unterzubringen, volle Anerkennung. Die fortschreitende Entwicklung Afghanistans macht die Errichtung neuer Verwaltungsgebäude nötig, und auch für die nach der Übersiedlung in die neue Hauptstadt frei werdenden bisherigen Verwaltungsgebäude wird noch reichlich genug Verwendung sein. Wenn aber Platzmann Kritik daran übt, daß die neuen staatlichen Gebäude im französischen Barockstil errichtet werden, so ist dabei zu bedenken, daß Afghanistan — ganz ähnlich wie die Türkei — das Bestreben hat, sich der europäischen Zivilisation anzunähern, und daß es grade aus diesem Grunde für seine öffentlichen Gebäude auch europäische Baustile wählt. Wohl kosten die neuen Bauten Afghanistans und seines Königs viel Geld. Afghanistan ist aber das einzige Land der Welt, das weder innre noch äußre Schulden hat, und es bezahlt alle Ausgaben für öffentliche Arbeiten aus den laufenden Staatseinnahmen.

Ganz entgangen zu sein scheint Platzmann, was der König von Afghanistan für die wirtschaftliche Entwicklung seines Landes getan hat und tut. Hier ist festzustellen, daß grade er der Träger des Fortschrittsgedankens in seinem Lande ist. Auf seine persönliche Initiative gehen die meisten Pläne zur Entwicklung des Landes zurück. An solchen Fortschrittsarbeiten seien erwähnt: Die großzügigen Bewässerungsanlagen in der Dschelalabad-Ebene, in der Provinz Kandahar und an andern Teilen des Landes, die Erbauung und Fertigstellung der beiden großen Staudämme bei Churd Kabul und in der Nähe von Ghasni, die Erbauung von Fahrstraßen im Lande,

insbesondre der großen Automobilstraße von Kabul nach Indien.

Besonders hervorgehoben werden muß aber noch, was der König auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung leistet, wo er seine Ideen mit großer Energie und häufig unter ganzer Einsetzung seiner Persönlichkeit — auch gegen den Widerstand seines rückständigen Volkes — durchzuführen trachtet. Platzmann selbst erwähnt, daß der König dem Lande ein weltliches Strafgesetzbuch gegeben habe. Richtig ist allerdings, daß er es, wenigstens vorläufig, auf Verlangen seines Volkes wieder zurückziehen mußte. Amanullah Chan hat ferner mit Hilfe türkischer Ratgeber die gegenwärtige Verfassung und die Organisation der Verwaltung seines Landes geschaffen, und er bemüht sich ernsthaft um die Schaffung eines neuzeitlichen Schulwesens. Mit großer Energie sucht er gegenwärtig die Bestechlichkeit innerhalb des Beamtentums auszurotten, und er scheut keine persönliche Beschwerlichkeit oder Anstrengung bei seinen Inspektionsreisen im Lande. Gegenwärtig hält er sich zu diesem Zwecke in der Provinz Mesar-i-Scherif, nördlich des Hindukusch, auf. Als er im Jahre 1924 durch das Reichsparlament in Paghman genötigt wurde, die von ihm gegründete höhere Mädchenschule in Kabul wieder zu schließen, ließ er sich durch Gutachten von angesehnen Rechtsgelehrten in verschiedenen islamischen Ländern bestätigen, daß die Einrichtung von Mädchenschulen nicht gegen den Koran verstoße, und er eröffnete dann die höhere Mädchenschule wieder, zunächst in seinem Schlosse in Kabul und später in der Stadt.

Die Folgen des Platzmannschen Artikels sind nun die: Er kann die deutsch-afghanischen Beziehungen schädigen. Die meisten Kulturarbeiten in Afghanistan werden von deutschen Ingenieuren und Technikern ausgeführt, so insbesondre der Bau der neuen Hauptstadt, der Straßen, der Bewässerungsanlagen, der Fabriken und Elektrizitätswerke, die Erschließung der Waldgebiete und der Bodenschätze. In Afghanistan wirken ferner an einer deutschen Oberrealschule sieben deutsche Lehrer, und eine deutsche Handelsgesellschaft bemüht sich mit Erfolg um die Entwicklung des Handelsverkehrs mit Deutschland.

Afghanistan ist eins der wenigen Länder der Welt, das Deutschland wahre Sympathien entgegenbringt und seine Waren gern kauft, und das auch Deutsche gern bei sich sieht. Unbestreitbar ist König Amanullah Chan der Träger fortschrittlicher Ideen in seinem Lande, und er ist auch energisch genug, um diese Ideen in die Tat umzusetzen. Da er Deutschland volle Sympathie entgegenbringt und den Wunsch hat, sich bei seiner Reformarbeit deutscher Hilfe zu bedienen, so ist es nicht richtig, wenn ein Deutscher ihn kränkt und dadurch die Gefahr heraufbeschwört, daß er sich mit seinen Sympathien von Deutschland abwendet.

Rosa Luxemburg von Arthur Seehof

„Ach, wie ist diese deutsche Revolution deutsch! Wie ist sie nüchtern, pedantisch, ohne Schwung, ohne Glanz, ohne Größe!"

Rosa Luxemburg

Das Werk Rosa Luxemburgs wird auch dann noch lebendig sein, wenn man von allen Größen dieser Republik keine mehr kennen und nennen wird.

Ein zwiefaches Vermächtnis hat uns diese seltene Frau hinterlassen: ein politisches und ein literarisches.

*

Um das politische ist schon früher einmal innerhalb der kommunistischen Internationale von neuem ein heißer Kampf entbrannt. Ein Kampf, der auf Differenzen zwischen Luxemburg und Lenin zurückgeht, und der, mit großer Leidenschaft geführt, niemals ganz ausgetragen worden ist.

Der Kapitalismus, die bürgerliche (formale) Demokratie haben noch nicht ihr letztes Wort gesagt. Und während sich marxistische Theoretiker wie N. Bucharin und A. Thalheimer um die Akkumulationstheorie Rosa Luxemburgs, um die oekonomischen Gesetze des Imperialismus streiten, läßt ein geschäftstüchtigerer Kapitalismus neue Gase erfinden und neue Flugzeuge bauen. Dennoch: die einander widersprechenden Ansichten Luxemburgs und Lenins vom Werden und Wesen des Imperialismus, die noch einmal in der Junius-Broschüre: ‚Die Krise der Sozialdemokratie' und in der Arbeit: ‚Über die Junius-Broschüre' klar zutage getreten sind, werden eines Tages ihre vollkommene Klärung finden müssen. Denn die sozialistischen Arbeiter können ihren schweren Befreiungskampf nur dann erfolgreich beenden, wenn die Waffen, die die Praxis erfordert, im Feuer der Theorie so zusammengeschweißt und gehärtet sind, daß sie unmöglich zu zerbrechen sind. Revolutionen sind noch stets an ihren Programmen gescheitert. Nur ein so geniales Hirn wie Trotzki bewahrte die russische Revolution, als ihr Lenins Autorität nicht mehr zur Seite stand, vor einer Katastrophe. Der russische Revolutionär ließ einer von ihm hart befehdeten Theorie den Vortritt und ging, um den Befreiungskampf der Arbeiterklasse nicht zu gefährden, ohne ein lautes Wort des Protestes in die Verbannung. Bis zu der Zeit, da eine ruhige und sachliche Auseinandersetzung zwischen seiner und seiner Gegner Theorien nicht mehr gefahrbringend war.

Bei uns aber? Da glaubt jeder rrrevolutionäre Gernegroß die „reine Wahrheit" in Pacht genommen zu haben. Und wenn man eine Ruth Fischer — eine Frau, der die primitivsten Kenntnisse revolutionären Denkens und Handelns in grandiosem Ausmaß fehlen — als Führerin einer kommunistischen Partei gegen Rosa Luxemburg oder Klara Zetkin blöken hörte, dann wurde einem ganz klar, daß nur Menschen mit einem eindeutigen theoretischen Wissen in den Kämpfen der Zeit sicher zu führen vermögen. Rosa Luxemburg war schon sieben Jahre tot — doch Ruth Fischer und ihre Gesellen hätten sie am lieb-

sten noch einmal erschlagen. Und kein Geringerer als Lenin, der in den jetzt veröffentlichten Gesprächen mit Klara Zetkin die leeren Theorien der Elfriede Friedländer alias Ruth Fischer-Gohlke in Grund und Boden verdonnert hat, kein Geringerer als der tote Lenin sollte hierbei Vorspanndienste leisten. Derselbe Lenin, der von Rosa Luxemburg gesagt hat: „Trotz aller ihrer Fehler ist und bleibt sie ein Adler."

*

Kein Politiker und Volkswirtschaftler, der ernst genommen werden will, darf das Werk der auf so scheußliche und verbrecherische Art ums Leben Gekommenen ungelesen, unberücksichtigt lassen. Was diese Frau in dreißigjähriger Tätigkeit für den Sozialismus theoretisch und praktisch geleistet hat, soll in acht Bänden zusammengebracht werden. Bis jetzt liegen (bei der Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten zu Berlin SW 61) zwei Bände vor. Ein Band enthält Rosa Luxemburgs großen Beitrag zur oekonomischen Erklärung des Imperialismus: ‚Die Akkumulation des Kapitalismus' und die Kritik der Kritiken dieser Arbeit, die geistvolle Polemik gegen die sozialdemokratischen Kritikaster in Berlin und Wien: ‚Was die Epigonen aus der Marxschen Theorie gemacht haben.' In einer Sprache, wie sie Marx zum ersten Mal im ‚Kapital' fand, wird hier um theoretische Klarheit gerungen, und an Marx gemahnt auch die Robustheit, womit die Gegner verhöhnt und zusammengehauen werden. Ein Bekenntnis und ein politisches Testament sind die Schlußworte der im Gefängnis geschriebnen Antikritik:

> Der im tiefsten Frieden, als noch über allen Wipfeln Ruh war, mit Virtuosität bis ins Kleinste ausgemalte „Weg zur Macht" schlug bei dem ersten Sturmwind der Wirklichkeit unvermittelt in einen Weg zur Ohnmacht um. Das Epigonentum, das im letzten Jahrzehnt die offizielle theoretische Führung der Arbeiterbewegung in Deutschland innehatte, machte beim ersten Ausbruch der Weltkrise Bankerott und lieferte die Führung an den Imperialismus glatt aus. Die klare Einsicht in diese Zusammenhänge ist eine der notwendigsten Voraussetzungen für die Wiedereinführung einer proletarischen Politik, die ihren historischen Aufgaben in der Periode des Imperialismus gewachsen wäre.
>
> Wehleidige Gemüter werden wieder beklagen, daß „Marxisten untereinander streiten", daß bewährte „Autoritäten" angefochten werden. Aber Marxismus ist nicht ein Dutzend Personen, die einander das Recht zur „Sachverständigkeit" ausstellen, und vor denen die Masse der gläubigen Moslims in blindem Vertrauen zu ersterben hat. Marxismus ist eine revolutionäre Weltanschauung, die stets nach neuen Erkenntnissen ringen muß, die nichts so verabscheut wie das Erstarren in einmal gültigen Formen, die am besten im geistigen Waffengeklirr der Selbstkritik und im geschichtlichen Blitz und Donner ihre lebendige Kraft bewährt.

Nach dieser Definition sind die russischen Bolschewiki ganz gewiß Marxisten und die deutschen Sozialdemokraten — wenn nicht gar Schlimmeres —: Schlafmützen.

Auf welcher Seite Rosa Luxemburg heute, 55 Jahre alt, stehen würde, kann nicht zweifelhaft sein. Am 24. November

1917 schrieb sie in einem „Schmuggel"-Brief aus dem Gefängnis an Franz Mehring:

> Es ist ja leider fast ausgeschlossen, daß sich die Lenin-Leute bei diesem furchtbaren Chaos und bei der Gleichgültigkeit der Massen im Westen an der Macht erhalten. Aber schon ihr Versuch ist epochemachend.

Der zweite Band der Gesammelten Werke bringt die Schriften und Reden gegen den sozialdemokratischen Reformismus und seine Bundesgenossen. Die Glanz- und Hauptstücke dieses Bandes sind die Aufsätze gegen Bernstein und Sombart und die Auseinandersetzungen mit dem „französischen Ministerialismus" Millerands. Es ist nicht nur Parteigeschichte, die hier abgehandelt wird, sondern Zeitgeschichte im besten Sinne des Wortes. Die allgemeine Einleitung wie die Einführungen zu den einzelnen Aufsätzen und Aufsatzreihen hat nach Franz Mehrings Vorbild Paul Frölich besorgt. Dieser aufrechte Kommunist hat hier eine Rosa Luxemburg kongeniale historische Arbeit geleistet.

*

Die politischen Schriften Rosa Luxemburgs sind auch literarische Meisterwerke. Ganz gleich, ob sie in deutscher, französischer oder polnischer Sprache geschrieben sind. Die deutsche Sprache war für die Jüdin aus Polen eine fremde Sprache. Dennoch hat sie ihre wichtigsten Werke deutsch geschrieben und den größten Teil ihres Lebens in deutschen Ländern und in deutschen Gefängnissen zugebracht. In einem dieser gutdeutschen Wohnhäuser, in die man auch heute noch mit Vorliebe Arbeiter und Revolutionäre einquartiert, hat Rosa Luxemburg die Lebenserinnerungen des Russen Korolenko in mustergültiges Deutsch gebracht und mit einer Einleitung versehen, die mit Recht den besten Essays über russische Vergangenheit und Literatur zugezählt wird.

Ihre Aufsätze über Karl Marx, Lawrow, Tolstoi, Wedekind, Strindberg und Andre sind heute fast vergessen. Sie sollen als siebenter Band der Gesammelten Werke neu erscheinen. Und Alle, die diesen großen Menschen erst aus den Briefen an Sophie Liebknecht kennen gelernt haben, werden, wenn dieser Siebente in ihre Hände fällt, mit uns den Tag verfluchen, wo Herr Zickler im ‚Vorwärts' reimen durfte: „Vielhundert Tote in einer Reih — Proletarier. Karl, Rosa, Radek und Kumpanei — Es ist keiner dabei, es ist keiner dabei. Proletarier."

*

Wenige Wochen vorm Tode schrieb Rosa Luxemburg in ihrer ‚Roten Fahne':

> ... Weltgeschichte wird nicht gemacht ohne geistige Größen, ohne sittliches Pathos, ohne edle Geste ...
>
> Liebknecht und ich haben beim Verlassen der gastlichen Räume, worin wir jüngst hausten, er seinen geschorenen Zuchthausbrüdern, ich meinen lieben armen Sittenmädchen und Diebinnen, mit denen ich dreieinhalb Jahre unter einem Dach verweilt habe, wir haben ihnen heilig versprochen, wie sie uns mit traurigen Blicken begleiteten: Wir vergessen Euch nicht! Wir fordern ... eine sofortige Linderung des Schicksals der Gefangenen in allen Strafanstalten Deutschlands!

Wir fordern die Ausmerzung der Todesstrafe aus dem deutschen Strafkodex!

Blut ist in den vier Jahren des imperialistischen Völkermordens in Strömen, in Bächen geflossen. Jetzt muß jeder Tropfen des kostbaren Saftes mit Ehrfurcht in kristallenen Schalen gehütet werden. Rücksichtsloseste revolutionäre Tatkraft und weitherzigste Menschlichkeit, dies allein ist der wahre Odem des Sozialismus. Eine Welt muß umgestürzt werden, aber jede Träne, die geflossen ist, obwohl sie abgewischt werden könnte, ist eine Anklage, und ein zu wichtigem Tun eilender Mensch, der aus roher Unachtsamkeit einen armen Wurm zertritt, begeht ein Verbrechen.

Für die Versprechen, die der „Zuchthäusler" Liebknecht und die „Verbrecherin" Luxemburg hier gegeben, und die sie nicht mehr haben einlösen können, haben nun wir auf die Schanzen zu treten. Mehr und mehr werdend mit jedem Tag. Aus Liebe und aus Achtung vor den Toten und aus Pflichtgefühl gegenüber den Lebenden.

Potsdamer Adel von Franz Genzmer

1.

In der ersten Nachkriegszeit war wenig von ihm zu sehen. Der potsdamer Adel erinnerte sich an gewisse Vorgänge in der französischen Revolution, fürchtete, zumal auf so peinlichem Boden, Wiederholungen für den eignen Hals. Die Furcht war unbegründet, denn alles Aufständische, auch jene Revolution von 1918/19, vollzog sich bei den Rebellen in den Grenzen der Humanität. Als man langsam entdeckte, daß das Lakaien-Bewußtsein des Untertans nicht erloschen, sondern nur für den Augenblick abgelenkt war, pulsierte das blaue Blut wieder stärker. Indessen fand die angenehme Tatsache der wiederhergestellten Ordnung, die das Fortbestehen alter Ehr- und Traditionsbegriffe garantierte, noch keine ungetrübte Fortsetzung einer frühern Lebensform. Die wachsende Geld-Inflation rief Störungen hervor. Pensionen wurden zwar treu bezahlt, Einkünfte aus landwirtschaftlichem oder industriellem Besitztum gingen regelmäßig ein, aber noch minderte die wirtschaftliche Unsicherheit, zuweilen auch die Misere das wieder erholte Standesbewußtsein in seiner äußern Sichtbarkeit herab. Es gab da Fälle von verschämter Armut — das Prestige erforderte Heuchelei, während das Bürgertum zuweilen ehrlicher blieb. Einer überwiegenden Mehrzahl des Adels blieb wenigstens die soziale Koketterie, „arm" zu sein. Dazu kam die Furcht vor neuen Aufständen, die, aus einer wirklichen Leibesnot geboren, zu einer wahrhaft revolutionären Bewegung mit sowjetistischen Konsequenzen hätten führen können. Erst nach der Stabilisierung der Währung und der Überwindung des kommunistischen Ruhr-Aufstandes decouvrierte der Adel sein Standesbewußtsein und begann seinen Dünkel wieder zur Schau zu tragen.

Potsdam, das noch unter Wilhelms Zeiten in einer Stichwahl für den Reichstag Karl Liebknecht gegen seinen damaligen Oberbürgermeister gewählt hatte, wurde mit diesem Augenblick zum Tummelplatz schwarz-weiß-roter Elemente.

Sein historischer Boden brachte jetzt den alten Militärtyp in einer neuen, aber immer noch als interimistisch angesehenen Form hervor: den Ziviloffizier. Dieser Typus, der eine potsdamer Erfindung ist, entspricht nicht etwa dem frühern Offizier, der einmal, incognito, Zivilkleidung trägt; er hat auch nichts mit dem ehemaligen Reserveoffizier gemeinsam. Der Ziviloffizier ist ein pensionierter Militär (mitunter auch ein noch tätiger Regierungsbeamter), der sich aber für durchaus aktiv hält, und von der Familie und der Gesellschaft auch so angesehen wird. Er ist gleichsam auf mehrjährigem, aber bestimmt vorübergehendem Urlaub befindlich. Das Uniforme der Ziviloffiziere ist ihre ‚Schnauze'. Der Ziviloffizier in erster Linie sorgt dafür, daß Potsdam als Residenzstadt weiter existiert — in einer zwar unzeitgemäßen und gipsernen Existenzform, die aber die Beteiligten nicht hindert, sich für den Mittelpunkt der Welt zu halten.

2.

Ein großer Teil des potsdamer Adels gehört hierzu, aber nicht das ganze Aristokratencorps. Denn der geheime oder offizielle Militär stellt nicht die ausschließliche Ausdrucksform des Adels dar. Ein Beruf — und auch der Offizier ist für den Adel eher Beruf als Stand — spiegelt die angestammte Tradition doch nur teilweise wider. Er bedeutet mehr eine Zeitverlegenheit, eine Herablassung. Nicht die Leistung, die Geburt entscheidet. Im Grunde genommen ist sich der Adel in seinem Standes- und Klassenbewußtsein selbst genug. Wie könnten ihn Zeitläufte oder Fortschritt tangieren? Das Jahr 1927 ist für sein Geschlecht das gleiche wie das Jahr 1600 oder 1000. Eine andre Realität gibt es für ihn gar nicht. Darum kann sich der Adel auch in einer akuten oppositionellen Haltung zum Volksganzen zu keiner rechten Geltung bringen. Sein einziges Aktivum ist und bleibt die angestammte Verachtung jedes nicht standesgemäßen Menschen — gleichgültig welcher Nationalität und welcher Zeit.

Die Residenz-Aristokraten Potsdams dienen dem Thron in effigie. Dienen ist seit Friedrichs des Zweiten Wort vom ersten Diener des Staates mehr Mode- und Schlagwort als lebendiges Beispiel. Schon in der kaiserlichen Siegerkranz-Hymne, die heut von jenen als geheimes Trutzlied gesungen wird, heißt es ja, daß „die Reisige (die Adligen) nicht die stolze Höh sichern, wo Fürsten stehn" — dies nebenbei. Heute jedenfalls steht man mit allem Prinzlichen auf bestem Fuß. Man residiert, sozusagen gehäuft, mit sich selber. Die royalistische Tendenz des Adels bedeutet keine unmittelbare politische Teilnahme an einer der bestehenden Rechtsparteien. Sie bleiben auch hier die Herren, die in fertige Sättel zu heben sind. Grade die bourgeoisen Mitglieder nationaler Parteien geben jenes für ihre Mission oder besser für deren Pose so notwendige Requisit ab: die unentwegten Untertanen! Es sind die gleichen, an denen sich ihre Verachtung wieder weidet, und ihr Verachtungsgefühl ist die Stimulanz zur rassereinen Fortpflanzung. Diese Verachtung äußert sich als Schneidigkeit, Frechheit, Herablassung, auch als Resignation. Nur nicht: als geistiges oder soziales

Bildungsniveau. Bildung ist nämlich nicht exklusiv. Und die Bildung der potsdamer Aristokratie ist im Vergleich mit Repräsentanten des internationalen Adels mehr als kümmerlich. Sie hat ein bemerkenswert tiefstehendes, provinzielles Niveau.

3.

Die Bourgeoisie bildet also die Lakaienwelt, in der und von der dieser Adel lebt. Potsdam ist nicht nur ein Symbol, es ist auch ein guter historischer Boden dafür. Die drei Jahre der wirtschaftlichen Stabilisierung haben vollkommen genügt, um den Besitzern des Wörtchens ‚VON' wieder Kommandogewalt für den Alltag zu geben. Strammgestanden — in jeder Beziehung! Der Hofkrämer gibt ungemahnten Kredit, Arzt und Rechtsanwalt sind dankbar, Adelsfamilien beistehen zu können, die Bezahlung ist mangelhaft und gering, aber die Ehre — ach, was für eine tote Ehre — doch so groß! der Beamte bewundert ein ihm ewig verschlossnes Kulturland, auch wenn er eine entfernt verwandte adlige Tante hat, und der Kirche ist der Adel wieder sympathischer denn je. Denn er ist zuverlässig antisemitisch: er kann sich da viel gradliniger aussprechen als die Geistlichkeit.

Die Verachtung ists nicht allein, die den Adel charakterisiert. Als zweiter wesentlicher Faktor kommt das Moment der Heuchelei hinzu, Heuchelei, die oft nahe an moral insanity streift. Was ist also das Wesen des heutigen Adels? Seine beispiellose Frechheit. Ich, als geborener Potsdamer und Nichtjude, kann mir die contradictio in adjecto erlauben, es potsdamer Chuzpe zu nennen.

4.

Einige Beispiele, die für die Charakteorologie des potsdamer Adels von 1927 aufschlußreich sind. Ein hochadliger potsdamer Herr weiß jedem zu versichern, daß keine andre Stadt so zahlreiche Adelsfamilien aufzuweisen hat, die einen zehn Jahrhunderte alten Stammbaum besitzen, und in denen nicht allein rein-arische Blutkörperchen zirkulieren, sondern auch kaum ein Hauchfleck von Mesalliance, best-bürgerlich, irgendwann einmal passiert ist. Solche Tradition ist manchen heutigen Vertretern gar nicht anzusehen, so sehr hat die Degeneration eine Karikatur des Idealtyps hervorgebracht. Dieser Mann trägt allerdings immer eine großartige Bescheinigung bei sich, in der, allen Ernstes, bestätigt wird, daß er unmittelbar, keine Nebenlinie bitte sehr, von Karl dem Großen abstammt. Und nun stirbt Karl der Große in ihm aus, weil jener unverheiratet ist...

Der alte potsdamer Adel war ursprünglich wenig begütert. Diese Tatsache machte sein gespreiztes Auftreten so lächerlich. Kleidung und Moralbegriffe von adligen Fräulein und Frauen dieser Art geben auch heute noch der Stadt ihr Gepräge. In einem ersten berliner Schuhwarengeschäft gibt es bezeichnenderweise eine Schuhmarke „Potsdam". (Das sind die weiblichen Fußkähne mit den breiten Schnabelspitzen und den flachen Absätzen.) Heute gibt es in Potsdam auch eine Gruppe von kapitalistisch reichem Adel. Der verschließt sich weder

der kniefreien Mode noch dem Schmink- und Puder-Gesetz. Er verkörpert die typischen Zeichen des „cant" in der preußischen Adelsprägung. Theoretisch und offiziös deckt er die alten Moral- und Ehr-Begriffe, praktisch bevorzugt er das Gegenteil, allerdings nur die negative Kehrseite, so, wenn etwa ein Baron, dessen Vater kaiserlicher Kammerherr gewesen ist, in seiner Villa Gesellschaftsabende oder besser -nächte veranstaltet, an denen außer seiner hochgebornen Gemahlin nur potsdamer Ladenmädchen und deren Unteroffiziers-Schätze teilnehmen. Da geht es dann auch dementsprechend zu. My home is my castle, heißt ein englisches Wort. Und am nächsten Tag ist man wieder stahlhelmgeschmückt in diesen Räumen versammelt...

Man spricht vom „toten Brügge". Steht es vielleicht mit Potsdam ähnlich? Oder sind Beziehungen zu Schilda vorhanden? Auch die Schildbürger waren von der Unfehlbarkeit ihrer Meinungen und der Wichtigkeit ihrer Handlungen durchdrungen und konnten nicht voraussehen, daß sie nur in ihrer Lächerlichkeit und ihrer Blamage unsterblich geblieben sind.

Bald wird Potsdam der Name eines Wachsfigurenkabinetts sein. Indessen, der Geist von Potsdam ist nicht der Geist von Deutschland. Wie sagte einer unsrer bedeutendsten Dichter zu einem dieser Edlen: „Was wollen Sie denn? Sie gibt es ja gar nicht mehr! Sie sind ja längst an die Wand gequetscht! Sie sind nur noch Relief!"

Potsdam: das Relief einer Residenz. Sein Adel: Schwan im Blauband.

Der Bäcker von Mieczyslaw Braun

Der gesäuerte Teig hängt schwer herab vom Tische,
Während er Semmeln rundet — weiße, warme, frische.

Unter niedriger Decke und mehligen Wänden
Packt er die klebrige Masse mit starken Händen,

Schneidet er mit dem Messer des Teiges Fleisch zu Stücken
Und wälzt es der Schusse auf den hölzernen Rücken.

Der feuersatte Ofen faucht mit roten Lungen.
Er empfängt aus den verbrühten Fäusten die jungen

Brote. Aus Körnern gerieben, zu Teig geknetet.
Nächsten Tag entläßt er sie, wie Bronze gerötet.

Stoff für gierigen Mund. Frucht aus Erde und Feuer.
Ähnlich den Planeten. Ähnlich den Menschen teuer.

So sind einst aus duftend-erhitzten Lavateigen,
Erde, Sonne, Mond entstanden und der Sternreigen.

Damit wir gepeitscht von unvernünftigem Drange,
Welten fressen, die uns locken mit fremdem Klange.

Obzwar wir den Hunger, der uns martert auf Erden,
Nie mit unsrem Stern, noch mit dem All stillen werden.

Aus dem Polnischen von I. Seidmann

Das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten von Hans Decker

Der Reichstag hat in seiner Sitzung vom 26. Januar 1927 ein Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten angenommen Es versteht unter Geschlechtskrankheiten Syphilis, Tripper und Schanker ohne Rücksicht auf den Sitz der Krankheitserscheinungen.

Dieses Gesetz bricht endlich auch in Deutschland mit dem System der Reglementierung der Prostitution, das sich trotz aller Reformversuche zu keinem brauchbaren Instrument hat umarbeiten lassen. Die Reglementierung der Prostitution wurde in Berlin erstmalig 1769 eingeführt, und einer Methode, die sich im Laufe von 150 Jahren nicht bewährt hat, braucht bestimmt niemand nachzutrauern, der es ernst mit der Volksgesundheit meint, wenn sich auch manche Kreise, denen die Reglementierung einen integrierenden Bestandteil des Polizeistaates bedeutet, durchaus nicht an den Gedanken gewöhnen wollen, daß man auch ohne polizeiliche Kontrolle der Prostituierten die Geschlechtskrankheiten wirksam bekämpfen kann. Die Anhänger dieser Geistesrichtung denken dabei ausschließlich an die Männer, denen sie durch polizeiliche Abstempelung der Vergnügungsobjekte deren unbedenkliche Benützung sichern wollen.

Sie vergessen dabei aber oder verdrängen ins Unterbewußtsein, daß die polizeiliche Kontrolle des weiblichen Geschlechts durch ihre Einseitigkeit rechtlich und moralisch untragbar ist, daß sie mittelst verlogner Rechtsgrundsätze und einer ebenso verlognen und feigen Verwaltungspsyche eine formelle Anerkennung der Prostitution als vollgültiges Gewerbe bildet, und vor allem, daß sie durch den verheißnen vorgegaukelten gesundheitlichen Schutz die männliche Jugend nur verleitet, diesen Schutz tatsächlich aber nicht gewährt.

Die Strafbestimmungen werden ihren Zweck vermutlich erfüllen: bis zu drei Jahren Gefängnis für Gefährdung, ungeachtet, ob eine Ansteckung erfolgt ist oder nicht, wie für Eingehung einer Ehe ohne vorherige Mitteilung einer bestehenden Geschlechtskrankheit an den Partner. Schärfung des Verantwortlichkeitsgefühls des Individuums dem Kollektiv gegenüber! Diese strafbaren Handlungen sind als Antragsdelikte formuliert, bei denen die Strafverfolgung in sechs Monaten verjährt.

Die Realisierung des prophylaktischen Gedankens ist in weitestem Maße dem Arzte zugewiesen. Er hat die Pflicht, den Kranken über die Art seines Leidens, über die Ansteckungsgefahr sowie über die Strafbarkeit weitern Geschlechtsverkehrs zu belehren und ihm ein Merkblatt auszuhändigen. Zur Ausschaltung von Ansteckungsquellen hat er außerdem Kranke, die sich der ärztlichen Behandlung oder Beobachtung entziehen oder infolge ihres Berufes oder ihrer persönlichen Verhältnisse andre besonders gefährden, der Gesundheitsbehörde anzuzeigen. Solche Patienten sollen dann von der Gesundheitsbehörde oder von einer Beratungsstelle

für Geschlechtskranke die notwendigen Anweisungen erhalten, deren Befolgung bei Renitenz im Notfall auch erzwungen werden kann. Vor allem können Personen, die geschlechtskrank oder verdächtig sind, die Geschlechtskrankheit weiter zu verbreiten, erforderlichenfalls einem Heilverfahren unterworfen, auch zwangsweise in ein Krankenhaus eingelegt werden. Doch dürfen bei der Zwangsbehandlung ärztliche Eingriffe, die mit einer ernsten Gefahr für Leben oder Gesundheit verbunden sind, nur mit Einwilligung des Kranken vorgenommen werden. Nach Art des Verlaufs der Reichstagsverhandlungen ist die Reichsregierung gezwungen, den Begriff „der ärztlichen, mit einer ernsten Lebensgefahr verbundenen Eingriffe" zu definieren als die Behandlung mit Salvarsan, Quecksilber und Wismuth. Diese Definition erfolgt ohne Zweifel zu Ungunsten der Kranken wie auch der Volksgesundheit überhaupt, denn einmal sind allein diese Mittel fähig, die Syphilis zu heilen, und dann ist das Salvarsan das einzige Mittel, das eine Prophylaxe der Syphilis durch die Therapie verbürgt.

Tatsächlich wird gegen das Salvarsan nur in Deutschland zu Felde gezogen. Überall im Auslande dagegen, selbst wo man die Deutschen nicht grade liebt, wie in Belgien, betonen die Ärzte Wert und Güte des deutschen Salvarsans und sind überzeugt, daß der außerordentlich starke Rückgang der Syphilis auf das Konto der rationellen Anwendung des Salvarsans in der Frühperiode zu setzen ist. Weder in Belgien, Holland, England, Skandinavien, der Schweiz noch auch in Sowjet-Rußland gibt es eine „Salvarsanfrage" im deutschen Sinne. Dagegen kämpft man in diesen Ländern mit sichtbarem Erfolg gegen die Syphilis! In der Schweiz hat es eine „Salvarsanfrage" in den romanischen und italienischen Teilen nie gegeben, doch ist auch dort eine Stimmungsmache einmal in den deutschen Teilen von deutschen Naturheilvereinen versucht worden — indessen erfolglos verlaufen.

In das Gebiet der Prophylaxe fällt dann weiter, daß die Gesundheitsbehörde der Ansteckung verdächtige Personen anhalten kann, ein ärztliches Attest über ihren Gesundheitszustand beizubringen. Um dem Erpressertum vorzubeugen, ist ausdrücklich bestimmt, daß anonyme Anzeigen in den Papierkorb zu wandern haben.

Von der allergrößten Bedeutung für weiteste Kreise der Bevölkerung ist die endlich erreichte Freigabe von Mitteln oder Gegenständen, die zur Verhütung der Infektion mit Geschlechtskrankheiten dienen. Um untaugliche Mittel auszuschalten, wird die Reichsregierung Prüfungsstellen für derartige Mittel einrichten und den Vertrieb der ungeeigneten verbieten. Es ist sehr zu bedauern, daß die endgültig angenommene Fassung des Absatzes 3a im § 184 StrGB. gegenüber dem Entwurf der Reichsregierung eine starke Verkrüppelung darstellt: besonders gefährlich ist der durch den (natürlich) deutschnationalen Antrag hineingekommene Zusatz, daß derjenige strafbar ist, der solche Mittel oder Gegenstände an einem dem Publikum zugänglichen Orte ausstellt, da es nach dem Wortlaut nicht ganz sicher ist, ob sich die Strafbarkeit nur

auf eine Sitte und Anstand verletzende Weise des Ausstellens bezieht. Der Vertreter des Reichsjustizministeriums hat zwar im Ausschuß auf die Reformbedürftigkeit des bisherigen Zustandes hingewiesen, und ausdrücklich erklärt, daß das öffentliche Ausstellen nur dann als strafbare Handlung zu betrachten sei, wenn es in einer Sitte und Anstand verletzenden Weise erfolgt; — aber es liegt hier die große Gefahr vor, daß besonders in katholischen Gegenden die Bestimmungen von den Richtern sabotiert werden können.

Da das Gesetz am 1. Oktober dieses Jahres in Kraft tritt, ist es eine brennende Frage, was aus den bisher reglementierten oder kasernierten Prostituierten werden soll. Diese Frauen ohne jede ärztliche Überwachung einfach auf die Straße zu setzen, ist natürlich unmöglich und könnte die Volksgesundheit erheblich gefährden. Die Gesundheitsämter müssen die rein ärztliche Fürsorge übernehmen. Vor allem muß die Sittenpolizei ihr Aktenmaterial und ihre Listen an das Gesundheitsamt abliefern, um die Polizei von vornherein weitern Nachschnüffelns zu entheben.

Den Pflegeämtern wird sich hier ein riesiges Betätigungsfeld öffnen: die bisher polizeilich konzessionierten Prostituierten einem bürgerlichen Broterwerb zuzuführen. Allerdings muß man allen derartigen Versuchen bei Prostituierten, die durch jahrelange sittenpolizeiliche Kontrolle korrumpiert sind, sehr skeptisch gegenüberstehen. Wichtig wird diese Arbeit vor allem für die ganz Jungen sein.

Ein Kardinalfehler des Gesetzes ist, daß der verordneten Behandlungspflicht kein absolutes Behandlungsrecht gegenübersteht. Dies bedeutet einen empfindlichen Mangel, eine Erschwerung bei Erreichung des vorgesteckten Zieles. Bei der Bekämpfung des Venerismus muß oberste und dringendste Pflicht sein, jedes Hindernis finanzieller und andrer Natur aus dem Wege zu räumen, um jedem Geschlechtskranken beste unentgeltliche Behandlung zu verschaffen.

Die Ablehnungsgründe der grundsätzlichen Übernahme der Behandlung mittelloser Geschlechtskranker seitens des Reichsfinanzministeriums, wie auch der bei den Verhandlungen angekündigte Einspruch seitens des preußischen und sächsischen Finanzministeriums kontrastieren seltsam mit den Angaben, daß 35 Millionen Menschen den Schutz der Krankenversicherung und von Rentenempfängern 3 Millionen Anspruch auf Behandlung aus der Invalidenversicherung hätten. Wenn unser Volk tatsächlich ärztlich so gut versorgt wäre, bleibt die Stellungnahme der Finanzminister unverständlich, denn sollten, wie ferner behauptet wird, rund 90 Prozent der Bevölkerung durch die verschiedenen Versicherungszweige in der Lage sein, freie Behandlung zu genießen, dann kann der Etat durch die Übernahme der Kosten für diejenigen der übrigen 10 Prozent, die freie Behandlung benötigen, nicht überlastet werden.

Ob nun aber 90 oder weniger Prozent der Bevölkerung ärztlich versorgt sind — sicher ist, daß der überwiegende Teil Kassenmitglieder sind. Und da ist die Frage von fundamentaler Bedeutung, wie diese Kassenmitglieder versorgt sind!

Ein Schlaglicht darauf wirft die von den Heilbehandlern in ihrer Kampagne gegen das Gesetz vorgebrachte Behauptung, Hunderttausende stünden hinter ihnen, mieden also die ärztliche Versorgung und zögen die Heilbehandler auch im Falle einer Geschlechtskrankheit zu Rate. Warum aber verzichtet angeblich ein Teil der Bevölkerung auf die ihm zustehende und von ihnen selbst getragene kassenärztliche Behandlung und läßt sich gegen teures Geld beim Heilbehandler kurieren? Grade bei den Geschlechtskrankheiten ist dieser faule Zustand äußerst verhängnisvoll. Zwar gelingt es den Methoden der Naturheilkunde, die Symptome der Geschlechtskrankheiten zum Schwinden zu bringen (die übrigens, ob mit oder ohne Behandlung, bei der Syphilis kommen und gehen, und bei der Gonorrhoe schließlich im chronischen Zustande fast unmerklich werden), indessen sind sie unfähig, die Krankheiten mit ihren Mitteln zu heilen und vor allem sie schnell ansteckungsunfähig zu machen. Da der Patient im allgemeinen den Wert einer Behandlungsmethode nicht beurteilen kann, kann der Grund der eben gezeigten Erscheinung nur in der Vernachlässigung der psychischen Seite der Therapie liegen. Dieser schwere Mangel ärztlichen Wirkens macht sich natürlich bei den Geschlechtskranken, die meist auch psychisch schwer geschädigt sind, in besonderm Maße geltend. Dieses vom Patienten schwer empfundene Manko ist im allgemeinen nicht auf den Mangel an psychischem Verständnis beim Arzt zurückzuführen, vielmehr darauf, daß der in der kassenärztlichen Tretmühle gradezu Fronarbeit leistende Arzt kaum Zeit hat, die von ihm geforderte sachgemäße Behandlung ordnungsgemäß durchzuführen, geschweige denn, sich mit der Psyche seines Patienten zu beschäftigen. Der Heilbehandler hingegen, der sich seine Arbeitszeit vom Patienten selbst bezahlen läßt, kann auch auf dessen Individualität eingehen, während beim vielbeschäftigten Kassenarzt der Patient den fatalen Eindruck gewinnt, hier gelte das Prinzip: „Nur die Masse kann es bringen".

Da die gesamte Krankenversicherung von den Werktätigen getragen wird, haben sie auch ein Recht, pflichtgemäße ärztliche Versorgung zu beanspruchen. Bei der heutigen Regelung ist weder der Patient zufrieden, noch der Arzt bei der schändlich schlechten Bezahlung seitens der Kassen in der Lage, sachgemäß zu arbeiten. Die Kassen täuschen etwas vor, was es in Wahrheit heute noch nicht gibt: Sozialversicherung der Kranken.

Da das Gesetz, wie während der Reichstagsverhandlungen immer wieder betont worden ist, auf die „freudige Mitarbeit der Ärzte" rechnet und es jeden Geschlechtskranken jetzt zwingt, den approbierten Arzt in Anspruch zu nehmen, ist es unerläßlich, daß die kassenärztliche Versorgung der Geschlechtskranken einmal energisch unter die Lupe genommen wird. Dringend nötig ist es, daß sich das Reichsgesundheitsamt endlich einmal mit dieser Seite des Kassenproblems beschäftigt und durch Umfrage im ganzen Reiche das Niveau der kassenärztlichen Behandlung Geschlechtskranker sowie die dafür den Ärzten zuteil werdende Honorierung feststellt.

Falsche Jugend von Arthur Eloesser

Auf meinem kleinen Spaziergang spioniere ich gern durch eine Zaunlücke in den Sportplatz hinein. Die Zwanzigjährigen und auch die Dreißigjährigen sehen viel besser aus als wir damals, schon deshalb, weil sie nach einem Modell gemacht sind oder weil sie sich über einen Typ geeinigt haben, schlank, bartlos, von lässiger Elastizität. Aber wenn sie zum Training antreten, fährt ihnen ein Donnerwetter in die Knochen. Mit wechselnden Abzeichen gehören sie alle zu einem großen Klub, zu dem der Jugend, und es scheint, daß sie diesen Vorzustand, der uns etwas beschämte, gern zu einem endgültigen machen möchten. Sie fragen nicht: was kommt danach? So ängstlich oder sorglich, wie wir damals fragten. Ich habe den Eindruck, daß es da weniger Verkrochene, weniger Verquetschte, weniger Einsame gibt als früher, daß sie zusammen einen Überschuß, einen Mutwillen wie von jungen Hunden oder sonstigen hübsch verspielten Tieren aufbringen. Am Tage treiben sie irgend etwas mit einer Gelassenheit, die sich nicht verbeißt, und am Abend wird gefeiert, ein ewiges Fest der Jugend, Sport, Tanz, Kino, Liebe — ein einfaches Sich-Ausrecken, Sich-Verstreuen, ohne Folgerung und ohne Forderung. Mit einem Wort: mehr Problemlosigkeit, und mit einem anderen: mehr Animalität. Ich sehe das durch meine Zaunlücke oder durch ein Gitter, als ob ich im Zoologischen Garten ginge und mich freute an den Kranichen, die auf einem Bein stehen oder an den Äffchen, die klettern, um zu klettern. Wir konnten das damals nicht, wir hatten uns über den Büchern krumm gesessen, um die Bedingungen des Lebens heraus zu bekommen und es dann zu regulieren. Heute lebt sich das Leben einfach aus, es ist gemeinschaftlicher, freier, flacher, auf jeden Fall leichter und jünger geworden. Damit müßten wir eigentlich zufrieden sein; denn das zwanzigste Jahrhundert, das uns grade noch übrig ließ, hat sich ja immer Verjüngung, Morgenfrühe, dritte Reiche gewünscht.

Trotz Krieg und Revolution und Inflation: das Leben ist leichter und freier geworden, es geht in kurzen Hosen. Wie ungeduldig waren wir, unsere Jugend loszuwerden! Die Welt war häßlich und schlecht eingerichtet. Also mußten wir es auch sein. Wie häßlich waren wir, bepickelt, mit frühem Bart, in schlecht sitzenden Hosen, in wehendem Havelock! Typ zwischen Apostel und Literat mit betonter Nachlässigkeit des bekümmerten Geistes. Dann stiegen wir in den väterlichen Bratenrock und ins Examen, und wieder ins Examen; denn wir mußten etwas werden, während jeder, durch die Gemeinschaft, heute etwas ist, wenn er jung ist. Wir Bratenröcke lebten im Männerhaus wie die Südseeinsulaner. Das Weib wurde da auch in Gedanken nicht eingelassen. Höchstens war einmal von Weibern die Rede, von dem Bedürfnis, mit dem man sich kläglich abfand, niemals von der in Spiritualismus konservierten Schwärmerei für die Heilige, für die Virgo im langen Rock, in Stahl und Fischbein. Wenn wir Bratenrock, Chemisette, Röllchen auszogen, brachten wir es allenfalls bis zur Hemdsärm-

lichkeit, aber nicht bis zur Nacktheit. Wie schwer hat Dehmel noch an ihr dichten und sie symbolisch anziehen müssen!

Indem die Frauen die Haare und die Röcke, die Würde oben und unten abschnitten, haben sie sich und uns mutiger und ehrlicher gemacht. Es ist das erste Mal in der Geschichte, daß die Jungen den Alten die Tracht vorschrieben. Eine Badehose ist heute ein Anzug, das Pyjama ein Empfangskleid. Ein Sieg der Jugend, des Leibes, des Verlangens nach Luft, Wasser, Sonne, und was sonst die Haut streichelt, die nach dem Wort eines genialen Arztes der eigentliche Sitz der Seele sein soll. Es ist das erste Mal seit der christlichen Zeitrechnung, daß die Jugend nicht allein von Erwartung und Entbehrung, von Angst und Heimlichkeit lebt. Liebe wurde zur Freiluftsache, was dann auch nicht ohne seelische Abkühlung geschehen konnte. Wir hatten noch gelernt, daß sie stark wie der Tod sei, unbedingt, metaphysisch mit Ausblick auf die Ewigkeit. Heute geht sie früh mit der Erfahrung, mit Vorbehalten und will so bedingt, so endlich sein wie das Leben selbst. Heute lieben alle alles, liebt die Jugend sich selbst, eine große erotische Organisation, wie sie Wedekind noch dramatisch vorträumen mußte.

Also eine schlechte Zeit für die Dichter, die zu wenig Entbehrung, zu wenig Verzweiflung für ihre Indignation vorfinden.

Ich sagte, daß ich unsre Jugend nur durch eine Zaunlücke oder durch ein Gitter sehe. Ich tanze und spiele nicht mit den Jungen, da ich mich gern auf die eigne Weise lächerlich mache und da ich es wohl auch herausbekommen habe, wie man in jedem Lebensalter zu einem Wiederanfänger wird. Wir sind aus einer robusten Generation, und da wird noch manches Jungenhafte übriggeblieben sein. Wann hört man denn auf zu spielen? Nur der Philister wird ein erwachsener Mensch. Aber wenn so ein einzelner Junge mir mal in den Weg läuft — ich sperre ihm den seinen nicht—, dann frage ich ihn wohl: Wer ist nun der Sprecher eurer Partei der Jugend, wem von allen, die da schreiben und schreien, habt ihr das Wort gegeben? Manchmal wird einer genannt, der von der letzten, von der vorletzten Generation noch nachwirkt. Von den Heutigen wissen sie kaum einen zu nennen, und ihr Gedächtnis scheint noch unwilliger, sich auf irgend einen Ahnherrn unter den Alten zu besinnen. Wir waren noch zwischen lauter Heiligtümern aufgewachsen. Diese Jugend ist großartig im Vergessen. Vergessen ist wirksamer als Empören. Ich brauche die paar tausend Jahre Europa, eine kleine Gegenwart, mit ihren lieben Zeitgenossen. Wenn ihr sie nicht braucht, behelft euch, um dann dem einen eure Stimme zu geben, den ihr nicht einmal allzu dringlich erwartet. Manchmal scheint es, als ob ein Ruf verloren gegangen sei. Vielleicht von denen, die da draußen liegen. Und die auch schon vergessen sind. Und als ob eine furchtbare Stummheit euer mit dem Leben so vergnügtes Leben beschattete. Aber das empfinde ich wohl mehr als ihr, und ich möchte euch Tänzern und Spielern um Gotteswillen keinen tragischen Leistenbruch andichten.

Diese Gedanken kamen mir, als ich das kleine erotische Familiendrama gesehen hatte, mit dem Klaus Mann die deutschen Bühnen bereist. Familiendrama nicht nur, weil der neue Thespis die Braut, die Schwester, den Schwager in seinem Karren fährt. Klaus Mann ist der Vater von Thomas Mann, der Schwiegervater von Wedekind, der Onkel von Hermann Bang; er hat sie alle überlebt und alle Dekadenz geerbt, aus der sie nur stammten. Aber da er immer noch zwanzig Jahre alt ist, hat er Zeit, die ganze Erbschaft aufzuzehren, und dann wird er ebenso glücklich verwaist und Sohn von sich selbst sein wie meine Freunde hinter dem Zaun, die sich um den Fußball raufen, um die Aschenbahn kreisen und mit den Beinen denken.

Turnier Rot-Weiß von E. L. Schiffer

Deutschland will sich bilden
Drum holt sichs Big Bill Tilden
Damit er Tennis zeig
Dem heilgen deutschen Reich.
Alle Herzen fliegen ihm zu
Stahlhelm hat Ruh
Autoreihn zu den Americans ziehn
So sinkst du dahin mein stolzes Berlin.
Out and in und down and up,
Heil dem Sieger vom Davis Cup!
Forehand, backhand, smash and drive —
Such is life.

Vom Lac Lehmann die Meisterschaft
Die haben diesmal wir errafft,
An Ehren und Preisen reich
Gehts heim ins heilge deutsche Reich.
Was werden in Genf aber die beziehn
Die aus München und die aus Berlin?
Stolz weht die Flagge Schwarz-Rot-Gold in Genf
Alles in Butter — wann kommt der Senf?
Man rennt out and in und klettert down and up
Sie fischen sich Süßes aus dem sauren Dawes Cup —
Forehand, backhand, smash and drive —
Such is life.

Rechts marschiert und links steht still,
Weils der liebe Gott so will,
Denn alle sind vor ihm gleich
Im heilgen deutschen Reich.
Hier 'ne Pille, dort ein Pflaster
Sport heilt rot und weiße Laster
Autoreihn zum Grunewald ziehn —
Das beruhigt nicht ganz Berlin,
Denn ewig out und niemals in und immer down und niemals up,
Den einen den weißen, den andern den schwarzen Cup
Die einen schlagen — auf die andern trommelt forehand,
backhand, smash and drive
Is that life?

Das Genie und sein Bruder von Alfred Polgar

Sil-Varas Komödie, in Wiener Burgtheater gespielt, gibt einen Beitrag zur Phänomenologie des Genies, im besondern des künstlerischen. Held des Stücks ist ein Musik-Macher, ergeben der Gebieterin, fromm und ekstatisch aufgetan der Kunst, an die er glaubt, heimgesucht von Qual und Seligkeit schöpferischen Müssens. Die Komödie zeigt uns den Ungewöhnlichen eingesponnen ins Gewöhnliche, den Ungemeinen bedrängt vom Gemeinen. Die Welt (oder was man so nennt) setzt ihm zu; er, von der Feindin nichts wissend, als daß sie das ist, wehrt sich mit den rührenden Praktiken der Wehrlosigkeit. Er ist arglos, kindlich, zuweilen auch kindisch, launenhaft, er hat sein eignes Moralgesetz, er ist so sanft wie störrisch, immer auf der Rutschbahn zwischen Kleinmut und höchstem Ichgefühl, ein bedenkenloser Ausnützer und bedenkenloser Sich-Verschenker, ein Egoist um dessentwillen, was er zu geben hat, den Tieren, Blumen, einfältigen Menschen hold, inmitten der Realität abseits von ihr, dem Terror seines Künstler-Wesens unterworfen und ihn selbst wider andre übend. Diese Linien im Bilde des Genies, dessen kläglich-schiefe Stellung im bürgerlichen System, die Schwäche des Starken, die süße Torheit hohen Geistes: das zeichnet Sil-Varas Komödie fein und witzig. Aus den Fratzen, die gemeine Welt dem Genie, aus den Grimassen, die jenes dieser schneidet, wird da ein lebhaftes, burleskes Muster geflochten (und dem Ernst des Spiels kunstvoll verwebt).

Schwieriger als die weltzugewandte Seite des Genies (die Rückseite gewissermaßen) dürfte die gottzugewandte, die Vorderansicht, zu zeichnen gewesen sein. Wie kann der Dichter eine erfundne Bühnenfigur als Genie glaubhaft machen? Gar nicht. Sil-Vara unternimmt den hoffnungslosen Versuch. Er läßt von der höhern Substanz, deren das Herz seines Helden voll ist, dessen Mund übergehen. Das heißt: der Musikant spricht öfters gesteigerten Text, seine Rede hebt sich aus dem Dunst, sein Unsterbliches transpiriert Worte, Strahl aus dem Bezirk der Ahnung durchdringt die profane Sprache; und selbst über diese noch spielt Widerschein des Lichts, das im Sprecher lebt. Auch das macht Sil-Vara fein und taktvoll. Mit Fingerspitzen nur, behutsam, rührt er an das Genie-Mysterium. Solche Rücksicht läßt er fahren in der bizarren Schlußszene von Akt II. Da wagt er nichts Geringeres, als seinem Helden den Gebär-Prozeß zu machen, der den künstlerischen Einfall zur Welt bringt. Wir hören das Kreißen des Schaffenden, miterleben den Augenblick, da das Werk aus des Geistes Mutterschoß heraustritt. Es ist eine mehr als gewagte Szene, hart an jener Linie, wo nur mehr ein schrittbreiter Zwischenraum das Erhabne vom Nachbargebiet trennt.

Sil-Vara gibt seinem Musiker einen Bruder bei; eine Nachbildung von Wesenszügen des Genies in gemeinem Material. Da fördern die hohen Mittel niedern Zweck, Phantasie zeugt blauen Dunst, und mit des Geistes Fittich werden dem Nebenmenschen die Augen ausgewischt. Wenn der Bruder nicht

einen so beizenden Zusatz von Schuftigkeit hätte, könnte man meinen, er und das Genie seien als ein Ich zu denken, von der Komödie nur zum Verdeutlichungszweck in zwei Individuen gespalten. Ein Diptychon: himmlischer und irdischer Leichtsinn. Der Bruder behält zum Ende, wenn auch nicht Recht, so doch die Oberhand. Er schafft Rat, er löst die menschlichen und sachlichen Verwirrungen, die das Spiel anrichtet, er hilft auch auf seine Art — nach den Regeln, wie sie der Rasta kennt, dem der Dalles unter den Händen brennt — dem Bruder, an dessen Genie er glaubt. An dieses glauben ferner die sanfte, schwärmerische Magd, die alte Jungfer, der meditative Dienstmann. Hingegen glaubt die Herbergsmutter nicht daran.

Sie und ihre Pension verkörpern „das Leben", an dessen Kleinheit und Gemeinheit Genie sich wund stößt. Es ist ein Höhepunkt der Komödie, wie der geistige Mensch, in einem Ausbruch leidvoller Empörung, gegen diese häßliche, besitzgeile, Alles mit ihrem Tang umwindende, in ihren Schlamm hinabziehende Welt sein Recht auf Freiheit proklamiert. Hier steckt der revolutionäre Gedanke des Spiels, das, trotz seinem guten Humor, ein bitteres Unlustspiel ist. In das Bild der gräßlichen Pension und der Hexe, die dort gebietet, setzte Sil-Vara seine saftigsten Farben. Er schöpfte da offenbar aus einer Fülle empirischen Vorrats. Lärm, Küchengeruch, Wurzerei, Dienstboten-Marter, Schmutz, Krach, Plüschmöbel mit Deckchen, Brutalität, Süßlichkeit, Tränen, Gekreisch, Geiz, Mißtrauen, schlechtes Fett: „die Pension", hat ihren Juvenal gefunden.

Sil-Varas Komödie zeigt Ähnlichkeit mit ihrem Helden. Sie ist weise und närrisch, schwankend zwischen justament und non-violence, leicht und krampfhaft, niedergeschlagenfröhlich und himmelhoch-betrübt, reich an zarten, heitern, burlesken Zügen, auch an kindlichen. Sie macht zu feiner Musik einen großen Wirbel, sie gewinnt den Hörer und stürzt ihn mit mancher Zumutung in Verlegenheiten. Wertvoll schon durch die Höhenlage ihres Problems, besteht sie auch im Sinn des wirksamen Theaters. Das Flechtwerk des Dialogs hält die Figuren im geistigen Raum gut beisammen — bis zum Schluß, wo Spiel und Spieler auseinanderlaufen —, über die Szene streicht Atem der Wirklichkeit (soweit ihn der Dichter nicht, zu Sublimierungszwecken, abfängt).

Hans Brahm, der Regisseur, setzt der ohnehin dreigeteilten Bühne, auf der die Komödie spielt, noch etwas Obergeschoß auf. Man sieht die Beine der Personen, die dort gehen und kommen. Nützt es nichts, so schadet es doch auch nichts. Seit „ebener Erd' und erster Stock" kommt es Hans Brahm auf eine Etage mehr oder weniger nicht an. So dürfen wir erwarten, daß er bald die ideale Forderung an das Theater, einen Querschnitt durchs Leben zu geben, erfüllen wird; wenn auch in einem etwas mechanischen Sinn.

Raoul Aslan zeigt auch als Genie Talent. Er hat für die Rolle den nötigen, besondern Humor, das Liebenswerte, das Verbohrte, die Labilität der Stimmung; und sein gelegentliches

Pathos klingt echt. Nur das Kindliche, Weltfremde kann man ihm schwer glauben. Höbling ist erheiternd tüchtig als frère et cochon. Die traurige, verliebte Magd spielt Frau Wagener mit Gefühl, ohne larmoyant zu werden. Es ist nicht zu leugnen, daß sich das brave Mädchen, mehr als ihr Dienst erfordert, in der Stube des genialen Zimmerherrn aufhält und mit ihm überflüssige Gespräche führt. In diesem einen Punkt muß ich der Pensionsmutter gegen den Dichter recht geben.

Deutscher Filmfrühling 1927 von Axel Eggebrecht

Verhandlungen und Abschlüsse innerhalb der Filmindustrie zeichnen sich sonst nicht grade durch Übereile aus. Aber die neuen Herren der Ufa wollen offenbar zeigen, daß der alte branchenübliche Schlendrian nunmehr aufgehört habe. Sofort nach der Machtergreifung hat Hugenbergs Kanzler, Feldwebel und Großvezier Klitzsch, sein Büro inmitten der wimmelnden Ufamannen aufgeschlagen und die verlotterten Rekruten in die Mache genommen. Die Angestellten, über die seit Jahr und Tag ein Abbaugewitter nach dem andern niederging, kommen aus dem Zittern nicht mehr heraus.

Als Stabsoffiziere des neuen Kommandeurs fungieren der Scherlsche Syndikus Doktor Donner und der Führer der Scherlschen Filmpresse-Brigade, Alfred Rosenthal-Aros. Einer der ersten, die gehen mußten, war Rudolf Schwarzkopf, in widrigsten Zeiten als Pressechef bewährt, unter den Berliner Journalisten aller Richtungen geachtet, was bei den Stürmen der letzten Jahre schon etwas heißen will. An seiner Stelle hat man offiziell die harmlose Zuckerkanone Heinz Tovote aufgefahren, zweifellos für die Damen der bessern, durch Hugenberg repräsentierten Kreise eine Autorität. In Wahrheit aber dirigiert nun Herr Aros die öffentliche Meinung über die neue Ufa, der gleiche Herr Aros, der vor wenigen Monaten als Zeuge in einem Presseprozeß mit schöner Offenheit die Vereinigung von Inseratenakquisition und Redaktion in seiner Person nicht nur zugab, sondern solche Synthese als die für ein Fachblatt einzig richtige Maxime pries.

Über die neuen Produktionspläne ist vorerst nur so viel bekannt geworden, daß man energisch an einer vernünftigen Gesundung arbeiten wolle: das heißt: Alle Filme, die ein „Experiment", also etwa ein künstlerisches Risiko, darstellen, sollen einem Communiqué zufolge vermieden werden. Das klingt ja ganz plausibel, wenn man an die Unglücksexperimente Faust und Metropolis denkt. Es bedeutet aber in der Tat den völligen und grundsätzlichen Verzicht auf eine Besserung der jämmerlichen Produktion von heute, ein beinahe provozierendes Bekenntnis zum meskinen, billigen Schundfilm, wie er zur Zeit die Programme beherrscht. Jede Hoffnung darauf, es könnte uns einmal gottbehüte etwas andres als Schmarrn mit Sacharin serviert werden, können wir nach dieser Verlautbarung der neuen Küchenchefs einpacken.

Ihre wirkliche Abhängigkeit von den amerikanischen Partnern der Parufamet ist nämlich, wie bei dieser Gelegenheit

herauskommt, viel größer, als man bisher gewußt hat. Über die wirklichen Bedingungen, unter denen im Dezember 1925 die Amerikaner ihre berühmten vier Millionen Dollar gaben, ist immer ein wohlwollendes Schweigen gebreitet gewesen. Man begeisterte sich damals an der Verzuckerung, an jener Klausel, die den jährlichen Import von zehn deutschen Filmen zu garantieren schien, und achtete nicht darauf oder wollte nicht merken, was für ein gründliches Laxin daruntersteckte. Jetzt, mit einer durchsichtigen Geste edler Offenheit, wird durch die neuen Ufaherren bekannt, daß es sich bei jener Zehn-Filme-Bestimmung um eine ganz faule und dehnbare Sache handelt, zu deren Durchkreuzung es zum Beispiel schon genügte, daß sich ein Film „nicht für den amerikanischen Geschmack eigne". Und von welchem deutschen Produkt des Jahres 1926 wollte man das behaupten? Um so rigoroser und eindeutiger aber sind die klaren Paragraphen, die den Amerikanern bedingungslos 75 Prozent der Ufa-Uraufführungstermine reservierten.

Für die neuen Herren vom nationalen Kurs ist ein solcher Schmachvertrag natürlich eine harte Nuß. Sie sitzen nun da, wie ihre Reichstagsabgeordneten in der Regierung. Alle Ankündigungen des neuerstarkten, deutschen Films hören sich gut an — bis zur Erfüllung der mitübernommenen Verträge. Nun kennen wir ja aus der Politik die erfolgreiche neudeutsche Methode, innenpolitische Erfolge durch außenpolitisches Nachgeben zu sichern. Ganz so gehts hier zu. In den kommenden politischen und wirtschaftlichen Kämpfen wird der Presse-Film-Block Scherl eine heute noch gar nicht übersehbare Stoßkraft entwickeln. Wenn erst die Fragen: Monarchie oder Republik, Krieg oder Friede, Kolonien oder nicht — zur Generaldebatte stehen werden, dann werden wir Verschiedenes erleben. Für solche Aussichten können die Hugenberger schon vor den Amerikanern Männchen machen. Gleich als die ersten Fanfaren über die neue, nationale Filmindustrie durch die Blätter dröhnten, mußten die Auguren lächeln. Zwar ritt die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" gegen die Vertragserfüllung einen versuchsweisen Bravourritt von Mars la Tour — wobei man freilich naiverweise eine rührende Unkenntnis der Amerikaner über die Grenzen des Hugenbergschen Pressereichs voraussetzte. Am nächsten Tage aber merkte man den schlechten Eindruck, setzte die große Jongliermaschine in Gang und dementierte durch die Telegraphen-Union die eigne Dreistigkeit, nicht ohne mit biederm Augenaufschlag auf die hierzulande bodenständige Vertragstreue stolz hinzuweisen. Als dann Zukor, der Gewaltigste der Filmgewaltigen, selber übern Teich kam, wars keiner gewesen, und die artige kleine Ufa bekam vom Onkel neue Zuckerplätzchen in Gestalt einer Zusage, die eine „wohlwollende Revision der bestehenden Verträge im Sinne einer Verständigung" in Aussicht stellte.

Energischer und erfolgreicher betätigte sich die Ufa im nähern, filmschwächern, europäischen Auslande. Ein wunderbares Stück deutscher Organisationsarbeit konnte man da etwa nach der Premiere des Weltkriegsfilms erleben. Schon am folgenden Morgen brachten die Scherlblätter englische zu-

stimmende Pressestimmen. Das hatten der Herr Atkinson vom „Daily Express" und die „Evening Post" bewirkt. Beide Blätter beziehen Scherlsche Nachrichten. Mister Atkinson hatte aber den vor der deutschen Öffentlichkeit und den deutschen Journalisten während seiner Herstellung streng geheim gehaltenen Film schon zuvor gesehen: ein oberfeiner Schachzug, um die heimischen internationalistischen Kriegsgegner mit ihren eignen Waffen zu schlagen.

Aber das sind Kleinigkeiten. Man wird gut tun, über allen solchen Polemiken im Einzelnen nie zu vergessen, daß Hugenberg sein Hauptziel, die Überführung wesentlicher Filmkräfte in nationale Hände, bereits erreicht hat. Die erneut bestätigte Unterwerfung unter Amerika wäre heute gradezu zu begrüßen, wenn dadurch endlich tabula rasa mit dem deutschen Schund gemacht würde. Leider kommt es aber dazu bestimmt nicht. Die amerikanische Hegemonie auf dem Weltmarkt bedeutet nicht Vernichtung des deutschen Films, sondern Stabilisierung seiner Minderwertigkeit. Mit billigen und schlechten Waren wurde hierzulande immer noch ein sicheres Geschäft gemacht. Und man ist sich innerhalb der Branche über die eigne Niveaulosigkeit vollkommen klar. Nur schiebt einer die Schuld auf den andern, der Produzent auf den Importeur, der Verleiher auf das Kontingent, der Theaterbesitzer auf das Publikum. In Wahrheit haben, abgesehen von den nicht mehr zu ändernden internationalen Bindungen, diese letzten beiden wohl die eigentliche Schuld, Publikum und Theaterbesitzer, also der Theaterbesitzer, weil die Masse des Publikums sich an das gewöhnt, was man ihm vorsetzt. 3000 Kleinbürger haben von ihren kleinen Flimmerhöhlen mit 200 oder 400 Plätzen ein Jahrzehnt lang eine unumschränkte Banausokratie ausgeübt, die blindlings die plattesten Instinkte bediente. Wie diese Leute denken, zeigte jüngst mit wahrhaft entsetzlicher Deutlichkeit eine Abstimmung des Filmkuriers über die besten Filme des lezten Jahres. Heidelberger Herzen, Wien, Rhein, Studenten und Militär gingen als haushohe Sieger weit vor Potemkin, Chaplin, den großen Amerikanern durchs Ziel. Das ist die wirkliche Meinung von Leuten, die das breite Publikum nur zu genau kennen. Und nach dessen Geschmack richten sich nun auch die Riesentheater mit ihren 3- und 4000 Plätzen. Nur das Geschäft hat einen größern Umfang angenommen, die Konzentrierung schreitet fort, die Aufmachung ist großartiger geworden — auf Experimente werden sich diese Großtheaterbesitzer erst recht nicht einlassen.

Liest man die deutschen Produktionsankündigungen für die kommende Saison, dann kann einem schlecht werden. Typisch ist, daß die unter Karl Freund verheißungsvoll begonnene Fox-Europaproduktion ihre Arbeit nach großen Berliner Presse- und Publikumserfolgen nach einem Jahr eingestellt hat. Die Provinz will das nicht, die Provinz will Loreley und Emden; die Provinz, die uns die Regierung lieferte und den Stahlhelm schickte, hat die letzten Versuche zu einer deutschen Filmkunst abgewürgt. Die Minderwertigkeit ist stabilisiert. Es ist schwer, sich mit der Filmerei dieses Landes noch ernsthaft und kritisch zu beschäftigen.

Bemerkungen

Englische Gerichtsurteile

England ist das klassische Land der Mildtätigkeit. Mildtätigkeit schafft Bettelei, und das Überhandnehmen der Bettler macht Gesetze gegen Bettelei notwendig. Das heute geltende Landstreichergesetz wurde 1824 geschaffen, zu Beginn der „industriellen Revolution", als der mechanische Webstuhl die Lancashire-Weber zu Tausenden auf die Landstraßen trieb, als sich die „blanketers" (die „Wolldeckenleute") aus den Lancashire Spinner- und Weberstädten zu einem Demonstrationszuge nach London aufmachten (mit einer Wolldecke versehen, um im Freien schlafen zu können), und beim Übergang über den Merseyfluß von berittenen Soldaten auseinandergetrieben wurden. Ihre Leidensgenossen bevölkern noch heute die Landstraßen Englands, und das damals geschaffene Gesetz wird noch immer mit der gleichen Schärfe angewandt. Nach diesem Gesetz wird jeder ohne Gnade eingesperrt, der „ohne sichtbare Existenzmittel umherwandernd" angetroffen wird. Zu Anfang dieses Monats hatte das Schicksal denn auch einen alten Kunden erreicht, der gar zu gern auf der Landstraße geblieben wäre. Schließlich entdeckte er in seinem Strumpfe ein Halfpennystück, das Gericht sah dies als „sichtbares Existenzmittel im Sinne des Gesetzes" an und erkannte auf Freispruch. (The Commonweal, Nr. 15, 9. April 1927.)

Ich weiß nicht, ob sich die Richter in diesem Falle als Wohltäter der Menschheit empfunden haben; der Gerichtshof in Leigh jedoch muß so etwas gefühlt haben, als er zur Verurteilung eines Jungen schritt, der einen Freund dazu überredet hatte, eine fremde Münze an Stelle eines Shillings in einen Zigarettenautomaten zu stecken. Hier ist das Urteil: zwölf Monate lang darf der Bösewicht keine Zigaretten rauchen, zwölf Monate lang muß er jeden Abend um neun Uhr im Hause sein und jeden Sonntag in die Kirche gehen. Womit die Richter es denn der Kirche schwarz auf weiß bescheinigt haben, daß es eine Strafe ist, ihrem Gottesdienst beizuwohnen.

So kann es einem ergehen, wenn man „bessern" statt „strafen" will.

Gerhard Kumleben

Deutschnationale Beratung beim Zeitungskauf

Das ist eine neue Form treudeutscher Aktivität: ich habe sie bis jetzt auf den Bahnhöfen von Zürich und Bern beobachten können.

Dort wirst Du in den verstecktesten Ecken stets Deutsche finden, denen man den ehemaligen Offizier, vom Major angefangen bis zum General, an der Nase absehen kann. Sie sind fast stets zu zweien. Sie haben Aktentaschen bei sich, viele Papiere und Briefschaften ... Sie stecken die Köpfe dicht zusammen und unterhalten sich im Flüsterton. Dabei entgeht niemand, der den Saal betritt oder verläßt, ihrer Aufmerksamkeit. Oft genug habe ich beobachtet, daß sich hinter irgend einem Vorübergehenden das Mundwerk des einen dieser Beobachter und der Bleistift des andern in Bewegung setzt. Die Schweizerische Fremdenpolizei sollte sich dieser fliegenden Bureaus einmal annehmen.

Die Herrschaften sprechen meistens sehr leise, aber es kann doch einmal vorkommen, daß sie in Erregung geraten. Dann vernimmt der verwunderte Zuhörer am Nebentisch, daß der Schweizer Rechtsanwalt L. jetzt den Auftrag bekommen hat, für Jugoslavien Waffen zu kaufen, daß die Bezahlung von der französischen Gesandtschaft in Bern mit Schatzscheinen erfolgen soll, daß aber über den Mittelsmann in Rohrschach diese Aktion gleich nach Berlin berichtet ist, von Herrn L. selbst natürlich, und daß

er im übrigen „sehr ordentlich gegen Polen arbeitet und die ukrainischen Interessen dankenswert vertritt."

Wenn man auch das alles nicht begreift — die zuständigen Stellen in Berlin werden schon wissen, worum es sich handelt und von wem die Rede ist: diese Zeilen dienen vielleicht dazu, daß sie ihren Agenten empfehlen, etwas leiser zu sprechen...

Aber eigentlich wollte ich ja von der Beratung beim Zeitungseinkauf erzählen.

Das geht so vor sich.

Du trittst an einen Zeitungsstand und kaufst irgend ein Blatt, das nicht rechtsgerichtet ist. Du ziehst mit Deiner Zeitung ab und wirst nach einigen Augenblicken von einem mit peinlicher Sorgfalt gekleideten Herrn angeredet, der, wenn er Dich nicht für einen Deutschen hält, mit erlesener Höflichkeit und mit tiefbekümmerter Miene auf Deine Zeitung deutet und sagt, daß Du Dir aus einem „solchen" Blatte nur falsche Informationen holen kannst, und daß Du mit einem solchen Kauf nur jene Kreise unterstützt, die den Umsturz wollen... Und schon empfiehlt er Dir das rechte Blatt, indem er Dir eine Zeitung in die Hand drückt, die er aus seiner Manteltasche zieht. Zweimal ist mir auf diese Weise mit einer Nummer der Deutschen Zeitung, einmal mit der Täglichen Rundschau billiges Papier geliefert worden.

Ein wenig anders vollzieht sich die Sache, wenn die Aufsichtsperson vor dem Zeitungsstand den Käufer linksgerichteter Zeitungen als einen Deutschen erkennt —: dann läßt er zunächst einmal seine auf dem Kasernenhof erworbene Menschenkenntnis spielen. Nimmt er an, daß an diesem Käufer da doch Hopfen und Malz verloren ist, daß er also schon zu jenen gehört, die man am besten gleich an die Wand stellen sollte, dann wird er sich höchstens die Person merken, wird diesen Käufer aber unangesprochen vorübergehen lassen. Junge Leute jedoch und solche, denen man ansieht, daß sie vor den lümmelhaften Manieren eines Feldwebels Respekt haben, werden angesprochen und kurz und scharf darauf aufmerksam gemacht, daß sie im Auslande die Pflicht haben, nationale Blätter zu kaufen, die deutschen Belange und nicht die Judenpresse zu unterstützen.

Diesen Ablauf der Dinge habe ich zweimal beobachtet. Dann haben wir solche Szenen fast ein Dutzendmal mit Hilfe eines Schweizer Studenten inszeniert, der sehr fließend Hochdeutsch mit Berliner Klangfarbe spricht. Einmal antwortete der junge Mann scharf und sehr abweisend —: darauf hatte der deutsche Aufsichtsbeamte sogar die Unverschämtheit, die Vorweisung des Passes zu verlangen.

Leider wurde ihm dann ein wenig zu schnell mit der Polizei gedroht, so daß es ihm gelang, zu verschwinden. Er ist aber dann ein paar Tage später gesichtet, gerade, als er das deutsche Konsulat in Basel betrat...

Also vielleicht auswärtiger Dienst, diese Beratung?

Aus welcher Unterabteilung der Locarnofonds werden sie bezahlt?

Otto Kuck

Schauspieler spielen Schauspieler vor Schauspielern

Diese dunkle Überschrift erhellt sich sofort, wenn gesagt ist, daß kürzlich im Theater „Tribüne" um Mitternacht für Schauspieler eine Aufführung von Molnars „Spiel im Schloß" stattfand, dessen Helden Schauspieler sind. Die Schauspieler im Parkett sahen also von den Schauspielern auf der Bühne Schauspieler dargestellt.

Es soll nicht von dem hier bereits vom Panter schmunzelnd beschnupperten, lockern, lockenden Stück und Spiel gesprochen werden, sondern über den Komiker Romanowsky: warum über ihn die Schauspieler im Parkett vollends derart lachten, wie man niemals im Theater hat lachen hören.

Die äußere Komik dieses Romanowsky wurzelt nämlich grade

in den Eigenschaften, derentwegen sonst gemeiniglich ein Schauspieler als unmöglich gilt. Seine dünne, immer verschnupfte Stimme gluckst sich überschlagend bei jedem i- und ü-Laut; sein Kehlkopf druckst ruckweise kurzatmige Sätze heraus; sein fast unbewegliches, zerfließendes, mit Tränensäcken behängtes Gesicht zuckt nervös, wenn er die Augen schließt, um sich unter dem Stottern wegzuducken; sein langer Körper ruckt krampfhaft, während er sich verschluckt, um unbeholfen eine Geste zu bringen, die nur andeutungsweise gelingt.

Kurz: dieser glucksende, drucksende, zuckende, ruckende, schluckende, verschnupfte, verschüchterte Mime würde von jedem Provinztheater wegen völliger Unbegabtheit entlassen werden. Weil er aber die innere, wirkliche Komik hat, welche nichts ist als Tragik, die sich der Ausdrucksmittel der Unbeholfenheit bedient, so wirkt er komischer als jede konstruierte, noch so komische Komik.

Die zuschauenden Schauspieler aber erschauten in diesem Nichtschauspieler, der diesmal auf der Bühne nicht nur Schauspieler zu sein hat, sondern gar einen Schauspieler spielen muß, das ins Groteske gesteigerte Monumentalbild ihrer eigenen Unzulänglichkeiten. Und lachten das aufrichtigste aller Gelächter, das in aller Welt immer gerade über die Unvollkommenheit des Menschen erbraust, die, an einem selber erschaut, tragisch erscheint, bei andern aber durchschaut, die einzige wirkliche komische Wirkung hervorruft.

Wie im letzten Akt der Schauspieler Romanowsky als Hofschauspieler auf dem Theater Theater spielt; wie er halb in überlegter Pose, halb in unterlegter tatsächlicher Aufregung bibbert, daß die Manschette zittert; wie der Routinier nicht über die kleinen falschen Gefühle, sondern über die großen französischen Namen sacht geniert stolpert; wie die empörte Geste der Rolle noch in der Wirklichkeit, die doch abermals eine Rolle ist, nachschwingt ... da dauern die Lacher der Lacher im Parkett länger als die auf der Bühne gesprochenen Sätze.

Da lachten die großen Mimen im Theater über ihr eigenes Theater. Diese Menschen, jeden Abend aufs neue nach dem Kranze grapschend, den ihnen die Nachwelt (gleichwie dem Kritiker) versagt, — sie lachten sich alle Schminke und Großartigkeit ab und lachten sich geradeswegs ins Bürgerliche hinein. Paul Wegener schmolz die Bronze-Buddha-Maske vom gelächterzerweichten Mongolenschädel; Krauß, der eben noch im Film „Laster" als Kokain-Irrer mark- und beinerschütternd über die Leinwand zuckte, gröhlte gelöst wie ein Skatbruder am Stammtisch; der kuglige Komiker Wallburg neben mir drohte mich mit den gekicherdurchströmten wild wogenden Wellen seines Leibs vom Platz zu schwemmen, und Elisabeth Bergner war plötzlich das Bürgermädchen Lieschen, das in ihren Pelz kichert.

So amüsant es ist, Molnars Stück zu betrachten: an diesem Abend war es noch amüsanter, die Schauspieler im Parkett zu betrachten, die über die Schauspieler spielenden Schauspieler auf der Bühne lachten. Der Erfolg dieses Stückes ließe sich dehnen, bis Käthe Haack Großmutter ist, wenn jeden Abend die Prominenten als Zuschauer engagiert werden könnten, so daß das Publikum zugleich über das Theater auf der Bühne wie über das Theater im Parkett lachen könnte, indem es in diesen berufsmäßigen vollkommensten Spiegelbildern der Menschheit sich selbst sieht, wie es aussieht, wenn es lacht ... wenn es so vollkommen lachen könnte, wie dieser Chor der lachenden Mimen.

Kurt Pinthus

Wandspruch

Lernet-Holenia —
Vergesset Rehfisch!

Und immer wieder Chaplin

Da hat nun schon beinahe alles, was schreibt, irgendetwas Tiefgründiges oder Amüsantes über den kleinen Mann mit seinen schlenkernden Beinen geäußert, und ich maße mir beileibe nicht an, dem noch etwas Neues hinzuzufügen. Alle Welt kennt die Elemente dieser Komik: die Tragik des Schwachen im Kampf mit dem Objekt. Im Grunde ist es immer dasselbe, und es ist immer so groß und künstlerisch so vollkommen, daß es gar nicht anders sein kann. Aber wenn die Theoretiker der chaplinschen Komik sich nur noch wiederholen können, Chaplin selbst findet immer wieder neue Nuancen und neue Variationen. Er scheint wahrhaftig unerschöpflich an Einfällen zu sein. In Paris gab es jetzt in einem Kino gleich drei neue Filme von ihm, und wenn man sie sieht, ist man beinahe unzufrieden mit dieser Reichhaltigkeit, so schön und lustig und erschütternd ist jede Einzelheit.

Der erste dieser Filme heißt „Journée de Plaisir". Also stellt Euch Chaplin als biedern Kleinbürger vor, der mit seiner Frau und seinen zwei Göhren einen Sonntagsausflug macht, zuerst im Ford und dann mit dem Dampfer. Was da alles passiert, bis das Auto in Gang kommt, welche Schwierigkeiten er mit der Verkehrsordnung hat und wie er schließlich zusammen mit zwei Schutzleuten in frischem Teer stecken bleibt, das kann man natürlich nicht erzählen. Aber es ist noch viel mehr in diesem Film, nämlich die ganze Tragikomödie des Spießers, der vor lauter Genießenwollen gar nicht dazu kommt, seines freien Tages wirklich froh zu werden. Der Schwindel mit dem Alter der Kinder, damit für sie nicht bezahlt werden muß, der Kampf um den Platz, die völlig überflüssige Verteidigung der Frau, die niemand angegriffen hat, und am Ende die Seekrankheit, die allen Heroismus zum Schweigen oder vielmehr zum Ausbruch bringt, das sind nicht belustigende Zufälle im Leben eines Einzelnen, die Chaplin hier darstellt: das ist der Sonntagsausflug einer ganzen Klasse.

In der „Idylle champêtre" ist Charly in dem Warenhaus eines Landstädtchens Bursche für alles. Er ist Viehhüter, Kellner, Hausdiener, Verkäufer, und obendrein findet er noch Zeit, Bücher zu lesen (das Vieh verläuft sich allerdings dabei) und einem Mädchen den Hof zu machen, was gleichfalls zu einigen Schwierigkeiten führt. Denn es erscheint ein Herr aus der Stadt mit Auto und Bügelfalten und macht ihm sein Mädchen abspenstig. Charly wirft sich darauf gleichfalls in Dress, und wieder ist es von allgemeiner Gültigkeit, wie er einen Stadtmenschen aus der Perspektive des Dorfes kopiert. Der Erfolg ist freilich gering, sein Brotherr stößt ihn nur noch mehr als bisher in den Hintern, und Charly durchlebt die traurigen Stunden eines unglücklich Verliebten, aber zum Schluß wird alles gut, und er hat nun nicht mehr nötig, bloß in den Abendstunden heimlich zu seiner Liebsten zu schleichen.

Und dann erscheint auf der Leinwand der dritte Titel: Vie de Chien (auch in Deutschland bekannt geworden unter dem Titel: Ein Hundeleben). Diesmal ist Charly ein Lumpenproletarier, er schläft hinter dem Zaun, er klaut ein Paar Würstchen, er ist ständig auf der Flucht vor den Schutzleuten. Er geht auf das Arbeitsamt, und plötzlich steht man dem erbarmungslos-brutalen Gesicht unsrer Zeit gegenüber: Kein Mensch, der Raum mit seinen Schaltern und seinen ans schwarze Brett geklebten Stellungsgesuchen hat dieses Zeitgesicht. Das Lachen vergeht einem, wenn man sieht, wie der Kleine, Ungeschickte hier von den Starken beiseite geschoben wird und wie er den Schalter geschlossen findet, als er sich endlich an ihn herangearbeitet hat. Charly findet dann einen Kameraden, einen kleinen Köter von zweifelhafter Rasse, er findet ein Mädchen und

sogar eine gefüllte Brieftasche, um deren Besitz er freilich erst erbittert kämpfen muß. Aber ich will lieber nichts mehr von dem Inhalt dieses Films sagen. Ich würde kein Ende finden, so viel Heiteres und Trauriges zugleich enthält er. Neben „Goldrausch" ist er das Schönste, was uns sein Schöpfer gegeben hat.

Man hat sich über Chaplins Ehekatastrophe bei uns mächtig aufgeregt; jede Provinzzeitung hat sich über den amerikanischen Moralkodex entrüstet. Und das war ja unzweifelhaft auch berechtigt. Aber wäre es nicht eigentlich eine anständigere und würdigere Sympathiekundgebung gewesen, schleunigst die neuesten Werke Chaplins aufzuführen und so dem Genie die Ehrfurcht zu zollen, die ihm gebührt? Die deutschen Verleiher und Kinobesitzer sind wohl zu sehr mit Operetten und Militärfilmen eingedeckt, um das ermöglichen zu können. Sie bringen sich dadurch wahrscheinlich um ein gutes Geschäft. Das deutsche Publikum aber bringen sie um die Freude, sich nicht immer erst ein bis zwei Jahre später überzeugen zu können, wie aus dem großen Groteskkomiker Chaplin ein immer größerer Regisseur und ein immer größerer Dichter wird.

Hanns-Erich Kaminski

Die Golls

Zu seiner elegant mit Platindraht bespannten Leier singt Iwan Goll die Arie vom Brudermenschen, die einst Franz Werfel so himmlisch pathetisch anstimmte. Goll singt sie gedämpft, zu einem Arpeggio von Überlegungen mit negativen Vorzeichen:

„Und liebe mich dennoch: Bruder,
Der du höflich bist mit Damen in [der Tram,
Der du Fahnen grüßest, wenn die [Trommel schlägt,
Dein Kragen ist frisch und haftet [für die Reinheit deiner Seele,
Der du Germinal liest und Doug- [las liebst,
Der du deinen Platz im Konzert [reserviert hast:
Liebe mich dennoch."

Er singt ohne Komma und Punkt, und auch den Reim verschmäht er.

Gleich den Werfeliden träumt er von Beglückungsapostelei. Aber er ist ziemlich skeptisch und fragt sich: „In welches Herz, in welches Herz — Die neuen Veilchen stecken?" Denn er weiß: „Felix ist ein schlechter Name für diese Zeit." Und auch die traurige Erkenntnis ist ihm nicht erspart geblieben: „Wer einmal anfing zu hungern, das heißt, Idealist zu sein..." In trüben Stunden sieht er sich als „letzten Romantiker". Dann klagt er: „Trostlos irre ich so durch Europa — Eine tote Schwalbe in meiner Rocktasche." Und dann versichert er auch: „Das Wohnzimmer meiner Mutter ist mit der blauen Blume tapeziert." Aber das geht vorüber. Er kennt seine Situation. Er ist sogar ein wenig darin verliebt. Aller glücklichen wie unglücklichen Umstände ist er sich bewußt. „Bewußter kann man nicht sein," sagt er einmal. Und darum muß er auch den neuen Hamlet spielen: „Wisch weg von meiner Stirn den Intellekt — Nichts sein als Kreatur — Und ohne Zweifel schlafen schlafen sterben."

Goll schreibt, da seine Heimat in den Vogesen liegt, französisch und deutsch. Das bringt ihn zu äußerster Klärung des Ausdrucks. Er lebt in Paris und Berlin. Das erhält ihn in Bewegung. Er hat uns Deutschen Barbusse, Cendrars, Delteil und den Franzosen eine kluge Auswahl unsrer zeitgenössischen Dichter kredenzt. In Paris startete sein Drama „Methusalem" mit dem jungen Painlevé in der Hauptrolle. Schiller-Oberlehrer und Theodor-Körner-Enthusiasten können ihn Literat schimpfen. Er darf diesen Titel akzeptieren und sich auf Voltaire, Chamfort oder Wilde berufen, die Literaten waren, Kämpfer mit der Waffe des Wortes.

Auf eine äußerst aparte Art assistiert ihm in alledem Claire, seine Frau. Sie dichtet auf seine Oden den zierlichen Abgesang, auf sein Pathos (besänftigt euch,

Freunde; es ist ein neues, ungeschwollenes, kein anachronistisches Pathos ...) die spielerische Parodie. Bei ihm steigt der neue Orpheus programmatisch „von den griechischen Hügeln in die Ackerstraße des Alltags"; bei ihr geht er träumerisch „in rosa Oleanderhainen spazieren mit seinem Dackel". Zuweilen aber läßt sich Iwan der Gütige von Claire verleiten, mitzuspielen, und dann gibt es Wechselgesänge von einer Innigkeit und Zartheit, als wäre der alte Philipp von Zesen, der schon um 1650 so etwas ganz hübsch konnte, in die Welt der Tram- und Subways herabgestiegen, und so süß, wie es sich auf deutsch gar nicht sagen läßt. Und erklärt sie dann müde: „J'attends notre mort — Comme un enfant ses vacances", er hört nicht auf, stark und tröstlich zu verkünden: „Moi, je chante la vie" ...: die Barret-Brownings im vers libre, Abälard und Heloise auf dem Eiffelturm.

Sie sind zu beneiden, diese Golls. Um des Glückes willen, das ihnen ein Gott gab, in zwei Sprachen zu sagen, was sie leiden, und nicht nur das. Von unsern angebeteten Mystikern und Ekstatikern kennt man außerhalb der Landesgrenzen kaum die Namen, weil undurchdringlich ist, was sie schreiben, und ihre Finsternis in keiner andern Sprache der Welt wiederzugeben ist. Die lateinische Klarheit der Golls leuchtet über Albion wie über dem Balkan und gedeiht im Englischen, Italienischen und Spanischen so gut wie auf serbisch, ungarisch, tschechisch oder neugriechisch. Dies nehmt zum Zeichen.

Ossip Kalenter

*

Die repräsentativsten Versbände von Iwan Goll sind: „Die Unterwelt" (bei S. Fischer), „Der Eiffelturm" (im Verlag „Die Schmiede").
Französische Verse von Claire und Iwan Goll erschienen (in drei Bänden) bei Jean Budry et Cie, 3, rue du Cherche-Midi, Paris.

Berufspflichten

Der Reichspräsident übermittelte dem Pinselmacher Balthasar Medinger für 45jährige, dem Borstenzurichter Joh. Georg Lösslein für 40jährige ununterbrochene Tätigkeit bei der Pinselfabrik M. & K. je ein Glückwunsch- und Anerkennungsschreiben.

Sozial-Versicherung

Für Kassenpraxis und tierärztliche Zwecke werden die billigeren Sorten verwandt.

Chemiker-Zeitung
30. April 1927

Diederichs Idealismus ist der Beste

Sehr geehrte Firma! Ich bin gebeten worden, das Berliner Sortiment darauf hinzuweisen, daß die drei Friedrich-Bände meiner Volkheitreihe und die ergänzenden historischen Darstellungen (Blücher, Hofer u. a.) sehr gute Verkaufsmöglichkeiten anläßlich des Stahlhelmtages bieten. Ich bitte, die Bände ins Schaufenster zu stellen und evtl. Kommissionsexemplare zu verlangen.

Ihr ergebener
Eugen Diederichs Verlag

Die Kraft des Gebets

Religieuse
donne secret pour
guérir pipi au lit et
hémorroides.
Maison Nera, Nantes
(France)

La Nation Belge

Liebe Weltbühne!

Egon Friedell sah neulich in Berlin aus einem Hoffenster und bemerkte unten einen Stapel aufgeschichteter und gesägter Baumstämme. Worauf Egon zu einem daneben stehenden berliner Freund: „Sag mal, daraus werden wohl in Berlin die Bäume gemacht —?"

Antworten

Alexander Werner. In Nr. 12 hat hier ein Leser aus Altenburg angefragt, ob ein Freund der „Weltbühne" gleichzeitig der S.P.D. angehören könne. Sie verlangen eine präzise und prinzipielle Beantwortung, sind mit meiner Antwort nicht zufrieden, in der es hieß, daß die „Weltbühne" niemals Parteipolitik gemacht habe... „Das", schreiben Sie, „ist in diesem Falle zumindest von sekundärer Bedeutung. Gewiß, Siegfried Jacobsohn und seine engere Umgebung haben Partei-Politik nicht gemacht. Aber, und das ist die Kernfrage, sie wollten Kampf und haben gekämpft: für die Freiheit der Unterdrückten und Ausgebeuteten. Jene aber wollen Burgfrieden. Die Leiden und Nöte der breiten Masse gehen sie nichts an. In unendlichen Verhandlungen begehen sie nur immer Verrat an ihnen. Ihre Ansicht, daß es den anständigen Elementen der S.P.D. jemals gelingen könnte, die Noskes aus der Partei zu vertreiben, ist arg naiv. Im Gegenteil, Paul Levi und andre spazieren geradezu in den Rachen des Löwen. Sicherlich, die Partei zu sprengen, geht nicht an. Indessen, man muß ihr den Rücken kehren und sie bekämpfen, bis sie war. Will man das, liebt man den Kampf und erachtet man eine Organisation dazu als notwendig, dann nur die K.P.D.! Mag man auch noch so deutlich erkennen, daß auch sie sich nicht immer von den schweren Mängeln eines Partei-Apparats befreien kann. Doch sie kämpft und hält nicht, wie die S.P.D. — dieser papierne Staat im Staat — systematisch alle treibenden Kräfte fern." Ich halte diesen Standpunkt für unfruchtbar und werde Ihnen ausführlich darauf antworten.

Häftling der Stadtvogtei. Die von der ‚Weltbühne' begonnene Diskussion über dein Schicksal hat nun eine Wirkung gehabt: der preußische Justizminister, Herr Doktor Schmidt, hat ganz unerwartet deine Unterkunft besucht, und obgleich die Zeitungsberichte darüber nur recht spärlich sind, so bleibt doch der Eindruck, daß der Herr Minister nicht besonders entzückt gewesen ist. „Der Hof, wo die Gefangenen ihre Spaziergänge machen, ist zu eng, und hier sollen Blumen gepflanzt werden." Nein, das Referat über einen erhebenden ministeriellen Eindruck sieht anders aus... Übrigens fragt in der ‚Vossischen Zeitung' deren medizinischer Mitarbeiter, warum bei der Besichtigung der Leiter des Strafanstaltsgesundheitswesens nicht dabei gewesen wäre. Eine Frage, die sicherlich nicht ohne Grund gestellt wird. Vielleicht kann das noch nachgeholt werden.

Kirchenchrist. Ein ehemaliger Gefängnisgeistlicher Richard Eckardt aus Altenburg verbreitet sich in der Nummer 6 der Christlichen Welt über die Todesstrafe. „Ich hatte einst einen jungen Mann, einen Stallschweizer, der eine Magd aus Eifersucht in gräßlichster Weise abgeschlachtet hatte, zur Hinrichtung vorzubereiten." Er bereitet ihn vor. Der Mörder gibt an, in der Schwurgerichtsverhandlung durch das ungehörige Benehmen des Vorsitzenden gereizt worden zu sein, was man ihm bedingungslos glauben darf, und der Gefängnisgeistliche seinerseits gibt an, daß der Mann bei Ablehnung seines Begnadigungsgesuches freudig erregt gewesen sei. „Ich habe meinen Gott". Und: „der Ausdruck seines Auges zeigte, daß er schon völlig in einer andern Welt war: Schweigend und gefaßt..." Bis dahin schön und gut. Nun aber fügt dieser Geistliche, der doch eine Bibel zu Hause hat, hinzu: „Der Verurteilte hatte Recht, wenn er die Todesstrafe als größte Wohltat für sich begrüßte. Wie ich ihn kennen gelernt hatte, wäre er ein friedloser Mensch geblieben, wenn er nicht die Gewißheit gehabt hätte, auf Gottes Gnade vertrauen zu können, nachdem er restlos alles getan hatte, um der Gerechtigkeit Gottes vollen Lauf zu lassen. Und er wäre im

Zuchthaus ganz sicher ein verhärmter und böswilliger Mensch geworden, zudem auch, wie ich wußte, sexuellen Verfehlungen unterlegen. Die Todesstrafe aber hatte ihn dazu geführt, daß sein letztes Wort sein konnte: „Ich habe meinen Gott." Wie freundlich, wie wahr! Lieber den Kopf ab, als sexuelle Verfehlungen! Und woher die sexuellen Verfehlungen eines gepeinigten Menschen kommen, den dieser christliche Staat nicht nur ins Zuchthaus, sondern auch in die sexuelle Not sperrt, das überlegt der Geistliche nicht. Und so etwas war Anstaltspfarrer! Man sollte ihm die Bibel solange auf den Kopf schlagen, bis ein Wort herausfällt. Das Wort: „Du sollst nicht töten. Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst."

Georg Elgard. Sie teilen mir zu dem Aufsatz von Karola Lutz über die deutsche Hochschule mit, daß das sogenannte Kulturexamen gar nicht so selten sei. Jedes Jahr bestehen einige besonders Begabte ohne Abiturium dieses Kulturexamen, das sie zum Universitätsstudium berechtigt. Referent der Prüfungskommission ist der Regierungsrat Benecke, der sich aller Prüflinge mit besonderer Herzlichkeit annimmt. Diese „Berichtigung" bringe ich umso lieber, als über die Möglichkeiten, auch ohne Abiturium zu studieren, allgemein Unklarheit herrscht.

Dr. Appens. Sie geben im Verlag Holzwarth in Bad Rothenfelde eine Darstellung der biblischen Urgeschichten heraus, die in dem kommenden Kulturkampf eine sehr willkommene Waffe sein wird. Jedes Heft kostet 80 Pfg.

Reporter bei Scherl. Armes Luder. Die Hitlerleute haben dich verdroschen, und dein Blatt dotiert deine Wunden nicht einmal mit einer ehrenden Erwähnung. Wie schön ist doch die Träne einer Braut, wenn der Geliebte ihr ins Auge haut.

Junge Menschen. Wer von Euch Interesse an dem Zustandekommen einer Zeitschrift, die von jungen Menschen für junge Menschen geschrieben sein soll, hat, der schreibe an Günther Gortatowski, Charlottenburg, Kantstr. 33, oder Mischa Mendelsohn, Charlottenburg, Droysenstr. 6. bei Dr. Hartstein.

Republikanische Beschwerdestelle, Stuttgart. Sie schrieben mir: „Wir lasen Ihre Notiz über die Beschwerdestelle in Nr. 17. Einen weitern energischen Gegner der Beschwerdestelle haben Sie nicht genannt: das ist der Herr Staatspräsident von Württemberg, der Herr Bazille. Dieser Republikaner geht sogar soweit, allen Behörden, Ämtern, ja sogar jedem einzelnen Stuttgarter Hochschulprofessor zu verbieten, irgendwelche Anfragen und Eingaben der Württembergischen Landesstelle zu beantworten. Dieser Präsident eines „republikanischen" Landes gehört natürlich an die Spitze, wenn man eine Aufstellung der republikanischen Gegner zusammenstellt."

Alter Herr. Da haben Sie Glück gehabt. Die Bundesleitung des Stahlhelms, dessen Ehrenpräsidium Sie angehören, hat für dieses Mal auf Ihre Teilnahme an den verfassungsfeindlichen Straßendemonstrationen verzichtet. Vielleicht das nächste Mal.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6

Republikschutz und andere Lustbarkeiten

von Carl v. Ossietzky

Grade jetzt vor einem Jahr stöberten Beamte von I A in den Schubfächern indignierter Industriegebieter. Die Pläne der Herren Claß und Sodenstern waren ans Licht gekommen. Man erfuhr, daß die Rekrutendepots der Reichswehr von verfassungsfeindlichen Bünden beliefert würden. Noch ein Mal tönte von Marx bis ganz Links der alte einende Kriegsruf: Der Feind steht rechts!

Das ist erst ein Jahr her und scheint doch eine Ewigkeit. Denn inzwischen ist der Feind von Rechts nach ganz Rechts gerückt, da, wo die kümmerliche Brut der einst so stolzen Hitlerlegion horstet, und die anno 1922 mit dem großen republikanischen Fluch belegten Deutschnationalen sind mit Josef Wirths Partei verbündet, um dem Volke die Religion wiederzubringen. Diese Koalition ist für alle Beteiligten ungemütlich, aber äußerst nützlich, ihre Kündigung wegen der Unstimmigkeiten um das Republikschutzgesetz deshalb wenig wahrscheinlich. Das Zentrum will sein Konkordat unter Dach haben; daran ist nicht zu rütteln. Die Deutschnationalen wollen sich zunächst im Reich behaupten, um von hier aus Preußen zurückzuerobern. Die Volksparteiler, obgleich bei dieser Allianz nur die Mitgeschleiften, lassen sich doch gern schleifen, weil sie wissen, daß diese Regierung besser als alle sonstwie denkbaren die Interessen des Großkapitals wahrnimmt.

So weit wäre alles in Butter, wenn nicht die Beteiligten durch allzu oft und leichtfertig herausgeschnatterte Agitationsphrasen deren Sklaven geworden wären. Es zeigt sich hier wieder der grobe Mißstand, daß die Herren Fraktionsführer nicht allein auf der Welt sind. So muß zur Beruhigung der lieben Wählerschaft eine kleine Komödie aufgeführt werden: keinem darf das Ja zu den Vorschlägen des Andern flott aus der Mundhöhle glitschen, und wenn das Kompromiß schließlich perfekt ist, dann muß es so aussehen, als wäre hier durch eine ganz, ganz schwere Entsagung wieder mal der Staat gerettet worden. Der französische Parlamentarismus macht sowas viel graziler: monsieur le député, in Tarascon als Ultraradikaler gewählt, hüpft leichtfüßig zur andern Seite; fertig!; und die Presse trällert dazu ein kleines Chanson. In der deutschen Politik dagegen geht selbst eine Hundsfötterei nicht ohne Orgelbegleitung ab.

Die Deutschnationalen als jüngste Regierungspartei, sind im Gegensatz zu den andern Parteien, die schon regiert haben, noch nicht genügend staatspolitisch erzogen, um das richtig zu begreifen. Ihre Domäne war bisher die lebfrische, primitive Lüge, die von keiner Erwägung Blässe angekränkelte Lüge. Das war ihr Vorsprung vor allen andern Parteien, denen Unglücksfälle jeder Art lange das Gewissen geschärft haben, wenn auch das Gewissen meistens im Rücken sitzt. Als Re-

gierungspartei verlieren die Deutschnationalen ihr frisches Aroma; sie müssen diplomatisieren, verschleiern, Kraftmeiertum durch Zungenfertigkeit ersetzen und laufen dazu noch Gefahr, der enttäuschten Wählerschaft so dubios zu werden, wie die übrigen Parteien auch. Der neue Kurs hat die richtigen Talente noch nicht gefunden. Wenn Herr Hergt den Polen den Krieg erklärt, Westarp das Kaisertum proklamiert, so weiß man: die Stärke der Herren liegt in der Behauptung, nicht in den Exegese. Der deutschnationale Machiavell, der ein Republikschutzgesetz so begründet, daß sein Publikum zwischen den Zeilen das Kaiserhoch hört, ist noch nicht da.

*

Das Gebalge der Regierungsparteien um Kaiserparagraphen und Staatsgerichtshof könnte uns gleichgültig bleiben, wenn nicht einige ewig hoffnungsvolle Toren auf der Linken dadurch eingelullt würden. Obsiegt das Zentrum und müssen Hergt, Keudell und Schiele gegen Wilhelms Rückkehr votieren und sogar ihre kleinen Trabanten anhalten, das Gleiche zu tun, so wird im Nu das Freudengeheul über die Festigung der Republik wieder losgehen. Ist dazu Anlaß? Hören wir die andre Seite. Der Abgeordnete von Freytagh-Loringhoven, ein Wortführer der intransigenten Monarchisten, schrieb kürzlich in der ‚Deutschen Zeitung': „So ist denn das Gesetz in den letzten Jahren nur verhältnismäßig selten angewandt worden und wenn es geschah, waren es überwiegend nicht die Gegner der Republik aus dem rechten Lager ... sondern Kommunisten, die nicht die Republik, sondern den Staat als solchen bekämpften." Das ist nicht neu, aber als Eingeständnis Eines von der Gruppe, gegen die das Gesetz gemacht wurde, wertvoll. Das Republikschutzgesetz ist niemandem gefährlicher als den Republikanern. Es kommt bei Anwendung von Ausnahmegesetzen nur auf Energie und Machtwillen an. Dieser Staat, bei dem Gedanken an seine republikanische Form immer leicht erbebend, hat niemals die Macht verkörpert und mußte sich deshalb am eignen Schwert verletzen. Wenn die Monarchistenpartei schließlich doch das Republikgesetz hinnimmt, so mag ihre saure Miene für die Herren von der Linken sehr ergötzlich sein, aber ihr Votum gilt nicht mehr als ein Windhauch. Nichts kann der Republik verhängnisvoller werden als solche Scheinsiege. Ihre dauernde Sicherung liegt nur in der völligen Beherrschung des Apparates. Militär, Justiz, Lehrerschaft und Verwaltung zu erfassen und zu beherrschen, das ist ihre wirkliche Aufgabe. Wo sie heute etwa energisch wird, fühlt man allzu sehr eine Art künstlicher Aufputschung oder krampfiger Selbstberauschung für einen Tag. Selbst ein so achtunggebietender Kraftaufwand wie die Domptierung der Stahlhelmer in Berlin wirkt bei schärferm Zusehn zwiespältig: hier ging es weniger um Republik, denn um bürgerliche Ordnung; paritätisch erstickte die Polizeifaust das Ehrhardtlied ebenso wie das antwortende Hoch auf die Republik. Ergebnis alleräußerster Anspannung ist eben nur, daß für ein paar Ausnahmestunden die Monarchisten ebenso schlecht behandelt werden wie sonst die Republikaner.

Zwei Tage nach der historischen Leistung des Polizeipräsidiums droschen die Hakenkreuzler wieder ungestört am Kurfürstendamm...

*

Mit einem Interessegrad unter Null wird im Reichstag das sogenannte Lustbarkeitsgesetz beraten. Ein Tendenzgesetz schlimmster Art, ein Ausnahmegesetz, auch wenn es hübsch ehrpusselig unter der entwerteten Schutzmarke der Jugendwohlfahrt durchgepascht wird. Wir wollen uns nichts vormachen: die Täuschung der Öffentlichkeit ist gelungen; Künstler- und Schriftstellerverbände sind mit ihren Protesten vereinsamt geblieben. Leidenschaftslos wird ein Anschlag bornierter Rückwärtser gegen das geistige Eigenleben unsrer Jugend bei leerem Hause durchgesprochen und zugelassen; die Presse beschränkt sich auf kleine Auszüge.

Das ist des Zensurgesetzes zweite Auflage und Vervollständigung. Die Harmlosen werden gewiß sagen: Warum Aufregung? Auch die Lex Külz ist nicht so böse geworden, wie es zuerst schien. — Nein. Es ist noch immer nicht recht begriffen worden, daß der Reaktion zur Zeit gar nichts an aggressivem Auftreten liegt. Noch fühlt sie sich unsicher, noch ist sie auf dem neuen Terrain nicht eingespielt. Noch muß sie die Genugtuung, an der Regierung teilzuhaben, mit jämmerlichen Konzessionen erkaufen. Sie meidet die groben Herausforderungen und bereitet damit jenen angenehmen Dämmerzustand vor, der stets das untrügbare Merkmal rückschrittlicher Zeitläufte war. Sie arbeitet für die Zukunft, für ihre Zukunft, sie zerniert alles Freiheitsbewußtsein in einem Gehege von Stacheldraht. Das Schund- und Schmutzgesetz, dies Gesetz zur Fesselung der Jugend — das alles ist nur Vorarbeit für kommende Zeit. Wir sind schon eingeschlossen und wissen es nicht; wir träumen dahin. Wenn wir einmal erwachen, werden wir wissen, wie solide die Blauen und Schwarzen zerniert haben.

Die Arbeiterschaft ist apathisch geworden, gefesselt durch die Sorge ums Brot. Die Regsamsten sind in die Richtungskämpfe ihrer Parteien verflochten. Kein zwingender Gedanke von proletarischer Einheit lebt mehr. Selbst die einst vielgeschmähten Lohnkämpfe erscheinen immer als Stück heroischer Vergangenheit. Und das Bürgertum ist über Nacht in einen Börsenkrach getaumelt, wie er seinesgleichen nicht hat. Das politische Interesse sinkt tiefer als die Kurse, die große Armee der geknickten Existenzen erhält Zuzug, und wie viele mögen noch in Reserve liegen? Aber auch die Lüge von der neuen Prosperität ist gescheitert, der großmäulige Wiederaufstieg-Optimismus mit der pompösen expansiven Geste jäh versackt. Das System der Rationalisierung, dieser schamlosesten Auspowerung der arbeitenden Massen, hat seinen schwarzen Freitag gefunden. Der deutsche Kapitalismus, eben noch in siegestrunkener Weltbeherrscherpose gespreizt, steht plötzlich in grauem Entsetzen erstarrt.

Chinesische Mauern von Otto Corbach

„Der Gedanke, daß wir beabsichtigen, die ausländische Siedlung anzugreifen, ist einfach absurd," erklärte T. W. Sung, der Finanzminister der Kantonregierung im Gespräch mit einem fremden Journalisten. „Ich gebe ohne weiteres zu, daß sich bereits genügend ausländische Truppen in Schanghai befinden, um es gegen die gesamte chinesische Armee zu verteidigen. Was für einen Zweck hat es aber für die Mächte, in dieser Lage zu verbleiben, und welchen Sinn hat es, wenn sie um Schanghai herum eine große Mauer errichten würden, wie sie seinerzeit unsre Vorfahren um Nordchina herum bauten?"

Die rasche Ausbreitung der Herrschaft der Kuo Min Tang ist viel mehr die Wirkung politischer Propaganda als militärischer Erfolge. General Galen, der militärische Berater der Kantonregierung, war ursprünglich über die Tollkühnheit entsetzt, mit der Tschiangkaischek mit seinen Truppen vorwärts stieß, ohne sich viel um die Sicherung rückwärtiger Verbindungen zu kümmern. Den Schutz Kantons konnte er Arbeiterwehren überlassen, vor Aufständen im Rücken sicherten ihn die Zuneigungen der breiten Massen der Bevölkerung, die sich seine Soldaten durch ihr Verhalten im Fluge eroberten. Die politische Partei aber, deren Machtwerkzeuge diese Soldaten sind, hat mit der patriarchalisch-traditionalistischen Vergangenheit des chinesischen Volkes so gründlich wie möglich gebrochen und schrickt vor keiner noch so radikalen Forderung moderner Lebensgestaltung mehr zurück.

Dieses neue China steht nun in Schanghai Auge in Auge den Vertretern westlicher Machtorganisationen gegenüber, die zur geistigen Verteidigung ihrer Zwecke auf Waffen aus dem Zeitalter der Kreuzzüge zurückgreifen müssen. Welche Wandlung in der Führung der chinesischen Freiheitsbewegung, aber welche Starrheit in der Haltung der „fremden Mächte" seit den Tagen des Boxeraufstandes! Was hat die europäisch-amerikanische Kulturwelt damit gewonnen, daß sie den Urheber der „Hunnenrede" unschädlich machte, wenn die Aufrufe europäischer und amerikanischer Staatsmänner zur Rettung der „Zivilisation" vor russischem und chinesischem Bolschewismus heute kaum kultivierter klingen?

An der großen chinesischen Mauer ließ die chinesische Staatskunst vor zwei Jahrtausenden die Fluten räuberischer Nomadenhorden sich brechen. Das gab den Anstoß zu jener Völkerwanderung, gegen deren Barbarenstürme das römische Weltreich kein Limeswall schützte. Die Völker Europas tragen den Geist des Hunnentums der Völkerwanderung noch im Blut. Seenomaden setzten

das Werk der Landnomaden fort, und in gewissem Sinne tauchte in den Pionieren der Westwelt, die mit rücksichtsloser Gewalt von der Küste her den jahrtausendelangen Frieden der chinesischen Kulturwelt störten, nach einer Jagd um die Erde dasselbe Barbarentum auf, das das Riesenwerk der großen Mauer vor zwei Jahrtausenden nach Westen abgetrieben hatte. Auch dem alten China ist schließlich das Geschick nicht erspart geblieben, das die jüngern westlichen vorchristlichen Reiche fast zwei Jahrtausende früher ereilte, aber inzwischen konnte sich das Chinesentum in Ruhe zu einer Rasse von unvergleichlicher Kraft, Größe, Einheitlichkeit und geistiger Reife entwickeln. Es bequemte sich nach langem Widerstreben dazu, bei den modernen „fremden Teufeln" in die Schule zu gehen, kann jetzt dazu übergehen, ihre Vormundschaft abzuwerfen und in offenem Wettbewerb unter ehrlichen Spielregeln seine Kräfte in der Anwendung aller Künste modernster Wissenschaft und Technik mit ihnen zu messen.

Worum handelt es sich bei den „ungleichen Verträgen", von denen das neue China loskommen will? Um die Aufhebung eines Vertragsverhältnisses, das jahrtausendealte chinesische Gewerbe schutzlos jeder Konkurrenz mit Maschinen hergestellter Waren preisgibt, ohne daß dem chinesischen Volke die Möglichkeit gegeben wäre, in größerm Umfange eigene moderne Industrien zu entwickeln. Je größere Verheerungen die fremde Schleuderkonkurrenz in den Geweben des alten chinesischen Wirtschaftsorganismus anrichtete, desto abhängiger wurde die Bevölkerung von der Einfuhr notwendiger Unterhaltsmittel aus dem Auslande, zu deren Bezahlung sie Substanzwerte überkommener Wirtschaftseinrichtungen zu Schleuderpreisen abgeben muß.

Gerade das aber soll verhindert werden. Es ist nicht mehr die Ostwelt, sondern die Westwelt, die sich hinter „chinesischen Mauern" auf sich selbst zurückziehen möchte, wobei diese Mauern freilich auch alle in jahrhundertelanger Freibeuterei erworbene kolonialpolitischen Machtstellungen mit einschließen sollen. Man will nach wie vor chinesische Arbeitskräfte auf offenem chinesischen Markte freisetzen, aber denen jeden Zugang zu den eignen Arbeitsmärkten verwehren dürfen. In seinen fremdenfeindlichsten Zeiten hat sich das Reich der Mitte nicht so ängstlich gegen die Einfuhr fremder Waren gewehrt, wie heute alle Länder des westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreises gegen die Einwanderung asiatischer Arbeiter. Dazu spaltet Furcht vor freiem Verkehr die Westwelt in immer mehr feindliche Lager. Immer neue „chinesische Mauern" erheben sich, damit möglichst

wenig fremde Blutzufuhr das Gleichgewicht nationaler Tradition, möglichst wenig fremde Warenzufuhr die Gemütlichkeit eingefahrener Profitwirtschaft störe. Im Grunde sollte man da allerdings froh sein, daß die modernen Chinesen sich von unserer Bolschewistenfurcht nicht anstecken lassen wollen. Der britische Imperialismus, der in seinen weiten Dominien in Schönheit sterben möchte, hätte sich hüten sollen, Tschang Tso Lin und die Japaner planmäßig gegen Sowjetrußland zu verhetzen. Gesetzt, daß ein zweiter japanisch-russischer Krieg die Sowjetrussen aus der Mandschurei und Ostsibirien hinauswürfe — könnte das nicht eine ähnliche Wirkung haben, wie einst der Bau der chinesischen Mauer: das Tatarenblut im Russentum in Wallung bringen und einen unwiderstehlichen Drang nach Westen in ihm auslösen?

Bademax von Veit Valentin

So also wurde des badischen Thronfolgers Großherzogliche Hoheit der letzte Reichskanzler des kaiserlichen Deutschland! (Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Dokumente, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin, 695 Seiten.)

Nicht felddienstfähig, befaßt er sich seit 1914 mit Gefangenenfürsorge; er sieht die andre Seite des Krieges und wäre gern deutscher Gefangenenminister geworden — wie es in England einen gab. Hätte man ihn doch dazu gemacht! Es wäre gut für die Gefangenen gewesen und auch gut für die deutsche Politik.

Humanitärer Internationalismus wird der Boden zur Diplomatie. Schon 1915 hat der Bademax in Stockholm einen Geheimauftrag für Rußland — von dem er nicht sprechen will, selbst heute. Warum? Am Tage vor dem Sturz des Zaren hat er dann einen schönen Brief an ihn geschrieben ... „In der großen Politik fühlte ich mich noch als Laie", steht Seite 68.

Dieser deutsche Prinz ist ein anständiger, wohlwollender Mensch — eine Ausnahme also, auch unter Prinzen. Und so wurde er von Kurt Hahn entdeckt.

Kurt Hahn? Philologe, Anglist, Neffe des Schulreformers und Geheimrats im Kultusministerium Reinhardt, der ihn in die Zentralstelle für Auslandsdienst lanciert — als Lektor: ein kleiner junger Mann also. Er wächst aber sehr schnell, hat Verstand und Temperament, selbst Charakter und Ideen — so imponiert er, setzt sich durch, wird angehört und immer besser verwendet.

Kurt Hahn hat vier Wochen Deutschland regiert — sagen heute noch manche. Hätte er es doch getan! Vielmehr hat er jahrelang den Prinzen Max regiert, hat auch dies dicke Buch „mit"geschrieben — es sind zum guten Teil Kurt Hahns gesammelte Werke; nur grade während der Reichskanzlerschaft des Prinzen wurde er von ihm getrennt, jedenfalls nicht ganz herangelassen, und in dem, was er wollte, überstimmt.

Es gab einmal einen pariser Bohème-Roman „Trilby"; wenn der Hypnotiseur Svengali funktionierte, konnte Trilby tanzen; wenn nicht, versagte sie. Kurt Hahn war Svengali ... Er kräht nun auch durch dieses ganze Buch.

Zum guten Teil ist dieses Buch auch der Anfang einer Geheimgeschichte jener Zentralstelle für Auslandsdienst, die rechtzeitig merkte, daß wir Rußland besiegen und mit England Frieden machen konnten — am besten 1916, in diesem Jahre, das nach einem selten frivolen aber offenen Wort Ludendorffs „blutig vertrödelt" worden ist; vielleicht auch noch später, nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg. In der Zentralstelle hat man gerungen, sich gequält, gefleht und beschworen; die Wissenden waren schon damals ohnmächtig bei uns, die Ignoranten aber trumpften jede Karte.

Bethmann war ruhmreich gestürzt, Michaelis hatte gezeigt, was an ihm war: da tauchte die Frage auf und wurde dem Bademax zugeraunt — ob er denn nicht das Kanzleramt annehmen würde. „Ich wehrte lachend ab, aber ich kann nicht leugnen, daß diese Fragen mich in eine Erregung versetzten, über die ich selbst betroffen war." (S. 117.) Der Ehrgeiz war erweckt — Macbeth hatte die Hexen gehört. Nur war es kein Macbeth ... Bald wird die Sache ernst: Kurt Hahn, Payer, Kaufmann, v. Haeften, Delbrück, der Kreis also, der den Verständigungsfrieden wollte, so lange es noch ging, machte den Prinzen zum Kandidaten. Da reist er ab, bittet dringend, nicht für ihn zu werben. Das war wie eine Flucht, und es kam die Aera Hertling.

Der Kaiser wollte keinen jüngern und etwas klügern Vetter zum Kanzler. Der brave, kleinlich-enge badische Großherzog stellte sich durchaus dagegen und quälte bis zuletzt: bleibe im Ländle! ... Max aber reserviert sich. Er wird von Berlin nicht losgelassen, und läßt auch selbst nicht los. Die Korrespondenzen und Intrigen gehen weiter — leider sind die Dokumente und Quellen des Buches nicht einwandfrei — es ist nachträglich manches geändert, vieles ist ausgelassen, oft ist die Herkunft ganz dunkel, Namen werden verschwiegen, mit den Anführungszeichen wird Unfug getrieben, manches Einzelne ist auch sichtbar falsch oder verdreht.

Trotzdem: man merkt das Spiel. Der „Ethische Imperialismus" soll als Kulisse vorgeschoben werden — dahinter wartet Prinz Max nobel und gutgläubig auf den Auftritt, und mit ihm warten Versöhnung, Demokratie, Parlamentarismus. Nur leider kam das Stichwort ein paar historische Minuten zu spät ... Tragik? Dazu fehlt dem Prinzen jeder Zug von Größe. Es ist vielmehr beinahe tragikomisch, wenn Deutschland nicht dabei weinen müßte.

Das süddeutsche Mißtrauen gegen Berlin nimmt die Kandidatur des Prinzen auf: er wächst zum Mandatar des bessern Deutschland an und wagt nun im August 1918 sich dem Kaiser anzutragen. Natürlich ergreift Wilhelm diese Hand nicht. Aber der Krieg ist verloren, die Oberste Heeresleitung schreit plötzlich Frieden.

Prinz Max wird Kanzler. Die Zeit des Handelns ist gekommen. Und da tut dieser Mann nun fortgesetzt das Gegen-

teil von dem, was er eigentlich will. Feierlich hat er erklärt, er würde nicht sogleich ein Friedensangebot machen — unterschrieben hat er es aber schließlich doch! Mit Kurt Hahn und Walter Simons entwirft er eine herrliche Rede, in der steht, wie er die vierzehn Punkte auffaßt: aber er hält dann eine andre, in der das Notwendige ungesagt bleibt. Statt ein Ministerium zu bilden aus den Namen, die er sich vorbereitet hat, übernimmt er, was Reichstag und Vizekanzler ihm zurechtbrauen. Als unabhängiger Fürst war Prinz Max eine Autorität gewesen — sobald er das höchste Reichsamt übernimmt, ist der Zauber weg — und alle die Kräfte, die sonst ein nichtfürstlicher Staatsmann an solcher Stelle hat, versagen sich ihm auch! Der Kaiser behandelt ihn ganz von oben mit einer halb spöttischen Gemütlichkeit, die Staatssekretäre regieren wacker drauf los; sogar endgültig beschlossene Telegramme nach Washington werden eigenmächtig aufgehalten und abgeändert. Nur ein Mal schreibt Bademax bitterböse an Solf. Eigentlich wollte der Prinz auch weiterkämpfen — aber als Ludendorff es verlangt, besorgt er ihm unter dem Druck der Staatssekretäre die Entlassung.

Zu allem hat der Prinz noch Pech. Sein Unglücksbrief an den Vetter Hohenlohe macht ihn tatsächlich unmöglich. Er bleibt aber. Dann bekommt er die Grippe, regiert trotzdem weiter, das heißt, er läßt sichs wider seine eigentliche Meinung abringen. Heute schreibt er, daß er diesen und jenen Schritt „bereut". Stoff zur Reue hat er genug...

Der Kaiser muß abdanken! Auch in dieser letzten schwersten Frage versagt der Prinz. Am 14. Oktober fragt ihn der Kaisersohn Adalbert: „Soll ich zu Papa gehen und ihm die Notwendigkeit vorstellen?" Bademax verneint. Der kluge Oberst v. Haeften prophezeit am 24. Oktober Revolution und Republik. Bademax geht nicht zum Kaiser. Er war dazu da, in diesem geschichtlichen Momente Wilhelm dem Zweiten eine Szene unter vier Augen zu machen, wie sie nur ein Fürst dem andern machen konnte. Feige verkriecht sich der Kaiser dann nach Spa — Bademax hätte diese schmähliche Reise verhindern müssen, schreibt er heute. Nun will er ihm einen Fürsten auf den Hals schicken. Der Großherzog von Hessen, der hessische Prinz Friedrich Karl — beide versagen, besonders jammervoll der Prinz. Minister Drews, der bürgerliche Beamte, hat die kaiserliche Ungnade riskiert, auch Solf war ganz zuletzt noch zur Fahrt bereit und telegraphiert deutlicher als deutlich. Nur Bademax bleibt in Berlin, auch als er wieder gesund ist — Payer hätte ihn wirklich gut vertreten — er schickt sein Entlassungsgesuch, aber nicht als Ultimatum, riskiert schließlich noch ein Telephongespräch, wieder ohne die Konsequenzen zu ziehen...

Einen Staatsstreich will Bademax nicht. Ist aber die Übertragung des Reichskanzleramts an den willigen Ebert kein Staatsstreich gewesen, wenn auch in einer harmlosen, scheinbar legitimen Art, die einen guten Abgang markieren sollte? Ebert wollte ihn als Reichsverweser halten! Er wäre auch als solcher bequem für manche gewesen und nach vierzehn Tagen weggefegt worden... Armes Deutschland!

Stahlhelm oder Filzhut? von Ignaz Wrobel

Der Stahlhelm ist wieder aus Berlin abgezogen, und wenn die Zeitungen rechts und links nicht so ein furchtbares Geschrei von seinem kümmerlichen Aufmarsch gemacht hätten, wüßte ein gut Teil der Berliner überhaupt nicht, daß jemals ein paar abgetakelte Offiziere die Stadt haben erobern wollen.

Das Getreibe dieser Mannen erinnerte im großen ganzen an die Passage, die von den Linden nach der Friedrich-Straße führt und die einen so unendlich abgestorbenen Eindruck macht. Ich sah einen Teil der jungen Helden in Potsdam auf der Straße wandeln. Sie gingen in angehaltenem Atem einher und befanden sich in eingebildeter Lebensgefahr, unschlüssig, ob sie Potsdam für die Sehnsucht ihrer Träume halten oder wie eine Stadt im besetzten Gebiet behandeln sollten. Verstaubt die blechernen Kreuze, verschlissen die Ordensschnallen, vergilbt die Bänder: Puppen eines Wachsfigurenkabinetts, die man zur Versteigerung auf die Straße gesetzt hat.

Berlin hat im allgemeinen dieser Gilde den Empfang bereitet, den sie verdient: nämlich gar keinen. Die Teilnahmslosigkeit war ungeheuer. Die Ausflügler zogen zu Hunderttausenden ins Freie und taten das nicht einmal aus Furcht vor Krawallen, sondern aus grenzenloser Langerweile über einen Klamauk, den wir hier bis zum Überdruß auswendig gelernt haben. Die Diskussionen, Verhandlungen, Zurufe, Zusammenstöße, Streitereien auf der Straße... alles das steht in der Form und im Ablauf fest, bringt, bis auf die Schimpfwörter, nichts mehr Neues und wird sich nun wohl bald endgültig zu Tode gelaufen haben. „Sie Ochse!" — „Wahrscheinlich auch so Einer, der den Krieg von hinten mitgemacht hat!" — „Mit Ihnen gebe ich mich überhaupt nicht ab, dazu sind Sie mir mir viel zu wenig!" — „Juden raus!" — ‚das muß ich schon einmal gehört haben... Sieht man davon ab, daß selbst bei diesen kleinen Straßenzusammenstößen der Republikaner der vornehmere war, der klügere, der, weil er eine so gute Sache vertritt, immer nachgibt... so ergibt sich die Eintönigkeit eines Bildes, das man nun bald nicht mehr sehen mag.

Wie die Deutschen jede spontane Regung sofort kodifizieren, weil sie gegen nichts solche Abneigung haben wie gegen die unliebsamen Überraschungen, die das Leben nun einmal jedem vorbehält, so haben sie auch die ihnen eigentlich fremde Form der Straßendemonstrationen zu einer beschaulichen Herren-Partie gemacht. Was 1919 noch von Blut erfüllt, von einer Flamme überflackert war, was aus Haß und echter Erregung sich zusammensetzte, das ist heute ein mäßiges Amüsiervergnügen kleiner Vereinsmaier, die ihre Schläfrigkeit gegenseitig vergeblich wachzubrüllen versuchen. Jede Wahlrechtsdemonstration, die unter dem Kaiser mit Knüppeln auseinander geschlagen wurde, ist echter, ursprünglicher, natürlicher als der kommandierte Auflauf, den die politischen Köche heute alle Sonntage servieren und der Keinem mehr recht schmeckt.

Was dem Stahlhelm zujubelte, wohnte meistens in den westlichen Vororten Berlins, in Friedenau, in Lichterfelde, in dem grauslichen Steglitz, wo gelbsüchtige Stadträte, schwarzzahnige Obersekretäre, vermuffte kleine Beamte und ein paar Großverdiener der Inflation mit rosigem Schweinskopf ihre Fähnchen herausgesteckt hatten. In der Kaiserallee hatte sich Papa bei einer guten Zigarre die ingeniöse Idee erraucht, am Abend neben die alte Fahne die Lampe auf den Balkon zu stellen, und nun flackerte sie, wie eben eine echte und rechte Fahne der Inventur. Ausverkauf. Die verbissenen und kleinlichen Anstrengungen dieser verhetzten, ausgepowerten und moralisch verkommenen Kleinbürgerlichkeit, in der eine gewisse Sorte megärenhafter und erotisch mangelhaft befriedigter Hausfrauen die unangenehmsten Melodien mitkreischen, werden nichts helfen: mit den Idealen der Bataillonskommandeure und Bahnhofskommandanten, patriotischer Huren und lümmliger Offizierstypen ist es in dieser Form vorbei.

Als der Mißerfolg in Berlin eklatant wurde, bestellten sich Hugenberg und Konsorten ff. Referenzen aus dem Ausland. Kein Handelsblättchen in Amsterdam, keine Käsezeitung in Glasgow war unbedeutend genug, als daß nicht deren Vertreter von den „machtvollen Kundgebungen" berichtet hätten, die ja, wie bekannt, der Welt erst die wahre Liebe zu Deutschland einflößen. Nur imponieren! Aber imponieren wollen, dem Ausland dauernd in die Fresse schlagen und dabei von der Hochachtung desselben Auslandes zehren: das ist im schlechten Sinne deutsch.

*

Berlin soll sich den Stahlhelmtag nicht als Sieg ankreiden.

Natürlich ist es unmöglich, daß irgend ein provinzialer Dummkopf dieser großen Stadt nun endlich beibringt, was „Frontgeist" ist. Die lächerliche Lüge, als seien Frontsoldaten solche Männer, die sich ihr Schicksal ausgesucht hätten, und nicht vielmehr solche, die von der unsittlichen Staatsmacht ergriffen worden seien, um das Unsittlichste zu tun, das es gibt, nämlich einen Militärmord zu begehen: diese Lüge kann in Berlin nicht siegen, weil es so viele Dumme auf einen Haufen zusammen nicht gibt. Aber der Triumph der Republikaner über den Stahlhelm ist zwiefach falsch.

Wahr ist, daß der Stahlhelm in Berlin nichts zu melden hat.

Wahr ist aber auch, daß die Insel Berlin in den kleinen Provinzstädten nichts zu sagen hat: daß es dort eine Gegendemonstration gegen die kriegerischen und von der Reichswehr unterstützten Aufzüge nicht gibt; daß dort der Kriegervereinsgeist aufs uneingeschränkteste dominiert, daß die Bezirkskommandos des Kriegsministeriums schalten und walten, wie sie wollen, und daß sich die Rolle der so häufig verfluchten zentralstaatlichen Wilhelm-Straße eigentlich mehr auf Schikanen der untergeordneten Behörden und auf freundliche Überredung der Lokalinstanzen beschränkt. Die Wilhelm-

Straße denkt (was leicht übertrieben ist) — der Kreisausschuß lenkt.

Ich habe hier vor acht Tagen einem Föderalisten das Wort gegeben, weil man ehrliche Überzeugungen, soweit sie uns interessieren, immer zu Worte kommen lassen soll, aber ich halte es bei der Wesensart der Deutschen für eine unendliche Gefahr, statt eines Einheitsstaates das Land dezentralisierend aufzulockern. Wichtig ist immer die kleinste Zelle. Wenn es einen berliner Fortschrittsgeist gibt, was hat er dann in Fürsorgeanstalten, in kleinen Volksschulen, in ländlichen Amtsgerichten, in Gefängnissen, in großen Dörfern und in kleinen Städten zu vermelden? Ist nicht der dreimal gesiebte republikanische Landrat verraten und verloren, wenn er nicht auf Schritt und Tritt paktiert? Könnte sich denn auch nur Einer von uns auf dem flachen Lande halten, wenn er dort ehrlich oppositionelle Lokalpolitik machte? Die Republikaner in der Deutschen Volkspartei und die Demokraten sind so entsetzlich stolz, weil sie in Berlin Leitartikel schreiben dürfen. Das ist Makulatur, gut genug, den leeren Raum auszufüllen, den die Inserate nicht in Anspruch nehmen. Wenn es aber an den Ernst des Lebens geht: wenn die Asphaltlieferung vergeben wird, wenn ein neuer Hauptlehrer angestellt wird, wenn über einen Unterstützungsfonds in der Stadtverordneten-Versammlung abgestimmt wird — dann siegt der finsterste Kleinstadtgeist, dann siegen alle schlechten preußischen Eigenschaften, dann siegt die Reaktion; nicht der Stahlhelm. In Frankreich gibt es eine linke Provinz; in Deutschland —?

Die große Gefahr für den europäischen Frieden, die Deutschland durch den immanenten Explosivstoff, den es in sich birgt, heute noch ist, liegt nicht im Stahlhelm, nicht in einer Karnevalgesellschaft von vorgestern, nicht allein bei der Reichswehr.

Die wirkliche Gefahr in Deutschland ist der interfraktionelle Stresemann-Typus, den man von den Deutschnationalen bis zur Demokratischen Partei in allen Schattierungen vorfindet. Es ist der lebenstüchtige, verschlagene, grundsatzlose, großfressige und kleinmütige Kaufmann, der Organisationshuber, den „Mann des realen Lebens", der gebildete Kaffer, dem es bei aller Liebe zur Republik ein bißchen mulmig um die Brust wird, wenn einer gar zu sehr gegen die Ideale des alten Regimes vorgeht. Sie sehen immer noch das leere Katheder, der Lehrer ist schon eine ganze Weile hinausgegangen... aber man kann nie wissen.

Die Diktatur dieser Bourgeoisie ist vollständig. Jener Typus des Intellektuellen, der den sozialen Schäden ein willig Ohr leiht, der sich in den Dienst „der nationalen Gemeinsache" stellt, jener falsch-liberale, neudeutsche Mensch, der Kritiken zuläßt, soweit er nicht selber gemeint ist, und nur soweit Kritik ihm die Möglichkeit verschafft, seinen „Standpunkt" ausführlich darzulegen oder gar ein Amt anzutreten, dieser Mensch wird, wenn man ihm den neuen Krieg, die neue Verwicklung, die neue Diebsgenossenschaft nur plausibel ge-

nug macht, mit allen Fasern seines Herzens noch einmal dabei sein.

Die entsetzliche Blutschuld, die Deutschland wie jeder andre kriegführende Staat 1914 auf sich geladen hat, war nur möglich, weil die Geister für diesen Augenblick gedrillt, präpariert, eingepökelt waren. Nichts hat so gut geklappt, wie die Mobilmachung der Köpfe.

Diese Köpfe sind in Deutschland heute noch nicht abgerüstet. Der Stahlhelm gehört in einen Affenkäfig und nicht in einen politischen Leitartikel. Aber es ist nicht wahr, daß der normale Typus der Deutschen Volkspartei und der Indifferenten auf die ekelhaften Grundsätze des Imperialismus verzichtet hat; es ist nicht wahr, daß diese Typen, die heute die deutschen Geschicke lenken, andre Ideale als die eines schwachsinnigen Wettlaufes, einer rücksichtslosen Machtpolitik, einer kindlich antieuropäischen Wirtschaftsauffassung haben. Sie können sich persönliches Glück und nationales Wohlergehen nur so vorstellen, daß es den andern möglichst schlecht geht. Was übernationale Zusammenarbeit ist, wissen sie nicht.

Das Mißtrauen der Nachbarstaaten Deutschlands, insbesondre Frankreichs und des allzu aufgeregten Polens, ist begründet. Die Deutschen sind Landsknechtsnaturen: gibt ihnen der Unheilstifter England auch nur die leiseste Möglichkeit, ihre klobigen Meinungen auszutoben, so greifen sie zu und führen — zum wievielten Mal in der Geschichte! — die Geschäfte eines klugen Kaufmannes, der sich nicht selbst die Finger schmutzig macht. Dafür hat er seine Leute. Dafür hat er seine Deutschen.

Jede Nation hat einige Kassandren, die es gleich gesagt haben, die man, weil sie unbequem sind, links liegen läßt, und die sich nicht einmal den kleinen Triumph gönnen dürfen, auf die Erfolge ihrer Prophezeiungen hinzuweisen. Ich gehöre seit dem Jahre 1913 zu denen, die den deutschen Geist für fast unwandelbar vergiftet halten, die nicht an eine Besserung glauben, die die verfassungsmäßige Demokratie für eine Fassade und für eine Lüge halten, und die auch heute noch, entgegen allen Zusicherungen und optimistischen Anwandlungen, einen hohlen Stahlhelm für lange nicht so gefährlich halten wie einen seidigen Zylinder.

Wir brauchen eine Zeitung von Kurt Hiller

Exzelliert unsre Tagespresse in Wahrhaftigkeit? Die Wahrheitsquote der venezolanischen wird noch niedriger sein. Exzelliert sie in Zielklarheit, Wegklarheit, Kampfzähigkeit? Durch Wegklarheit zeichnet sich, glaub ich, auch die kommunistische nicht aus. Und die andre — wo gibt es da einen ernsthaften, einen zähen, einen unermüdlichen, einen unerbittlichen Kampf? Man will leben; nicht kämpfen; kämpfen nur, insoweit es die Bequemlichkeit nicht stört. Ach, wenn es wenigstens eine Aufrollung der zentralen, der entscheidenden Probleme in der Presse gäbe! Aber das am wenigsten. Vor dem Denken müssen

die Leser bewahrt bleiben! Zwar wird ein schwummriger Essayismus gelegentlich kultiviert, tieftuendes Gebildetengeschwätz ohne Zielidee, ohne Randschärfe der Begriffe, Aesthetelei, die vom Wesentlichen ablenkt, ethisches Geschwafel, das zu nichts verpflichtet — man kennt diese Prominenten-Beiträge in den Oster-, Pfingst-, Verfassungstags-, Weihnachts- und Neujahrs-Nummern. Das ist Schöngeisterei, nicht Geist. Schöngeisterei: etwas vielleicht noch Ungeistigeres als die runde, pralle, deftige Ungeistigkeit; denn diese will nicht mehr scheinen, als sie ist; jene täuscht Geist vor und kompromittiert ihn damit. Die Redakteure glauben, mit Schöngeisterei, die sie bei Gelegenheit bringen, das Dekorum zu wahren: das Ansehen ihres Blattes als eines Kulturbronnens. Es quillt aus diesem Bronnen aber ganz etwas anderes als Kultur, nämlich Einschläferung. Das schlechtere Ich des Lesers, das faule, neugierige, sensationslüsterne, wird freilich auf geschickte Art immer wieder angekitzelt; das bessere Ich, das ewig junge, mit seinen auf Umgestaltung der überalterten Gesellungsordnung der Menschheit gerichteten, mehr oder minder bewußten, mehr oder minder verdrängten Tendenzen wird chloroformiert. Schickt mal ein Schriftsteller ein Manuskript, in dem tiefer gebohrt, in dem Wesentliches herausgeschält, in dem entscheidende Fragen ohne Rücksicht auf geläufige Schlagwörter präzisiert oder gar mit scharfer Umrißlinie eindeutig beantwortet werden — dann heißt es, diese Darlegungen seien zwar äußerst interessant und wertvoll, aber sie seien viel zu schwierig für die breite Masse der Leser, als daß die Redaktion sich entschließen könnte, sie abzudrucken. Erst wenn der Verfasser sehr berühmt geworden ist, und das fällt fast immer mit dem Erlöschen der Produktivität zusammen, druckt ihn die Zeitung — ihn, das heißt sein steriles Geplätscher, seinen Edelsabber.

Nun ist keine These so gemein wie die, daß der Kaviar nichts fürs Volk sei. Worauf es ankommt, ist: Auslese. Man muß die Wertvollen aus allen Ständen holen. Der gebildete Spießer versteht Fremdwörter, aber sperrt sich gegen Gedachtes; der geistiggewillte Proletarier nimmt Gedachtes auf — über die Schwierigkeiten der Fremdwörter hinweg; der Fremdwörter und andrer bildungsmäßiger Voraussetzungen. Ein gewisses Maß dieser Voraussetzungen bleibt sicher unentbehrlich, und hier zeigt sich wieder einmal die Ecke, wo Kulturpolitik und Wirtschaftspolitik zusammenstoßen: es ist die Ecke des Achtstundentags. Der Proletarier muß Zeit haben zum Geiste; der Spießer, und wenn er vierundzwanzig Stunden am Tage Zeit hat, wird für den Geist nicht empfänglich werden.

Worauf es ankommt, ist: Auslese. Welch ein Fest, an diesem Werk zu wirken! Welch eine Genugtuung, durch tägliche publizistische Strategie und Kleinarbeit zäh die Schar zu sammeln, die siegen soll und siegen wird!

Hätten wir nur Raum, wir würden bald Hunderttausende überzeugen! Hätten wir nur freies Feld, wir würden schon rennen! Aber Raum, freies Feld, freie Bahn, fair play im Wettbewerb — grade dies gewährt uns die machthabende

sellschaft, gewähren uns die machthabenden Klüngel nicht. Meiner Kenntnis entzieht sich, wie im sozialistischen Idealstaat die Presse aussehen wird; falls die Zeitungen etwa sozialisiert sind, wer dann die Presse der Opposition bezahlt. (Daß es auch im Idealstaat eine Opposition geben muß, versteht sich!) Aber diese Fraglichkeit darf weder unsern Willen zum Sozialismus lähmen, noch uns in der Kritik an der Gegenwartspresse beirren. Diese erfüllt ihre erzieherische Aufgabe (und neben der Funktion der Tatsachenübermittlung kann sie keine andre Aufgabe als die der Erziehung haben) ... sie erfüllt diese Aufgabe weder auf der konservativen noch auf der oppositionellen, weder auf der bürgerlichen noch auf der revolutionären Front. Auch unsre revolutionäre Presse — wie eng, wie kleinzügig, wie ungeistig, wie im Grunde bürgerlich und konservativ ist sie! Die Furcht der Redakteure, ein Text sei für die Leser zu schwierig, schließt von der eignen Dummheit auf den Geisteszustand von Leuten, die oft turmhoch über den Journalisten stehen, wenn sie auch Arbeiter sind. Das ist die wahre Überheblichkeit, diese Redakteursüberheblichkeit, die dem Leser nichts zutraut. Weil die Herren nicht schreiben können, meinen sie, der Leser könne nicht lesen. Jedoch selbst die Dummheit des dümmsten Lesers reicht nicht an den Stumpfsinn des Redakteurs heran, der seine erbärmliche Redaktionsführung mit ihr entschuldigt. Im übrigen hat jede Zeitung die Leser, die sie verdient. Das allgemeine Niveau der Deutschen läge höher, wenn der erzieherische Wille der Zeitungen im allgemeinen stärker und ihr erzieherisches Können größer wäre. Die Zeitung ist die Schule der Erwachsenen ... oder sollte es sein. Sie hat das Volk zu gestalten, aber nicht sich von ihm, das heißt von den niedrigsten Instinkten seiner niedrigsten Typen: von der Denkträgheit und Sensationsgier der Philister aller Klassen und Alter, gestalten zu lassen.

Das politische Leben der Parteien bedeutet Erstarrung. In Dogmen, die vielleicht nie richtig waren, wird ein Sozialstoff gepreßt, der, selbst falls sie dereinst richtig gewesen sein sollten, heute nicht mehr hineinpaßt. Von den geistigen Bewegungen schließen die Parteien sich ab. Die objektive intellektuelle Entwicklung geschieht außerhalb ihrer und meistens gegen sie. Sie wird von Bünden getragen oder von losen Gemeinschaften und Gefolgschaften. Aber die Zeitungen sind Parteizeitungen — von verschwindenden Ausnahmen abgesehn.

Somit scheint mir, daß nichts in gleichem Grade nottut wie die Schöpfung eines großen Tage-Blattes, das ohne Parteibindung scharf linke Politik treibt, eines Blattes für Arbeiter der Faust und der Stirn, von Arbeitern der Stirn geleitet und geschrieben. Geschrieben! Das heißt: weder gesinnungstüchtig hingestammelt noch gesinnungslos hingeglitzert. Weder Spießbürgerei noch Schöngeisterei. Weder sektiererisch-engstirniger Fanatismus noch weitherzig-flauer Opportunismus. Revolutionäre Stoßkraft ohne Klamauk; geistige Gediegenheit ohne Selbstbeschau. Ein Keil ins Gegebne — aus härtestem Holz und wunderbar poliert, so wunderbar, daß von den Reflexen des Lichts die Welt erhellt wird.

Nach der Topographie des politischen Alltags müßte diese Zeitung links vom „Vorwärts" und rechts von der „Roten Fahne" ihren Standort haben; sie müßte die wertvollen Kräfte beider Arbeiterparteien zu sammeln und zu einigen suchen, und nicht der beiden Arbeiterparteien nur. Das Sprachrohr müßte sie werden der feurigsten Temperamente und schärfsten Intelligenzen in der pädagogischen, in der sexuellen, in der Rechtsreformbewegung, in der Friedensbewegung, in den revolutionären Strömungen der Philosophie, der Psychologie, der Künste. Die Einheit aller kulturell-radikalen Vorstöße müßte durch sie bewiesen, müßte in ihr symbolisiert sein, und die Einheit der kulturellen Radikale mit der wirtschaftlichen. Eine Enzyklopädie, gleich jener französischen des Achtzehnten Jahrhunderts, nur nicht in Foliantenform, sondern in täglichen Blättern, der Inhalt stets an die Tagesereignisse angeschmiegt. Enzyklopädie — insofern alle revolutionären Geister der Zeit ihre Mitarbeiter wären, und hoffentlich auch insofern, als sie die geistige Vorbereitung eines Ereignisses sein würde, das für unser Jahrhundert die Bedeutung jenes großen Ereignisses im achtzehnten hätte, dessen geistige Vorbereitung die ‚Encyclopédie' war.

Ist dies ein Traum? Ich weiß, daß sich Hunderttausende nach einer solchen Zeitung sehnen. Sie wäre das Blatt des linken Flügels unsrer Generation; nämlich auch eine Generationsfrage ist sie. Die mit Leidenschaft fortschrittlich gesinnten Deutschen zwischen siebzehn und fünfundvierzig Jahren, jene, die zum Neunten November halten und das Werk, das damals begonnen wurde — schlecht begonnen und längst unterhöhlt —, sichern und besser fortsetzen und vollenden wollen, . . . diese Deutschen sind ohne Zeitung. Es fehlt also nicht der triftige Grund — sollte der Wagemut fehlen, sie ins Leben zu rufen? Der Stamm derer, die sie schreiben würde, ist beisammen; die Gemeinschaft der Könner mit gleicher Ziellinie ist nicht schwach an Zahl. Das Blatt würde sich zum „Vorwärts" verhalten wie die „Weltbühne" zur „Gartenlaube"; es würde schon durch die Akkumulation von Kräften, die es darstellte, durch seine innre Form ein ungeheures Aufsehen erregen. Der Erfolg könnte nicht ausbleiben; denn das Publikum ist hier längst vorhanden und wartet. Das Scherzwort bei Neugründungen „um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen" würde hier einmal ohne ironischen Beiklang gelten.

In der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist dergleichen nicht ohne Kapital zu machen, also nicht ohne Kapitalisten, also nicht ohne Hilfe von Leuten, gegen deren Klassen-Interesse das Unternehmen gerichtet wäre; aber es wäre nicht gegen ihr individuelles Interesse gerichtet; denn es wäre ja ein Geschäft! Und das ist am Ende kapitalistische Denkart: das individuelle Wirtschaftsinteresse höher zu stellen als das Klasseninteresse. Ein Pessimismus von dieser Seite her rechtfertigt sich demnach nicht.

Anderwärts, etwa in Paris, gibt es dergleichen Zeitungen in Fülle. Blätter ohne Parteifessel, in denen politisch bemühte Intellektuelle aller Spielarten schreiben, von der bürgerlichen

Linken über die sozialistischen Lager bis in Anarcho-Gefilde hinein; Blätter, die von Leben und Geist strotzen und sprühen; die von der ersten bis zur letzten Zeile „geschrieben" sind. Frankreichs politische Kultur ist älter als ein Jahrhundert; Deutschlands beginnt grade, zu sprießen. Wir müssen die Erde pflegen, damit der Baum wachsen kann. Man kann dem Wachstum nachhelfen.

Unsre Zeitung würde bei äußerster Klarheit der politischen Linie, bei äußerster Intransigenz der Führung alles andre als kleinlich und exklusiv sein. Sie würde Gegner zur Mitarbeit einladen und eine Arena sein, in der die lustigsten Turniere stattfänden. Heute geschehen die Polemiken zwischen Zeitung und Zeitung fast nie sachlich, fast immer unter Verfälschung oder zumindest unzulässiger Vereinfachung der Ansicht des Gegners; spricht der Gegner in unserm eignen Blatt, dann ist fair play da, und ein dialektischer Sieg über ihn bedeutet dann wirklich seine Niederlage.

Vielleicht würde die dringendste innerpolitische Aufgabe Deutschlands: die Schmiedung der proletarischen Einheit, längst erfüllt sein, wenn es eine Zeitung gegeben hätte — eine Zeitung von Rang, versteht sich —, in der die Wortführer der Sozialdemokraten und die der Kommunisten vor aller Augen miteinander gerungen hätten: jeder genötigt, den Gegner bei aller Schärfe anständig, nämlich sachlich, zu behandeln; auf seine Gegengründe zu hören; auf sie einzugehen; sich mit ihnen kritisch abzufinden, statt es sich bequem zu machen; der Person des Gegners die Ehre zu lassen; niemals Argumente durch Schimpfreden zu ersetzen; kurzum: einen vielleicht unerhört heftigen, aber unerhört geistigen Kampf zu führen. Das wäre intellektuell nicht so billig gewesen wie das Gekeif, das wir kennen; aber die Unkosten hätten sich gelohnt: man wäre im Ringen zur Einigung gekommen. Die Gemeinsamkeit des Ziels wäre herauspräpariert worden; sie hätte aufgeleuchtet und hätte die Verschiedenheit der Auffassungen vom Wege ins rechte Licht gerückt. Diese Verschiedenheit wäre nicht geschwunden, aber sie wäre geschrumpft — in ihrer Bedeutung nämlich; und man hätte erkannt, daß Differenzen, die im Rahmen einer und derselben Zeitung möglich sind, auch im Rahmen einer und derselben Partei bestehen können. Sie würden das Leben der Partei frischer, fruchtbarer, reicher, anziehender machen ... und nur dann eine Gefahr für die Partei bedeuten, wenn einer der beiden Flügel in Augenblicken der Entscheidung sich der internen Demokratie nicht beugt. Die (wirtschaftlich und kulturell) revolutionäre Einheitspartei mit innrer Demokratie — die gilts zu schaffen.

Vielleicht würde man das schon längst erkannt haben, und vielleicht hätte Deutschland heute ein andres Gesicht, wenn in den kritischen Jahren nach 1918 eine große unabhängige Zeitung der Linken, ein scheuklappenloses, junges, lebendiges Blatt revolutionärer Diskussion existiert hätte, zielklar und unspießig, voll proletarischer Kraft und von geistiger Geschmeidigkeit. Dies Vielleicht gilt auch für die Zukunft.

Reportage an der Bürgerkriegsfront

von Rudolf Braune

2. Mannesmann

Unter hellem Himmel treiben die Rheinkähne der holländischen Grenze zu. Der Kellner serviert zartes Gemüse; über die Rheinterrasse hinweg weht der Wind von Düsseldorf, spielt mit der Standarte, verfolgt die Schleppkähne, Weiße Segel kreuzen, junge Mädchen winken zu den Uferböschungen hinüber, die unter der frohen Sonne zittern. Die Boote jagen, ein Stück stromab, an flachen Ufern vorüber. Weit und eben dehnt sich das Uferland, spärlich besät mit kleinen Villen, Ausflugsrestaurants und Bauernhäusern bis zum Horizont. Dort fließt das grüne Buschland in den weißen Himmel über, dazwischen hängt ein langer Rauchfetzen. Ein halbes Dutzend Riesenessen stoßen lausejungenhaft in den Himmel. Tief ducken sich dazwischen lange Hallen. Das Bild aus der Vogelschau ist überall das gleiche: Remscheid, Bous (Saar), Saarbrücken, Komotau und hier in Düsseldorf-Rath. Die Rauchfahnen dieser Essen schreiben an den Himmel: Mannesmann.

Mit 35 Millionen Mark Kapital wurden am 16. Juli 1890 in Remscheid die „Deutsch-Oesterreichischen Mannesmannröhrenwerke" gegründet. Dieses Unternehmen sollte ein Patent ausprobieren: Herstellung von nahtlosen Röhren. Aber die Versuche und Experimente, mit dem Schrägwalzverfahren feste nahtlose Kanonenrohre zu fabrizieren und die Gefahr des Zerspringens der Rohre auf ein Minimum zu reduzieren, rissen gewaltige Lücken in das Betriebskapital: Kriege florierten damals nicht, und das Konkurrenzunternehmen Röhrensyndikat konnte stumpfgeschweißte Röhren mit bedeutend größerm Durchmesser herstellen.

Nur ein Weg war frei zur Flucht vor Isolierung und Ruin: ebenfalls geschweißte Röhren herzustellen, die Konkurrenz mit bessern Patenten zu schlagen. Im November 1900 begann das Walzwerk Rath (bei Düsseldorf) zu arbeiten, ein Vierteljahrhundert später sitzt hier die Zentrale des Konzerns. 3000 Mann bekommen alle zehn Tage ihre Lohntüte. Diese Zeiteinteilung ist eine Spezialität von Mannesmann. Wer proletarisches Familienleben kennt, Wirtschaftsgeld und Wochenkalkulation der Hausfrau, der kann sich die Folgen ausmalen. Von diesen 3000 Mann können nach der ärztlichen Betriebsstatistik mindestens zehn Prozent damit rechnen, daß ihnen im nächsten Jahr etwas passiert: herabfallende Eisenstücke, ungesicherte Stromleitungen, Quetschungen, Fingerbrüche. „Sprungbrett ins Jenseits", sagt ein Mannesmannprolet neben mir in der Frühstraßenbahn, die Düsseldorfs graue Bataillone in den Kampf führt, in den Kampf um 7,20 Mark täglich bei zehn Stunden Arbeitszeit, falls sie qualifizierte Arbeiter sind, sonst müssen sie mit 5.40 Mark zufrieden sein. „Seit der Achtstundentag futsch ist, hat die ganze Plackerei keinen Sinn

mehr", meditiert der Prolet weiter, „abends gehts müde in die Falle". Dabei hat Mannesmann kein Fließband, die technischen Feinheiten Amerikas bei der Arbeit am großen Stück sind hier noch nicht so ausprobiert. Nur der „Kalkulator" ist eingeführt, der mit der Stoppuhr die Arbeitszeit berechnet. Tabellen hängen aus: für jedes Arbeitsstück die knappste Zeitberechnung. Die Arbeit wird im Hetztempo erledigt, die Proleten sehen kaum auf, als wir durch die feuerspeienden Hallen gehen. Sie arbeiten auch nicht mehr so vorsichtig wie früher: die Unfallziffer steigt. In gleicher Zeit machte 1914 ein Arbeiter vier Rohre fertig, 1924 sechs Rohre, 1926 aber neun! Die Maschinen wurden nicht etwa verbessert. Schneller, schneller, schneller!

In unsern Ohren klingt noch stundenlang später das Gebrüll und Geschrei der Maschinen, Sausen der Treibriemen, Gekreisch der Bohrer. Zwischen den Ungetümen aus glühenden Eisen und sausenden Riemen laufen die Arbeiter mit traumwandlerischer Sicherheit hin und her. Oder schläfert der Gesang der Schleifmaschinen und das Trommeln der Transmissionen, neues Wiegenlied des Proletariats, die Aufmerksamkeit und Vorsicht der Arbeitenden ein? „Zehn Stunden, zehn Stunden — und dann der Schlaf."

Eigne Gleisanlagen, die Maschine fährt bis an die Hallen heran. Die Totenbaracken. Die Essen. Eine feste kilometerlange Mauer führt um den Betrieb, an den Hauptausgängen wachen königliche Pförtner mit uneingeschränkter Machtvollkommenheit. Unbekannten Besuchern springen sie feindselig entgegen; es soll auch Wirtschaftsspionage geben. Der Konzern kann sich auf seine Pförtner verlassen; als Eignungsbescheinigung tragen sie Stahlhelmabzeichen. Die Fiktion ihrer Wichtigkeit läßt sie vergessen, das sie alle zehn Tage auch nicht mehr bekommen als der Genosse an der Rundwalze.

Das Werk wurde, vor der Stadt, auf Zuwachs angelegt. Draußen vor den festen Mauern geht noch der Bauer hinter dem Pflug, eine große Landstraße führt an das Werk heran, daneben fahren Züge die Mannesmannprodukte hinaus: Schiffs- und Lokomotivkessel, Schraubenräder, Walzen, Ladebäume, Stahlflaschen, Lichtmasten und immer wieder Röhren; Gasrohre, Backofenrohre, Flanschenrohre, Rohre für Turbinenleitungen, Produktionsmittel für die ganze Welt. Selbständige Vertriebsgesellschaften in allen Ländern sichern den Absatzmarkt, die Vertreter und Agenturen sitzen in Brasilien, Italien, in der Tschechei, auch in Frankreich. Hier ist der Konzern sogar sehr eng liiert (mit der Société des Aciéries et Usines à Tubes de la Sarre), während des Rifkrieges ging der Vorhang etwas hoch. Wenn es um die Profitrate geht, kennt das Weltkapital keine nationale Moral. Daß Mannesmann während des Krieges Minen, Granaten und Gasbomben gegen die französische Front geliefert hat, stört ihre heutige gute Geschäftsverbindung keinesfalls. Realpazifismus. Im September 1923 besetzte die Grüne Polizei auf Wunsch der Direktion die Werke in Rath. Damals, unter Führung revolutionärer Betriebsräte gehörten die Mannesmannproleten zur Avantgarde

der roten Front. Heute sitzt ein Betriebsrat im Aufsichtsrat der Werke, heute sind von der Riesenbelegschaft nur noch 300 Mann gewerkschaftlich organisiert. In dem ganzen Betrieb ist kein Eß- und Ruheraum vorhanden, in den Pausen sitzen die Leute in schlechter Luft an den Gasöfen und verschlingen ihr Essen. Dann geht die Akkordschufterei weiter: Keine verbesserten Produktionsmethoden, trotzdem 100 Prozent Mehrleistung. Im Monatsdurchschnitt werden 15—20 000 Überstunden „geschoben".

Die Direktion läßt unentgeltlich alle 14 Tage an ihre Arbeiter eine Zeitschrift verteilen: Die Werkswoche. Früher hieß das Blättchen: Mannesmann-Rundschau und enthielt neben „populär-technischen" Aufsätzen solche Paul-Heyse-Zitate:

> „In dieser Welt ist eine gerechtere Ausgleichung des Guten und Schlimmen, des Glücks und Unglücks, als man sichs in einer mißmutigen Stimmung eingestehen will."

Schade die Arbeiter scheinen sich Paul Heyse nicht zu Herzen genommen zu haben. Vor einigen Monaten wurde draußen vor dem Betrieb von Arbeitslosen zum ersten Mal ein kleines Blättchen verkauft, dessen Beiträge nur von Mannesmannarbeitern geschrieben waren: Die Rote Werkswoche. Die zweite Nummer mußte in doppelter Auflage hergestellt werden. Diese mißratene Stiefschwester der „Werkswoche" wird nun alle vierzehn Tage von der Belegschaft eifrig studiert, das Unternehmerblättchen aber zu praktischen Zwecken mit nach Hause genommen.

Im Geschäftsbericht 1924/25 beträgt der Reingewinn der Mannesmann-Werke 2,74 Millionen Mark, 1925/26 8,8 Millionen Mark.

300 Prozent mehr! Auf wessen Kosten?

Florian Geyer von Arthur Eloesser

Die Bühnengeschichte des Florian Geyer ist unsre eigene Geschichte der letzten dreißig Jahre. Also muß das Werk von unterirdischen Quellen genährt sein und von einer Prophetie getränkt, die sich seit dem Tage seiner Geburt sehr allmählich, sehr unerbittlich erfüllt hat. Als Gerhart Hauptmann es schrieb, wußte er sehr viel vom Bauernkrieg; das war nicht gut für ihn. Wußte er sehr wenig von Florian Geyer; das war gut für ihn. Die Masse bekam eine Studie wie aus Aktenschränken, die noch offen zu stehen schienen; die Ballade vom schwarzen Ritter mit der schwarzen Fahne und der schwarzen Marei sang sich wie durch stenographierte Parlaments- oder Konventsverhandlungen des 16. Jahrhunderts hindurch. Auch als das Stück an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag unter Max Reinhardt uns mit einem neuen Auge, mit einer tieferen Klage ansprach, blieb der romantische Ritter noch ziemlich allein. Sein Licht erlosch schön melancholisch in sich selbst zwischen lauter Scheiterhaufen,

die schon schwelten, ehe sie recht geleuchtet hatten. Der Riesenrachen des Großen Schauspielhauses hat auch manches zergähnt. Die Oekonomie der Bühne, die Raum und Zeit nur in symbolischer Überschneidung verwenden soll, darf kein Quadratmeter in leerer Unbeschäftigung übrig lassen. Ich erzähle eine unter Bühnenleuten bekannte und durchaus verbürgte Geschichte. Als der Florian Geyer vom Rothenburger Schenktisch aufstand, drängten sich zwei Ritter an ihn, von denen die Regie nichts wußte, und flüsterten ihm zu: heute abend Weihenstefan. Im Großen Schauspielhaus kam es auf ein paar Rüstungen mehr oder weniger nicht an.

In Jeßners straffender Inszenierung gibt es keinen Ritter zu viel, bleibt kein Fußbreit Bühnenbodens ungenützt, unbelebt. Wenn Hauptmann an die Zeit der Reformation und des Bauernkrieges zu nahe heran gegangen war, verbessert Jeßner den Blickpunkt, indem er um vier Jahrhunderte zurücktritt auf den seelischen Stand unsres Erlebens, unsres schmerzlichen Bejahens. An der von ihrer zu reichen Ausgewachsenheit beschwerten Kolossalfigur kann man nun Haupt und Füße zugleich sehen. Und sie bewegt sich doch! Die Ballade vom Ritter und die Studie vom Bauernkrieg zentrieren sich in einer Tragödie, die nicht mehr abwechselnd spricht und singt. Der Gleichgewichtspunkt ist festgestellt. Das nenne ich produktive Regie, um so bereitwilliger, als nur die innere Quellkraft des Dramas gefiltert, seine beständige Gegenwart klar gestellt wurde. Das Stück sieht vorwärts, indem es rückwärts sieht, echt historisch, echt legendarisch, ohne daß ihm Jeßner das Genick umgedreht hat. Und so mögen auch Shakespeare und Schiller aus der orthopädischen Klinik moderner Regie entlassen werden.

Jeßner hat nichts umgedreht und nichts hinzugesetzt; dennoch machte ich in einem altvertrauten Stück die gewissen Entdeckungen, die den Dichter sowohl wie den Regisseur beweisen. Gleich als der Vorhang über dem Vorspiel der Ritter aufging, sah ich verschreckte Baltikumer, Stahlhelmer, Hakenkreuzler, auch vorsichtige mit blauen Brillen, in außerordentlicher Treue von dem Dichter vorgebildet, der in dem einzigen Wehrhahn die ganze Wilhelminische Epoche des Untertanen verewigt, der den Plunder ihres Theaters schon vorzeitig auf dem Dachboden der „Ratten' geborgen hatte. Als dann die Genossen oder vielmehr die Brüder Bauern auftraten, im Bunde mit bürgerlichem Humanismus, mit allen Graden verstiegener Ideologie, im Bunde auch mit Dummheit und Roheit und mitgehendem Eigennutz, gab es die ewige Bitterkeit der deutschen Tragödie zu kosten, dieses immer zu Hoch und immer zu Niedrig zu bejammern, das so planlos täppisch danebengreift. Dieses Nichthandeln, dieses Sichverstreuen im Augenblick ist zum ersten Male zur Handlung geworden. Auch eine Kantate von deutscher Seele, mit dem kurzen Crescendo, mit dem stürzenden Decrescendo. Dabei echtes 16. Jahrhundert in seiner Sinnlichkeit, in seinem Grobianismus wie in seiner chiliastischen Übererregtheit. Erst bei Jeßner hat die Reformation in das Stück hineingespielt, die

den Bauernkrieg hervorbringt. In den ersten Akt, ganz kurz, weht dieser Frühlingshauch hinein, diese Hoffnungsseligkeit, diese Lust zu leben, die Ulrich von Hutten zum Singen brachte. Ihr Glanz liegt auf zwei Figuren, die sich auch erst entdecken lassen mußten, auf Erwin Fabers Schreiber Löffelholz, der früher zu viel schrieb, und auf Erich Riewes Ritter Menzingen, der vordem zu wenig besagte. Nach Jeßners großer Säuberung bestätigt sich nun jede Figur durch Beziehung und typische Geltung. Preisen wir die Enge des Bühnenhauses als zwingende Wohltat!

Für den Florian Geyer hatte Jeßner keinen Rittner und keinen Klöpfer, und er brauchte vielleicht auch nicht so hoch zu fordern, da er die Geschichte vom Bauernkrieg und die Ballade vom schwarzen Ritter auf eine Ebene brachte. Den Condottiere mit Vergangenheit, der den Harnisch mal an-, mal auszieht, der mal einen guten Kuß, mal einen guten Puff austeilend sich immer noch ziemlich ritterlich benimmt, hat Walter Franck nicht in den Sattel gebracht. Dieser Florian geht mehr zu Fuß, schon blutsverwandt mit dem armen Bruder Bauer, mit dem schwärmerischen Bruder Schreiber, ein Jüngling an Reinheit und Reinlichkeit, und wenn er schöner wäre, beinahe ein Johannes. Jeßners Inszenierung würde auch einen weniger bescheidenen oder weniger lyrischen Geyer vertragen, aber im Augenblick, da er den lange entbehrten Ausgleich schuf, war der Brüderliche für ihn gut, der den Kopf nicht allzu hoch über seinen Freunden trägt und über seinen Feinden.

Die dreißig Jahre Florian Geyer sind unsre eigne Geschichte, und wir mußten unsre besonderen Erfahrungen machen, damit aus des jungen Hauptmann schwerer Niederlage ein später Sieg wurde. Die erste Theaterschlacht wurde von Otto Brahm nicht ohne Schuld verloren. Das noch ungestalte Werk verschleppte sich, und als die Bauernszene im letzten Akt höhnische Ungeduld zur offenen Empörung trieb, wurden im Parkett gut bäurisch Ohrfeigen angeboten und auch ausgetauscht. Damals, 1896, war ruhige, satte, läßliche Zeit, nur der Dichter hatte die Weißgardisten, die alkoholfrohen Hakenkreuzler, Fememörder, mit ihrem Feldwebel Schäferhans vorhergesehen, wie sie Gefangene umlegen und Kopfmassagen verordnen. Nach langer Schonzeit hat Jeßner nun die Bauernszene wiederhergestellt und damit eine hohe nationale Pflicht erfüllt. Ein Volk, das die Fememorde als entschuldbare Unregelmäßigkeiten vorbeigehen ließ, hat sich die Bauernszene verdient. Das wäre ein schlechter Dichter, der sein Volk nicht büßen ließe. Die Athener haben einmal, zusätzlich einer Geldstrafe, dem Phrynichos seine „Zerstörung von Milet" verboten, weil sie den Jammer der Niederlage und den Triumph der Barbaren auf der Bühne nicht aushalten konnten. Aber da waren sie inkonsequent. Denn Buße war der Sinn der von ihnen erfundenen Tragödie. Und wenn wir recht gebüßt haben, dürfen wir uns recht freuen an einem unverlierbaren Besitz der deutschen Bühne, zu dem uns der Florian Geyer nun geworden ist.

Links haut rechts

Kommunistenzug greift Jungdeutsche an Urteil des Schöffengerichts Solingen vom 21. 1. 1927 wegen Landfriedensbruch	**3—7 Monate Gefängnis**
Kommunisten stacheln zu Ausschreitungen gegen Nationalsozialisten auf Urteil des Schöffengerichts Dresden vom 4. 1. 1927 wegen Landfriedensbruch	**6—10 Monate Gefängnis**
Kommunisten bedrohen die Polizei bei Zusammenstoß mit Stahlhelm Urteil des Schöffengerichts Berlin-Lichtenberg vom 30. 1. 1927	**4 Monate Gefängnis**
Kommunisten holen Fahnen von Häusern Urteil des Schöffengerichts Münster vom 19 1. 1927 wegen Sachbeschädigung und Landfriedensbruch	**8 Monate bis 2 Jahr 6 Monate Gefängnis**
Reichsbannermann prügelt Autoinsassen mit Stock Urteil des Schöffengerichts Kassel vom 18. 1. 1927 wegen Nötigung und Körperverletzung	**6 Monate Gefängnis**
Reichsbannerleute prügeln sich mit Hakenkreuzlern Urteil des Schöffengerichts Düsseldorf vom 6. 1. 1927 wegen Landfriedensbruch	**1—3 Monate Gefängnis**
Roter Frontkämpfer versetzt Bismarckbündler einen Stoß Urteil des Schöffengerichts Breslau vom 3. 2. 1927	**1 Monat Gefängnis**
Kommunist beteiligt sich an Zusammenrottung und nimmt Fahne weg Urteil des Landesgerichts II Berlin vom 11. 1. 1927 wegen Landfriedensbruch	**3 Monate Gefängnis**

Soll der deutsche Richter

Justiztabelle

Rechts haut links

Völkischer Trupp prügelt jüdische Bürger mit Eisenstangen Urteil des Schöffengerichts Frankfurt a. M. vom 17.1.1927 wegen Körperverletzung	**20 Mark bis 3 Monate Gefängnis**
Nationalsozialisten greifen Reichsbanner an Urteil des Schöffengerichts Dresden vom 8. 1. 1927 wegen groben Unfugs	**30 Mark bis 1 Woche Haft**
Rechtsradikale schlagen Zentrumsmann halbtot (unter den Angreifern ein Referendar) Urteil des Schöffengerichts Köln vom 18. 1. 1927	**200 Mark**
Hakenkreuzler prügeln Reichsbanner und zertreten sein Abzeichen Urteil des Schöffengerichts Deutsch-Krone vom 11. 1. 1927	**200—500 Mark**
Reserviert für die Hunderte von Fällen, in denen rechtsradikale Gewalttaten nicht gesühnt wurden	**Freispruch** **Einstellung**

unabsetzbar bleiben — ?

Boris Pilnjak von Oscar Blum

Die russischen Erzähler von heutzutage sind allesamt im Krieg und in der Revolution flügge geworden. Die alte Generation ging 1914 unter; ihr bedeutete der Krieg und noch mehr die Revolution einen jähen Absturz ins Unbekannte. Ihr Fassungsvermögen versagte angesichts der vollständigen Umwertung aller derjenigen Werte, unter deren Herrschaft sie groß geworden war. Andrejew, Kuprin, Arzybascheff, Kamensky, deren Wort den Atemzug einer ganzen Geschichtsperiode zum Ausdruck brachte — der Epoche von 1903 bis 1914 —, standen plötzlich einem völlig neuen Geschlecht gegenüber, inmitten einer völlig veränderten Welt. Was sie bis dahin bewegte: Fragen individueller Moral, Widersprüche eines einmaligen Schicksals, das Ach und Weh erotischer Beklemmung, verblaßte im Sturmwind einer neuen Zeit.

Die schöne Literatur Rußlands war im Großen und Ganzen immer nur eine Schöpfung der Intellektuellen, ein Niederschlag der seelischen Krämpfe jener Menschensorte, die N. K. Michailowski so treffend mit dem Schlagwort vom „Adligen mit schlechtem Gewissen" gekennzeichnet hat. Von Turgenjew bis Tolstoi und dann weiter von Tolstoi bis Tschechow beschäftigte sie sich mit nichts anderm als mit Fragen der individuellen Lebensführung. Was soll ich tun? Wie soll ich leben? Das waren die Zweifel, die sie bewegten und deren Bewegung ihre Entwicklung ein volles Jahrhundert lang ausfüllte.

1914 brach diese Entwicklungslinie fast plötzlich ab. Wie stark die Umwälzung war, die Rußland erlebte, geht daraus hervor, daß zunächst alle seine Wortführer verstummen mußten, weil sie nichts mehr zu sagen hatten. Die ganze bisherige Ideologie war mit einem Mal wie ausgelöscht. Wer in der Heimat blieb — wie Andrejew oder Block — konnte sich noch auf die Ungunst der Verhältnisse berufen. Aber auch ausgewanderte Größen, wie Kuprin, Balmont, Arzybascheff, gingen sang- und klanglos zugrunde. Sie waren außerstande, auch nur eine einzige neue Zeile zu produzieren, die der inzwischen herangewachsenen Generation etwas zu sagen gehabt hätte.

Diese Generation sah im Krieg den Zusammenbruch jeglicher individueller Lebensauffassung. In der Revolution sah sie die vollständige Vernichtung aller frühern ethischen Begriffe und moralischen Gepflogenheiten. Nicht nur das tägliche Dasein selbst bekam vor ihren Augen ein ganz neues Aussehen: auch die Weltbetrachtung erhielt, sozusagen rein instinktmäßig, eine ganz andre Färbung. Und nun galt es diesem neuen Dasein, dieser neuen Weltbetrachtung Ausdruck zu verleihen. Seit 1918 hat die junge russische Belletristik, bewußt oder unbewußt, kein andres Ziel.

Es soll dabei nicht verschwiegen werden, daß die neue Erzählerkunst keinesfalls schlackenrein zur Welt kam. Nur tastend konnte sie sich fortbewegen, und nicht immer waren die Tastversuche glücklich. Sobol, Pasternak, Mandelstamm, Sasula: diese Jugend ist unter dem Druck unsäglicher Entbeh-

rungen und Nöte aufgewachsen, abgeschnitten von der europäischen Kunsttradition, beflügelt in der Hauptsache von dem Gefühl der Abneigung gegen die verblichene Traditionskunst. Unmöglich konnte ihr alles auf den ersten Wurf gelingen. Aber sie leistete schon dadurch Großes, daß sie ehrlich bestrebt war, das Angesicht der veränderten Welt wahrheitsgetreu zu beschreiben und das Lebenstempo einer veränderten Menschheit mit ihrem Wort einzufangen. Vielleicht wäre diese Jugend aber dennoch nicht so bald zur Geltung gekommen, wenn nicht ein Talent zu ihr gehören würde, dessen Ausmaß groß genug war, um die neue Kunstform, die der Erfüllung harrte, durchzusetzen: Boris Pilnjak. Ihm haben die Jungen zum großen Teil den Erfolg ihrer Bestrebungen zu verdanken. Er brachte die Tendenz ihres Schaffens auf eine allgemeingültige Formel. Was sie mitunter nur zur Hälfte auszusprechen wagten, sagte er ohne Scham mit lauter und vernehmlicher Stimme. In ihm hat das moderne Rußland zum ersten Mal einen vollkommen selbstbewußten und unerschrockenen Schilderer gefunden.

Pilnjak war vielleicht der Erste, der es wirklich gewagt hat, das tägliche Dasein mit seinem ganzen soziologischen und namentlich physiologischen Beiwerk einzufangen. Ähnliches versuchte ja Flaubert. Aber der wurde selbst ein Opfer seines Strebens. Unter der Hand verwandelte sich ihm das Bild zur Karikatur, die Beschreibung zur Satire. Bei Pilnjak herrscht eine, für unsere Begriffe, fast unmenschliche Objektivität. Er baut das Leben von neuem auf; aber er benutzt dieselben Bausteine, deren sich das naturhafte Sein bediente. Er gibt nichts hinzu und hinein, was von der absoluten „Literatur" abstammt, was dem Leser schmeicheln, ihn kitzeln, ihn amüsieren sollte. Er ist ein Pathetiker der Nüchternheit, ein kaltblütiger Enthüller des Daseins. Dies Auge sah alle Greuel der Revolution, alle Bestialitäten des Krieges, doch blieb sein Sehvermögen ungetrübt. Wie Lenin im Politischen eine Rechenmaschine war, so ist Pilnjak im Belletristischen ein Registrierapparat.

Aber dieser Apparat ist belebt. Er gibt alle Schwingungen der Gegenwart beinahe automatisch wieder, weil er selbst nur ein bewußtes Teilstück dieser Gegenwart bildet. Seine Kunst ist wahr- und wehrhaft, denn sie hat nichts von der schmucken Blumigkeit des schöngeistigen Intellektualismus, den das bürgerliche Zeitalter großgezogen hat. Er ist der echte Vertreter einer proletarischen Epoche. Und wenn einmal die Geburtsstunde einer proletarischen Kunst anbricht, wird Pilnjak unter ihren Pionieren genannt werden müssen.

Pilnjak gibt das hüllenlose menschliche Tier, zu dem Krieg und Revolution uns gemacht haben. Er zeigt die Menschheit außerhalb aller jener Banden, die eine heuchlerische Zivilisation schlug und eine wohlmeinende Kultur heiligte. Seine Gestalten enthüllen die tiefe Misere eines Menschentums, dessen Seelenheil von einem Bissen Brot abhängt. Sie sprechen die rohe Sprache des Lebens, wollen nichts von der adligen Triebkraft des intelligenzlerischen Selbstbewußtseins wissen, leben dahin und versuchen dem Leben Das abzugewinnen, was

es ihnen lebenswert macht: das bißchen Freude bei Saufen, Fressen und Huren. Noch nie drang ein Blick so tief ins Innere der sogenannten Volksseele. Noch nie kam diese selbst so ungeschminkt zum Vorschein. Und wir Alle, die wir Gefangene unsrer Moralbegriffe, unsrer ästhetischen Illusionen, unsrer philosophischen Vorurteile sind, erkennen schaudernd, daß die Weltgeschichte außerhalb des engen Kreises unsrer angelernten Selbstbelügung brutal, roh und primitiv ist. Wir wissen, daß es Läuse gibt und Hunger und Notzucht und Totschlag. Aber wie der verlauste Mensch in Wirklichkeit denkt, atmet, hurt, seine Notdurft verrichtet, wie dieser nämliche Mensch, ohne sich nennenswert zu verändern, inmitten seiner Hurerei und Lumperei, die Weltgeschichte weiter treibt, das Antlitz unsrer Erde umgestaltet: dieses Alles wissen wir nicht, ahnen es nicht einmal. Pilnjak zeigt es mit einer kaltblütigen Sachlichkeit, die die stärksten Wirkungen erzielt, deren das geschriebne Wort überhaupt fähig ist.

Im Sommer 1922 habe ich ihn kennen gelernt und war, so oft er nach Moskau kam, mit ihm zusammen. Er arbeitete eine Zeitlang an meiner ‚Avantgarde' mit. Damals machte man ihm das Leben recht schwer. Die Verwalter des parteipolitischen Donners, aufgewachsen in Ehrerbietung vor der bürgerlichen Kunst, betrachteten mit ziemlich gemischten Gefühlen Pilnjaks Aufstieg. Sie vermißten in seiner Kunstform das blumige Ornament. Die nüchterne Prosa seiner Protokollführung, worin alle Laute des Lebens verzeichnet waren, stieß sie vor den Kopf. Auch heute noch, glaube ich, sind sie der verlogenen Tendenzmacherei eines Konjunkturjägers wie Alexei Tolstoi im Grunde ihres Herzens wohlgesinnter als dem schroffen Wirklichkeitssinn Boris Pilnjaks. Wir Andern aber, die in dem Neuen auch einen neuen Menschenschlag witterten, wußten bereits, daß Pilnjak der Vorreiter einer vollkommen umgewandelten Kunstperiode ist. In jenen Tagen habe ich bei Pilnjak all die Eigenschaften kennen gelernt, um derentwillen in der Zukunft sein Werk weiterleben wird: nüchterne Aufrichtigkeit, ruhige Kraft, unpathetische Hellsicht. In diesem Menschen entsprach nichts dem Bilde, das man sich gewohnheitsmäßig von einem Literaten macht. Unter der schriftstellernden Bohème Moskaus machte er den Eindruck eines ruhigen Arbeiters, der soeben vom Schraubstock kommt. Sein Geist war nicht auf reiche Aperçues bedacht, aber was er sprach, saß, wie eine Stahlfeder im Uhrgehäuse.

Inzwischen ist Pilnjak seinen Weg weiter gegangen. Mit ihm gleichzeitig wuchs auch die Generation, deren Wortführer er tatsächlich war. Diese Generation durchlebt nun eine neue — die zweite — Umwandlung ihres Lebens. Das Jahrzehnt nach 1917 geht zu Ende, und bereits lassen sich die Konturen einer neu gewandelten Daseinsform erkennen. Wie sie ausfallen wird, ist hier nicht der Ort zu besprechen. Aber Pilnjak wird zu ihrem Protokollisten in eben demselben Maße werden, in dem seine Schöpfung die vielleicht einzigen lebensfähigen menschlichen Dokumente der großen Epoche von 1916 bis 1925 geworden sind.

Akademischer Frühling von Adolf Behne

Mit den Ausstellungen der Akademie steht es so, daß jedes Mitglied der Akademie das Recht hat, eine bestimmte Zahl von Arbeiten unjuriert auszustellen. Damit ist ein nicht geringer Teil des nicht sehr großen Raumes schon belegt und zwar überwiegend mit Arbeiten, die das Niveau drücken. Denn „M.d.A." sind — noch von des Mäzenaten Wilhelm Zeiten her — recht viele recht langweilige Herrschaften.

Dann werden gewisse Künstler außerhalb der Akademie eingeladen, und der kleine Rest von Wand, der noch bleibt steht für freie Einsendungen offen. Es sollen diesmal über zweitausend Arbeiten eingesandt worden sein, und es soll die Zahl derer, die von der Jury aufgenommen wurden, noch kein halbes Hundert ausmachen. Daß in der Jury die akademischen Erzväter noch stark mitsprechen, ist klar.

Liebermanns, des Präsidenten, Ehrgeiz ist es, trotz aller Hemmungen aus den akademischen Ausstellungen „die" repräsentative Kunstschau zu machen. Wie weit gelingt es ihm?

An der Juryfreiheit der alten Mitglieder kann er nichts ändern.

Wie weit man seine oder der Jury Auswahl aus den freien Einsendungen billigen kann, läßt sich nicht sagen. Denn Niemand bekommt die zweitausend abgewiesenen Arbeiten zu sehen. Man kann nur sagen, daß engherzig-akademische, daß kleinlich-politische Rücksichten wohl nicht genommen werden. Man ist ehrlich bemüht, das künstlerisch Gute herauszufinden, und es scheint weder das Fehlen von Diplom, Titel, Name, noch politische Linksseitigkeit den Ausschluß zu bedeuten. Hier hängt Heinrich Ehmsens „Erschießung der münchner Revolutionäre", vor dem viele Besucher in Wut geraten, denn der hier an der Mauer steht, stirbt als Held; hier hängt Otto Nagels „Feierabend", und hier hängt sein „Porträt der Mutter", das mir künstlerisch noch lieber ist; hier hängen schon bekannte Aquarelle von Grosz, und es ist einigermaßen begreiflich, wenn Zeitungen, die immer für gute, anständige Kunst eingetreten sind, die alte ehrliche Akademie eine Stätte des Proletkults schimpfen.

Und wie steht es nun mit den Einladungen, die ganz wesentlich den Charakter bestimmen?

Der Fall, daß Einer, der eingeladen wird, ablehnt, wird selten sein. Leider ist es grade Emil Nolde, der, weil er das erste Mal absichtlich geschnitten wurde, verzichtet. Es ist ein Jammer, daß Liebermann und Nolde, Künstler, wie sie ein Volk nicht alle Tage aufzuweisen hat, nicht über ihren Sezessionszwist hinwegkommen können, der inzwischen ein Vierteljahrhundert alt geworden ist. Und da auch das Verhältnis Nolde-Justi nicht das beste ist, ergibt sich die groteske Tatsache, daß zwar Dresden, Hamburg und andre Städte die herrliche Nolde-Kollektion zu Gesicht bekommen, die Rudolf Probst zusammengebracht hat — nur nicht Berlin.

Nolde ist aber nicht der einzige „Fehler".

Es ist merkwürdig, daß Liebermann, so wohlwollend und

selbstlos-fördernd er dem rechten Flügel der Jungen gegenübersteht, dem linken Flügel gegenüber genau die gleiche und glatt ablehnende Haltung einnimmt, die er einst vom „Verein Berliner Künstler" erfuhr. „Die ganze Richtung paßt mir nicht", hört sich aus Wilhelms Munde ganz reizend an — aus dem Munde Max Liebermanns eigentlich nicht.

Die Grenze der Anerkennung ist bei Liebermann haarscharf gezogen: sind Gegenstände noch erkennbar, darf das Bild herein — sonst bleibt ihm das Tor hermetisch verschlossen. Es stört Liebermann nicht, wenn Kokoschka seinen Gegenstand, diesmal Leo Kestenberg, malerisch zerfetzt. Nase, Mund und zwei Augen lassen sich rekognoszieren, und er hängt das Bild sogar auf den Ehrenplatz, sich selbst nobel zurückhaltend. Erfreulicher noch, weil künstlerisch begründeter, finde ich die auszeichnende Hängung A. M. Dreßlers.

Es ist keine Frage, daß Liebermann im Bereiche der konservativen Malerei ein ganz sicheres Urteil hat, und daß er hier jede gute Leistung bestens fördert; aber es ist ebenso deutlich, daß Liebermanns Urteil vor allem versagt, was über die Prinzipien der Ton-Malerei hinausgeht. Die schwachen Bildern Pechsteins eingeräumte Vorzugsstellung beweist es abermals.

Hier ist eben der Punkt, wo Liebermann ungerecht wird. Um zu zeigen, daß er nicht Feind der Jugend ist, nimmt er mit manchmal kritikloser Weitherzigkeit jene geschickten Mixer auf, die „hübsches Motiv" und „kesse Farbe" zu einem pikanten Salonstück verarbeiten — um desto abweisender, verschlossener gegenüber Allen zu sein, die sich vom Gegenständlichen frei gemacht haben.

Niemand wird verlangen, daß die Akademie alle Abstrakten in und außerhalb des „E. V." aufnehme. Daß aber diese Malerei, die nur kindlicher Eigensinn als nicht existent behandeln kann, Leistungen aufzuweisen hat von höherm spezifischen Gewicht als die Heckendorf, Waske, Krauskopf und andre Konzessions-Expressionisten der Akademie, sollte Liebermann wohl erkennen können. Sollen wirklich die Feininger, Kandinsky, Klee, Dexel, Schlemmer, Baumeister wie Luft behandelt werden, und ist es nicht für die Akademie ein wenig beschämend, daß sie zwar Jene ausstellt, die mit einem gewissen Witz aus der Kunst ihres Lehrers einen gangbaren Artikel machen, nicht aber das starke Original —: das heißt zwar die Neuschul und van Hauth, aber nicht Arthur Segal?

Gewiß, die Akademie sieht nicht mehr grau aus. Sie ist sogar sehr bunt. Aber weniger Buntheit würde ihr vielleicht eine bessre Farbe geben. Ihre kreischende Buntheit erinnert etwas an Berliner Karneval. Es ist nicht das Herz, was so fröhlich ist, sondern die moderne Palette — und auch die weiß eigentlich gar nicht, „warum".

Die Akademie ist vorläufig, solange sie nicht den Mut aufbringt, alle Richtungen zu sehen, trotz aller Auffrischung eine halbe Sache.

Die Front, Max Liebermann, läuft nicht über Ihre Akademie. Es geht hier gewiß ganz anständig zu, aber noch liegt sie in der Etappe, Ihre Akademie.

Fiesco von Alfred Polgar

Fiesco, frisch gestrichen, machte, trotzdem, im Deutschen Volkstheater, gespenstigen Eindruck. Ohne Zweifel gewinnt durch das Kompreßverfahren, dem sie hier unterzogen wurde, die Dichtung an Dichte, verliert aber im Westentaschenformat ihr innres Format. Für die große Gebärde, die ihres Wesens Wesen ist, wird der Raum zu knapp, und der lange Atem der Leidenschaft, der sie durchschwingt, zerreißt zu einer Folge asthmatischer Stößchen. Ein ganzer „Fiesco" wäre heute kaum mehr zu ertragen ... und ein halber ist keiner. Die Nutzanwendung aus solchem Sachverhalt ergibt sich von selbst.

Den jüngern Spielern des Deutschen Volkstheaters sitzt Pathos wie ein schlecht geklebter Bart. Die älteren Bravos tragen das ihre, das echte, aus den Achtzigerjahren, mit aller Würde, mit der der Veteran beim Ausrücken seinen Säbel trägt. Wenigem Volk, das tropfenweise durch den Vorhang wimmelt, erzählt Fiesco seine Fabel. Die Genueser Verschworenen murmeln nicht undüster. Moissi strebt mit vieler, etwas müder Grazie nach dem Herzogshut. Der immer wehe Blick dämpft das Strahlende der Erscheinung, um jedes Lächeln noch zieht er einen melancholischen Rand. Dieser Fiesco, sowohl Stahl als auch Wachs, bewährt Edelmanns-Grandezza selbst an der Leiche Leonorens; nur büßt da seine Stimme ihr lyrisches Timbre ein, gerät in rauhe, unglaubwürdige Tiefen. So kurzsichtig machen den Mann seine eitlen Pläne, daß er Fräulein Lvovsky mit Herrn Brandt verwechselt. Nicht einmal den Blinden von Genua dürfte das passieren. Bezaubernd der Humor, mit dem Moissi die Fabel von den Tieren koloriert, und die vorsichtige Anmut, mit der er in die Matratze des Meeres springt.

Deutsche Vergnügungsfahrt von Richard Huelsenbeck

Ich habe bisher immer noch einen Rest von Achtung vor dem deutschen Bürgertum gehabt, da mir einige seiner Vertreter wertvolle Träger einer mühsam geretteten kulturellen Tradition zu sein schienen.

Ich muß gestehen, daß dieser Rest von Achtung der tatsächlichen Begründung entbehrt: die ‚Kulturträger' stellen sich bei näherm Hinsehen als Mitglieder einer geistfeindlichen Camorra heraus, die überall mit der Drangsalierung Andersdenkender beschäftigt ist. Der Krieg hat dieser Behauptung genug Material geliefert, aber die sich überstürzende Folge der Ereignisse hinderte die ruhige Betrachtung einzelner eindrucksvoller Phänomene.

Ich weiß, daß ich Wissenden nichts Neues sage, aber ein besondres Erlebnis hat mir den ganzen Jammer wieder einmal gegenwärtig gemacht.

Seit vierzehn Tagen mache ich auf einem deutschen Dampfer eine Vergnügungsfahrt im Mittelmeer.

Das Schiff ist bis unter den Flaggenkopf gefüllt mit Direktoren, Präsidenten, Hochschulprofessoren, Doktoren jeder Art, ‚einfachen' Kaufleuten und einer Menge unbedeutender Typen, die als gemeinsames Merkmal jene nichtssagende Weißbierblondheit mit sich herumtragen, an der man den ‚Vaterländer' — ‚fern von der Heimat' erkennt. Es ist die kompakte Mehrheit der Treudeutschen, Gradegesinnten, Zielbewußten, die aus allen Winkeln Deutschlands wie die Spitzmäuse schnüffelnd hervorgekrochen sind.

Es ist nicht so sehr das Vergnügen, das sie zusammenschweißt, als die gleiche Herkunft, das gleiche Milieu, das sie entließ. Der Geruch der Kleinstadt klebt ihnen an den Rockschößen, auch wenn sie aus Hamburg, Dresden, Berlin kommen und gelernt haben, daß man zum Dinner im Smoking erscheint.

Sie schließen sich eindeutig gegen Ausländer ab, indem sie die nationalen Interessen hochhalten; hin und wieder, wenn man an den debattierenden Gruppen vorbeigeht, flüsterts von ‚neuer Weltgeltung' und ‚Platz an der Sonne zurückerobern'. Es ist merkwürdig zu sehen, wie der verlorne Krieg die Psyche dieser Menschen, die sich zu den Besten des Volkes zählen, beeinflußt hat.

Wer glaubt, daß die Niederlage ungerechtfertigte Einbildung erschüttert hätte, kann lernen, daß ein eklatant verlorner Krieg deutsche Durchschnittsmenschen mit Stolz und Eitelkeit bis zum Platzen füllt.

Da selbst Nietzsche die deutsche Psyche ein Labyrinth nannte, will ich nicht versuchen Gründe für solches Gebaren zu finden. Trotzdem sind mir Züge aufgefallen, die ständig wiederkehren und mit dem wesentlichen Mechanismus ihres seelischen Seins zusammenhängen müssen.

Zum Beispiel glauben alle, daß das Ausland, besonders das romanische, nicht ‚sauber' sei. Unter Sauberkeit wird nicht nur der Gebrauch von Wasser und Seife, sondern auch geistige Sauberkeit verstanden.

Der Professor aus Halle vermißt bei den Portugiesen die straffe Zucht, die eine Vorbedingung der Sauberkeit sei. Es ‚klappe' nichts bei ‚diesen Völkern'.

Der Direktor der Trikotagenfabrik aus Süddeutschland findet die Geschäftspraktiken der Spanier verschlampt. Ohne Gefühl für Organisation könne man nichts in der Welt ererreichen; er regt sich darüber auf, wie krumm und schlapp die Angestellten in den Büros sitzen. Und überhaupt der ganze Betrieb!

Bestenfalls hat man ein nachsichtiges Lächeln. Man reist schließlich, um romantische Dinge zu sehen, und die Schlappheit und Unsauberkeit der romanischen Völker findet man romantisch.

Was der bürgerliche Sinn für Schönheit ist, wird einem auf einer solchen Reise klarer als durch das Studium dicker aesthetischer Wälzer.

Schönheit ist das, was man selbst besser ordentlicher und sauberer zu Hause zu haben glaubt.

Jeder ungewohnte Exkurs ins Natürliche: wenn einer Droschke ein Rad zerbricht, ein Mann aufs Pflaster spuckt oder von einem baufälligen Gebäude ein Stein herabfällt, wird als romantisch notiert.

Die Tatsache, daß es in Italien offene Pissoirs auf den Straßen gibt, wird als Dokument von höchstem kulturellen Interesse in allen Tagebüchern vermerkt. Wobei die nationalen Belange meinen: „Man sehe unsre mit allen Mitteln der Technik hochkonstruierten Aborte".

Gestern waren wir in Malaga in einem Stiergefecht. Später, in der Halle des Dampfers, nach dem die ‚Wacht am Rhein' unter großem Beifall verklungen war, erhob sich eine erregte Debatte über Grausamkeit. Die Herren und Damen, die der ‚dicken Bertha' begeistert zugestimmt hatten, die kleinen Tirpitze, die den U-Bootkrieg ersehnten und dem Giftgas Hymnen sangen, regten sich über die Grausamkeit des Stierkampfes auf.

In den Pausen ließ der Kapitän immer wieder die ‚Wacht am Rhein' spielen, um den Engländern und Spaniern die Größe Deutschlands am Klang der Baßtrompete zu demonstrieren.

Ich weiß nicht, ob nicht Nietzsche durch das einfache Wort ‚Dummheit' mit Erklärungen hinreichend versorgt gewesen wäre. Er sah noch zu viel Wunder in den Charakter des deutschen Bürgers hinein.

Eins scheint mir sicher: sie streben nach neuer Weltgeltung. Diese besondre bürgerliche Dummheit, die heute wieder Vergnügungsfahrten macht, scheint den Krieg gewonnen zu haben.

Sie sind fideler denn je, mit den gleichen Eigenschaften: Großschnäuzigkeit, Ducken nach oben (Kapitän, Schiffsleitung, großkapitalistische Reederei), Treten und Schäbigkeit nach unten (wo man sich um Bezahlung und Trinkgelder drücken kann, ist man dabei).

Einzelne Typen sind von überwältigender Komik.

In Genua, vor dem Palazzo, in dem die Konferenz stattfand, spricht der Führer von Mussolini, Lloyd George und wieder von Lloyd George. Schließlich sagt ein Amtsgerichtsrat mit geschwollnen Krampfadern: „Und Stresemann —?"

Und dazu immer die ‚Wacht am Rhein' und schwarzweißrote Knallbonbons und ein ‚eisgrauer' Kapitän, der den jungen Mädchen romantischer als Sindbad der Seefahrer erscheint.

Morgen fahren wir nach Port Said. Ich sehne mich nach degenerierten Völkern.

Bemerkungen

Gerichtstag über einen Staatsanwalt

Hans Natonek hat kurz nach dem Prozeß gegen den magdeburger Raubmörder Schröder, dem er an Gerichtsstelle als Berichterstatter seines Blattes beigewohnt hatte, in der Weltbühne (Nummer 39) ein Bild der Atmosphäre jenes Prozeßsaals zu zeichnen gesucht. Er hat die prozessualen Verdienste des Verhandlungsleiters, wie er sie sah, gewürdigt, und bei dieser Würdigung verdient vielleicht angemerkt zu werden, daß sie für unser Gefühl mit etwas zu viel Überschwang empfunden war, „denn wes' das Herz voll ist, dem geht der Mund über". Es ist wohl überhaupt ein bedeutsames Zeichen dieser Tage, daß man gemach gewohnt wird, gerade aus unsern Reihen, denen der Justizkritiker des juste milieu, jeden der wenigen Richter, der sachlich und vernünftig seines Amtes waltet, als den Prototyp des bon juge gefeiert zu sehen.

So stand auch über Natoneks Reflexionen die Zeile „Magdeburgs guter Richter" und in der Arbeit fanden sich diese Sätze: „... Weit überragt dieser Vorsitzende die Beisitzer! Schon rechts und links von ihm saßen nur noch bebrillte Talare, aber keine Menschen, und in den leeren Augenhöhlen wohnte das Grauen." Diese Kennzeichnung gab dem Oberlandesgerichtspräsidenten zu Naumburg, der ungefähr zu gleicher Zeit einige seiner andern magdeburger Richter nicht vor dem disziplinar-exemplarischen, geheimen Kollegengericht hatte bewahren können, den Anlaß, Natonek wegen Beleidigung der beiden gelehrten Beisitzer, der Landgerichtsräte Werner und Voigt vor den Richter zu ziehen, damit die bereits schwer genug befleckte Ehre magdeburger Richtertums wenigstens vor so empörendem Glimpf und Schimpf bewahrt bleibe.

Haben deutsche Richter nicht noch ganz andre, sehr viel schwerere Vorwürfe auf sich sitzen lassen müssen als diese einfache Konstatierung eines physischen Eindrucks, die sie zudem nicht einmal gänzlich des Besitzes der menschlichen Ehrenrechte beraubte?

Seiten dieses Heftes wären mit Zitaten Dessen zu füllen, was Richter Weßling und Richter Bombe, was Richter Niedner und Richter Bewersdorff und Richter Jürgens unbeschwert und ungerührt haben einstecken müssen. Wozu also der Lärm?

Natonek verteidigte sich würdig: Er habe die ihm persönlich nicht bekannten Landgerichtsräte nicht beleidigen wollen. Ihre teilnahmslosen Physiognomien in einer Sache, die immerhin um den Kopf eines Menschen ging, habe er kennzeichnen und in berechtigter Kritik rügen wollen.

Da aber legte der Staatsanwalt los. Hootz ist sein Name: „... Der Angeklagte ist Feuilletonist. Wenn er schon durchaus Neigung für solche Tätigkeit (gemeint ist Gerichtsberichterstattung) verspürt, dann soll er doch Romane schreiben.... Im Übrigen und ganz nebenbei: der Angeklagte ist ‚Tschechoslowak'. Da kommt Einer vom Ausland her und übt hier Kritik in einer Weise, daß man sich doch fragen muß, ob das überhaupt zulässig ist. ... Die Absicht der Beleidigung ist erwiesen, da über ernsthafte Männer in frivolem Ton in einem Blatt wie der ‚Weltbühne' geschrieben wurde ..... Exemplarische Bestrafung!"

500 Mark Geldstrafe fordert er. Das Gericht war etwas billiger; seine Taxe interessiert nicht unmittelbar. Sie belief sich auf dieselbe Summe, für die man zurzeit den preußischen Ministerpräsidenten beschimpfen darf.

Aber der Herr Staatsanwalt wird sich etwas sagen lassen müssen. Ob er der Meinung ist, daß Kritik an der Justiz erwünscht, nicht erwünscht, überflüssig oder gar unzulässig sei, das interessiert nun wiederum

uns absolut nicht. Sein Chef, der Herr Justizminister, ist übrigens andrer Meinung. Aber daß er die Publikation der inkriminierten Arbeit „in einem Blatt wie der ‚Weltbühne'" als Kriterium für den Dolus nimmt, daß er die Tatsache dieser Publikation an diesem Ort als strafschärfenden Umstand wertet, ohne das doch ganz offen zu sagen: dieser Sachbestand wird von seiner vorgesetzten Behörde klargestellt werden müssen.

Im übrigen — er möge sich nicht täuschen: Wir kritisieren weder ihn noch seinesgleichen. Wir nörgeln an den deutschen Richtern nicht herum. Wir, die Presse überhaupt, als Beauftragte der Volksmeinung, die wir nicht zu machen wähnen, sondern deren Wünschen und Beschwerden wir Ausdruck verleihen — wir beurteilen diese Richter und diese Staatsanwälte, und im vorliegenden Fall mußte ein Urteil wider den Staatsanwalt Hootz gefällt werden, das ihn verurteilt.

Der Staatsanwalt Hootz hat nach dem Strafverfolgungsantrag des naumburger Oberlandesgerichtspräsidenten aus einer Bagatelle eine Strafsache gemacht. Der Gang der Beweisaufnahme hat erwiesen, daß der Staatsanwalt die notwendige Eignung als Anwalt des Staates nicht besitzt, da er sich durch vorgefaßte Urteile, durch Geschwätz Andrer, Unwissender über ein Blatt, das er aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht kennt oder doch höchst selten vor Augen gehabt hat, beeinflussen ließ. Den Mann richtet endlich auch seine Fremdenfeindlichkeit, die zudem nicht einmal am Platz war. Denn Natonek, dessen deutschböhmische — oder sagt man in diesem Fall nicht besser: sudetendeutsche? — Heimat durch den Frieden von St. Germain unter tschechoslowakische Souveränität kam, ist nach Geburt, Sprache und Bildung offensichtlich Deutscher.

Man sollte die weitre Tätigkeit dieses Staatsanwalts im Auge behalten.

Berthold Jacob

Lob der Negativität

Denken ist immer der Anfang des Zweifelns an der Tat. Wer kämpft, der will die Welt vor allem verändern, wer denkt, will sie zunächst erkennen. Vielleicht ist es wahr, daß das Verändern heute wichtiger ist als das Erkennen, und die Entscheidung zwischen Kontemplativität und Aktivität ist zuerst eine Frage des Instinkts. Für den an der Klassenfront kämpfenden Proletarier ist die Entscheidung längst gefallen. Der philosophierende Politiker aber hat an dieser Front nichts zu suchen: mit vollem Recht wehrt sich der Instinkt des Klassenkämpfers gegen die „Intellektuellen". Denn dieser sucht die Gerechtigkeit, jener aber kämpft für sein Recht. Das ist nicht dasselbe und ist durch kein dialektisches Kunststück miteinander zu vereinigen. Lächerlich sind dabei nur jene Renegaten des Geistes, die, um als rechte Klassenkämpfer zu gelten, dem Intellekt abschwören.

Wir halten mit unsern Aufsätzen den Befreiungskampf der Arbeiterklasse auf, wenn wir uns nicht mit den technisch-wissenschaftlichen Problemen dieses Kampfes beschäftigen. Unser Reden muß den Klassenkämpfern gleichgültig sein. Aber wir sind auch nicht mehr Bürger, denn wir verschmähen die Ideologie der Satten, der Herrschenden. Man wird, wenn erst der proletarische Staat erkämpft sein wird, die Intellektuellen in dieselben Gefängnisse werfen, in denen sie von den heute Regierenden festgehalten werden. Denn der Geist der Kritik steht zwischen den Zeiten. Und unser Unglück, in dieser Zeit des noch unentschiedenen Klassenkampfes geboren zu sein, ist zugleich unser Glück. Nur diese Übergangszeiten schaffen jenen Typus des Geistigen, der durch keinerlei Interessen der Rasse, der Nation, der Klasse mehr zu einer Entscheidung gedrängt wird, und den harmlose Gemüter darum „entwurzelt" nennen. Nur in

Zeiten, in den die Institutionen wanken, ist es möglich, das Ideal, das stets unerfüllbare Ideal einer Gerechtigkeit über den Institutionen, zu postulieren. Nur im achtzehnten Jahrhundert konnte ein „Candide" geschrieben werden. Die kleine Schicht der Klassenlosen wird in dem Kampf der Klassen gegen einander zerrieben werden, das ist nicht neu. Und die Vernunft wird nach dem Sieg einer Klasse, welche es auch sei, nur noch dazu da sein, die Ideologie für die dann bestehenden Herrschaftsverhältnisse zu liefern.

Heute ist die Vernunft noch in der glücklichen Lage, nicht positiv sein zu müssen, weil sie heute niemandem dienstbar ist. Unsere Negativität ist unser Vorrecht vor anderen Zeiten, warum sollten wir keinen Gebrauch von diesem Recht machen? Wir sind dazu da, Nein zu sagen; Nein zu diesem Staat, Nein zu dieser Justiz, zu dieser Schule, zu diesen Menschen. Die „Entwurzelten", die zu keinem Land, zu keinem Staat, zu keiner Klasse gehören, sind heute die einzigen, die zu einer objektiven Gerechtigkeit fähig sind. Das Recht zur subjektiven Gerechtigkeit kann dem Klassenkämpfer, auf welcher Seite er auch steht, nicht bestritten werden, aber subjektive Gerechtigkeit ist zugleich objektives Unrecht. Die Entwurzelten allein wissen, daß die Welt durch andere Institutionen nicht glücklicher wird, wissen allein, daß die Niederträchtigkeit der Menschen gegen einander und die Intensität ihrer Instinkte nicht mit neuen Staatsformen verschwinden werden. Ein positives politisches Ziel kann es so für uns nicht geben. Wir müssen die Aufstellung positiver Ideale Menschen überlassen, die in ihrer Kritik mehr durch Interessen und Instinkte gehemmt sind. Denn ein gewisses Quantum Kritiklosigkeit gehört schon zu jeder Positivität.

Merkwürdig, daß das zu sagen, so wenige den Mut haben. Ja, wir sind zunächst nur negativ. Denn auch unsere einzigen positiven Ziele, die Erringung der größtmöglichen Freiheit der Person, die Durchsetzung der Menschenrechte, wie sie 1789 postuliert wurden, sind im Grunde negativ. Noch kein Staatswesen hat die Menschenrechte durchgesetzt. Woran das liegt? Daran: Die Menschenrechte sind Forderungen der Individualethik, um die sich kein wie immer beschaffner Gemeinschaftskörper kümmert. Unsre Negativität ist die Verteidigung des Individuums gegen die Institution, des Lebendigen gegen das Erstarrte, des Unendlich-Ewigen gegen das Zeitliche. Wohl uns, daß wir negativ sein dürfen.

Wolf Zucker

Keudell, Beethoven und Romains

Der französische Dichter Jules Romains hielt sich zur Zeit des Beethovenfestes gerade in Wien auf und gibt nun in der Pariser „L'Illustration" unter andern interessanten Festeindrükken lesenswerte Charakteristiken der Festredner.

Die Erscheinung Ignaz Seipels, des österreichischen Bundeskanzlers, hat ihn gefesselt; er vermag sich diesen Redner sehr gut als Papst vorzustellen, und zwar als großen Papst der Zukunft. Den Reichsinnenminister Herrn Robert v. Keudell, der auf dem Beethovenfeste bekanntlich das Deutsche Reich vertrat, sah Jules Romains so:

„Ein noch ziemlich junger Herr, mager und steif. Ein Gesicht, schüchtern und herausfordernd zugleich. Als er sich erhebt und der Tribüne zuschreitet, steigen mir Erinnerungen in bizarrer Mischung auf. Herr v. Keudell, deutscher Minister des Innern, erinnert mich an einen stolzen und unglücklichen Gymnasiasten, der dem Professor und auch seinen Mitschülern mißtraut, und den man nach seinen Antworten an der Tafel vorne zu beurteilen zögert, weil das Linkische von dem Vorsätzlichen in seiner Haltung so schwer zu trennen ist.

Und jetzt denke ich an Maurice Barrès, Gott weiß warum. Kopf und Blick von Barrès waren bedeutend interessanter, seine Stimme modulationsreicher. Doch vielleicht bin ich bei diesen zweifellos sehr ungleichen Männern besonders empfindlich für die subtilen, gemeinsamen Elemente: für die gewollte Steifheit, die mühsame Selbstbeherrschung, die Unzufriedenheit mit sich selber, die den andern zu verachten vorgibt, das Bedürfnis zu mißfallen, verbunden mit einer starken Sehnsucht nach Applaus.

„Zunächst erscheint mir die Rede des Herrn v. Keudell unzweckmäßig und beinahe peinlich. Er sprach von den Wunden des Deutschtums, von seinen bitteren Erinnerungen und seinen Hoffnungen. Angesichts des Namens Beethoven, des Ortes, wo wir standen und des Gefühls, das uns vereinigte, wirkte diese nationale Herbheit nicht schön. Ich sagte mir: Deutschland hatte heute offenbar alle die Vorurteile, die die albernsten seiner Gegner nähren, bestätigen wollen, sonst hätte es seinen Vertreter besser wählen müssen. Dieses Volk, das im Grunde kaum herb ist, das so wenig dazu neigt, über Vergangenes zu stöhnen, das so leicht zu universellen Zielen hingerissen werden kann, wenn man es nur die Erhabenheit, den persönlichen Rausch, den lyrischen Taumel fühlen läßt . . . warum hat es nicht Thomas Mann oder Einstein entsendet?

Als ich in den Abendblättern die Rede des Herrn v. Keudell wiederlas, fand ich in ihr nichts Entsetzliches mehr. Es waren darin sogar zwei oder drei recht ergreifende Sätze verborgen, die, von einem andern gesprochen, gefallen mußten. Aber es ist nun einmal so: ein Ding für sich ist das Wort, ein Ding für sich der Wortführer. Es gibt Leute, in deren Munde die Bergpredigt aggressiv klingt."

Es ist klar, daß Deutschland einen dieser Leute zum Beethovenfest schicken mußte.

Ernst Lorsy

Der Arzt im Krieg

Verzwickte Frage für uns Pazifisten: Soll auch der Arzt den Kriegsdienst verweigern? „Nein" sagen viele, die sonst Kriegsdienstverweigerung wollen, „nein, — vom Arzt Unterlassung seiner doch grade im Krieg so segensreichen Tätigkeit zu verlangen, ist unpazifistisch." Was ist Wahrheit? Wer hat recht: der diensttuende oder der dienstverweigernde Militärarzt? Verflucht schwer zu entscheiden.

Übergehen wir mal solche Ärzte, deren Kriegsdienst offenkundig eine einzige Niedertracht ist: medi-zynische Kujone, etwa jene Rotten von Musterungsärzten, die Karl Kraus „Kommissionen von Schindern und Schweinen" genannt hat; machen wir uns nur mal klar, wozu ein Arzt bessern Schlages, ein menschlicher und gütiger, der wirklich mit Leidenden Mitleid hat und echte Samariterdienste verrichtet, — wozu er, ohne es recht zu bedenken, die Kriegsverletzten kuriert.

Die „feindlichen" kuriert er, damit sie in Gefangnenlagern wieder gequält werden dürfen. Die eignen Offiziere kuriert er, damit sie die „Gemeinen" wieder gemein behandeln, und die „Gemeinen", damit sie wieder zur Schlachtbank traben. Ihr beim ersten Gasangriff halb verhunztes Augenlicht repariert er, damit sie beim zweiten gänzlich (und gänzlich unheilbar) erblinden. Dank ärztlichem Beistand hat auch Der, der aus dem „Stahlbad" mit nicht völlig heiler Haut davongekommen ist, noch mal die Chance, die Haut zum Markt zu tragen, bis er aus der Haut fährt. . . . In Ewigkeit gilt, was der russische Arzt Skarvan schon 1894, als er in Kaschan den Militärdienst verweigerte, schrieb: „Der Militärarzt ist auf alle Fälle ein besoldeter Mensch, von einer organisierten Räuberbande einzig zu dem Zwecke gedungen, um über den Gesundheitszustand von Menschen zu wachen, die zum Morden und Gemordetwerden bestimmt sind."

Leicht fiels Skarvan gewiß nicht, sich so zu entscheiden; leicht fällts Keinem. Es muß aber sein. Der Einwand, die Menschlichkeit der Ärzte könne die Unmenschlichkeit der Kriege doch lindern und mindern, ist ethisch unantastbar, aber nicht unwiderleglich. Denn: die Qualen der einzelnen Kriegsverletzten mindern sich wohl, wenn die Ärzte ein menschliches Rühren verspüren; aber, so paradox das klingt, die Qual des ganzen Volkes wächst, wenn solche Humanität wächst — weil dann der Krieg in die Länge wächst. Humanität ist als Prophylaxis gegen Kriege vortrefflich; bricht, ihr zum Trotz, ein Krieg aber aus, so ists human, ihn möglichst inhuman abzudrosseln: durch brutale Sabotage, durch rücksichtslosen Generalstreik und durch rabiate Dienstverweigerung aller, auch der von Berufs wegen menschlichen Menschen: der Ärzte. Je mehr Blut und Tränen solch Krieg bringt, umso mehr ist zu hoffen, daß er selbst drin erstickt.

Franz Leschnitzer

Der Platz am Himmel

Den Platz an der Sonne, auf den nach einem bekannten Worte des ancien régime wir Deutschen — obwohl wir Gott fürchteten — Anspruch hatten, hat nun Persil eingenommen. Pauline findet es nun am Himmel bestätigt, daß sie das Putzen sein lassen soll, weil doch, wie sie es auf der Erde schon gelesen hat, Persil es ganz allein macht. Als die Stahlhelmer im Lustgarten den Blick nach oben wandten, wo freilich weder ein gestirnter Himmel noch der vernünftige Gott des moralischen Imperativs erwartet wurde, blickte nicht der waschechte Germanengott herab, sondern das Waschmittel, das in aller Parteien Tempeln den Erdenstaub abzuwaschen vermag.

Wir haben es nun so weit gebracht, daß wir in die Sterne schreiben, wie schmutzig wir sind. Denn warum sollte sich gerade ein Waschmittel kilometerweise am Firmament breit machen, wenn nicht auf Meilen hinaus die bestaubte und unreine Menschheit ein solches Reinigungspulver nötig hätte! Merken wir uns jedenfalls, daß der Platz am Himmel zum ersten Male anno domini 1927 von denen besetzt wurde, die den wahren Charakter des Menschengeschlechtes rechtzeitig erkannten. In der Wirtschaftsgeschichte aber — und hierauf möchte ich die besondere Aufmerksamkeit aller Gebildeten hinlenken — beginnt eine neue Aera. Bisher hatten wir die Bodensperre, jene, wie Franz Oppenheimer unwiderleglich bewiesen hat, eigentliche Ursache des Kapitalismus. Bisher machten die Menschen damit ihre Geschäfte, daß sie den Erdboden sperrten und sich dessen Abtretung als Miete oder Pacht bezahlen ließen. Jetzt steigt der Kapitalist in die Luft und besetzt die himmlischen Regionen. Der Bodensperre folgt die Luftsperre. „Bitte, Sie wünschen das Luftquadrat Berlin-Mitte? Leider auf Jahre hinaus verpachtet an den X-Konzern. Sie können höchstens noch die Strecke Erkner-Fürstenwalde bekommen." Oder: „Nach unseren Abmachungen mit der Reichsluftreklamegesellschaft können wir Ihnen leider den Luftraum nur für unpolitische Zwecke zur Verfügung stellen." Oder: „Wir bedauern, Ihnen den abgelaufenen Jahresvertrag für den Luftblock Potsdam-Werder sperren zu müssen, da das Reichswehrministerium sich diesen Platz für seine Zwecke vorbehalten hat."

Seien wir ehrlich! Wir hätten nie gedacht, daß wir noch bei Lebzeiten in den Himmel kommen würden. Aber daß auch der Platz am Himmel uns nach den alten bewährten Grundsätzen unseres tellurischen Bodenwuchers zugewiesen würde, das hätten wir nicht gedacht. Manche freilich ahnen diese Entwickelung noch nicht! Aber ich sehe sie voraus und habe mich darum rechtzeitig für den Kirchenaustritt und die Hölle entschieden.

Ernst Moritz Häufig

Arthur Holitschers neues Reisebuch

Soll irgend einem Menschen, der die deutsche Sprache lesen und verstehen kann, ein Buch geschenkt werden, oder will sich irgend Jemand ein deutsch geschriebenes Buch kaufen, das nicht nur erzählt, sondern das die Dinge behandelt, die die heutige Menschheit und vor allem die Jugend angehen und das ein Dichter und Könner geschrieben hat, dann muß an Arthur Holitschers jüngstes Werk „Das unruhige Asien" (S. Fischer Verlag, Berlin) gedacht werden.

Das Schicksal, das Holitscher zu Beginn der Reise grinsend verhöhnte und Geld und Paß stehlen ließ und ihn nach kurzem Aufenthalt in Aegypten und Palästina wieder in seine berliner Wohnung zurückjagte, hat nicht gewollt, daß diesem prächtigen Globetrotter und Rebellen die große Fahrt nach den Ländern des fernen Ostens für immer gestohlen wurde. „Ein Brief liegt plötzlich auf dem Tisch, ein Brief aus Kairo vom Konsul. Im Keller des Hotels ist der Kreditbrief (intakt), der Paß (an den Rändern leicht beschmutzt), das Notizbuch, das heißt: alles, bis auf die Brieftasche und die wenigen Pfunde englischer und ägyptischer Währung, die sie enthielt, gefunden worden."

Es ist unmöglich, hier auf jede Einzelheit, auf die unendlich vielen Bilder und Erlebnisse, die Holitscher gibt, hinzuweisen. Dann müßten wir sowohl über das zionistische Experiment in Palästina wie über die Macht- und Ideenkämpfe in China und Indien sprechen, die die Grundfesten der kapitalistischen Welt mehr und mehr erschüttern.

Die Berichte über das unruhige Asien müssen von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen werden, wie sie ihr Verfasser niederschrieb. Und um mit Holitscher Indien zu durchstreifen, die Gespräche mit Gandhi, Tagore und Borodin anzuhören und dann weiter durch das alte und das revolutionäre China geführt zu werden, und um in Japan eine hochentwickelte Kultur kennenzulernen, verlohnt es sich wohl, einige Stunden herzugeben. Das Buch ist mehr wert.

Die heutige Welt ist in zwei sich bekämpfende Lager geteilt. Wer zwischen diesen Lagern herumläuft und vermitteln will, wird zerrieben. Das weiß Holitscher, und seine Berichte sind also auch für den Mann des Klassenkampfes wichtig. Haben die Kämpfe und Kriege im Osten auch noch das nationale Gesicht, so sind sie doch wie ihre Kanonen gegen die blut- und profitgierige Fratze des Imperialismus gerichtet. Denn „an dem Eingang des neuen, revolutionären Jahrhunderts des erwachenden China steht, ungebrochen, formidabel, breitbeinig und mit aufgestreiften Ärmeln über dem sehnigen Bizeps eine bisher tief verachtete, unbekannte, drohende und grandiose Gestalt: der Letzte der Letzten, der Erste der Ersten, der Kuli!

Holitschers lebendige und wirklichkeitsnahe Art, die gesehenen und erlebten Dinge und Personen zu zeichnen, brauchte, um ganz verständlich zu sein, nicht durch die Photographie unterstützt zu werden. Und doch gehören die den Reiseberichten beigegebnen zahlreichen Bilder zum Werk, wie die Interpunktion zum geschriebnen Wort.

Nun könnten wir ja auch noch — wie das so Übung ist — das Eine oder Andre an Holitschers Ausführungen kritisieren. Wir tun es aber nicht. Der Leser soll selbst entscheiden. Kann er Holitschers Worten und Gedanken nicht zustimmen, dann mag er versuchen sie zu widerlegen. Ist der Leser ein ehrlicher Kerl, dann wird er kaum den Versuch machen, Arthur Holitschers Darlegungen widerlegen zu wollen, er wird nur manchmal eine größere Ausführlichkeit vermissen und vielleicht bedauern, daß in diesem Buch nicht auch über andre asiatische Fragen gesprochen ist.

Arthur Seehof.

Deutschland

Mehrere Herren eines Dortmunder Bläser-Trios hatten einen Ausflug ins Sauerland unternommen. Auf einer der Höhen des Sauerlandes, in der Nähe von Meinerzhagen, schmetterten unsere drei Kollegen auf ihren Trompeten das obige Lied ins Tal. Kurze Zeit darauf erschien ein Forstbeamter und drohte mit einem Strafmandat, da dieses „Blasen grober Unfug" sei und dazu noch unter Zusammenrottung. Außerdem sei die Melodie jüdischer Herkunft, nämlich von „Mendelssohn", er würde eine entsprechende Meldung machen.

Dortmunder Generalanzeiger 3. Mai 1927

Das Gemüt am Mississippi

So groß dieses Unglück in Amerika ist, und so sehr man im allgemeinen menschlich daran teilnehmen wird, so kann das Mitgefühl in Deutschland in diesem Falle doch nicht so stark sein, als es sonst aufgetreten wäre. Denn es muß sich bei uns jedermann sagen: hätte Amerika sich nicht im maßlosen Übermut, in Verblendung und barbarischer Kriegsgier in den Weltkrieg eingemischt, der es gar nichts anging, und nicht durch seinen Wilson so ungeheures Unheil über die ganze europäische Welt gebracht, sondern hätte es sich vielmehr um sein eigenes Land, z. B. die Eindeichung des Mississippi mit seinen 245 Nebenflüssen gekümmert, dann wäre jetzt nicht ein so ungeheuerlicher Schaden entstanden, und es wären nicht soviel Menschen zugrunde gegangen. Gott ist gerecht!

Breslauer Zeitung (demokratisch) 10. Mai 1927

Das muß ich doch schon einmal gehört haben?

Autos rollen an, — eine Ordonnanz springt herbei, öffnet den Schlag — Franz Seldte, der erste Bundesführer und Begründer des „Stahlhelms", steigt in voller Uniform aus dem Wagen. Rasch, sicher in seinen Bewegungen, kurz und bestimmt in seinen Befehlen, eine Führerpersönlichkeit ist Franz Seldte. Elastisch steigt er die Treppen zu den im zweiten Stock gelegenen Räumen empor.

Deutsche Zeitung 7. Mai 1927

Der Commis Littéraire

Er schreibt in einem Programmheft:

„Für Byron existiert dies alles nur insoweit, als er die Welt damit sensationieren kann. Als Tatsache sind die mondänen Erscheinungen der Welt diesem Mann, der offenbar göttliche Gaben auf die Welt mitgebracht hatte, gleichgültig, weil er sie von der Amme her kannte." —

Und das Programmheft sagt dazu:

„Kasimir Edschmid gehört zu jenen glücklichen Autoren, bei denen der Journalismus für die Dichtung produktiv geworden ist."

Liebe Weltbühne!

Wie heißt die Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten? — Jewish Sience.

Was denn?

Wenn sie wirklich mit dem Geld aus Boston
Häuser bauen an den Rand der Stadt,
die natürlich soviel Miete kosten,
wie der Arbeitsmann nie übrig hat;
wenn die trägen, wohlgenährten Drohnen
bald mit Gattin, Zofe, Kind und Bonne
preiswert, hübscher und bequemer wohnen —
was haben wir davon?

Wenn ein Mann mit plattgedrückter Nase
seinen Gegner in die Fresse schlägt
und das Publikum ihn mit Ekstase
auf den Schultern aus dem Boxring trägt;
wenn Zehntausend in Verzückung brüllen:
Orje! Orje! Orje hat gewonn'!
Wenn sie ihm die große Börse füllen —
was haben wir davon?

Wenn sich an der blauen Azurküste,
wo Madame im schweren Nerzpelz friert,
zur Befriedigung mondainer Lüste
wieder mal ein Spielklub etabliert;
wenn vor Goldgier blind und wie von Sinnen
Monsieur Jaques und Mademoiselle Yvonne
Geld verlieren oder Geld gewinnen —
was haben wir davon?

Wenn vor allzufreiem Sinnenspiele
die Zensur schützt und das Konkordat,
wenn das höchste aller Erdenziele,
wie vor Zeiten der „Kommerzienrat";
wenn des künft'gen Staates stärkste Stützen
uns erstehn in Potsdam, Jena, Bonn,
wenn die Hergte die Verfassung schützen —
was haben wir davon?

Karl Schnog

Antworten

Freidenker. Sie schreiben uns zu dem Artikel von Fritz Schiff in Nr. 17 der ‚Weltbühne': „Neben dem „Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung" weiß Fritz Schiff als Bestandteile der Reichsarbeitsgemeinschaft der freigeistigen Verbände (Rag) nur die Freireligiöse Gemeinde Berlin, die Atheisten und Monisten zu nennen. Schiff weiß nichts von dem zweitgrößten der Rag angehörigem Verbande, dem „Volksbund für Geistesfreiheit", der über 150 freie Gemeinden und freigeistige Vereine mit etwa 60 000 erwachsenen Mitgliedern umfaßt und eine Bundeszeitschrift „Die Geistesfreiheit" in einer Auflage von 32 000 herausgibt. Diesem Bunde gehören als einzelne Vereine auch die Freireligiöse Gemeinde Berlin und der Bund der Atheisten Berlin an. Derselbe Bund hatte 1926 bis 1928 die Leitung der Rag. Diese hat nicht „Zweigstellen, z. B. in Berlin", sondern ist an vielen Orten durch ihre Vereine vertreten. An vielen haben sich die der Rag angehörigen Vereine zu einer örtlichen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Vor dem Kriege hatte der Verein der Freidenker für Feuerbestattung Berlin ein paar Tausend Mitglieder, der jetzige Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung dürfte etwa eine halbe Million haben, davon wohl an 400 000 Erwachsene. Seine Zeitschrift „Der Freidenker" hat eine Auflage von weit über 300 000. Was aber weiß Fritz Schiff denn vom Anwachsen der Dissidenten? Die Zahl der Konfessionslosen hat seit dem Kriege erfreulich zugenommen. Preußen hält leider mit den Ergebnissen der Volkszählung von 1925 noch immer zurück. Man kann über die Gründe allerlei vermuten. Aber über andere Länder liegen Zahlen vor: In Bayern betrug die Zunahme der Konfessionslosen im Vergleich mit 1910 198 %, in Württemberg 941 %, in Thüringen 3456 %, in Hamburg 741 %, in Mecklenburg-Schwerin 363 %, in Oldenburg 451 %, in Anhalt 2059 %, in Lübeck 803 %." Das sind gewiß höchst achtunggebietende Zahlen. Aber trotzdem scheint uns die Frage berechtigt, wo denn diese Massen eigentlich stecken. Man hört und sieht nichts von ihnen. Ein Verein von einer halben Million Mitglieder, eine Zeitschrift von über 300 000 Lesern, damit könnte man doch bei zielsicherer Führung schon so etwas Ähnliches wie einen Kulturkampf machen. Den aber haben wir vermißt, und deshalb brachten wir auch den Artikel von Fritz Schiff, dessen Zweck nicht Herabsetzung war, sondern Aufmunterung. Das ist hoffentlich erreicht worden.

Münchner. Du schickst mir den Wortlaut einer prachtvollen Ansprache, die Thomas Mann an Gerhart Hauptmann gerichtet hat, und in der nicht die tiefe Einsicht in das künstlerische Wesen des ältern Dichters überrascht, sondern die menschliche Wärme des sonst so gemessenen Hanseaten. In der Rede heißt es: „Es gibt einen Nationalismus der rodomontierenden Unwissenheit, welcher, das patriotische Panier mit übertrieben nervichten Armen schwingend, vom höhern Deutschtum im Grunde so viel versteht wie der Ochs vom Lautenspiel. Eingeborener Haß gegen alles Freie, Kühne und Zarte, das dem niedrigen Lebensbegriff dieser Menschenart als Verfall

erscheinen muß, läßt sie das vaterländisch Sittliche im Bilde einer plumpen Einfalt erblicken, zu deren Schutz sie das Land mit obskuren Femegerichten über das Geistige zu besetzen hofft. Wenn wir ihr Treiben bekämpfen, so darum, weil sie dem Deutschen Gesundheit als Dummheit predigen, weil sie das Hindernis sind auf dem Wege zu höherer, zu geistverbundener Gesundheit." Dabei könnte Thomas Mann an unsre ‚Deutsche Zeitung' gedacht haben. Aber die Münchner Zeitungen, die ihm näher liegen, sind ja wohl auch nicht anders und bestimmt nicht besser.

Louis Cahnbley, Altona. Auch Sie haben ein kleines bißchen Hochverrat vorbereitet und das will nicht viel heißen, denn dieses Schild hat ja heute jeder anständige Mensch am Rockschoß hängen. Aus einem der Beschlüsse, die man Ihnen zugestellt hat, und an dem Herr Lorenz, ein aus den Buchhändlerprozessen berüchtigter Reichsgerichtsrat, mitgewirkt hat, werden neue und schöne Perspektiven eröffnet. Zum Beispiel diese: „Die Meinung der Beschwerde, die Beschlagnahme sei unzulässig gewesen, weil das Pressegesetz die Beschlagnahme nur solcher Schriften, die zur Verbreitung bestimmt seien, zulasse, während es sich bei den beschlagnahmten Schriften um Einzelexemplare von Schriften gehandelt habe, die im Privateigentum des Angeschuldigten gestanden und zu seiner Privatbibliothek gehört hätten, ist rechtsirrig. Der § 27 des Pressegesetzes vom 7. Mai 1874 hat bei der Beschränkung der Beschlagnahme auf die zum Zwecke der Verbreitung bestimmten Druckschriften nur die Beschlagnahme zum Zwecke der Verhinderung weiterer Verbreitung oder die Einziehung im Auge, hindert aber nicht die Beschlagnahme anderer, nicht zur Verbreitung bestimmten Exemplare, die als Beweismittel für die Untersuchung von Bedeutung sein können, auf Grund des § 94 der StPO. Auch der Ansicht des Verteidigers, daß die zu der Privatbibliothek des Angeschuldigten gehörigen Bücher als Beweismittel für die dem Angeschuldigten zur Last gelegten Verbrechen nicht in Frage kommen könnten, kann nicht beigetreten werden. Die Bücher können sehr wohl für den Beweis des subjektiven Tatbestandes, insbesondere der Kenntnis des Angeschuldigten von dem Inhalt der Bücher, von Bedeutung sein, gerade, wenn sie aus der Privatbibliothek stammen. Die Freigabe der beschlagnahmten Bücher ist daher von dem Untersuchungsrichter mit Recht abgelehnt worden." Das bedeutet also praktisch, daß jede Privatbibliothek dem Zugriff des politischen Reichsgerichts offensteht. Warum eigentlich nicht? Deutschland ist eine Kaserne und außer der Schießvorschrift, dem Gebetbuch, den Kriegsartikeln soll der Mann nichts lesen. Es gibt nur ein Mittel dagegen: Zerschlagung dieser Justiz.

Rotes Kreuz. Wir verweisen dich mit ganz besonderem Nachdruck auf den Kongreß deiner gewiß wenig geliebten Halbschwester, der ‚Roten Hilfe' der am 21. und 22. Mai in Berlin stattfindet. Da würdest du erfahren, daß es auch in dem Ausnahmezustand, als welchen du die Zeit zwischen zwei Kriegen empfindest, nützliches zu tun gibt. Weißt du etwas von dem namenlosen Elend in den Familien politischer Gefangner? Nein, du hältst es gewiß unter deiner Würde, für die Blessierten des Bürgerkriegs Charpie zu zupfen.

Proust-Leser. Wo du die besten Kenner deines Lieblings findest? Du côté de chez Swannicke.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank; Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag. Prikopy 6

Rache für Hankau von Carl v. Ossietzky

Die große Überschwemmung des Mississippi hat weite Landstrecken der Vereinigten Staaten verwüstet. Durch die notgedrungene Durchstechung der Dämme sind blühende Agrardistrikte ersäuft worden. Der Mann, der für diese harte Maßnahme verantwortlich ist, den die verzweifelten Farmer, die sich um Vergangenheit und Zukunft betrogen fühlen, mit Fluchen und Flintenschüssen begrüßten, ist Herbert Hoover, Amerikas fähigster Organisator. Ein Rücksichtsloser, gewiß, aber doch Einer, der auch Wunden heilen kann. Hat ihn Europa schon ganz vergessen? Weiß niemand mehr, daß in den Hungerjahren der Demobilisierung einige Staaten unsres Erdteils von ihm gelebt haben? Amerika ist heute als Shylock, als unbarmherziger Schuldeneintreiber verschrien. Eine freundlichere Erinnerung sollte lebendig werden. Was wäre damals aus den verelendeten Ländern der Kriegsverlierer ohne die amerikanische Hilfsaktion geworden? Ein paar Menschen bei uns haben sich erinnert und zur Sammlung für die amerikanischen Überschwemmungsgebiete aufgerufen. Der Appell blieb erfolglos. Ich weiß nicht, wieviel Blätter davon überhaupt Notiz genommen haben. Lieber Gott, wir sind ein armes Volk und können uns den Luxus tätiger Nächstenliebe nicht mehr gestatten... Wir haben keine Kolonien mehr, man gönnt uns nur hunderttausend Mann Militär, die allerdings so viel kosten, als ob wir mindestens mit einem kleinen Nachbarstaat im Krieg lägen; wir müssen auch unsre abgedankten Fürsten standesgemäß ernähren und Pensionen zahlen für die glorreichen Führer des Weltkriegs, gleichsam als Reuegeld dafür, daß wir sie im Stich gelassen haben, grade als der ersehnte Sieg so freundlich gewesen war, zum Greifen nahe zu kommen. Zwischendurch wird allerdings ein unerhörter Aufschwung proklamiert, mit Feldherrnblick auf die Güter der Welt: Wir werdens schon schaffen! Jedenfalls wäre U.S.A. gegenüber eine kleine Gegenleistung für jahrelanges erfolgreiches Anschnorren recht nützlich gewesen. Hier ist eine selten günstige Gelegenheit verpaßt worden. Aber wir sind nun halt ein armes Volk. „Bitte die Spesenrechnung für die Reichswehr, Herr Geßler! Ein bißchen reichlich, was? Na, wird Alles prompt beglichen werden..."

*

Revanche für Hankau. Haben Borodins chinesische Freunde den Engländern Ungelegenheiten bereitet, indem sie deren Konzessionen in chinesischen Hafenstädten besetzten, so nimmt Britannia jetzt Rache, indem sie in das Herz der russischen Konzession in London eindringt. Scotland Yard wird mobilisiert, und eine komisch erfolglose Haussuchung gefährdet seinen in zehntausend Kriminalnovellen bestätigten Ruf. Brave londoner Bobbies erbrechen die Tresors der Russischen Handelsgesellschaft und bepacken ein paar Lastwagen mit Aktenbündeln. Revanche für Hankau. Revanche, nicht planvoll ersonnen und gestuft, sondern der hörnertollen Wut entsprungen.

England hat bisher den Ruf genossen, zur Bewältigung aller Schwierigkeiten stets die geeignetsten Talente zur Hand zu haben. Von Disraeli bis Curzon eine ununterbrochene Reihe blanker staatsmännischer Begabungen, lauter große Umlerner, Überwinder eingekerbter Doktrine und übernommener Vorurteile. Ist Englands Fähigkeit, politische Köpfe zu produzieren, zeitweilig erschöpft? Fast scheint es so. Mindestens das Baldwin-Kabinett stellt sich als eine Kollektion temperamentvoller Unzulänglichkeiten dar. Birkenhead, Churchill und Joynson-Hicks, die Diehard-Minister, sind robuste Klassenkämpfer, deren Furor den ordnenden Verstand erstickt hat. Aber vielleicht ist die letzte Ursache der gegenwärtigen politischen Verwirrung Englands doch, daß kein großes Industrievolk mehr eine Regierung von konservativen Prinzipien ertragen kann, und daß andrerseits keine konservative Partei, mag sie selbst die erlauchte Vergangenheit der englischen haben, mehr imstande ist, ein Volk zu regieren, daß sich in sozialer Gärung befindet. Die Konservativen mögen gut gewesen sein für Zeiten weltpolitischer Expansion, als es kaum eine Arbeiterfrage gab und das Proletariat noch treu und brav die Statisterie für die beiden großen Parteien stellte. Der Piratenklugheit der Vorväter eines Churchill verdankt das Imperium Ausdehnung und Macht. Vor dem jähen Wandel der Zeit ist die Klugheit verblaßt und nur die Piraterie geblieben. Und das genügt nicht mehr. Die Politik ist diffiziler geworden. Ausnahmegesetz gegen die Gewerkschaften, Einschränkung der Koalitionsfreiheit für die Arbeiter? Nicht das verbohrteste Industriesyndikat würde anderswo auch nur davon zu träumen wagen. Behandlung des russischen Konfliktes nicht nur mit Drohungen, sondern mit offenen Beleidigungen und Verletzungen exterritorialer Bereiche? Die Welt ist ja nach einer Reihe von Katastrophen so abgehärtet, und die schreienden Herren Minister mit ihrem riesengroßen Polizeiaufgebot erregen Lächeln, nicht Entsetzen. Vor etwa fünfzehn Jahren wurden in einem Hause des Londoner Elendsviertels Houndsditch ein paar bewaffnete Banditen von der Polizei belagert, und die illustrierten Blätter zeigten den damaligen Innenminister Churchill von einem beschützten Torweg aus die Operationen leitend. Damals wurde in der europäischen Presse diesem Ereignis mehr Raum gewidmet als heute dem Feldzug gegen die Roten.

Aber wenn man die Reden der Herren Minister liest: dies Trumpfen auf die Macht, dies dumpfe Herausstöhnen von Bürgersehnsucht nach Ruhe und Ordnung und problemloser Profitverdauung, dann wird man das Gefühl nicht los, dies Alles erst ganz kürzlich und im vertrauten Heimatidiom gehört zu haben.

Ist John Bull wirklich schon auf den Stahlhelm gekommen?

*

Um gerecht zu sein: ganz leicht haben es die Russen der englischen Regierung wahrscheinlich nicht gemacht. Vielleicht ist es ganz begreiflich, daß Baldwins Minister einmal aus der Haut fuhren, und als Politiker würde sie nur richten, daß sie nicht sofort wieder zurückgefunden haben.

Denn die Russen haben aus den Jahren ihres weltrevolutionären Dranges einige konspirative Neigungen bewahrt, Reliquien aus Sinowjews Propagandakiste, die den Spießer erschrecken und Moskau unnützerweise mit einem höchst gefährlichen Odium umgeben. Spionagezentralen hat auch der Zarismus unterhalten, aber das war für den Durchschnittsbürger mehr Sensationskitzel als drohende Wirklichkeit; den Sowjetvertretern aber traut man zu, die Bakterien der roten Revolution einzuschleppen. Rebellenstimmung im Proletariat: die City führt es nicht auf Arbeitslosigkeit und soziale Depression zurück, sondern auf den „Bolschewismus". Hier täte Rußland richtiger, Ärgernisse zu vermeiden und sich auch agitatorisch die größte Reserve aufzuerlegen.

Wahrheit ist, daß Englands Arbeiterschaft durch Hungerlöhne und eine knutende Gesetzgebung in Verzweiflung getrieben ist. Wahrheit ist aber auch, daß Rußland noch in keinem Lande die Führung der Arbeiterschaft hat an sich reißen können. Rußland hat bisher zwei Revolutionen verpfuscht: die deutsche und die chinesische; dem blutigen Horthy hat Rußlands Emissär Bela Kun den Weg bereitet, und Rußlands Propaganda hat in Italien als Gegenbewegung den Fascismus reifen lassen. Rußlands Rolle als Erwecker und Ausstreuer von Gedankensaat soll und darf nicht bestritten werden, aber es hat bisher bei der Behandlung von Revolutionen eine ausgesprochen unglückliche Hand gehabt, und die von ihm geschaffenen kommunistischen Parteien der einzelnen Länder haben sich bisher ausnahmslos als schlechte Medien erwiesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Moskauer mit einer K.P.E. mehr Freude erleben werden als mit ihrer K.P.D.

*

Aber auch Rußland leidet an der Zwiespältigkeit aller europäischen Politik von heute. Es ist nicht nur offensiv, sondern auch ruhebedürftig. Diese andre Seite, diese resignierende und elegische Seite seiner Politik zeigte sich in Genf. Ist es wirklich ein Prestigebluff Moskaus, wenn es durch seine Delegation von der kapitalistischen Welt die Anerkennung seines selbstgeschaffenen Wirtschaftssystems fordert? Nur ein isolierter und vielfach bedrohter Staat kann eine solche Forderung stellen; für ihn bedeutet die Anerkennung seines wirtschaftlichen Organismus nicht etwa ein Stück Papier oder Befriedigung einer Eitelkeit, sondern seine magna charta, sein Attest auf Lebensrecht in einer ganz anders gearteten Welt.

Die Häuptlinge dieses Völkerbundes aber wittern überall Überrumpelung. Sie sehen nur das brandrote Schreckgespenst, sie sehen nur die kommunistische Propaganda, die ihnen zu Haus jahrelang eingeheizt hat, aber sie sehen nicht, daß Rußland nach Europa zurück will. Erkennen sie dieses Werben nicht noch eben rechtzeitig, so wird die Geschichte über sie die gleiche Verdammnis aussprechen wie über jene Macht, die sich in entscheidenden Augenblicken den Zeichen der Zeit verschloß: — Deutschland auf den Haager Konferenzen.

Ein trauriger Vergleich. Traurig, daß ein solcher Vergleich noch immer möglich ist.

Die Coolidge-Doktrin von Artur M. Wolkiser

I.

In der großen Rede, die Präsident Coolidge am 25. April dieses Jahres vor den Mitgliedern der United Press Associations in NewYork hielt, stellte er einen Leitsatz für die Politik der USA. gegenüber Mexiko und den zentral-amerikanischen Ländern auf, den die Geschichte Amerikas als Markstein in der Gestaltung der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Latein-Amerika festhalten wird. Präsident Coolidge sagte: „... Gegenüber Regierungen diesseits des Panama-Kanals, die wir anerkannt haben, fühlen wir eine moralische Verantwortung, die gegenüber andern Nationen nicht in Frage kommt ..."

II.

Um die Bedeutung dieses Satzes in voller Tragweite zu erkennen, muß man die Entwicklung der Politik der USA. gegenüber Latein-Amerika in den mehr als hundert Jahren seit Aufstellung der Doktrin des Präsidenten Monroe einer kurzen Übersicht unterziehen.

Wie bekannt, besagte diese in der Hauptsache, daß die Vereinigten Staaten jeden Versuch einer europäischen Macht, die Gestaltung der politischen Verhältnisse auf dem amerikanischen Kontinent zu beeinflussen, als eine Gefahr für ihre Sicherheit und ihren Frieden betrachten würden. Monroe proklamierte diese Auffassung seiner Regierung am 2. Dezember 1823, zu einer Zeit, als die Heilige Allianz in Europa sich anschickte, Spanien mit Waffengewalt wieder in den Besitz seiner amerikanischen Kolonien zu setzen, die soeben ihre Selbständigkeit in siegreichen Revolutionen erkämpft hatten. Monroes Haltung zerstörte jede Hoffnung auf europäischer Seite, die Länder südlich der Vereinigten Staaten wieder unter Europas Botmäßigkeit zu bringen. Und die latein-amerikanischen Staaten, die infolge ihrer Schwäche nach den Freiheitskämpfen und ihrer Uneinigkeit untereinander einer Koalition der großen europäischen Mächte hätten unterliegen müssen, waren Monroe für seine energische Stellungnahme dankbar.

III.

Im Laufe der vergangnen hundert Jahre wuchs die Macht der latein-amerikanischen Länder in ungleichem Maße. Während sich die süd-amerikanischen Republiken, besonders Argentinien, Brasilien und Chile, zu konsolidieren verstanden, wurden Mexiko, Zentral-Amerika und der Norden von Süd-Amerika der Schauplatz blutiger innrer und äußrer Kämpfe, die nicht nur einer Erstarkung der in diesen Teilen Amerikas gelegenen Staaten im Wege standen, sondern häufig selbst ihre geographische Gestalt in dauernder Umformung erhielten, so daß an keine innre Befestigung, geschweige denn an die Möglichkeit ihrer eignen Verteidigung gegen eventuelle Angriffe außeramerikanischer Mächte gedacht werden konnte.

Hielten die Vereinigten Staaten nun an der Monroe-Doktrin in ihrer ursprünglichen Tendenz fest, so mußte sie notwen-

digerweise aus einer Richtlinie für die Politik der USA. gegenüber dem Kontinent zu der einer Politik gegenüber Mexiko, Zentral-Amerika und der südlich angrenzenden Teile des Kontinents werden. Denn nur hier bestand noch die Gefahr einer territorialen Einflußnahme seitens Europas.

An dieser Stelle müssen wir aber auf die Monroe-Doktrin selbst zurückkommen. In ihr dokumentierte sich nicht nur die menschenfreundliche Absicht der Vereinigten Staaten, die latein-amerikanischen Republiken gegenüber Angriffen ihres frühern Herrn in Schutz zu nehmen, sondern sie enthielt auch den Keim zur Ausgestaltung eines patriarchalischen Schutzverhältnisses zwischen der starken Nordrepublik und den schwachen jungen Schwestern im Süden. Gestattete man diesem Keime, zu voller Entfaltung zu gelangen, dann war die Monroe-Doktrin aus einer Frage der eignen Abwehrfähigkeit der zu schützenden Staaten zur Richtlinie für die Formung der Beziehungen der USA. zu ganz Latein-Amerika geworden.

IV.

Die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem amerikanischen Kontinente, die steigende Abhängigkeit Latein-Amerikas von Wall Street bewirkte im Zeitalter imperialistischer Expansion auch steigende Abhängigkeit vom Weißen Hause. Und heute entscheidet die Regierung in Washington durch ihr Mitglied Hoover mehr oder weniger über den Ausbau auch der nichtpolitischen, das heißt der rein oekonomischen Beziehungen zwischen USA. und Latein-Amerika. So konnte sich der in der Monroe-Doktrin liegende Keim zur politischen Oberhoheit der Vereinigten Staaten über Latein-Amerika sowohl infolge der politischen und maritimen als auch wegen der oekonomischen Überlegenheit der USA. zur Blüte entwickeln.

V.

Aber ein Teil der öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten blieb sich dennoch der eigentlichen Ursachen der Monroe-Doktrin bewußt. Und so sehen wir besonders seit den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht nur eine wachsende Spaltung in der öffentlichen Meinung, sondern auch eine durch sie bedingte Inconsequenz in der Politik der USA.

Am 20. Juni 1895 schrieb Staatssekretär Olney an den amerikanischen Botschafter Bayard in London: „Heutigen Tages sind die USA. auf dem amerikanischen Kontinent praktisch machtvollkommen (sovereign) und ihr Wille ist Gesetz für alle diejenigen, die von ihrer Stellungnahme betroffen werden." Und im Jahre 1906 erklärte Staatssekretär Taft: „Die Grenzen der Vereinigten Staaten reichen in Wahrheit bis zum Feuerlande."

Aber andrerseits wuchs auch das Verständnis eines Teiles des amerikanischen Volkes für die auf dem Kontinent vor sich gegangene politische Veränderung, die die Anwendung der Monroe-Doktrin in ihrer imperialistischen Auslegung nicht mehr gestattete. Und so zeigte sich bald auch in den Äußerungen verantwortlicher oder sonst einflußreicher Staatsmänner

der Wandel der Auffassung. Eine davon ist besonders geeignet, die Veränderung klar zu legen. Ich meine die Ausführungen Roosevelts im Jahre 1913, als er auf einer Reise durch Süd-Amerika in persönlicher Fühlungnahme festgestellt hatte, wie sehr die Stimmung in den latein-amerikanischen Ländern, den Objekten der Monroe-Doktrin, gegen die USA. umgeschlagen war. Und dieser Fall ist grade darum besonders lehrreich, weil Taft seine oben zitierte imperialistische Äußerung wenige Jahre zuvor grade als Mitglied des Roosevelts-Kabinetts getan hatte.

Roosevelt sagte 1913 in Rio de Janeiro: „Alle Nationen, die, wie Brasilien und die Vereinigten Staaten, genügend fortgeschritten sind, sollten an der Verantwortung und der Entwicklung dieser Doktrin (der Monroe-Doktrin) auf der Grundlage absoluter Gleichheit teilnehmen... Sie muß zu einer kontinentalen und nicht zu einer einseitigen Doktrin gemacht werden." Und in Buenos Aires sagte er: „Ich möchte, daß über meine Auffassung kein Zweifel bestehe. Soweit Sie in Betracht kommen, haben wir in bezug auf Sie nicht mehr mit der Monroe-Doktrin zu schaffen als Sie in bezug auf uns... Die Monroe-Doktrin existiert nicht mehr im Sinne eines besondern Schutzes von seiten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika."

Und Taft bestätigte ausdrücklich seine Übereinstimmung mit den von Roosevelt abgegebenen Erklärungen.

VI.

Diese vernünftige Auffassung von der Notwendigkeit, die Politik der USA. gegenüber Latein-Amerika den tatsächlichen Veränderungen der Lage anzupassen, erreichte unter Präsident Harding einen Höhepunkt; aber nur, um dem nach dem Kriege in den Vereinigten Staaten besonders stark zur Erscheinung kommenden imperialistischen Zuge ihrer Politik auch hier die Wege zu ebnen.

Im Jahre 1923 erklärte Staatssekretär Hughes: „Große Republiken, deren Unabhängigkeit und Souveränität von der historischen Doktrin geschützt werden, fürchten nicht mehr Eingriffe und Kontrolle seitens europäischer Mächte, sondern blicken mit Besorgnis auf die Ausdehnung, die großen Hilfsmittel, die schnell wachsende Bevölkerung und die Respekt einflößende Stärke der Republik im Norden. Sie fühlen nicht mehr die Notwendigkeit eines Schutzes gegen europäische Mächte, und die Monroe-Doktrin ist einer Auffassung und Kritik als Förderin der Einmischung in ihre innern Angelegenheiten ausgesetzt."

Doch jetzt folgt der Pferdefuß. Hughes fährt fort: Aber die Monroe-Doktrin sei nicht die einzige nationale Politik der Vereinigten Staaten... Besonders in der Region des Karibischen Meeres gäbe es für sie jenseits der Doktrin eine Politik...

Hughes erklärte also hier die Existenz einer besonderen „Karibischen Politik", die — wenn man logisch schloß — in einem Gegensatz zur fortgeschrittenen Auffassung von der

Monroe-Doktrin stand. Und es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie sich in seinen Ausführungen der Gedankengang Roosevelts positiv entwickelt hat, den dieser zehn Jahre zuvor nur negativ hatte erkennen lassen, als er allein den fortgeschrittenen Nationen absolute Gleichberechtigung an der Entwicklung der Monroe-Doktrin zuerkannte.

VII.

So sehen wir deutlich, wie durch das fast vollkommene Verlassen der Monroe-Doktrin als Vehikel der Beziehungen USA.—Latein-Amerika im bisherigen Sinne der Weg freigelegt worden ist für eine imperialistische Aktivität der USA. in den Gebieten zwischen ihrer Südgrenze und dem Panama-Kanal. In dem oben wiedergegebenen Satze des Präsidenten Coolidge hat sie ihren präzisen Ausdruck gefunden.

Alle Betonungen der Sehnsucht nach Frieden und nach Schutz von Leben und Eigentum amerikanischer Bürger in diesen Ländern verschleiern nur recht mangelhaft die von den Vereinigten Staaten unter dem Druck der Notwendigkeiten betretene Bahn, weil die wiederholte Erwähnung des Panama-Kanals in den Erklärungen der Regierung Coolidge wie mit Blitzlicht die dunklen Stellen der Gedankenwelt um den Präsidenten erhellt. Es ist allerdings nicht nur der Panamakanal, sondern auch die Möglichkeit und der Schutz der Anlage eines die ganze Republik Nicaragua durchziehenden Parallel-Kanals, zu der die Vereinigten Staaten entsprechend einem besonderen Vertrage mit Nicaragua berechtigt sind, die hier eine Rolle spielen. Beide Kanäle scheinen den Vereinigten Staaten besonders für den Fall einer kriegerischen Entwicklung im Interesse der maritimen Verbindung zwischen West- und Ostküste unentbehrlich zu sein.

VIII.

Präsident Coolidge hat also in seiner Rede weniger eine neue Richtung angekündigt, als vielmehr eine in ihrer Idee bereits im Blickfelde der Öffentlichkeit stehende Politik als maßgebend anerkannt. Gewissermaßen neu ist nur die Formel, das „religiöse" Gewand, das er seiner Politik umzuhängen bemüht ist. Nur gewissermaßen neu. Denn die „moralische Verantwortung" riecht gar zu sehr nach der des Papstes Alexander VI., der in seiner Bulle „Noverint universi" vom 4. Mai 1493 ganz oder halb Amerika der spanischen Krone „verlieh", um die dortigen Völker dem Christentume zuzuführen, und dessen moralische Verantwortung zu beispiellosen „Heldentaten" der Beauftragten gegenüber der eingeborenen Bevölkerung führte.

Und in der Tat stellt die Erklärung des Präsidenten, die vielleicht als Coolidge-Doktrin in der Geschichte fortleben wird, nicht viel mehr dar als eine den Zeitumständen angepaßte Umformung imperialistischer Leitmotive, die ziemlich unverändert ihre Spuren durch die Jahrtausende gezogen haben: Eine Umformung, deren Bedeutung für die weltpolitische Gestaltung klar erkannt werden kann, wenn wir des grade in diesem Augenblick in Ostasien erfolgten Umschwungs gedenken.

Im ungarischen Parlament von Hanns-Erich Kaminski

Ein Koloß, bewehrt mit Türmen, Figuren und einer mächtigen Kuppel, liegt das ungarische Parlament an der Donau, mitten auf einer der schönsten Uferpromenaden der Welt. Auf dem Dach weht die Fahne zum Zeichen der Trauer über den Trianonvertrag auf Halbmast. An den Eingängen stehen Schutzleute, die mit ihren nach oben spitz zulaufenden Helmen aussehen, als seien sie alle Zangengeburten.

Innen ist der Eindruck noch pompöser. Der gotische Stil ist ein bißchen Westminster nachgeahmt, aber in den dreißig Jahren seines Lebens hat dies Gebäude noch keine Patina angelegt, es gleißt und glänzt in allen Farben. Von der Haupttreppe gelangt man zunächst in einen Thronsaal, in dem sich die beiden Häuser des Parlaments bei feierlichen Gelegenheiten gemeinsam versammeln. Rechts davon liegen die Räume des Magnaten, links die des Abgeordnetenhauses. Alles ist weitläufig und prächtig, und durch die Fenster des Wandelganges hat man einen wundervollen Blick auf die Donau, auf Ofen und auf die hügelige Landschaft, die dahinter liegt. Es ist wahrlich ein Symbol für Ungarn, dies Parlament: es ist zu großartig und zu groß.

Im Abgeordnetenhaus wird grade das Budget beraten. Vielleicht ein Viertel der Abgeordneten ist im Saal. Die auf zwei Stockwerke verteilten Tribünen sind nicht viel besser besucht; ein paar Dutzend Damen in Frühjahrstoiletten bilden fast das ganze Publikum. Was gibt es auch für Sensationen von einem Parlament zu erwarten, dessen Opposition in den äußersten Winkel gedrängt ist, während die Mehrheit neun Zehntel der Sitze besetzt hält? Die Opposition der Sozialdemokraten und bürgerlichen Demokraten ist zudem streng konstitutionell. Der Präsident, der in einsamer Höhe über der Versammlung thront, hat nicht viel zu tun.

Vor den Abgeordneten, die übrigens von ihren Plätzen sprechen, denn es gibt keine Rednertribüne, sitzen die Minister. Schmal und hager darunter der Ministerpräsident Graf Bethlen, vollendeter Typus eines aristokratischen Décadent. Man merkt ihm unschwer an, wie sehr er dies Parlament, das seine Schöpfung ist, verachtet. Wenn er spricht, hebt er kaum jemals die Stimme, blasiert und gleichgültig scheint er auf die rhetorische Wirkung nicht mehr Wert zu legen als auf die politische. Wozu auch? Er ist heute der unbeschränkte Herr Ungarns, es ist niemand da, der an seine Stelle treten könnte, und der Reichsverweser Horthy, der anfangs nur die Puppe des Rassenschützlers Friedrich war, steht ganz unter seinem Einfluß.

Dennoch ist Bethlen sehr ungehalten, wenn jemand den Gedanken äußert, er sei ein Diktator, sein Parlament sei nur ein schöner Bau, und Ungarn sei ein Land der Freiheit. Und in der Tat, es gibt keinen weißen Terror mehr. Statt dessen hat Bethlen den Nationalismus verstaatlicht. Seine physische Macht beruht immer noch auf den Organisationen der Rechtsradikalen, aber er hat sie zurückgedrängt. An ihre Stelle ist wieder die Klassenherrschaft des Großgrundbesitzers getreten.

Zu ihren Gunsten sind die Wahlen gemacht, gegen die Kleinbauern und Rassenschützler beinah ebenso wie gegen die Oppositionsparteien. Auf dem Lande, wo jeder sechste Wähler ein Analphabet ist, hat die Regierung sich durch die offne Stimmabgabe eine Mehrheit von 95 Prozent erzwungen, während sie in den Städten, wo geheim gewählt wurde, nur 45 Prozent der abgegebenen Stimmen erhalten hat. Im budapester Gemeinderat sind von 250 Gewählten sogar über hundert Oppositionelle, aber da diese Mehrheit der Regierung zu gering war, hat sie noch 62 Stadtverordnete ernannt, und demnächst wird das Wahlgesetz für die Gemeinden noch weiter verschlechtert werden. Dann erst werden auch die Provinzstädte neue Gemeinderäte wählen dürfen. Vorläufig stammen ihre Vertretungen noch aus dem Jahre 1910!

Nein, es gibt keinen individuellen Terror mehr. Es geschieht alles von Rechts wegen. Die Zeiten, in denen die Juden aus den Cafés geholt und verprügelt wurden, sind vorüber. Es gibt dafür den numerus clausus an den Hochschulen, der vielleicht bald auch auf die Anwälte ausgedehnt werden wird. Es gibt auch keine Zensur. Aber die radikalen Zeitungen des Auslandes dürfen nicht ins Land, und die inländischen Blätter versorgt das Pressebüro der Regierung mit „Warnungen". Für alle Fälle ist dann noch das Gesetz da, das „Verbrechen gegen das Ansehen der Nation" bestraft. Mit seiner Hilfe ist die sozialdemokratische „Nepszava" in wenigen Monaten zweihundert Mal verurteilt worden, und ein Teil ihrer Redakteure sitzt ständig im Gefängnis. Indessen kommt dies Gesetz nicht nur gegen die Journalisten zur Anwendung. So lese ich zum Beispiel im „Pester Lloyd", daß der Maschinenarbeiter Georg Szakàl jemand zur Teilnahme an einer Versammlung aufgefordert haben soll, die nichts weniger als die Wiederherstellung der Räteregierung, die Zertrümmerung des Parlaments und die gewaltsame Beseitigung der Minister bezweckte. Der Angeklagte gibt an, sinnlos betrunken gewesen zu sein. Strafe: drei Monate Gefängnis. Oder der Privatbeamte Eugen Sugàr soll, als ihn jemand darauf aufmerksam machte, daß der Regenbogen in den ungarischen Farben erscheint, geantwortet haben: „Herunter damit!" Strafe: fünf Monate Gefängnis. Und der „Pester Lloyd" ist selbstverständlich regierungstreu.

Die Versammlungsfreiheit sieht ähnlich aus wie die Pressefreiheit. Jede Versammlung, ob öffentlich oder privat, muß vorher angemeldet und genehmigt sein. Und selbst in Vertrauensmännersitzungen erscheinen Überwachungsbeamte, die die Redner jederzeit unterbrechen und auch die Versammlung schließen können. Außerdem wird die Genehmigung häufig verweigert, etwa aus Gründen der öffentlichen Ordnung, weil gleichzeitig in derselben Gegend eine gegnerische Versammlung stattfindet, oder aus hygienischen Gründen, weil der Saal so vielen Menschen nicht bekömmlich ist. Vom 30. April bis 2. Mai war der Sozialdemokratie überhaupt jedes öffentliche Auftreten verboten, damit sie keine Maifeier abhielte. Gänzlich verboten ist schließlich die Kommunistische Partei, und auch die linkssozialistischen Vagyileute werden fortgesetzt verfolgt und eingesperrt.

Wenn man trotzdem nicht sagen darf, daß das Parlamentsgebäude im umgekehrten Verhältnis zu seiner Bedeutung steht, so darf man jedoch sicher sein, das Ansehen der ungarischen Nation nicht zu verletzen, wenn man feststellt, daß es zu groß ist. Der Nachweis, daß Ungarn in den Grenzen von Trianon nicht lebensfähig ist, bildet den Hauptinhalt der offiziellen Politik, und die irredentistische Propaganda verdrängt alle innerpolitischen Erörterungen. Mehr noch als die Angst vor dem Bolschewismus ist sie auch der Grund, warum die verschiedenen reaktionären Parteien die lediglich den großagrarischen Interessen dienende Politik Bethlens widerstandslos hinnehmen. Auch die Thronfrage tritt dahinter völlig zurück. Man hat mir gesagt, daß Bethlen neuerdings ins Lager der Legitimisten übergegangen sei und daß der nunmehr vierzehnjährige Otto nächstens nach Ungarn kommen werde, um den letzten Teil seiner Erziehung im Lande zu erhalten. Das mag wohl stimmen, denn der Ministerpräsident hat wahrscheinlich wenig Lust, seine Macht durch einen König schmälern zu lassen, und bis zur Mündigkeitserklärung Ottos sind mindestens noch vier Jahre Zeit. Aber in Wirklichkeit beschäftigt die Streitfrage: Otto oder Albrecht keinen Menschen; die herrschende Klasse ist froh, ein Provisorium zu besitzen, das sie gefährlichen Streitigkeiten enthebt, und das Volk ist entweder republikanisch oder royalistisch oder gar nichts, für einen bestimmten Prätenden interessiert es sich jedenfalls nicht.

Die Legende von der tausendjährigen Nation ist in Wirklichkeit die Geschichte von der Herrschaft des Großgrundbesitzes. Auf ihn haben sich alle die ausländischen Dynastien gestützt, die nach dem Verschwinden der nationalen Könige aus dem Hause Arpàd die Stefanskrone trugen: die Anjou, die Jagellonen, die Türken und die Habsburger. Und auch nach dem Sieg der Gegenrevolution hat der Großgrundbesitz sich wieder in die Macht setzen können. Es sind wenige Hundert Familien, in deren Händen ein Drittel des ungarischen Bodens liegt, es sind ein paar Tausend, die das nächste Drittel besitzen. Auf die Erhaltung dieses Zustandes nun geht die gesamte Politik der Feudalität aus, zu der selbstverständlich auch der hohe Klerus gehört.

Auch die siegreiche Reaktion hat nicht umhin gekonnt, ein Bodenverteilungsgesetz zu schaffen. Aber man hat verstanden, es so elastisch zu gestalten, daß zwar die Güter jüdischer Besitzer eingeteilt wurden, beispielsweise jedoch die 500 000 Joch der Esterhazy unangetastet blieben. Insgesamt sind von 15 Millionen Joch bebaubaren Bodens nur etwa eine Million enteignet, von denen wiederum nur die Hälfte an Landarbeiter und Zwergbauern gekommen ist, während die andre Hälfte zu Wohnbauten verwandt oder dem „Heldenkapitel" — einer Prätorianerorganisation der Gegenrevolution — überlassen ist. Außerdem hat man oft schlechtes, weit von den Dörfern gelegenes Land verteilt, so daß die Bauern, die überdies kein Betriebskapital erhielten, bisweilen lieber darauf verzichteten. Die Ausführung des Bodengesetzes liegt in den Händen der Gerichte. Die Entschädigung, die die alten

Besitzer erhalten sollen, ist jedoch überhaupt noch nicht festgelegt; vielleicht wird sie auch noch zu Lasten der städtischen Bourgeoisie gehen, obgleich der Ertrag der Warenumsatzsteuer schon gegenwärtig fünf Mal so hoch wie der der ländlichen Bodensteuer ist.

Die städtische und bürokratische Gentry ist natürlich an dieser Politik der Magnaten der „historischen Klasse", nicht direkt interessiert, aber sie duldet und billigt sie, einmal weil sie ihr kaum schadet, zum andern, weil der Großgrundbesitz ihren antisemitisch-nationalistischen Wünschen Rechnung trägt. Die Magnaten unterliegen selbstverständlich auch der allgemeinen Stimmung, sie haben ferner die Gebiete wiederzugewinnen, die sie persönlich durch den Friedensvertrag verloren haben; vor allem aber müssen sie die ehemaligen Grenzen fordern, weil sie ja sonst bekennen würden, daß die Nationalitätenpolitik, die sie früher trieben, falsch war. Die ganze Politik Ungarns ist daher auf den Gegensatz zu allen seinen Nachbarn abgestellt. Die herrschende Klasse wartet nur auf den nächsten Krieg, gleichgültig wo und gegen wen, um daran teilzunehmen und ihre Ansprüche zu verwirklichen.

Die Freunde des Grafen Bethlen feiern ihn jetzt, weil er einen Freundschaftsvertrag mit dem Italien Mussolinis geschlossen und Ungarn so an die Seite einer Großmacht gebracht hat. Aber auffallend an diesem Vertrag ist eigentlich nur, daß darin der Völkerbund mit keinem Wort erwähnt wird. Die Schaffung einer ungarischen Freizone im Hafen von Fiume ist sogar eher ein Geschenk an Italien, da Fiume, das das kroatische Hinterland verloren hat, sonst zum Tode verurteilt wäre. Im übrigen bestätigt auch die Freundschaft mit Italien, die ja länst vorhanden war, nur die Abhängigkeit Ungarns von England. Denn England ist es, das vor Jahr und Tag die ungarische Gegenrevolution unterstützt hat, um hier ein Gegengewicht gegen die unter französischem Einfluß stehende kleine Entente zu schaffen, und England ist es, das heute Ungarn in seinen antirussischen Block einreihen möchte.

Ungarn kocht, und seine historische Klasse muß den Atmosphärendruck ständig gleich stark erhalten, wenn sie nicht ihre Herrschaft selbst in Frage stellen will. Aber der Dampf hat keinen Abzug. Was geschieht, wenn nun keine ausländische Macht den Deckel des Kessels hebt? Wenn es aber wirklich eines Tages als Landsknecht der Großmächte in irgendeinen Krieg eingreifen darf — und nach Lage der Dinge ist das ja keineswegs ausgeschlossen — so werden jedenfalls nicht die paar Magnaten bestimmen können, welche Fragen dann alle aufgeworfen werden.

Das Schicksal des ungarischen Nationalismus in Europa liegt tatsächlich in den Händen des Auslands — das ist unter den vielen Kuriosa dieses Europas vielleicht nicht das am wenigsten merkwürdige. Es ist groß und schön, das Parlament an der Donau. Aber es ist eben doch nur eine Nachbildung Westminsters. Die Abgeordneten, die dort sitzen, haben nichts zu sagen, und auch die Magnaten, die sich zuweilen im rechten Flügel des Gebäudes versammeln, sind große Herren schließlich doch nur in der Provinz.

Rummelsburg von Richard Cost

> „Wir Bauarbeiter gehören dem Geschlecht der Geister an, die die gewaltigsten Träume der größten Ingenieure und Architekten in Wahrheit verwandeln. Die Arbeit, die wir in Stahl und Ziegelstein, in Marmor und Kachel schufen, schwitzend, mit schmerzenden Muskeln, mit unseren Toten, unseren Krüppeln, die vermag kein Künstler wiederzugeben. Die gewaltigsten Bauten können für uns sprechen, wenn es ihnen beliebt. Wollen sie es nicht tun — auch gut: Wir haben sie gebaut, das genügt uns."

Ob das wirklich genügt? Slim Martin ist Amerikaner. Gelegenheitsarbeiter, Holzfäller, Schmied, wird er schließlich Bauarbeiter und hilft beim Bau von mehr als einem der New Yorker Wolkenkratzer mit. Dann sattelt er um, geht zur Bühne, tritt mit großem Erfolg in O'Neils Dramen am Greenwich Village Theater auf. Einem Freund gelingt es, ihn zum Schreiben zu bewegen. „Das Teufelsspiel" ist sein erster schriftstellerischer Versuch, die Schilderung des Lebens und der Gefühle eines Bauarbeiters, der sich in der Höhe von einigen hundert Metern mit Balken und Traversen herumschlagen muß. Bleibt die Frage: Was hat Slim Martin und sein Teufelsspiel mit Rummelsburg zu tun? Hier die Antwort.

*

Rummelsburg war einmal eine gleichgültige Ortsbezeichnung, später wurde es eine große, zweispaltige Überschrift in den Berliner Zeitungen — heute ist es ein Begriff. Man setzt das Wort „Großkraftwerk" voran und ist der Verpflichtung enthoben, mit diesem neuen festen Begriff eine lebendige Vorstellung zu verknüpfen. Vielleicht, daß man sich erinnert, „Großkraftwerk Rummelsburg" des öftern als Titelüberschrift in Verbindung mit „Streik", „Unfällen", „schwerem Bauunglück", unverständlichen Zahlen und uninteressanten technischen Ausdrücken gelesen zu haben. Man hat jedenfalls zur Kenntnis genommen, daß hier ein neues Elektrizitätswerk für Berlin aufgebaut worden ist, und wer noch ein übriges tun will, kann erzählen, daß es das größte der Welt ist und einen Satz von der „Amerikanisierung Deutschlands" anfügen. Mehr Gesprächsstoff für Fünfuhrtees gibt das Ding da draußen nicht her.

*

Dort draußen: Seltsame Mischung von hauptstädtischem Fabrikviertel und Provinzidylle. Rauchfänge hinter spitzem Kirchturm, Schrebergärten neben massigen Depots, und die gepflasterte, vom Lärm der Lastautos umdröhnte Straße wird von hellgrauen Waldkulissen umsäumt; durch ihr feines Geäder blinkt der Wasserspiegel der Spree und eines kleinen Sees. Rote, märkische Backsteinbauten stehen neben schmutzigen Arbeiterkasernen. Berlin hat nicht die Vorstadt anderer Metropolen, es greift weit ins Land hinaus. Stadt und Land, durch keine feste Grenze geschieden, gehen ineinander über.

Die Chaussee mündet auf einem weiten Gelände. Zu beiden Seiten klafft die Erde aus unzähligen schweren Wunden: Schutthaufen, Sandtrichter, ein paar Bäume sind übrig ge-

blieben und lassen das Bild der Verwüstung noch wirrer erscheinen. Große Kabeltrommeln liegen auf der Straße, Fässer und Traversen, Balken, Eisenstäbe, Drahtzäune, Ziegel, Steinblöcke über das ganze Gelände verstreut. Im Hintergrund das Werk. Es sperrt die Chaussee, eine Brücke springt in einem Satz über die Straße, zwei Häuserblocks verbindend.

Glatte, schmucklose Fassade, hinreißender Rhythmus moderner Architektur: Das zwölfstöckige Hochhaus des Verwaltungsgebäudes wie ein Turm die Straße beherrschend, davor das Kesselhaus, aus dessen flachem Dach acht blecherne Schlote wachsen. Man sucht nach einem Vergleich und erkennt, daß sich hier keine Associationen einstellen. Dieser geschlossene wuchtige Bau wirkt wie ein sinnvolles Gefüge von Würfeln, von Quadern, Beton und Glas, und diese Sachlichkeit läßt den obligaten Vergleich mit Burgen oder Festungen abgeschmackt erscheinen. Das hier ist eine Fabrik — und nur das.

*

Dieses Elektrizitätswerk, das bisher größte der Welt, ist eine Schöpfung der AEG. 65 Millionen betrug der Kostenvoranschlag, an 80 Millionen sind schon verausgabt worden. 16 Kessel von je 17 Meter Höhe mit einem Betriebsdruck von 35 Atmosphären und 425 Grad Überhitzung liefern den Dampf für 3 Turbinen von je 100 000 Pferdekräften, die größten bisher gebauten Turbogeneratoren. Und der Stoff, der dieses riesige Werk speist, ist — Abfall. Kohlenstaub, bis vor kurzem lästiges, unverwendbares Material, heizt heute diese Kessel, treibt diese Dynamos, liefert Berlin Licht und Kraft.

*

Durch einen mehrere hundert Meter langen Kanal frachten Lastkähne von der Spree her den Kohlenstaub bis ans Werk, das auch direkten Gleisanschluß an die Stadtbahn hat. Zwei Krane, riesenarmige Ungetüme, greifen mit ihren Pranken in den schwarzen Staub, schaufeln ihn in das Kohlenaufbereitungsgebäude. Hier wird die Kohle getrocknet und fällt dann in Pendelmühlen, die sie zu feinstem Pulver vermahlen. Aus den Feinstaubbehältern wird dieses Mehl mit Hilfe von Druckluft durch Pumpen in Röhren, genau wie Wasser, zu den Kesselhäusern geleitet. Jeder dieser Kessel mit seinen 1750 mm Heizfläche hat eine Dampfleistung, die der einer mittlern deutschen Zentrale entspricht. Der hier erzeugte Hochdruckdampf wird zu den drei Riesenturbinen in das Maschinenhaus geführt. Da liegen sie wie eiserner Felsen in der Halle, auf Treppen muß man zu ihrer Höhe emporklettern. Fünfzig D-Zuglokomotiven haben ungefähr das Gewicht einer einzigen dieser Turbinen, und die von ihr in einer einzigen Stunde gelieferte Energie könnte den Licht- und Kraftbedarf eines Berliner Haushaltes von fünf Zimmern für die Dauer von 150 Jahren decken.

*

Im Juli 1925 wurde der Bau des Werkes beschlossen. Mitte September desselben Jahres wurde mit ihm begonnen, sechs Monate später waren die Fundamente eingebracht, der

Kanal ausgeschachtet, hunderttausende Kubikmeter Erdmassen um- und umgewühlt — man war mit dem Bau über der Erde.

Was jetzt vom Werk steht, der ganze gewaltige Bau mit seinen Hallen und Maschinen, mit Kesseln und Schloten und Kranen, das alles ist in einem Jahr entstanden. In wenigen Wochen ist das Werk vollendet. 3000 Arbeiter, die es geschaffen haben, können sich trollen — 180 Mann bleiben zurück: drei Schichten von je 60 Arbeitern, die den ganzen Betrieb versorgen können.

*

3000 Mann haben dies geschaffen. Kein Zweifel, daß in den Trinksprüchen bei der feierlichen Einweihung des Werkes auch ihrer gedacht worden ist. Mit Anerkennung, mit Dank. Es wäre unbillig, mehr zu verlangen. Daß für den größten Teil der 3000 dieser Festtag ein Tag der Not und der Sorgen gewesen ist, der ihnen den Verlust ihrer Arbeit und die Verurteilung zur Erwerbslosenunterstützung bescherte — unfruchtbare Sentimentalität, ein Schicksal zu beklagen, gegen das die Entwicklung der Technik und der Siegeszug der Maschine keine Berufung gibt. Kann ein Appell aber auch zurückgewiesen werden gegen die Art, wie in den vergangenen Monaten hier mit dem Leben und der Gesundheit von 3000 Menschen umgesprungen wurde? Weil grade mit so viel Stolz über die Amerikanisierung Deutschlands geschrieben wird, für die das neue Kraftwerk und die Schnelligkeit, mit der es gebaut wurde, zeuge, sei einmal kurz berichtet, wie die Kehrseite dieser deutschen Amerikanisierung aussieht.

Die Betriebsräte vom Bau können manches erzählen. Wie hier, wo man größtenteils nur in Akkord arbeitete, des geringen Lohnes wegen Überstunden geschuftet wurden, wie zehn-, elf-, zwölfstündige Arbeitszeit die Regel war. Die Maurer, größtenteils organisiert, wurden tarifmäßig bezahlt (der ungelernte mit 96 Pfennig, der Facharbeiter mit 1,25 pro Stunde). Sie hielten den Achtstundentag ein. Anders die Eisenkonstruktionsarbeiter. Die waren mit Haut und Haaren den Baufirmen ausgeliefert: 58 Pfennig Stundenlohn — der später auf siebzig Pfennig erhöht wurde — wer sollte da den Achtstundentag halten wollen? Nicht mit Unrecht ist das Eisenkonstruktionsgewerbe in Berlin bei den Arbeitern als das allerschlechteste berüchtigt. „Und wer selbst ein halbes Jahr Arbeitslosenelend geschmeckt hat, nicht mal Der geht dazu!" erklären die Betriebsräte. „Immer die Knochen riskieren, Blut schwitzen — und nicht genug fürs Brot." Die Folge: es sind meist unorganisierte, unerfahrene junge Arbeiter, mit denen die Baufirmen zu tun haben, ein großer Teil war aus Schlesien und Ostpreußen aufs Werk gekommen. Niedrige Löhne haben verlängerte Arbeitszeit zur Folge, und die bedeutet bei so einem Bau erhöhte Gefahren, steigende Unfallziffern. Hier kam noch das rasende Tempo dazu, es galt einen Rekord aufzustellen. So wurden in Rummelsburg die Schutzmaßnahmen wie selten bisher in Deutschland außer acht gelassen. Den kostspieligen und zeitraubenden Gerüstbau schränkte man möglichst ein — Amerikanisierung! Baupolizeiliche Vorschriften — Zwischenab-

deckung, das Verbot des Verkehrs unter schwebenden Lasten — wurden übersehen, man arbeitete Tag und Nacht, aber des Nachts gab es nicht einmal einen Arzt oder Heilgehilfen am Bauplatz. Die Folgen blieben nicht aus: der große Kraneinsturz Ende April des vergangenen Jahres, der neben zwölf Schwerverletzten drei Todesopfer forderte, ist noch in Erinnerung. Die Arbeiter traten in Streik, kämpften ihn sechs Wochen durch, erkämpften sich eine kleine Zulage, achtstündige Arbeitszeit, Schutzmaßnahmen. Die Baufirmen bequemten sich zum Zugeständnis, Arbeitskräfte nur vom städtischen Nachweis zu beziehen, die selbstmörderische Konkurrenz der unorganisierten Arbeiter wurde ausgeschaltet, die Baupolizei griff energisch durch, eine Sanitätsstelle wurde eingerichtet. Und merkwürdig: die Unfälle, die bis dahin an der Tagesordnung waren und von der Bauleitung immer wieder als unvermeidlich erklärt wurden, gingen von da ab um 80 bis 90 Prozent zurück. Immerhin schließt diese Bilanz des Baues mit etwa 2000 Unfällen ab.

*

Man kann auch hier Amerika zum Vergleich heranziehen, wo derlei Bauten zweifellos noch mehr Opfer kosten. Daß dort allerdings ein Bauarbeiter pro Stunde 1,50 Dollar erhält, also das Zehnfache seines deutschen Kollegen, wird in diesem Zusammenhang nicht gern erwähnt. Doch wie dem auch sei: Vielleicht sind wir wirklich noch nicht amerikanisiert genug. Unsre Arbeiter jedenfalls dürften wenig Verständnis für die Überlegenheit Slim Martins aufbringen: das Bewußtsein, Rummelsburg gebaut zu haben, so wundervoll, so gewaltig das Werk ist, es entschädigt nicht ganz für schwere Arbeit, zerrüttete Gesundheit, verkrüppelte Gliedmaßen und einen Bettel von Lohn, der nicht einmal für die schlimmsten Wochen der Arbeitslosigkeit vorhält.

Wider die abgelebte Simultanschule

von Alfred Döblin

Man soll sich um Ostern aus zwei Gründen mit der Schule befassen: einmal wegen der Schulbücher, die man ja bezahlen muß, — und dann in Permanenz wegen des Schulgesetzes. Es kann nicht schaden, von einem zum andern zu denken.

Zunächst fasse ich in den Tornister meines Jungen und angle ein neu gekauftes Buch.

„Geschichte der deutschen Literatur", Bötticher und Kinzel, 200 Seiten etwa, 1921, 30. verbesserte Auflage. Nach altem Brauch lese ich zuerst den Schluß. Da „schuf der Dichterphilosoph Fr. Nietzsche seine Herrenmoral des Übermenschen, d. i. des Kraftmenschen ohne alle Pflichten, aber mit allen Rechten." So. Das habe ich schon im Lokal-Anzeiger gelesen. Offenbar wird jetzt die Lektüre des Lokal-Anzeigers in den höhern Schulen obligatorisch. Ein doller Bruder, dieser August Scherl. Im weitern Verlauf hält sich von „naturalistischen Verirrungen" fern Prinz Emil von Schönaich, natürlich Durch-

laucht, auch ein gewisser, mir gänzlich ungewisser Karl Ernst Kurdt. Näheres über diesen bedeutenden Mann erfahre ich sicher bei Bartels. Ob ich den auch kaufen muß? Mein Junge meint, er will mal fragen. Gerhart Hauptmann, muß mein Junge lernen, stieg in „niedrigste Sphären" — das ist aber garnicht schön, nein pfui — er „schuf aber auch tüchtige Charakterstudien". 10 Zeilen für ihn, fast eine ganze Seite für „das stärkste dramatische Talent —" Ernst von Wildenbruch.

Wie mir da wird? Derart, daß ich mich umgehend nach Heinrich Heine erkundigen muß. Mir schwant etwas. Düstere Wolken meiner eignen Schulzeit tauchen auf, ich sehe die Herren mit den würdigen oder flotten Bärten, ich höre schneidige Stimmen. Laß sehen, mein Sohn, wer Heinrich Heine war. „Das junge Deutschland": „eine Prosa voll Hohn über das Heilige, durchtränkt von alles negierendem Witz, ohne Scheu vor niedrigster Sinnlichkeit, Zügellosigkeit. Die jungen Leute wurden in den geistreichen jüdischen Salons gehegt —, Führer waren die zum Christentum übergetretenen Juden." Haut den Juden! Der Dolchstoß in den Rücken schwebt in der Luft.

Aber nun Heine, ich weiß schon alles. „Trotz seines Übertritts ein glühender Feind des Christentums. Bewunderer des französischen, Verächter deutschen Wesens zog er später, von der französischen Regierung unterstützt nach Paris, wo er nach langem, schweren, durch zügelloses Leben hervorgerufenen Leiden starb." Mag es allen Hunden so gehen! Ein Spion, ein Maulwurf, ein Sendling des Erbfeindes von Locarno. Börne und Heine „im Kampf gegen das Christentum und Sitte". Steht alles da, lesen die Jungs, liest mein Junge. Wo? Antwort auf der nächsten Zeile.

In einer Berliner Simultanschule. Einem Realgymnasium. Platz lassen zur vollen Wirkung.

Das Buch bezahle ich. Reihe für sich.

Ich bin für Elternrechte. Gegen die Simultanschule. Jetzt neues Kapitel.

*

Ist ein Einzelfall? Ich weiß besser! Weiterlesen.

*

Da wird, sehe ich, höre ich, lese ich, eine gewaltige Hetze mit Pauken, Trompeten und Trommeln unternommen auf das perfide Zentrum, das im Begriff ist, ein Schulgesetz zu bauen und die Früchte zu ernten, die sehr rasch auf dem schwarzblauen Acker gediehen sind. Ich falle auf Blasorchester nie rein; mir liegt nun mal Kammermusik näher. Also die Katholiken wollen den „Staat" überrumpeln, sie murmeln was von „Elternrechten" und meinen natürlich Rom und den Beichtstuhl.

Und was meint die Gegnerseite? Denn schließlich bin ich loyal genug, beiden Seiten das Recht zu geben, etwas zu meinen, — aber übrigens den Katholiken auch. Also die andre Seite, genauer eine andre Seite —, die demokratische Großstadtpresse hat sie als Mundstück — diese meint à tout prix, und du kannst mich totschlagen, die Simultanschule! Die ich persönlich, wie kommt es, Freud wird es aufklären, immer

Simulantenschule lese. Ich brauch übrigens nicht Freud; vielleicht weiß ich es selbst. Und zwar rein aus Erfahrung.

Ich erinnere mich an den höchst originellen, gradezu witzigen Schaukelunterricht, den wir, folgend unserm Stundenplan, jahraus, jahrein, genossen haben.

Wir beteten evangelisch, dann zogen wir, mehr oder weniger jüdisch, katholisch oder gar nichts, in den entsprechenden allein seligmachenden Spezial-Religionsunterricht. Dann kam Deutsch. Wir lasen Tasso, Iphigenie und da waren wir neuheidnisch. Dadurch in keiner Weise befleckt und entwürdigt, stürzten wir uns in die Physikstunde. Da saß nun auf dem Katheder ein Mann, der nicht einmal den Begriff „Kraft" duldete, weil das an überirdische Mächte erinnere. Es kamen Häckelsche Gedanken(stuhl)gänge, — Turnen zwischendurch: das allein seligmachende Preußentum, die Monarchie und Zollern über alles, Wotan im Hintergrund. Gesangstunde, Chorstunde: frisch nach Häckel die „Schöpfung" von Haydn, oder Gesänge, die „bloß schön" waren.

Wir waren aber jung, unverdorben und merkten gar nichts. Die ganze Sache interessierte uns nicht. Wir waren vollkommen beschäftigt mit der Notwendigkeit, versetzt zu werden, und mit dem Kampf gegen die Tyrannei der Lehrer. Wie wir dann aus der Schule heraus waren (Gott straft uns mit Erinnerungsträumen an die Bastille unsrer Jugend), waren wir frei, ledig und ungebunden! Und wußten gar nichts! Wie sollten wir auch irgendwas wissen, da wir 10 Jahre vollauf beschäftigt waren mit dem Versetztwerden und dem heroischen Rebellen- und Makkabäerkampf gegen die Machthaber auf dem Katheder. (Nie in meinem Leben werde ich diese Knaben vergessen! Und sie haben mich doch nicht untergekriegt! Mein Haß gegen sie wird unauslöschlich sein! Wenn ich einmal dazu komme, mir meine Biographie vom Leibe zu schreiben, werde ich ihre Gesichter zeichnen: die „Simultanschule" in Preußen, die Schule in der Hand der „Fachlehrer", der „neutralen Pädagogen", ein Ministerium auf jedem Katheder, das Zarentum der Subalternen.) Wir waren frei, und was taten wir? Was waren wir geworden, wie hatte die Schule uns „gebildet"? Wer wollte, wurde Rebell. Oder wer wollte, kroch in einem Beruf unter. Oder suchte es bei den Beamten den Knutenschwingern seiner Jugend nachzumachen.

Diese von der Kirchenhoheit befreite, für die Staatshoheit eroberte „Simultan"-Schule kennen wir alle. Es war eine evangelische Untertanenschule. Jetzt ist sie bloß evangelische Schaukelschule. Die Schule zwischen den Bildungen. Mit einem Schuß alter Knutologie, Professorenrückstand und Rassenhaß. Für die sollen wir uns jetzt einsetzen? Sie soll unsern Kindern erhalten bleiben? Mit einem Sechser Christentum, mit dem Mund geliefert, mit einem Sechser Humanismus und Gerade-nicht-Christentum, mit einem Sechser Atheismus, mit einem Sechser Nationalismus, Patriotismus und Staatsgefühl von 1920—30 (nachher wird man es anders lesen), mit einem Sechser Zukunftskrieg? — Alsdann bin ich, ohne resolut zu sein, für irgend etwas anderes. Ich weiß so auf meinem Sitz

noch nicht, für was, aber bestimmt nicht für das. Ich schaue mich im Kreise um und erwarte Offerten.

*

Es erscheinen, mit andächtiger Gebärde, die Vertreter der Bekenntnisschule. Ich weiß, sie sagen Gott und meinen Kattun. Aber sie sind gewillt, nicht zu schaukeln.

Die Bekennenden erklären: „Die Erziehung der Kinder muß ein Ziel haben, sie muß um ein Zentrum herum erfolgen. Es geht in der Tat nicht an, glattweg den Kindern alles vorzusetzen, was es so gibt, ohne seinen Nährwert zu prüfen. Machen wir sie zunächst zu Protestanten, Katholiken, Weltlichen." (Ich rechne, wie man sieht, auch die Weltlichen zu Bekennern.)

Und natürlich ist die weltliche Schule eine mit allen Zeichen der Intoleranz ausgestattete Bekenntnisschule ohne Gott.

Auf diese Offerte gebe ich zwei richtunggebende Worte von mir; sie lauten: „faute de mieux" und „inzwischen" „Faute de mieux" sagt: es ist keine Gewalt in diesem Staat, in Deutschland, die geistig allgemein und also auch auf dem Gebiet des Schulwesens maßgebend und allgemein verbindlich wäre. Das macht: wir sind in einem großen geistigen Durcheinander, einem politischen und geistigen Gärungs- und Umwälzungsprozeß. Der „Staat" hat sich da stark auf die Position der bloßen Verwaltung zurückbegeben; das ist erfreulich, macht auch gar nichts aus. Immer massiver müssen die geistigen Ansprüche des „Staats" zurückgedrängt werden. Der König ist nicht mehr Bischof, der „Staat" hat sich zur völligen Neutralität und Indifferenz in geistigen Dingen durchzuarbeiten, bzw. er ist dahin zurückzuwerfen. Religion ist da öffentliche Angelegenheit, wo die Öffentlichkeit religiös ist. Da in Deutschland die Öffentlichkeit nicht religiös ist, ist — faute de mieux, laßt eure Tränen fließen, aber was hilfts — Religion Privatsache. Alsdann soll der „Staat", dem man absolut beibringen muß, daß er nichts als eine pensionsberechtigte Nützlichkeitsveranstaltung zur Eintreibung von Steuern ist, — nur „Simultanschulen" machen?

Nee. Nichts soll er machen. Höchstens faute de mieux. Nämlich wenn die Kompetenten keine machen. Denn er kann überhaupt keine Schule machen.

Schulen macht man doch mit dem Kopf. Und hat denn der „Staat" heute einen Kopf? Eine Faust schon. Aber einen Kopf? Er hat auch keinen Kopf zu haben, dieweil wir freie Bürger sein wollen!

Da soll man — und ich spreche für alle, die andrer Meinung sind, das beruhigende Wort „inzwischen" — da soll man inzwischen die Leute, die eine klare, geistige, für die Erziehung taugliche Linie haben, an die Schule heranlassen. Man soll keinem zumuten, sein Geld auszugeben für Dinge, die er wie Wanzen nicht haben will. So brauch ich nicht Bartels zu kaufen. Oder Bartels-Retouchen. Man soll die Konkurrenz ans Werk lassen und den Eltern — bald werde ich sagen, auch den Kindern —, freie Hand lassen. Es ist Konkurrenz im Schul-

wesen nötig, damit das Minderwertige ausgehungert wird. Was da die Verwaltung soll? Es ist Staatsaufsicht am Platze, um die Kinder nicht zu Hottentotten auf Grund privaten Gesprächs verderben zu lassen. Ich schätze, so schlau und allgemein gebildet wie die heutigen Bürokraten im Kultusministerium, werden die Andächtigen und ihre Lehrer auch sein. Rätselhaft sind mir ein bißchen die eigentlich Orthodoxen, die Strenggläubigen, ich meine die Weltlichen. Es lassen sich sehr gut atheistische Schulen aufmachen und sie sind dringend nötig; Atheismus, mit einem Schuß Mystik, ist ja die verbreitetste Religion; sie haben ihre Kirchenväter und werden massenhaft Pädagogen finden. Nur wie sie sich das Proselytenmachen verkneifen wollen, bzw. Propaganda gegen den Staat, der ihnen doch die Gelder zahlen soll; man muß doch ernst sein, man will doch, chiliastisch wie man ist, den Gottesstaat, den roten. Aber sie werden es wissen; sie haben ja einen Kopf.

So denke ich. Wo die Bekenntnisse keine Schule machen können, weil halt keiner da so recht ein Bekenntnis hat oder das Kuddelmuddel so groß ist, soll man zunächst einmal den Religionsunterricht aus der Schule weglassen, dann aber, ja dann eine richtige wirkliche Simultanschule probieren. Sie wird ein ganz andres Gesicht bekommen, wenn sie unter dem Feuer der auf sie gerichteten protestantischen, besonders aber der katholischen und weltlichen Kanonen steht. Das wird ein höllisch interessantes Gebilde werden, die Simultanschule, die wirkliche, wenn sie gezwungen wird, Haltung zu gewinnen und selbst vom Leder zu ziehen.

Ergo: Bekenntnisschule her! Die wirkliche Simultanschule her! Konkurrenz zum Aushungern des Minderwertigen, zur Züchtung des Vortrefflichen; Konkurrenz! Ich will für mein Geld etwas haben! Und zwar genau das, was ich haben will. Das ist mein Bürgerrecht.

*

Bleiben die Kinder und die Knute. Was geht sie mein Portemonnaie und mein Bürgerrecht an. Ich weiß aus meinem großen Erinnerungsschatz: geschaukelt haben die Preußen auf meiner Schule in gewisser, ganz gewisser Hinsicht auch nicht; sie waren gut zollerisch alleweg und schlugen drauflos, was man Autorität nannte. Könnte sein, erwägt mein und ihr ahnungsschwangeres Gemüt, auch diese Andächtigen haben eine Knute in ihrem Talar. Und ob sie für Gott, Goethe, Karl Marx oder für Zollern geschwungen wird, macht dem Buckel nichts aus. Ich bin nun für Freizügigkeit der Kinder auf allen Schulen. Die Lehrer sollen spüren, was Konkurrenz ist! Das Schulgesetz ist zu ergänzen durch einen Absatz, der die Freiheit, die Menschenfreiheit und das Bürgerrecht der Schüler schätzt.

Der Staat soll die Schüler schützen, daß sie, wenn sie nicht mehr wollen, ausrücken dürfen. Jawohl! Er verbirgt die Freiheit seiner Bürger. Auch Kinder sind, sobald sie einen Willen haben, Bürger, schon mit 12 oder 13, 14 Jahren! Das wäre gelacht, wenn die Tyrannen ungehindert weiter ihre Kerker aufmachen könnten. Man geht in eine andre Schule, wenn einem das System und die Herrschaft nicht paßt.

Man setze die Unfähigen kalt, aber nicht bloß eine Seite, nämlich die Kinder.

Résumée: „Ein Absatz im Schulgesetz für Freizügigkeit der Schüler vom 12. oder 14. Jahre.

Im Ganzen: Elternrecht und Schülerrecht.

Warum? Ein Staat, der keinen Kopf hat, muß zulassen, daß seine Bürger zu Köpfen kommen.

Das meine Meinung. Und jetzt lesens die Leute und morgen kümmert sich kein Mensch darum.

Ein dolles Handwerk die Schriftstellerei.

Bebel und die Intellektuellen

Der nachfolgende, bisher unbekannte und an eine heute nicht mehr feststellbare Person gerichtete Brief Bebels ist ein Dokument von besondrem Interesse, weil darin das Mißtrauen des Schreibers gegen die Intellektuellen in der Partei besonders scharf zum Ausdruck kommt.

Berlin W., den 16. 1. 1893.
Großgörschen-Straße 22 a.

Verehrter Genosse!

Ich muß versuchen, Sie gleich durch die Anrede, die ich meinem Brief gebe aus der Berserkerstimmung herauszureißen, in die Sie mein Kreti und Pleti parteitäglichen Angedenkens hineingebracht hat. Soll ich eine Definition des Kreti und Pleti geben, so will ich Ihnen gegenüber diejenige wiederholen, die ich kürzlich einem Opponenten, einem Studenten aus der Reihe der sogenannten Jungen in Zürich gab. Auf dessen Anfrage, wen ich wohl vorzugsweise darunter verstände, ob etwa die „Kernbürger" aus denen jetzt hauptsächlich unsere Partei bestehe, antwortete ich: „Nein, in erster Linie verstehe ich darunter die verbummelten Studenten", zu denen der Interpellent selbst gehörte. Ich kann weiter hinzufügen alle jene Leute, die nicht aus ehrlichem Streben nach der Wahrheit und um der Partei zu dienen zu uns kommen, sondern um Stellungen und Ehren einzuheimsen, die anderwärts für sie nicht vorhanden sind. Ich gebe gern zu, daß mein Wort Mißverständnissen ausgesetzt sein konnte, aber ich glaubte doch diese dort sicher nicht hervorzurufen, wo man mich aus langjähriger Beobachtung ein wenig näher kennt.

Die einzige Enttäuschung, die sich seit dem Falle des Sozialistengesetzes erlebte, besteht gerade darin, daß aus den Reihen der Intelligenz sich weit weniger brauchbare und zuverlässige Kräfte der Partei angeschlossen haben, als ich glaubte erwarten zu müssen, und daß auf die Mehrzahl derer die sich uns anschloß, richtiger versuchte anzuschließen das von mir citierte Wort paßte.

Andererseits bin ich freilich der Ansicht, daß so hoch ich die Intelligenz anschlage und mich stets freue zu hören, daß man aus Kreisen der Partei sich anschließt oder doch ihr wohlwollend gegenübersteht, die sonst ihrer Stellung nach zu den Gegnern und Feinden derselben gehören, ich es als eine Überschätzung ansehe, wenn man glaubt, über ein gewisses bescheidenes Maß hinaus dort Propaganda machen zu können. Auch ist der Einfluß jener Kreise für die ganze Parteibewegung sehr gering. Naturgemäß sind die Angehörigen jener

Kreise meist gezwungen, ihre wahre Gesinnung zu verbergen und nicht wenige derselben — namentlich soweit sie in jungen Jahren gewonnen wurden und einem Idealismus huldigten, der noch nicht durch Rücksicht auf materielle Interessen gedämpft war — geben später die gewonnene Überzeugung preis, sobald die sociale Stellung, die Frage nach Rang und Existenz in den Vordergrund tritt. Ich habe in der langen Zeit, die ich in der Partei stehe, gerade in Studentenkreisen zahlreiche Erfahrungen gesammelt.

Der Haupterfolg, den wir in den naturgemäß uns gegnerisch gesinnten Kreisen durch propagandistische Tätigkeit gewinnen können, ist, daß wir einen Keil in deren Reihen treiben. Daß wir ein Gärungsferment schaffen, das zersetzend wirkt, insofern es den Glauben an die Möglichkeit des Bestandes der bestehenden Ordnung der Dinge untergräbt. Für unseren schließlichen Sieg ist zweierlei erforderlich. Eine große Armee überzeugter begeisterter Kämpfer, die vor nichts zurückschrecken, und weiter die Erschütterung des Glaubens an die Rechtmäßigkeit und Bestandesmöglichkeit der bestehenden Ordnung, wodurch der Glaube an sich selbst und das Selbstvertrauen unserer Gegner untergraben wird. Zu letzterem Element rechne ich alles, was sich als Kathedersocialismus aufspielt. Er wirkt aber ganz anders, als er wirken will. Er wirkt nur scheinbar aufbauend, in Wahrheit wirkt er zersetzend. Wir aber, die wir aktiv den Kampf führen, dürfen uns nicht mit einem Element einlassen, das seinem Wesen nach gegen uns gerichtet ist und wider Willen uns in die Hände arbeitet.

Ich hoffe also, Sie werden aus meinem Brief die Überzeugung gewonnen haben, daß das Kreti und Pleti nicht auf Männer wie Sie gemünzt sein konnte, und daß auch nicht verlangt sein sollte, jeder müßte die Agitation für die Sache nach einer bestimmten Schablone betreiben. Auch der größte Strom setzt sich in allererster Instanz aus lauter Tropfen zusammen, die aus den verschiedensten Quellen stammen. — Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ergebener A. Bebel.

Die Freirechtsbewegung von Ernst Fuchs

Die Furcht vor einem Bruch mit Althergebrachtem liegt triebhaft in der Menschheit, erzeugt von den Großmächten Herkommen und Gewohnheit. Viel stärker, als wir uns dessen meist bewußt sind, artet dieser Trieb in Feigheit aus, selbst gegenüber Schlendrian und Schimmel.

Mit der eingewurzelten Ehrfurcht vor den heiligen Schriften hätten die Frei-Philosophen Bruno und Spinoza nicht das Eisenjoch zähsten Aberglaubens abgeschüttelt, noch Kopernikus die Astronomie umgewälzt. Mit der damals herrschenden Ehrfurcht vor dem Abgott Aristoteles hätte Francis Bacon nicht die scholastischen Gespenster vertrieben, noch Galilei die Fallgesetze gefunden. Schon drei Jahrhunderte vor dem zweiten hat der erste Bacon, der Franziskanermönch Roger Bacon, ausgesprochen: wenn er könnte, wie er wollte, würde er alle Bücher des Aristoteles verbrennen, denn ihr Studium bedeute nur Zeitverlust, erzeuge nur Irrtum und vermehre die Unwissenheit.

Schon vor zweieinhalb Jahrhunderten hat der Rechtsketzer und Leipziger Professor Christian Thomas (Thomasius) an die hohen Justizobrigkeiten die Frage gestellt, warum sie nicht den ganzen Unflat der fremden Rechte in den Ofen geschmissen und nach den Regeln der gesunden Vernunft die alten Gewohnheiten, wo sie etwa hier und da zu verbessern waren, ausgeflickt hätten.

Hier ist nicht der Raum, zu schildern, wie das deutsche Juristentum durch seine Bibel und seine Aristotelesse, durch das seit der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgenommene Rechtsbuch der römischen Sklavenhalter und seine Scholastiker vergewaltigt und verdorben wurde. Wir wissen, daß es bis zum heutigen Tage großenteils noch in jenem geistigen Sumpf steckt.

Wenn ich könnte, wie ich wollte, würde ich alle unsre gelehrten juristischen Schriften verbrennen, vom corpus juris der byzantinisch-syrischen Hochscholastiker angefangen bis zu unsrer jüngsten gelehrten Abhandlung herab. Auch unser von steifleinenen, juristischen Bildungsphilistern verfaßtes bürgerliches Gesetzbuch würde ich verbrennen, samt seiner ganzen abstrakten welt- und volksfremden Sophisterei; und ich würde es durch ein volkstümliches Gesetzbuch nach Art des schweizerischen ersetzen; ähnlich wie wir jetzt endlich dabei sind, gegen das heftige Widerstreben „klassischer" Strafrechtsgrößen unser scholastisches altes Strafgesetzbuch zu verbrennen. Aber selbst unter den Rechtsmännern, die frei sind von der juristischen Theologie, gibt es solche, die mit dem Abschütteln der scholastischen Last warten wollen, bis wir erst ein erhöhtes Richtertum geschaffen haben werden. Bis dahin wollen sie die Justiz unter den Fesseln des begriffsfascistischen Götzendienstes weiterkeuchen lassen. Sie halten das für das kleinere Übel. Diese Frei-Juristen bewegen sich in einem ähnlichen Trugzirkel wie der junge Frauenarzt, der seufzte: solange er ledig sei, bekomme er keine Praxis, und solange er keine Praxis habe, bekomme er keine Frau. Führt doch volkstümliche Gesetze und Rechtseinrichtungen ein, vermindert die Zahl unsrer Spruchrichter auf zunächst mindestens die Hälfte bis ein Viertel, siebt die aber aus den Besten aus und hebt sie auch äußerlich ganz aus der Bürokratie heraus! Wir kommen doch nicht mehr darum herum, die so einfache Frage zu stellen und zu beantworten, warum man in Frankreich und vor allem in England mit so gewaltig viel weniger Juristen auskommt als bei uns, und warum sie dort im Staats- und Volksleben eine entsprechend grade so viel höhere und bessre Rolle spielen.

An der Spitze aller juristischen Reformen, an die wir ohne jede Gesetzesänderung sofort Hand anlegen müssen, steht die Umschaffung unsrer wesentlich scholastisch gebliebenen und betriebenen Jurisprudenz in eine moderne Gerechtigkeitswissenschaft. Im Vordergrund einer solchen Beobachtungswissenschaft und wissenschaftlichen Kunst stände richtig das weitaus Wichtigste und Schwierigste in ihr: Die Wahrheitsforderung, vor allem die Wissenschaft und Kunst der Verneh-

mung von Personen und der Würdigung ihrer Aussagen. Diese Hauptsache liegt heute furchtbar darnieder, nicht die elementarsten Faustregeln leben in den juristischen Lehr- und Arbeitsstätten. Wie gradezu kopernikanisch würden die juristischen Geister umgewälzt, wenn unsern Juristenfakultäten endlich die Augen darüber aufgingen, daß alles, buchstäblich alles, was sie seither in Forschung und Lehre pflegten, zunächst hinter die juristische Psychologie zurückzutreten habe. Dem innern Rang nach ist gegenüber der Seelenkunde alles andre von durchaus untergeordneter Bedeutung. Es gibt in der Rechtspflege verhältnismäßig nur wenige wirklich verwickelte Fälle, und diese wenigen werden sich noch gewaltig vermindern, sobald der Spuk der lächerlichen „rechtlichen", dogmatischen „Kontroversen" verscheucht und die mittelalterliche Begriffsjurisprudenz entthront ist. Die Schaffung und Würdigung der Beweise dagegen, die tatsächlichen Streitfragen, sind in jedem strittigen Zivil- und Straffall verwickelt, „interessant" und eigenartig. Mit verschwindenden Ausnahmen hängt von ihnen der Ausgang ab. Deshalb müssen sie in jeder Richtung den Hauptgegenstand wissenschaftlicher Forschung und Schulung bilden.

Diesem ersten Teil der kopernikanischen juristischen Umwälzung müßte ein zweites Zurücktreten der juristischen Systemlogik folgen: nämlich hinter die sogenannte Rechtstatsachenforschung, hinter die Erforschung der wirklichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, der Lebens- und Verkehrsbedürfnisse des Volks im weitesten Sinne des Wortes. Was jetzt an Definitions- und Formulierungsproblemen und formallogischen Konstruktionen umstritten wird, ist allermeist in die Seelenheilkunde einzureihen. Und zwar in das Kapitel von der räsonnierenden Narrheit. Dies trifft nicht nur bildlich, sondern sogar buchstäblich in den Gipfeln zu, nämlich bei den Forschungen „großer" Juristen wie Huschkes über das von ihm erfaselte Urvieh oder Bovigus und Vangerows über die Latini Juniani und dergleichen mehr. Für den, dem die Schuppen des hergebrachten Schuljus von den verblendeten Augen gefallen sind, wimmelt es von Bovigussen auch in unserer heutigen „wissenschaftlichen" Jurisprudenz und in unsern gelehrten Straf- und Zivilurteilen. Ich habe dies hundertfach an Beispielen aus der Rechtsprechung vorgezeigt. „Die größten, die gefährlichsten, die unerträglichsten aller Narren" — heißt es in Wielands Abderiten — „sind die räsonnierenden Narren. Ohne weniger Narren zu sein als andre, verbergen sie dem undenkenden Haufen die Zerrüttung ihres Kopfes durch die Fertigkeit ihrer Zunge und werden für weise gehalten, weil sie zusammenhängender rasen als ihre Mitbürger im Tollhaus. Ein ungelehrter Narr ist verloren, sobald es so weit mit ihm gekommen ist, daß er Unsinn spricht. Bei dem gelehrten Narren hingegen sehen wir grade das Widerspiel. Sein Glück ist gemacht und sein Ruhm befestigt, sobald er Unsinn zu reden oder zu schreiben anfängt." Wer das für unsre Zeit zu stark hält, der lese irgend eine Schrift irgend eines Jüngers der neuen sogenannten Kelsenschule oder beispielsweise das Erkenntnis des Reichsgerichts in der Juristi-

schen Wochenschrift vom 19. Februar 1921 Seite 524 Nummer 15, wonach die Revision eines Angeklagten deshalb als unzulässig verworfen wurde, weil sich in der Niederschrift der Gerichtsschreiber seinem staatlichen Titel gemäß als „Justizobersekretär“ bezeichnet hat; deshalb fehle die nach dem Gesetz unerläßliche Angabe, daß die Erklärung des Angeklagten von einem „Gerichtsschreiber“ aufgenommen sei. Tönend Erz und klingende Schelle! Zwar hat die Freirechtsbewegung seit etwa zwei Jahrzehnten die alte, von mir „pandektologisch“ und „kryptosoziologisch“ genannte Rabulisterei mehr und mehr zurückgetrieben. Die sich allmählich Eingang verschaffende, nicht vom Gesetz, sondern von Wortsklaverei, Verknöcherung und Begriffsgötzendienst „freie“ Rechtsfindung hat uns mehr und mehr von den alten Fesseln einer weltfremden, allgesetzlichen Formaljurisprudenz befreit. Das hat dem wahren Recht erheblich mehr Sicherheit gebracht und eine Reihe guter freirechtlicher Erkenntnisse erzeugt. Aber noch lange sind das alte alexandrinisch-gelehrte Brimborium und die sophistischen, systemlogischen Kontroversen nicht aus Jurisprudenz und Justiz verscheucht. Noch gehören abstrakte leere Wort- und Begriffsstreitereien und auf ihrem Boden gewachsene lebensfremde Rechtssprüche nicht zu den Seltenheiten. Vor allem aber liegt die Wahrheitsforschungskunst noch ganz im argen.

Was heute unsre Juristenfakultäten und unsre sogenannte praktische Vorbildung liefern, kann ich nicht leibhaftiger vor Augen führen als durch ein Erlebnis. Ein vor Gelehrsamkeit quietschender, längst nicht mehr unter den Lebenden weilender Prädikats-Amtsrichter hatte einen Streit über eine sogenannte Dienstbarkeit zu entscheiden. Ein Bauer — der Kläger — hatte das dingliche Recht, sein Vieh über den Hof seines Nachbarn — des Beklagten — zu treiben. Als beide eines Tages in Feindschaft gerieten (die Tochter des Einen und der Sohn des Andern hatten sich entlobt), verstellte der Beklagte seinen Hof so mit Holzbeugen, daß nach Behauptung des Beklagten seine Kuh nicht mehr durchkomme. Der Beklagte wendete dagegen ein, es sei dafür noch Raum genug. Statt nun hinauszugehn und sich eine Kuh durchführen zu lassen, studierte der Richter eifrig die gelehrten Erläuterungen zum Kapitel von den Wegegerechtigkeit und erließ folgenden Beweisbeschluß: Über die streitige Tatfrage sollen zwei Sachverständige ein schriftliches Gutachten erstatten, nämlich ein Geometer und ein Tierarzt! Wer dieses wahre Erlebnis unter dem Gesichtswinkel des Ewigen sieht, dem sagt es alles.

Aus diesen Grundlinien ergeben sich alle großen Reformen auf allen Gebieten des sachlichen und Verfahrensrechts, des Zivil- und des Strafrechts, der Gerichtsverfassung und vor allem der juristischen Vorbildung und Auslese. Die Reformen lassen sich unter die Formel bringen: Abschaffung der hergebrachten juristischen Scholastik, ihr Ersatz durch eine juristische Biologie und Schaffung einer wahren und freien Gerechtigkeitspflege.

Briefe von Wagner von Annette Kolb

Der Wagner-Enthusiast von anno dazumal hat sich von seinen ersten Eindrücken sehr entfernt. Es heißt von der Musik: Elle doit toujours nous surprendre, und mit dieser Seite der zu Kassa-Opern breitgeschlagenen Kunst Richard Wagners, die dafür nie gedacht war, ist es für unsre Zeit aus und vorbei.

Bleibt das unverminderte Interesse für Richard Wagner selbst als Phaenomen wie als Mensch. Und über ihn bringen die von Wilhelm Altmann ausgewählten zwei Bände Briefe (erschienen im Bibliographischen Institut zu Leipzig) höchst wertvolle und für Manchen gewiß auch überraschende Aufschlüsse. Hier endlich sind ganz unverkürzte, unzensierte Dokumente seines Wesens ohne tendenziöse Auslassungen. Nichts mehr von dem Unbehagen, mit dem wir seine letzten Briefe an Mathilde Wesendonck aus der Hand legten. Wagner dekouvriert sich hier ganz. Wir wußten, daß er zum immer größern Pessimisten, wenn auch nie zum Menschenverächter wurde, da ihm zeitlebens zuviel opferwillige Freundschaft widerfuhr; sein Leben, bevor er es uns noch erzählt hatte, war uns fast Jahr für Jahr bekannt: wie er Dezennien hindurch jede Erfüllung, jeden Plan wieder zu nichts werden sah; dazu der plötzliche Glanz und Erfolg, und wie merkwürdigerweise erst die Züge des ruhmgekrönten Wagner den tief resignierten Ausdruck tragen, wie wenn ihn die Popularität oft bittrer anmute, als die frühere Ächtung. Auch von seiner Jugend wußten wir, wie ungestüm, ja zügellos, voll wilder Ungeduld und Gier nach Erfolg sie war.

Aber wir ahnten nicht, bis zu welchem Grade Wagner unfähig gewesen ist, seinen Nächsten en bagatelle zu nehmen, nichts von der großen Wichtigkeit, zum Beispiel, welche die Geschicke seiner ersten Frau Minna Planer auch nach der Trennung für ihn behielten. Sie bringt ihn um sein Zürcher Asyl, zerstört sein Lebensglück, dennoch überwiegt sein Mitleid mit der grenzenlos unebenbürtigen Gattin. Seine Liebe ist längst erloschen, doch ihre Gesundheit bleibt ein Gegenstand seiner Sorge. Sie begreift nichts von ihm, er aber legt sich die zarteste Schonung ihrer Gefühle auf. Wiederholt versucht er, mit ihr zusammenzuleben. Als er endlich seiner Wege zieht, ist er fünfzig. Er geht, doch ohne sie zu verlassen, und die Hoffnung, daß er wieder zu ihr ziehen wird, darf ihr nicht geraubt werden, so groß ist seine Scheu, die um mehrere Jahre ältere Frau zu kränken. Angetan hat sie ihm so ziemlich Alles, aber er ist des Bittern eingedenk, das sie an seiner Seite erfuhr, wie der Jahre der Not, die sie einst mit ihm teilte.

Noch etwas geht aus diesen Briefen mit besondrer Deutlichkeit hervor: sein Herz alterte nie. Nichts von den üblichen Verknöcherungen der Gefühle. Die Stärke des Affekts bleibt sein Merkmal. Ein Brief an Liszt, der sich infolge des Eclats mit Bülow ferne hielt, hat folgenden Wortlaut:

Bayreuth, 18. Mai 1876

Mein großer lieber Freund! Cosima behauptet, Du würdest doch nicht kommen, auch wenn ich Dich einlüde. Das müßten

wir denn ertragen, wie wir so Manches ertragen mußten. Dich aber einzuladen kann ich nicht unterlassen. Und was rufe ich Dir denn zu, wenn ich Dir sage: Komm? Du kamst in mein Leben als der größte Mensch, an den ich je die vertraute Freundesanrede richten durfte. Du trenntest Dich langsam von mir, weil ich Dir nicht so vertraut geworden war als Du mir. Für Dich trat Dein wiedergeborenes innigstes Wesen an mich heran und erfüllte meine Sehnsucht, Dich mir ganz vertraut zu wissen. So lebst Du in voller Schönheit vor mir und in mir, und wie über Gräber sind wir vermählt. Du warst der Erste, der durch seine Liebe mich adelte; zu einem zweiten höhern Leben bin ich ihr nun vermählt und vermag, was ich nie allein vermocht hätte. So konntest Du mir Alles werden, während ich Dir so wenig nur bleiben konnte: wie ungeheuer bin ich so gegen Dich im Vorteile!

Sage ich Dir nun: Komm!, so sage ich Dir damit: Komm zu Dir! Denn hier findest Du Dich. Sei gesegnet und geliebt, wie Du Dich auch entscheidest!

Indes ist und bleibt Wagner für den Philister der undankbare Charakter par excellence. Warum eigentlich? Ich glaube die Antwort ist sehr einfach: grade weil er so dankbar ist. Denn man darf mit Fug und Recht behaupten, daß Wagner im großen Ganzen immer genau das Gegenteil von dem ist, was „man" in ihm sieht. Sehr interessant in dieser Hinsicht sind die Zeugnisse, die kleine Komponisten wie Weißheimer ihm ausstellen. Viel interessanter und lehrreicher noch wäre eine Sammlung der Äußerungen zeitgenössischer Spießer über ihn. Hei, welch einen Braten gäbe das! Und es muß ihnen ja unbedingt zugegeben werden, daß Wagner es nicht verstand, mit dem Gelde umzugehen, ja nicht einmal mit dessen Wert die entsprechende Vorstellung verband. Er brachte es nie fertig, sich nach der Decke zu strecken. Das gehört sich aber doch; und wer den Heller nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.

Schauspieler und Rolle von Alfred Polgar

Von Alfred Polgars gesammelten Schriften ist jetzt unter dem Titel ‚Stichproben' der vierte Band im Ernst Rowohlt-Verlag erschienen. Wir entnehmen dem schönen Buch, das wir noch ausführlich würdigen werden, das folgende Stück:

Im Anfang — des jetzt lebenden Publikumgeschlechts — war der heroische oder der „Burgschauspieler". Sein edler Typus ist ausgestorben. Das Klima einer Zeit, die ihre Seele der Technik und dem Gelderwerb verschrieben hatte, duldete nicht die Entfaltung schauspielerischer Persönlichkeiten von solch tropischer Kraft und Fülle, von solcher Überlebensgröße, wie sie Kennzeichen der legendarischen Burgschauspieler gewesen sind. Schon ihr körperliches Format war imponierend. Ihr Gang, ihr Blick, ihre Stimme und ihre Gebärde trugen die Charakterzeichen des Großartigen, und um ihr Lockengeschüttel leuchtete eine verführerische Gloriole von Besonderheit. Ihr darstellerischer Stil war monumental: scharfe Kanten, breite Flächen, tiefe Schatten. Charakter: das ist die Verhältnisziffer zwischen einer Summe von Trieben und einer Summe von Hem-

mungen. Bei den großen alten Burgschauspielern war diese Ziffer immer eine runde Zahl; die Rechnung ging ohne Rest auf. Kristallspieler.

Dann kamen, von einer literarischen Welle heraufgetragen, die Rohmaterialspieler. Das Lebensgroße, Lebenskleine wurde Kennzeichen dieser neuen Schauspielkunst. Zauber und Täuschung des Theaters gerieten bei den Dramenschreibern wie bei ihren reproduzierenden Helfern in Mißkredit. Der Ehrgeiz ging dahin, mit wachen Sinnen den Traum der Kunst zu träumen, einen planen Spiegel der Welt abzugeben, der nichts verfärbte, nichts vergrößerte, nichts verzerrte. Bei dieser Schauspielkunst fühlte man sich nicht allzulange wohl. Es war um sie ein Schimmer von kaltem Tageslicht, der sich schlecht mit dem warmen, holdtrügerischen Licht der Rampe mengte. Die Schauspieler brachten ein Leben auf die Szene, das sich seiner Unwirklichkeit schämte. Einen derben und nüchtern gefaßten Begriff der Wahrheit richteten sie als Götzen auf und opferten ihm, der Gaukelei unfrohe Gaukler, was sie an Phantasie, Traum und Illusion zu opfern hatten. Ihr Wille strebte nicht mehr nach einer Erhöhung ins Großartige, Repräsentative, sondern galt einzig dem Detail, von dessen Fülle und Mannigfaltigkeit der Wert ihrer Leistung bestimmt wurde. Da es ihnen um eine Wahrheit ging, die durch die Sinne zu überprüfen war, blieben sie Oberflächenspieler.

Um die Wende des Jahrhunderts entstand der deutschen Schaubühne eine neue Rasse von Menschendarstellern, die sich als Kompromißler zwischen den Natürlichkeitskrämern der vergangenen und den Stilkünstlern der vorvergangenen Epoche gaben. Auch die dramatische Literatur fischte zu jener Zeit in dem Brackwasser, darin Traum und Wirklichkeit, Nüchternheit und Phantasie sich mischen; und die Schauspielkunst, die sich dieser Literatur zu Diensten gab, trug das zweideutige Wappen der Herrschaft. Sie strebte nach Größe und hatte Angst vor ihr; sie wollte das Pathos und trug Sorge, man könnte es ihr als komödiantischen Überschwang mißdeuten; sie warb um Wahrheit und fürchtete sie als „unkünstlerisch". Es kam eine Art von sterilisiertem Realismus heraus, der ohne Kraft und Mut war, sich nie bis an die Grenzen wagte, wo strittiges und neues Gebiet zu erobern gewesen wäre. Diese Kompromiß-Schauspielkunst ging auf Abenteuer aus um der Geste der Abenteuer willen. Die großen Individuen und die großen Wirkungen blieben ihr versagt. Es war eine Schauspielkunst, in der die Neurasthenie Talent bedeutete. Eine literarische Schauspielkunst.

Der neue Schauspieler kommt nicht von der Literatur her. Er wird zur Menschendarstellung getrieben durch die Fülle von Menschenmöglichkeiten, die er in sich ahnt. Er vermummt und vermimt sich nicht als Mörder, Narr, Liebhaber, sondern er läßt das elementare Stück Mordbereitschaft, Irrsinn, Gier, das in ihm ist, hypertrophieren.

In Erkennen seines Menschentums liegt das Naturalistische.

Im rücksichtslosen Bekennen das Heroische.

Im gesteigerten Ausdruck das Symbolische. Wenn man will: das Expressionistische.

Döblins Epos von Wolf Zucker

Im Epos fügen sich Götterwelt und Heroenwelt freundlich zusammen, und auch heldenhaftes Kräftemessen kann die harmonische Weltordnung nicht zerstören. Aber im Roman stehen sich Held und Weltordnung gegenüber, sei es, daß der Held prometheisch die Welt nach seinem Bilde formt, sei es, daß er sich wie Parsifal oder Wilhelm Meister in sie einfügt. Der Roman ist daher individualisierend, reflektierend, sprachlich differenzierend; das Epos dagegen rhapsodisch, anonym, oft hymnisch. Die Sprache des Epos ist einfach, fast alltäglich, ihr Rhythmus ist der Atem der Zeit. Der Grieche hatte als natürlichen Atemtakt den Hexameter, der Inder die achtfüßige Langzeile, das deutsche Mittelalter den Takt des Nibelungenliedes. Welch Irrtum des Klassizismus, das Metrum des Hexameters, der grade wegen seiner Strenge zum Metrum der großen deutschen Elegie wurde, welch Irrtum, in diesem Versmaß Epen zu schreiben, die gar keine waren.

Alfred Döblin wählt dieses Metrum nicht. Sein Atem, unser Atem, geht nicht im Takt Homers, im Takt des Mahabharata, im Takt des Nibelungenliedes; wie könnte er das auch. Unser Atem ist kürzer, unregelmäßiger, mehr durch den Inhalt des Gesagten bestimmt. Und daher liest sich Döblins epische Dichtung „Manas" (S. Fischer Verlag, Berlin) wie Prosa, wie gehobne Prosa. So etwa schließt ein Abschnitt:

„Siehst du, ich werde ihn finden.
Es ist ihm und mir beschieden und verkündet."
Und fing an zu gehen, Sawitri,
und aß und lachte, Sawitri,
und lief herum und half der Alten.

Dies ist der Inhalt des Buches: Manas, der heldenhafte Königssohn geht aus, den Schmerz zu suchen; nicht aus Askese, sondern weil ihm der Schmerz ein intensiveres Leben zu sein scheint. Er kommt auf das Totenfeld, erlebt das leidenschaftliche, furchtbare Schicksal einiger Abgeschiedener, die er in sich aufnimmt, und kommt im Kampf mit den Dämonen des Totenfeldes um. Sawitri, sein Weib, aber macht sich auf, ihn zu suchen, und nur geleitet von ihrer Liebe gelangt sie auf das Totenfeld, fordert von Schiwa die Seele des Manas und, Göttin geworden durch die Kraft ihres Liebens, verleiht sie ihm neues Leben. Manas kehrt zurück, Sieger über Leben und Tod, kehrt zurück in die Welt der schwachen Menschen, die blasser und hilfloser als die Schatten dahin getrieben werden. Zerstörend, elementar fliegt er auf seinen gebändigten Dämonen über das Land, nur Lakshmi, die große Göttin der Liebe, verehrend. Selbst mit Schiwa mißt er sich und besiegt ihn. Nun kann ihn nichts mehr aufhalten. Ein Halbgott hat er das ewige Leben; überall, wo die Natur, der Mensch eine Unendlichkeit erreichen, im Brüllen des Stiers, im Glühen der Sonne, in der Versenkung zweier Liebender, da ist Manas:

Er ist nicht erloschen. Nicht erloschen.
Manas ist nicht erloschen.

Diese Epos ist ein Hymnus auf das wirkliche Leben. Sonne, Wasser, nahrhafte Pflanzen, Greifen der Hände, Hören, Schmekken, Sehen, Sehen — das ist das Leben. Und die allbezwingende Liebe. Es gibt, außer Heinrich Mann, Niemanden heute, der das Lieben so unmittelbar zu sagen wüßte wie Döblin. Wir erinnern uns der zarten Servadak-Szene aus „Berge, Meere und Giganten", jener umfangreichen Vorstudie zum ‚Manas'. Manas, der die Seelen der Toten in sich aufnimmt, „so wie Rauch eine Höhle ausfüllt", erlebt das Schicksal der Liebenden Danu und Dakscha, die zusammen verbrennen, und Sawitri das Schicksal von Garut und Marut, die alles übereinander vergessen. Und Sawitri besiegt ja den Tod durch ihre Liebe, gewinnt für sich den göttlichen Tänzer, den blauhalsigen Schiwa, den Gott des Gewaltigen in Liebe, Schmerz, Zerstörung, Wollust.

Es ist ein seltsames Lesen, das Lesen dieses Buches. Immer wieder verliert man den Atem vor Ausgefülltsein von dem großen Visionen. Manas ist nicht erloschen, er ist es, der uns nicht atmen läßt, der uns beim Lesen gefangen hält. Manas kämpfte mit dem Meer, es war ein ihm gewachsener Gegner, Manas bändigte die zerrenden Dämonen, er zerschlug den Tempel des Gottes Schiwa, und jeder Kampf ist eine neue gewaltige Vision, ein beglückendes Bild. Wo nimmt Döblin diese Visionen her? Aus der Frankfurter Allee, aus Berlin, aus dem Mikroskop, aus dem Fernrohr. Die schönen Bilder seines frühen chinesischen Romans ‚Wang Lun' entstanden aus einer liebevollen Versenkung ins Detail, ins Lokalkolorit. Jetzt aber bedarf es keines Lokalkolorits. Der Nervenarzt aus der Frankfurter Allee lebt mit offnen Augen. Er sieht „die große Natur und den größeren Menschen", und vielleicht hatte er die große Vision des Wassers bei jener Betrachtung eines zerfallenden Stücks Zucker, die er einer Reise nach Frankreich vorzug. Er bedarf kaum der großen Außenwelt. Hier herrscht ein strotzendes Lebensgefühl, wie es kein deutscher Dichter seit Jean Paul mehr gehabt hat. Döblins „Wallenstein", der große Roman des Barock und zugleich selber barock bis in die kleinste sprachliche Formung, hatte die Intensität des menschlichen Wollens beschrieben; in „Berge, Meere und Giganten", zeigten die gewaltigen Naturkräfte ihre wuchernde, vernichtende Üppigkeit, „Manas" aber zeigt die Unendlichkeit der menschlichen Erlebnismöglichkeit. Und dieser Vorwurf mußte schließlich den Rahmen des Romans sprengen, hier glitt ebenso wie in den letzten Büchern von „Berge, Meere und Giganten" der Roman in das Epos über.

Man soll nichts prophezeien in dieser schnell sich wandelnden Zeit. Aber Döblins Epos scheint mir ein Buch zu sein, das die Jahre überdauern wird. Es wird gelten und wird seine ethische Funktion, dem Leser den Wunsch nach einem intensiveren, heftigeren Leben zu erwecken, weiter erfüllen, bis ein neuer Atem ein neues Epos schaffen wird. Aber das hat noch gute Weile.

Aufregung um Schacht von Klaus Becker

Noch immer ist die Diskussion um den „schwarzen Freitag" kaum abgeebbt, noch immer marschieren in der wirtschaftlichen Fachpresse, die ja mehr denn je Börsenfachpresse ist, börsenpolitische, bankenpolitische, kapitalpolitische, devisenpolitische und — last not least — außenpolitische Argumente miteinander, gegeneinander und durcheinander auf. Noch bis vor wenigen Tagen hielt es die Tagespresse für das Sensationellste, fettgedruckte Börsenberichte auf die erste Seite zwischen Londoner Haussuchungen, Genfer Reden und chinesische Schlachten zu setzen, und der politische Redakteur, der intellektuelle Herr mit dem gesicherten Mitteleinkommen, bekundete den Kollegen vom Handelsteil gegenüber das brennendste Interesse.

Was aber ist zunächst, vom Publikum aus gesehen, gewesen? Nach mehr als einem Jahr Haussebewegung in allerdings außergewöhnlichem und durch außerordentliche Umstände bedingtem Ausmaß trat eine Verflauung ein, mit der man schließlich rechnen mußte, gleichgültig, ob sie den Beginn eines Umschlages oder zunächst nur einen Stillstand bedeutete. Nun erfolgte ein kreditpolitischer Eingriff, auf den man zum mindesten in dem zunächst vorgesehenen Umfang früher oder später gleichfalls vorbereitet sein mußte, in einer allerdings ungewöhnlich verschärfenden und abrupten Form. Die Börse wurde nervös und die Kurse stürzten, um sich in der darauffolgenden Woche ziemlich schnell wieder zu erholen und einen zwar tiefern aber doch keineswegs tiefen Stand zu erreichen. Die Verluste breiterer Kreise waren offenbar nicht allzu groß, da ja das Publikum schon infolge einer gewissen Schwerfälligkeit am schwarzen Freitag selbst noch nicht mit sehr großen Verkauforders an den Markt treten konnte. Man hat bisher von Exekutionsverkäufen nichts gehört, und die mit der Verkürzung der Reportkredite erforderlich gewordenen Einschußzahlungen sind im allgemeinen glatt geleistet worden. Grund zur Aufregung bieten also vielleicht die grundsätzlichen Motive, die zu dem Vorgehen des Reichsbankpräsidenten Schacht vor dem schwarzen Freitag geführt haben, oder auch die Form, die Schachts Wünschen von den Großbanken gegeben worden ist.

Hier liegt zweifellos ein Symptom für das Vorhandensein einer Überspekulation vor, deren Bekämpfung das börsenpolitische Ziel des Schachtschen Schlages gewesen sein soll. Sicherlich betätigen sich heute in einem viel zu großen Umfang Kreise an der Börse, deren wirtschaftliche Basis und Position den hierzu notwendigen Voraussetzungen nicht entspricht. Noch immer hat sich, wie in der Inflationszeit, die Börse neben dem Wetter als nahezu gleichberechtigtes Gesprächsthema beim Friseur erhalten, und mehr als einem Börsianer ist es bei der Heimfahrt passiert, daß sein Taxischofför sich teilnehmend nach dem letzten Kursstande eines Terminpapieres erkundigt hat. Dies die sozusagen sozialpolitische Seite der Überspekulation. Ob auch kapital- und kreditpolitisch eine Überspekulation vorgelegen hat, ist schwer zu entscheiden. Der schnelle Eintritt

der Beruhigung nach dem eintägigen Kurszusammenbruch spricht nicht dafür.

Ist so die Existenz einer Überspekulation in der Höhendimension nicht ohne weitres bewiesen, so ist der geführte Schlag der vorhandnen Überspekulation in der Breitendimension gegenüber noch keineswegs gerechtfertigt. Die spekulative Betätigung der Mittelschichten ist weit mehr als eine bloße psychologische Folge von Inflationsgewohnheiten, die man mit Prügel austreiben sollte oder könnte. Nach einer allgemeinen Abkehr betätigten sich diese Kreise an der Börse wieder bei beginnender Aufwärtsbewegung der Kurse, als die Konjunktur anstieg, die kapitalistischen Einkommen sich vergrößerten, das Einkommen des kleinen Mannes, sei er nun angestellt oder selbständig, jedoch ungefähr auf dem gedrückten Niveau blieb, das die Stabilisierung ergeben hatte. Die Verbreiterung der Spekulation ist eine Folge der Verarmung weitester Schichten und der Hindernisse, die ihr Wiederaufstieg in einer mehr und mehr monopolistischen Wirtschaftsorganisation findet, mit der sich das Volkseinkommen auf die Großproduzenten konzentriert. Vielleicht haben manche in der Ergänzung ihres Einkommens durch Spekulationsgewinne, die ja zum guten Teil in den börsenmäßigen Auswirkungen eben dieser Monopolentwicklung begründet waren, etwas gesehen wie einen Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit für ihren Ausschluß vom Genuß der Früchte, die am Baume der Produktivität selbst gewachsen sind. Auch diese Illusion mußte einmal ihre Enttäuschung finden, denn immer ist es der Kleine und Außenstehende, der letzten Endes an der Börse verliert. Daß es aber notwendig war, diese Lehre an einem künstlich hergestellten Schulbeispiel zu demonstrieren, und sich ernsthafte Mühe zu geben, den mit gemindertem Einkommen laborierenden Kleinbürger so schnell als möglich zu ruinieren, ist unbewiesen geblieben.

Wirtschaftliche Argumente sind dafür bisher jedenfalls nicht erbracht worden. Zwar haben die liberalen Doktrinäre sicherlich zu viel bewiesen, als sie das Argument, die Börse entziehe der produktiven Wirtschaft zu viel Kapital, mit der abgründig tiefen Feststellung zu entkräften suchten, daß jedem Käufer ein Verkäufer gegenüberstehe und alles Geld, das in die Börse hineinfließe, sie daher auch wieder irgendwo einmal verlasse. Tatsächlich wurde in der letzten Zeit wahrscheinlich ein viel größerer Teil des der Börse zur Verfügung gestellten Kapitals nach der Realisierung von Kursgewinnen zum Konsum verwandt, als man vielfach annimmt. Gerade die Spekulation der kleinen Leute hatte fast ausschließlich den Verbrauch zum Ziel. Auch die ganz ausgesprochene Konzentration der eigentlichen Börsenspekulation auf den Terminhandel zeigt, daß sehr oft lediglich Differenzen realisiert worden sind, die dann sicherlich nur zum Teil kapitalistisch weiter verwertet wurden. Diese Entwicklung hatte aber keineswegs ein Ausmaß erreicht, das bereits begonnen hätte, der Kreditversorgung der Wirtschaft selbst gefährlich zu werden. Auf der andern Seite entstammt den Börsengewinnen sicherlich ein

vielfach unterschätzter Antrieb für die aufsteigende Konjunkturbewegung. Die Konjunktur, die mit Gewinnen der Schwerindustrie in der Zeit des englischen Kohlenstreiks begann, dehnte sich zunächst durch schwerindustrielle Bestellungen langsam auf die übrigen Produktionsmittel herstellenden Industrien aus, und auch die Auslandsanleihen konnten letzten Endes diesen Industrien allein zugute kommen.

Hiermit hängt auch das devisenpolitische Problem eng zusammen. Die deutsche Konjunktur, die immer noch einen Ausbau des Produktionsapparates, also eine Steigerung der Einfuhr zunächst ohne entsprechende Steigerung der Ausfuhr charakterisiert, bedarf zu ihrer Finanzierung ohne jeden Zweifel der Devisenkredite. Nachdem Herr Dr. Schacht es für richtig gehalten hat, vor einigen Monaten durch steuer- und diskontpolitische Maßnahmen den Zufluß von Auslandsanleihen abzustoppen, sieht er daher heute sein Devisenportefeuille durch die Ansprüche der Wirtschaft bedroht. Dagegen hilft nun gewiß keine Börsenbaisse, die ja, wenn überhaupt, nur negative Wirkungen auf den Devisenzufluß haben kann. Die Börse wirkte hier sogar als Regulator der Wirtschaft, indem sie nach der künstlichen Verstopfung der Kanäle, durch die vorher langfristiges Auslandsgeld zugeflossen war, jetzt kurzfristiges Auslandsgeld aufnahm und indirekt der Wirtschaft zuführte. Ohne Zweifel ist dieser Ersatz sehr unzulänglich. Auf dem Wege durch die Börse geht ein Teil der Auslandsgelder (bei denen unproduktive Verwertung ja leicht Gefahren birgt) an den Konsum über, und die kurzfristigen Zahlungstermine bedrohen die volkswirtschaftliche Liquidität und die stabile Entwicklung der Konjunktur. Hieraus nun zieht Doktor Schacht nicht den Schluß, daß man zu langfristigen Auslandskrediten zurückkehren müsse, sondern er überträgt seinen Kampf gegen das Auslandsgeld nunmehr auch auf die Börse, verbietet den Banken die Anlage ausländischer Mittel in Reportkrediten und droht so die gesuchten Devisen in jeder Gestalt zu vertreiben. Während er erklärt, man dürfe den Reichsbankdiskont nicht heraufsetzen, um das zarte Pflänzlein der deutschen Konjunktur nicht zu knicken, entzieht er ihm seinen zur Zeit unentbehrlichen Nährstoff. Man sieht ein Tohuwabohu von konjunkturfreundlichen Argumenten und konjunkturfeindlichen Taten, für das man eine psychologische Erklärung nur in einer maßlosen und gefährlichen Überspitzung des Prestigegesichtspunktes bei der Fortführung einer falsch eingeleiteten Diskont- und Kreditpolitik findet.

Es sei denn, das phantastisch anmutende außenpolitische Motiv habe wirklich eine Rolle gespielt. Will man ernsthaft den Reparationsgläubigern eine deutsche Wirtschaftsmisere vor Augen führen, indem man gewaltsam Schläge austeilt, die nicht nur die Börse, sondern, konsequent fortgeführt, die Wirtschaftkonjunktur selbst treffen? Will Schacht etwa die deutsche Wirtschaft einen devisenpolitischen Ruhrkrieg führen lassen? Eine solche Absicht des Reichsbankpräsidenten und des Kabinetts wäre der Aufregung wohl wert, die sich heute noch, in übertriebenem Maße, um die Börse selber dreht.

Bemerkungen

Rußlands Rüstungen

Nicht darüber soll gesprochen werden, ob das heutige Rußland einen richtigen Weg zum Sozialismus geht. Unbestreitbar ist, daß die russische Arbeiterklasse alle Anstrengungen macht, zu einer neuen Produktions- und Gesellschaftsform zu gelangen. Gehemmt wird sie aber von der Macht, auf die sie jede Rücksicht nehmen muß, weil sie die entscheidende ist: vom Bauerntum. Der Arbeiter fordert und will den Kollektivismus, der Bauer das Privateigentum. Noch behauptet sich die Arbeiterklasse in der politischen Führung des russischen Staates, doch sollte es England gelingen, die gegenwärtige russische Regierung in einen Krieg zu verwickeln, dann wird sie die Masse ihrer Bauern, und das ist die Masse ihrer Soldaten, wenn auch unter roten Fahnen, so doch nur mit der Parole: euer Privateigentum ist in Gefahr! an die Front bringen können. Und an dieser Front kann sehr leicht, auch für Rußland, ein neuer Klassenkampf und Bürgerkrieg entbrennen, dessen Ausgang für die Arbeiterschaft sehr ungewiß ist. Schon aus diesem Grunde kann sie im gegenwärtigen Augenblick den Krieg, auch einen revolutionären Krieg, nicht wollen.

Nach russischen Angaben setzt sich die 562 000 Mann starke Rote Armee aus 73 Prozent Bauern, 17,8 Prozent Arbeitern und 9,2 Prozent andern Elementen zusammen. Die Zusammensetzung der Reserven ist eine ähnliche. Zur Reserve gehören die Territorial-Armee, die viele Millionen umfassende Arbeiter- und Bauern-Miliz. Durch Dekret vom 1. August 1923 ist die militärische Jugenderziehung staatlich geregelt, daran müssen Alle teilnehmen, die über sechzehn Jahre alt sind. Mit achtzehn Jahren beginnt die allgemeine und spezielle militärische Ausbildung, also die unmittelbare Vorbereitung für den Dienst in der Roten Armee. Die Ausbildungskräfte stellen in der Hauptsache der Kommunistische Jugend-Verband und die Pionier-Gruppen. Nach ausländischen Statistiken verfügt die Rote Armee über 10 000 leichte und 5500 schwere Maschinengewehre, über 300 leichte und 120 schwere Batterien, über 100 Tanks und über 1000 Flugzeuge. Die russische Kriegsflotte umfaßt einschließlich der im Bau befindlichen Schiffe: 6 große Schlachtschiffe, 9 Kreuzer, 1 Flugzeugmutterschiff, 107 Zerstörer und 26 U-Boote. Das Militär-Budget der Sowjetunion betrug 1926 407 Millionen Rubel, das sind 16 Prozent der gesamten russischen Staatsausgaben.

Auf dem Kongreß der Sowjetunion hat der Kriegskommissar Woroschilow neulich noch weitre Aufrüstung gefordert, was natürlich an die Adressen Englands und des Völkerbundes gerichtet war. Es ist eine gefährliche, aber ehrliche Rede gewesen, die Woroschilow gehalten hat. Erklärte er, daß Rußland planmäßig auf eine Militarisierung der Industrie und des ganzen Volkes hinarbeite, bei der die Jugend und die Frauen nicht ausgenommen werden können, so enthüllte er gleichzeitig die Schwächen des russischen Kriegsapparates. Und diese Schwächen sind einmal der Mangel an zuverlässigen und klugen Offizieren, die immer noch schlecht funktionierende Eisenbahn und dann — und vor allem — die zu kleine und nicht gut und schnell genug arbeitende Industrie. Aber trotzdem glaubte Woroschilow versichern zu können: Wir sind bereit!

Muß Rußland rüsten, muß es, trotz seiner ganz gewiß ehrlichen Kriegsgegnerschaft, Schritt halten mit den Rüstungen der Völkerbundstaaten? Übersehen wir die weltpolitische Situation und die heraufziehenden Konflikte, so sind wir gezwungen, laut und eindeutig Ja zu sagen. Gewiß, so ein Ja ist leicht dahingesprochen,

und die Rüstungen der Staaten, auch die Rußlands, führen immer weiter von unserm Ziel, dem Frieden hinweg; doch fragen wir, wer trägt die Schuld, daß Europa, daß alle fünf Erdteile heute nach neun Jahren „Frieden" wieder vor den gleichen Fragen stehen wie 1913 und 1914? Fragen wir das, dann muß geantwortet werden: Alle, die 1918 glaubten, mit dem Nachhausegehen und Ausschlafen sei der Krieg nun erledigt; Alle, die das Friedenswerk denen überließen, die im Kriege kommandiert und sich sehr wohl dabei gefühlt hatten. 1918, das war der entscheidende Augenblick, damals hätte der Krieg weiter geführt werden müssen. Aber nicht an den Ost-, West- und Südfronten, sondern da, wo vier Jahre lang Burgfriede geherrscht hatte ... Vorbei.

Die sozialistische und kommunistische Arbeiterschaft will keinen Krieg. Ob sie ihn, wenn er ernstlich droht, verhindern kann, ist eine andre Frage. Und Rußland, das ist gewiß, wird, solange seine Machthaber auf die Stimme der Arbeiterklasse hören, keinen Angriffs- oder Offensivkrieg wagen. Aber nicht Rußland — noch entscheiden die kapitalistischen Kommandeure über Krieg und Frieden. Wäre das heutige Rußland ohne Heer und ohne die Mittel, die zur Kriegsführung notwendig sind, es wäre schon längst nicht mehr. Das vierblättrige Kleeblatt der vorjährigen Nobelpreisträger hätte längst die Verhandlungen über seine Aufteilung beendet.

Wenn jetzt die ganze öffentliche Meinung von Wulle bis Stampfer über die Militarisierung Rußlands in Schreikrämpfe verfällt, nach dem Genfer Abrüstungsbankerott wird sich Rußland dieses Schreien sehr gelassen anhören, denn es hat im Ernstfalle seine Revolution selbst und ganz allein zu verteidigen. Nochmals: täuschen wir uns nicht über die Schlagkraft der heutigen westeuropäischen Arbeiterorganisationen, die kaum einen Streik erfolgreich zu führen vermögen.

Wenn Frankreich und die französischen sozialdemokratischen Führer eine Militarisierung ihres Volkes für notwendig halten, dann muß Rußland — und nur die Heuchelei wird es bestreiten — das Wort Lenins verwirklichen, mit dem Woroschilow seine Rede schloß: Auf der Wacht sein! *Arthur Seehof*

Für wen sind eigentlich die Zeitungen da?

Die „Pressefreiheit", die in den Toasten der Journalisten-Kongresse fast so oft vorkommt wie das Wort „Einstellung", ist ein mäßiger Witz. Kleinere Angestellten größerer Industriegruppen dürfen vielleicht ihre Interpunktionsregeln nach eigenem Geschmack machen — wenns ernst wird und sie nicht kuschen, fliegen sie hinaus. Die Saturnalien dieser halben Freigelassenen ändern daran nichts.

Aber kein Zensor ist so streng, kein Bäumer-Gesetz so prüde wie jene Zensur, die jede bessere Zeitung im Hause hat: das ist die eigne, die Rücksicht auf den Leser nimmt. Und der schreibt empörte Briefe (die nicht in den Papierkorb fliegen), wenn die Zeitung nicht so redigiert wird, daß „meine Tochter und mein halberwachsner Sohn das Blatt lesen können". Auf diese Weise bekommen wir denn die Weltgeschichte so dargestellt, wie ein gemäßigter Familienvater sie für seine Lieben adoptiert haben möchte.

Der ernste Spaß, die kantige Härte, peitschender Hieb, der die empfindlichen Stellen trifft —: sie haben kaum Platz in der Zeitung. Vielleicht noch in ein paar großstädtischen Blättern; in der Provinz ist es dunkel und fürchterlich, und da will es nimmer tagen. Nach fünfjähriger Tätigkeit redet sich jeder Redakteur mit Leichtigkeit ein, daß es auch seiner Anschauung entspräche, wenn „diese Dinge" nicht im Blatt stehen — in Wahrheit duckt sich das alles voller Angst, wenn der Herr Regierungsrat das Blatt abbestellt. Und warum bestellt ers ab? Früher, wenn etwa das Wort „Syphilis" ausgedruckt war —

heute, wenn in einer Erzählung „dem Sinnenkitzel gefröhnt" wird — und Gott mag wissen, wo dieses Ding in der Provinz sitzt? ...

Merke:

Die normale Zeitung steht unter der strengsten Zensur, die es überhaupt gibt: unter der eignen. Die läßt keine scharf charakterisierten Figuren im Roman zu, keine lebensechte Situation in der Erzählung, an der etwa ein bestimmter Stand schuld ist — der protestiert unentwegt, denn für vier Mark fünfzig Abonnementsgebühr ist jeder Spießer ein Held. Der drückt Niveau, Verlag und Redakteure und redigiert wacker mit. Der hält sich seine Zeitung wie einen Hund an der Leine.

Das Traurigste ist, daß nicht einmal die sozialdemokratischen Provinzblätter in ihrer überwiegenden Mehrheit eine Ausnahme machen — denn ihre Leser haben vielleicht ein Mitgliedsbuch, aber auch eine Frau ...

Gott segne die Presse, denn sie kann nichts dafür.

Ignaz Wrobel

Fünfzigjährige Hintergründe

Vor fünf oder sechs Jahren trafen sich einmal Verleger und Autoren „zur Beratung"; es war die einzige Sitzung meines Lebens. Lauter arrivierte Herren von beiden Parteien. Die Verleger sprachen von deutscher Kultur, Weltwende, Verantwortung und Menschlichkeit; die Autoren von Prozenten, Einbänden, Vorschüssen, Auflagen. Nachdem eine Stunde lang gelogen worden war, fragte ich, warum niemand offen sagte, daß hier Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander gegenüber säßen, wofern wir nämlich an die tausend Nichtangekommenen dächten, für die wir sprachen. Entrüstung. Da erhob sich der Inhaber des Verlages Egon Fleischel und sprach endlich Wahrheiten, daß seine Kollegen staunten.

Dieser Szene mußte ich gedenken, als ich die vielen moralischen Argumente las, die die meisten Verleger auf die fünfzigjährige Seite treiben sollen. Wieder erlaube ich mir die Frage: warum sagt niemand die Wahrheit? Diese lautet: Fünf große deutsche Autoren werden in den nächsten zwei Jahren frei, wenn die Schutzfrist nicht verlängert wird. Folglich streben ihre Verleger mit allen Mitteln diese Verlängerung an:

Bismarck bei Cotta, Fontane bei Fischer, Nietzsche und Burckhardt bei Kröner, C. F. Meyer bei Haessel.

Alle vier Verleger haben hohe Verdienste. Von Meyer kenne ich weder die Werke noch den Verleger; von Fischer weiß alle Welt, daß er den wichtigsten Verlag im letzten deutschen Menschenalter literarisch geschaffen hat; Kröner hat Nietzsche erworben als es ein Wagnis war, und der andere Kröner (in Firma Cotta) hat Bismarck durch ein glänzendes Angebot zur Niederschrift der Memoiren im Grunde erst bestimmt. Sehn wir selbst einmal von Meyer und dem großen Burckhardt ab, so handelt sichs um den ersten Staatsmann, den ersten Romancier, den ersten Philosophen, den die Deutschen im 19. Jahrhundert hervorgebracht haben. Bismarck, Fontane, Nietzsche, selbst nur als Literatur betrachtet: die besten Pferde im Rennen.

Wer kann den Männern, die diese Werke teils angeregt, teils entdeckt, jedenfalls ergriffen und wagemutig vorgeführt haben, ihr Streben verdenken, sich länger als bis morgen dafür belohnen zu lassen, zumal sie alle oder doch ihre Söhne noch den Geschäften vorstehen? Warum tritt keiner vor und sagt: Wir haben der Nation ein Stück Geist als Händler vermittelt, der ohne uns vielleicht kein Echo gefunden hätte. Wir taten es, um zu verdienen, konnten aber verlieren; wir riskierten unser Geld, denn diese Autoren schrieben viele Bände, und wir brachten alle. Wir sammelten sie später, erwogen billigere, schufen schönere Ausgaben, wir verfrachteten diese Blöcke deutschen Geistes nach dem Auslande: unsere Ar-

beit war national. Darum fordern wir von der Nation unsern Lohn!

Das hieße doch wie ein Römer gesprochen! Dagegen würden wir andern die sozialen Gründe halten, die seit Monaten wiederholt werden; aber wir würden das Problem nach der Wahrheit aufgerollt, abgehandelt, durchstritten haben. So haben Autoren jener Gruppe mir offen ihre persönlichen Gründe kundgetan. Andre, Autoren und auch einige tapfere Verleger, haben ihr persönliches Interesse dem Geist der Epoche untergeordnet und für die dreißig Jahre gesprochen. Uns interessieren die Bilanzen der genannten vier Verleger ebenso wenig wie die der Erben Bismarck, Fontane, Meyer, Nietzsche, obwohl Nietzsches Schwester soviel für das Werk getan hat, wie Bismarcks Erben verabsäumt haben; uns würden allein diese Fälle genügen, um eine etwa fünfzigjährige Schutzfrist durch eine Lex Nietzsche um zwanzig Jahre zu verkürzen.

Mögen die, die heute Tees abhalten, um Stimmung zu machen, statt dessen ihre Sorgenkinder beim Namen nennen, zumal ganz Europa diese Namen kennt.

Emil Ludwig

Peter Panters Pyrenäenbuch

Es gibt eine romanische Philologie, Sektion Frankreich, und die Verwalter dieses Fachs sind ernste Männer, die sich vornehmlich darauf beschränken, die Deutschheit der erkorenen Untersuchungsobjekte nachzuweisen. Und es gibt deutsche Baedeckerpariser, die sich beim Verlassen eines salon de beauté als Cosmopoliten dünken und ihr trautes Weib daheim als eine Naturverirrung betrachten. Es gibt ... Aber es soll hier nicht weiter aufgereiht werden, denn darzulegen, wie Deutsche auf Frankreich reagieren, würde zu einer Historie der deutschen Seele werden.

Peter Panter aber ist in die französische Provinz gezogen. Der gütigste Panter, der jemals suchend unter die Menschen ging. Kein Schriftsteller, der Eindrücke wildert, kein Erlebnisjäger à tout prix, der so lange sucht, bis grade beim Kapitelschluß Stimme und Syntax ergriffen bibbern. So seltsam es klingt: dies Buch von einer Reise durch Baskenland zeigt einen Lernenden.

Das Buch liegt jetzt vor. Der Verlag der Schmiede hat es liebevoll ausgestattet, aber für mein Gefühl etwas zu schwer, zu gewichtig. Es ist ein seltsames Buch, so ganz persönlich und apart geschrieben, wie man heute nicht mehr schreibt, wo der kleinste Krauter kollektivistisch tut und sich als Diktaphon der Massenseele gebärdet. Hier hat ein Einzelner Augen und Ohren gebraucht. Ein Einzelner. Man liebt ihn, nicht weil er Andorra und Lourdes, Gebirgsfahrten und Stierkämpfe, Kathedralen und Toulouse-Lautrec so unerhört eindringlich schildert, sondern weil das Alles der Anlaß war, daß sich hier ein virtuoser Beherrscher des kleinen Formats zum ersten Mal als gesammelte Persönlichkeit zeigt. Weil er den Mut hatte, unterzutauchen als Observator der tausend kleinen Dinge, deshalb treten Die jetzt, nach abgeschlossener Arbeit zurück, und der Mensch steht im Vordergrund, den er nicht gesucht hat. Die Pyrenäen haben Peter Panter entdeckt. Nicht umgekehrt.

Gelegentlich mischt sich des Autors nähere Verwandtschaft ein. Ein Tiger knurrt drohend im Dschungel. Aus einer zeitweilig unkontrollierten Ecke zischt Ignaz Wrobel plötzlich antimilitaristische Invektiven, doch Panters Geschäftsführung ist straff genug, um die Zwischenrufer schnell verstummen zu machen.

Das vermerkt der kritische Freund hiermit als gewissenhafter Buchbesprecher. Aber ein Wunsch bleibt doch: man möchte euch Alle einmal zusammen unter einem Buchdeckel sehen, samt Kaspar Hauser, dem so rar gewordenen schüchternen Waisenknaben, und K. T., dem legendären Wandrer von Rheinsberg.

Das müßte ein lustiges Symposion werden ...

Lucius Schierling

Mordweih

Je weiter wir vom Fronterlebnis wegkommen, desto liebenswürdiger wird der Krieg schon wieder. Man baut Ehrenmale. Man weiht sie mit übeln Sprüchen ein. Und man denkt mit verschleierter Sehnsucht der Heldenzeit, wo das Menschenmaterial regimenterweise auf den Feldern einer recht teuern Ehre in Fetzen krepieren durfte.

Der Schrei gegen die Schande des Mordens ist in allen bürgerlichen Kreisen längst wieder verboten. Pazifismus, auch jener milde, der bloßen Moralisten, ist in Gesellschaft nicht zu tragen. Wer sich nicht erschießen läßt, wird erschossen.

Es ist traurig genug, daß der Friedenskampf in der Hand baumwollner Pazifisten bleibt. Denn Aktivisten sind bei den Aktionären des Friedens in Deutschland wie anderswo verdammt unbeliebt. Und der landläufige Pazifist ist ein gutmütiger Schlappier, vor dessen Gesicht man Militarist werden könnte.

Gewiß: einige Legionen sozialistischer Jugend sind frei und stark genug zum jungen, heldischen Pazifismus. Aber Das ist zu wenig. Die Massen sind wurschtig, warten ab bis zur nächsten Metzelei. Sie haben ja auch andre Sorgen. Nähere? Nun, ihr ganzes Leid ist aus dem einen Punkte zu kurieren: ohne die sozialistische Revolution wird für sie hier und da und dort und überhaupt nichts besser. Aber für die Massen: wo wäre da Einigkeit, Kraft, Schwung, Leidenschaft? Und wie gewinnt man sie? Am ehesten noch durch Sammlung.

Der Kampf gegen den Kolonialraub, gegen den Giftkrieg der Imperialisten sind solche gemeinsamen proletarischen Angelegenheiten. Sie entbrennen an gleicher Not und Wut jedes ausgeplünderten, mordgeweihten Arbeitsmenschen. Aber wie macht man Das den Stumpfen, Tauben, der großen Opfermasse klar? Durch Aufsätze, Theorien, Bücher? Durch Reden? Einzelpropaganda? Das ist Alles zu farblos, leblos, kalt. Es müßte eine richtige sozialistische Bildpropaganda geben, etwa wie sie die ‚Arbeiter-Illustrierte' vorbildlich treibt, und es müßte für Volksbühnen Kampfstücke geben, worin die ganze Lehre Leben wäre: etwas Warmes, Erlittnes, Wirkliches.

Etwas von der Art gibt es, ein Volksdrama aus der Revolutionszeit, das jetzt bei I. H. W. Dietz in Berlin erschienen ist: Arthur Dreys ‚Mordweih'. Vieles darin ist, künstlerisch genommen, Krampf und Fieber. Das Ganze — selbst nach den ‚Letzten Tagen der Menschheit' — ein derbes, deutliches Werk großartigster Satire. Man bringe dieses Stück vor die Massen, und zehn Friedenskongresse werden überflüssig sein.

Alfons Steiniger

Das warme Wohlwollen

Die des Betrugsversuchs Angeklagte ist die Frau eines arbeitslosen — seit einem Jahr arbeitslosen — Bäckers und die Mutter eines neunjährigen Mädchens, das an Knochentuberkulose leidet. Die Frau ist — kaum dreißigjährig — verwelkt. Ihre Tage heißen Sorge; es ist da nur ein einziger Sonnenstrahl: das Kind. Die Sorge um das Kind ist das Glück.

Richter: Sie geben also zu, den Versuch gemacht zu haben, die Straßenbahn um das Fahrgeld zu betrügen?

Angeklagte: Das Kind sollte doch nicht laufen, und ich hatte nur noch zwanzig Pfennige im Portemonnaie.

Richter: Der Schaffner hat aber beobachtet, daß Ihnen ein Herr, der mitfuhr, einen Geldschein zusteckte. Wie war es damit?

Angeklagte: Der Herr hat mich gefragt, was dem Kind fehlt, und dann hat er mir...

Richter: Nun, sagen Sie uns, wieviel hat er Ihnen gegeben?

Angeklagte: Fünf Mark.

Richter: Da hätten Sie doch das Fahrgeld bezahlen können und hätten es nicht nötig gehabt, den Betrugsversuch zu machen.

Angeklagte: Ich wollte das Geld weglegen, weil das Kind fort sollte und Wäsche brauchte.

Richter: Es geht Ihnen gewiß nicht gut. Aber Sie wußten doch, daß das, was Sie getan haben, strafbar ist.

Angeklagte: Ja, ich wußte es.

Der Richter sieht die Verwelkte mit einem Blick an, der sie fast erröten läßt. Sie spürt, daß sie ihm leid tut. Und Teilnahme kennt sie ebensowenig, wie sie die Freude kennt.

Das Urteil lautet auf eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten mit Bewährungsfrist.

Die Angeklagte versteht nicht recht. Sie zuckt zusammen, als sie hört: Gefängnis, und wartet darauf, daß sie nun abgeführt wird. Es wird ihr erklärt, daß sie gehen könne. Sie faßt das nicht recht, daß man bestraft wird und von der Strafe nichts merkt. So geht sie, wunderlich berührt von solcher Rechtspflege, die wie ein warmes Wohlwollen ist.

Gerichtssaalbericht

Die königlichen Provinztheater

Von drei Theatern, die der König von Preußen in der Provinz hielt, werden zwei, das Wiesbadener und das Kasseler, auf Staatskosten geführt, das dritte, in Hannover, ist städtisch geworden. Sein Aufschwung (in der Oper unter Krasselt und Winkelmann) datiert von dem Tag, an dem der Magistrat, nun Eigentümer des Hauses, den Betrieb übernommen hat.

Das Theater in Wiesbaden, 1894 von der Stadt erbaut, war Wilhelms Lieblingsspielzeug. In Berlin fühlte er sich von der hauptstädtischen Kritik bewacht und wurde von einem Publikum kontrolliert, das die führenden Privatbühnen zu höchsten Ansprüchen erzogen. Aber Badegäste sind ungefährliche Theaterbesucher; in der Provinzstadt durfte der kaiserliche Geschmack sich austoben. Die Verwüstung, die er angerichtet hat, hält als ruhmvolle Überlieferung vor, so etwas halten wir hoch; der Schloßherr von Homburg wird zufrieden sein.

Kassel lag ihm weniger am Herzen. Hier hilft man sich mit einer juristischen Konstruktion; hier hätten, 1866, die Hohenzollern sich verpflichtet, das alte Rokoko-Theater der hessischen Kurfürsten königlich zu betreuen — und diese schöne Siegerpflicht, dauerhafter als das Gebäude, das 1909 durch ein neues Haus ersetzt wurde, bindet, ohne Zweifel auf ewige Zeiten, den heutigen Staat, der das Grundstück geerbt hat. Eine „staatsrechtliche" Verpflichtung?

Nichts verbindet die preußische Gegenwart mit der Vergangenheit dieser einstigen Hoftheater, nichts mit diesem Rest historischer Zufälligkeit, als eine dynastische Tradition, die uns nichts angeht. Der Staat hat kein berechtigtes Interesse, sich mit dem Theaterluxus verflossener Fürstenherrlichkeit zu belasten, dessengleichen Städten wie Wiesbaden und Kassel — zwei beliebigen Städten im Land — keineswegs zukommt, oder sie mögen ihn auf eigne Rechnung treiben. Jeder Stadt das Theater, das ihren Verhältnissen entspricht: an diesem Grundsatz (der, wie jeder Grundsatz, Ausnahmen verträgt) wird unsre Kultur nicht zugrundegehen. Daß der Theaterbetrieb mehr Geld verschlingt, als der Kreis seiner Interessenten dafür aufbringt: das ist ein deutscher Brauch, wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung.

Gebietet zur Stunde in der Tat ein „höheres", nämlich politisches Interesse, in Wiesbaden, ungeachtet der Nähe von Frankfurt, dem besetzten Gebiet ein repräsentatives Theaterzentrum zu schaffen (oder zu erhalten) — aber dann ist es nicht Preußens Sache, sondern Aufgabe des Reichs, die finanzielle Basis zu sichern; des Reichs, das vor kurzem auf Grund gleichartiger Erwägungen in Breslau und in Königsberg nachgeholfen hat. Die theaterkulturellen Interessen Preußens werden summarisch in der „Preußischen Landesbühne" zusammengefaßt. Wenn die 900 000 Mark, die im ministeriellen Haushalt „für Zwecke der

Landesbühnenorganisation unter vorzugsweiser Berücksichtigung der Grenzgebiete" eingesetzt sind, nun wirklich, wie beabsichtigt, auf anderthalb Millionen erhöht werden — anderthalb Millionen für die Theaternöte des ganzen Landes —, so ist das gerade um eine Viertelmillion mehr, als, angeblich, der jährliche Zuschuß für Kassel und Wiesbaden beträgt.

Dem Gebieter der berliner „königlichen Schauspiele" waren seine Provinzbühnen als Hinterland von vielfältigem Nutzen: zur Strafversetzung mißliebiger, zur Versorgung verdienter, das heißt unbrauchbarer, zur Erziehung brauchbarer Theateruntertanen. Die preußische Obrigkeit wird wissen, warum sie die teuren Filialen im Land nicht aufgibt. Dieser Theaterstaat im Staat (Sitz der Regierung: Unter den Linden 4) wird uns noch viel Freude bereiten.

Klaus Pringsheim

Die Zehnpfennigmarke spricht

Am 20. September 1736 schrieb Kronprinz Friedrich an einen Leutnant von Kleist, der sich bemühen soll, für den König ein paar lange Kerle zu bekommen. Der Brief wird demnächst bei Henrici versteigert werden.

Gebe er sich rechte mühe umb die drei Heiducken, es ist dem König drum gelegen und ist es doch keine bagatelle, daß des Grafen sein Sohn Johanniter-Ritter wird und der geheiratete Rath eine Präbende kriegt. Davor müssen sie ins Becken spucken. Mein Porträt allenfalls oder der gleichen Hundsföttereien kann er versprechen.

Friderich

Toilette im Reichsgericht

Im ersten Stock des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig, neben dem großen Saal, in dem Herr Niedner zuweilen thront, kommt man durch eine reichgeschnitzte Tür in das Lokal für Herren. Es ist ein weiter ausgekachelter Raum mit Marmorplatten reich verziert und hohen Fenstern darin. Schwere Samtvorhänge verdecken die Eingänge und steigen bis zur Decke hoch da oben. In die Mitte des Raumes ist, von der Decke herab, ein wuchtiger schmiedeeiserner Kronleuchter gehängt. Feierliche Stille herrscht hier und der Wandrer, der sich beklommen wieder wegwärts wendet, wird zur höchsten Eile angespornt durch ein Plakat, das von der Tür her sagt:

> Der ständige Aufenthalt in diesem Raum, auch während der Verhandlungspausen, ist streng verboten.

Eine Bubenhand hat aus dem ständigen Aufenthalt mit Hilfe eines Blaustiftes einen „unanständigen" gemacht

Aus einem masochistischen Roman

„Sobald die Lady nackt ist, schleift ihr Gatte sie zu einem Fauteuil, auf den sie sich hinknien muß, worauf der Lord ihren Oberkörper und ihre Arme an die Lehne des Fauteuils fesselt, natürlich standesgemäß mit seidenen Stricken."

Die bayrische Seele

„Die berühmte Aufforderung zum Tanz an den Trompeter sprach Ulmer voll aus. Der unwillkürliche Beifall des Hauses bekam dadurch den intimen Reiz einer besondern innerbayrischen Angelegenheit".

Aus einer „Götz"-Kritik der Münchener Neuesten Nachrichten

Völkisches Weekend

Darüber kann unter volksverantwortlichen deutschen Studenten kein Zweifel bestehen: ein langes Wochenende der Arbeiter im städtischen Wirtshaus bei Alkohol und lockeren Gesprächen ist schädlicher als der härteste Arbeitsfron bis in die sinkende Sonnabendnacht.

Student in Berlin

Antworten

Dr. Josef Räuscher. Zu M. Felix Mendelssohns Artikel „Der unpolitische Rundfunk" in Nr. 13 der ‚Weltbühne' schreiben Sie uns als redaktioneller Leiter des Drahtlosen Dienstes A.-G., der den Rundfunk mit politischen Nachrichten versorgt: „Wir entnehmen unser Rohmaterial so ziemlich allen überhaupt zugänglichen Nachrichtenquellen. Die Stoffmenge entspricht also der einer großen Zeitung. Da wir aufs peinlichste aussondern und umstilisieren müssen, um das Material quantitativ und qualitiv rundfunktauglich zu machen, so verursacht eine so gekürzte, dabei für den Hörer, der keine hinweisenden Titel zu lesen bekommt, restlos geklärte und gleichzeitig ohr-sinnfällig gestaltete Nachricht von 12 Zeilen gelegentlich die Arbeit von einer Stunde. Die 30 Minuten täglicher „Bekanntgabe neuester Tagesnachrichten" an die Rundfunkhörer sind also kein Argument gegen die Existenzberechtigung und heutige Organisation unseres Unternehmens. Alle bisher besprochenen Angaben des Artikels werden aber durch die Tatsache in den Schatten gestellt, daß der Verfasser unmöglich unsern Dienst wirklich kennen gelernt oder auch nur mit einiger Regelmäßigkeit flüchtig verfolgt haben kann. Denn der Verfasser des Artikels behauptet, die Rundfunkhörer hätten über die Kämpfe in China „so gut wie nichts erfahren". Nun haben wir seit Anfang Dezember, seit die Redaktion unter meiner Leitung arbeitet, wohl in jedem der drei täglichen Gespräche mindestens eine, manchmal auch mehrere Meldungen über China gebracht... Am 5. April d. J. erst hat mir eine Rundfunkgesellschaft mitgeteilt, daß die Nachrichten über China ihr zu häufig und zu ausführlich seien. Über Empfänge bei den höchsten Reichsstellen berichten wir nicht anders als sämtliche Zeitungen." M. Felix Mendelssohn, an den wir uns gewandt haben, antwortet uns dazu: „Der Zuhörer ist gar nicht in der Lage festzustellen, ob die tendenziöse Darbietung der Pressenachrichten auf das Konto der ‚Dradag' oder der einzelnen Sender kommt. Denn die in dem Artikel angeführte Bestimmung aus den vom Reich erlassenen Richtlinien besagt: „Die Sender sind verpflichtet, nur die von dieser Gesellschaft gelieferten Nachrichten zu bringen; es ist ihnen jedoch überlassen, wieviel sie davon mitteilen wollen." Dadurch ist es auch der Nachrichtenstelle gar nicht möglich, einen Einfluß auf die Art der Berichterstattung auszuüben. Soll hier über diese unbestreitbare Tatsache hinaus etwa wieder mit dem monströsen Schlagwort der „Neutralität" operiert werden... Der Nachrichtendienst über die weltgeschichtlichen Vorgänge in Ostasien ist so dürftig, daß sich der Hörer kein Bild von ihnen machen kann. Die Grundtendenz, Erfolge der von den kapitalistischen westeuropäischen Großmächten bezahlten Truppen hervorzuheben, ist deutlich ersichtlich. Daß ein deutscher Sender sich über die Häufigkeit der Meldungen aus China beschwerte, ist nur eine Bestätigung dieser Feststellung."

Weltbühnen-Leser in Darmstadt treffen sich am 1. Juni d. J., abends 8.15 Uhr, bei Zucker, Bleichstraße 11.

Weltbühnen-Leser in Frankfurt a. Main, Darmstadt, Wiesbaden, Mainz und Umgebung mögen sich für einen Zusammenschluß an Rudolf Feistmann, Frankfurt a. Main, Adlerflychtstr. 17, wenden.

Magdeburger. Ihr macht eine Theater-Ausstellung? — Aber warum nicht eine Justiz-Ausstellung!

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Der Kieler Parteitag von Carl v. Ossietzky

Am Rande der Stadt, wo auf kümmerlichem Grün die kleinen Leute ihre Sommerhäuschen errichtet haben, sieht man ein rotes Fähnchen nach dem andern. Das Fahnentuch sagt nicht aus, ob Kommunist oder Sozialdemokrat; Rot ist die Farbe Beider. Und wollte man in die Lauben gehen und mit den Leuten reden, man würde das Gleiche hören: Klagen über schlechte Zeiten, Hungerlöhne, Unternehmerwillkür, — über Ohnmacht der Partei und schwache Führung.

Die gleichen Klagen überall. Denn überall die gleichen politischen und sozialen Tatsachen. Man muß in die Zeitungen sehen, die auf dem Tisch herumliegen, um zu wissen, welche Partei gemeint ist.

Ja, man muß in die Zeitungen sehen, um zu wissen, welche Partei gemeint ist.

*

Sozialistenkongreß in Kiel. Gerüchte, von bürgerlichen Blättern in großen Überschriften festgehalten, flatterten vorauf: Große Auseinandersetzung zwischen Parteileitung und Opposition bevorstehend. Oder: Absage an den Koalitionsgedanken? Oder: Wird die Sozialdemokratie wieder reine Agitationspartei? Schon der Auftakt belehrte, daß Fama wieder zu eifrig gewesen war. Was sich in Kiel entwickelte, war nicht eine Geistesschlacht oder auch nur ein grimmiges Gerauf zwischen rechter und linker Seite, sondern die obligate Reichsbanner-Festivität mit Musik, Tombola und Republikrettung. Warum fehlen hier Ludwig Haas und Josef Wirth? Warum darf zwischen Otto Braun und Friedrich Stampfer nicht Erich Koch sprechen, um den radikalen Charakter der Assemblée sichtbarer zu machen? Die Berichterstatter der bürgerlichen Blätter wissen bald, was los ist; immer magerer werden die Telegramme, schon vom zweiten Tag an muß man in den tiefsten Kamin der verstecktesten Beilage hinabsteigen, um zu erfahren, daß Die in Kiel noch immer beisammen sind. Welch ein aufregendes Ereignis waren nicht früher die sozialdemokratischen Parteitage. Über viele Spalten zogen sich die Berichte hin. „Rededuell Bebel-Vollmar" — „Kautsky gegen David" — „Ledebour gegen die Revisionisten". Wer hat nicht noch solche Überschriften in Erinnerung, die immer wie Alarmrufe durch die Behäbigkeit der wilhelminischen Ära schrillten? Heute ist der Jahreskongreß der größten Partei eine Begebenheit untergeordneten Grades. Über den preußischen Zentrumstag kürzlich wurde eingehender berichtet; selbst über den Parteitag der Kommunisten. In dieser drittrangigen Behandlung liegt ein tiefes Verstehen. Denn was besagen Reden und Beschlüsse, etwaige Plattformen zur Herstellung der reinen Lehre, Absagen an diese oder jene Koalition? Schließlich macht der Sanhedrin in der Linden-Straße doch, was er will. Aufsässigkeit mehr linksgestimmter Gruppen? Für diese Eventualität ist Hörsings Hauptquartier da,

das Gestellungsbefehle versendet; die Malcontenten werden an die Reichsbannerfront geschickt, Windjacke und Gleichschritt verwischen Gesinnungsdifferenzen; zwischen den Schlachten bimsen die Magdeburger Unterrichtsoffiziere mißvergnügte Rekruten auch politisch. Wie im Kriege ist die Führung anfechtbar, aber der Apparat ausgezeichnet.

Die Gedanken fliegen um fast zwei Jahrzehnte zurück. Ein großer verräucherter Versammlungssaal. Viel tausend Menschen dicht zusammengedrängt. Arbeiter, Arbeiter. Es ist schon heldenhaft, hier in diesem stickigen Pferch stundenlang auszuhalten. Und plötzlich bricht ein Orkan von Begeisterung aus. An der Rampe ist ein kleines gelblich-graues Männchen erschienen, ein gebücktes, kränkliches Männchen mit mächtigem schneeweißem Haarschopf. Der Alte ist schon schwerkrank. Die Ärzte haben ihm Schonung auferlegt; er soll nach Möglichkeit nicht mehr öffentlich reden. Doch wie er zu sprechen beginnt, weicht dieser Eindruck von Hinfälligkeit. Breite ausholende Gesten, helle, jugendlich timbrierende Stimme. Kommandostimme, gewohnt, Hunderttausende in Gleichtakt zu bringen, und die mächtige weiße Tolle weht dazu wie ein Helmbusch. Aber der Alte ist mehr als ein effektsicherer Sprecher, nicht Beredsamkeit trägt ihn: er reitet auf einer Woge von Vertrauen, August Bebel, mehr als ein Abgeordneter und Parteiführer von diktatorischem Gehaben, nein, der eigentliche Erwählte des Volkes, der Präsident einer unsichtbaren deutschen Republik, der Gegenkaiser der Massen gegen Den mit der Bartbinde. Einen Volksdichter hat ihn Friedrich Naumann in einem Nachruf genannt. In der Tat, er spielt auf dem Volk wie auf einem edlen Instrument: er bringt es zum Klingen, er entlockt ihm Liebe und Haß, bittre Seufzer und sternklare Sehnsucht. Plötzlich senkt er die Stimme, sein Gesicht wird ganz böse, er schwingt den Zeigefinger wie einen Bakel: „Man hat euch das Wahlrecht verschlechtert, und ihr habt euch das gefallen lassen!" Und diese dreitausend Männer werden plötzlich zu heruntergeputzten Schulbuben: sie senken die Köpfe, sie schämen sich. Schweigen. Doch da wirft der Alte das Haupt in den Nacken, Jubel bricht fanfarenhaft aus der Stimme: „Das ist eine Scharte, die muß ausgewetzt werden, kann ausgewetzt werden! Ich habe Vertrauen zu euch, daß ihr es tut. Wenn ich wieder in eure Stadt komme, wird alles wieder in Ordnung sein — das weiß ich." Ein einziges leidenschaftliches Ja braust auf wie ein vieltausendstimmiger Fahneneid für die heilige Sache.

Das ist lange her, und historisch betrachtet wirkt es nicht so rauschhaft wie damals als Erlebnis. Einschränkungen melden sich. Auch die Heroenzeit zeigt nachträglich ihre Schwächen. Doch die Erinnerung ist schön. Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder . . .

Es ist im August 1914 niedergegangen.

*

Für die Beurteilung der heutigen Sozialdemokratie muß eine Erkenntnis maßgebend sein, wenn man sich nicht in vage Spekulationen verlaufen will: diese Partei ist durch irgend

welche radikalere Konkurrenz nicht zu schmeißen. Der einstige Elan ist fort, die Struktur geblieben. Ihre Leute sind unzufrieden, aber sie hat sie fest in der Hand. Sie knurren, aber sie fügen sich. Genug ist von der mystischen Aura von einst geblieben, um aktuelle Sünden vergessen zu machen. Über allen Zweifel obsiegt die Hoffnung, daß die Partei einmal wieder wird, was sie war. So behauptet sie sich nicht nur zahlenmäßig, sondern kann auch noch, wie jetzt in Mecklenburg, Fortschritte machen. Der kommunistische Anprall hat sich erschöpft, von dieser Seite droht keine Gefahr mehr. Keine zweite sozialistische Partei wird die Sozialdemokratie mehr ängstigen, nicht von außen her wird sie getrieben werden, der veränderten Zeit entsprechend neue und weiter links gelegene Positionen aufzusuchen. Sie muß den Stachel dazu in sich selber fühlen. Die Mehrzahl der organisierten Genossen sieht wohl, daß die Proprietärsphilosophie der zentralen Leitung, die gute und zweifelhafte Errungenschaften mit gleichem Eifer behütet, hierzu am ungeeignetsten ist, aber diese Mißstimmung verdichtet sich nicht zu Handlungen und verqualmt in ziellosem Ärger.

Man hatte für dies Mal beträchtliche Temperamentsausbrüche in der linken Ecke erwartet. Der Verlauf zeigt, daß es zwar oppositionell gerichtete Gruppen und Personen gibt, aber keine Opposition. In der alten Partei gewann jeder Widerstand von Rechts oder Links sofort ein Gesicht. Bernstein, David, Eisner, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Vollmar — es wäre müßig, weiter aufzuzählen — aber welch eine Fülle von scharfen Profilen! Doch die oppositionellen Regungen von Heute bleiben eben nur Regungen, die gestaltlos herumgeistern und nicht ein tönendes Mundstück finden. Der alleräußerste aller in der Partei nur denkbaren Radikalismen wird von Kurt Rosenfeld vertreten, dem warmherzigen Advokaten und unglücklichen Debatter, der sich in der Erhitzung allemal verheddert und was Andres sagt, als er meint. Da haben es die Genossen Otto Braun und Wels leicht. Keine konkrete, keine zentrale Forderung hat der linke Flügel; niemand kommt über Bekrittelung von Einzelheiten hinaus, und die Weitestlinken versteifen sich nur auf „mehr Marxismus!" oder „mehr Klassenkampf!", ohne zu bedenken, daß man mit so angenehm flexibel gewordenen Begriffen ebenso gut auf die Barrikade steigen wie mit Stresemann frühstücken kann. Dennoch hatte der Parteivorstand mit einem kleinen Sturm gerechnet, umsomehr als . . ., nein, deshalb erschien kurz vor dem Kongreß, pünktlich wie die Grippe bei Temperatursturz, der von kundigen Thebanern lange mit Spannung erwartete Artikel des Genossen Löbe, in dem der bewährte Spezialist für proletarische Gemütstöne sich plötzlich die Kritik der Opposition zu eigen machte und Rückkehr zu den alten Grundsätzen forderte. Man kennt diesen Vorgang nun allmählich: indem Paul Löbe an die Spitze einer Opposition tritt, legalisiert er sie; der Intimus der Zentrale als Fürsprech der Opponenten macht sie hoffähig. Und still versickert die Bewegung irgendwo . . . Mag dieser starre republikanisch-sozialistische Verrina noch so schrecklich

dräuen: im Ernstfall wird er eher selbst ins Wasser springen als den Herzog hineinwerfen.

So bleibt der Opposition sogar versagt, eine Tür aufzustoßen, um einen frischen Luftzug ins Haus zu bringen. Es wird genörgelt, nicht Fraktur gesprochen. Tadel fällt auf den ‚Vorwärts'; niemand sagt, daß der seit langem weder mit Demokratie noch mit Sozialismus etwas zu schaffen hat, sondern das Privatvergnügen des Genossen Stampfer geworden ist, der mit wiener Suffisance über die Tadler hinwegnäselt. „Wir tragen deshalb Tatsachenangaben aus Baldwins Rede nach. Aus ihr erhellt, mit welchem frivolen Leichtsinn die Sowjetunion um ihrer Umsturzpropaganda willen ihre Beziehungen mit England aufs Spiel gesetzt hat und ihrem erklärten imperialistischen Gegner Blößen gegeben hat." Solches ist zu lesen in dem Blatt, das laut Titelkopf Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands ist. Vergebens fahndet man in der ganzen deutschen Presse nach einer zweiten brüllenden Bêtise dieser Art; überall wird in Erkenntnis einer gefahrvoll dunklen Zukunft Neutralität geübt oder wenigstens versucht, die Schuldanteile der beiden streitenden Mächte gerecht abzuwägen; dem sozialdemokratischen Zentralorgan bleibt es vorbehalten, in sturer Parteiverblendung zu den Zelten der britischen Diehards zu laufen.

Solches geschieht im offiziellen Parteimoniteur, während in Kiel noch immer diskutiert wird. „Halten zu Gnaden, das ist zu stark," sagt die Opposition. Sie rügt, sie krittelt, reicht devotest Besserungsvorschläge ein. Niemand ist da, der in spontaner Empörung den Willen von Hunderttausenden exekutiert und dem Genossen Chefredakteur sein Jammerpapier rechts und links um die Ohren schlägt.

*

Nein, diese Partei ist durch nichts zu erschüttern. Jede andre würde bei solchen Anlässen in lichterlohen Brand geraten. Selbst für Stresemanns Nationalliberale bedeuten Bündnis mit den Deutschnationalen und Konkordatsfrage ernste Erregungen. Wenn die Genossen vom Vorstand ihre Leutchen aber so fest am Band halten, daß sie jeden Schritt vom Wege mit der Drohung der Exkommunikation verfolgen, dann möchte man auch wissen: wofür diese Kraftanstrengung, auf einer Linie zu bleiben, die sich seit geraumer Zeit als bedenklich krumm erweist. Denn klar ist doch, daß diese Millionenpartei von keiner Seite die ihrer Stärke zukommende Würdigung erfährt. Sie regiert zwar in Preußen mit, muß dafür aber im Reich in mühevoller Zwiespältigkeit aushalten: sie darf Herrn v. Keudell bekämpfen, muß aber die Außenpolitik des Herrn Stresemann gegen dessen selbstgewählte Bundesbrüder retten. Schlägt sie etwa auf den Tisch, so droht nicht nur das Zentrum mit Kündigung in Preußen, sondern auch Stresemann verkündet feierlichst die Pflicht, den Geist von Locarno vor den brutalen Hufen seiner Alliierten zu schützen. Das ist keine sehr imponierende Haltung für die stärkste Partei: sie ist von der Reichsregierung ausgeschlossen, andrerseits aber mit einem Teil der Verantwortung bepackt. Die Führer haben das Prekäre

dieses Zustandes wohl erkannt und streben deshalb wieder in die Reichsregierung hinein. So wäre sehr wohl Anstoß zu Debatten über Zweck und Nutzen von Koalitionen gegeben und ob sich solche mit den alten Grundsätzen vertragen, und das geschieht ja auch reichlich; aber diese Auseinandersetzungen über die Koalition bleiben akademisch, weil sich gegen früher etwas geändert hat: die Andern wollen nämlich nicht. Sehr blamabel für die stärkste Partei, aber man muß den Tatsachen ins Gesicht sehen. Das Zentrum will nicht, weil es sein Konkordat und seine Schulgesetze endlich haben will; Stresemann darf nicht, weil sonst mindestens die Hälfte seiner Partei davonläuft; die Demokraten aber werden heute schon so angesehen, wie sie nach den nächsten Wahlen höchst wahrscheinlich aussehen werden: man zählt sie nicht mehr mit. Die Unterhaltung über die Eventualitäten kommender Bündnisse mit andern Parteien ist gewiß sehr interessant, aber wozu eigentlich die Umstände? Die Möglichkeit liegt ja gar nicht vor. Doch. Und das ist sehr bedenklich. Wenn das Zentrum erst seine Herzenswünsche verwirklicht hat, kann es sehr leicht wieder seine republikanischen Ideale entdecken und, müde der Strapazen, Herrn Hergt zu domptieren, die unangenehmen Weggenossen wieder nach Hinterpommern und Olympia schicken. O, wenn das Konkordat erst unter Dach ist, wird Josef Wirths Weizen wieder blühen. Der Republikanischen Union steht noch eine große Zukunft bevor. Wenn das Zentrum nichts mehr zu wünschen übrig hat, wird es auch die vergessenen Reize von Weimar wieder entdecken.

Die sozialdemokratischen Führer wehren sich gegen einen Zustand unfruchtbarer Opposition. So nennen sie es. Muß gesagt werden, daß der Begriff deutschen Ursprungs ist? Nur in Deutschland kann wohl Opposition unfruchtbar sein. Die Partei, so verkünden die Führer, darf sich nicht auf Agitation und Verneinung beschränken, sie muß wieder mitregieren. — Das ist nicht neu, und wir kennen es seit einigen Jahren als geläufige Phrase. Die Partei hat sehr oft Glück gehabt, und ganz besondres aber durch die Erkenntnis der Andern, daß man sie eigentlich gar nicht braucht. Sie wäre sonst mit verantwortlich geworden für Alles, was unter den letzten Kabinetten geschehen ist. Oder zweifelt man etwa nach allen Erfahrungen, daß sich nicht auch ein sozialdemokratischer Marx, Köhler oder Külz gefunden hätte?

Die Sozialdemokratie hat unerhörtes Glück gehabt. Wenn es nach ihren Hilferdingen gegangen wäre, läge jetzt ein beträchtlicher Schuldanteil auf ihr. Die Isolierung hat sie davor bewahrt und ihre Zugkraft für die Massen wieder wachsen lassen. Wenn sie Pech hat, wird ein breites, gesättigtes Zentrum im Herbst von neuem finden, daß „die Arbeiterschaft wieder zur Mitverantwortung am Staat herangezogen werden müsse", wie die schöne offizielle Formel bekanntlich lautet. Und wenn die Partei dann Ja sagt, denn der ganze Ehrgeiz der Führer geht doch darauf, sich wieder heranziehen zu lassen — was dann? Soll die größte Partei ihr Wahrzeichen setzen auf den von der klügsten Partei geschaffenen Zustand, einen Zustand, den sie

nicht mehr ändern kann? Eine ärgere Zumutung an ihr Selbstbewußtsein wäre nicht vorstellbar. Mit den Andern regieren zu dürfen, bedeutet noch gar keine Macht. Die beginnt erst da, wo eigner Wille sich gestaltend durchsetzt.

Die Zukunft der Sozialdemokratie liegt nicht in den Koalitionen, sondern in einer fruchtbaren Isolierung, die nur ein Ziel kennt: die Einigung der Arbeiterschaft in einer großen, fest geschlossenen Partei.

*

In Kiel ist davon nicht die Rede gewesen, und auch die Kommunisten taumeln ahnungslos und lärmend durch die deutsche Landschaft, und wenn sie Einheitsfront sagen, meinen sie Spaltung. Die triste Wirklichkeit von Heute ist die unerbittliche Rivalerie von zwei Arbeiterparteien. Jawohl: Arbeiterparteien! Ihre Kämpfe bedeuten die Ohnmacht der Republik, ihr Zänkereien die Omnipotenz der Unternehmerschaft, den Verfall der Sozialpolitik. Bei den Kommunisten ist ungeachtet aller Verbohrtheit und Dogmenseligkeit viel Wirbel und Jugend, bei den Sozialdemokraten noch immer der Kern der Arbeitermassen. Kindlich wäre es, wieder und wieder zu versuchen, die Partei von Außen her zu erschüttern. Die Arbeiter verzweifeln fast an ihr, aber sie bleiben. Die Partei hat sie um einen pfiffigen Fraktionskalkul hundert Mal verkauft. Sie hat Noske, hat die Bürgerkriegsgenerale auf sie losgelassen. Breit und gewichtig wie ein pompöser vollgestopfter Wollsack liegt die Partei mitten im politischen Leben herum. Und doch halten die Massen zu ihr und glauben an sie. Dieses Geschehen muß einen Sinn haben. Mag der Spiritus verflogen sein, die selbstlose Hingebung der Massen hat den Parteikörper intakt gehalten.

Die Zukunft wird lehren: wofür. Denn der heutige Zustand, daß die Partei das Unterfutter für den republikrettenden Mischmasch Reichsbanner liefert, kann nicht Entscheidung und Ausgang sein. Noch sind solche Gedankengänge neu, und eine Propaganda dafür würde bei dem ungeheuren gegenseitigen Mißtrauen eher schädlich als nützlich sein. Aber in beiden Lagern sollte man doch erwägen, ob eine Fortführung des Bruderkriegs in den bisherigen Formen bei der immer wachsenden Wirtschaftsnot und der immer offensiver werdenden Reaktion noch lange möglich ist. Sozialdemokrat und Kommunist führen beide das rote Fahnentuch. Wenn du mit ihnen sprichst, hörst du die gleichen Klagen über Proletarierelend, über die schwache Partei und ihre Führung. Aber du mußt in ihre Zeitungen sehen, um zu wissen, welche Partei gemeint ist.

*

Ein Spottvogel pfeift, daß bei der Kieler Eröffnungszeremonie das Niederländische Dankgebet mit einem neuen Text von Kurt Eisner gesungen werden sollte. Da aber niemand die neuen Worte kannte, so standen sie Alle da, alterprobte Sturmgesellen, und sangen, wie die Stahlhelmer: Wir treten zum Beten ... Es muß über die Maßen erhebend gewesen sein.

Diesen altniederländischen Charakter werden sich die Genossen in Zukunft abgewöhnen müssen.

Kolonialmandate von Lothar Persius

Seit Jahren agitieren die Schwarz-weiß-roten, an der Front die Deutsche Volkspartei, für ein deutsches Kolonialmandat. Sie hatten Glück, fingen sogar manchen Sozialdemokraten in ihr Netz. Gustav Noske ersehnt — in der ‚Kolonialzeitung' — „den Tag, an dem das deutsche Volk sein Wissen und Können auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet zum Segen der Menschheit in den Kolonialgebieten immer wieder nutzbar machen kann"! In Hamburg schlagen die Wogen kolonialer Begeisterung haushoch. Eine Schmach: die militärische Seite ward in den Vordergrund geschoben; Kolonialwochen, mit Schaustücken, in denen Maschinengewehre und andre Mordinstrumente die Hauptrolle spielen, wurden abgehalten, statt — grade in Hamburg, wo hanseatisch-kaufmännische Kräfte es waren, die früher Pionierarbeit leisteten — die wirtschaftlichen und kulturellen Taten hervorzuheben.

Vornweg bemerkt: Deutschland ist selbstverständlich berechtigt, ein Kolonialmandat zu verlangen. Die Begründung, uns eins vorzuenthalten, wir wären nicht imstande, die Eingeborenen zu behandeln, klingt aus dem Munde gewisser andrer Völker — eigenartig. Aber es handelt sich nicht um eine Rechtsfrage, sondern um eine Verstandesfrage. Ist es aus politischen und wirtschaftlichen Gründen klug, sich um ein Mandat zu bewerben?

Da unsrer Regierung bisher die Frage der Rheinlandräumung wichtiger schien als ein Mandat in der Sahara, verhallte der koloniale Schrei ungehört. Daß sich Stresemann nun aber hat endlich erweichen lassen, erfährt das deutsche Volk nicht etwa durch seine Regierung, sondern aus dem englischen Unterhaus! Chamberlain beantwortete eine Anfrage, wie die Regierung sich zu dem Wunsche Deutschlands verhalte, Mitglied der Mandatskommission des Völkerbundes zu werden: „Ich bin davon unterrichtet, daß die deutsche Regierung die Absicht hat, diese Frage während der Junisession des Völkerbundes anzuschneiden."

Der Schritt von so weittragenden Folgen, zu dem Stresemann jetzt — ohne vorher aus durchsichtigen Gründen dem Reichstag Kenntnis zu geben — von den Schwarz-weiß-roten gedrängt wird, besagt, auch wenn es vorläufig nur um die Mitgliedschaft der Mandatskommission geht, daß Deutschland demnächst Anspruch auf Kolonien erheben will.

Wenn einmal bei uns für eine kurze Spanne Zeit keine Torheit begangen wurde, darf man sicher sein, daß dann als Frucht der löblichen Enthaltsamkeit eine ganz monströse geboren wird. Soll die kümmerliche Decke des Locarnogeistes mit einer so aufreizenden Belastung gesprengt werden, wie es die Kolonialfrage ist? Nur unübertreffbare Tolpatschigkeit wird vom Völkerbund die Zurückgabe unsrer früheren Kolonien verlangen, heute, wo alle politischen und wirtschaftlichen Gründe dagegen sprechen. Der Traum der Schwarz-weiß-roten geht nicht so weit zu glauben, daß China Kiautschou, die Südafrikanische Union unser altes Südwestafrika herausgeben würden, aber es wird gehofft, daß die mittelafrikanischen Ge-

biete, also die wertvollsten, das heißt: Ostafrika, Kamerun und Togo, uns von den nunmehrigen Besitzern England und Frankreich überlassen werden würden. Demgegenüber ist an die Worte zu erinnern, die der britische Kolonialsekretär Amery im Unterhaus sprach: „Alle ostafrikanischen Gebiete Englands müssen zu einem großen einheitlichen Gebiet vereinigt werden. Die Bevölkerung Ostafrikas braucht nicht zu fürchten, daß das früher deutsche Gebiet je wieder abgetreten wird. Das Mandat über das ehemalige Deutschostafrika ist ein Recht Englands aus dem Vertrag von Versailles, es bedeutet nicht etwa einen vorübergehenden Besitz." Die ‚Times' schrieb dazu: „Die vernünftigen Deutschen sehen jeden Versuch, die früheren deutschen Kolonien wiederzugewinnen, als durchaus unpraktische Politik an." Neuerdings, am 12. Mai, äußerte der Generalgouverneur von Südafrika Carl Buxton gelegentlich der britischen Kolonialkonferenz in London: „Es ist ganz undenkbar, daß wir jemals zulassen, daß Tanganjika und Deutsch-Südwestafrika zu ihrer Vorkriegsstellung zurückkehren." Und bezüglich der Erwartung, Frankreich könne uns Kamerun und Togo aushändigen, ist empfehlenswert, die Broschüre des Captain Sorb zu lesen. Es heißt da: „Frankreich muß darauf bedacht sein, seinen afrikanischen Besitz, der dicht vor seiner Haustür liegt, fest in der Hand zu halten. Nie ist daran zu denken, daß wir Kamerun und Togo den Deutschen überlassen würden. Wollen die Deutschen durchaus Kolonien, so mögen sie uns z. B. Indo-China abkaufen. Dort machen uns die Eingeborenen das Leben so sauer, daß wir bald von dannen ziehen müssen."

Stresemann könnte also das Pech haben, daß ihm ein Kolonialmandat angedreht wird, selbstverständlich eines, das die andern Staaten loswerden wollen. ‚Manchester Guardian' erzählt ein Witzwort Briands: „O, mein lieber Stresemann, Sie wünschen Kolonien? Aber mit größtem Vergnügen, wir überlassen Ihnen Marokko und Syrien spottbillig." Des Captain Sorb Hinweis auf Indo-China zeigt die Gefahren auf, denen alle Völker ausgesetzt sind, die Kolonien besitzen. Darf man über die Freiheitsbestrebungen der Ägypter, der Inder, über die Bemühungen Chinas, volle Souveränität zu erlangen, über die aktive Politik, die der Islam in Afrika unter den Negern treibt, mit kühlem Lächeln hinweggleiten? Nur Leichtsinn verweist das gewaltige unsichtbare System, das von Bagdad nach China und von Mekka bis zum Atlantischen Ozean reicht, ins Land der Fabel. Die Herrschaft der weißen Rasse in den Kolonien ist nicht mehr unbestritten, wohl dem also, der seine Hände nicht in dem kolonialen Topf hat. Würde Deutschland ein Kolonialmandat erhalten, so würde es in die Reihe der Mächte eintreten, die gegenüber den unterdrückten Völkern der Welt durch eine Solidarität der Interessen verbunden sind. Es würde den Haß dieser Völker gegen ihre Unterdrücker mit zu erdulden haben. Hiermit wäre der sehnliche Wunsch Chamberlains erfüllt und der großbritannische Orden des blauen Hosenbandes — „Honni soit qui mal y pense!" — wäre Stresemann sicher.

Die Schwarz-weiß-roten sagen: wir brauchen Kolonien

1.) um unsern Bevölkerungsüberschuß unterzubringen, 2.) um Absatzgebiete für unsre industriellen Erzeugnisse zu gewinnen, und 3.) um billige Rohstoffe und Lebensmittel zu erhalten. Sie behaupten, die beste Ansiedlungsmöglichkeit gäben unsre frühern mittelafrikanischen Kolonien. Warum hatten sich aber vor dem Kriege so wenige Deutsche dort angesiedelt, einen angeblichen Bevölkerungsüberschuß hatten wir doch schon stets? Die drei Kolonien, Ostafrika, Kamerun und Togo beherbergten 1913 zusammen 7575 Weiße; Deutsch-Ostafrika 5336; hiervon waren Deutsche 4107. Von den männlichen waren 551 Regierungsbeamte, 136 Schutztruppler, 498 Geistliche, Missionare, und nur 82 Ansiedler, wie Pflanzer, Farmer. Die Abneigung, in unsere Kolonien auszuwandern, bestand von Beginn an. Der Deutsche wollte dem heimatlichen Militarismus und Bürokratismus entrinnen, bedankte sich dafür, ihm dort draußen wieder zu begegnen und ging lieber nach Amerika. Ferner sprach gegen die Ansiedlung der Mangel an eingeborenen Arbeitern, auf deren Hilfeleistung der Europäer nicht verzichten mag. Die einheimische Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas — ein Gebiet, das doppelt so groß wie Deutschland ist! — belief sich 1913 auf sieben Millionen und 659 900 Köpfe. Von ihr kamen für die Arbeit bei Europäern eine Million und 40 000 in Betracht. Das genügte schon damals nicht, um die Ansprüche der Farmer zu befriedigen, und seitdem haben sich die Verhältnisse verschlechtert.

ad 2: Unsre Kolonien sollen Absatzgebiete für die Industrie bieten. Die deutsche Ausfuhr nach Ostafrika betrug 1913, was Gebrauchsgegenstände für Europäer angeht, dem Wert nach 4,4 Millionen Mark, nach Kamerun 1,4 und nach Togo ½ Million Mark. Sie war also lächerlich gering. Der Wert der Gesamtausfuhr Deutschlands belief sich 1913 auf 10 Milliarden 97 Millionen. Ebenso wars mit der Ausfuhr aus den Kolonien bestellt. Deutschostafrika führte 1913 Produkte im Wert von 31,5 Millionen Mark aus, davon erhielt Deutschland für 17,8 Millionen. Unsre Gesamteinfuhr betrug an Wert 1913 10 Milliarden 769 Millionen Mark. Mit Ausnahme von Togo benötigten unsre Kolonien erhebliche Zuschüsse vom Reich. Wenn wir wieder Kolonien bekämen, müßten wir uns darauf gefaßt machen, daß sie uns eine gigantische Stange Geld kosten würden, nicht nur für die Schutztruppe — um die Eingeborenen im Zaum zu halten! — und für den Beamtenapparat, auch für die Vergrößerung der Flotte, die dann nötig wäre!

Wie die politischen Verhältnisse heute liegen, kann uns unter Umständen in absehbarer Zeit ein Mandat übertragen werden. Welcher Art es ist? In jedem Fall wird Der, der nicht meint, daß wir Geld im Überfluß haben, nicht meint, daß unser Volk bald wieder ein Stahlbad nötig hat, dagegen stimmen. Er wird sich der Worte Bismarcks erinnern: „Kolonien sind als Versorgungsposten gut. Es ist schwer zu rechtfertigen, die ganze Nation zum Vorteil einzelner Handels- und Gewerbezweige zu erheblichen Steuerleistungen heranzuziehen. Kolonien wären für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die kein Hemd haben."

Bessarabien von Elias Hurwicz

Eins der vielen Elsaß-Lothringen des neuen Europa hat Coudenhove-Calergi einmal Bessarabien genannt. Sicher mit Recht. Allein das Problem hat neuerdings die durch den obigen Ausspruch gekennzeichnete Bedeutung noch überstiegen. Italienisch-albanischer Vertrag — Ratifizierung des Bessarabien-Protokolls durch Italien — italienisch-südslavische Spannung und europäische Kriegsgefahr, das ist die Kette der neuesten Entwicklung, die dem bereits im Weltkriege bewährten Geschäftssinn der Rumänen neue Früchte eingetragen hat; wobei es jedoch für die diplomatische Geschicklichkeit Mussolinis sehr wenig spricht, daß er beinahe am nächsten Tage nach der Herstellung des Mittelgliedes jener Kette — des wichtigsten, weil es die Einkreisung Jugoslaviens bedeutet — bereits mit Alarmgerüchten über Kriegsrüstungen Belgrads hervortrat ... Das Problem hat aber noch in zweiter Hinsicht eine von dem klassischen Elsaß-Lothringen abweichende Bedeutung im Rahmen des heutigen Europa: während jenes immerhin die Konstellation der Mächte im großen ganzen unverändert ließ, vollzog sich durch den bessarabischen Kaufpreis für die „Königstreue" Rumäniens vor unsern Augen binnen weniger Jahre eine Umstellung der daran beteiligten Staaten. Daß Frankreich das Entente-Protokoll über Bessarabien (vom 28. Oktober 1920) allerdings nach langer Pause (England hatte es bereits am 14. April 1922 ratifiziert), aber grade am Vorabend der russisch-rumänischen „Verständigungskonferenz" (in Wien), und zwar am 15. März 1924 ratifizierte, erbitterte die gesamte russische Öffentlichkeit, von der ‚Prawda' bis zu den entente-freundlichen ‚Dni' Kerenskys. „Das rumänische Volk", schrieb, Vittorul, „wird nach Gebühr diesen neuen Freundschaftsbeweis des französischen Volkes (?) schätzen, das nach wie vor die rumänischen Interessen vertritt." Daß bei einer solchen Rückenstärkung nichts aus der Verständigung mit Sowjetrußland wurde, das seinen Willen zur völkerrechtlichen Loyalität in der Bessarabien-Frage durch den Vorschlag eines Plebiszits daselbst deutlich kundgab, ist klar. Aber wir haben noch ein weitres erlebt. Im Herbste 1926 schloß Frankreich einen direkten Freundschaftsvertrag mit Rumänien, „in Ergänzung der analogen Verträge mit Polen und Jugoslawien", wie es damals amtlich hieß. Und nun quae mutatio rerum! Heute ist Rumänien zum Satelliten Italiens geworden, mit dem Frankreichs Beziehungen bekanntlich nicht grade die besten sind, und Frankreich muß Jugoslawien in dem es seitens Italien und Rumäniens umgarnenden Netz beispringen. Der cauchemar des coalitions des neuen Europa, heraufbeschworen durch Herrn Mussolini, ist fertig.

Doch für die Heraufbeschwörung dieses Gespenstes haben sich auch jene Machthaber, die dieses neue Europa nach ihren Grundsätzen geschaffen haben, bei sich selbst zu bedanken. Unter diesen Schöpfungen bleibt Rumänien ein enfant terrible. Es verkörpert in seinem Regierungssystem, seiner Verwaltung, seiner Herrschaft der „siguranza", seine-

aggressiven Nationalismus und Chauvinismus die schlimmsten Errungenschaften des Vorkriegseuropa. Und das leidenreichste Objekt all dieser Betätigungen ist Bessarabien. Während Polen wenigstens — ob statistisch genau oder ungenau, ist eine andre Frage — die Zahl seiner Minderheiten angibt, verschweigt „Groß-Rumänien" (auch hier der bewährte Geschäftssinn) einfach die Existenz der annektierten Russen auf seinem Territorium. Es gibt an (so im „Projectul de lege pentru Unificare Administrativa", Bucuresti 1925): Rumänen 74,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, Ungarn 8,4 Prozent, Juden 5 Prozent, Deutsche 4,3 Prozent, Ukrainer 3,3 Prozent, Bulgaren, Türken und Tataren 2,5 Prozent, andre Nationalitäten 2,1 Prozent (Summa = 100 Prozent). Die russische Bevölkerung, die nach nichtamtlichen Quellen in Bessarabien 750 000 Seelen, das heißt 28 Prozent der gesamten Bevölkerung Bessarabiens bzw. 4,4 Prozent der Gesamtbevölkerung Rumäniens beträgt, ist also einfach unterschlagen. Sie ist unter die „Ukrainer" und „andre Nationalitäten" verschoben und verborgen. Die offizielle rumänische Version leugnet überhaupt das Dasein von Russen in Bessarabien! Es gebe dort nur „russifizierte" Bulgaren, Griechen und Juden. Aber die Ausrottung des Russentums geschieht nicht nur auf dem Papier. Die Rumanisierung der Schule schreitet in Bessarabien mit Riesenschritten vorwärts. 1914 gab es hier, obwohl das russische Gesetz es erlaubt, nicht eine einzige rumänische Privatschule, 1920—21 aber schon 1233 Schulen mit rumänischer Unterrichtssprache. Die Unterdrückung des russischen Schulwesens, so kalkulieren wohl die rumänischen Machthaber, widerspricht zwar den von Rumänien übernommenen Verpflichtungen zum Schutze der Minderheiten, namentlich auch in Bessarabien (siehe das Bessarabische Protokoll vom 26. Oktober 1920), aber sie löst doch radikal die russische Frage: übermorgen wird man in Bessarabien kaum noch russische Laute vernehmen.

Gewiß, die russische Bildung stirbt schon heute in Bessarabien stumm ab. Mit der russischen Schule verschwindet allmählich auch schon die elementare Schulbildung. Aber wird das durch über ein Jahrhundert genährte Gefühl der Zugehörigkeit zum großen Rußland so bald auszurotten sein? Heute jedenfalls ist die russische Sprache in Bessarabien noch lebendig und die Unterdrückung des Russentums erweckt nur Irredentagefühle. Selbst in jenen sozialen Schichten, die durch die Wiedervereinigung mit der Sowjet-Union vielleicht oder sicher deklassiert werden würden. Dazu kommt die ungeheure Verarmung des Bauerntums. Zwei Zahlen beleuchten sie hinreichend: vor der Annexion Bessarabiens gebrauchte dieses Land alljährlich bis 12 000 Pflüge (zu diesem Zweck wurde die ganze Produktion der Fabrik „Aksai" in Rostow am Don zusammengekauft) — heute etwa 300. Vor der Annexion besaß Bessarabien in dem ganzen übrigen Rußland ein ungeheures wirtschaftliches Hinterland, wohin es alle Überschüsse seiner Landwirtschaft exportierte — heute ist es einem Lande inkorporiert, das selbst die gleichen Erzeugnisse produziert. So kommt zu der Kultur-Irredenta eine wirtschaftliche Irredenta hinzu.

Doch die rumänische Regierung fühlt sich stark. Schon Anfang 1922 hat es Bratianu offen ausgesprochen: Eine Gefahr drohe Rumänien nur seitens eines monarchischen oder eines demokratischen Rußlands, nicht aber seitens des Rußlands der Sowjets. Ende 1922 fehlte Rumänien demonstrativ auf der Moskauer osteuropäischen Abrüstungskonferenz und ließ sich durch Polen vertreten. Und es läßt sich auch heute nicht hinwegdisputieren: die Einschätzung der Schlagkraft der Roten Armee ist letzten Endes das Motiv der neuen antirussischen Koalition Italien—Rumänien, hinter der freilich auch England steht, dem sie als Rache für Kanton dient. Aber dieselbe Einschätzung wirkt auch auf das nunmehr umklammerte Jugoslawien ein, das ja doch sonst in dem großen Rußland den gegebenen Bundesgenossen suchen und sicher auch finden würde. Doch Belgrad fürchtet, durch ein Bündnis mit den Sowjets sich mit England zu verfeinden, das man immer noch als Retter in der Not betrachtet und das sich tatsächlich zwischen zwei Stühle: Italien und Jugoslawien gesetzt hat.

Alles in allem: Bessarabien ist nicht nur ein rumänisch-russisches Elsaß-Lothringen; es ist vielmehr ein Mittel europäischer Intriguen, die heute noch lange nicht zu Ende sind.

Nieder mit der Todesstrafe von Adolf Meinberg

Mord ist verabscheuenswert; verabscheuenswerter aber ist die Todesstrafe. Der Verbrecher tötet in wenigen Sekunden. Die Todestrafe faßt ihr Opfer in Monaten — oft in Jahren — Sekunde für Sekunde an die Kehle, drückt zu, läßt wieder los, grinst höhnisch und beginnt das mörderische Spiel immer wieder von neuem: Millionen Tode für einen. Das ist eine unendlich langsame Zersetzung des Körpers und des Geistes.

In dem lebendig-toten, zwischen Hoffnung und gräßlichster Todesangst hin und her pendelnden Wrack nistet sich der Geistliche ein. Die Kirche — die salbadernde Vertreterin der christlichen Nächstenliebe — betreibt ohne Scham die widerwärtigste Leichenfledderei.

Es gibt Narren, die in einer Reform der Hinrichtungsmethode eine Humanisierung der Todesstrafe sehen. Der elektrische Stuhl gleicht im Endeffekt dem Rad, Gift, Strick, Beil und der Kugel.

Das Viehisch-Grausame der Todesstrafe liegt nicht in der Art der Hinrichtung, sondern in den seelischen Qualen des Verurteilten vom Augenblick des Todesurteils bis zur Hinrichtung. Da stirbt ein Mensch — bitte ein Mensch! — Millionen Tode!

*

Als ich im Jahre 1920 per Schub von Nürnberg nach Werl in Westfalen transportiert wurde, standen in meinen Begleitpapieren echt bayrisch die Worte: „Vorsicht bei Transporten! Fesseln!" Also umschlossen auf der elenden Reise in Etappen meine Hand- und Fußgelenke dünne klirrende Ketten. In Hanau fesselte man mich überraschend schnell mit einem Menschen in Zuchthauskleidern und unförmigem Schuhwerk zu-

sammen. Mein Nachbar war ein geschwätziger Zwerg mit süßlichem Vogelgesicht. Die schweißige Haut seiner Hände fraß sich durch meinen Körper. Ein Ekel erfaßte mich. Ich stampfte zerschlagen durch das gaffende Spalier der Hanauer Bevölkerung.

Dann lag ich fünf Tage mit meinem Gefährten Zelle an Zelle. Tag und Nacht störte mich das widerliche Zwitschern seiner Stimme. Er betete unaufhörlich, oft in rasender Verzückung. Er schlug mit den Händen an die Wände und den Boden der Zelle und sprang zu dem eigenartigen Quietschen seines gespitzten Mundes einen verrückten Tanz.

Und dann hörte ich in einer Nacht am Fenster sein Bekenntnis:

„Weißt du, ich muß sterben! Seit Monaten lebe ich unter dem Todesurteil. Sie werden mir den Kopf abschlagen. Sollen sie! Ich spiele dem Richter einen Streich! Ich komme wieder! Vor einiger Zeit kam mir der Gedanke. Der Geistliche sagte es mir. Ich las es in einem Buche der Anstaltsbibliothek. Meine Seele wandert seit Ewigkeit vom Menschen zum Tiere, in den Stein und den Baum. Einmal — es ist schon lange her — saß sie in dem fleischigen Körper eines Geistlichen. Der erschlug ein Weib. Dann flog sie als Vampir durch die Luft. Es war ein alter griesgrämiger Vogel. Nun ist sie bei mir. Ich bin alles — Vampir und Geistlicher! Die Gebete fließen über meine Lippen wie das Blut der Tiere, die der Vampir fraß. Hast du mich gehört? Das ist was!

Ich habe keinen Kopf mehr. Wie das kam? Meine Kleine hatte eine weiße Haut. Sie lief in stinkenden Lumpen über die Gasse. Ihre Haut im Dreck! Ich stahl, raubte, mordete! Immer saß mir der Vampir im Nacken.

Gott? Weißt du, wir Menschen sind alles: Gott, Vampir, Strolch, unsterblich!

Ich komme wieder! Als Fuchs! Ich will alle zerreißen!"

Noch lange klang zu mir herüber das flötende, zwitschernde Lachen des Irrsinnigen! Dann fraß ihn die Nacht, und mit ihr erwachten seine unsinnigen Gebete. Stunde um Stunde — Tag und Nacht!

Ein Geistlicher mag im Wahn des Erfolges glauben, ein solcher Mensch sei mit seinem Gott versöhnt. Ich aber wurde das Gefühl nicht los: Da quäkt ein Mensch, um seine Stimme zu hören, denn solange wie er sie hört, weiß er, daß ihm der Kopf noch auf dem Rumpfe sitzt!

*

Im Jahre 1921 im Zuchthause in Münster in Westfalen: ein zum Tode verurteilter Wilddieb. Im Kriege — in den ersten Gefechten im Elsaß — wurde der gemeine Soldat wegen Tapferkeit zum Korporal befördert und mit dem E. K. 1. und 2. Klasse dekoriert. Er kannte keine Gefahr, weil er sie von Jugend auf gesucht hatte. Die Berge und Wälder seiner westfälischen Heimat waren seine Lehrmeister. Ob Tier, ob Mensch, seine Büchse traf stets ins Herz! Er erschoß, als bei einem nächtlichen Jagdgang zwei Gewehrläufe auf ihn gerichtet waren, zwei Förster. Notwehr? Das Strafgesetzbuch kennt kein Notwehrrecht gegen eine Amtshandlung!

Als ich ihn kennenlernte, war aus dem ehemals kraftstrotzenden Bauern ein scheuer, frömmelnder Mensch geworden. Er aß — nein — er fraß buchstäblich eine Unmenge in sich hinein. Sein Lebenswille bäumte sich gegen den immer wiederkehrenden Tod. Und doch magerte er sichtlich ab. Der Tod preßte ihm das Leben durch die Poren und die Augen zum Körper hinaus.

Er war empfindlich gegen das leiseste Geräusch. Wie das gehetzte Wild floh er in die Arme des Geistlichen. Einmal, als die Schlüssel des Wärters vor seiner Zellentür klirrten, durchbiß er sich in rasender Todesangst den Puls.

*

Im Sommer des Jahres 1921 traf ich in der Strafanstalt in Münster drei Todeskandidaten, die ich nie vergessen werde. Sie trugen Tag und Nacht Ketten um die Handgelenke. Das war eine Präventivmaßnahme der Strafanstaltsleitung gegen die Fluchtversuche, die sie dauernd unternahmen. Es waren drei junge Burschen, geblendet vom Rausch des Geldes. Nichts konnte sie entschuldigen. Eine rasche Tat mit dem Revolver in der Faust sollte ihnen ein Leben des Nichtstuns verschaffen. Sekt, Schlemmerei, Autos, Dirnen, Brillanten!

Seit dem Tage des Todesurteils führten sie Krieg gegen die Mauern und Menschen. Man war sehr vorsichtig; die Kontrolle wurde aufs Äußerste verschärft. Da verwandelten sich Messer und Gabel in Ausbruchswerkzeuge. Das Gefängnis war nicht sicher genug; da kamen sie nach Münster, „ins Zuchthaus der Lebenslänglichen". Und obendrein wurden sie Tag und Nacht gefesselt. Im Zuchthause gefesselt! Als ich in Münster war, näherte sich ihr Spiel dem Ende. Das Reichsgericht hatte die Urteilsrevision verworfen. Der Geistliche drang auf die Einreichung eines Gnadengesuchs. Sie taten es.

Wenn bis zu dem Augenblick der zum Tode Verurteilte noch „gesund" ist, dann setzt jetzt das geistige und körperliche Sterben in rapidem Tempo ein. Rascheln die Schlüssel, springt die Zellentür auf, dann steht die grinsende Teufelsfratze des Henkers vor ihm.

Ich lag Tag und Nacht auf der Lauer und beobachtete mit den Augen des Mitschuldigen die Agonie der im Namen der Gesellschaft Gemordeten. Das Verbrechen wie die Strafe entspringen dem Gleichklang der Motive: Erraffen — erhalten — Rausch — — Rache! Die Gesellschaft wie der Verbrecher befinden sich in gleicher Schuld und Verdammnis.

Als alle Fäden zerrissen, als alle Hoffnung geschwunden war, da raffte sich der, der in der Zelle über mir lag, auf — griff mit den nackten Fingern ins Mauerwerk — — — und die Ketten an seinen Handgelenken klirrten dazu.

Ich sah an den Händen des Raubmörders Blut, zerrissene Fingernägel, Fleischfetzen, Eiterteilchen! Da klebte — in langen Striemen — an der Wand der Zelle — — wie Flammenzeichen — — geschmiert mit Blut und Eiterteilchen die Schmach und Schande der bürgerlichen Justiz! Geschändet das Menschenantlitz im Kriege wie unter dem Henkerbeil! Das Mittelalter erhebt sich gefräßig gegen die Zivilisation!

Die Raubmörder wurden hingerichtet. Der Reichspräsident Ebert hatte von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht. Sie gingen unter das Henkerbeil versehen mit dem „Trost und Hoffnung" ihrer Kirche. Ergeben — — gefaßt! O, wie dumm seid Ihr! Sie lebten gar nicht mehr! Sie starben Millionen Tode, in jeder Sekunde, Minute, an jedem Tage, in jeder Woche und jedem Monat! Immer schlug die Gesellschaft die Krallen in ihre Körper! Als sie zum Richtblock geschleppt wurden, waren sie Lebendig-Tote!

Ich hörte damals von einem „Lebenslänglichen", daß ein ihm bekannter hingerichteter Lustmörder auf dem Schafott ein befreiendes Lachen ausgestoßen habe. Das ist sehr verständlich. Es gibt Geistliche, die die innre Heiterkeit mancher Delinquenten als ihren Bekehrungserfolg verbuchen. Das ist sehr falsch und obendrein ein kläglicher Egoismus. Ich sehe in dem sonst unerklärlichen Galgenhumor die riesenhafte Freude des Hingerichteten, dem gesellschaftlichen Schlächter — als dessen Exponent im letzten Augenblick der Geistliche erscheint — zu entrinnen.

*

Und trotzdem werden in der nächsten Zeit christliche Männer im deutschen Reichstage zwischen einem guten Frühstück und einer donnernden Rede über das 6. Gebot: Du sollst nicht töten: die Hände erheben zur Beibehaltung der Todesstrafe. Möge sich in dem Augenblick in ihr Gehirn mit einbrennen die eigne Schmach der Gesellschaft, für deren Fundamente sie sich halten.

Nieder mit der Todesstrafe!

Um Max Hölz von Arnold Weiß-Rüthel

Laßt Euer lyrisches Geklimper
ob Sonne, Mond und Sternenlicht . . .!
Zuckt der Aesthet auch mit der Wimper —:
Beachtet's nicht!!

Es gibt nur eines noch zu zeigen:
den Haß! Den namenlosen Haß . . .!!
Zerbrecht die Leyern und die Geigen,
und schreit es! Ohne Unterlaß!

Schreit, daß die Parlamente dröhnen!
Schreit, daß es in die Hölle dringt!
Schreit, bis erfüllt von diesen Tönen
das deutsche Büttelhirn zerspringt!

Brüllt, bis die Zuchthausburgen fallen,
wie einst die Mauern Jerichos . . .!
Was nützt es Euch, die Hand zu ballen . . .?
Die Fäuste bleiben doch im Schoß!

Brüllt in die Ohren, die, verkrustet,
nur Lügen hören können, Trug . . .,
schreit, was Ihr wißt! Und was ihr wußtet!
Und was Ihr ahnt! Und schreit: Genug!!

Berliner Lokale von Hans Siemsen

Da sind zuerst mal die „Etablissements".

„Huret in Berlin! Huret in Rheinland und Westfalen!" So lautete ein Plakat, das einige Jahre vor dem Krieg an allen Anschlagsäulen klebte. — Als Huret, der mit Vornamen Jules hieß, von seiner Deutschlandreise wieder nach Paris kam, befand auch ich mich grade in dieser fremdländischen Stadt. „Was denken Sie denn so von Berlin?" sagte ich. „Sehr nett," sagte er, „nette Leute. Aber komisch. Ils mangent des beefsteaks pour un franc cinquante — dans des Cathédrales." — Er meinte das „Rheingold", das damals grade eingeweiht war, mit seinen Karyatiden aus Mahagoni, Marmor, Speckstein und bronziertem Gips. Wie das „Völkerschlachtdenkmal" von außen (und wie dies Wort selber von innen) so sah es aus. — Später wurde dann der Tauentzien-Palast gebaut, der an der Decke als Kronleuchter eine mittelgroße Radrennbahn aus Messing hängen hatte. Und heute haben wir das Café Schottenhamel, und das stellt alles bisher dagewesene in den Schatten. Soviel Kunstgewerbe auf einem Hümpel hat es in der Welt (seit Tut-Ench-Amun) noch nicht gegeben. Ein Porzellanladen ist eine simple Gefängniszelle dagegen.

Das Publikum dieser „Etablissements" besteht aus Leuten, die glauben, daß sie sehr vornehm sind, wenn sie in solch einem „Etablissement" sitzen, und die schwer entrüstet wären, wenn man von ihnen verlangen wollte, daß sie sich zu Hause ebenso vornehm benehmen sollten, wie sie sich hier benehmen. Oder wenn sich hier einer so benähme, wie er gewohnt ist, sich zu Hause zu benehmen. Krampfhaft kneifen sie das A... — pardon! — das Monokel ins Auge und die Zähne aufeinander, damit bloß niemand merkt, wie sie inwendig aussehen.

Das sind die „Etablissements". — Dann gibt es die vornehmen Tanz-Lokale. Ich sage „die vornehmen", weil ich „die vornehmen" meine. Die andern, die man Schwooflokale nennt, sind manchmal ganz nett und harmlos. Die vornehmen sind allemal vornehmer als ihr Publikum. Deshalb müssen sie ihr Publikum erziehen. Wenn Sie erst mal hineinschauen wollen: ob was los ist, oder ob „die andern" schon da sind, dann werden Sie darauf aufmerksam gemacht, daß das nicht geht. Sie müssen erst Ihren Hut in der Garderobe abgeben! Dann dürfen Sie hineinschauen. Und dann können Sie wieder weggehen. Und das ist das Beste, was Sie tun können. Sonst müssen Sie einen Kursus in Vornehmheit über sich ergehen lassen, auch wenn Sie gar nicht vornehm werden, sondern bloß ein bißchen tanzen wollen. — Weinzwang? Oder Sektzwang? Selbstverständlich! Sekt und Zwang gehören nun mal zur Vornehmheit. Und wenn Sie zufälligerweise Sekt zum Kotzen finden und statt dessen gerne Whisky-Soda trinken, dann müssen Sie sich das abmachen! Sonst sind Sie eben nicht vornehm und können es auch nicht werden. — Nun möchten Sie ein bißchen tanzen? Dann müssen Sie sich erst dem Oberkellner vorstellen und der sieht dann nach, ob Sie einen Smoking anhaben. — Ich habe gar nichts gegen Smoking und noch weniger gegen Frack. Ihr

Schwarz sieht recht gut aus zu dem Glanz der abendlichen Lichter und Toiletten. Wo es Sitte ist, Smoking zu tragen, da ziehe ich den meinen recht gern an und würde in einen Kreis, in dem man „unangezogen" auffiele, ungern ohne ihn gehen. Es ist nicht angenehm, aufzufallen. Einerlei, ob im Bouillonkeller oder in der Großen Oper. Aber erzwungene Vornehmheit? „Herren ohne Smoking werden gebeten, nicht zu tanzen." Das ist dasselbe wie jenes andre: „Herren ohne Kragen haben keinen Zutritt!" Wenn ich fürchte, daß ich auffalle, komme ich schon nicht ohne Kragen und ohne Smoking. Der Ober braucht mir das nicht zu sagen. Niemals ist ein Lokal vornehmer als sein Publikum. — Es wird hier auch gegessen. Und der Duft des kaltgewordnen Menus und der abgegessenen Teller vermischt sich lieblich mit dem Parfüm der vom Tanze hold erwärmten Damenwelt. Die Fenster dürfen nicht geöffnet werden. Ventilation gibt es nicht. So vornehm sind diese vornehmen Lokale.

Und dann gibt es die Eßlokale. Die „einfachen", auch „bürgerlich" genannt, sind alle möglichst groß, haben alle die gleiche münchner Bier-Architektur und riechen alle nach der gleichen kaltgewordnen, braunen Sauce, die nunmehr Tunke heißt. Nach derselben Tunke riecht auch das, was man zu essen bekommt. Und schmeckt auch so. Das ist der einzige Vorteil dieser Lokale: Man braucht nicht lange zu überlegen, was man bestellen soll. Es schmeckt doch alles gleich. — Es gibt auch eine Reihe anständiger, kleiner Eßlokale. Aber die haben fast alle einen andern Fehler: Sie sind unverhältnismäßig teuer. Und selten. In Frankreich muß ich suchen, um eine schlechte, in Berlin, um eine gute Küche zu finden.

Die Kaffees und Cafés. — Da will ich bloß fragen, warum gibt es in ganz Berlin nicht ein einziges Café, das so einfach und harmlos und bequem ist, wie die kleinen Cafés, die es nicht nur in Paris, sondern in jedem französischen Landstädtchen gibt und auch in der Schweiz und in Holland und Italien und sogar in Oesterreich? Ein paar Leder-Bänke oder Sofas die Wand entlang, einfache Tische und einfache Stühle und an den Wänden Spiegel oder gar nichts. Kein falscher Marmor und keine lila Deckchen und seidne Lampenschirmchen und allerlei Getüter an den Wänden und anderswo. Und kein Unterschied zwischen „Kaffee" und „Mocca" und „Mocca extra" und „Mocca double". Sondern einfach Kaffee. Aber guten. Und das Eis nicht in „Silberschale", aber dafür auch nicht aus Himbeerwasser, sondern aus Himbeercrême. — Früher gabs noch ein paar solcher Cafés in Berlin. Heute? Ich kenne keins..

Und dann gibt es noch die Kutscherkneipen und die Bouillonkeller. Und obwohl auch da die Küche nicht grade erfinderisch und auch nur selten gut ist, das sind noch immer die anständigsten Lokale. Und haben auch das anständigste Publikum. Das ehrlichste jedenfalls — und das einzige, unter dem man nie in die Gefahr kommt, eingebildet oder größenwahnsinnig zu werden. — Aber immer Kutscherkneipe und immer Bouillonkeller? Zuweilen muß man eben doch Berlin verlassen.

Daphnis und Chloe von Franz Blei

In einem Gespräch mit dem Kanzler Müller entwickelte Goethe, wie „diese Verwirrung der Paederastie eigentlich daher komme, daß nach rein aesthetischem Maßstab der Mann weit schöner, vorzüglicher, vollendeter als die Frau sei. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei. Aber was die Kultur der Natur abgewonnen habe, werde man nicht wieder fahren lassen, es um keinen Preis wieder aufgeben." Der bedingungslose Verehrer der griechischen Antike könnte sich vorwerfen lassen, daß er übersehe, wie diese Jünglingsliebe, der er richtig Platz und Alter und Natur zuweist, ein nicht unwesentlicher Bestandteil eben dieser verehrten griechischen Kultur und deren größte Träger Paederasten gewesen seien in voller Legitimität dieser Liebe und nicht wie die heutigen Homosexuellen als illegitime Outlaws. In der Tat war und ist ja auch die Differenzierung in die heterosexuelle Liebe ein kultureller Gewinn gegenüber der undifferenzierten Homosexualität, wenn auch mit nicht geringen Kosten erworben und festgehalten, deren größten Teil die Frau zu tragen hatte. Denn zu ihren funktionellen Aufgaben der Gebärerin und Aufzieherin der Kinder bekam sie die weitern Aufgaben aufgebürdet, Geliebte, Freundin, Reizerin des Mannes zu sein und die Sorge, ihn in dieser von der Kultur gesetzten Heterosexualität festzuhalten, sich ihm als das ausschließliche Objekt seines Liebesverlangens mit allen Mitteln der Natur und der Kunst zu impostieren. Der Weg, den hier die Frau ging, ist gezeichnet mit Triumphen, aber auch mit Niederlagen. Die Gräben zur Rechten und Linken sind gefüllt mit den der Aufgabe nicht Gewachsenen, mit Erschöpften, zu Tode Gepeinigten, Enttäuschten. Und weit mehr mit solchen weiblichen als männlichen Invaliden und Leichen. Die Liebe zum anderen Geschlecht mußte die Kultur gegen die Natur durchsetzen. Sie mußte die vom Menschen gesuchte Lust, den einzigen natürlichen Trieb, von dem man ohne Mystik sprechen kann, auf das andre Geschlecht als das legitime Objekt, das alsbald das allein „natürliche" wurde, beschränken — gegen die Natur, denn Lust, die er wünscht, kann sich der Mensch selber geben oder kann sie vom Gleichgeschlechtlichen empfangen, zumal der mit Zeugungsstoff verschwenderisch ausgestattete Mann.

Athenaios berichtet, daß Sophokles ebenso sehr die Jünglinge geliebt habe wie Euripides die Frauen. Die Tage der Jünglingsliebe sinken in den Abend. Das Gymnasium verfällt und kein Bion gibt als Beispiel glücklicher Liebe mehr männliche Paare an, wie er es tat, da er in der achten Idylle Theseus und Pirothous, Orest und Pylades, Achilles und Patrokles nennt. Der weiche jonische Stil, asiatischer Import, beginnt den männlichen dorischen Stil abzulösen. Das Theater des Euripides kennt nur mehr heterosexuelle Konflikte und all ihre Bitterkeit. Die erotische Annäherung von Mann und Frau, unter völliger Ausschaltung des Jünglings, treibt sofort

die bisher unbekannte Blüte einer seltsamen Frauenverachtung hervor: die immer ausschließlicher umworbene Frau wird weniger geachtet. Allzusehr und allzustark in des Mannes Nähe gebracht, bedrückt sie ihn mit dem Vielerlei des ihr Aufgebürdeten, und der bedrängte Mann macht sich Luft in dieser seltsamen Frauenverachtung, die auch in der Frenesie der Minne auftaucht und sie begleitet, schon in dem Fortsetzer des Romans von der Rose sichtbar wird und ganz offen ausbricht in dem bittern haßerfüllten Buche, das Antoine de la Sale über die Fünfzehn Freuden der Ehe schrieb. Von nun ab haben alle Schriftwerke „Über die Liebe" einen bösartigen pessimistischen Unterton und sind gegen die Frau gerichtet.

Im schönsten Romanwerk der griechischen Antike ist der bedeutungsvolle Moment dieser Wandlung der homoerotischen zur heteroerotischen Kultur festgehalten. Daphnis muß in der Romanidylle des Longus die Liebe zur Frau, zu Chloe, lernen. Sie ist ihm nicht aus der Natur vertraut. Kein viel mißbrauchter und zitierter „sicherer" Instinkt leitet ihn. Eher scheut er dieses durch die Liebe komplizierte Wesen. Er, der bisher nur die simple vom Manne erfahrene Zärtlichkeit eines Kusses, einer Umarmung kannte, weiß sich nicht zu benehmen. Er ist ganz ungeschickt. Denn es leitet ihn nicht, wie das Tier, ein Geruch. Er hat nur das Gesicht und das Tastgefühl, unsichere Mittel, denn noch ist ihnen nicht eingeübt, daß nur die Frau das Schöne schlechthin sei und daher das sinnlich allein Anziehende. Er versteht es nicht, den Kuß, den Akt und den Anblick in Einem zu synthetisieren, das von nun ab allein Liebe heißt. Auch Chloe weiß es nicht, versteht es nicht besser als Daphnis. Denn sie hat, nicht dazu erzogen, diese Liebe nicht gelernt. Aus der strengen Zucht des von der Mutter bewachten Frauenhauses zum Gatten entlassen, kennt sie nur die Pflicht des Gehorchens und des mit sich Tunlassens, wie es dem Gatten beliebt. Beide sind so ganz befangen in ihrem Zustande, wo keiner nehmen und sich eins dem andern geben will, und grade dieser fehlende Egoismus, der seine Lust kennt und sucht, macht sie noch ungeschickter. Sie treffen die richtige Geste nicht. Die jener so leicht findet, der nicht liebt. Und die sich so oft grade jenem versagt, der in seine Liebe den Himmel zieht. Dem Liebespaare Daphnis und Chloe bietet sich der natürlichste Ausweg: Daphnis wird von einer Hetäre unterrichtet. Die neue Liebe muß gelernt werden. Sie ist Kunst gegen die Natur. Das meinte auch Goethe, der des Longus Roman bewunderte.

Er hat eine Parallele in einem tamulischen Schriftwerke, welches das Buch der Liebe heißt. Nur ein kleines Stück dieses auf Palmblätter geschriebenen und in Paris verwahrten Romans, das dem indischen Heiligen Wanni Khara Aschaka zugeschrieben wird, ist bisher übertragen worden. Man datiert das Buch in das sechste Jahrhundert vor Christi. Hier ist es die Frau, welche die Liebe lernt, weil sie sie lernen muß, wenn sie allein das Objekt des männlichen Lustbegehrens sein will und bleiben soll. Das bekanntgemachte Stück dieses tamulischen Romanes erwähnt zu Eingang, daß der König ruhmbegierig sein junges Weib verläßt und in den Krieg zieht. Er

hat seine Feinde besiegt und ist auf dem Heimwege. Er hält in einem Hetärenhaus. Die Mädchen versuchen auf tausend Arten, wie erzählt wird, die Kräfte des Königs zu erschöpfen, der stark ist, wie ein Elephant, und so erschöpfen sie sich nur selbst. Ausführlich werden die Versuche der Mädchen beschrieben. Nun kam aber das Gerücht von dem Aufenthalte des Königs bei den Mädchen zu der Königin, die darüber traurig und voll Eifersucht wird. Und als er heimkommt, macht sie ihm Vorwürfe und spricht: „O König meiner verlassenen Tillaeblüte, gib weg von mir deinen begehrenden Speer. Ich kenne die Wollüste deiner Mädchen nicht. Rühr mich nicht an und beflecke nicht mein reines Gewand." Aber es vergeht nur kurze Zeit, da macht sich die Königin auf zu den Freudenmädchen, um von ihnen zu lernen. Und sie lehren sie alles. Sie kehrt heim und empfängt den König wieder mit Freuden. „Ein König", heißt es im Text, „kam des Nachts mit dem Monde in Flockenwölkchen schwimmend und trug einen Bogen in seinen Blumenhänden. Der rote Speer bot sich den Mallikablumen, welche die Tillaeblüte umgeben, wo jener wohnt, der das Feuer in seiner Hand hält. Und so kamen wieder in des Königs Macht diese Brüste, die der Gnade des ewigen Gottes gleich sind. Und in den Kelch des Lotus war im Verlangen frisch der Tau gefallen. In dem Liebeskampfe gewann des Königs Krone den Schmuck der kleinen Blumenfüße der Königin. In dem Ozean seiner Lust ergriff er diese Füße und trank den Honig, der in kleinen glänzenden Perlen aus ihrem Lotus strömte. Sie fieberte und stammelte sinnlose Worte. Und mehr noch verlangte der König."

Die Erzählung führt nun weiter das Verlangen des Königs aus, ein großes Register, wie es das viel spätere indische Kama Sutram führt. Vieles tut und gewährt die Königin, doch nicht alles. Worauf sich der König vom Lager erhebt und sagt: „Das Lager gibt nur Platz für einen." Der König begibt sich wieder zu den Hetären. Aber inmitten der ihm gewährten Freuden muß er an seine Frau denken. „Die da schön ist wie die Lotusknospe, deren Leib duftet wie der blühende Lotus, und deren nicht zu schätzende Brüste den Früchten des Vilvabaumes gleichen. Die, deren Nase ist wie die Knospe des Sesam. Die da strahlt wie die Blütenblätter des blauen Lotus; die da sanft geht wie der königliche Schwan; die da schamhaft ist und der die weißen Blumen und weißen Kleider gefallen sind. Deren Brust den mächtigen Leib des Geliebten trägt und dessen wohlriechenden Atem trinkt; die die Brüste und Hüften und Schenkel stark und schön hat, die ist meine Königin. Und noch einmal ging der König zu seiner Geliebten zurück, und diesmal gab sie nach, allem, was er verlangte."

Beim Longus wie in dieser indischen Erzählung ist die Hetäre die Lehrerin einer Kunst der zwiegeschlechtlichen Liebe. Dort ist es der Hirt, der nur seine männlichen Gespielen kannte, der lernen muß, hier das aus dem strengen Frauenhause entlassene unkundige Mädchen, das nun nicht mehr die gehorchende Empfängerin und Gebärerin ist, sondern auch die Liebende sein soll.

Revolution — nicht Sexualität von Upton Sinclair

Ich wurde gefragt: „Welches ist dem Geschlechtlichen gegenüber die richtige proletarisch revolutionäre Einstellung?" Eine eingehende Antwort würde ein ganzes Buch füllen; sie kann daher nur in großen Umrissen allgemein gegeben werden. Das Unglück ist, daß die Antwort leicht nach einer Predigt klingen kann. Jedenfalls will ich mich bemühen, so bündig wie möglich zu antworten.

Vor allem möchte ich feststellen, daß es sich hier um wirkliche revolutionäre Proletarier, nicht um Poseure oder Romantiker handelt. Erstere werden daran erkannt, daß sie ihrer Sache Opfer bringen, für sie ist die Zukunft der Arbeiterklasse weit wichtiger als ihr individueller Wohlstand und ihr persönsönliches Glück. Dieser Maßstab kann auch für ihr geschlechtliches Leben angewandt werden. Wollen sie Kinder haben, so wünschen sie sich gesunde Kinder, die sie zu Klassenkämpfern erziehen können. Wollen sie keine Kinder, dann ist der Prüfstein eines gesunden und richtigen Sexuallebens, daß es die Kameradschaft und die Hingebung an die Bewegung fördert, daß Mann und Frau durch ihre Gemeinschaft zu besseren Arbeitern der Bewegung werden. Damit wird aber jedes Sexualleben ausgeschaltet, das den einen oder andern Teil der Krankheit aussetzt, oder aber eines, das bloßes Spiel und Zeitvergeudung ist, beide Liebenden oder den einen durch sinnlose Gefühle verwirrt.

All dies hat ebenso gut für alle andern Tätigkeiten des revolutionären Proletariats Gültigkeit, für sein Essen und Trinken, sein Schlafen und Wachen, sein Gehen und Sitzen, sein Sprechen und Schweigen. Ich habe daher vielleicht gar nichts Neues gesagt. Dennoch kenne ich viele Menschen, die angeblich an die Arbeiterbewegung glauben und dennoch ihr Leben nicht mit diesem Maßstab messen. Sie erklären, daß sie frei sind, doch eignet ihrer Freiheit mehr kapitalistische Dekadenz als proletarische Renaissance.

Während die Aristokratie der Königin Elisabeth und der Könige Jakob und Karl in England, sowie der Ludwige in Frankreich die heidnische Einstellung dem Geschlechtlichen gegenüber beibehielt und ihre Literatur ebenso offenherzig war, wie die der modernen Psychoanalytiker, hatte das Bürgertum eine neue Einstellung des Tabus und der Unterdrückung geschaffen. Die bewußt auf dem Privatbesitz basierende Lehre des Bürgertums stand im schroffen Gegensatz zu der Vergeudung und der Ausschweifung der Aristokratie; das heitere Leben der schönleibigen Maitressen, das Ringen der fürstlichen Bastarde nach Bischöfshüten und Kronen erschien der Bourgeoisie heidnisch und gotteslästerlich. Deshalb verwandelte sie die Askese in eine Tugend. Die Monogamie mußte streng eingehalten werden. Das Geschlechtliche wurde aus einer sozialen Realität zu einem Salonvergnügen, das zwar genossen aber nicht erwähnt werden durfte. Die Künstler der Tugend erreichten im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt, und die Literatur wurde kastriert. „Die glückliche Unwissenheit

der Unschuld mußte um jeden Preis bewahrt bleiben. Die Braut mußte zu ihrem Gatten und Besitzer kommen, wie aus einer „Eierschale".

Das Proletariat muß eine neue Einstellung schaffen; es ist durch seine Natur das Gegenteil der Bourgeoisie; sein ganzes Streben ist ein andres. Der Aufstieg der Bourgeoisie basierte auf dem Individualismus und dem Privatbesitz, der des Proletariats basiert auf dem Kollektivismus und dem Gemeinbesitz.

Eine derartige wirtschaftliche und soziale Antithese beeinflußt nicht nur die Organisation des industriellen Lebens, sondern auch das ganze Verhalten der Gesellschaft. Die Wirtschaft kann sich nicht verändern und dabei die Ethik unberührt lassen. Ein Radikaler, der sich für die Revolution im wirtschaftlichen Leben begeistert, aber jene des sexuellen Lebens scheut, ist beschränkt und oberflächlich. Die Revolution im sexuellen Leben ist die unvermeidliche Folge der wirtschaftlichen Revolution. Radikale, die für die Familie eintreten und gleichzeitig gegen jene wirtschaftlichen Bedingungen kämpfen, die die Familie erhalten, sind Possenfiguren. Einer der Irrtümer dieser ängstlichen Radikalen ist die Ansicht, geschlechtliche und religiöse Dinge seien zu persönlich, um in die revolutionäre These einbezogen zu werden. Diese Probleme würden Zwiespalt säen, Streitigkeiten hervorrufen, und müßten deshalb totgeschwiegen werden. Wir dürfen nicht die bourgeoisen Sexualverhältnisse, die bürgerliche Ehe und Prostitution angreifen, sondern nur den bürgerlichen Privatbesitz und die Ausbeutung der Arbeiter. Wie kurzsichtig, wie oberflächlich ist diese Einstellung! Sind denn nicht auch die bürgerliche Ehe und Prostitution ein Teil des Privatbesitz-Prinzips — sowie ein Teil des Ausbeutungsprozesses, der die Arbeiter im Betrieb und die Landarbeiter auf dem Feld ans Kreuz schlägt? Können wir den moralischen Angriff vom wirtschaftlichen trennen? Können wir die ganze Basis der bürgerlichen Gesellschaft verwerfen und gleichzeitig die in unsrer Generation zerfallende und verfaulende bürgerliche Moral anerkennen? Sollen wir die notwendigen Schlüsse unsrer Philosophie fliehen? Mit der moralischen Dekadenz Kompromisse schließen, uns von der moralischen Angst besiegen lassen?

Sogar reine Gefühlsradikale wie H. G. Wells und W. L. George treten für die Abschaffung der patriarchalischen Familie und der bürgerlichen Ehe ein.

Unsere radikalen Theoretiker hingegen weichen einem Entschluß durch Euphemismen aus. Geht unser Streben nur dahin, höhere Löhne und eine kürzere Arbeitszeit zu erringen, oder aber wollen wir die Philosophie der alten Welt durch die der neuen ersetzen? Beabsichtigen wir letzteres, dann muß die neue Ideologie vollständig sein. Ihr Angriff muß alles umfassen.

Die proletarisch revolutionäre Einstellung dem Geschlechtlichen gegenüber muß sich daher gegen die bürgerliche Familie mit ihrem System der Monogamie wenden, muß die Sitten einer Privatbesitz-Ethik verwerfen, die aus dem Besitz eine Tugend und aus der Freiheit ein Verbrechen macht, muß

das Verhältnis der Menschen zueinander in Einklang mit ihrer sozialen Vision und ihrem wirtschaftlichen Programm bringen. Eine sozialistische Welt kann nicht auf einer individualistischen Ethik aufgebaut werden. Eine kooperative Gemeinschaft kann nicht eine Privatbesitz-Moral dulden.

Uebersetzung von Hermynia zur Mühlen

Amerikanische Schöpfungsromanze

von Arnold Zweig

To L. F. Wetcheek and his true-minded translator

Als Gott (Dr. chem., phys., biol.) im Dämmern des sechsten Tags von der Qual der Schöpfung schon fast befreit war,
Verwarnte ihn sein Instinkt, daß irgendwo etwas im Kosmos noch nicht all right war,
Und nach kurzem Suchen erspähte er im Sektor römisch II, k, 141 ein ganzes Milchstraßensystem,
Der Lage nach fertig, aber sonst noch ziemlich im ersten Lehm:
Eine Sonne zumal schien gut gelungen und von ihren acht oder neun Trabanten der dritte,
Und so sprach Gott zu seinem Sohn, einem frischen Bürschchen: „Den Katalog, bitte;
Sektor römisch II, k, 141, wie heißen die paar gebundnen Planeten,
Und was für wirkende Applikationen sind dort bereits zugetreten?"
Und der Bub las mit heller Stimme: „Sonne; Merkur, Venus, Erde, Mars" etcetera,
Und daß Erde ziemlich geeignet sei, verkrustet, Atmosphäre, sonst aber sei noch nichts da;
Worauf Gott noch schnell ein paar beseelende Aetherwirbel elektrisch mit Kraftfeld hinpotenzierte,
Dann sich die Hände wusch, den Labor-Kittel abtat, Lichter zündete, Kiddusch machte und eine Schabbath-Abendmahlzeit erquickt absolvierte.
Dann hatten sie einen fröhlichen Ruhetag und sogar etwas Sphärenmusik,
Doktor Gott lag mit seinem Jungen im Gras, das neben dem grünen Tennisplatz recht üppig stieg,
Freute sich auf die Hawdalah-Zigarre und einen Blick in St. John's Apokalyptic Magazine
Und streifte mit unlustigen Vorgefühlen die Reagenzgläser im Arbeitsschrein.
Sonntags aber erst gipfelte das Junggesellen-weekend; morgens Tennis, nach dem Lunch Segeln und abends im Smoking Schach ...
Endlich, Donnerstag Mittag, sprach Gott zum Jungen: „Bitt dich, sieh doch mal nach,
Römisch II, klein k, 141; du weißt
Ich investierte dort neulich einigen Heiligen Geist."
Der Sohn drehte geschickt an Schrauben, stellte ein, sah auf dem Grunde des Luftmeers der Erde das Kolloid,
Wie es eben als Alexander der Große und T'hang-Tschu beträchtlichen Blutdurst verriet,
Blickte es aufmerksam durch und durch und rief dann maulfaul nach Pa,
Der zwei Minuten nachdenklich in die Atomwirbel sah...
Dann sprach er leichthin, gradeaus sehend: „Wie wärs, du gingest selbst mal dort mit Beispiel voran?

Du weißt doch gut, daß ich selber hier aus Zentralstation nicht wohl abkommen kann;
Zu den Juden, schlag ich dir vor, sie sind ja nicht erstrangig, sondern auch ziemlich mieß,
Aber gegen die Andern haben sie doch Einiges für sich, wie denkst du, please?"
Der junge Mann errötete etwas, geschmeichelt und auch peinlich berührt,
Sagte: „Gewiß, Papa, dank dir"... (er hätte sich lieber nicht mit Materie beschmiert)
Kam sich vor wie Einer, der morgens geduscht hat und nun mittags in Schmutzwässer fällt,
Aber er schwang sich, ein süß heller Ionenwirbel, immens in die Sonnenwelt,
Durchbrach dicke Atmosphärilien, ging stracks ein in eine judäische Mädchenfrau,
Ward Ei, Fötus, Frucht, geboren, erwuchs, lernte, lehrte als Rabbi, lebte ein einwandfreies Leben wie für Schau,
Ward den Römern politisch lästig, prozessiert, gehenkt, starb und blieb noch ein paar Momente über dem kreiselnden Staub,
Sah mit verwunderten Augen sein Beispiel und seine Lehre als Raub
Gegen die Juden gewandt, von den gleichen Römern zu ihrer Entlastung gedeichselt
Mit Griechlingen und Aegyptern, und zu zwei ganz kompakten Kirchen verweichselt,
Spürte angenehm mitten im Ozean das grüne Gebiet des Roten Mannes auf Heidenart sauber,
Witterte in nordischen Wäldern neue hanebüchene Völker, gemästet mit Jagdspeck und Blaubeer,
Hörte tolle Debatten über Nicäa, und verweilte vergnügt über Australien gebückt,
Das sich ihm zu Ehren mit Moas, Kiwis, Schnabeltieren und hopsenden Känguruhs paradiesisch geschmückt.
Dann breitete sich, von Spanien und England her, eine weiße Krätze, ein fahler Grind
Ueber Amerika, es erlosch fast augenblicklich Rothaut, Wandertaube, Seehund, Walfisch, Biber und Bisonrind:
Und dann mit Schwung stand der Sohn wieder in der Zentrale, das Ganze hatte nicht eine Lichtminute gedauert;
Gott murmelte nur, über ein Ultramikroskop gekauert:
„Nun?" „Ja", sprach der Bursch, „ich glaube, dort hats einen bleibenden Knacks —
Wenns nach mir ginge, ich versuchte es nochmals mit demselben Wachs;
's ist die Struktur; 's war spät, weißt du; Weekend hatte, scheints, deine Hand gesteuert,
Und die Aetherwirbel hast du vielleicht etwas obenhin abgefeuert."
„Gut", sprach nachgiebig Gott, auch schuldbewußt, „sieh dort, II; 1; 139, das abgelebte schwarze System;
Tu sie zusammen, machen wirs uns bequem."
Ein ganz leichtes Fünkchen wie von einem Feuerzeug machte: schnipp —
Dann begann, Gott sahs interessiert, auf römisch II k 1 140 ein ganz neuer Betrieb.
Diesmal gab er ihm mit Sorgfalt einen gesunden Elektronenschlag,
Schuf zwei harmonische Doppelsysteme, es war ja erst Donnerstag,
Wohnte mit scharf prüfenden Blicken den ersten Umschwüngen kritisch bei,
Hatte Sonne, Mars, Erde bereits vergessen und gab seinem klugen Liebling den Nachmittag frei.

Theater in Moskau von Hermann Hieber

Wenn die Urteile über das neue Rußland sich auch in vielen Punkten widersprechen: darin stimmen sie überein, daß das Moskauer Theater nirgends in Europa erreicht wird. Daß hier nicht Ratlosigkeit herrscht und Sterilität wie bei uns, sondern schöpferischer Wille und Originalität. Das russische Theaterwesen ist von unserm west- und mitteleuropäischen so verschieden, daß es sich lohnt, seine Besonderheit einmal herauszustellen.

Welch eine Fülle von Theaternamen tönt uns da entgegen, wenn wir nach Moskau kommen! Es gibt noch immer Akademische Theater, zu denen man nicht allein die ehemalig kaiserlichen Bühnen zählt: das riesige Opernhaus, das nicht weniger als 4000 Plätze enthält und Großes Theater genannt wird, nebst seiner Filiale, dem Neuen Theater, und das kleine Theater für Schauspiel, — sondern auch die Stanislawski-Bühnen: Künstlertheater nebst seinen vier „Studios" oder Tochterbühnen, und Taïroffs Kammertheater. Also Taïroff, der mit seinem „Entfesselten Theater" eine wahre Bühnenrevolution bei uns entfacht hat — dieser Taïroff gilt in Moskau bereits als akademisch.

Das erlebt man ja überhaupt immer wieder, daß, was bei uns als überraschend neu und eigenartig wirkt, dort bereits zum alten Eisen geworfen wird. Ich habe das zum ersten Mal vor vier Jahren erfahren, als ich bei einer Unterhaltung über den Blauen Vogel von einem jungen russischen Pianisten vernahm, daß der in seiner Heimat gar nicht für voll genommen werde. Und wie hatte uns Jushni überrascht und entzückt! Stanislawski akademisch — das wäre allenfalls noch begreiflich — aber Taïroff? Der Herold der neuen Zeit ist Meierhold, Wsjewolod Meierhold. Er hat den Konstruktivismus rücksichtslos durchgeführt und alles von der Bühne entfernt, was an die höfisch-bürgerliche Epoche erinnerte: Vorhang, Rampe, Dekorationen, Kulissen, Hintergrund. Er hat überhaupt mit der Statik gebrochen, den Bühnenmechanismus nackt den Blicken preisgegeben. Da steht zwischen den kahlen vier Wänden ein Skelett, ein Turngerät sozusagen für den physisch vollendet durchtrainierten Darsteller. Die psychologischen Probleme sind überwunden, denn wir leben im Zeitalter des Sports. Zugleich in dem des Films: der Kinematograph wird herangezogen zur Unterbrechung der körperlichen Bilder, der Scheinwerfer genügt als Wirkungsmittel. Dynamik ist alles: die Mauern der Stadt bewegen sich, die Figuren nicht allein sind in beständiger Bewegung, auch die Bühne rollt, dreht sich, arbeitet wie eine Maschine. Meierhold nahe steht das Revolutionstheater, das ebenfalls dem Aesthetizismus den Krieg erklärt hat in der Technik und im Inhalt: nur als Propagandamittel der Revolution, als Waffe im Klassenkampf will es dienen. Da ist ferner die ‚Blaue Bluse', ein politisches Kabarett, das aus Liebhaberaufführungen der Arbeiter hervorgegangen ist: das eigentliche Arbeiter- und Bauerntheater, das längst zum Berufstheater ge-

worden ist und von der Zentrale aus über das ganze Reich Truppen entsendet. Von zwei jüdischen Theatern haben wir das eine, Habima, in Berlin vor Kurzem kennen und schätzen gelernt. Es gibt aber auch etwas, was man nirgends, außer in Rußland, findet: ein ständiges Kindertheater.

Das Überraschendste an diesem Moskauer Theaterbetrieb ist die Sorge für den Nachwuchs, die Elastizität, mit der man, anstatt auf seinen Lorbeeren auszuruhen, immer neue Wege und Wirkungsmöglichkeiten sucht. Man denke ja nicht, daß der Vater des Theaterwesens, Stanislawski, sich auf sein naturalistisches Altenteil zurückgezogen habe. Nicht nur, daß die modernsten Regisseure, Taïroff und Meierhold, aus seiner Schule hervorgegangen sind: seine vier „Studios" sind sozusagen Ableger des Künstlertheaters. Aus dem Stamm, der noch immer in Kraft und Saft steht, zweigen sich die Äste ab, die bei aller Sonderart doch ihren Ursprung nicht verleugnen: Stanislawski, das ist sein besonderer Ruhmestitel, ist nicht Despot, der alles neben und um sich niederhält und erdrückt. Er ermöglicht es seinen Regisseuren, sich frei zu entfalten. Die Frucht davon ist ein wundervolles organisches Wachstum der Tochterbühnen, wie es im ganzen übrigen Europa bei der Paschawirtschaft der „Großen" undenkbar wäre. Der 1923 allzu früh verstorbene Grusinier Wachtangoff hat, ohne von seinem Meister behindert zu werden, das Dritte Studio, das noch heute seinen Namen trägt, ganz im revolutionären Sinn ausgebildet. Mit diesem Dritten Studio greifen die Stanislawski-Bühnen bis auf den linken Flügel des neurussischen Theaters aus. ‚Prinzessin Turandot' von Gozzi und ‚Die Wunder des heiligen Antonius' von Maeterlinck sind seine Ruhmestaten. Seine Schauspielschule ist wohl die beste in Rußland. Ein andrer Mitarbeiter Stanislawskis, Nemirowitsch-Dantschenko, hat ein „musikalisches Studio" begründet, eine Art Kammeroper. Oper, Operette und Ballett werden darin von Stanislewskis Stilgrundsätzen erfaßt und von jeder Schablone gründlich befreit. Der „synthetische Schauspieler", bei dem die körperlichen Mittel ebenso vollendet ausgebildet sind wie seine stimmlichen, soll der Oper gewonnen werden. Wie weit stehen wir mit unserm alten Opernschlendrian, selbst in den besten Bühnen, hinter solchen Plänen zurück!

Besser als alle Theorien und Programme überzeugen die Aufführungen in Moskauer Theatern von dem Wert ihrer Arbeit. ‚Familie Turbin' von Bulgakoff, nach einer Novelle ‚Die Weißgardisten', effektvoll, amerikanisch-schmissig gemacht, erinnerte an die beste Arbeit der Reinhardt-Bühnen. So fein ziseliert wie hier, so sorgfältig gedämpft in allen Affektausbrüchen, so geschmackvoll hat man etwa am Kurfürstendamm ‚Gesellschaft' gesehen. Sicher eine erstaunliche artistische Leistung — aber eben „artistisch" mehr als künstlerisch. Das ist der Aesthetizismus, dem Meierhold den Tod geschworen hat. Tschechoff, der Neffe des Dichters, als Moskaus bester Schauspieler anerkannt, zeichet verantwortlich vor allem für ein mustergültiges Ensemblespiel. Wie leicht wäre einer von den Unsern der Gefahr erlegen, die Kampfszenen — das Stück spielt

während des Bürgerkriegs in der Ukraine — effektvoll aufzuplustern! Und wie sie — ohne alle Übertreibung — unsre preußischen Offiziere zu charakterisieren verstehen!

Aber dann der russische Humor, von dem wir so wenig wissen. Es braucht nicht einmal der Revisor von Gogol zu sein: sie kramen ein altes Märchen heraus, aus dem unsre Theaterleute bestimmt nichts zu machen wüßten: ‚Der Floh' nach Leskoffs Novelle. Salmiatin hat ein satirisches Lustspielchen daraus gemacht, eine Art Serenissimus-Komödie, in der der ewig gelangweilte Zar seinen Kosakengeneral ausschickt, um jemanden zu finden, der ihm sein Spielzeug, einen mechanischen Floh, repariert. So kommt er nach Tula, wo die Bauernmechaniker zuhause sind, und weiter nach England, wo man es in der Zivilisation am weitesten gebracht hat, und am Ende zurück ins Heilige Rußland, wo nicht nur Maschinen, sondern auch noch Menschen zu treffen sind. Das ist nun freilich nicht konstruktivistisch, sondern erzromantisch aufgezogen, fast im Stil einer Ausstattungsrevue, sehr bunt und kindlich von Kustodieff gemalt, dem besten Bühnenmaler, den sie haben. Keine „neue Sachlichkeit", sondern im Gegenteil recht bizarr und unwahrscheinlich. Alle Figuren wie aus der Spielzeugschachtel. Die Commedia dell' Arte weiter entwickelt. Einmal kommt ein tragischer Unterton hinein, wenn der rusissche Naturbursche sich plötzlich in die englische Maschinenhölle versetzt sieht, in der ihm alles behext erscheint. Das Schicksal, das seiner eignen Heimat droht! Man kann nichts anrühren, ohne daß eine elektrische Leitung eingeschaltet wird, Funken knistern, Lichter aufglühen. Eine Welt voll schrecklicher Geheimnisse. Dann wieder die Kosaken auf Steckenpferdchen, von denen auch einmal eins abbricht. In Tula holen sie sich Bauern zu Hilfe und rammen mit denen gemeinsam die Tür eines Bauernhauses ein, das kaum größer ist als eine Hundehütte und nur aus einer Leinwandkulisse besteht. Und während sie den Balken schwingen, singen sie ein Lied, das nichts andres ist als das persiflierte der Wolgaschlepper, das man vom Blauen Vogel kennt. An guten Einfällen ist kein Mangel. Sie verstehen das, was uns Deutschen abgeht: sich über sich selbst lustig zu machen.

Das ist bei Stanislawski, dem angeblich veralteten Stanislawski, zu sehen. In einem äußerst bescheidnen Theaterchen, denn alle Häuser mit Ausnahme der ehemaligen kaiserlichen Oper sind klein, bringt er ‚Eugen Onegin' heraus. Echtes russisches Empire, der Stil, in dem die Aristokratie des Zarenreiches ihre Paläste gebaut hatte und die Zaren ihre Staatsgebäude. Der Stil, der heute noch das Moskauer Straßenbild bestimmt. Er umfaßt aber nicht allein die Ausstattung und macht, wie bei uns, halt vor den Personen, sondern er herrscht souverän auf der Bühne. Ein darstellerisch vollendetes und einheitliches Ensemble in der Oper — unfaßbar für den Deutschen! Das kleine Orchester über alle Maßen fein diszipliniert und klangschön. Die Singstimme freilich mangelhaft — hier rächt sich die Unzulänglichkeit der Gagen. Die Fürsorge des Staates für sein Theater ist recht platonischer Natur. Man

muß die große Oper unterstützen, um sie vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Stanislawski, Taïroff, Meierhold dagegen, genießen lediglich Steuerfreiheit, bekommen aber keine Kopeke Zuschuß. Im Gegenteil: sie müssen den Mitgliedern der Kommunistischen Partei sogar noch 50 Prozent Ermäßigung gewähren. Schauspiel, Oper und Operette — ich habe bei Taïroff eine herrlich beschwingte Aufführung einer verstaubten, aber glücklich erneuten Operette von Lecoq gesehen: ‚Tag und Nacht', ganz tänzerisch, ganz duftig, und doch mit entzückenden Ausfällen auf einem kugelrunden Operetten-Mussolini — müssen sich selber tragen. Das heißt, sie müssen mit einem Nichts an Aufwendung für Ausstattung aufkommen und Gagen zahlen, die man bei uns keinem Chorsänger anbieten würde: zwischen 75 und 250 Rubel monatlich. Das sind angesichts der geringen Kaufkraft des Rubels Hungerlöhne.

Welch unerhörter Idealismus gehört dazu, unter solchen Verhältnissen ein Theater aufzubauen, das der ganzen Welt als Vorbild dienen kann!

Hirtsiefers Kampf mit dem Drachen

von **Ludwig Hecker**

Eigentlich ist das Bild etwas schief: man denkt bei dem Streit gegen das Chapman-Projekt, in den sich Herr Hirtsiefer hat verwickeln lassen, eher an den andern von Cervantes so vergnüglich geschilderten, etwas weniger rühmlichen Kampf. Denn in den Argumenten, die Herr Hirtsiefer vorbringt, in den ganzen viereinhalb Reichsanzeiger-Spalten seiner Kampfrede ist eine vernünftige Begründung für seine Haltung nicht zu finden. Sie läßt sich wohl auch nicht geben.

Für ein Urteil darüber, was denn hier wirklich gespielt wird, muß man zunächst die Geschichte des Chapman-Projektes an sich vorüberziehen lassen. Ziemlich zu Beginn der diesjährigen Baukampagne ließ die amerikanische Firma Chapman durch Vertrauensleute erklären, daß sie auf dem sogenannten Schöneberger Südgelände ohne Inanspruchnahme von Hauszinssteuer-Hypotheken etwa 14 000 Wohnungen aufführen lassen wolle und daß sich die Miete für diese Wohnungen auf etwa 120 Prozent der Friedensmiete für entsprechende Wohnungen stellen werde. Ganz klar ist diese Angabe, wie auch ähnliche, nicht, denn nirgends wird angegeben, was eigentlich als Friedensmiete anzusehen ist; aber man kann Chapmans kaum einen besondern Vorwurf daraus machen, wenn sie sich der Terminologie der deutschen Terrain-Interessenten anschließen. In den ersten Wochen nach dem Bekanntwerden dieses Angebotes der Amerikaner war alles ruhig; die deutsche Konkurrenz schien, von der Größe und der unleugbaren Geschicklichkeit des Angebotes überrascht, etwas die Nerven verloren zu haben. Der Zustand hielt nicht lange an, und von den verschiedensten Seiten her wurde dann das amerikanische Pro-

jekt angegriffen, das allerdings insofern seinen Gegnern nachträglich eine gute Angriffsmöglichkeit geboten hatte, als spätere Veröffentlichungen erkennen ließen, daß die Gruppe auf die oben genannten 120 Prozent nur mit Inanspruchnahme von Hauszinssteuerhypotheken glaubte kommen zu können, ohne solche aber selbst auf 145 Prozent der Friedensmiete rechnete. Auch das blieb noch erheblich hinter den Mietsätzen zurück, die sich bei den Neubauten deutscher Unternehmer ergaben, und hierin liegt wohl auch die stärkste Triebfeder für den Widerstand gegen das Projekt. — Herr Hirtsiefer läßt sich, wie unwidersprochen behauptet wurde, über die Berliner Verhältnisse vorzugsweise von Herrn Kommerzienrat Haberland informieren. Das erklärt vieles. Herr Haberland, dessen Sachverständnis keineswegs bestritten werden soll, ist den Wenigen, die den Berliner Terrainmarkt und seine Entwicklung während der Vorkriegszeit haben verfolgen können, in seiner Stellung zu diesen Fragen recht gut bekannt: Er ist Groß-Interessent des eigentlichen Terraingeschäftes, das allerdings im Vorkriegs-Berlin auch für die Bautätigkeit richtunggebend war und es nach den Wünschen dieser Herren wieder werden soll. Aus jenen, nach Ansicht aller Kritiker durchaus ungesunden Verhältnissen allein aber kann man die Stellungnahme von Haberland und Seinesgleichen verstehen. Wenn der Plan der Chapmans sich glatt und mit Erfolg durchführen läßt, so ist ihre Art, „den Baubedarf der wachsenden Großstadt zu decken", als unrichtig erwiesen und erledigt. Wie war aber diese Art eigentlich? Die Voraussetzung bildete ein großes, möglichst auch billiges Terrain, das gute Verkehrslage zur Stadt haben sollte; aber die Fälle waren gar nicht selten, wo diese gute Verkehrslage erst kraft der „Beziehungen" zur Großbankwelt und über diese zur Straßenbahn und Hochbahn künstlich geschaffen werden mußte. Gleichviel, diese Voraussetzung ließ sich von Großinteressenten erfüllen. Dann wurde das Terrain zu möglichst hohem Einstandspreise in eine Terrain-Aktiengesellschaft eingebracht, deren Aktien man auf das breite Publikum ablud, um damit, in den meisten Fällen wenigstens, das angelegte Kapital und den Nutzen ziemlich rasch wieder zu mobilisieren. Die Terrain-Aktiengesellschaften selbst haben im allgemeinen nicht sehr prosperiert, nur darf man das nicht als Beweis für die Schwierigkeiten und Gefahren des Terraingeschäftes in Berlin ausgeben; denn dessen Chancen lagen eben stets zwischen dem Terrainkauf und der Bildung der Terraingesellschaft und sind meist „voll und ganz" ausgeschöpft worden.

Der Schwerpunkt dieser ganzen Geschäftsart lag im Handel mit Terrain und Terrainparzellen, die Schaffung von Häusern war mehr ein Zufallsmittel, den Gewinn aus dem Terraingeschäft greifbar zu machen. Die Chapmans aber sind Bau-Großunternehmer, — Herrn Hirtsiefer allerdings hat man sie als Bankgeschäft bezeichnet, was ebenso richtig ist, wie die Bezeichnung der großen Unternehmerfirmen im Eisenbahnbau als Bankgeschäfte; beide sorgen, weil das eben notwendig ist, auch für die Beschaffung der notwendigen Kapitalien, ihr

eigentliches Arbeitsgebiet und ihr Nutzen aber liegen in der Organisation und Vergebung des Baues. Das ist ein Geschäftszweig, der dem deutschen Häuserbau bisher so gut wie völlig fremd geblieben ist, von dem die geschilderte Art der Terrainspekulation aber alles befürchten muß. Denn für den wirklichen Bauunternehmer ist es zunächst einmal gleich, ob er auf gekauftem oder in Erbpacht oder dergleichen gepachtetem Grunde baut. Für ihn ist ferner ein Bausubunternehmertum der oben geschilderten Art kein Vorzug, sondern ein Fehler: er braucht solvente und zuverlässige Unterbeteiligte. Das von Herrn Hirtsiefer völlig mißverstandene Angebot an die Stadt Berlin ist gradezu ein Beweis für diese Einstellung. Was die Chapmans anstrebten, das war zweifellos eine langfristige, städtisch garantierte, und, im amerikanischen Sinne, gute Verzinsung der von ihnen etwa auf Bonds hereinzuholenden Baugelder auf der einen, der Unternehmerverdienst für sie auf der andern Seite; wenn ihre Bankabteilung dabei auch die Bankenprovision einsteckte, so war das ihr gutes Recht, das hätten Dillon Read und andre ebenso getan. Von der städtischen Garantie aber hatten sie nichts, die sollte höchstens den Bondabsatz fördern. Und eine Terrainspekulation lag ihnen völlig fern: daher die Vertragskonstruktion, die das gesamte Objekt nach 28 Jahren in das Eigentum der Stadt übergehen lassen sollte.

Herr Hirtsiefer stößt sich vor allem an drei Dingen. Erstens an der Hauszinssteuerhypothek. Schon hier kann man zweifelhaft sein, ob er recht hat. Wenn die Hauszinssteuerhypothek in ihrem vollen Umfang dazu benutzt wird, die Mieten für deutsche, in diesem Falle berliner, Bürger zu drücken, so erscheint es ziemlich gleichgültig, wer das Bauvorhaben durchführt. Im schlimmsten Falle fließt der Unternehmergewinn ins Ausland ab, eine gerechte Strafe für die deutschen Unternehmer, die anscheinend weder den Mut noch die Geschicklichkeit besitzen, ähnliches zu leisten, wie es die Amerikaner versprechen. Herr Hirtsiefer beanstandet zweitens, er wisse nicht, „wie, wo und was denn eigentlich die amerikanische Finanzierung an den deutschen Baumethoden rationalisieren" solle und fordert in diesem Zusammenhange, die Amerikaner sollten „Wohnungen in freier Konkurrenz" mit dem deutschen Unternehmertum bauen. Dieses ist im negativen, d. h. im Widerstand gegen das Chapman-Projekt, sehr lebendig gewesen, bis heute liegt aber ein entsprechendes deutsches Gegenprojekt noch nicht vor, und Herr Hirtsiefer richtet seinen Vorwurf also nach der falschen Seite. Und wenn drittens Herr Hirtsiefer an der einen Stelle seiner Rede behauptet, es würde durch das amerikanische Bauprojekt nicht eine Wohnung in Berlin mehr gebaut werden als sonst, an einer anderen aber, daß bei seiner Baudurchführung weder Bauarbeiter noch Baustoffe ausreichen würden, so sind diese beiden Behauptungen nicht ganz leicht miteinander zu vereinigen.

Es scheint fast, als ob trotz des Widerstandes der Interessentengruppen die Chapmans an ihren Plänen festhielten, aber vielleicht statt des Schöneberger Südgeländes ein Terrain

am Nonnendamm oder in einer andern Gegend von Spandau bebauen würden. Allerdings muß abgewartet werden, ob die deutschen Interessenten nicht auch in diesem Falle Mittel finden werden, Staats- und andre Behörden gegen Pläne mobil zu machen, die ihnen gefährlich werden müssen. Denn das Entscheidende bei der ganzen Angelegenheit ist doch, daß die Chapmans, die ein rationelles Bauen und Planen gewöhnt sind, einmal mit der Zersplitterung und den ungeheuren Risikozuschlägen aufräumen würden, die im deutschen Baugewerbe und Terraingeschäft seit jeher üblich gewesen sind, in den Nachkriegsjahren aber gradezu groteske Formen angenommen haben. Im Bauwesen liegt mehr monopolistische Tradition als in andern Gewerben, denn man kann, wie Herr Hirtsiefer an einer Stelle seiner Rede ganz richtig bemerkte, zwar Kohlen und Eisen über die Grenze verfrachten, aber die Häuser, die man baut, sind an den Ort gebunden. Dieser monopolistische Grundzug prägt sich in fast allen Ländern darin aus, daß der Baustoffindex und die Bauarbeiterlöhne weit über dem Durchschnittsindex und dem Durchschnittslohn stehen. Daß man aber in Amerika trotzdem anders und rationeller baut als bei uns, das geht aus allen Tatsachen und allen Berichten hervor, es scheint also, als ob wir im Gegensatz zur Meinung des Herrn Hirtsiefer von den Amerikanern darin doch einiges lernen könnten. Daß sie die Finanzierung billiger würden besorgen können, als das jetzt der Fall ist, ist schon deshalb sicher, weil die verschiedenen verteuernden Zwischenhände ausfallen.

Recht hat Herr Hirtsiefer eigentlich nur in einem einzigen Punkte. Dort nämlich, wo er davon spricht, hunderttausend Türen seien aufs Stück gerechnet selbstverständlich billiger als hundert Türen, und die deutsche Kirchturmspolitik, die immer verlange, die Aufträge dürften nur an „einheimische" Firmen vergeben werden, sei ein Unsinn. Nur entwertet er den ersten Teil dieses Argumentes dadurch, daß er an andrer Stelle mit der vorhandenen Menge von Baustoffen (insbesondere Ziegeln) als etwas Unabänderlichem rechnet und meint, wenn sich die Amerikaner ihren Teil zu billigern Preisen gesichert hätten, so müßten dann eben die andern die teureren Preise bezahlen; wenn keiner seiner Räte den Herrn Minister darauf aufmerksam gemacht hat, daß eigentlich alle unsre Baustoffabriken, insbesondre aber die Ziegeleien, nur zu einem ganz geringen Teile ausgenutzt sind, und daß ihre Selbstkosten bei stärkerer Ausnutzung sinken müssen, so stellt das dem volkswirtschaftlichen Verständnis oder dem Rückgrat dieser Herren kein besonders gutes Zeugnis aus.

Man kann es durchaus verstehen, daß die deutsche Terrainspekulation peinlich überrascht ist, wenn jetzt ein amerikanischer Sachverständiger, der in Europa, vor allem in Frankreich, noch weitere Erfahrungen gesammelt hat, in ihr eifersüchtig gehütetes Patrimonium einzudringen versucht. Ob es aber die Aufgaben eines Wohlfahrtsministers ist, sich gegenüber solchen Vorgängen grade von den Leuten beraten zu lassen, denen das schöne Monopolgeschäft gestört werden soll?

Bemerkungen

Die Verhandlungen mit Polen

Ein alter Fehler der deutschen Politik ist stets die eigne Überheblichkeit und die Unterschätzung des Gegners gewesen. Man hat dadurch viel Niederlagen erlitten, was aber die Herren vom neuen Regime nicht hindert, auf alten Bahnen weiterzureisen. Am deutlichsten macht sich das Polen gegenüber bemerkbar. Man hat in den ersten Jahren nach Friedensschluß das Wort vom „Saisonstaat Polen" geprägt, das die ganze Verachtung und die geheimsten Wünsche der deutschen Rechtskreise enthüllt. Das Wort „Saisonstaat" wird heute nicht mehr so oft gebraucht wie früher, es hat sich aber bei gewissen Leuten fest eingeprägt. Und es hat den Anschein, als ob auch in den deutschen Regierungskreisen dieser Begriff seine geheimnisvolle Wirkung ausgeübt hätte. Man sah Polen nicht für voll an, und das hat seine unangenehmen Folgen gehabt, wenn man es auch nicht zugeben will.

Seit drei Jahren werden nun schon Verhandlungen zwecks Abschlusses eines Handelsvertrages zwischen Deutschland und Polen geführt — ohne sichtbaren Erfolg. Die Verhandlungsmethoden der deutschen Delegation erweckten zunächst den Eindruck, als wenn diese überhaupt unangenehm davon berührt sei, mit „diesen Leuten" verhandeln zu müssen. Man war sehr von der eignen Güte überzeugt und drohte fortwährend mit Abbruch. Unschwer war festzustellen, daß hinter Lewald die deutsche Landwirtschaft stand, die die billigen polnischen Schweine und den billigen polnischen Roggen fürchtete, die ja die Preise unangenehm beeinflussen mußten. Es brach der Zollkrieg aus und man meinte in den deutschen Kreisen, daß „die Kerle" schon kommen würden, da sie ja Deutschland brauchten. „Die Kerle" kamen nicht, und die deutsche Industrie, die den Verhandlungen bisher gar kein Interesse geschenkt hatte, da die „Polen ja doch kein Geld zum Kaufen hatten", merkte erst jetzt, was sie verloren. Polen suchte sich neue Produzenten. Was bisher aus Deutschland bezogen worden war, konnte man aus Frankreich und England haben. Und schließlich gab es ja auch noch eine polnische Industrie, der der Zollkrieg ziemlich schnell auf die Beine half und sie von der Notwendigkeit ihrer eignen Existenz überzeugte. Konnte man bisher die enge Zusammengehörigkeit zwischen Deutschland und den an Polen abgetretenen Gebieten nicht leugnen, so wurden diese Gebiete jetzt vom Einfluß Deutschlands frei. Die deutschen Kreise, die auf ihre Kartoffeln und ihre Schweine so bedacht waren, haben Deutschland um einen nicht unbeträchtlichen und vor allem ausbaufähigen Absatzmarkt gebracht.

Allmählich machte aber die polnische Unnachgiebigkeit etwas stutzig. Da versuchte man ein letztes Gewaltmittel: Als die oberschlesischen Direktoren nach mehrmaliger Ankündigung keine Verlängerung ihrer Visen mehr erhielten, drohte man mit Abbruch. Man brach auch tatsächlich ab — um ziemlich schnell die Verhandlungen zur Aufnahme der Beratungen wieder einzuleiten. Der Abbruch war eine lächerliche Geste.

Die deutschen Linksparteien, die schon lange moralisch verpflichtet gewesen wären, etwas frische Luft in das deutsch-polnische Verhältnis zu bringen, taten nichts. In Bezug auf Polen ist man leider auch in diesen Kreisen treudeutsch. So blieb der Regierung nichts anderes übrig, als Herrn Ulrich Rauscher mit der Wiederanknüpfung der Freundschaftsbande zu beauftragen. Der deutsche Gesandte ist beliebt in Warschau und hat gewiß keine zu geschickte Hand.

Das weiß man in jenen deutschen Kreisen recht genau, die keinen Handelsvertrag mit Polen wünschen. Zu diesen Kreisen gehört auch der Vizekanzler Hergt. Er hielt seine Beuthener Rede, unter der die polnische Presse aufheulte wie unter einem Peitschenhieb, zur rechten Zeit. Rauschers Bemühungen waren zu mindest ganz erheblich gestört. Und man hat nun ein neues Mittel entdeckt, um den Abschluß zu erschweren: Man fordert in deutschen Rechtskreisen, mit den Verhandlungen verschiedene Fragen, wie die der Staatsangehörigkeit, Liquidation usw. zu verknüpfen. Die Tendenz ist klar: Man weiß, daß Polen auf solche Art der Verhandlungen nicht eingehen wird — also wäre abermaliger Stillstand erreicht.

Auf diese Weise wird systematisch jede Verständigung zwischen den beiden Völkern untergraben. Im Interesse beider Länder, im Interesse Europas ist es die dringendste Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen, eine Annäherung zwischen Deutschland und Polen zu fördern. Der erste Schritt dazu ist ein Handelsvertrag ohne alle Nebenklauseln. Zwischen zwei Ländern, die an einander verdienen, regeln sich die übrigen Streitfragen dann gewöhnlich von selbst um so leichter.

Ferdinand Valerius

Warum stehen

eigentlich Angeklagte vor dem Richter? Es strengt an, stundenlang zuzuhören, sich zu verteidigen, und dabei ununterbrochen zu stehen. Die Attitude soll wohl die Wehrlosigkeit des Angeklagten nach außen so recht manifestieren, seine Subordination, die Der da von ihm verlangt, nach der Melodie: „Vor allen Dingen stehen Sie mal auf, wenn Sie mit mir reden!" Denn Hochachtung und geistige Überlegenheit spielen sich in Deutschland meistens in jenen Formen ab, wie sie zwischen westpreußischen Gutsbesitzern und polnischen Saisonarbeitern üblich sind. So auch vor Gericht.

Humane Richter, also solche, die unter dem Talar keine Reserveoffiziers-Uniform tragen, erlauben manchmal den Angeklagten — als ganz besondere Gnade — sich hinzusetzen. Selbstverständlich ist, daß auch der Angeklagte sitzen darf; habt ihr weiter keine Mittel, um ihm klarzumachen, daß er sich hier zu verantworten habe?

Nein, sie haben keine. Und sie können keine haben, weil sie sich ja einer Amtsanmaßung schuldig machen: nämlich einer göttlichen. Das bestandne Assessorexamen und die Bestallung irgend eines Beamten scheint zu genügen, um aus Herrn Landgerichtsrat Blumenkohl den Stellvertreter Christi auf Erden zu machen: er straft. Er hat nicht zu strafen. Er hat keine Verhaltungsmaßregeln zu erteilen, er hat nicht Moral zu blasen, er hat zu schweigen, zu verstehen und dann das Einzige zu tun, wozu ihn Menschen allenfalls delegieren dürfen: die Gesellschaft zu schützen.

Sitzend stülpt er dem vor ihm Stehenden eine Strafe über den Kopf, deren Nuancen er nicht kennt. Unter hundert Richtern sind wahrscheinlich nicht vier, die den Unterschied zwischen zwei und drei Jahren Zuchthaus überhaupt abzumessen vermögen. Für die körperlichen, die seelischen, die sexuellen Nöte eines eingesperrten Verbrechers haben sie nicht viel Verständnis — woher sollten sie auch? „Wir geben in solchen Fällen immer zwei Jahre", hat mal einer im Beratungszimmer gesagt. Das schien sein fester Satz, billiger tat ers nicht.

Nun, und später sitzt ja der bis dahin stehende Angeklagte genug ... Nur einmal wünschte ich, daß Angeklagte stehen, solange stehen, bis sie zum Umsinken müde sind. Das ist dann, wenn so ein Richter vor dem Seinen steht. Und weil auf die himmlische Instanz nicht viel Verlaß ist: vor einer irdischen.

Ignaz Wrobel

Die Haberer von Füssen

Füssen ist ein altes hübsches Provinzstädtchen an der Grenze zwischen Bayern und Tirol, weltbekannt durch die Schlösser Hohenschwangau und Neuschwanstein, die ganz in der Nähe liegen und von Füssen aus am leichtesten erreicht werden können. In diesem abgelegenen Nest, das von den Ereignissen der Welt kaum durch die Zeitungen berührt wird, gab es 14 Tage nach dem Hitler-Ludendorffputsch am 22. November 1923 im Gebäude des Bezirksamts eine seltsame Detonation, bei der ein Sachschaden von rund 900 Mark entstand und zwei Frauen einen leichten Nervenschock davontrugen.

Lange Zeit hindurch suchte man vergeblich nach den Tätern. Selbstverständlich verhaftete man sofort eine Reihe von Kommunisten, unter denen sich auch die Täter befanden. Aber man konnte ihnen nichts beweisen.

Einer der Beteiligten, ein junger Mensch namens Rothärmel, bekam es am Ende mit seinem Gewissen zu tun. Seine christkatholischen Angehörigen setzten ihm solange zu, bis er mit dem Sachverhalt herausrückte. Er entschloß sich, alles auf sich zu nehmen. In der Meinung, daß nur er allein belangt werden könne, gab er alle übrigen Beteiligten an.

Die Vernehmungen der verhafteten acht Personen ergaben, daß sich der kommunistische Reichstagsabgeordnete Wendelin Thomas längre Zeit in Füssen aufgehalten hatte und als eventueller Anreger des Anschlags in Frage kam. Die angebliche Urheberschaft des Thomas, der sich — gedeckt durch die Immunität — aus dem Staube gemacht hatte, kann natürlich eine Spitzellegende oder ein letzter Versuch der Verhafteten und mit schwerer Strafe Bedrohten sein, sich aus der Schlinge zu ziehen.

Es stellte sich weiter heraus, daß der Rechtskonsulent Röger, dem das Bezirksamt die Aufträge entzogen haben soll, den Vorschlag gemacht hat, die Sprengkapsel in das Bezirksamtsgebäude zu legen. Röger beging noch die für ihn verhängnisvolle Dummheit, auszusagen, daß er gar nicht aus politischen Gründen gehandelt, sondern nur mitgemacht habe, um wieder mal was zu verdienen. Die andern Teilnehmer suchten es so darzustellen, daß man dem Bezirksamt, das die KPD immer schikanierte einen Possen spielen wollte. Eine andre Bedeutung hat dieser Vorfall in der Tat nicht, wenn er auch aus der Atmosphäre des Kahrschen Hochverrats und des Hitlerputsches heraus als eine Art von Abwehrdemonstration nur zu begreiflich ist. Die sogenannten Kommunisten von Füssen haben als echte oberbayerische Gebirgslackln „a Hetz und a Gaudi" veranstaltet und sind dabei auf das urbajuwarische Haberfeldtreiben verfallen, das freilich oft genug mit Brandstiftung, Schießerei und Messerstecherei endete.

Im Falle Füssen ist es bedeutend harmloser abgegangen. Es ist nichts weiter passiert. Trotzdem hat der berüchtigte vierte Strafsenat des Reichsgerichts über die Haberer von Füssen am 8. August 1926 geradezu Schrekkensurteile verhängt: 48 Jahre Zuchthaus für acht Angeklagte ist ein Rekord, der selbst Urteile des Horthygerichts weit in den Schatten stellt. Es bekamen: Röger 10 Jahre, Klebsch 8½ Jahre, Köpf 7 Jahre, Kuprian 6 Jahre, Rothärmel 6 Jahre, Frank 6 Jahre, Steindl 3 Jahre, Thaler 2 Jahre. Das Reichsgericht hat sich förmlich überschlagen. Die Füssener Kommunisten sind nicht nur wegen Sprengstoffverbrechens, sondern außerdem noch wegen Hochverrats verurteilt worden. Das höchste deutsche Gericht lehnte es sogar ab, jene Novelle zum Republikschutzgesetz anzuwenden, die im Juli 1926 in Kraft trat und auf Grund der geringere Gefängnisstrafen für Sprengstoffdelikte möglich sind. Allen Rechtsgrundsätzen ins Gesicht schlagend, erklärte

das Gericht, daß die Milderungsnovelle nicht rückwirkend sein könne.

Aber beinahe noch empörender ist die entsetzliche Gleichgültigkeit, mit der solche Urteile, wie das gegen die Füssener Arbeiter, in den sogenannten republikanischen Linkskreisen aufgenommen werden. Hat es doch ein sozialdemokratisches Blatt, die ‚Münchner Post', fertiggebracht, zu schreiben, daß die Haberer von Füssen wegen Sprengstoffverbrechens verurteilt werden „mußten", da „großer Materialschaden" entstanden sei und zwei Personen „erhebliche Verletzungen" erlitten hätten....

Albert Winter

Vom Rußland der Gegenwart

Im Zeitalter Potemkins, im Zeitalter der Entbolschewisierung auch der rußlandbegeistertsten Radikalen, sind Gumbels russische Eindrücke, soeben in Buchform (bei der E. Laub'schen Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin) erschienen, eine neue Bestätigung der alten Erfahrung, daß auch im Sowjetstaat keine goldenen Berge in den Himmel wachsen. Wenn nur dies festzustellen gewesen wäre, so war Gumbels Expedition überflüssig.

Gewiß ist Vieles, was an russischen Zuständen von heute dem Mitteleuropäer barbarisch erscheint, was von mangelnder Kultur zeugt, auf das immer noch nicht gänzlich liquidierte Konto des zaristischen Regimes zu setzen, und Gumbel bemüht sich mit vielem Fleiß um den Nachweis dessen, was die Sowjetregierung in dieser Hinsicht bereits getan. Aber der unbefangene Leser sieht gerade deshalb umso stärker, was ihr zu tun noch Alles übrig bleibt.

Gumbel sah dieses Rußland gewiß nicht durch die Parteibrille. Aber sein Gelehrtentum — ein Gelehrtentum übrigens, das seltsam lobfroh, kindlich-naiv, obschon gar nicht zerstreut-professorenhaft, sondern höllisch aufmerksam, aber eben doch wieder sehr naiv in die Welt schaut — ließ ihn Manches im Licht sehen, was Andern als bemerkenswerte Erscheinung mehr den Schatten auffallen läßt.

Gumbel mißt dieses asiatische Land mit dem Maßstab Karl Marxens, dessen mathematische Dilettantereien als Kabinettstück sowjet-marxistischer Reliquiensammlungen zu bearbeiten, er ins hunderttürmige Moskau berufen ward.

Er nennt seine Reflexionen „Vom Rußland der Gegenwart", ohne doch zu bedenken, ob es sich nicht vielmehr in nicht sehr ferner Zukunft um das Rußland der Vergangenheit handeln könnte, dessen geistigen und materiellen Raum er nach knappen Blickproben skizziert hat. Freilich, das Rußland der weißen Zaren ist wohl für ewig tot, aber Stalins Zarentum könnte bald der zarenlosen Demokratie gewichen sein, die wohl für dieses gequälte Land die Zukunft ist.

Mehr als Skizze ist der dünne Band kaum, will er auch nicht sein. Man muß nicht jeder einzelnen Formulierung zustimmen, um das Ganze lesenswert zu finden. Mag uns auch tausendmal lesenswerter jener ungedruckte Privatband russischer Abenteuer und Erlebnisse erscheinen, von dem Gumbel gelegentlich seinen Freunden berichtet, und den er zu deren größten Leidwesen leider, leider — nicht geschrieben hat.

Darum laßt uns schließen mit dem ziemlichen Gebet: Man darf auf die fernern Ergebnisse der Forschungsarbeit des jungen Gelehrten gespannt sein, besonders, wenn es ein lustiger russischer Anekdotenband werden sollte, fern von aller marxistischen Dialektik und sonstigem ungesunden Dogmenkram.

Karl Marx aber möge uns verzeihen. Wir können nicht anders. Amen.

Berthold Jacob

Abfahren und Begraben

Nicht umsonst setzt der Volksmund, der meist mit seinen burschikosen Wendungen Wesentliches des Lebens besser pointiert als berufsmäßige Philosophie, die Aufforderungen „Fahr ab!“ und „Laß dich begraben!“ ziemlich auf eine Stufe. Und es ist in der Tat doch verflucht oft dasselbe Gefühl, wenn man mit jemandem zum Bahnhof oder zum Kirchhof fährt. Sei es, daß man ihn nach Grünheide oder nach San Franzisco expediert. Wenn der Zug um den letzten Laternenpfahl des Bahnsteigs biegt, , wenn er dann den Kopf dessen, den er entführt, brausend um die Ecke reißt, dann poltern, freilich vielen mit schlechtem Gehör nicht vernehmbar, immer ein paar Erdschollen auf den imaginären Sargdeckel des Verschwundenseins.

In schlechten Theaterstücken, die kein Mittel verschmähen, auf die Tränendrüsen zu drücken, pflegt bisweilen ein weißgekleidetes, blondlockiges Kind aufzutreten und nach der Mutter, die unterdes schon im vorigen Akt durch den Revolverschuß eines eifersüchtigen Gatten oder aus eigner Wahl an Veronal gestorben ist, zu fragen. Dann pflegt ein ebenso milde lächelnder, silberhaariger Diener einzutreten, dem Kinde übers Haar zu streichen und vor dem Tränen und Blasen ziehenden Parkett zu versichern, daß die Mutti „verreist sei“. Und er hat in diesem Ausdruck der Drüsendrücker den Sprachsinn erfaßt.

Die morgendliche Fahrt zu einer meist ungewohnten Stunde, der hastige Aufbruch, das etwas beklommene Herz, haben Sie da nicht das gleiche Gefühl, wie wenn Sie zum Kirchhof hinausmüssen? Es ist unbehaglich, die Sonne ist noch nicht recht aufgegangen und der Spatzenlärm in den Bäumen klingt ungewöhnlich. Ob zum Bahnhof oder auf den Acker, immer wieder müssen Sie daran denken, daß dies nun schon sehr häufig der Fall war. Wie oft haben Sie einen Kranz gekauft oder eine Bahnsteigkarte, wie oft haben Sie ein bißchen Erde gestreut oder mit dem Taschentuch gewinkt. Sie waren etwas erschüttert, etwas blaß und hatten Sie nach Beendigung der Zeremonie die Handschuhe etwas abgeklopft oder die Karte abgegeben und sich umgedreht, dann war etwas sehr Liebes einfach futsch. Ob man einen Menschen, der einen verläßt und aus Atemweite und Reichnähe in ein Jenseits der Augen übersiedelt, widersieht, das ist immer fraglich. Die Gefahr, daß es kein Paradies gibt mit garantierter Wiedersehensfreude, ist ebenso groß wie die Gefahr, daß der Abreisende Dich schon bei seinem nächsten Aufenthalt im Speisewagen total vergißt, weil er, dies Mal entgegen dem Toten, vielleicht ein Wunder erlebt.

Ein bißchen veränderte Uniform — das ist der große Unterschied. Alle staatlich Beteiligten sind Deine Feinde. Die Gepäckträger und die Leichenträger, der Prediger mit der erhobenen Bibel in der Hand und der Bahnhofsvorsteher mit dem erhobenen Signalstab, der Mann mit den Erfrischungen und der Händler mit den Traktätchen des Trostes. Man geht zurück, ordnet seine Gesichtszüge und benimmt sich dem Schaffner gegenüber, dessen Elektrische man besteigt, völlig normal und unbewegt. Allmählich bekommt man immer mehr Übung, das Zucken des Herzens wird leichter. Schließlich tut man es gewohnheitsmäßig, das Begraben und das Begleiten zum Bahnhof. Nur manchmal zuckt jäh die schmerzliche Erkenntnis auf, daß eines nur sicher ist: der Abfahrende hat es immer leichter als der Zurückbleibende; er kann auf ein Wunder hoffen, der Andre bestimmt nicht.

Manfred Georg

Zahlenmystik

Auf einer und derselben Zeitungsseite liest man: Der Antrag der Arbeiterpartei im Londoner Parlament wider den Abbruch der englisch-russischen

Beziehungen wurde mit 367 gegen 118 Stimmen abgelehnt; und: Der Antrag Aufhäuser-Sender-Rosenfeld auf dem Kieler Parteitag der Sozialdemokratie, Opposition statt Koalition zu treiben, wurde mit 255 gegen 83 Stimmen abgelehnt.

Dividiert man beide Ziffernpaare aus, so ergeben sich für die Oppositionen, beinah auf die Dezimalstelle genau, 24½ Prozent. Sehr, sehr, sehr merkwürdig! Die sozialistische Opposition in einem konservativen Parlament und die antikonservative Opposition auf einem sozialistischen Parteitag sind exakt gleich stark.

Es scheint ein Gesetz zu sein: Überall, wo formale Demokratie waltet, beträgt die Gruppe der mit der Zukunft Verbündeten 24½ Prozent. Über die Stufe von 24½ Prozent Opposition kommt der antikonservative Gedanke unter der Demokratie nicht hinaus. Aber 24½ Prozent Opposition heißt wirkungslose Opposition.

Wenn im Reichstag die neue Strafgesetzvorlage nächstens durchgepeitscht werden wird — welche dort, wo humane und soziale Gesinnung Streichung oder Milderung der Paragraphen fordert, die Höchststrafe meist von fünf Jahren auf zehn Jahre Zuchthaus erhöht —, dann wird nach einigem Kuhhandel das schwarzbläuliche Resultat gegen 24½ Prozent Opposition herausspringen.

Wenn im kommenden Kriege der Westmächte gegen Sowjetrußland die Partei der Vernunft in Deutschland strikte Neutralität empfehlen wird, wird der Reichstag den Eintritt Deutschlands in den Krieg beschließen, mit locarnesischer Begründung und gegen 24½ Prozent Opposition.

Wann endlich werden die 24½ Prozent sich in den Stand der Macht schwingen? Sie würden das Interesse von vierundneunzigeinhalb Prozent der Menschheit vertreten.

Kurt Hiller

Weber-Film

Dieser Film ist ein Anfang, ein Silberstreifen am Horizont nach langer Nacht. So muß man ihn bewerten, anstatt Einzelheiten zu bekritteln. Erfreulich, daß ein bedeutendes, aber oft an Niedlichkeiten vergeudetes Talent wie Zelnik hier einen Weg beschritten hat, der nicht unbedingt in die Publikumsgunst zu führen braucht. Was fehlt, ist die pittoreske Natürlichkeit der Volkstypen, wie sie Russen und Amerikaner einzusetzen haben, auch die Ausstattung riecht zu sehr nach frischem Firnis. Die Aufruhrszenen sind effektvoll herausgearbeitet, aber man darf nicht an den „Potemkin" denken und nicht an die fegende Vehemenz von Ingrams „Scaramouche". Aber in Deutschland ist das Genre ja überhaupt nicht beheimatet und warum soll die Filmregie da reussieren, wo die politische Regie stecken blieb?

Fr. Carlsen und Willi Haas, den Verfassern des Manuskriptes, ist hoch anzurechnen, daß sie nichts melodramatisch verbrämten, sondern das Elend in krasser Nacktheit wirken ließen; ebenso seien die vorbildlich knappen Zwischentitel hervorgehoben. Unter den Darstellern fällt besonders Dieterle als Moritz Jäger auf, und, holdes Wunder, Paul Wegener zeigt sich hier zum ersten Mal seit langem nicht als sein eignes Denkmal, sondern gelockert und vermenschlicht. Für die Aufführung im Capitol hat Schmidt-Gentner eine Musik geschaffen, die da packt, wo das Bild leer läßt, und das Weberlied mit seinem schnellen, stoßenden Rhythmus verdiente schon ein Publikum, das sich faszinieren läßt und mit geballten Fäusten den Text mitstampft. Hier waren bei der zehnten Aufführung lauter gesittete Leute, die ihre gute Kinderstube auch gegenüber der sozialen Revolution bewahrten und nur ein Mal, wenn Moritz Jäger der Weberfrau verwehrt, die silbernen Löffel zu stehlen, begeistert applaudierten.

So siegte zwischen Aufruhr und Unannehmlichkeiten für einen etwas zu schroffen Arbeitgeber der unerschütterliche Glaube ans deutsche Volkstum.

Lucius Schierling

Aux armes, Citoyens!

P r o g r a m m
f ü r d a s G a u t r e f f e n d e s R e i c h s b a n n e r s i n H a m b o r n a. R h.
am Samstag, den 21., und Sonntag, den 22. Mai.

S a m s t a g , den 21. Mai:
Abends 8 Uhr Fackelzug zum Stadion.
Feuerrede und Feuerwerk.
Kommers in den Festzelten.

S o n n t a g , den 22. Mai:
Vormittags 9,30 Uhr Ehrung der Gefallenen auf dem Ehrenfriedhof.
Gottesdienst in den Kirchen Bruckhausens.
2 Uhr nachmittags Sternenaufmarsch zum Hindenburg-Platz, Fahnenweihe, Einweihung der Friedrich-Ebert-Straße.

M o n t a g , den 23. Mai:
Vormittags 10 Uhr Konzert.
4 Uhr nachmittags K a f f e e t r i n k e n f ü r a l l e r e p u b l i k a n i s c h e n F r a u e n.

Zeitungsausschnitt

Marinettis Wehrprogramm

F. T. Marinetti, der bekannte Propagandist des Futurismus veröffentlicht im römischen ‚Impero' den folgenden Vorschlag.

S. Exz. Herrn General Cavallero, Unterstaatssekretär im Kriegsministerium.

Eine junge, hochbegabte Frau hat eine geniale Idee gehabt, die ich unterstützen und dem Publikum mitteilen möchte. Es handelt sich um eine Reform der militärischen Aushebung, die künftig bei den Sechzigjährigen beginnen und von da zu den Jungen fortschreiten soll. Diese futuristische Aushebung hat folgende Vorteile:

1. Dem siegreichen Vaterlande werden so für die Nachkriegszeit die jungen Leute erhalten, und ihnen bleibt die Berufskrise erspart; angenommen, der Zukunftskrieg vernichtet alle Frontkämpfer, nun, so bleiben alle Jungen am Leben!

2. Die Alten bekommen eine vaterländische Verwendung, sie haben anstelle eines traurigen Todes im Bett einen ruhmvollen und nutzbringenden Tod auf dem Schlachtfeld; umsomehr, als der Zukunftskrieg mit Flugzeugen, Autos und chemischen Mitteln nicht mehr mit muskelanstrengenden Märschen und Sturmangriffen verbunden ist, sondern den Mut des erfahrenen Mannes erfordert.

3. Die jungen Klassen werden für den Endstoß aufgespart, wenn die Armeen erschöpft sind.

4. Das Problem der eifersüchtigen jungen Frontkämpfer und ihrer zu Hause gebliebenen Frauen wird so gelöst.

Die Nation wird so viel mehr Kinder bekommen, und alleinstehende Frauen wird es nur noch unter den ältern geben.

Diese fascistisch-futuristische Aushebung, die Freiwillige jeden Alters nicht ausschließt, gestattet den siegreichen Jahrgängen von der Piave und vom Karst, sich noch ein zweites Mal für Italien zu schlagen.

Diese großartige, vaterländische Idee sollte beachtet werden, man wird sie freilich anfangs auslachen, dann aber loben, wie es schon oft mit unsern originellen Futuristengedanken gegangen ist.

Frühjahrseinkäufe

Frau Pola Negri kauft sich einen Prinzen,
Herr Dr. Goebbels kauft sich Judas Stamm,
Herr O. H. Kahn kauft Bahnen und Provinzen,
der Zentrumsführer kauft sich ein Programm.

Die Hollywooder kaufen deutsche Mimen,
Lord Chamberlain kauft frische Chinaboys,
die Arbeitslosen kaufen Hungerriemen,
Der Herr Geheimrat kauft sich 'nen Rolls Royce.

Max Reinhardt kauft sich in Newyork Madonnen,
der Deutsche Kronprinz kauft sich einen Hund,
Herr Dr. : (Pünktchen . . .) kauft sich Brecht
[und Bronnen,
die Seifenfirma kauft das Himmelsrund.

Die Ufa kauft sich neue Scherlsemiten
(Herr Hugenberg nimmt sie auch ungetauft),
Herr Westarp kauft sich Republik-Meriten.

Die I.G.Farben werden nicht gekauft.

Karl Schnog

Antworten

Henry Ford in Detroit. Sie haben die Rationalisierung des Arbeitsprozesses erfunden und halten sich gewiß für den Alleinherrscher im neuentdeckten Gebiet. Aber Sie sind doch nur ein Waisenknabe neben einigen deutschen Bahnbrechern der Normalisierung, wie sie sich in Fachblättern tummeln, besonders neben einem Herrn Willstein, der im „Konfektionär" vom 14. Mai die Bedeutung des „zeitgenormten Verkaufs" für den Einzelhandel nachzuweisen sucht. Jener Willstein entwickelt seine Anschauungen folgendermaßen: „Die Kunden ‚zeitgenormt' bedienen, darf nicht in das Reich der Utopie verpflanzt werden. Denn grade der Einzelhändler mit seiner überlieferten Organisationsfähigkeit müßte wissen, wie lange man verkaufen darf: an einem Paar Strümpfen, an einem Mantel, an einem Herrenkragen, an einem Strang Wolle ... Es darf nicht sein, daß eine Leistung, die gleich einer anderen ist, die doppelte Zeit oder länger in Anspruch nimmt. Daß jemand in Permanenz längere Zeit, sagen wir während eines ganzen Monats, braucht, um nur ¾ der Zahl der Kunden zu bedienen, wie die Kollegin. Wenn der Einzelhandel sein Personal und alle Anwärter für die Berufseignung psychologisch analysieren läßt, wie das heute schon in manchen Großstädten geschieht, so muß es als eine Notwendigkeit der modernen Organisation betrachtet werden, den Verkauf auf Zeit zu normen. Welche Umsätze erzielt werden müssen, ist bereits im ‚Rundfunk' besprochen worden. Versuchen wir es nun, auch den Angestellten den Gedanken der Zeitnorm beizubringen, und zwar durch den Anreiz zur Leistungssteigerung. Wir fertigen statistische Zeichnungen an, die in der Kantine oder am schwarzen Brett aushängen und zeigen hier ... die drei höchsten Umsätze in der Abteilung Kleiderstoffe und die abgefertigten Kunden ... Daß die Höchstleistungen entsprechend belohnt werden, ist natürlich, denn jede Mehrarbeit verlangt Anerkennung, denn nach dem Finish bekommt jedes Vollblut als Ablösung der Peitsche seinen Zucker!" Da staunt selbst ein Henry Ford, nicht wahr? Denn Der ist doch nicht nur ein industrielles Genie, sondern auch ein Sozialpolitiker ohne Scheuklappen, der die Menschenwürde seiner Arbeiter achtet, mustergültige Einrichtungen schafft und anständige Löhne zahlt. Von solchen Verirrungen halten sich die deutschen Normungstalente selbstverständlich fern. Zuckerbrot und Peitsche! ist Inbegriff ihrer Weisheit, die Objekte ihrer Künste aber sind geduldig, ob sie geklapst oder gestreichelt werden, und bis zum Finish dauert es noch lange.

Moralist in Kassel. Sie beglücken uns mit einer langen Abhandlung über Maria Pape, das schnell entlarvte „Heldenmädchen von Kassel". Nein, wir wollen nicht. Wozu auf das arme Mädel loshacken? Es gibt halt viele Methoden, berühmt zu werden, und die hier war noch nicht die schlimmste. Seien Sie milde. Ein Kindermädchen namens Maria Pape zu überführen, ist leicht. Dazu genügt eine kleine polizeiliche Recherche. Aber wäre es eine Prinzessin gewesen, dann läge der Fall schon schwieriger. Nur die Lügen der armen Leute haben kurze Beine, die Legenden von den Großen dagegen stelzen triumphierend durch ein Jahrtausend.

Rudolf Braune. Sie schreiben: „Immer wieder, zuletzt in Carl v. Ossietzkys Bemerkungen zum Austritt des Abgeordneten Rosenberg aus der KPD (Weltbühne Nummer 18) wird in verschiedenen Zeitschriften der deutschen Linken die kommunistische „Bonzokratie" ironisiert, die „Parteiwebel", wie Kurt Hiller so schön schreibt. Die landläufige Vorstellung über den Aufbau einer Partei ist: Verein. Ortsgruppe mit Kassierer und Vereinsfahne. Etwas Krähwinkel und etwas Herdentrieb. Dann kommt die Glosse: Polemik und Ironie. „Immer sind es die Intelligenzen, die aussortiert werden." Dazu ist

zu sagen: Die deutsche Kommunistische Partei von 1927, die eine Andere ist wie Die von 1921, 1922, ja sogar 1923, wo Intellektuelle in leitende Funktionen gelangen konnten, ohne vorher den Weg von unten auf mitgemacht zu haben: Beitragskassierung, Flugblätter entwerfen, Flugzettel kleben, den Weg durch Dreck, Kleinarbeit und Gefahr, unterscheidet sich in ihrem Organisationsaufbau fundamental von dem der anderen Parteien: Statt Wohnortsorganisation die Betriebszelle. Die KPD ist heute fast vollständig auf Zellen ummontiert. Und Keiner weiß draußen, was eine Zelle ist. „Rosenberg ist gegangen, weil er seinen Lebensraum immer enger werden sah." Richtig. Also, da Dies den Kindern den meisten Spaß macht: Moskau gab den Kommunistischen Parteien den Befehl, die Organisationsform zu ändern. Einige sind damit fertig, die deutsche, die tschechoslowakische, die italienische Partei; die Letztere rettete dadurch ihr Leben; Mussolinis Verbot der KPI ging an ihr spurlos vorüber. Die Basis der Zelle ist die Fabrik, dort sind die Massen, dort sind die Agitationsmöglichkeiten am mannigfaltigsten. Ein Verbot der Partei aber, mit dem die Vorhut der Arbeiterklasse immer rechnen muß, kann die Zelle nicht treffen, die schon in einigermaßen ruhigen, „legalen" Zeiten gezwungen ist, in der Fabrik unterirdisch zu arbeiten, um dem Unternehmerterror keine sichtbare Angriffsfläche zu bieten. Und wo bleiben die Intellektuellen? Die Lehrer, Ärzte, Schriftsteller, Schauspieler? Sie werden Betriebszellen zugeteilt. Und nun kommt die schöne reinliche Scheidung. Entweder fügen sich diese Leute in die Zelle ein (unsern Proleten ist die Ehrfurcht vor den „Studierten" vollkommen abhanden gekommen. Gott sei Dank!) und ihre bürgerlichen, „intellektuellen" Hemmungen werden im brutalen Tageskampf, in der Gewerkschaftsarbeit, im Kampf um 5 Pfennige Lohnerhöhung beim Adressenschreiben abreagiert oder sie werden „aussortiert". Allerdings bedeutet dieses restlose Einfügen und Unterordnen für den Intellektuellen eine Nivellierung, die Viele nicht aushalten. Es geht Manches dabei kaputt. Die konsequente zielklare proletarische Partei muß in dem aufreibenden Kampf um die Zukunft die Parteimitglieder als Einzelwesen, als „Intelligenzen" abtöten. Zerstörung der Persönlichkeit. Um den Preis des Sieges der Ausgebeuteten." Das ist gewiß sehr interessant, und Rudolf Braune sei besonders eingeladen, sich hier noch ausführlicher darüber zu äußern. Aber eine Bemerkung dazu sei doch erlaubt: Wir glauben nicht recht an die mystische Kraft des Zettelklebens. Aber in deutschen Revolutionen spielt wohl Kleister eine größere Rolle als Blut.

Kinobesucher. Warum laßt ihr euch eigentlich die reaktionäre Wochenschau der Hugenbergfabrik gefallen, die jede Woche mindestens ein Bild Hindenburgs in voller Kriegsbemalung und seiner Reichswehr bringt. In den großen Filmhäusern klatschen die Nationalisten bei solchen Gelegenheiten demonstrativ Beifall; wer zischt, kann ein Verfahren wegen Beleidigung des alten Herrn und seines Spielzeugs gewärtigen. Aber gebraucht doch dieselben Mittel wie Jene, die da so hysterisch nach der Militärknute schreien: droht allen Kinobesitzern Boykott an, die die Darbietung der Bilder dieses Republikschutzes und -schützers einem gefüllten Hause vorziehen.

Neugieriger. Sie erkundigen sich, wie der in der vorigen ‚Weltbühne' zitierte masochistische Roman heiße und wo er zu beziehen sei — aus rein wissenschaftlichem Interesse natürlich. Wir wissen es nicht. Aber kommen Sie doch mal auf die Redaktion, wir haben einen illustrierten Prospekt für solche Sachen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Zwischen London und Moskau

von Carl v. Ossietzky

Wir sind neutral. Nicht in Erinnerung an jenes Belgien, das unsre Truppen überschwemmten, weil laut amtlicher Erklärung der von allen Seiten Bedrohte sich durchschlagen muß, wie er irgend kann. Niemand denkt an das Beispiel Belgien. Wir sind neutral, nicht, weil wir so wollen, sondern weil wir vielfach gekettet sind. Weil uns der eine Pakt nach Osten, der andre nach Westen bindet. Weil wir in einem so engmaschigen Netz von Verträgen verhaspelt sind, daß auch der gewiegteste Staatsjurist kaum mehr zu ergründen vermöchte, welches von den zahlreichen Engagements das hauptsächlich verpflichtende ist. Das ist ein absonderlicher Zustand, den wir, weil das gemünzte Wort fehlt, Neutralität nennen. Die große Presse ist entzückt und sonnt sich in der neuen Rolle. Wir haben seit zehn Jahren alle politischen Moden hingebend mitgemacht. Eine stand noch aus und wird erst jetzt reichlich ausgekostet: wir sind Neutralien.

Symbol dieser Haltung ist kaum der Genius des Friedens, der in Deutschland noch immer als lästiger Ausländer behandelt wird, als vielmehr der finanzkundige Gott mit der geflügelten Ferse. Herr M. Philips Price, ein englischer Publizist, der Deutschland und Rußland gleich gut kennt, schreibt im ‚Labour Leader': „Die Entwicklung des russischen Marktes ist von größter Bedeutung für Deutschland geworden. Während die City an die deutsche Regierung, an deutsche Kommunen, wie Hamburg, und an das deutsche Kalisyndikat Geld ausleiht zu sieben und acht Prozent, gewähren die deutsche Regierung und die Industriesyndikate dem russischen Staat Exportkredite zu zehn und zwölf Prozent ... 1926 wurden zwei bedeutende Kredittransaktionen zwischen Moskau und Berlin abgeschlossen. Zuerst kam eine kleinere Anleihe von sechzig Millionen Mark mit einer Frist von sechs Monaten zustande. Dieser Betrag wurde von der Sowjetregierung pünktlich mit Zinsen zurückgezahlt. Dann folgte eine große Anleihe in Höhe von hundert Millionen Mark, rückzahlbar in ein bis zwei Jahren. Seither wurde noch ein weitrer Kredit von sechzig Millionen Mark gewährt. Der Erfolg dieser Politik einer Kreditgewährung an Rußland ist der, daß verschiedene große deutsche Maschinenfabriken für Monate voraus mit Aufträgen für Maschinen für Rußland versehen sind. Natürlich herrschen in Deutschland noch immer wirtschaftliche Depressionen und große Arbeitslosigkeit, die Löhne sind geringer als in England und die Preise für viele notwendige Agrarprodukte infolge der durch die Junker stark beeinflußten Gesetzgebung des letzten Jahres höher als die Weltmarktpreise. Aber die gegenwärtigen kapitalistischen Herren Deutschlands haben die Notwendigkeit eingesehen, den Handel mit Rußland mit Hilfe von Staatskrediten zu forcieren und sie haben das bis heute mit keinem schlechten Erfolg getan. Indirekt haben sie das Geld dazu ver-

wandt, das sie sich in England zu diesem Zweck zu einem billigern Zinssatz gepumpt haben."

Das nennt man Neutralität. Die Motive: Profit und Verlegenheit, sind etwas verschmiert und riechen nicht schön. Aber in Anbetracht schlimmerer Möglichkeiten muß zugegeben werden, daß diese Haltung der Vernunft noch am nächsten kommt. Und es fragt sich auch, ob die politische Vernunft, bei uns und anderswo, vornehmere Eltern hat und jemals haben wird.

*

Aber wird selbst diese Linie gewahrt werden können? Nach Westen zieht doch die Mitgliedschaft beim Völkerbund und die Mehrzahl und der vertraglichen Verpflichtungen; nach Osten das Geschäft. An Rußlands Seite zieht der Haß gegen Polen und der Kurs der leitenden Militärs, wenngleich die Anhänger der deutsch-russischen Giftgasfreundschaft durch das Ausscheiden des Generals von Seeckt ihren führenden Kopf verloren haben.

Auch sonst kommt noch einiges hinzu, was den Russophilen unter der Generalität das Konzept verdirbt. Die Herren waren auf ganz andre politische Konstellation als die jetzige eingerichtet. Im Mittelpunkt ihrer Berechnungen stand ein Polen, das von dem andern Erbfeind Frankreich unterstützt wird, während sie sich England als wohlwollenden und an Deutschlands Sache nicht ganz uninteressierten Zuschauer dachten. Diese Rechnung stimmt nicht mehr. Nicht mehr Frankreich hat das Patronat über Polen, sondern England. Nicht Frankreich, nach einer bei uns geglaubten Legende der traditionelle Unruhestifter Europas, sondern England hat unvermittelt einen die ganze Welt beunruhigenden Konflikt vom Zaun gebrochen. Bei der Auseinandersetzung zwischen London und Moskau, hält sich die französische Politik bis jetzt, und hoffentlich auch in Zukunft, vorsichtig zurück. Vater aller Verlegenheiten ist der geneigte Inspirator unsrer Außenpolitik, ist England. Das erklärt die unerwartete Schweigsamkeit unsrer Militaristen, aber auch die plötzliche Mattigkeit der Offiziellen in der Wilhelm-Straße. Zugleich zeigt sich, daß die vielgepriesene Wiederflottmachung unsrer Außenpolitik unter Stresemann nur ein Phantom ist. Wir sind weitergekommen, gewiß, aber nur auf vorgeschriebener Strecke und mit geborgter Kraft. Das Sausetempo unsres Fortschritts in diesen Jahren verdanken wir englischen Motoren und einer von England sorgfältig festgelegten Route. Stresemann durfte nur chauffieren.

Die Fahrt ist einstweilen zu Ende. Der Wagenlenker ist verwirrt abgestiegen und gibt sich redliche Mühe, die neuen Signale nicht zu hören. Die englische Orientierung, von Fridericus bis Stresemann, von Pitt bis d'Abernon, die deutsche Außenpolitik immer beeinflussend, oft beherrschend, hat einen bitterbösen Chok erlitten. Diesen Tatbestand herauszuschälen, wäre grade jetzt eine Aufgabe unsrer Presse. Doch grade darüber liest man sehr wenig. Die Blätter registrieren sorgfältig, was die englischen und russischen Machthaber zu sagen haben, aber wir erfahren nicht, wie Deutschland steht. Und

vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern, wo das Foreign Office die Rechnung für die erwiesenen Freundlichkeiten präsentieren wird.

*

Die englische Orientierung hat bisher keine einzige Probe bestanden, doch sie scheint unverwüstlich. Auch dieser neue Stoß ist schon überwunden. Alle Enttäuschungen sind dazu da, um vergessen zu werden. Bethmann, händeringend und schluchzend vor Bunsen — vergessen. Rosenberg, am leeren Schreibtisch auf Englands machtvolles Schiedswort harrend — vergessen, vergessen. Hat es auch dies Mal wieder blaue Flecken gegeben, so ist doch der Mann mit der heilenden Salbe schon da: — Lloyd George. Die deutsche Fähigkeit zur Illusion hat wieder ein Narkotikum gefunden, sich in neuen Rausch zu steigern. Der Glaube an die Zukunft des alten Lloyd George muß über die gefährliche dünne Luft der Gegenwart hinweghelfen. Der Glaube an die überwältigende staatsmännische Genialität von Lloyd George hat für unsre Linkspresse überhaupt den Wert eines außenpolitischen Axioms. Zugegeben, daß der noch immer sehr wetterfeste alte Herr in seiner erbarmungslosen Kritik der Baldwin-Regierung den gesunden Menschenverstand für sich hat. Zugegeben selbst, daß er nach den nächsten Wahlen etwa in einem Koalitionskabinett MacDonald thronen wird — was besagt das für die Gegenwart? Und welche Garantien bedeutet grade der viel wollende Außenpolitiker Lloyd George, daß er das als vernunftvoll Erkannte auch im Besitz der Macht weiter verfolgt? Dieser eminente Innenpolitiker und Sozialreformer, hat, vom Flackerlicht des Ehrgeizes hin und her getrieben, in den Bereichen der Weltpolitik stets eine bis zur Kriminalität frivole Hand bewiesen. In England hat man die Erinnerung an seine Escapaden besser bewahrt als bei uns. Hier, wo noch immer an den Ketten von Versailles gezerrt wird, weiß man nicht mehr, daß Lloyd George der Schöpfer der Europakarte von Versailles ist, daß er es war, der in Genua Deutschland mit der Verantwortung für das Scheitern der Konferenz belud und damit Poincaré zum Fraß vorwarf. In England aber hat man die Erinnerung an noch mehr bewahrt, zum Beispiel: an den griechisch-türkischen Krieg von 1922, mit dem Brand von Smyrna und der vernichtenden Niederlage des armen griechischen Mietsoldaten. Doch in Deutschland denkt man nicht kritisch zurück. Alle politische Sehnsucht hier rankt sich gern um einen fernen Helden, der schaffen soll, was man selbst nicht schaffen kann.

*

Einstweilen scheint die Unternehmungslust der englischen Regierung gestillt zu sein. Dennoch treten wir jetzt in eine Zeit der Gefahren, wo sehr schnell irgend ein dummer Zwischenfall zu militärischen Aktionen führen kann. Die Diehards und Blockheads der englischen Regierung hoffen, Rußland durch eine Wirtschaftsblockade dem innern Verfall entgegenzutreiben und das gegenwärtige Regime an Auszehrung eingehen zu lassen. Aber grade ein schonungslos eingekapseltes Rußland könnte in letzter Stunde einen Ausfallspunkt suchen, und damit wäre die Katastrophe da.

Noch befindet sich die Entwicklung im Anfang, und für dieses Stadium mag unsre Neutralität, diese Mischung aus Geschäft und Angst, genügen. Doch für die Dauer ist das zu wenig. Mit einer katzbuckelnden Neutralität ist da nicht gedient. Sie muß bewußt werden. Sie muß eine Waffe werden. Die deutsche Neutralität muß fruchtbar werden für Europa. Hier muß sich alles kristallisieren, was auf unserm Erdteil noch an Friedenswillen und Vernunft lebt.

Es soll hier kein deutscher Schiedsversuch für den englisch-russischen Streitfall vorgeschlagen werden. Deutschlands Aufgabe kann nur Abwehr sein und Sammlung aller friedengewillten Kräfte. Für einen Makler sind die beiden Streitenden zu groß und zu eigenwillig. Beide müssen von selbst wieder an den Verhandlungstisch finden. Je isolierter sie bleiben, je ruhiger die Welt ihre Kampfrufe aufnimmt, desto kürzer wird die leidige Frist sein.

*

Rotfront demonstriert in Berlin für Rußland. Wie im vorigen Jahr ein schöner, stattlicher Aufmarsch. Lauter famose, adrette Gestalten; Die sehen ganz anders aus als die revanchedurstenden Heringsbändiger der nationalen Verbände. Sie haben Schliff und tragen sich wie Soldaten. Alles klappt wie am Schnürchen. Nur wird man das bedenkliche Gefühl nicht los, daß man dies Alles ja schon beim preußischen Kommiß gesehen hat. Dieser Stechschritt! Wirklich, das bißchen Verstand, das die Potsdamer noch zuzusetzen hatten, scheint den Jungens hier definitiv in die Kniekehlen gefahren zu sein. Das sagt nichts gegen den Einzelnen, der aufopferungsvoll und gutgläubig hergekommen ist und der sich gewiß als Kombattant einer Revolutionsarmee fühlt. Ihr armen Leute, weiß Gott, für wen ihr noch einmal marschieren werdet. Das populärste Plakat des Aufzugs proklamiert: Krieg dem imperialistischen Kriege! Das heißt also, daß die obern Kommandostellen mit sich reden lassen, wenn man ihnen nachweist, daß der nächste Krieg kein imperialistischer ist. Da dieser Nachweis schon ein Mal, 1914, bei den Sozialdemokraten aufs beste geglückt ist, so steht nicht an, zu bezweifeln, daß der Dreh auch ein zweites Mal bei ihren radikalern Söhnen gelingen wird. In visionärer Erkenntnis kommender Dinge sehen wir schon das beliebte Lehrbuch der Geschichte von Neubauer vor uns, Ausgabe von 1956, und lesen darin die folgende markante Stelle: „... sehr verdient gemacht um die Erhaltung der deutschen Volkskraft in einer Periode trauriger pazifistischer Erschlaffung hat sich auch der Rote Frontkämpferbund unter Führung des Kommunisten Thälmann. Nicht zum wenigsten dieser militärischen Durchdringung der Arbeiterschaft verdanken wir unsre herrlichen Siege in Frankreich und Polen. Wenn auch die Ziele dieses Bundes ursprünglich rein parteipolitische waren, so hat er sich doch in der Stunde der Gefahr dem Vaterland nicht versagt, und wir nennen den einstigen Revolutionär Thälmann, der noch heute rüstig unter uns weilt, ehrenvoll zusammen mit dem geliebten Namen des Turnvaters Jahn."

Das Erwachen des Bauerntums von Otto Corbach

„Das Drittel des ländlichen Nachwuchses, das in die Städte „abwandert", bekennt Walter Claassen im ‚Reichslandbund' vom 7. Mai 1927, „stellt tatsächlich eine Auslese der Besten dar". Nach den Gesetzen der Naturwissenschaft sollte man danach annehmen, daß der Weg in die Zukunft der Menschheit über die Stadt führt. Claassen aber ist, wie die meisten Agrarpolitiker, überzeugt, daß, „wenn diesem Prozeß nicht irgendwie entgegengearbeitet wird", davon eine Vernichtung der gesamten Volkskraft zu erwarten sei; „denn", meint er, „die städtische Kultur ist ein ‚fressend Feuer', dessen Glanz alles vom Lande an sich lockt, was Unternehmergeist und Tatkraft in sich fühlt, um es in diesem Feuer leuchten und doch zuletzt — zerstören zu lassen." Darum sollen nicht jene Besten herrschen, die in die Stadt zogen, sondern die Minderwertigen, die an der Scholle kleben, sei es auch unter menschenunwürdigen Bedingungen. Man soll den Landflüchtigen die Nahrungszufuhr aus dem Auslande abschneiden und ihnen den heimischen Brotkorb höher und höher hängen, damit sie sich nach den ländlichen Fleischtöpfen zurücksehnen und mit der Stadt ihrem eignen sichern Verderben entrinnen.

Die Wahrheit ist, daß die meisten landwirtschaftlichen Betriebe bei uns veraltete Gebilde innerhalb einer Wirtschaftsgesellschaft bedeuten, deren zweckentsprechendste Siedlungsform vorläufig die moderne Stadt darstellt. England, die Vereinigten Staaten und die britischen Dominions sind schlagende Beweise dafür, daß eine moderne Wirtschaftsgesellschaft ohne Bauern bestehen kann. In England gibt es einen selbständigen Bauernstand nur als ein kümmerliches Rudiment aus vorkapitalistischer Zeit; die Farmen der Union, Kanadas, Australiens, Neuseelands, Südafrikas aber kann man ebensowenig mit europäischen Bauernwirtschaften auf eine Stufe stellen, wie eine moderne Fabrik mit einer Hufschmiede. Diese Farmen sind landwirtschaftliche Fabriken, die sich in der Regel auf die Massenerzeugung einer bestimmten Fruchtart spezialisiert haben. In Westaustralien wurden zum Beispiel bei der letzten Ernte von einer Fläche von 2 700 000 acres 30 Millionen Bushel Weizen gewonnen, von denen 24 Millionen Bushel ausgeführt werden konnten. Die fortschreitende Industrialisierung der Landwirtschaft in den überseeischen Tochterstaaten Englands bewirkt, daß die Lebensmittel für alle und die beträchtlichen Ausfuhrüberschüsse von einem immer kleiner werdenden Bruchteil der Bevölkerung erzeugt werden, während in ausgesprochen europäischen und asiatischen Bauernländern acht bis neun Zehntel der Bevölkerung sich mühsam abrackern müssen, um für sich und den Rest die notdürftigsten Nahrungsmittel zu beschaffen. Im Jahre 1922 siedelten in den Vereinigten Staaten gegen 2 Millionen Landbewohner mit ihren Familien in die Städte über, während die landwirtschaftliche Erzeugung trotzdem zunahm. Man rechnet damit, daß in absehbarer Zeit zwei Zehntel des Volkes der Vereinigten Staaten für dessen landwirtschaftliche Selbstversorgung ausreichen werden. Diese

durchgreifende Technisierung und Rationalisierung des amerikanischen Wirtschaftslebens hat dazu geführt, daß dessen Arbeitsleistungen der Arbeit einer über keine Maschinen verfügenden vierzig Mal so großen Bevölkerung wie die der Union entsprechen. Die wirtschaftliche Produktionskraft der Union ist pro Kopf der Bevölkerung mehr als doppelt so groß wie die Englands, zweieinhalb mal so groß wie die Deutschlands, dreißig Mal so groß wie die Chinas.

Trotzalledem reden sich weite Kreise in kontinentaleuropäischen Ländern ein, daß der Bestand an kleinbäuerlichen Wirtschaften nicht nur behauptet werden könne, solle und müsse, sondern daß es auch möglich und gemeinnützig sei, durch eine großzügige innere Kolonisation einen großen Teil der städtischen Bevölkerung wieder „seßhaft" zu machen. In Wirklichkeit handelt es sich hierbei hauptsächlich nur um verzweifelte Versuche der Hüter der bestehenden Ordnung und der ihnen bewußt oder unbewußt dienstbaren Ideologen, durch künstliche Erhaltung überlieferter, aber veralteter Lebens- und Wirtschaftsformen das Heer der „Totengräber" des Kapitalismus nicht allzu rasch anschwellen zu lassen. Der Bauer selbst, der wahrnimmt, wie Verkehrs- und Wanderungsbeschränkungen für ihn und seinen Nachwuchs wieder mittelalterliche Hörigkeitsverhältnisse heraufbeschwören, beginnt aus der agrarpolitischen Hypnose, die ihn in der heimischen Scholle den Sinn des menschlichen Daseins sehen ließ, zu erwachen. Er merkt, daß die Welt der modernen Technik, sich mehr und mehr von ihm absondert und ihn verkümmern läßt. Ist es denn ein Zufall, daß die Bauernmassen in China gegenüber dem Imperialismus fremder kapitalistischer Staaten zu vollständiger politischer Ohnmacht herabsanken, bis städtische Intellektuelle im Bunde mit Industrieproletariern und fortschrittlichen Kapitalisten eine erfolgverheißende nationale Unabhängigkeitsbewegung organisierten? Der zur Erkenntnis der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Realitäten der Gegenwart erwachte Bauer sieht klar, daß die Logik der modernen Technik auf den Untergang seines Standes hinarbeitet. Sein Selbsterhaltungstrieb mag ihn mit Recht fordern lassen, daß die Gesellschaft seinen Betrieb aufrechterhalten helfe, solange sie ihm keine gleichwertige Existenz zu bieten hat, aber sein Gattungsinstinkt läßt ihn mehr und mehr um seines Nachwuchses willen Anschluß bei den der Industrie verbundenen Bevölkerungsgruppen suchen. In allen dünnbevölkerten überseeischen Ländern ist der kontinentaleuropäische Bauernsohn oder Landarbeiter der willkommenste Einwanderer. Für viele Millionen von ihnen könnten dort leicht Lebensmöglichkeiten geschaffen werden, die mit den Tendenzen der modernen Weltwirtschaft tausendmal besser in Einklang zu bringen sind als ihre frühere Lebensform. Wenn die Kapitalisten ihnen dazu nicht verhelfen können oder wollen, so werden sie auch bei uns mit der Zeit in den Ruf der städtischen Industrieproletarier mit einstimmen: „Zum Teufel mit diesen Kapitalisten, wenn sie den Fortschritt der modernen Technik nur mit dem Anwachsen der Arbeitslosigkeit erkaufen lassen können!"

Severings Watterwinkel von Berthold Jacob

Carl Severings Rechenschaftsbericht über seine Tätigkeit als Reichs- und Staatskommissar im Befehlsbereich des Generalkommandos des früheren VII. Armeekorps während der Jahre 1919 und 1920 liegt jetzt als Buch (im Verlag der Buchhandlung Volkswacht, Bielefeld) vor, und man kann nicht sagen, daß die an sich nicht grade grandiose Reihe der Memoirenwerke aus Kriegs- und Umsturzzeit durch diese Schrift eine wesentliche Bereicherung erfahren hätte.

Bereits in der Einleitung kommt der autoritäre Sozialismus Carl Severings voll zur Geltung. Da finden sich Worte, zur Charakteristik des Mannes weit bedeutsamer als eine Durchröntgung seines politischen Knochengerüsts.

> Es war darum kein Wunder, heißt es da, daß nach dem Zusammenbruch die Demagogie und Verhetzung gerade im Industrierevier einen günstigen Nährboden fand... Es waren die Sklaven, die sich von ihren Ketten zu befreien versuchten und die nun das Revier erzittern ließen! Mord, Raub, Plünderungen und Mißhandlungen waren an der Tagesordnung.

Severing schildert zunächst die Situation im Kohlengebiet, wie sie sich um die Jahreswende 1918/19 herausgebildet hatte. Ihr Mittelpunkt ist das Streben der radikalisierten Arbeiterschaft nach der von den Volksbeauftragten verheißenen „Sozialisierung des Bergbaus". Severing findet harte Worte gegen die proletarischen Verfechter dieser Forderung, ohne doch zu erwähnen, daß seine Freunde, die Ebert und Landsberg und Scheidemann es waren, die das Nachtgespenst dieser unmöglichen Sozialisierung in offiziellen Aufrufen an die Plakatsäulen der Städte und an die Steinmauern noch des letzten ostelbischen Dorfes gebannt hatten.

Die Darstellung der vielen Streiks im Kohlenbergbau während dieser verworrenen Monate nimmt breiten Raum ein. Severing registriert das Communiqué der Zentralstreikleitung vom 6. April 1919, das verkündet hat: 221 Schachtanlagen mit 400 000 Bergarbeitern befinden sich im Ausstand. Am 7. April erfolgt dann seine Ernennung zum „Staatskommissar für die mit der Arbeitseinstellung in Verbindung stehenden Verwaltungsmaßnahmen" durch den preußischen Innenminister Wolfgang Heine und gleichzeitig die Bestellung zum Reichskommissar im Befehlsbereich des Generalkommandos VII. Armeekorps mit der Maßgabe, „auf Grund des Belagerungszustandes im Zusammenarbeiten mit dem Kommandierenden General alle militärischen und politischen Maßnahmen zu treffen, die Sie für notwendig halten". Und nun beginnt die historische Stunde Carl Severings. Wie dieser historischen Stunde begegnet wurde, das soll hier an Hand seiner Darlegungen in Kürze untersucht werden.

Auf die Haltung des Kommandierenden Generals in Münster kam in dieser schweren Stunde viel an. Severing schildert die Entschlußunfähigkeit seines Generals:

> Ich erkannte sehr bald, daß es ihm (dem General Freiherrn von Watter) darauf ankam, abzuwarten und erst dann mit einer klaren Stellungnahme hervorzutreten, wenn die be-

rühmten 51 Prozent des Erfolges für die eine oder die andere Seite gegeben waren.

Die andere Seite — das waren die Hochverräter in Berlin, die Kapp, die Lüttwitz und Ehrhardt. Watter erklärte also seine „Neutralität", die allein schon den Tatbestand des Hochverrats erfüllte. In den folgenden Tagen schob er seine Truppen und vornehmlich diejenigen Teile der ihm unterstellten Freikorps, die sich sogleich offen für die Rebellenregierung erklärt hatten, an die Arbeiterquartiere heran. Dort hatte sich unter dem gewaltigen Eindruck des Militärputsches spontan ein Gegenstoß der organisierten Arbeiterschaft entwickelt, die mit dem Zentrum Hagen zunächst unter Führung der hier sehr verständigen Unabhängigen Sozialdemokraten stand. Die Leitung dieser Abwehrbewegung lag in den Händen der Unabhängigen Josef Ernst und Konrad Ludwig aus Hagen, des Lehrers Stemmer aus Bommern und des Abgeordneten Walter Oettinghaus. Ihnen schlossen sich sehr bald die Instanzen der SPD und KPD und endlich auch die lokalen Organisationen der Demokratischen und Zentrums-Partei, wie auch der Gewerkschaften an. Die „Rote Armee" des Ruhrreviers umfaßte also stattliche Kontingente des verfassungstreuen Bürgertums.

Zunächst bewaffnete sich die Arbeiterschaft aus den vorhandenen, geringen Beständen lokaler Fabriks- und Sicherheitswehre, und als am 15. März die Kolonne Hasenclever mit einer Feldbatterie sich Hagen näherte, fielen unter Ernsts Kommando etwa tausend dürftig bewaffnete Arbeiter bei der Stadt Wetter in Westfalen über die Truppe her, schlugen sie und zwangen die Trümmer zur Kapitulation. Zwei Geschütze, eine Anzahl Maschinengewehre und die gesamten Infanteriewaffen der Abteilung fielen den Arbeitern in die Händ. In der gleichen Nacht erfolgte der zweite Schlag, auf dem Bahnhof von Herdecke. Wieder wurden bewaffnete Arbeiter durch Sirenen zusammengeführt. Als der Führer, ein Hauptmann Lange, erkannt hatte, daß jeder weitre Widerstand nutzlos geworden war, ergab er sich mit seiner Abteilung. In den folgenden Tagen wurden die Freikorps Schulz und Lützow, wie die größere Kampfgruppe des Generals Gillhausen ebenso geschlagen oder, wie das Korps Lichtschlag im Gefecht bei Aplerbeck, vernichtet. Remscheid wurde nach mehrstündiger Beschießung genommen. Die kappistische Besatzung der Stadt Essen, die sich nach verlustreichen Kämpfen um den Wasserturm konzentriert hatte, wurde buchstäblich zertreten. Dort war von seiten der Truppe zuerst die weiße Fahne gezeigt, die sich daraufhin ohne Arg nähernden Arbeiterabteilungen aber trotzdem unter Feuer genommen worden. Die Szenen vom Wasserturm sind der Arbeiterschaft späterhin immer wieder als bestialische Ausschreitung zur Last gelegt worden. Es fällt schwer, sie zu verteidigen.

Severings Bemühungen auf Beendigung der Kämpfe nach dem Zusammenbruch des Kappschen Unternehmens führten am 23. März zum Abkommen von Bielefeld. Die Vertreter der erfolgreich gebliebenen Arbeiterschaft stimmten den Bestimmungen des Abkommens zu, die die Zurücknahme der Fronten und die Wiedereinsetzung der verfassungsmäßigen Gewalten stipu-

lierten, soweit sie sich nicht etwa durch die Unterstützung des Putsches kompromittiert hätten.

Die Kämpfe hätten zu Ende sein können. Aber jetzt wirkte sich die ganze sture Blindheit der kommunistischen Führer aus. Sie hatten sich in Essen ihre eigne Kampfzentrale geschaffen und setzten die sinnlos gewordenen Angriffe auf die Festung Wesel fort. Ihre Tollheiten gaben dem Watterschen Generalkommando den ersehnten Anlaß, ihre Wut zu kühlen. Die Kämpfer für die Republik wurden dem weißen Schrecken preisgegeben.

Gaben auch kommunistische Ausschreitungen vielfach den Vorwand, so wurde doch auch von Anfang an das bielefelder Abkommen militärischerseits in keiner Weise geachtet. Severing selbst teilt mit, daß der Hauptmann v. Hanstein vom Stabe des Wehrkreiskommandos im „Nachrichtenblatt des Wehrkreiskommandos" geschrieben hätte, daß für die Zugeständnisse der Gegenseite im bielefelder „Waffenstillstandsvetrrag" Gegenleistungen seitens des Wehrkreiskommandos nicht zugesichert seien.

Am 28. März antwortete die Reichsregierung, gezeichnet: Müller, Geßler — auf die wiederholten Ansuchen des Generals v. Watter auf Erlaubnis zum Einmarsch in das angeblich noch insurgierte, tatsächlich aber mit jedem Tag mehr zur Ruhe kommende Ruhrbecken mit einem Ultimatum an die Arbeiterschaft. Es forderte sofortige Waffenniederlegung und wurde vom General v. Watter, mit Datum vom folgenden Tage, ergänzt mit einer Anzahl unmöglicher Forderungen auf Ablieferung überhaupt nicht vorhandener Kampfmittel und Munitionsquanten, wie sie niemals im Besitz der „Roten Armee" gewesen. Severing sagt dazu:

> Man kann darüber streiten, ob die Zusätze des Militärbefehlshabers zweckmäßig waren — sie sind ohne meine Zustimmung dem Aufruf der Regierung angehängt worden —...

Es mag Leute geben, die diese Entschuldigung nicht gelten lassen werden. Die Bestellung des Reichskommissars besagte: „... auf Grund des Belagerungszustandes im Einvernehmen mit dem Kommandierenden General alle militärischen und politischen Maßnahmen zu treffen, die Sie für notwendig halten." Unterschrift: Noske.

Der schwache Mann sah ohnmächtig der Willkürherrschaft des Generals zu. Betont soll allerdings immer wieder werden, daß die Kommunisten sich gleichfalls nicht an das bielefelder Abkommen gehalten hatten und in gradezu irrsinniger Art und Weise die von ihnen mobilisierten Arbeiter gegen die starke Position Wesel anrennen ließen. Aber bereits am 25. März, also zwei Tage nur nach der Unterzeichnung der Konvention von Bielefeld, hatte der Leiter der Kampfzentrale in Hagen, der spätere Abgeordnete der USP. Josef Ernst (der übrigens von den drei sozialistischen Parteien als Vertrauensmann des Reichskommissars beim General v. Watter delegiert worden war, diesen Posten aber niemals angetreten hatte, weil er nicht glaubte, mit dem unzuverlässigen General arbeiten zu können) Severing dringend ersucht, den Vormarsch der Reichswehr nicht zuzulassen. Die ihm zur Verfügung stehenden Arbeiter-

wehren würden dem kommunistischen Unfug in Essen auf gütlichem Wege selbst steuern. Man hat die Hagener nicht Ordnung schaffen lassen. Es mußte Reichswehr her, versteht sich, und — Freikorps, die eben noch gemeutert hatten. Am 2. April begann der Vormarsch.

Severing verrät, daß er selbst, wohl auf Drängen des Generals in Münster, die Reichsregierung telegraphisch ersucht habe, bei der Entente die Erlaubnis zum Einmarsch von Truppen „in die sogenannte neutrale Zone" zu erbitten, da „eine Wiederherstellung geordneter Zustände ohne den Einsatz von Truppen unmöglich sei".

Die Entente lehnte ab; die auf der Verfolgung begriffene Truppe rückte doch ein. Am 7. April besetzte der Kommandierende General der französischen Rhein-Armee, General Degoutte als Quittung für diese Verletzung wichtiger Bestimmungen des Friedensvertrages die Mainstädte Frankfurt, Homburg, Hanau, Darmstadt und Dieburg.

Was sich nun im Ruhrgebiet ereignete, war vorauszusehen. Severing überschreibt dieses traurige Kapitel mit bitterem, wohl unbewußtem Hohn: Inter arma silent leges. In der Tat: Die Gesetze ruhten. Severing gibt selbst eine Aufzählung der empörendsten Vorkommnisse. Was hier steht, ist längst nicht das Schlimmste. „In Buer und Bottrop werden gefangene Arbeiter aufgefordert, „Heil dir im Siegerkranz" zu singen und mißhandelt, wenn sie sich weigerten." — „Massenverhaftungen auf Grund einseitiger Denunziationen, willkürliche Erschießungen, Mißhandlung Gefangener wurden fast an jedem Tag gemeldet." Andre, nicht minder empörende, furchtbare Schilderungen finden sich in der Broschüre des tapferen Josef Ernst (Verlag des Volkswille, Hagen i. W., 1922):

> Am scheußlichsten benahm sich die Truppe, die unter dem Befehl des bekannten Kapitänleutnants und U-Bootshelden Arnault de la Perrière stand ... In dem Vorgehen der Truppe lag Methode. Wenn sie einen Ort besetzte, blieb am ersten Tag des Einmarschs alles ruhig. Ja selbst Militärkapellen ließ man auf den Marktplätzen musizieren. Am zweiten Tag begannen plötzlich die Verhaftungen und Erschießungen.

Über die Exzesse der Brigade Löwenfeld bei Bottrop sagt Ernst unter anderm:

> Ein nicht ganz normaler Afrikakämpfer, Mathias Bißmann, machte an einem zerstörten Panzerauto einige Bemerkungen, worauf er von zwei Zivilisten zum nahen Walde gebracht und dort von Reichswehr erschossen wurde. Ein Bergarbeiter, namens Stabla, der bei Einführung der Zwangsüberschichten Differenzen mit dem Betriebsführer der Zeche „Arenberg Fortsetzung" hatte, aber am Kampf selbst nie beteiligt war, wurde verhaftet und ohne Verhör erschossen. Der Bergmann Soyka wurde in Gegenwart seiner Frau erschossen. Die Schwester eines Kommunisten wurde verhaftet und in der Zelle von einigen Reichswehrsoldaten vergewaltigt ... Als man das Mädchen mißbraucht hatte, trieb man ihm einen Gummischlauch in die Geschlechtsteile ... war das Mädchen wochenlang in ärztlicher Behandlung ...
>
> ... In Sterkrade verging sich die Reichswehr in viehischer Weise an den Frauen. Eine Samariterin wurde von einem blutjungen Leutnant festgenommen, mit einem andern Gefan-

genen in eine Scheune gebracht und dort nackt ausgezogen. Hier blieb sie sieben Stunden. In Gegenwart des Mitgefangenen wurde sie von elf Soldaten geschlechtlich mißbraucht ...

> ... In Pelkum wurden zwei Rote-Kreuz-Schwestern verhaftet und visitiert; es wurde aber nichts gefunden. In die Zelle der Sparkasse, in der die beiden Frauen untergebracht waren, drangen fortgesetzt Soldaten, beschimpften und prügelten die Inhaftierten. Am 2. April wurde eine der Schwestern standrechtlich erschossen, weil sie angeblich einen Revolver mitgeführt hätte. In diesem Ort ruhen in einem Massengrab über 90 Opfer der Reichswehr ...

Der Reichswehrminister Geßler und der Chef der Heeresleitung von Seeckt hatten in ihrem Aufruf an die einrückenden Truppen gesagt:

> ... Es gilt dem Volk zu zeigen, daß die Reichswehr treu hinter der Verfassung steht. Dazu gehört vor allem Wahrung schärfster Manneszucht, Vermeidung aller unnötigen Härten und jeglicher Übergriffe und Provokationen.

„Nicht alle der ins Ruhrrevier entsandten Truppenkörper entsprachen (diesen) Erwartungen," sagt Severing.

Der General von Watter hat sich, als der Klagen über die Auschreitungen der Truppe zu viele wurden, veranlaßt gesehen, mit seinem Tagesbefehl vom 12. April der Truppe Mäßigung anzuempfehlen. Er tat das mit den folgenden Worten:

> Es ist menschlich verständlich, daß die Truppe seelisch aufs Äußerste erregt ist . . .
>
> Es muß sich jedoch jeder Soldat fest vornehmen, seine Stimmung im Zaume zu halten und nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten ...

Die Aulock, Roßbach, Löwenfeld und Epp richteten sich nach der unmißverständlichen Meinung Watters. Was den Stiefeln und Bajonetten der Soldateska entrann, fiel den „Standgerichten", militärisch-juristisch maskiertem Verbrechertum zum Opfer. Selbst ein so weit rechts gerichteter Mann, wie der Oberbürgermeister von Duisburg, Dr. Jarres, mußte damals vom Reichskommissar Severing die Änderung der Besetzung solcher Standgerichte durch die Beiziehung von Richtern und Gewerkschaftssekretären verlangen.

Am 7., 8. und 9. April überschritten die Reste der aufgelösten Kräfte der hagener Kampfzentrale bei Remscheid und Solingen die Demarkationslinie der englisch besetzten Zone und fanden in den Internierungslagern des kölner Brückenkopfs Zuflucht.

Severing gibt die Zahl der Toten knapp bemessen auf 1000 Personen an.

Sein Buch endet mit dem Abschluß der „Säuberungsaktion" der Reichswehr. Gegen Ende April hatte er schließlich bei der Reichsregierung die Abberufung Watters durchzusetzen vermocht. Man könnte sich vorstellen, daß in diesen traurigen Wochen ein stärkerer Mann als er, dessen Stärke stets überschätzt wurde, das Blutvergießen hätte hindern, mindestens in seinen furchtbaren Ausmaßen hätte herabmindern können. Aber das letzte Wort über den Minister außer Diensten Carl Severing kann heute noch nicht gesprochen werden. Er sagt, daß er getan hat, was er tun konnte. Wir haben das Recht, zu finden, daß es wenig ist.

Amerikanische Freiheit von H. L. Mencken

In unsrer amerikanischen Republik sind jetzt über die Freiheit dunkle, schwermütige Tage hereingebrochen. Keiner scheint mehr etwas für sie übrig zu haben — ausgenommen ein paar altmodische Mitglieder der Amerikanischen Civil Liberties Union (Union für Bürgerfreiheit), die zu dem höllischen Zweck von den Testamentsvollstreckern des verstorbenen Lenin gemietet worden sind. Amtlich ist die Freiheit augenscheinlich in den Bann getan. Der Kongreß hackt in jeder Tagung erschrecklich auf ihr herum, die Gerichtshöfe geben der guten Sache ihr sofortiges Imprimatur und die Hauptkräfte der vollstreckenden Gewalt haben sich ihrer Durchführung geweiht. Von der Freiheit zu reden, ist heutzutage gradezu unschicklich. In einer Reihe von Staaten gibt es wahrhaftig Gesetze dagegen; in allen mit einer einzigen Ausnahme wird es schon riskant.

Alles Regieren ist natürlich der Freiheit feindlich. Man könnte es fast als Verschwörung gegen den bloßen Gedanken der Freiheit definieren. Das Ziel von drei Vierteln der Menschen, die sich damit beschäftigen, uns übrige zu regieren, ist, uns dazu zu bringen, daß wir tun, was wir nicht tun mögen — mit andern Worten, unsre Freiheiten zu beschneiden und zu vermindern. Auf gewissen Gebieten begegnet dieses Bemühen sehr geringem Widerstande, selbst bei freiheitsliebenden Menschen. Wir gehorchen wohl fast alle gerne dem Verkehrspolizisten, wenn auch nur, um dem Tode durch die Schuld eines andern Verkehrsjüngers zu entrinnen. Uneingeschränkt stimmen wir alle bereitwillig den Gesetzen gegen Mord und Raub zu. Eine beschränkte Zahl billigt sogar die Gesetze, die Dinge wie Eheschließung, Radio, Waffentragen, Hundehalten regulieren.

Aber es gibt auch Gebiete, wo sich viel Widersetzlichkeit findet, und da wird der Konflikt zwischen der Regierung und dem freien Staatsbürger deutlich. Nicht viele Menschen, wenigstens geistig gesunde, bezahlen gerne Steuern. Nicht viele, außer gewissenhaften Teatotalern, können den jetzt gebräuchlichen Verstößen der Prohibitionsschwindler gleichmütig zusehen. Und nicht viele, ausgenommen die Analphabeten, fühlen sich eben glücklich unter der Zensurgewalt, die sich jetzt überall austobt.

*

Die Zerstörung der Freiheit ist in Amerika so weit vorgeschritten, daß die alte formelle Begeisterung dafür sich schon abzukühlen beginnt. Jene Begeisterung lebt überhaupt nur noch als leeres Phrasenbündel fort. Auf dem Boden des Kongresses werden die Phrasen von Parteimitgliedern gedroschen, die gar nicht mehr daran glauben, und bisweilen verirren sie sich auch in eine Präsidentenbotschaft, einen Leitartikel, oder eine ähnliche Stilübung in politischem Geschwätz. Aber lebendige Wirklichkeit sind sie nicht mehr. Auch erwartet jetzt niemand mehr, sie in konkrete Gesetze übertragen zu sehen, sie

sind transzendental, daher bedeutungslos geworden. Noch unlängst führten wir einen Krieg in ihrem Namen, aber während derselben Kriegszeit fügte sich das amerikanische Volk solchen Übergriffen auf seine alltäglichen Freiheiten, wie sie ihre Väter zu Brand und Mord gereizt hätten.

Unter all' den Mächten, die die amerikanische Regierung führen, und die von den Beamten zu unterscheiden sind, die nur ihre Verordnungen vollstrecken, ist kein Gerede von der Freiheit zu vernehmen. Die Anti-Trinkstuben-Liga ist ganz offen dagegen, ebenso auch die methodistische Behörde für Enthaltsamkeit, Prohibition und öffentliche Moral, ebenso auch jede Handelskammer im Lande. Die gelehrten Zeitschriften, die Herr Babbitt liest, vertreten nicht den Standpunkt, daß wir mehr Freiheit, sondern, daß wir weniger haben müßten. Wenn das Ding wirklich noch einmal sein verprügeltes Haupt erhebt, verschreien sie das als Zügellosigkeit und ducken es wieder nach unten. Heute ist es Zügellosigkeit, wenn ein freier Bürger der Vereinigten Staaten selbst bestimmen will, was er an seinem eignen Tische trinken will. Zügellosigkeit nach Ansicht des Postamts, wenn er sich die Bücher für seine eigne Bibliothek selbst aussuchen will. Zügellosigkeit sogar in vielen Staaten, wenn er etwa gar gegen diese Bedrückung protestieren will.

Nach dieser neuen, schon in die Praxis umgesetzten Theorie wird die Freiheit nur von unerwünschten Persönlichkeiten gewünscht. Der gute Bürger, scheint es, ist froh, daß er sie los ist. Er zieht es vor, sich seine Getränke von dem hochwohlgeborenen Herrn Wheeler und seine Bücher von dem hochwohlgeborenen Herrn Donnelly, dem begabten Postanwalt, aussuchen zu lassen. Wenn ihm vor umstürzlerischen Ideen der Kopf zu schwirren beginnt, sieht er ganz gerne einmal den Polizisten herankommen, daß der ihn wieder in eine normale Verfassung zurückklopft.

*

Ich will nicht etwa behaupten, daß an dieser neuen Doktrin nichts Gutes sei. Der freigeborene Americano zeigt wirklich schon eine ungeheure, erstaunliche Fähigkeit, sich diesem Herumkommandieren zu fügen. In der Schule lernt er, daß er mehr Freiheit hätte, als alle Menschen auf Erden, aber sobald er die Prüfung hinter sich hat, vergißt er das. Aus dem fröhlichen, kriegerischen Böckchen, das munter von Klippe zu Klippe springt und dabei herausfordernde Schreie ausstößt, wird ein gelehriger Stechschritt-Mensch, der so marschiert, wie die „cops" (Polypen) es befehlen. Daß er gegen seine verfassungsmäßigen Treiber und Ausbeuter die Waffen ergriffe, läßt sich ebenso schwer vorstellen, als daß ihm Flügel wüchsen. Er ist gut gedrillt.

Trotzdem sagt mir ein Gefühl, daß seine alte Freiheitsliebe nicht wirklich tot ist, sondern nur schläft. Heute läßt er sich treten wie ein Wurm, aber an einem schönen, vielleicht nicht allzu fernen Morgen wird er möglicherweise sich aufrichten und wie ein Löwe brüllen. Es ist schließlich schwer, wie Senator James A. Reed, der letzte Überlebende mit dem Glau-

ben an echte Freiheit, einmal gesagt hat — ein Volk erst anderthalb Jahrhunderte hindurch zu lehren, es sei frei, und es dann in wenigen Jahren überzeugen zu wollen, daß es ein Sklavenvolk sei und sein müsse. Die Freiheit sitzt im Käfig, aber ihre Stichwörter sind noch im Umlauf. Eines Tages wird vielleicht das einfältige Volk der Republik plötzlich beschließen, sie wieder ernst zu nehmen.

Wenn sie das je tun, werden unsre Gesetze katastrophale Umwälzungen erfahren. Die Theorie, daß der Bürger für die Regierung Freiwild sei — daß es ganz in der Ordnung sei, soviel wie nur möglich aus ihm herauszuquetschen und ihn so fest wie nur möglich zu verschnüren — wird aufgegeben werden, und dafür wird die ältere Theorie eingesetzt werden, wonach die Regierung ihm zu dienen hat. Er wird sich in einer neuen, seltsamen Welt wiederfinden. Niemand wird das Recht haben, sich in seine Lebensführung einzumischen, solange er für die andern keine Gefahr darstellt. Kein Dollar wird ihm aus der Tasche gezogen werden, der nicht absolut notwendig zu seinem Wohl und zu seinem Schutz ist. Niemand wird beordert werden, ihn zu inspizieren, zu examinieren, zu regulieren, zu registrieren, zu markieren. Er wird aufhören, Untertan zu sein, und wird wieder Staatsbürger werden.

*

Natürlich erträume ich hier eine Utopie. Es wäre ganz nett, all dies wirklich eintreten zu sehen, aber das wird kein Mensch je erleben. Wir sind mitten in einem Zyklus starker Regierungen, die wahrscheinlich an Stärke noch zunehmen werden, bevor der Niedergang beginnt. Die großen Kriege, die in der Zukunft drohen, werden die Freiheit noch mehr als der letzte umgrenzen und vermindern. Eine Bewegung in dem Sinne ist schon jetzt im Gange, wo wir noch Frieden haben. Am Ende des letzten Krieges hatte der freie Bürger der Republik noch wenigstens Bewegungsfreiheit. Aber die jüngsten Beschlüsse des Obersten Prohibitionsgerichts haben diese Freiheit schon in Frage gestellt und Gesetze zu ihrer gänzlichen Unterdrückung sind schon eingebracht.

Und hier spreche ich nun mit aller schuldigen Vorsicht und Bescheidenheit meine Überzeugung aus, daß all dies sehr böse ist. Ich glaube, daß die Freiheit das einzige echte Gut ist, das die Menschen, wenigstens auf dem Gebiete des Regierens, in tausend Jahren erfunden haben. Ich glaube, daß es besser ist, frei zu sein, als nicht frei zu sein, selbst wenn das erstere gefährlich und das letztere sicher ist. Ich glaube, daß die besten menschlichen Eigenschaften nur in freier Luft aufblühen können — daß jeder im Schatten des Polizeiknüppels erreichte Fortschritt kein wirklicher Fortschritt und nicht von bleibendem Werte ist. Ich glaube, daß ein jeder, der die Freiheit eines andern in Obhut nimmt, notwendig ein Tyrann werden muß, und daß ein jeder, der seine Freiheit in noch so geringem Maße aufgibt, notwendig ein Sklave werden muß.

Die Freiheit an sich kann natürlich nicht das Millennium bringen. Sie kann nicht die dem Menschen — einem erst unlängst aus dem Dschungel hervorgebrochenen Tier — ein-

geborenen Schwächen beseitigen. Sie kann nicht die Stelle der Vernunft, des Mutes, der Ehre einnehmen. Aber wenigstens kann der freie Mann, in dem die Keime dazu liegen, Vernunft Ehre und Mut in sich entwickeln. Seiner höchsten Auswirkung steht nichts im Wege. Er kann so weit kommen, wie die Natur ihn kommen lassen wollte, womöglich noch ein paar Schritte weiter. Frei kann er wohl stumpf, schüchtern, unzuverlässig bleiben. Hilflos, wertlos. Aber nicht gegen seinen Willen, nicht wider besseres Wissen. Frei wird er jede Tugend, die er in sich trägt, zur höchsten Entfaltung bringen, und er wird unter der Regierung leben und sterben, die er braucht und verdient.

Uebersetzt von Hermann George Scheffauer.

Chaplin in Kopenhagen von Peter Panter

Die dänische Fähre rauschte davon, und die Eisenbahnwagen und ich — wir machten ein ziemlich dummes Gesicht, weil wir nicht wußten, wie uns das bekommen würde. Vor Warnemünde die Wellenbrecher sahen wir gar nicht an — welch ein bezügliches Wort ...! Aber nun befahl der Kapitän den Kolben, zu stampfen, und die langen D-Zug-Wagen begannen leise zu zittern, Kellner sprangen im Speisesaal auf und ab, Hühner waren geschlachtet worden, Heringe hatten sich in Zuckeressig gewälzt, Bier war auf Flaschen gezogen worden, die Fähre fuhr, und die dänische Eisenbahn rollte, und ein Hotelbett war gedeckt, Staubsauger heulten, der Panter stolperte durch Kopenhagen und merkte kaum, daß er angekommen war — denn dieser ganze Aufwand wurde vertan, weil in der Stadt ein kleiner Mann mit Hütchen auf einer Filmleinwand das deutsche Heer aber gründlich besiegte und Kaiser, Kronprinz und Hindenburg total gefangen nahm... Hin.

Die Sache spielte sich in einem Kinotheaterchen achtundvierzigsten Grades ab — die andern siebenundvierzig hatten schon gelacht, seit zehn Jahren hatten sie gelacht... General Chaplin ließen auf sich warten: zwei amerikanische Filme schoben sich vorüber, Gottbehüte uns, und nahmen nie ein Ende, und immer, wenn ich geglaubt hatte, nun aber perfekt dänisch zu können, zeigte sich, daß das nächste Bild etwas ganz anderes besagte als der vor mir hin her und übersetzte Text. Und zwischendurch schlief ich ein und gedachte wehmütig der Schule der Weisheit und fuhr mit einem leichten Schrei wieder auf, und dann war es immer noch nicht aus, und die Monate gingen vorüber, es wurde Herbst und wieder Winter, und immer waren da noch die beiden Großaufnahmeköpfe auf der Leinwand zu sehen, und will sich nimmer erschöpfen und leeren ... Und dann, und dann kam Er.

Es beginnt mit einer vollendeten Verhöhnung des Militärs — so etwas von schiefen Kehrtwendungen und Gewehrjonglierübungen und Getrapple ... pfui Deubel, Herr Major! Worauf der junge Rekrut Charlot in einem Zelt zu träumen beginnt ...

Er stand im Schützengraben, hinter ihm schlugen die Granaten ein, was ihn jedesmal zu einem schmerzlichen Zusammen-

zucken bewog... man hat seine Nerven — und wenn eine Flasche nicht zu entkorken war, hob er sie hoch, und der böse Feind schoß den Hals ab, und wenn es eine Zigarette zu entzünden galt, hob er sie hoch, und Krupp schoß sie in Brand — es war alles in bester Ordnung. Regnete es? Dann stak der ganze Unterstand im Wasser, aber jeder Mann, wie man das gelernt hatte, lag ordnungsmäßig zugedeckt, zweimal: mit der Decke und mit Wasser, einer sah nur noch mit dem Mund und den Zehen heraus, und dem trieb Charlie ein Bootchen mit dem Nachtlicht hin, auf daß es ihm die Füße briete... Tats, ergriff den Lautsprecher und zog sich unter das Wasser zurück, durch die Röhre atmend... Läuse? Für Läuse hat der Soldat ein Reibeisen, das man an die Wand nageln kann: zwecks Rückenschubberung. Der Krieg war restlos erledigt.

Dann ein echter Chaplin-Augenblick: alle bekommen Post, nur er nicht. Da lehnt er traurig am Unterstandpfosten und guckt verstohlen einem Soldaten, der den Heimatsbrief liest, in das Papier... und lacht mit, wenn es etwas zu lachen gibt, und ist ernst und gefaßt und heiter — alles auf der Nebenleitung, bis es der andre merkt und ihm hinter die Ohren haut, und dann ist es aus. — Sturmangriff!

Sieh da, die Deutschen! Es sind derartige Schießbudenfiguren, daß sich ein ernster Mensch nicht gut verletzt fühlen kann, es sei denn, er wäre humorlos wie ein deutscher Beamter. Diese Soldaten da haben Bärte wie die Urwälder und sind dick wie die Tonnen oder lang wie die Zäune, nur der kleine Leutnant, der sie alle in den Hintern tritt, ist ein kurzer Daumen. (Wahr ist vielmehr, daß der deutsche Offizier seine Soldaten nicht in den Hintern, sondern in die Seele getreten hat.) Na, und dann läuft Chaplin zum Feind über und überlistet denselben mit Tücke und einer Kostümierung als Baumstumpf (der beinahe gefällt wird), und die Deutschen halten immerzu die Hände hoch und werden ununterbrochen besiegt, beinah so wie die Franzosen in dem Weltkriegsfilm des Herrn Hugenberg. Der Unterschied zwischen den beiden Filmen ist überhaupt nicht so sehr groß — nur ist Chaplin seiner eine Spur seriöser. Und dann erscheint ein Auto, und die beiden Chauffeure haben breite Mützenbänder mit Adlern drauf, aber was Sie denken, ist nicht. Kein Kronprinz wird hier gefangen genommen, kein Kaiser wird hier gefangen genommen, kein Hindenburg wird hier gefangen genommen. „Ein" Offizier...

Ja, wir wahren unsre Würde im Ausland.

Es gibt kaum eine deutsche Auslandsvertretung, die offen und ehrlich zur Republik steht, und es gibt überhaupt keine, in der etwas von Demokratie zu merken wäre — aber unsre Würde, die wahren wir. Wir trauen uns nicht, die Fahne der Republik im Ausland zu zeigen, denn unsre Republik ist auf den Feiern des Reichsbanners soo groß und in der Gösch soo klein — aber nun haben sie glücklich die Filmbilder, in denen Hindenburg und die andern erscheinen, herausgestrichen, und nun wirkt der Film wirklich deutschfeindlich, obgleich ers gar nicht ist. Denn während vorher die Farce durch die vollkommene Sinnlosigkeit übersteigert war, sich so von der Wahr-

heit gänzlich entfernend, liegt nun eine Spur von Gesinnung in dem zusammengeschnittenen Film, von dem Chaplin nichts weiß. Es geht nichts über Diplomatie.

Und wie ich mir noch so die Lachtränen wegwische, denke ich, was das für eine Nummer von Republik ist. Wenn zum Beispiel ein höherer deutscher Polizeibeamter in Kopenhagen mit seinen französischen, dänischen, schwedischen Kollegen am Tisch sitzt, dann läßt er als Tafelfähnchen die alten Farben seines Kaisers aufziehen... „Die Herren lieben die neue Fahne nicht", sagt der Wirt. „Sie nennen sie: Heringssalat." Mit dem Takt ist das so eine Sache: man hat ihn, oder man hat ihn nicht. Wozu sollte ihn dieser haben? Die Republik bezahlt ihm sein Gehalt, das er grinsend einstreicht, Achtung verlangt sie nicht von ihm, und es geht nichts über die Lümmelhaftigkeit von nationalen Deutschen, die sich im Ausland herumtreiben. Über Ernst Tollers Aufenthalt in Kopenhagen gibt es nur eine Stimme des Lobes. Aber das ist freilich ein Landesverräter, der hier den billigen Ruhm verschmäht hat, vor Fremden auf Deutschland zu schelten. Ein Beamter darf das tun, und er tut recht daran. Mancher verdients nicht anders.

Der Film „Das Gewehr über!" aber sollte an einer Stelle gespielt werden, wo er noch nie gespielt worden ist, und wohin er gehört. Ob dieser Film heute noch im Ausland von jener innern Aktualität ist, die seine Wiederaufnahme rechtfertigt, ist Sache seiner Beschauer. Auf einen Fleck Erde aber gehörte er, vor eine Gattung Menschen, die den Mut nicht aufbringen, zu Ende zu denken, die in Lüge leben und in Kompromissen.

Dieser helle Film gehört in das dunkelste Deutschland. Übern Rhein, Chaplin, übern Rhein —!

Das Rote Kreuz von Erich Gottgetreu

Und nun kam die Frau Kronprinzessin, begleitet vom Vorstand des V.F.V. vom R.K. Trebnitz und grüßte uns allen freundlich zu.

(Nachrichtenblatt des Deutschen Roten Kreuzes, 1926, Nr. 15, S. 265.)

Ungefähr ein Jahr ist es her, seitdem die Hilfeschreie der in den kalten Wannsee gestoßenen Schulkinder den hochwohlgebornen Zuschauern in den Ohren gellten — kein Richter sprach bisher sein Schuldig; die Voruntersuchung läuft noch immer.

Es wird weitergewurstelt. Es wird weiterpatriotisiert. Es wird weiter subventioniert. Der Staat zahlt jährlich eine nicht festzustellende Summe. Die Zuwendungen der Gemeinden und Einzelstaaten kommen in beträchtlicher Höhe hinzu. Was geschieht mit dem Geld? Hat der Steuerzahler eine Kontrolle?

Er hat sie nicht. Die Geschäftsberichte des Roten Kreuzes sind nicht viel durchsichtiger als die Bilanzen einer Inflationsfirma. Das traditionelle Vertrauen in die geschäftliche Zuverlässigkeit des Roten Kreuzes ist deshalb völlig unberechtigt. Vieles wird angefangen, wenig durchgeführt. So wurden im Sommer 1925 endlose Sitzungen wegen der Abfassung einer

Gesundheitsfibel abgehalten. Der Entwurf — Text von Etta Federn-Kohlhaas, Bilder von Peter Paul Kohlhaas und Fritz Holl — wurde schließlich auch honoriert, die Ausführung wurde, weil noch Abänderungen vorgenommen werden sollten, hinausgeschoben und schließlich überhaupt vertagt — weil kein Geld vorhanden sei. Dabei hatte man von vornherein eine Auflage von mehreren hunderttausend Stück projektiert, mußte also doch die Geldfrage geklärt haben.

Seltsames leisten sich die unter dem Vorwand der Verbilligung der Eigenversorgung eingerichteten Produktionsbetriebe, zum Beispiel die gemeinnützigen Werkstätten des Roten Kreuzes in Berlin-Buchholz, Haupt-Straße 63. Diese Werkstätten verkauften aus ihrer Schuhfabrik an die eigenen Unternehmungen des Roten Kreuzes Schuhe für 13,50 Reichsmark das Paar. Dagegen liefern sie an den Schuhhandel mit 6 Reichsmark. Selbst wenn bei dem Preise von 6 Reichsmark angenommen werden kann, daß es sich um das Abstoßen von schwer verkäuflichen Paaren handelt, so muß auf den Skandal hingewiesen werden, daß mit Geldern aus der Flüchtlingsfürsorge so schlecht disponiert wird. Kritik verdient ebenfalls die unter dem Vorwand der billigen Eigenversorgung vor kurzem errichtete Automobilwerkstatt. Da das Rote Kreuz als „Fachleute" vorwiegend Söhne des Hochadels oder ehemalige Offiziere verwendet, ist ohne weitres klar, daß dieses Unternehmen nicht fachlich geleitet wird, und daß es zu einer unerhörten Zuschußwirtschaft kommen muß.

Die Konzentration auf die nicht zum Arbeitsbereich gehörenden Arbeiten hindert die sorgfältige Ausführung der eigentlichen Aufgabe. Aufgabe? Vor allem kennt das Rote Kreuz diese: Schaffung von Lebensmöglichkeiten für Anhänger des alten Regimes und Verhinderung des Einzugs wirklich internationaler und republikanischer Gesinnung in seine Reihen. Das Rote Kreuz ist monarchistisch durch und durch.

Das Rote Kreuz zählt über eine Million Mitglieder, der uns vorliegende Geschäftsbericht von 1925/26 nennt 1,25 Millionen; davon sind über die Hälfte, etwa 670 000 weibliche Mitglieder der Zweigvereine des angeschlossenen Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz, 84 000 Männer arbeiten in den freiwilligen Sanitätskolonnen, rund 7000 Schwestern in den Schwesternschaften, außerdem haben die Zweigvereine ihre privaten Einzelmitglieder, und dann gibt es noch seit 1925 ein im Aufbau begriffenes Jugendrotkreuz; es blüht, gedeiht und mit dem Stahlhelm steht es auf du und du.

Die Spitze repräsentiert Herr Landesdirektor von Winterfeldt. Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins vom Roten Kreuz ist Gräfin von der Gröben. Den Provinzialorganisationen stehen unter anderem vor: Gräfin von Schliefen, Fürstin zu Wied, Frau von Bülow, Frau Sixt von Arnim. Für Schlesien: Exkronprinzessin Cecilie. Freiherr von Rotenhahn ist Generalsekretär, Freiherr von Spitzemberg sitzt mit im Hauptvorstand des Vaterländischen Frauenvereins.

Stolz weht die Flagge schwarzweißrot. Die Frauenvereine stellen namentlich in den kleinen Städten die gesellschaftliche

Macht dar, die wenigen Nichtmonarchisten können höchstens im allerengsten Kreise einen gewissen oppositionellen Einfluß ausüben. In Essen war auf der Generalversammlung die Kronprinzessin Cecilie anwesend und Gegenstand großer Ehrungen, während den deutschen Roten Kreuztag in Berlin 1920 die übrigen Schwiegertöchter Wilhelms II. mit ihrem Besuch beehrten. Wenn es linke Leute im Roten Kreuz gab, so waren es doch nur Renommiersozialisten, dekorative Persönlichkeiten, die man zur rechten Zeit wieder herauszuekeln verstand. Frau Adele Schreiber und Frau Müller-Österreich können jetzt ihre Memoiren schreiben. Einer blieb, sein Name ist Graßmann, und er weiß von nichts. Graßmann ist der zweite Vorsitzende des ADGB., und im Roten Kreuz sitzt er als Nachfolger Legiens. Ob er noch weitere Funktionen hat, entzieht sich unsrer Kenntnis.

Eine Hauptrolle spielt das Rote Kreuz in der privaten Wohlfahrtspflege. Es unterhält über hundert Krankenanstalten mit über zehntausend Betten, Heilanstalten, Erholungsheime, Altersheime, Krippen und Horte. Daß hier viel Gutes geschieht, muß anerkannt werden. Doch das dicke Weekend kommt nach! Sonntags, mit dem Kirchgang; mit der nationalistischen Erziehung der bewahrten Kinder. Die Alten schleppt man mit genauen Informationen an die Wahlurne. Schwester Anna rät, Hindenburg zu wählen, und was Schwester Anna sagt, ist wohl gesagt.

Zugegeben auch, daß man neben der politischen Hilfe nicht „die erste Hilfe" vergißt. Aber es ist typisch, daß man nicht vom militärischen Drill loskommt und zwischen Kriegs- und Friedenstraining haltlos hin- und herschwankt. Es ist kein Wunder, daß bei den Wettkämpfen des Dritten Internationalen Kongresses für Rettungswesen und erste Hilfe bei Unglücksfällen vom 5. bis 11. September 1926, wo es auf die Entschlußkraft und Fähigkeit der Individualität ankam, die deutschen Rotkreuzler, Talente der Subordination, am schlechtesten abschnitten. Im übrigen hat nicht die Kongreßleitung, sondern das Rote Kreuz dem deutschen Arbeiter-Samariterbund dessen Beteiligung unmöglich gemacht. Sie fürchten die Konkurrenz.

Auf einer süddeutschen Samaritertagung des Roten Kreuzes äußerte Dr. Didam: „Bei einer Revolution haben die Samariter den Sozialdemokraten entgegenzuarbeiten." Wen wundert das?

Und wen wundert das, was das Eisenberger Nachrichtenblatt in Nr. 38 vom 15. April 1926 schreibt: „Auf Veranlassung des Zentralkomitees vom Roten Kreuz in Berlin sollen in den städtischen Sanitätskolonnen auch Männer vom Lande als Sanitäter ausgebildet werden ... Insbesondere werden die Herren vom Stahlhelm, Jungdo und Werwolf, die sich bereits hierzu gemeldet hatten, gebeten, am obengenannten Termin sich zwecks Ausbildung einzufinden."

Und weiter: wen wundert das, was man im Bochumer Volksblatt lesen kann: „Der Frauenverein vom Roten Kreuz für Übersee hat abends im Parkhaus einen Vortragsabend mit dem bekannten Forstrat Escherisch, dem Sozius Hitlers, als Redner."

Aus einem Haufen unbekannten Materials ist hier nur weniges herausgegriffen worden. Graßmann erklärt: Mir ist von diesen Vorgängen nichts bekannt. Graßmann rät Arbeitern, ins Rote Kreuz einzutreten, es „volklich" zu durchsetzen. Die Arbeitersamariterorganisationen aber lehnen jede Verschmelzung und jede Koalition ab: sie haben recht.

Kleines Glockenspiel von Theobald Tiger

Die Uhr schlägt 12 —.
Gott allen braven Lesern der Weltbühne helf!

Die Uhr schlägt 1 —
Das Zentrum handelt, Hilferding redet —
jeder seins.

Die Uhr schlägt 2 —
Wenn England einen Raufbold braucht, Einer ist allemal dabei.

Die Uhr schlägt 3 —
„Es lebe die Republik!" ist ein zu nichts verpflichtendes Geschrei.

Die Uhr schlägt 4 —
Es war einmal ein republikanischer Reichswehroffizier.
(Uhr bleibt vor Angst stehen).

Die Uhr schlägt 5 —
In Deutschland ist man viel zu vernünftig, sich wegen jeden juristischen Drecks —
die Uhr schlägt 6 —
zu erregen. Laßt uns lieber in die Zuchthäuser abschieben —
die Uhr schlägt 7 —
wer etwas Kommunistisches in die Straßen macht —
Die Uhr schlägt 8.

Gleich darauf schlägt die Uhr 9 —
Sollte das ein Fehler im Uhrwerk seun?

In Deutschland kann doch nichts vor-, da muß alles zurücke gehn —
die Uhr schlägt 10.

Die Uhr schlägt 11 —
Ausnahmezustand ist ein Zustand und ein schöner Notbeh-11.

Die Uhr schlägt 12 —
Gott immer noch allen braven Lesern und Freiabonnenten helf!

Es war einmal ein Sozialist, der tät die Arbeitgeber reizen —
daschlug die Uhr 13!

Die Uhr schlug 14, 15, 16, 17, 18, 19 und 20 —
Wir wollen die deutschen Brüder in Danzig befrein, und wer nicht will, ist Danzig. —

So schlägt die Uhr bei Tage und bei Nacht,
denn dafür ist sie Uhr und als solche auf dem Turm angebracht.
Großfressig nach außen, nach innen verprügeltes Zivil —;
das ist das deutsche Glockenspiel.

Die Maus und die Granate von A. M. Frey

Der Verbandsplatz von Fromelles war in einem Kellerraum eines Bauerngehöftes, dessen Gebäude karreeartig einen Hof umschlossen. Von dem ganzen Dorf stand kaum noch etwas halbwegs, ausgenommen dieses Anwesen.

Bis zum vordersten Graben waren achthundert Meter zurückzulegen, ebenfalls in Gräben, weil uns der Engländer sonst abschoß. Unaufhörlich war das flache Gelände überstrichen von Gewehrgeschossen wie von bösartig summenden pfeilschnellen Hummeln. Wir schleppten tags und besonders nachts durch den zähen Lehm die Toten und die Verwundeten. Es riß nicht ab, es tröpfelte weiter, es tröpfelte weg —: ein Soldat nach dem andern, und mehr an solchen, die in die Erde als die später in das Bett eines Lazarettes gelegt wurden. Immer knallte es da vorne, wenn auch kein „Angriff" war; die klatschenden Peitschenhiebe fielen von einer Stunde in die andere, man hörte sie schon nicht mehr, — und immer wieder zog einer das schwarze Los.

Der Telephonist pflegte herbeizurennen vom Regimentsunterstand, der weiter hinten lag und trotzdem nur selten vom Kommandeur bezogen war. Der blieb in Fournes, dort war es herrschaftlich; dort gab es noch Villen, die kaum einen Schuß bekommen hatten, und Kasinoräume mit Teppichen, gedeckten Tischen und Polstermöbeln, von den feinen Betten ganz zu schweigen. Dort hockten auch die maschinenschreibenden eingebildeten Feldwebel und taten ihren muffigen Kanzleidienst — kaum anders als in der Kaserne zu Hause.

Wir aber weilten da vorne, mehr als eine Wegstunde war es bis zu uns — und andre waren noch weiter vorn — sie, die ständig im Rachen des Todes lagen. Aber was brauchte der Kommandeur da mit zu halten? Er hatte ja seine Meldegänger und Telephonisten.

Ein solcher kam also zu uns gerannt und brachte Nachrichten. Wir wußten schon genug, wenn er nur auftauchte, stolpernd über die finsteren Stufen hinuntertauchte in unser Loch: „Abschnitt I A zwei Tote; Abschnitt II D ein Schwerverletzter. Drei Tragbahren müssen hinaus."

Drei Tragbahren, das hieß zwölf Mann; an jeder Trage vier. War es hell, mußte man auf noch mehr Hummeln gefaßt sein, als wenn es finster war. War es finster und regnete es, wankte man in das pure Nichts. Gut, daß Bauern unter der Mannschaft waren, Leute vom Lande; sie witterten die Richtung. Wir tappten vorwärts, fielen ratlos in Gräben, in Granatlöcher, standen auf, tappten weiter, zäh überzogen vom nassen Lehm, eiskalt und klebrig durchweicht.

Aber der Rückweg! Nur zwei konnten die Last auf der Trage durch die engen Gräben zerren, die zwei andern trollten leer hinterdrein und lösten ab nach ein paar hundert Metern. Der Fuß versank im lehmigen Teig bis über den Spann unter dem Gewicht von anderthalb Zentnern, jeder Schritt wollte keuchend erkämpft sein. Das Kreuz ging schier in Trümmer, die Achseln scheuerten sich wund. Schweiß brach

so sehr aus, daß er die Augen überschwemmte, doch man hatte ja schon vorher nichts gesehen. Das Herz stürmte und warf das Blut brausend in die Schläfen — man hörte keine Schüsse mehr und verstand nicht das geschriene Wort der Kameraden.

Wie? Und nun auf einmal ein paar Tage, ohne daß der Telephonist gelaufen käme? Die da vorn scheinen einen kleinen Separatfrieden gemacht zu haben! Man ist wie erlöst und will kaum glauben, wie gut es einem geht. Man befürchtet nur immerfort, daß mit einem Mal alle gewohnte Schrecklichkeit, die rätselhafterweise ausbleibt, nachgeholt werden wird.

Man lungert vorsichtig umher. Einer schießt mit dem Revolver, den der Sanitätsmann statt des Gewehres trägt, auf Ratten, die den Graben ums Gehöft bevölkern, aber er trifft keine. Sie sind sehr zahlreich und gut genährt — die Nager, denn man wirft allen Käse und allen Speck von sich, weil man ihn nicht mehr sehen kann; man bekommt ihn täglich zu fressen. Und weil wir erst den Herbst des Jahres 1915 schreiben, deshalb tun wir in Nahrungsfragen überhaupt noch recht großartig und sind keineswegs knapp daran.

Die meisten liegen unten im Kellerloch auf den Pritschen, die mit altem stockigen Stroh bedeckt sind. Kolonnen von Läusen marschieren lautlos herbei; der Schillhofer hat die meisten und die größten; wer die größte Laus fängt und vorzeigen kann, gewinnt eine Mark. Der Schillhofer gewinnt immer; aber niemand will neben ihm liegen, weil er Läuse förmlich ausstrahlt.

Da kommt der Spohr und sagt, daß er eine lebende Maus im Trinkbecher hat. Der Becher ist auf einer Kiste gelegen, mit einem Rest von gelöstem Zucker im Hintergrunde, und da hat die Maus sich hineinbegeben. Der Spohr hat auf einmal bemerkt, daß sich etwas aus dem Becher ringelt wie ein Regenwurm, hat schnell begriffen, daß es ein Mäuseschwanz sei, ist hingeschlichen und hat die Hand davor gedeckt.

Nun steht er da und lacht gekitzelt, wenn die Maus auswegsuchend mit dem Schnäuzchen an seine Finger stößt. Kameraden kommen heran, kaum aus echter Neugier, eher aus Langerweile. Mäuse gibts hier so viel wie Sand am Meer, man beachtet sie nicht; man sorgt höchstens dafür, daß sie nicht ins Essen geraten und nicht in den Kaffee fallen. Aber diese Maus im Becher kann vielleicht einen kleinen Zeitvertreib abgeben.

„Im Hof droben steht eine große Lache. Da könnt man sie hineinspringen lassen", schlägt einer vor.

„Damit sie ein Bad nimmt", ergänzt jemand.

Sie sind schon unterwegs, doch ohne rechten Antrieb. Aber immer ist es besser als gar nichts. Einer hinter dem andern bücken sie sich durch den Schacht nach oben: grau, wüst, verwirrt und verblödet von dem grauenhaften Gesicht des Krieges, in das sie fortwährend starren, ohne es recht noch zu sehen.

Oben tritt der Spohr an die Pfütze, die schon fast ein Tümpel ist, streckt den Becher hoch von sich und nimmt die Hand weg. Heraus springt die Maus und im Bogen ins Wasser,

daß es aufspritzt über ihrem kleinen Leib. Das sieht komisch aus, und die Leute lachen. Aber nun wird es ein wenig ernst, denn die Maus beginnt zu schwimmen, und sie schwimmt erstaunlich flink, sie fächelt so dahin und wird bald das Ufer erreicht haben.

Natürlich strebt sie weg von den Menschen, die gegenüberliegende Seite sucht sie zu gewinnen. Das muß verhindert werden; zu früh wär es aus, das Spiel. Zwei Leute sind schon hinüber gelaufen, und als sie landen will, wird sie zurückgescheucht. Sie kehrt um und rudert abermals hinaus auf hohe See, dort schlägt sie einen Haken und nimmt eine ganz neue Richtung.

Aber das nützt ihr nichts. Sie ist umstellt; wo immer sie aufs Trockne will, von dort wird sie vertrieben. Man sieht ihrer immer steigenden Hast an, daß sie erkennt: es geht ums Leben. Und auch die Soldaten begreifen, daß es jene begriffen hat. Vielleicht haben sie zuerst gar nicht daran gedacht, sie dem Tode zu überliefern, — jetzt wollen sie es. Da sie die Auflehnung des Geschöpfes sehen, wollen sie es. Sie lachen nicht mehr, sie sind gespannt, fast ernst und wortkarg. In kurzen Rufen machen sie einander aufmerksam, was zu tun ist, um die Verzweifelnde nicht entwischen zu lassen — sie, die zudringlicher wird. Man kann sie nur noch dadurch im Wasser halten, daß man ihr Steine und Zweige entgegenwirft — für sie sind es Felsblöcke und Baumstämme.

Sie pritschelt mit tiefer sinkendem Kopf in der Mitte der Pfütze ermattend in der Runde.

Von ferne schaut ein Sanitätsoffizier zu. Er hat einen eignen Unterstand; dort steht er im Rahmen des Loches, das hinab führt. Wird er nicht sagen: Laßt doch die Tierquälerei. Nein, er sagt nichts. Er langweilt sich auch und hat nun ein wenig Ablenkung. Es liegt ihm vielleicht ein Befehl, ein Verbot auf der Zunge, aber er unterdrückt das. Er hat ein maskenhaft starres Lächeln in seinem leeren Gesicht.

Wie soll man das fassen? Hier wird von Menschen, die stündlich der Tod umkrallt, eine Kreatur spielerisch in den Tod gehetzt. Haben diese da noch nicht begriffen, was es heißt für jegliches Lebewesen: gewaltsam zu sterben? Sie schleifen die Toten und die Zerfetzten seit endlosen Monaten, fast aus den Händen des Gegners, in eine halbe Sicherheit — und sie sind noch nicht so weit, gelernt zu haben, daß wir nichts inbrünstiger wollen, als leben! Wir alle — auch diese Maus da. Was hat das teuflisch-tolle, das harmlose, das fürchterliche Schauspiel zu bedeuten?

So fragte ich mich — nicht weniger untätig als jener Offizier vor seinem Unterstand — — da kam die englische Granate.

Die englischen Granaten kamen immer um diese Abendstunde, sie erteilten „den Segen", wir wußten es und verkrochen uns schon vorher in die Löcher, aber diesmal hatte die Maus es uns vergessen lassen.

Die Granate kam und fuhr ins Gehöft. Wir waren fast immer verschont — wir waren noch nie so getroffen worden.

Ein brüllender Donner, der voll bösartigen Irrsinns den ganzen Himmel herunterriß auf die Erde, fegte uns um. Gemäuer krachte, spaltete sich, stäubte, prasselte und fiel.

Ich war unverletzt, ich war auf den Knien, ich blickte umher. Suchte mein Auge dort — oder fiel es zufällig hin: ich sah grade noch die Maus mit wankenden Schrittchen dem Wasser entsteigen und sehr langsam, taumelnd, weil völlig erschöpft, einem Versteck zustreben.

Ehe sies noch erreichte, ward ich anders beschäftigt. Wir hatten Verwundete, sie ächzten, wir mußten sie hinunterschaffen, wir hatten es eilig, denn es waren weitre Schüsse zu erwarten.

Aber es kam keiner mehr.

Gottfried Benn von Fritz Landsberger

Mit der Kunst soll es aus sein. Für Lyrik nun gar sind wir viel zu amerikanisch und frech. Ein sport-song, ein wackerer Seemannssang — schön. Wir hatten doch auch früher Soldatenlieder. Aber ein Gedicht zu unpraktischem Gebrauch schreibt von rechts gesehen: nur der Jude, von links gesehen: nur der Bourgeois, vom Geschäft gesehen: nur der Idiot.

War immer so. Auch der Goethe-Deutsche meinte nie das Gedicht zu unpraktischem Gebrauch, er gebrauchte es, ach, so praktisch als Aufpumper fürs Gefühlsleben. Insofern hat der Bänkelsänger recht: da heute mehr Autoreifen als Gefühle aufgepumpt werden — aber auch die noch genug —, ist der sport-song nützlicher als Eichendorff, aber auch der noch nützlich genug.

Das Gedicht als Gedicht dagegen wird nie ein Publikum finden. Daher ist es heute so unangebracht wie früher. Nur finden sich immer Herren, die ihre Gedichte nicht schreiben, um sie anzubringen. Die gibt es auch heute. Dagegen läßt sich nichts sagen, daß von zehntausend dieser Herren gewöhnlich nur einer Gedichte schreibt, die mit Kunst zu tun haben. Auch das ist heute so wie früher.

Mit Kunst zu tun hat Gottfried Benn. Er hat mithin kein Publikum. Er ist durchaus zeitnah, aber die Zeit ist in das eigentlich Dichterische eingegangen. Gottfried Benn hat Verve. Aber die Verve ist fundiert durch ein Grundgefühl, mit dem sich niemand gern einläßt: das Nichts. Das Nichts ist schöpferisches Prinzip der Welt und zugleich schöpferischer Urgrund seiner Lyrik. Das Nichts entfacht die Glut, und die Glut zerstört die hiesigen Substanzen, bis das Nichts wieder frei wird. Das Nichts erlaubt Pathos, weil es selber ganz unpathetisch ist. Das Morbide wird posaunt und dadurch grell lebendig. Das Nichts herauszuschmettern, bedient sich Benn der kurzen, meist daktylischen Reimstrophen Schillers. Immerhin eine etwas teuflische Kunst.

Benns Fremdwörterschatz hat Format. Er reicht in die Tiefen der Medizin, umfaßt die griechische Mythologie und alle geographischen Zonen, nimmt Modeworte des Tages und imposante französische, englische Wendungen lebemännisch mit. Besonders im Reim wirkt das klingende Fremdwort pompös,

aber auch präzis, auffallend, aber auch rhythmisch eingeordnet. Medizin und Modisches helfen zu konkreten Formulierungen für die menschliche Armseligkeit, für den „Schutt" dieser Erde, Hellas und Geographie weisen auf ferne Möglichkeiten einer hellern Welt, die natürlich niemals standhalten. Der Bezug auf Vorkulturen und fremde Länder zeigt, wie Benns Weltgefühl mit romantischen Elementen durchsetzt ist, nur daß diese mit echt romantischer Ironie auch immer wieder aufgehoben werden. Auch der wiederkehrende Begriff des „Grenzenlos" hat (im exakten Sinn Friedrich Schlegels) eine romantische Färbung.

Die jetzt erschienenen „Gesammelten Gedichte" (Verlag Die Schmiede, Berlin) umfassen die Zeit von 1912 bis 1927. Der erste Teil gibt den Benn der Tatsachenschilderung. Gewalttätig wird vorgeführt: „die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch". Was man vor fünfzehn Jahren sehr mitgenommen las, hat nichts an sachlicher Gültigkeit verloren, an dichterischer Gültigkeit eher noch gewonnen, da jetzt der Maßstab zur landläufigen expressionistischen Lyrik vorliegt. Dann folgen die großen kosmischen Gesänge, aus denen ich etwa das Gedicht „Nacht" hervorhebe mit dieser zweiten Strophe:

> schließt sich eben die Veste,
> löst sie wieder die See,
> immer nur Reste,
> immer nur Niobe,
> über die pästischen Pole
> sinken die Lider schwer —
> ach, eine Nachtviole
> blühte Erde und Meer.

Am Schluß gibt es eine neue, überraschende Art Gedichte von einer stillern, verhalteneren Schönheit. Das Pathos des Negativen klingt ab zum Schmerz über das Negative. Ein Ton der Elegie kommt hinein und ein mehr persönliches Gefühl, das aber nirgends sentimental wird. Der Vers hat sich weiter verkürzt, seine Kargheit, sein Abschneiden gibt die ganze lakonische Trauer. Die schönsten: „wie lange —", „aus Fernen, aus Reichen", „Grenzenlos".

Dazwischen stehen satirische Monumente stärkster Bildkraft. „Fürst Kraft", der Industriemagnat, ist exakt vorhanden, wie bei George Grosz, nur eine Nuance freundlicher aufgenommen, gleichsam mit einem Mitgefühl dessen, was sich dieser Herr alles leisten kann. Noch freundlicher wird das Gefühl bei der „Annonce" von der Villa in Baden Baden, Villa, die doch wirklich entzückend liegt, die Melodie der Verse kann es nicht leugnen, auch die Satire kann nicht anders als wehmütig-teilnehmend werden bei einem so schönen Objekt. So kommt eine sehr lebensnah echte Spielart der Satire heraus.

Aber die irritiert das Publikum nur. Wenn schon gegen die Kapitalisten, dann feste. Gottfried Benn wird nicht zu helfen sein. Er ist Lyriker, die traurige Gestalt. Trotzdem sei auf ihn hingewiesen, damit niemand glaube, es gäbe keine Lyrik mehr. Nicht jeder mag Gedichte. Aber wer sie nun einmal mag, braucht sich nicht zu genieren.

Papiermühle von Arthur Eloesser

Aus Georg Kaisers elektrisch betriebener Papiermühle ist wiederum ein Manuskript herausgefallen. Ein Dramaturg, falls es noch Dramaturgen gibt, hebt es auf und bringt es dem Direktor: Sie lesen das in dreiviertel Stunden. Der Direktor sagt: ganz nett. Und nicht teuer. Paar bescheidene Dekorationen. Den Biographen des Dichters bekommt der beliebte Otto Wallburg. Die kleine Frau bekommt die beliebte Grete Mosheim. Den Dichter, der sie ihm abnimmt — aber das sagt er schon zu dem erfahreneren Theatersekretär — fragen Sie mal bei unsern Liebhabern rum, sie werden ja nicht alle filmen. — Nicht allen Manuskripten ging es so gut, die aus Georg Kaisers Papiermühle fielen. Manche hat der Wind verweht, und wie viele Dutzend es schon sind, das wissen nur seine dickbändigen Biographen. Merkwürdig, wie wenig der ingeniöse Veranstalter von Morgens bis Mitternacht und von andern geistesschnellen Erfindungen zu einer Marke geworden ist. Das Theater begegnet ihm immer wieder wie zufällig, es nimmt ihn einmal an, es lehnt ihn einmal ab, und das ohne Entschuldigung oder Beschämung, als ob er eine bloße Utilität wäre. Bequem ist Kaiser auch, kommt zu keiner Vorstellung, stört keine Probe, nimmt keinem Darsteller oder gar einem Regisseur den Applaus weg. Eine fast anonym gewordene Existenz, zu reiner Sachlichkeit abgeglättet, farblos und flüssig wie ein gut raffiniertes Öl, das die Maschine des Theaters in Gang hält.

Der Direktor hat recht: ganz nett! Der Biograph, der mit seiner kleinen Frau nach Papiermühle reist, um das letzte erotische Erlebnis des von ihm ausgebeuteten Dichters auszuspüren, und der als die in schönen Versen gefeierte Francesca seine Frau feststellt, das ist Einfall, Erfindung, in drei schmalen Akten so glatt heruntergerissen, wie es nur ein erfahrener französischer Schwankdichter besorgen würde, so ein haushälterischer Routinier, der nicht mehr die erste Blüte und die zweite Fülle hat. Ich habe stellenweise gelacht und bin stellenweise dankbar gewesen; denn durch fast vierzigjährigen Umgang mit dem Theater habe ich die Naivität meiner eigenen Blütejahre längst wiedergefunden. Aber ich bin inzwischen auch ein deutscher Mann geworden.

Warum heißt der Dichter Ernest Ollier, warum heißt der Biograph Raymond Duchut, warum schwärmen die Böotier zu Papiermühle von Morgens bis Mitternacht von Paris? Mit französischen Knebelbärten und Provinzfiguren? Nur Heinz Rühmann bringt seine eigene Maske mit, sein natürliches Maulwerk von geschliffener Schnoddrigkeit, ein echtes Söhnchen von Max Adalbert. Diese dreieckige Geschichte könnte genau so gut in einem pittoresken Vorort von Berlin, besser noch in Schwabing spielen. Aber dann müßte sie eine eigne Farbe haben. Georg Kaiser hat gespart. Ohne sie weiter auszutuschen, gebraucht er Schablonen aus einer fertig gelieferten Konvention, den schlanken Liebhaber von immer, den dicken Hahnrei von immer, das süße Frauchen von immer, das aber mit Grete Mosheim die Knospe der Mädchenhaftigkeit noch

nicht gesprengt hat. Den Lothar Müthel macht nur der Theaterzettel zum Dichter, den Otto Wallburg macht sein Notizbuch nicht zum Biographen; darin könnten auch Ordres notiert werden. Warum führt Georg Kaiser fremde Muster ein? Ein deutscher Dichter, der in seiner ersten, seiner zweiten, seiner dritten Periode — ich bin nicht sein Biograph — doch aus erster Hand geliefert hat.

Ich habe schon einige Zeitgenossen bei lebendigem Leibe biographiert und fühle mich trotzdem von dem Biographen mit dem Notizbuch nicht getroffen. Aber auch nicht im geringsten. Weil der Mann gar nichts vom Metier hat, das entsetzlich sein kann, ist er nicht komisch, sondern albern. Wenn Georg Kaiser durch seinen Schwank wirklich eine Rancüne befriedigte, wenn er auf irgendwen oder irgendwas zurückschießen wollte, so hat er sehr schwach geladen. Der Diebstahl, der einer Frau, eines Geldbeutels, eines Biberpelzes ist ungefähr der ewigste Stoff aller Schwänke. Aber seit wann stiehlt der Dichter? Der hier nicht nur der unternehmendere, sondern auch der weltläufigere, dazu der mutigere ist. Der die Sache als vordenkender Praktikus lächelnd in Ordnung bringt gegen den betrogenen Ehemann, gegen den Chor der blamierten Papiermühlener, die auch mal bei der kleinen Frau naschen wollten. Des Dichters Stärke liegt doch im Dichten, im anderswo zu Hause, im anderswie tapfer und stark sein. Die dem Biographen abgewonnene Frau folgt ihm, weil er der edlere ist, weil er sie mit der tiefern Liebe wahrhaft verdient. Da habe ich nicht mehr gelacht. Wenn nicht allein die Schlauheit siegt, wenn sich das Pathos zu Tisch setzt, wenn sich die Tugend zu Bett legt, dann hat die Komödie aufgehört. Wohin reisen wir? fragt die kleine Frau. — Zu uns, sagt der große Dichter. Da gehts doch ins Larmoyante, da fahren die Dichter von heute nicht mit. Kerle wie die! Was aber die Biographen anbelangt, so müssen wir dieses Kapitel den Vertrauenden und Zutraulichen überlassen, die Georg Kaisers elektrisch betriebene Papiermühle auseinander genommen und dickbändig wieder zusammengesetzt haben.

Genf aus der Nähe von Morus

Es ist gut, daß nach zwanzig Tagen die Weltwirtschaftskonferenz geschlossen wurde; sonst wäre im Genfer Reformationssaal, wo statt calvinischer Sektierer nun der Völkerbund haust, am Ende doch ein Unglück passiert. Denn obwohl die Decke dieser scheußlichen Bethalle bislang ziemlich stabil erschien, begannen die Balken sich bereits bedenklich zu biegen. Den da auf der rechten Seite hatte Italien auf dem Gewissen, den weiter hinten Japan, den über dem Baldachin England und den links davon Herr Serruys aus Frankreich. Aber daß der große Querbalken so krumm geworden war, ist das Verdienst der deutschen Delegation.

Delegation? Pardon, ick dementiere mir. Delegation gabs nämlich offiziell nicht, sondern nur fünf deutsche Delegierte, die stärker als die Abgesandten aller anderen Länder betonten, daß sie nur „für sich" sprächen. Aber dafür war die deutsche

Delegation innerlich umso strammer organisiert, wie es sich für die Vertreter eines Ordnungsstaates gehört, wurden sie in vier Klassen eingeteilt und darnach besoldet; nicht etwa nur die Beamten, die den Delegationen angehörten, sondern auch die Sachverständigen, die man sich hatte kommen lassen. Parlamentarier, zum Beispiel, rangierten in der vorletzten Klasse, zusammen mit den Ministerialräten. Der Präsident des Reichslandbundes, Graf Kayserlingk dagegen war höher „eingestuft", mit der Begründung, daß er in grauer Vorzeit einmal Ministerialdirektor gewesen sei. Nur der Professor Sering durfte die Diäten eines Staatssekretärs beziehen, aber nicht wegen seiner wissenschaftlichen Leistung oder wegen seines weißen Bartes, sondern weil er gehörig Krach schlug. Selbstverständlich entbehrte diese Klassifikation jeder gesetzlichen Grundlage. Irgendein Ministerialbüro hatte sie ausgeheckt, und im übrigen mußte jeder Sachverständige sein Tagegeld mit einem Regierungsrat und mit einem Oberamtmann aushandeln. Wer Krach machte, kam eins rauf.

Offiziell freilich gabs zunächst auch keine deutschen Sachverständigen. Frankreich hatte gleich einige dreißig angemeldet, Polen an die vierzig. (Ein Mitglied der polnischen Delegation, dem ich diesen Unfug vorhielt, antwortete mir: „Lassen Sie doch die Herren, die das ganze Jahr über in Kattowitz und Myslowitz sitzen, auch einmal auf ihre Kosten nach Genf fahren; das schadet doch niemandem.") Deutschland spielte demgegenüber das schüchterne Gretchen. Nur einen Liebhaber wollte es gleich in die Kirche mitbringen: Herrn Hermann Röchling, als Experten des Saargebiets. Offenbar versprach man sich eine kolossale moralische Wirkung auf die Delegierten aus Uruguay und Abessinien, wenn ein Mann von der Saar, Seite an Seite mit den Deutschen, seinen Einzug in den Reformationssaal halten würde. Aber die Delegierten aus Uruguay und Abessinien und selbst die aus Frankreich und England, waren für solche Wilhelmstraßen-Finessen erstaunlich blind, und so entschwand Herr Röchling, der in Genf von wegen der Pauvreté stets in einem der einfachsten Hotels wohnt, obwohl er sich ein halb Dutzend der nobelsten kaufen könnte, nach einigen Tagen unbemerkt wie er gekommen.

Dafür erschienen andre Experten en masse, denn die Gretchenbescheidenheit war natürlich eine Maskerade. Allein Herr Hermes hatte von vornherein eine ganze Kohorte von Agrarsachverständigen beordert, und auch sonst hielt man darauf, daß jeder größere Verband in Genf vertreten war, wie bei den Delegierten Unternehmer und Arbeiter, immer im Verhältnis 4 : 1. Die Sachverständigen wurden aber nicht, wie in Genua, als wirklich zugehörig zur Delegation betrachtet, sondern nur als Rückversicherung und Gutwettermacher bei der Wirtschaft, alias bei den Verbänden und daher auch gar nicht erst in die innern Vorgänge der Konferenz eingeweiht. Bei dem Appell, der jeden Morgen für die ganze Delegation im Hotel Métropole stattfand, erfuhren die Herren der untern Besoldungsklassen grade soviel, wie sie am Frühstückstisch schon in den Zeitungen lesen konnten.

So blieb die Sangeskunst und der Ruhm allein den fünf Delegierten vorbehalten, oder genauer: vieren. Denn der fünfte, der Vertreter der freien Gewerkschaften — laut Einladung des Völkerbundes sollte jeder Delegation auch ein Arbeitervertreter angehören — wurde von Anfang an vollkommen an die Wand gedrückt, in die belanglosen Kommissionen geschickt und behandelt, daß es ein Skandal war. Der schlimmere Skandal freilich, daß sich dieser Repräsentant der größten Arbeiterorganisation der Welt solch eine Behandlung gefallen ließ, sich sogar noch eifrig um das Wohlwollen der Industriedelegierten bemühte und bei den entscheidenden Voten mit den deutschen Industriellen gegen die andern Delegierten der Amsterdamer Internationale stimmte.

Von den vier aktiven deutschen Delegierten hatte jeder eine andre Aufgabe zu erfüllen. Herr Hermes, unsterblich in der Finanzgeschichte, weil er in jede schlichte Hütte Milliardensegen gebracht hat, nunmehro, obwohl seit seinen Notenpreßerfolgen noch keine vier Jahre vergangen sind, des Deutschen Reiches erster internationaler Agrarberater — Herr Hermes hatte sich seine Aufgabe selbst gestellt. Er wollte das in der Tat verkalkte und durch Fascisierung gelähmte internationale Landwirtschaftsinstiut in Rom durch ein neues in Genf ersetzen oder ergänzen. Leider scheiterte diese ausgezeichnete Idee am Widerstand Italiens. Aber wir wollen trotzdem hoffen, daß Herr Hermes bald auf einem hochdotierten Agrarposten beim Völkerbund landet — immer besser noch dort, als daß er bei der nächsten Umgruppierung nach rechts in Preußen Minister wird.

Die Agrarleute bildeten auf der Wirtschaftskonferenz ihr eignes Konzil. Was sie taten oder hinterließen, war für die Außenwelt einigermaßen gleichgültig. Worauf es ankam, waren die Verhandlungen über den Zollabbau und über die Kartellierung der Industrie. Für die Zollberatungen hatte die hochprotektionistische deutsche Rechtsregierung ihren liberalsten Staatssekretär, Herrn Trendelenburg vom Reichswirtschaftsministerium, nach Genf entsandt. Trendelenburg, der in dreijährigen ergebnislosen Handelsvertragsverhandlungen in Paris sich seine Nervosität abgewöhnt hat, geschickter und versierter geworden ist und, soweit es Geheimratswürde zuläßt, allmählich menschlich und international zu sprechen gelernt hat, setzte sich mit wahrer Verve für den Freihandel ein und übertraf beinahe noch die Engländer an liberalen Forderungen. Zweck der Übung: die Franzosen sollten als die eigentlichen Protektionisten an den Genfer Pranger gestellt werden, denn die französische Regierung ist grade mit ihrem Hochzolltarif herausgekommen; die nächsten deutschen Zollerhöhungen sind aber erst für den ersten August zu erwarten. Wir können es uns also leisten.

Immerhin, die deutsche Außenhandelspolitik in Genf war noch ein Muster an innerer Wahrhaftigkeit gegenüber dem, was die deutschen Industrievertreter in den Völkerbundssälen produzierten. Die Reichsregierung, der die Auswahl der Delegierten zustand, hatte gar nicht erst gewagt, einen der wirk-

lich entscheidenden Industrieführer aus dem Ruhrgebiet zur Konferenz zu schicken, sondern sie hatte vorsichtshalber Karl Friedrich von Siemens dafür auserkoren, der sich bei seiner auf achtzig Jahre geschlossenen und nach fünf Jahren verkrachten Interessengemeinschaft mit Hugo Stinnes gehörig die Finger verbrannt hat und seitdem wieder als unentwegter Individualist figuriert. Zwar gehört auch er dem internationalen Glühlampenkartell an, aber das hinderte nicht, daß er jede Kartellierung und Syndizierung in Grund und Boden verdonnerte, ein Loblied auf den von jeglicher Bindung unabhängigen Unternehmer sang und der Welt seinen Opapa als Vorbild empfahl. Der selige Werner nämlich, erzählte sein Enkel, hat nur deshalb so reussiert, weil er sein eignes Geld aufs Spiel setzte, während die Konzerne, die mit fremdem Geld arbeiten, keinen rechten Unternehmergeist entfalten können.

Ei szassa, wer hätte das gedacht! Bisher glaubten wir, daß in der kapitalistischen Wirtschaft die Aktiengesellschaft tüchtigen Unternehmern grade die Möglichkeit geben soll, mit fremdem Kapital zu arbeiten, und allzuviel Gêne pflegen sich unsre Verwaltungen gegenüber ihren Aktionären wohl auch nicht aufzuerlegen. Wir glaubten bisher auch, daß Rockefellers Standard Oil Company oder die Edison-Werke oder in Deutschland etwa Siemens nächste Konkurrenz, die A.E.G., mit fremdem Kapital ganz Beträchtliches gewagt und zuwege gebracht hätten, und es schien uns sogar, daß keine der alten Familienunternehmungen in Deutschland in den letzten Jahren an technischen Neuerungen und Experimenten soviel riskiert hat, wie die Herren Duisberg und Bosch von der I. G., die zwar mit gutem Erfolge, aber doch ausschließlich mit fremdem Gelde arbeiten.

Die Kartellgegnerschaft, die Herr von Siemens und in noch viel unglaubwürdigerer und anmaßenderer Weise der Syndikus Lammers vom Reichsverband der Deutschen Industrie in Genf entwickelten, hatte dann auch schon einen tieferen Grund. Man wollte verhindern, daß Loucheurs Plan, in Genf eine internationale Kartellkontrolle einzurichten, zustandekam, weil man befürchtet, in Genf könnte man unter politischen Druck gesetzt werden und die deutsche Kartellquote kleiner ausfallen als in Luxemburg oder in Brüssel. Deshalb plötzlich der deutsche Industrieindividualismus. Natürlich merkten auch die andern, woher der Wind blies und bald kursierte das Wort: „Die Franzosen sprechen über Kartelle — die Deutschen machen Kartelle."

Gleichviel, mit Hilfe der Engländer, die nicht nur gegen Kartelle reden, sondern vorläufig auch gegen Kartelle sind, ist es den deutschen Industrievertretern gelungen, eine internationale Kartellkontrolle zu hintertreiben. Herr Lammers kann beim Reichsverband in der Königin-Augusta-Straße gehorsamst melden „Befehl ausgeführt", und wir hoffen, daß ihm die Tressen und Knöpfe für seine bemerkenswerte Leistung nicht vorenthalten werden. Nun können wir wieder getrost Zölle erhöhen und internationale Kartelle gründen: wir sind ja in Genf dagegen gewesen.

Bemerkungen

Das Jagdvergnügen.

„Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?"
Antwort: Die Kriegsbegeisterung.

Wer kein Heuchler ist, darf auf die Metzger nicht herabsehen, insofern er das Tier ißt, das sie schlachten. Aber es gibt eine Art von Tiertötern, die bedeutend furchtbarer sind.

Der Genuß von Fleisch ist dem Menschen erst nach der Sintflut gestattet worden. Denn, sagt die Bibel, sie bedurften nach der Katastrophe eines vorher unbekannten Stärkungsmittels. Vielleicht wird seit dem Weltkrieg noch mehr Fleisch gegessen.

Jedenfalls soll die Zahl derjenigen, die den Krieg nicht bis zum Aufessen, nämlich der Tiere, treiben, zurückgegangen sein. Die Antipoden der Kannibalen nehmen ab, sie, die den Schlächter jeder Art verwerfen (wie jener Dichter Shelley, der aus glühender Liebe zu den Tieren Pflanzenesser wurde und nachwies, daß selbst ein Lamm, auf der Überfahrt von Europa mit Fleisch gefüttert, in Amerika wild wie ein Wolf angekommen sei —). Wir aber, die Esser von Lämmern, müssen uns zu den Metzgern bekennen, ebenso zu den Jägern, bis zu den Oberförstern.

Nicht bis zu den Nimrods. Sie sollen verschwinden. Die Kriegstrompete, das Tatütata und das Halali, es sind alles Töne der selben schlechten Lustmusik. Es ist ein zusammengehöriger Bläserchor. Zwar wird jener unnoble Kaiser, der einst das preußische Wild vor sein Schnellfeuer treiben ließ, das holländische gewiß besser behandeln. Aber das fröhliche Jagen, die erlaubte Orgie in den Freudengassen des Waldes, wird von Andern weiter gefeiert. Auf dem Lande hörte ich im vorigen Sommer sagen: um den Jagdschein zu verlieren, müsse man schon einen Jagdkumpan schwer angeschossen haben, das Verhalten gegen das Getier sei kaum ein Grund.

Als Gegenüber des rohen Wildschänders findet sich bei uns selbstverständlich auch der feingeistige Mensch, welcher, andrerseits, eine Philosophie der Jagd schreibt. Er analysiert das Ethos der Jagd, im Hinblick auf Kant. Ich lese da, daß die Weidgerechtigkeit die bedeutungsvolle Instanz sei, die den „Hort aller sittlichen Normen der Jagd" darstelle. Denn (ehrlich gesagt) sei die Jägerei allerdings ein Sprung in die wildnisfrohen vorgeschichtlichen Zeiten, und es gebe eine gewisse jägerische Dämonie, bei der es sich um einen verirrten Bestandteil des Selbsterhaltungstriebes nebst einer Dosis Mordlust handle. So bestätigt uns der Philosoph, daß wir keine falsche Geographie getrieben haben, wenn wir das Jagdrevier in die Nachbarschaft des Schlachtfeldes brachten. Aber er will diese mörderische Wollust überwinden durch die praktische Vernunft der Weidgerechtigkeit, die beide in der Seele des Jägers miteinander kämpfen. Es regt sich in ihm, entsprechend dem großen Immanuel aus Königsberg, die jagdmoralische Maxime, mit imperativem Charakter! Wie aber bringt sie sich dem nackten Erlegungstrieb gegenüber zur Geltung? Nun, der Weidmann, den die Kreatur aus der anthropozentrischen Denkweise herausreißt, der sich dem Tierleben und der Tierseele mit tiefster Einfühlungskraft überläßt und am Schicksal seines Wildes unmittelbaren Anteil nimmt: bei ihm dringen diese innigsten Natureindrücke, Wirkungen auf Geist und Gefühl bis in seine innerste Weltanschauung hinein, — bis zur Herstellung einer vollkommnen Personalunion des Jägers mit dem Tierfreund.

Folgt man solcher redlichen Gedankenführung, so gerät man nur in Besorgnis, wie ein idealer Jäger sich aus derartiger Verbundenheit mit seinem Wild dann trotzdem noch zu dem mörderischen Schuß aufraffen

kann. Aber es ist die Weise unsrer Denker, daß sie Tod und Leben gern gleich setzen, in diesem Falle das eigene Leben und den Tod des andern. Es hängt bestimmt mit der heldischen Weltanschauung zusammen, daß der Jäger einen solchen verwickelten Zustand der Innigkeit wie den geschilderten durch den tödlichen Knall lösen kann. Unser Autor, Paul Vetterli, stellt über diesen interessanten Vorgang im Gemüt des Weidmanns nur fest: daß wir so einen Einblick in die paradoxe Beschaffenheit seiner Seele erhielten, die „aus ihrem Bezirk der Liebe und der Wertschätzung des Tieres heraus doch auch wiederum den notwendigen Befehl zum Töten geben muß".

Ich glaube, dieser gesuchte merkwürdige Übergang von der Freundschaft zum Schuß legt den Gedanken nahe, die Tätigkeit des Jägers lieber recht gründlich von ihrer gepriesenen Paradoxie zu befreien. Wer zunächst einen Aufruf „an meine lieben Tiere" erläßt, um dann sozusagen sein Herz auf sie abzufeuern, entwürdigt die Kreatur nicht weniger als die Snobs und Nimrods der Fuchshatzen, Parforcejagden, Taubenschießspiele oder der im Busch ausbrechenden Jägerleidenschaften. Die Verinnerlichung des Jagdbetriebes: das würde in Wahrheit nur die Sanktion und Verewigung des Vergnügens daran bedeuten.

Bei uns findet die Weidgerechtigkeit kein Vertrauen mehr, — sie erscheint uns eher wie eine Weidjustiz. Am Ende werden auch die Metzger sie für sich beanspruchen und werden zur Idealisierung ihres Berufs mit Halali, rotröckig durch die Schlachthäuser sprengend, ihre Tiere erlegen. Wir aber wollen im Gegenteil (ruhig herausgesagt), daß auch die Jäger nichts weiter als einfache, ihre Sache verstehende, unverbrämte Metzger sein sollen.

Mit andern Worten: Das Jagdvergnügen soll aus der Welt geschafft werden. Man hat sich am Tod der Kreatur nicht zu ergötzen. Es muß ein Gesetz verlangt werden, wonach nicht mehr Liebhaber die Jagd ausüben dürfen, ganz gleich ob auf eigenen oder auf gepachteten Jagdgründen. Es sind zu diesem der Ernährung dienenden Gewerbe nur Berufsjäger zuzulassen, die es nicht anders betreiben als die Fleischer das ihre.

Solche nüchterne Umwälzung in der Jagd wäre ein kleiner Schritt vorwärts gegen die falschen Freuden, ein Schritt, der stärker ist, als er aussieht. Es handelt sich um eine Änderung von allgemeiner Heilsamkeit, auf Kosten des Weidmannsheils.

Alfred Wolfenstein

Nelson und Hiller

Jeder Geistige, der heute revolutionäre Politik treibt, treibt sie als Kamerad Leonard Nelsons oder Kurt Hillers (auch wenn er das selber nicht weiß); jeder Gefolgsmann jedes andern philosophisch-politischen Führers ist halbgeistig oder ungeistig oder antigeistig oder reaktionär.

Was unterscheidet Nelsons Lehre von Hillers? Das Ziel? Nein; denn der Zustand des „wahren Rechts", der Nelson vorschwebt, ist zugleich das „Paradies", dem Hiller zustrebt. Der Weg? Nein; denn was Nelson mit „Herrschaft der Weisen" meint, ist dasselbe, was Hiller „Logokratie" nennt. Aber der philosophische Ausgangspunkt dieses politischen Wegs ist bei Beiden ein andrer. Sie sind zwar darin einig, daß das Wissen um ein allgemeingültiges und verbindliches Sittengesetz nur als „eine ursprünglich dunkle Erkenntnis" im Menschen lebt; doch während Hiller deshalb die Kompetenz in praktisch-ethischen Fragen ... der Erkenntnis überhaupt ab- und dem Willen zuspricht (nicht dem subjektiven Willen beliebiger Individuen, sondern dem typischen verantwortlich fühlender), ist Nelson davon überzeugt, „daß es durch Deduktion gelingt, die Erkenntnis des Sittengesetzes, die ursprünglich dunkel ist, zum Gegenstande einer solchen zu machen, die der vollkommensten

Evidenz fähig ist", — und sucht, nachdem er mit beispiellosem Scharfsinn die Existenz einer reinen praktischen Vernunft bewiesen hat, zur Deduktion des Inhalts des Sittengesetzes überzugehen, „unangefochten durch den prahlerisch spottenden sowohl wie den kleinmütig resignierenden Skeptizismus". Ich gestehe, daß dieser gigantische „Versuch, dem Herrschaftsbereich der strengen Wissenschaft eine neue Provinz zu erschließen", mich bis ins Innerste erschüttert hat; — daß er geglückt ist, wage ich zu bestreiten. Geglückt ist der für Psychologen gewiß sehr wichtige Nachweis, daß in der Seele jedes Menschen ein bestimmtes Sittengesetz existiert: das „Gesetz der Abwägung der Interessen unter Berücksichtigung der Gleichheit der persönlichen Würde"; doch die für Kritizisten allein wichtige Frage, warum es befolgt werden soll, bleibt unbeantwortet. Aus der psychologischen Allgemein-Existenz des Sittengesetzes darf man doch nicht auf dessen logische Allgemein-Gültigkeit schließen! Ergo: obwohl Nelsons Sittengesetz einen ganz andern Inhalt hat als Stammlers 'Grundsätze des richtigen Rechts', trifft, was Hiller gegen diese sagt, auch auf jenes zu: es „folgt keineswegs mit logischer Notwendigkeit aus der Form des Sollens (aus der läßt sich überhaupt nichts ableiten), sondern ist von problematischem Wert, unbegründbar". Wer einwendet, die Berechtigung des Zweifels an der Berechtigung des Sittengesetzes sei auch unbegründbar, der bringt nur Die in Verlegenheit, die Hiller selbst „Empiriebolde" nennt: die Bezweifler der Gültigkeit einer formalen Ethik, die Spenglerianer etwa; die Hillerianer dagegen, die Bezweifler der Gültigkeit einer Inhalts-Ethik erwidern sofort: „Jawohl, genau so skeptisch wie dem Objektivismus Nelsons stehn wir konsequenten Skeptiker unserm eignen Skeptizismus gegenüber!" Das sagen sie nicht als „prahlerisch spottende", auch nicht als „kleinmütig resignierende", sondern als ethisch handelnde Menschen — die an der Begründbarkeit der Ethik halt zweifeln. Als ethisch handelnde Menschen: denn der Zweifel an der Begründbarkeit der Ethik verträgt sich durchaus mit ethischer Aktivität — deren Vater freilich nicht der Verstand ist, sondern der Wille; der jenseits von „Richtig" und „Falsch" wirkende Wille.

Der Gegensatz zwischen Nelson und Hiller steckt aber fast nur in ihrer Philosophie; in ihrer Politik zum Glück kaum. Da sie im großen und ganzen für Gleiches kämpfen, bleibts geich, ob sie aus ungleichen oder gleichen Beweggründen kämpfen. Liebe ich Beide, weil sie Hasser der Mord- und der Lohnsklaverei sind — was mache ich mir dann daraus, daß der Eine es um der Gerechtigkeit willen ist, der Andre kraft des Rechts auf lebenswertes Leben? Sehe ich mit Freude, daß sie den Demokratismus bedrängen — frage ich dann, wer von Beiden das mit Fries' Gründen tut, wer mit Nietzsches? Höre ich, daß sie radikale Strafrechts-Änderung wollen — wurmt es mich dann, daß der Eine sich für das Prinzip der gerechten Wiedervergeltung einsetzt statt für das Interessenschutz-Prinzip, das der Andre lehrt?

Unnötig ist auch der Streit darüber, wer von Beiden „der Größere" sei. Nelson ist ein denkerisches Genie; Hiller „nur" ein genialischer Denker. Hiller ist einer der größten essayistischen Künstler; Nelson „bloß" ein bewundernswert klarer Stilist.

Wir Jungen, für die Beide leben, wir lieben Beide. Und wollen, daß sie, die ja einmal schon zusammenstanden (1915, als Nelson einen Beitrag in Hillers Ziel-Jahrbuch gab), nun endlich endgültig zusammenkommen.

Franz Leschnitzer

Propaganda

„Willy Haas hat mit den ‚Webern' für den deutschen Spießbürger die „Revolution" wieder diskutabel gemacht."

Der Film-Kurier

Bühnenschau

Mit der Wochenschau haben es die Kinos leicht: Ein Bild aus Shanghai, eins vom letzten Fußballkampf, eine Zeitlupenaufnahme von Hindenburgs Regierungstätigkeit, ein schauerlich koloriertes Modenbild, schließlich noch der New Yorker Hafen, in dem es stets zu hageln scheint, — diese Bilder, in wechselnder Reihenfolge vorgeführt, liefern die aktuelle Wochenschau für ein ganzes Jahr. Mit der Bühnenschau aber ist es schwerer. Denn was ein feines Kino ist, das hat eine Bühnenschau. Nach dem Filmprogramm geht die Leinewand in die Höhe und ein rosa beleuchteter Vorhang öffnet sich. Da grüßen uns die heimatlichen Fluten des Rheins und auf rebenbewachsenen Hügeln stehen Häuser im Abendsonnenschein. Manchmal ist der Rhein auch die Weser oder der Neckar. Aus der Kulisse tritt ein kurzbeiniger Herr, der sich rasch seinen Smoking angezogen hat. Er hatte wohl Eile, denn das oberste Hosenknöpfchen steht offen und glänzt in der Abendsonne. Dann singt der Herr. Er singt von den alten Zeiten, wie es früher so schön gewesen, wie die Wache am Brandenburger Tor aufzog, wie man noch harmlos und, ach so unschuldig, fröhlich war, und das sei nun alles vorbei. Aber der Tag wird kommen, wo der Erbfeind in Ost und West zu unsern Füßen liegen wird! und deutsche Männer wieder am deutschen Rhein, oder Neckar, deutschen Wein trinken und deutsche Mädchen küssen werden. Lebhafter Beifall belohnt den Sänger, der sich verneigt, hinter die Kulisse geht und sich, bevor er noch einmal auftritt, das Knöpfchen zumacht. Manchmal hilft ihm beim Singen eine ältliche dekollettierte Frau, deren Gesang man trotz lautester Orchesterbegleitung nicht überhören kann. Aber das geht vorüber, und dann kommt die zweite Bühnenattraktion, der Akrobatikakt. An den Ufern des deutschen Stroms steht ein Drahtgestell, das drei oder vier beleibte Personen unbestimmten Geschlechts dazu benutzen, um sich gegenseitig auf alle verfügbaren Körperteile zu treten. Je größer das Kino ist, desto schlechter ist die Bühnenschau. Daher leistet sich etwa das „Atrium" ein Variétéprogramm, das in Sommerfeld ausgepfiffen werden würde. Aber wozu überhaupt der Ehrgeiz mit der Bühnenschau? Sollte es nicht genug leichtere, lustige Filme geben, um die Programmlücken auszufüllen? Nehmt einen alten Chaplinfilm, nehmt die schönen Tierfilme von Fox: da habt ihr alles, wovon in der Bühnenschau kein Hauch zu spüren ist, Humor, Akrobatik und, wenn unentbehrlich, auch ein Schuß Sentimentalität. Die Theaterleute haben sich dagegen gewehrt, das Bühnenbild durch einen eingeschobenen Film zerstören zu lassen. Sollte der Film nicht umgekehrt dasselbe Recht haben?

Wolf Zucker

Wohltätigkeitsfest

Die Baronin, 2,10 m groß, schreitet durch das Portal des Hotels Der Kaiserhof. Ihr Haarknoten ist die sinnige Verbindung zwischen gottgewollten Schulterknochen, die ihre Herbheit durch ein Cape betonen. Ihre Beine wandeln auf blauen Schuhen. Blau die große Mode. Auch die rosa Strümpfe und das grüne Kleid aus Musseline de laine müssen daran glauben.

Aber, lieber Graf, wenn Sie Ihr Photo haben wollen, jede Kopie zwei Mark. Sie können es so groß haben.

Der Graf mit dem E. K. Erster Klasse und dem übrigen Blech darüber zuckt bei den zwei Mark immerhin zusammen.

Baronin scherzen. Und der Farbensinn ...

Sagen Sie mal, Frau Regierungsrat. Ihr Neffe ist doch im Wohlfahrtsministerium. Mein zukünftiger Schwiegersohn hat gewisse Schwierigkeiten.

Die wird mein Neffe beheben, Gräfin.

Exzellenz sehen so frisch aus wie Bismarck.

Mein lieber Assesor, man muß sich für die Nation erhalten. Wenn ich bedenke, daß meine Generation logisch aussterben muß, dann kann ich mir nicht denken, wie es in Deutschland weitergehen soll. Schließlich ist der sittliche Halt ...

Denken Sie, Herr Geheimrat, wenn Sie bedenken, daß ein Mann, der vor einigen Monaten nicht einmal die Beziehungen in der Verwaltung ...

Ich wundre mich, Gräfin, daß man eine Jazzband engagiert hat. Dieser jüdische Einschlag.

Die Brötchen sind nicht nur famos, sie sind sogar billiger als bei Aschinger. Der soziale Zug in diesem erstklassigen Hotel ...

Gestern habe ich Moritz Rosenthal gehört. Ich sage Ihnen, Exzellenz, fabelhaft. Der Mann kriegt dreitausend Mark für den Abend. Und eine Vitalität wie Samson-Körner.

Wer veranstaltet eigentlich die ganze Kiste?

Das weiß man nicht genau. Jedenfalls hat man das beruhigende Gefühl, ein paar Mark bleiben für den Zweck übrig.

Wer ist denn der Herr, der die große Rede gehalten hat?

Er ist der stellvertretende Stellvertreter des Deutschen Reichs.

Sind eigentlich Prominente anwesend?

Es sollen einige da sein. Sehen Sie, dieser Herr zum Beispiel sieht so aus.

Aber, Herr Regierungsrat, das ist doch der Oberkellner.

Sehr komisch. Trägt man denn wieder weiße Binde zum Frack? Da muß ich ja meine reinigen lassen.

Also, lieber Graf, ich schicke Ihnen fünf Kopien von den Photos. Je Mark zwo.

Hören Sie, Kommilitone, ganz nett. Unter uns: schwarze Strümpfe trägt man jetzt wieder. Aber Stiefel und Wollkleid scheint mir doch ein wenig exagéré.

Selbst unser alter Herr, der Exminister, hat gesagt, daß unsre Kreise ohne einen Schuß Nutte unmöglich sind.

Herwarth Walden

Bella und der Teufel

Jean Giraudoux arbeitet da, wo der Klatsch zweier Kontinente zusammenläuft: in der Presseabteilung am Quai d'Orsay. Es ist für einen Dichter schwer, es in solcher Stellung zu bleiben, namentlich, wenn sein erwähltes Sujet ihn nötigt, zwei Vorgesetzte zu behandeln: die Herren Poincaré und Berthelot, die als Rebendart und Dubardeau ihre Rivalitäten ausfechten. Erwarten Sie keinen Schlüsselroman. Dieser Autor verzichtet auf den naheliegenden Reißertitel und gibt seinem Buch den musikalischen Namen „Bella" (in deutscher Sprache soeben im Insel-Verlag erschienen). Es ist eine hauchzart aquarellierte Liebesgeschichte, und über die politischen Prominenzen, die die Liebe stören, ergeht ein Strafgericht voll lukianischer Heiterkeit. Giraudoux ist ein Meister der feinsten epigrammatischen Spitze, was ihn nicht hindert, gelegentlich statt des Floretts den Stock zu führen. So schildert er den Denkmalenthüller Poincaré: „Es gab weder ein Podium noch eine Stufe. Er begann vom Boden aus zu sprechen. Er schien diesmal leibhaftig aus dem Grab gesprungen. Er spreche, sagte er, im Namen dieser jungen Menschen ... Und er log." Oder er schildert den Besuch des jungen Dubardeau im Hause Rebendart: „Ich setze mich so, wie es kein Rebendart getan hätte. Ich hatte die Lehne vor meinem Bauch. Ich war nicht gegen Deutschland, gegen den Rhein gerichtet . . . Rebendart in solcher Stellung, das hätte bedeutet, daß es keinen Erbfeind mehr gäbe —."

Dies Buch voll gallischer Laune um eine melancholische Liaison, ist in einem edlen, strengen Stil gehalten. In vielen Partien mehr Essay als Roman, mehr ciceronische Abhandlung als Geschichte aus dem Paris von 1920. Die kühle, antike Form entrückt. Wenn von Auto oder Radio gesprochen wird, denkt man eher an Dinge, die in Pompeji ausgegraben sind, als an Gegen-

wärtiges. Aber der Geist ist der jenes unbesiegbaren Lateinertums, das, oft von christlichen Gegenströmungen zurückgedrängt, immer wieder lehrend oder spottend Europa erobert hat und vielleicht der wahre Geist Europas ist.

*

Im deutschen Roman dagegen herrscht Mittelalter. Auch Alfred Neumanns flinkes Virtuosentalent schreibt eine Geschichte von Politikern, aber sucht nicht Männer von Heute, sondern Ludwig XI. und Karl den Kühnen. So wie die deutsche Politik nach verunglücktem modernen Klimmzug in die Vergangenheit flüchtet, so steigt auch ein Schriftsteller mit Tastsinn für politische Problemstellung in eine gestorbene Zeit. Der preisgekrönte Roman „Der Teufel" (erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt) zeigt einen Frühfertigen, der in der Maskerade der Stile und Formen geschickt sein eignes Gesicht zu verbergen weiß. Neumann kann sehr viel. Er kann sogar einen historischen Roman mit Hofrancünen und Tyrannenlaunen schreiben, ohne für einen Augenblick in die unfreiwillige Komik des abgelebten Genres zu gleiten. Aber immer bleibt das unbehagliche Gefühl: Jetzt kommt der Absturz, jetzt wird sofort irgend eine Klischeefigur, irgend eine herkömmliche Phrase ein paar hundert Seiten glatter Prosa kläglich kompromittieren. Doch immer wahrt die Disziplin des Autors die gefährliche Linie. Ja, es geht über einen Bodensee von Lächerlichkeit, es knirscht manchmal leicht, doch es kracht nicht. Sehr elegante Komposition, glänzende Verteilung der Spannungen und Erschütterungen, doch wir bleiben ganz ungerührt. Unter den burgundischen Wamsen klopft kein Herz. Wo sich ein Gefühl regt, wird es mit allen Schikanen einer bewährten Romanpsychologie ekrasiert. Denn diese Henker, Spione und Meuchelmörder sind alle nicht böse, sondern leiden nur ganz furchtbar am Leben. Charaktere, die nach Jodoform riechen, Seelen mit frischen Operationswunder. Diese Menschen morden mit klagenden Augen, lieben mit dem lastenden Bewußtsein, mit aller Sünde seit Adams Tagen behaftet zu sein. Wie in allen bessern gotisch empfindenden Familien beginnen sie die erotische Karriere mit etwas Blutschande, was überhaupt zum Kennzeichen neuern Romanmittelalters gehört. Gibt es nicht schon ein Schema: Altertum gleich Knabenliebe, Mittelalter gleich Blutschande, ab Renaissance ... Ehebruch?

Der deutsche Roman von Heute ist eine melancholische Sache. Er weiß nichts von der Zeit. Hat er sich etwa durch die Nebel der Geschichte gearbeitet, bleibt er in einem Sanatorium von 1910 stecken. Alfred Neumann ist die lang entbehrte Synthese von Mittelalter und Sanatorium gelungen.

Lucius Schierling

Das Bauhaus in Dessau

Durch die Bahnlinie getrennt von dem dichten Haufen zipfliger, verstaubter Kleinstadthäuserchen und so schon der äußern Lage nach isoliert, stehen in der grünen Ebene zwei blendendweiße Riesenquader, der eine aufrecht, der andre quer dazu. Ein paar rote Balkontüren und große Glasfenster teilen die Flächen auf, sonst ist das Ganze kahl und glatt und ordnet sich auf keine Weise dem Begriff Haus unter. Sondern es ist eher, als sollte an einem übersichtlichen Ausstellungsmodell demonstriert werden, wieviel 32 000 cbm umbauten Raums sind. Ein Hohlmaß für ein bestimmtes Quantum Menschen und Arbeitsmaterial. Wie der kleinste Gebrauchsgegenstand, der in den Werkstätten des Bauhauses gemacht wird, so ist auch dieser größte aus ein paar einfachsten Raumformen zusammengestellt, und daher kommt es, daß man hier vom Messingaschenbecher bis zum Wohnhaus eine ganz neue, sehr einleuchtende Einheitlichkeit aller von Menschenhand produzierten Dinge im Gegensatz

zu aller Natur zu spüren bekommt, eine Einheitlichkeit, die von Größenmaßstäben unabhängig ist.

Der Wille zur Sauberkeit, Klarheit und Großzügigkeit hat hier einen Sieg errungen. Durch die großen Fenster kann man schon von außen den arbeitenden Menschen auf die Finger, den ruhenden in ihr Privatleben sehen. Jedes Ding zeigt seine Konstruktion, keine Schraube ist versteckt, keine schmückende Ziselierkunst verheimlicht, welches Rohmaterial da verarbeitet worden ist. Man ist sehr versucht, diese Ehrlichkeit auch moralisch zu werten.

Ein Haus des reinen Zwecks. Man arbeitet „konstruktiv", nicht wie früher mit der Tendenz, eine möglichste individuelle Reichhaltigkeit des optischen Eindrucks zu erzielen, und dieses Konstruktive ergibt doch wieder optisch Befriedigendes. Überhaupt zeigt sich hier deutlicher als je, wie das Praktische wirklich zugleich das Schöne ist. Es wirkt auch vom Standpunkt der aesthetischen Komposition aus wohltuend, zu sehen, wie Treppengeländer, Stuhlbeine, Türklinken, Teekannen aus demselben Metallrohr gemacht sind; — die alte „Einheit in der Mannigfaltigkeit", bisher nur auf Bauwerke, Statuen, Bilder anzuwenden, bekommt hier einen neuen Sinn: ein Haus, in dem tausend verschiedene Dinge stehen, wird als ein strukturiertes Ganzes auffaßbar.

Dies Resultat ist umso wichtiger, als bei der Herstellung aesthetische Gesichtspunkte sehr zurückgedrängt sind. Selbst die Farbe bekommt einen Zweck; sie dient der Gliederung und der Orientierung: durch verschiedenartige Färbung unterscheidet man die einzelnen Stockwerke des Hauses, die Drehrichtung der Türen, die Schubfächer eines Schreibtisches.

Und doch muß natürlich Vieles vom „Gefühl" gelöst werden, weil es vom Zweck nicht unmittelbar diktiert wird. Welche Farben wählt man? An welcher Stelle der Tür bringt man die Zimmernummer an? Denn die Aufgaben, die Jeder aus seiner eignen Wohnung kennt, wenn er ein Bild richtig hängen will, vermehren sich natürlich gewaltig, wenn der Wohnraum und aller Hausrat so einfach überschaubare Proportionen haben, daß es überall „draufankommt", wie ein Ding zum andern steht. Während in einem Zimmer, das von schiefen Portieren durchkreuzt ist, in dem ein Sofa über Eck steht und zehn verschieden große, vollbeladene Tischchen wahllos aufgebaut sind, kaum irgendein Zwang dafür besteht, wie eine neue Stehlampe gestellt werden muß, läßt sich in einem solchen Bauhausraum der Platz jedes Dinges beinahe gesetzlich festlegen. Man wird bald auch theoretisch begreifen lernen, daß es sich hier gar nicht um subjektive Geschmacksdinge handelt, sondern daß so ein „Gefühl" ein sehr sichres und allgemeingültiges psychologisches Phänomen ist, das bei den verschiedenen Menschen zu sehr ähnlichen Resultaten führt. Deshalb kann man selbst bei diesen Aufgaben von „sachlich zwingenden Lösungen" sprechen.

Sicherlich ist das Bauhaus heute noch nicht so weit, daß es der Industrie schon endgültige Normmuster liefern könnte. Sicherlich hält es sich von Gesuchtem und Manieriertem nicht völlig fern. Aber der Gedanke, sich von aller Tradition loszumachen und wieder ganz frisch von den beiden Grundmotiven, den Bedürfnissen des praktischen Lebens und den Bedingungen des Rohmaterials, auszugehen, ist so gut, daß es im Augenblick nur darauf ankommt.

Rudolf Arnheim

Symbolisches

Die Präger „Urania" hat zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens ein ungeheuer reichhaltiges Heft herausgegeben. So ziemlich alles, was gut und teuer ist, gratuliert und schickt Beiträge: Sauerbruch und Brentano, Arthur Schnitzler und Heinrich

Mann, Roda Roda und Leo Slezak.

Auch der deutsche und der österreichische Gesandte haben sich des längeren geäußert. Der Deutsche gibt — in einem übrigens durchaus nicht repräsentativen Deutsch — zehn wackere Gedanken für junge Beamte zum besten, der Oesterreicher einiges über die kulturellen Beziehungen zwischen Oesterreich und der Tschechoslowakei.

Wer aus diesen Äußerungen letzte Aufschlüsse über die Größe der Distanz Berlin—Wien schöpfen will, der lese bloß die ersten drei Worte der beiden Herren:

„Der organische Aufbau . . ." beginnt der eine, „Die liebenswürdige Einladung . . ." der andere. Man rate, wer was geschrieben hat. Und dann wird man meinen Ordinarius begreifen, der zu sagen pflegte: „Es ist eine Kleinigkeit, aber sie ist bezeichnend."

Fritz Bondy

Typ Holzbock

Vor ungefähr zwanzig Jahren fand der große Presseball in der Philharmonie statt. Ich hatte als Feuilletonredakteur der N.-Zeitung die Reportage über das Freudenfest zu machen. Das ging so vor sich: Man saß im Journalistenzimmer, befrackt und lyrisch gestimmt und schrieb mit Eile und noch ohne Füllfederhalter seinen schwungvollen Festbericht. An der Tür stand ein Vertrauensmann, der alle ordensgeschmückten Koryphäen und berühmten Theaterdécolletés auswendig kannte, und schrie die heiligen Namen ins blaugerauchte Reporterstübchen. Dann wurde nachgekritzelt, oder man ließ unter den Tisch fallen, was man nicht liebte. Alfred Holzbock liebte alles, was Uniform, roten Adler und hohenzollernschen Hausorden trug, und schwitzte am meisten. Er saß mir gegenüber. Er war fertig: Plötzlich: „Herr Kollege, könnte Ihr Redaktionsbote nicht mein Manuskript beim Lokal-Anzeiger mitrantragen? Mein Junge kommt nicht und kommt nicht." Ich sagte zu. Holzbock lächelte dankbar. Er konnte sehr dankbar lächeln. Er schleunigst zu meinem Boten, eine Reichsmark in der Hand. Und Holzbock schärfte meinem Boten ein, zuerst zum Lokal-Anzeiger zu gehen, dann erst zur N.-Zeitung. Die Pflicht ging ihm über alles, die Pflicht des Reporters über die Pflicht des Taktes.

Max Hochdorf.

Bonner Universität

Kommilitonen

Am Dienstag, den 17. Mai, wird in Bonn eine Negerrevue gegeben. Aus Gründen, die wohl nicht besonders dargelegt zu werden brauchen, wenn man bedenkt, daß unser Rheinland lange Zeit hindurch auch unter Besatzung von Farbigen schwer zu leiden hatte, hat die Vertreterversammlung Bonner Korporationen beschlossen, die betr. Revue geschlossen nicht zu besuchen.

Ich hoffe, daß diesem Beschluß, den ich den Herren Kommilitonen hiermit zur Kenntnis gebe, auch über den Rahmen der V.V. hinaus Folge geleistet wird.

Der M.IV.V. als Vorsitzer
i. A.
Rudolf Heinsberg jur.

Genehmigt
Der Rector.

Studenten.

Der dümmste Schafskopf ist noch nütze,
zu tragen eine bunte Mütze, . . .

Und selbst der Mikrocephalus
bewährt sich, so man schlagen muß.

Denn eine rechte Eselshaut
ist wohl von jedem Hieb erbaut.

Das Ochsenmaul ist sehr erpicht
auf den Salat, den es auch spricht.

Indessen mag den Ochsenaugen
das Weib zur Augenweide taugen.

Und patentierten Eselsohren
geht keine Zote ganz verloren.

Im ganzen taugt das Schafsgesicht
zum objektiven Rundblick nicht.

Worauf man zwar als deutscher Mann
von Hause aus verzichten kann.

So laßt uns denn mit Freudenchören
aufs kolorierte Kalbsfell schwören.

Arnold Weiß-Rüthel

Primanerliebe

Es ist nicht wahr, daß Filme mit pazifistischer Tendenz kein Publikum finden würden. Regisseur und Darsteller des Films ‚Primanerliebe' konnten sich bei der Uraufführung ein halb Dutzend mal vor dem Vorhang zeigen. Der Film ist in künstlerischer Hinsicht guter Durchschnitt, seiner anständigen Gesinnung wegen, die in der Filmindustrie eine Seltenheit zu sein scheint, aber ist er jeden Beifalls würdig.

Ein Schüler eines Gymnasiums erschießt sich, gequält und verfolgt von seinen Lehrern. Seinen Kameraden wird davon Mitteilung gemacht und dann fortgefahren: „Wir aber lassen uns in unserer sachlichen Arbeit nicht durch die unbedachte Tat eines Einzelnen stören. Unser Aufsatzthema heißt: Was lernen wir aus dem Kriege 1914—18?" Ja, was lernen wir? Der Freund des zu Tode Gehetzten sieht plötzlich all die fürchterlichen Bilder des Krieges vor sich: die hochgehenden Minen, die Felder mit weißen Kreuzen bis zum Horizont. Und sein Aufsatz schließt mit einer Verdammung des Krieges. Wir haben ja am eignen Leib die Strafen für solche Aufsätze erlebt: Der Schüler wird religiert. Die Handlung des Films, die Jugendliebe des Primaners, das Kleinstadtmilieu sind geschickt herausgearbeit, Kortner in einer Nebenrolle erschütternd. Man sollte alle Oberlehrer zwangsweise in diesen Film führen, so wie in Steglitz die Schulmädchen zwangsweise in den schändlichen Oberschlesienfilm geführt worden sind.

Max Peters

Maifeier der Marine

pt. Madrid, 30. April. Im Hafen von Santa Cruz de Tenerife sind die deutschen Kreuzer „Schleswig-Holstein", „Hessen" und „Amazone" vor Anker gegangen. Der deutsche Konsul hat die Direktion der Stierkämpfe ersucht, am 1. Mai einen Stierkampf für die Besatzungen zu veranstalten.

Ein auslandsdeutsches Blatt

Freie Liebe bei Hugenberg

Geschäftsmann

sucht elegante, rassige Dame zwecks Theaterbesuch, Segelsport, Sommerreise. Bildofferten unter Bm. 522 Scherlfiliale Potsdamer Straße 9.

Sportkameradin

für 14tägige Autoreise nach Bayern, im Alter von 25—35 Jahren, ab 12. Juni gesucht. Kassentrennung. Zuschriften unter Dk. 204 Scherlfiliale Rathenower Straße 2.

Hübsche,

nette, junge Dame für gemeinsame Autotouren von selbst. Kaufmann, 33, gesucht. Pm. 51 Scherlfiliale Potsdamer Straße 9.

Akademiker,

36 J., sucht eheste Bekanntschaft junger, fescher, gesunder, unabhängiger Dame, welche gutsituiert, Geldinteressen ausgeschlossen, zwecks Geselligkeit, Ausflüge. Bildzuschriften (Bild zurück) unter W. 5083 Scherlfiliale, Berliner Straße 64.

Geschäftsfrau,

36, wünscht gutsituierten Herrn mit Herzensbildung zwecks gemeinsamen Theaterbesuches usw. Ck. 203 Scherlfiliale Rathenower Straße 2.

Lokalanzeiger

Echt vaterländisch

Dringende Bitte!

Wer hilft ein. deutsch ges. Elektroingenieur (Flüchtl. a. d. bes. rhein. Geb.), der f. seine echt vaterl. Tat infolge Verrats 1924 fluchtartig d. bes. Geb. verlassen mußte u. so aus einer gesicherten Position gerissen wurde, zu geeign. Tätigkeit.

Der Jungdeutsche

Liebe Weltbühne!

„Sagen Sie, lieber Doktor", fragte eine Dame Egon Friedell, „ist Ihre Kulturgeschichte lustig?"

„Natürlich, meine Gnädige. Das erste Kapitel des ersten Bandes, das „Die Seele des Mittelalters" heißt, beginnt: Zwei polnische Juden sitzen in der Eisenbahn . . ."

Antworten

Volksblatt für Halle. Du hast dich über uns geärgert und schreibst nun: „In der ‚Weltbühne', die sich 'Wochenschrift für Politik, Kunst Wirtschaft" nennt polemisiert ein gewisser Carl von Ossietzky gegen den Kieler Parteitag. Er sieht sich zwar zur Behauptung gezwungen, daß die Partei nicht zu erschüttern sei, dafür nennt er sie jedoch aus Rache ungeistig. Wenn wir auch das individualistisch-anarchistische Kaffeehaus-Literatentum, das sich in dieser Zeitschrift breitmacht, nicht für Politik nehmen, so ist es doch von Wichtigkeit, gelegentlich auf die infolge erstaunlicher geistiger Zuchtlosigkeit sich dort breitmachenden Anwürfe gegen alle und alles aufmerksam zu machen, da das Blatt merkwürdigerweise auch hier und dort im Kreise Organisierter gelesen wird. Der demokratische Reichstagsabgeordnete Erkelenz charakterisierte „Die Weltbühne" kürzlich einmal sehr richtig, indem er schrieb: Was für Männer in Deutschland auch immer zu irgendeiner Zeit herrschen mögen, in kürzester Frist werden sie insgesamt, ohne Unterschied der Partei, von der „Weltbühne" so madig gemacht sein, daß kein Hund ein Stück Brot von ihnen nimmt. Das zur Einleitung des nachstehenden Artikels." Der nachstehende Artikel aber beginnt: „Die Sozialdemokratie als die größte geistige Strömung der heutigen Zeit ..." Da kann man nix machen.

Kongreßteilnehmer. Ihr beklagt euch, warum die ‚Weltbühne' dem Kongreß, der Völkerbundsligen, der in Berlin getagt hat, keine Beachtung schenken will? Wir sind nicht in der Lage, das Ereignis so hoch einzuschätzen wie Ihr. Es ist überhaupt kein Ereignis, sondern eben nur ein Kongreß, das heißt: eine gesellschaftliche Angelegenheit. Man lernt internationale Prominenzen kennen, plaudert, schüttelt Hände, flaniert auf den Korridoren, sitzt während der Referate im Restaurant, kurzum: man kann sich ganz als Parlamentarier fühlen. Diese Völkerbundsligen bedeuten allesamt ebensoviel wie der Völkerbund, also nicht viel. Es sind Nebenstellen ihrer Auswärtigen Ämter, sie machen, wenn sie überhaupt Politik machen, deren Politik. Auf Wiedersehen im nächsten Krieg!

Demokrat. Dein ‚Berliner Tageblatt' eröffnet seinen Lesern am Abend, daß ihm am Morgen ein Irrtum unterlaufen sei: es habe nämlich mitgeteilt, die überwiegende Mehrheit der berliner Zentrumsorganisation stünde hinter Marx. Das sei ein bedauerlicher Hörfehler gewesen. Es müßte vielmehr heißen: die überwiegende Mehrheit steht hinter Wirth. Nun freust du dich, atmest erleichtert; alles wieder in Ordnung. Alles wieder in rosenroter Beleuchtung. Marxens Anschnauzer für Wirth ein Hörfehler. Die ganze Hindenburgwahl ein Hörfehler. Der Monarchismus der Reichswehr ein Hörfehler. — Ach, deine ganze schwarz-rot-goldne Republik ist ein einziger Hörfehler der Weltgeschichte.

Feuerwehrmann in Marburg. In Ihrer Universität hat es während einer Rede des Genossen Breitscheid gebrannt? Sie haben ganz recht: das Feuer ist nicht auf Breitscheids Rede zurückzuführen.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

6 Mark für das III. Vierteljahr 1927

bis zum 30. Juni einzuzahlen, da am 2. Juli die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112

Feuer im Osten von Carl v. Ossietzky

Jedes Mal, wenn in Genf getagt wird, ist etwas los in Europa. Von der jetzt eröffneten Sitzung des Völkerbundsrates hatte man sich in Deutschland viel versprochen, erhoffte man doch eine Minderung der Besatzungstruppen, obgleich die Stellung der Regierung bezüglich der Kontrolle über den Abbau der Ostfestungen zeitweilig ein wenig konfliktlustig aussah. Westarps Freunde machten scharf, um auf diesem Wege die ersehnte außenpolitische Niederlage zu erzielen — jene außenpolitische Niederlage, die sich noch immer als die stärkste Triebkraft deutschnationaler Erfolge in der Innenpolitik erwiesen hat. Allerdings war eine Schlappe ziemlich sicher: seit Doumergues Besuch in London hat die englisch-französische Politik gegenüber Deutschland wieder eine gewisse Einheitlichkeit gefunden, die sich zunächst in frostiger Zurückhaltung äußert. Daß sich die deutschen Militärs der Besichtigung der geschleiften Ostfestungen durch Beauftragte der Besatzungsmächte so zähe widersetzen, ist auch nicht geeignet, das Vertrauen zu erhöhen.

Inzwischen sind die deutschen Fragen weit in den Hintergrund gerückt; ein größeres Schicksal als das der Steine von Küstrin wird jetzt ausgewürfelt. Die Ermordung des russischen Gesandten in Warschau hat die Temperatur in Osteuropa zur Unerträglichkeit gesteigert, und sollte selbst dieser Fall friedlich beigelegt werden, so bedeutet das noch gar keine Sicherheit selbst für die nächste Zukunft. Zwar hat der besonnene polnische Außenminister Zaleski sich bisher bemüht, Rußland diejenige Genugtuung zu geben, die es verlangen darf und im übrigen versucht, die begreifliche Überreiztheit Litwinows durch kluges Entgegenkommen zu entwaffnen. Die polnische Außenpolitik, die oft genug unter dem Druck eines zügellosen Chauvinismus stand, hat hier, das muß anerkannt werden, ihre erste Leistung für Europa vollbracht.

Die Lästerer Polens unter uns sollten sich fragen, was wohl schon geschehen wäre, wenn statt des verantwortungsbewußten Zaleski jetzt ein Vertrauensmann der Haller und Korfanty die Behandlung des Konflikts in Händen hätte?

*

Wenn auch das Ärgste nicht sogleich eingetreten ist, schließlich ist doch nur ein Aufschub erreicht worden und mehr nicht. England und Rußland haben die Beziehungen abgebrochen, ein Zustand, der sonst unmittelbar in den Krieg führt, dies Mal statt dessen in eine Wartefrist von unbekannter Dauer. Wenn in dieser Frist das moskauer Regime nicht zusammenbricht, wird Englands Geduld erschöpft sein und die Toryregierung zu neuen Schlägen ausholen. Zwar hat Rußland in China als bewegende Kraft einstweilen ausgespielt. Aber die Generale Cantons, die gestern noch mit ihm verbündet waren, sind heute wieder in siegreichem Vormarsch, bedrängen

den alten Tschangtsolin und streben Peking zu, um dort die neue Aera der nationalen Freiheit zu verkünden. England aber will die Befreiung Chinas auf jeden Fall verhindern; es ist ihm dabei recht gleichgültig, ob diese unter russischer oder nationalchinesischer Fahne vor sich geht. Aber kann es schon China nicht niederzwingen, Rußland ist ihm erreichbar; an Rußland kann sein Zorn ein Exempel statuieren und eine mächtige Warnung aufrichten für alle Völker, die es sich einfallen lassen könnten, an den Säulen des britischen Imperiums zu rütteln. Hier sind noch die wahnwitzigsten Komplikationen denkbar.

Aber neben diesem großen, alles beherrschenden Konflikt gibt es noch einen andern, weniger beachteten: den an der Adria. Belgrad hat die Beziehungen zu Albanien, Italiens Satrapie, gelöst; ein Affront, der sich nicht gegen Valona, sondern gegen Rom richtet. Der Gegensatz zwischen England und Rußland ist verhängnisvoll, doch man weiß: hier stehen sich zwei Riesen in offener Feindschaft gegenüber — beide kennen ihre Stärken und Schwächen und hüten sich. Hier herrscht ein klares Verhältnis: die Häupter zweier Konspirationen stehen sich unmaskiert gegenüber und die erschreckten Satelliten drücken sich scheu zur Seite. Doch die an der Adria sind von irgendwem abhängig, irgendwem dienstbar. In wessen Interesse fechten sie, wer hält die Leine bald lockerer, bald fester? Und wen werden sie mitreißen, wenn sie, besinnungslos vor Zorn aufeinanderstürzen und nicht mehr zu halten sind?

Es ist also sehr viel los in Europa, aber nicht deswegen sind die Herren vom Völkerbundsrat zusammengekommen, sondern weil der Termin schon lange festgesetzt war. Viel lieber würden sie die Tagung abblasen, denn bei solcher Gelegenheit könnten immerhin einige Naseweise vom Völkerbund verlangen, seiner Bestimmung gemäß, als Mittler aufzutreten. Denn der Artikel 11 von dessen Satzung erklärt ausdrücklich: daß jeder Krieg oder jede Kriegsgefahr, möge dadurch eines der Bundesmitglieder unmittelbar bedroht werden oder nicht, den ganzen Bund angeht und daß dieser alle Maßregeln zur wirksamen Erhaltung des Völkerfriedens treffen muß; in diesem Fall hat der Generalsekretär unverzüglich auf Antrag eines jeden der Bundesmitglieder den Rat zu berufen; ebenso hat jedes Bundesmitglied das Recht, die Aufmerksamkeit der Vollversammlung oder des Rates auf jeden Umstand zu lenken, der die internationalen Beziehungen beeinflußt. — Das ist gesatzt, und wer macht nun davon Gebrauch? Eine Frage, die vor ein paar Tagen von der ‚Frankfurter Zeitung' also beantwortet wurde: „In diesem Zusammenhang auf den Völkerbund zu verweisen, wäre banal. Gewiß, er ist da, er hat sich auch gelegentlich bei Kriegsgefahren als recht nützlich gezeigt. Aber bisher ist er nicht stark genug gewesen, um in Krisen einzugreifen, an denen Großmächte beteiligt sind."

Entspricht diese Resignation wirklich der Meinung aller Völkerbundsfreunde?

*

Alarm in Moskau. Das Vaterland ist in Gefahr! Und zugleich, uraltes Abwehrmittel aller revolutionären Regierungen, wird der Terror proklamiert. Massenhinrichtungen. Anhänger des alten Regimes, seit Jahren vergessen hinter Gittern, werden herausgeholt und niedergemacht. Eine Barbarei und ein schwerer politischer Fehler. Wir vermerken das und erklären uns zu weitrer Aufregung darüber unfähig. Wir überlassen die Entrüstung jenen Ordnungsfreunden, die die Niedermetzelung der Rosa Luxemburg mit einem erleichterten ‚Gott sei Dank!' aufgenommen haben. In dem einen Lande wird auf der Flucht, in dem andern von vorn erschossen; die Engländer beliebten dagegen, indische Aufrührer vor die Kanone zu binden. Andre Länder, andre Sitten.

Aber was dachten sich die Moskauer bei der Verhängung des Terrors? Wären die Exekutierten wirklich, wie behauptet wird, Agenten der frühern diplomatischen Vertretung Englands gewesen, so wäre damit nur erwiesen, daß trotz Diktatur und Tschekaregime im Herzen des Landes und fast unter den Augen der Machthaber noch immer Umtriebe möglich sind. Sollte damit aber Eindruck gemacht werden auf die Massen, so muß doch gesagt werden, daß Hinrichtungen sich noch niemals als geeignet erwiesen haben, ein Volk im Augenblick der Gefahr hinter seine Führer zu bringen. Im allgemeinen wird ein Schreckensregiment als Anfang vom Ende gedeutet. Das Moskauer Massaker hat nicht Furcht und Schrecken verbreitet, sondern, im Gegenteil, lange erledigte Zweifel über die Dauerbarkeit der Sowjetregierung wieder rege gemacht. Seit ein paar Tagen fragt man wieder,ob die Stabilisierung der Sowjets nicht doch Illusion sei und Rußland nicht vor neuen mächtigen Umwälzungen stehe. So eine Frage wäre vor zwei Wochen noch undenkbar gewesen. Heute erscheint alles wieder möglich...

Revolutionärer Terror ist stets elementar gewachsen aus zwei Kräften: Begeisterung und Verzweiflung, die, obwohl Gegenpole, doch zum gleichen Ende trieben. Die Massenschlächter der französischen Revolution waren leidenschaftliche Patrioten; Uritzki, der 1918 von Sozialrevolutionären Ermordete, war Henker aus politischem Fanatismus, und Dsershinski, der Organisator des Schreckens, eine Torquemadafigur von dunkler Großartigkeit. Doch diese neuen Exekutionen kommen nicht aus einer blutstrotzenden Kraft, die sich ihre eignen Gesetze macht und mit der alten Zeit auch die alten Menschen zertritt, sondern aus einer verirrten diplomatischen Kalkulation. Sie wollen etwas demonstrieren und die Welt blickt auf und fragt erstaunt: was? Jeder sucht einen andern Sinn, jeder deutet anders und gemeinsam ist nur der Abscheu. Kann eine Demonstration schlimmer daneben geraten. Namentlich in England zuckt man ironisch die Achseln. Die zwanzig von der Tscheka Gewürgten werden Churchill nicht ein Frühstück verderben.

Man vergesse doch nicht: die terroristischen Maßnahmen werden nicht von einem blind wütenden Revolutionskomitee ergriffen, sondern von einer gesetzmäßigen Regierung, die ob-

zwar auf diktatorischer Grundlage, sich doch in allen Äußerlichkeiten mehr und mehr denen der demokratischen Staaten angepaßt hat. Namentlich die Diplomatie sieht so aus wie jede andre Diplomatie auch. Und vergessen wir nicht: die heutigen Regenten Rußlands werden auch von zahlreichen Kommunisten, und grade von den Paladinen der Heroenzeit, nicht mehr als „echt" empfunden, ja, von den erbittertsten Oppositionellen ohne weitres der Konterrevolution gleichgesetzt, und in der Anhängerschaft Sinowjews mag mancher sein, der im geheimen Stalin und Rykoff als Verbrechern an der Revolution den Tod durch das Schwert der Revolution zugedacht hat. In der Tat, verglichen mit dem Rat der Volksbeauftragten, wie er aus der Oktoberrevolution hervorging, nimmt sich die heutige Regierung wie das Direktorium nach dem Wohlfahrtsausschuß aus. Revolution, die sich selbst gebändigt hat, konsolidierte, staatgewordene Revolution, die, wie aller Staat, andre Götter sucht als die, die seine ersten Bahnbrecher gelenkt haben, das ist Rußlands Zustand heute. Die heutigen Herrscher sind Kompromißler, und Kompromißlern glaubt man keine Blutorgie.

So bleibt nur eine ganz einfache Erklärung: sie haben die Nerven verloren, die starknervigsten Menschen der Welt. Jahrelang haben die Moskauer unerhört angespannt auf dem Posten gestanden, nicht weich in den Mitteln; aber sie haben sich auch selbst nicht geschont, sie haben geschuftet wie die niedrigsten Heloten und sich tausendfach ausgegeben. Und nun ist der Grad erreicht, wo der maschinegewordene Mensch nicht mehr mitkann: defekt. Tausend Hoffnungen sind zerflattert, tausend Pläne liegen zerfetzt. Moskau hat auf die Genossen in Europa gesetzt, und Die haben versagt — überall. Es hat auf China gesetzt, und China hat es abgeschüttelt. Überall haben die Bolschewiken für ihre Lehre gewühlt und gebohrt, und überall haben sie nur Aufruhr gegen sich selbst erzeugt. Sie haben den Kapitalismus einkesseln und abschnüren wollen, und heute sind sie selbst abgeschlossen und blockiert und verfallen der Psychose des Belagerten, der nach klammernder Depression in sinnlosen Ausfall stürmt. Sie haben an die bürgerliche Welt eine Konzession nach der andern gemacht. Ihre Wirtschaftspolitik biegt sich gemäß den Bedürfnissen der verhaßten westlichen Finanz. Aber ihre Anhänger sind überall geächtet, ihre Propagandisten Freiwild der Justiz; zwei ihrer Gesandten sind bisher ermordet worden, und rachsüchtige Emigranten harren wieder, wie in den Tagen der weißen Generale, ränkespinnend an den Grenzen. Das Bild hat sich seltsam gewendet. Aus der Weltverschwörung des Bolschewismus ist die Weltverschwörung gegen den Bolschewismus geworden.

*

In dieser Zeit jäh losbrechender Konflikte ist die innenpolitische Entwicklung Deutschlands sorgfältig zu beachten. Wachsende Reaktion bedeutet wachsende Neigung zu außenpolitischen Abenteuern und Ausschaltung kontrollierender Faktoren. Mag Stresemann mit Hilfe des Zentrums sich bemühen,

die aggressiven Impulse der Deutschnationalen niederzuhalten, die Rechte ist es ihrem Ansehen bei der Wählerschaft schuldig, bei Gelegenheit ein kleines Feuerwerk abzubrennen. Bezeichnend für die steigende Energie der Deutschnationalen ist die Zurechtweisung des Herrn Josef Wirth durch den Reichskanzler Marx und die feierliche Bestätigung der Rüge durch die Leitung der Zentrumspartei.

Wenn man die republikanische Presse liest, hätte allerdings Wirth gesiegt. Wenigstens moralisch. Zieht man indessen die Rechtsblätter zum Vergleich heran, sieht die Erledigung des Zwischenfalls für Herrn Wirth weit weniger glorreich aus. Während die Linke zum Teil in dem parteiamtlichen Wischer nur eine formale Rüge sehen will, spricht die Rechte ganz offen von einer dem abgedankten Großwesir überreichten Seidenschnur. Das braucht selbstverständlich nicht wahr zu sein, denn die Rechte hat ein großes Interesse daran, die Bindung des Zentrums nach dieser Seite hin so fest wie möglich erscheinen zu lassen. Aber stutzig macht es doch, wenn man in Rechtsblättern liest, was die Linksblätter zum größten Teil zu erwähnen vergaßen, daß in jener Vorstandssitzung, in der Josef Wirths Rüffelung beschlossen wurde, nachher noch ein Punkt auf der Tagesordnung stand, nämlich: Bericht über die Einigungsverhandlungen mit der Bayrischen Volkspartei. Die Kundigen wissen es lange, daß das Zentrum nichts eifriger betreibt als die Wiedergewinnung der abgefallenen Brüder im Süden, und wer Die kennt, weiß, daß sie auch nach einer Verschmelzung nicht auf ihr bayrisches Fahnentuch verzichten, sondern es sichtbarlich aus dem Fenster des Parteivorstandes wehen lassen werden. Das Zentrum ist einstweilen auf eine resolute klerikale Politik eingerichtet und denkt gar nicht daran, das, was es sicher haben kann, durch eine Abschweifung nach Links zu gefährden. Herr Wilhelm Marx ist gewiß kein großes Kirchenlicht, aber noch immer energisch genug, um als Einpeitscher dieses Kurses prompt zu funktionieren. Und alle kuschen. Wo sind sie, die republikanischen Legionen des Zentrums? Wo steckt Herr Joos, der Mann mit dem zart geröteten Sozialethos? Wo sind die so radikal redenden Arbeitersekretäre? Schweigen um München-Gladbach.

Josef Wirth ist isoliert. Er spricht nicht für eine hinter ihm stehende Masse, sondern hält höchstpersönlich Monologe, flankiert von Sozis und Demoparteilern, die ihrerseits eine maßlose Angst haben, er könnte plötzlich in einem Anfall von Rappelköpfigkeit wieder seine Partei verlassen und etwa anderswo beitreten. Die Demokraten zittern bei dem Gedanken, die sechs Mandate, die sie bei der nächsten Wahl noch zu gewinnen hoffen, könnten durch einen neuen Anwärter bereichert werden. Und die Sozialdemokraten, die für ihre Führerschaft seit langem den numerus clausus eingeführt haben, sind für einen so temperamentvollen Zuzug schon gar nicht zu haben. Eher fühlen sie sich gewiß imstande, eine ganze kommunistische Sezession zu verdauen als einen Josef Wirth. Vorüber die Zeit, wo die Partei der natürliche Sammelplatz für alles Rebellentum war. Herr Wirth, mit dem Makel der Disziplinlosigkeit be-

haftet, würde unter den sozialdemokratischen Skorpionen ächzend mit tiefer Sehnsucht an die Rutenstreiche des Zentrums zurückdenken.

Gewiß darf gegen einen Politiker nicht die Tatsache seiner Isolierung ausgespielt werden. Aber Josef Wirth ist ein Redender und kein Handelnder und als Redner ein Polterer und kein Kämpfer. Lob und Preis Jedem, der an den Gitterstäben der Partei rüttelt. Wenn Exkanzler Wirth auszubrechen versucht und das Signal an Alle gibt, ein Gleiches zu tun, muß er wissen: zu welchem Ende. Hier hapert es. Das Gefühlsrepublikanertum, unter dem er einst seine rhetorischen Triumphe erfocht, langt nicht mehr. Es ist für heute zu wenig, republikanische Sammlung zu fordern. Man muß klar und deutlich sagen: wozu. Wir Alle, die wir vor sechs, sieben Jahren angefangen haben, die Republikaner aus dem Schlaf zu trommeln, wissen heute, daß man mit den Parolen von damals nichts mehr ausrichtet. Straßendemonstrationen und schwarz-rot-goldne Fahnen, Freiligrath und Paulskirchengeist — alles gut für eine erste Epoche des Mahnens und Weckens. Schön klingende Worte; Melodrama und nicht politische Verpflichtung. Der Kampf um die Republik ist heute ganz und gar ein sozialer Kampf geworden, in dem aller Farbenstreit wesenlos wird. Republikanische Sammlung heißt heute mit Stresemann, mit Silverberg und Duisberg gehen, heißt morgen vielleicht schon Seite an Seite mit einem von monarchistischen Illusionen befreiten deutschnationalen Flügel marschieren. Und dafür bedanken wir uns bestens. Wirth hat in seinem rednerisch stärksten Augenblick gesagt: die Stunde der Gefahr werde ihn an der Seite der Arbeiterschaft sehen. Ein prachtvolles Wort, aber die Gefahr ist für die Arbeiterschaft eine andre als für Wirth. Für Wirth ist die Gefahr da, wenn Westarp eine dumme vaterländische Bravade rasselt, für die Arbeiterschaft ist die Gefahr, daß ihr ein aus Monarchisten und Republikanern paritätisch zusammengesetztes Konsortium das Brot verknappt und ihre Lebensmöglichkeiten vermindert. Für die Wirth-Republikaner geht es um das Symbol, für die Arbeiter um die bittre Tatsache. Für die Einen geht es um die Heilighaltung des einen Verfassungstages, für die Andern um Licht, Luft und Nahrung für die übrigen 364 Tage. Das ist eine schmerzliche Diskrepanz im deutschen Republikanertum. Der Kapitalismus hat so gründlich gesiegt, daß er es gar nicht mehr nötig hat, sich mit den verschlissenen Wappentieren von Monarchismus und Militarismus zu schmücken. Es ist kein Kampf um die Fahne mehr, sondern ein tägliches, bittres Ringen ums Brot.

Wirths Gegner vertreten die schlechtere Sache. Aber vertreten sie mit der primitiven, ungebrochenen Logik des gesunden kapitalistischen Appetits, und deshalb sind sie die Stärkern. Vielleicht trennt Wirth nur eine kleine Spanne noch von der Erkenntnis, daß seine jetzige Opposition romantisch ist und die soziale Wirklichkeit nicht berührt. Vielleicht wird es ihm auch einmal gelingen, die Grenze zu überschreiten. Aber dann werden Die zuerst davonlaufen, die ihm heute zujubeln und den Ihren nennen.

Resolutionen — und nicht mehr?

Am Vorabend des Ruhrkampfes, am 10. bis 15. Dezember 1922, fand im Haag ein Weltfriedenskongreß statt, gemeinsam veranstaltet vom Internationalen Gewerkschaftsbund und den pazifistischen Organisationen. Auf dieser Tagung, die sich ausschließlich mit der Abwehr der drohenden Kriegsgefahren beschäftigte, wurde über die Aufgaben der Arbeiterbewegung im Kampfe gegen Krieg und Militarismus eine Plattform angenommen, deren markanteste Stellen lauten: „Zu diesem Zweck (der Kriegsverhinderung) darf die Arbeiterbewegung sich nicht darauf beschränken, auf der Grundlage der Resolution des Kongresses von Rom eine Fabrikations- und Transportkontrolle über Kriegsmaterial auszuüben, sondern sie muß auch durch gewissenhafte und zähe Kriegspropaganda sowie durch Erziehungsarbeit unter den Arbeitern selbst in naher Zukunft die Fabrikation und den Transport von Kriegsmaterial unmöglich machen. Die Gewerkschaftsorganisationen haben jeder Kriegsgefahr entgegenzuwirken und die Anrufung des Schiedsgerichts für alle beteiligten Länder zu fordern."

In diesem Sinne obliegt dem Internationalen Gewerkschaftsbund die Verantwortlichkeit gemäß dem Beschluß des Kongresses von Rom vom April 1922, „den Generalstreik und den wirtschaftlichen Boykott zu beschließen und durchzuführen". Diese Plattform wurde mit etwa vierhundert Stimmen angenommen, gegen die Stimme Karl Radeks, der Rußland vertrat.

Die Bedeutung dieses Beschlusses erläuterte bald darauf Edo Fimmen, der damalige Sekretär der Amsterdamer Internationale in deren Organ ‚Die Internationale Gewerkschaftsbewegung' (zweiter Jahrgang Nr. II Seite 69/70): „Die Mobilmachung gegen einen Krieg muß mit derselben Präzision organisiert werden können wie die Mobilmachung, die 1914 die Länder in Heerlager verwandelte... Wenn die Regierungen mit Krieg drohen, müssen die Arbeiter die chemischen Fabriken, in denen die tödlichen modernen Waffen hergestellt werden, verlassen; die Eisenbahner müssen den Transport der Truppen verweigern, die Bergleute keine Kohlen für die Rüstungsindustrie liefern. Die Führer in jedem Lande müssen sich über die konkreten Maßnahmen Klarheit verschaffen, die im Falle eines drohenden Krieges zu ergreifen sind, sie müssen verstehen, daß die Träger des Widerstandes gegen den Krieg nicht die Parlamente sein können, sondern nur die organisierte Masse selbst. Geschieht das nicht, so wird die Arbeiterschaft von dem nächsten Krieg genau so überrumpelt wie 1914."

Der Haager Kongreß 1922 forderte damals auch in einer zweiten Resolution: die öffentliche Kontrolle über die Rüstungsindustrie durch den Völkerbund unter Mitwirkung der Arbeiterorganisationen. Und Edo Fimmen trat am 12. Dezember in einer Rede für den Generalstreik im Fall des Krieges ein: „Die Arbeiterschaft kennt in ihrem Kampf um den Frieden kein Ruhen und Rasten mehr; sie ist zur erbittertsten und rücksichtslosesten Gegenwehr entschlossen, und eher als daß sie noch einmal gemeinsam mit der Bourgeoisie Krieg führt, steigt die Arbeiterschaft in die Straße hinab zum Kampfe gegen die Bourgeoisie, um den Frieden, wenn nötig, durch den offenen Aufstand in Stadt und Land zu erkämpfen."

Diese Stelle der Rede Fimmens fehlte sowohl im deutschen als im französischen Hauptorgan der sozialdemokratischen Parteien, stand hingegen in der ‚Berliner Volkszeitung'.

Der entscheidende Satz der Entschließung des Internationalen Gewerkschaftskongresses von Rom, auf die im Haag mehrfach Bezug genommen wurde, lautet: „Der Kongreß erklärt, daß die organisierten Arbeiter die Pflicht haben, allen in Zukunft drohenden Kriegen mit allen der Arbeiterbewegung zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzuwirken und den tatsächlichen Ausbruch eines Krieges durch die Proklamierung und Durchführung eines internationalen Generalstreiks zu verhindern."

*

Seitdem sind fünf Jahre verflossen. Die europäische Situation ist immer gefahrdrohender geworden. Die Richtlinien für das Verhalten der Arbeiterschaft sind da. Nur denkt niemand daran, davon Gebrauch zu machen. Ein internationaler Konflikt ist ausgebrochen, zwei Großmächte haben die diplomatischen Beziehungen gelöst, niemals ist die Möglichkeit eines neuen europäischen Krieges näher gewesen; doch von den Gewaltigen der Internationale der Arbeitersyndikate hört man nichts mehr. Papier ist geduldig, aber keines geduldiger als das, worauf pazifistische Resolutionen stehen. Den Herausforderungen der imperialistischen Mächte muß mit aller Deutlichkeit der Text dieser fünf Jahre alten Beschlüsse entgegengehalten werden. Dazu wäre allerdings notwendig, daß sich Die mit den Texten vertraut machen, die sie seiner Zeit entworfen und beschlossen haben. Vor allem aber muß, in Deutschland und überall, schon jetzt den Herren der Rüstungsindustrie auf die Finger gesehen werden. Eine fette Konjunktur naht. Es wäre Pflicht der Gewerkschaften, für Kontrolle etwaiger Vorbereitungen zu sorgen.

Das entscheidende Wort hat Edo Fimmen im Haag gesprochen: „Die ganze Internationale ist keinen Deut wert, wenn sie nicht imstande ist, in Zukunft Kriege zu verhüten."

Mussolini, Seeckt und Südtirol von Agathon

Schon vor einem Jahre war es schwierig und gefährlich, mit den Einheimischen in Südtirol Gespräche über Politik zu führen, denn schon damals hatte Mussolini das ganze Land mit einem dichten Netz von Spionen überzogen. Heute ist es soweit, daß kaum ein Einheimischer noch wagt, mit einem Ausländer ein Gespräch unter vier Augen zu führen: er wird sich stets bemühen, einen Dritten beizuziehen, der, falls es notwendig ist, beschwören kann, daß in der Unterhaltung mit dem Ausländer auch nicht ein Sterbenswort von Politik geredet worden ist... Diese furchtbare Angst vor den Spionen im Lande und vor der Regierung ist aber nur zu begreiflich, wenn man weiß, welche Maßregeln die Regierung gegen alle trifft, die im Verdacht stehen, nicht durchaus zuverlässige Anhänger des Regimes zu sein.

Hin und wieder sickern doch Berichte von solchen Fällen durch, wenn Ausweisungen, hohe Gefängnisstrafen, Deportationen etwa nach Calabrien für das furchtbare Verbrechen erfolgt sind, daß irgend jemand gewagt hat, seinen Kindern deutschen Sprachunterricht zu geben. Ich will solche Fälle hier nicht aufzählen, obwohl ich genug davon weiß. Nur einen einzigen will ich erzählen.

Ein Schloßherr dicht bei der alten Grenze, der schon vor dem Kriege dank vielfacher Verschwägerungen mit italienischem Adel stets mehr italienisch als schwarz-gelb gesinnt war, hat seinen beiden Töchtern Klavierunterricht von einem Herrn geben lassen, der zwar väterlicherseits aus deutschem Blut stammt — seine Familie ist aber schon seit mehr als zwei Jahrhunderten nachweislich in Südtirol ansässig —, dessen Mutter aber eine Italienerin aus dem Königreiche war, und der für Italien optiert hat, obwohl er bei Kriegsende in Wien lebte —: es hat ihn nach der Heimat, aber auch nach Italien gezogen. Dieser junge Mann ist sicher nicht sehr böse darüber gewesen, daß Südtirol italienisch wurde... Also er erteilte den beiden jungen Mädchen Klavierunterricht aus einer alten Klavierschule reichsdeutscher Herkunft, die sich schon auf dem Schlosse befand. In diesem Buche steht auch die alte österreichische Hymne: „Gott erhalte, Gott beschütze..." Eines Tages läßt es sich eines der jungen Mädchen einfallen, in Abwesenheit ihres Lehrers diese Melodie zu spielen... Ein dienstbarer Geist, der grade mit seinem Herrn Streit gehabt hat, denunziert das furchtbare Verbrechen: er kannte die Melodie genau, denn er war im Kriege, viermal dekoriert, Korporal in einem österreichischen Regiment gewesen... Das Strafgericht läßt nicht lange auf sich warten —: in die nächste Klavierstunde dringen fünf Fascisten ein, reißen die beiden Mädchen, die grade etwas Vierhändiges spielen, vom Flügel, schlagen sie, zerren sie im Zimmer umher und verlangen von ihnen, daß sie die „deutschen Bücher" herausgeben, die der Lehrer ihnen besorgt... Den Lehrer haben unterdessen zwei andre Fascisten abgeführt. Die Szene mit den Kindern findet erst durch das Hinzukommen der Mutter, einer Italienerin aus großem Hause,

ein Ende, doch folgen Haussuchungen, Vorladungen des Vaters, der Mutter, der Kinder auf die Polizei, endlose Verhöre, Beschlagnahme sämtlicher Noten aus deutschen Verlagsanstalten, doch wird schließlich von einer Bestrafung „abgesehen, da angenommen wird, die Kinder hätten aus Unkenntnis gehandelt". Schlimmer ist es dem Lehrer gegangen: er ist zunächst auf der Polizei schwer mißhandelt worden, was einer der Peiniger, ein Offizier, selbst als Großtat dem Vater der Kinder erzählt hat, dann ist er fünf Monate im Gefängnis gewesen und endlich nach Südsizilien gebracht worden: man weiß nur, daß er dort lebt. Unter welchen Umständen, was er tut und treibt, wie er sich ernährt, weiß niemand, denn er darf weder Briefe nach Südtirol schreiben, noch von dort welche empfangen. Übrigens würde sich jeder dort hüten, ihm zu schreiben, denn Beziehungen zu ihm machen verdächtig...

Alle diese Zwangsmaßnahmen richten sich gegen die deutsche Sprache in Südtirol, mit deren Unterdrückung das Deutschtum dort ausgerottet werden soll und ausgerottet werden wird, wenn nicht vorher das Regime Mussolini zu Ende geht. Es gibt heute nur noch klägliche Reste des deutschen Unterrichts, und auch diese wird es nach dem Willen und den schon genau feststehenden Plänen der Machthaber nur noch höchstens drei Jahre geben. Werden die Kreise der Herren, die jetzt in Südtirol an der Macht sind, nicht gestört, dann wird es in fünfundzwanzig, dreißig Jahren keinen Einheimischen mehr dort geben, der deutsch sprechen kann.

Weiß man, wie es in Südtirol zugeht, so wundert man sich, wie die deutschnationale Presse immer wieder wagen darf, über die Unterdrückung der Deutschen im Elsaß zu reden. Dort erscheinen deutsche Zeitungen in großer Zahl, Zeitungen aller Parteien, dort gibt es deutsche Theatervorstellungen, deutschen Sprachunterricht und deutschen Gottesdienst. Alle diese Freiheiten sind in Südtirol ausgerottet. Aber Südtirol ist aus den deutschen Zeitungen der Rechten verschwunden.

Warum?

Weil, wie hier jeder Wissende sagt, wenn er doch einmal sein Herz öffnet, zwischen Mussolinis Regierung und den deutschen Rechtsparteien für den Fall eines Krieges gegen Frankreich Abmachungen getroffen sind, die gegenseitige Rückendeckung und Waffenhilfe versprechen —: für diesen Preis haben sich die Deutschnationalen damit abgefunden, daß die Deutschen in Südtirol, die ihnen freilich an Kultur und nationaler Würde weit überlegen sind, bedingungslos der Italianisierung ausgeliefert werden. Es ist sorgfältig der Öffentlichkeit vorenthalten, daß Herr von Seeckt als Vertrauensmann der Rechtsleute seit Wochen in Rom haust: mit drei militärischen Mitarbeitern. Die kleine Notiz, die zum Beispiel durch schweizer katholische Zeitungen ging, daß er sich das altertümlich-romantische Schauspiel der Vereidigung der Schweizer Gardisten im Vatikan angeschaut hat, wurde kaum beachtet. Aber er ist in Rom, und er ist dort nicht müßig —: es steht fest, daß er mit Mussolini eine ganze Reihe von langen, sorg-

fältig geheim gehaltenen Besprechungen gehabt hat. Ebenso steht fest, daß sich der Gönner des Hohenzollernprinzen in der Nähe Roms, in schöner, ländlicher Einsamkeit, wo man sich leicht unbeobachtet glaubt, mit Personen aus dem Stabe der deutschen Botschaft — das militärische Wort Stab ist hier mit gutem Bedacht gewählt — getroffen hat... Wahrscheinlich, um mit Mussolini Probleme der Verständigung zu besprechen.

Diesen Dingen sieht man in Tirol mit einem Gefühl dumpfer Verzweiflung zu —: man hatte gehofft, Deutschland würde als Mitglied im Völkerbundsrate seine Stimme für das Recht der Deutschen in Südtirol erheben, wie man es den südtiroler Deutschen so oft von Berlin aus versprochen hat, die Stimme für das Recht der nationalen Minderheiten, für die Rechte, die ihnen versprochen sind, denn mehr wünschen die Deutschen in Südtirol nicht: sie haben nicht die mindeste Neigung etwa für ein Tirol, das in irgend einer Form an Deutschland angegliedert wird. In Meran habe ich einmal auf der Straße das schöne Wort aus Preußenmunde aufgefangen: „Diesem schlappen, weichlichen Volke müßte man erst einmal Ordnung beibringen." Darauf verzichten sie also.

Südtirol fühlt sich preisgegeben und steigert sich in einen Haß gegen Italien, dessen Fruchtlosigkeit es selbst erkennt. Die Bauern halten am zähesten an ihrem Deutschtum fest. Sie haben im alten Oesterreich keine allzu glänzenden Schulen besucht, und es ist nicht viel, was sie ihren Kindern an deutschem Kulturgut beibringen können, aber sie tun, was in ihrer Kraft steht: sie sprechen zu Hause deutsch. Aber die Schule wischt häusliche Einflüsse weg, den Rest wird die Militärzeit besorgen. Ein italienischer Offizier sagte mir: „Ich weiß genau, daß sie uns hassen. Wir werden mit den jungen Leuten, wenn sie einrücken, viel Mühe haben, aber entweder gehen sie als Italiener, auf die man sich verlassen kann, nach Haus, oder..." Er machte eine vielsagende Handbewegung und schwieg. Vielleicht kam ihm doch zum Bewußtsein, daß es nicht ganz der sogenannten Würde des Offiziers entspricht, sich mit einer Henkerrolle zu brüsten.

Die Bürger in den Städten, besonders in Bozen und Meran, geben sich den Anschein, als hätten sie sich abgefunden. Sie werden zwar bespitzelt wie jeder andre im Lande auch, aber da diese beiden Städte Fremdenplätze sind, wo auch Ausländer erwartet werden, die Geld ins Land bringen, läßt man ihnen einen Schein von Freiheit, denn den Fremden, vor allen Dingen den Fremden aus Deutschland soll vorgespiegelt werden, es wäre hier alles in schönster Ordnung. Als Randbemerkung sei hier eingefügt, daß jeder Fremde, vor allen Dingen aber jeder Deutsche, scharf beobachtet wird: seine Briefe, seine Zeitungen, seine Telephongespräche, sein Verkehr werden genau überwacht. Erwünscht, willkommen und in Frieden gelassen sind nur diejenigen Deutschen, die sich als Mitglieder rechtsstehender Organisationen ausweisen können. Diese finden, o Wunder der Gedankenübertragung, übrigens sehr leicht den Weg zu den italienischen Gewalthabern, und wer Augen hat

zu sehen, kann ehemalige deutsche Offiziere — vielleicht sind sie aber auch nur Urlauber der, ach, so republikanischen, Reichswehr — im trauten Verkehr mit italienischen Kameraden treffen, die hier ebensowenig ohne Reitpeitsche in der Hand zu denken sind, wie die Offiziere der deutschen Besatzungsarmee in Belgien.

Sehr interessant ist die Haltung des Adels.

Südtirol ist mit Adel reich gesegnet, mit einem Adel, der niemals, auch wenn die Herren ins Heer eintraten, auch wenn sie in Wien zu Hofe gingen, sehr „deutsch" gestimmt war. Man hatte stets seine Verwandtschaften, seine Freunde, seine Relationen drüben im Königreich. Nach dem Umsturz fand sich der Adel am schnellsten mit der Lage ab. Unmittelbar nach dem Umsturz stifteten die reichsdeutschen Schaumburg-Lippes in Nachod, Böhmen, den Sokols eine ansehnliche Summe, und der südtiroler Adel wandte sich begeistert Rom zu, wo ein glänzender Hof mit Ehren und Auszeichnungen winkte. Der Adel war also sogleich bereit, dem „angestammten" König Victor Emmanuel ebenso die Treue zu halten, wie er sie früher der Hofburg gehalten hatte.

Überraschend früh nach dem Kriege heiratete Prinz Konrad von Bayern, der Sohn des Prinzen Leopold, der es gern hört, wenn man ihn als den „Sieger von Warschau" feiert, während seine Frau, Gisela, Franz Josephs Tochter, weniger davon erbaut ist, Frau Warschauer genannt zu werden, die Prinzessin Bona von Savoyen, im bayrischen Adel in der Inflationszeit die Bona Valuta genannt, berühmt wegen ihrer überraschenden Fähigkeit, gepfefferte Witze zu erzählen, bemerkenswert auch durch die sehr kühne Kürze ihrer Kleider. Im übrigen geht sie aber so fleißig in die Kirche, wie sich das für die Frau eines Wittelsbachers gehört, die in puncto Frömmigkeit dem Volke ein gutes Beispiel geben muß. Diese Heirat brachte zwischen dem bayrischen und dem südtiroler Adel lebhafte Beziehungen in Gang: man sah das in Rom sehr gern, daß der südtiroler Adel in Bayern für den Fascismus warb, denn damals war die politische Konstellation in Deutschland noch derart, daß man in Rom hoffen konnte, mit engen Beziehungen zu Bayern in Berlin einen Druck auszuüben.

Unnötig zu sagen, daß der südtiroler Adel nach dem Erfolg der fascistischen Revolution in heißer Liebe zu Mussolini entbrannte, dessen Staatsstreich die freiheitliche Entwicklung Italiens verhindert hatte: damit war natürlich für lange Zeit die Sonderstellung des Adels gesichert.

Damals waren die südtiroler Adligen in München wie in Rom sehr gern gesehen. Es war hin und her ein eifriges Arbeiten, die Beziehungen enger zu gestalten. Graf Bothmer, der bayrische Königsmacher, aber auch die Herren von Bodmann und Graf Holnstein, welche das Schweizer Exil des letzten Bayernludwigs geteilt hatten, und die so eifrig bestrebt waren, von Locarno aus, wahrscheinlich als Vorläufer des Herrn Stresemann, Verbindungen mit Frankreich anzuknüpfen,

— diese drei Herren könnten darüber erbauliche Sachen erzählen.

Aber seitdem haben sich die Dinge geändert: Hindenburg ist ans Ruder gekommen, und die Deutschnationalen haben Schritt für Schritt ihr altes Terrain zurückerobert. Sie sind es, mit denen Mussolini heute rechnet: Bayern hat an Wert für ihn eingebüßt, ist ihm gradezu unsympathisch geworden, seit Kronprinz Rupprecht, dessen erhöhte politische Aktivität in den letzten Monaten im Auslande mehr beobachtet wird als von den deutschen Republikanern, erklärt hat, daß „sein Haus Ansprüche an ein ungeteiltes Tirol hätte, und daß er nicht daran dächte, diese Ansprüche aufzugeben." Mit andern Worten: das Haus Wittelsbach hat sich als Eigentümer auch von Südtirol gemeldet. Man begreift, daß Mussolini das nicht gern hört, und daß er neuerdings oft Gelegenheit nimmt, zu betonen, Italien würde die geheiligte Brennergrenze jederzeit mit den Waffen verteidigen. Das ist, so komisch es auch klingt, eine Kriegsdrohung gegen München und Wittelsbach.

Die veränderten politischen Verhältnisse in Deutschland, die Spannung zwischen München und Rom haben nun für den südtiroler Adel die Folge gehabt, daß seine Vermittlerrolle ausgespielt ist. Die Herrschaften, die noch vor vier Jahren in Rom sehr gefeiert waren, sind heute dort nicht mehr gern gesehen: sie gelten plötzlich als nicht ganz zuverlässig. Deshalb ist auch ihr Leben in der Heimat keineswegs rosig: jeder wird beobachtet und bespitzelt, besonders daraufhin, ob er sich einfallen läßt, alte Verbindungen zu Familien des einstigen Oesterreichs zu pflegen. Und weil sie als unzuverlässige Cantonisten betrachtet werden, gibt es natürlich für sie gar keine Auslandspässe, die ja überhaupt für den Italiener kaum noch zu bekommen sind. Der Tiroler Adel sitzt also fast gefangen auf seinen Schlössern und Burgen. Und ist von der Liebe zu Mussolini gründlich geheilt.

Ich will nicht sagen, daß der Adel die alten oesterreichischen Tage wieder herbeiriefe, aber man ersehnt sehr eine Änderung der heutigen Zustände, die für alle Stände gleich unerträglich geworden sind, und Adel und Bürger setzen große Hoffnungen auf den jungen Kronprinzen von Italien, der sich gegen Mussolini so schroff ablehnend verhält, daß er ihm stets aus dem Wege geht, so daß es Mussolini noch nicht gelungen ist, auch den Kronprinzen wie den König in seinem Gefolge photographieren zu lassen. Von seinem Regierungsantritt werden, übrigens auch in großen Kreisen des alten Königreiches, die neuen herrlichen Zeiten erwartet.

Der Gedanke, daß man für die eigne Befreiung selbst etwas tun könnte, scheint in diesem Volke, das einst soviel für seine Freiheit geopfert hat, ausgelöscht zu sein. Höchstens die deutschen Bauern in Südtirol träumen auf ihren einsamen Höfen vielleicht manchmal von einem neuen Hofer, von einer neuen Erhebung gegen Unrecht und Gewalt.

Aber die Gewalt über ihnen ist hart und fest und sorgt dafür, daß diese Träume — Träume bleiben.

Das Parlament als Selbstmörder

von Paul von Schoenaich

Die Parteitage der politischen Parteien in der deutschen Republik pflegen mit einem gewaltigen Vertrauensvotum für den Vorstand und die Parlamentsfraktionen zu enden. Also scheinbar ist zwischen Wählern und Erwählten innigste Harmonie. Warum reißen Reden und Schriften über Krisen des Parlamentarismus und der Demokratie trotzdem niemals ab? Alles Drumherumreden hilft nichts: nie ist ein Volk bitterer enttäuscht worden als das deutsche durch seine sogenannte demokratische Republik.

Wer die Ohren spitzt, kann die harmlosen und gutmütigen Michel wohl knurren hören, ihr Knurren wird aber übertönt durch das laute Wutgebrüll jener, die allen Grund haben, mit der deutschen Republik zufrieden zu sein, die meinen, je lauter die Satten schimpfen, desto weniger drückt die Hungrigen der eng geschnallte Leibriemen. Geschickte Parteitagsregie kann pflastern, heilen kann nur das bittere Tränklein Wahrheit.

Unsre Parlamentarier sind gewiß brave Leute mit reinen Händen und gewöhnlich auch nicht dumm, aber zu satt, so satt, daß sie die knurrenden Magen ihrer Wähler nicht hören.

Man muß etwas zurückgreifen, um Sattheit und Hunger zu verstehen. Vor mir liegen das Konservative Handbuch und das Politische ABC von Eugen Richter, beide vom Jahre 1898. Unter dem Stichwort „Diäten" schreibt der Vorgänger Westarps und Hergts: „Der Bundestag hat Anträgen des Reichstages auf Diätengewährung stets seine Zustimmung versagt, hauptsächlich wegen der Gefahr, die Ausübung des Reichstagsmandats dann vielfach von Personen, denen die sittlichen Grundbedingungen einer gedeihlichen politischen Wirksamkeit fehlen, zu Erwerbszwecken ausgenutzt zu sehen. Diese Gefahr ist bei dem preußischen Hause der Abgeordneten wegen der Dreiklassenwahl, welche keine so intensive agitatorische Einwirkung auf die Massen gestattet, geringer als im Reichstag, wo der Mangel an Diäten derart als Korrektiv des allgemeinen Stimmzettels wirkt." Eugen Richter begründet demgegenüber seinen mehrfach wiederholten Diätenantrag hauptsächlich mit der durch Diätenlosigkeit beschränkten Wählbarkeit und der bei langen Sessionen mangelhaften Präsenz im Reichstage. Als die Sozialdemokraten und Freisinnigen ihren Abgeordneten aus Parteimitteln Diäten zahlten, erwirkte Bismarck beim Reichsgericht ein Urteil, daß auch diese Zahlungen an Abgeordnete innerhalb des Geltungsbereiches des preußischen Landrechts unzulässig seien.

Die Stellung Bismarcks und der Konservativen zur Diätenfrage war von ihrem Standpunkt aus begreiflich. Sie fürchteten, daß dann noch mehr solcher Feuerköpfe wie August Bebel und Eugen Richter in den Reichstag einziehen würden. Unbegreiflich aber ist, warum man in Reden und Schriften der Rechtsparteien heute, wo die Möglichkeit „der intensiven agitatorischen Einwirkung auf die Massen" ein klein wenig

größer ist als im Jahre 1898, vergebens nach dem Wunsch sucht, die Diäten wieder abzuschaffen. Dabei sind es heute nicht nur Diäten für Anwesende, sondern Gehälter nach Gruppe X, und zwar auch für diejenigen Herren, die, wie ein volksparteilicher Abgeordneter, den Reichstag während der ganzen Legislaturperiode überhaupt nicht betreten haben. Die Erklärung ist einfach: die Herren haben in der Praxis gesehen, daß die Befürchtungen von 1898 heute unbegründet sind. Damals fürchtete man den Masseneinzug von Feuerköpfen, heute weiß man, daß Feuerköpfe, die einziehen, in Gruppe X schnell erlöschen. Vor Richter und Bebel ohne Diäten zitterte der ganze Regierungsapparat, über eine Opposition mit Gehalt und 2 bis 46 Aufsichtsratsstellen lacht der letzte Kanzleidiener. Früher hungerte der Parlamentarier für eine große Idee, heute hungern auch die kleinsten Ideen für die Parlamentarier.

Diese Dinge, folgerichtig zu Ende gedacht, erklären den ganzen Jammer und die Krisen des demokratischen Parlamentarismus. Zwischen Wählern und Abgeordneten klafft ein Abgrund, den kein künstlicher Parteitagsnebel verbergen kann. Abgeordneter zu sein, ist heute ein glänzendes Geschäft. Das Gehalt allein machts noch nicht. Jede Zeile aus der Feder eines Abgeordneten wird viel besser honoriert als aus der gewöhnlicher Sterblicher, und der deutsche Spießer kauft mit Wonne bei einem Geschäftsmann, der sich auf Freifahrkarte in Berlin gelegentlich gute Tips holen kann. Wenn ich für jeden Abgeordneten, über dessen Sachkenntnis die andern Aufsichtsräte leise lächeln, einen Taler bekäme, könnte ich die ganze Sitzungsperiode über im Restaurant des Reichstages Schampus trinken.

Sattheit macht aber nicht nur müde, sondern auch übermütig. Wer im Klubsessel der Wandelhalle ein paar mal sanft eingelullt war, während drinnen Einer zum Fenster heraus redete, der vergißt leicht die Holzbänke, auf denen er alle paar Jahre um die Stimmen der Proleten mit und ohne Kragen werben muß, um nicht aus dem Paradies getrieben zu werden.

Als ehrlicher Chronist muß ich allerdings melden, daß die Geschichte nicht ganz billig ist. Um einen sehr großen Teil des Gehalts nach Gruppe X werden sie von der Parteikasse wieder geschröpft, und da beginnt vielleicht der Übel größtes. Die Werbebüros, die für die Männer der alten Garde arbeiteten, waren aufgebaut aus Groschen, die die Wähler sich abhungerten. In den heutigen Parteibüros spielen, mit Ausnahme des sozialdemokratischen, die Mitgliederbeiträge eine sehr geringe Rolle. Die Parteien sind nicht mehr von unten, sondern von oben aufgebaut. Die Parteisekretäre sind nicht mehr die Vertrauten der Wähler, sondern die der Abgeordneten, von denen sie den Hauptanteil ihres Gehaltes beziehen. Wehe dem, der seinen Herrn nicht preist, er müßte morgen stempeln gehn. Aus Sattheit und Übermut entsteht jener Typus, den man einst für rein preußisch hielt.

Wer aber glaubt im Ernst, die Sendboten des Volkes würden freiwillig verzichten? Unbequeme Mahner werden die

Wanderredner der Fraktionen und Vorstände und die Parteisekretäre schon zum Schweigen bringen.

Also hoffnungslos! höre ich die Leser seufzen. Fast, aber noch nicht ganz. Falschverstandenes Preußentum hat dem deutschen Volke das Rückgrat gebeugt, Diäten und sonstige Bezüge haben der Oppositionslust der Parlamentarier den Schwung gehemmt. Hemmung und Beugung sind Todesvorzeichen, aber noch nicht der Tod. Ein paar Kampfnaturen leben noch, wenn auch nicht in den Parteivorständen; sie müssen sich nur zusammenfinden. Ein Stoßtrupp wog an der Front oft schwerer als eine müde Division. Wenn jeder Frakturredner hundert Hörer hat, von denen zehn weiter Fraktur reden, dann wird es auch in den Klubsesseln der Schlummernden sich regen. Auf den Parteitagen tötet die Regie das freie Wort, in den Wahlkreisvorständen vielleicht auch noch. In den Keimzellen der Parteien, in den Ortsgruppen aber pulsiert noch Leben. Die Opposition muß von unten aufgebaut werden, damit Die oben erwachen. Schreit es ihnen ins Gesicht: Ihr seid nicht unsre Herren, sondern unsre Diener.

Ihr seid nicht dazu da, daß Euch der unheilige Bürokratius päppelt, sondern dazu, daß Ihr ihm mit der Faust ins Tintenfaß schlagt, selbst auf die Gefahr hin, daß Euch ein fettes Pfründchen versiegt.

Ihr führt Bebel und Richter im Munde wie die Kriegspfaffen Christus, ihren Geist aber schlagt Ihr tot wie jene den der Bibel.

Immer wieder ist an dieser Stelle gewarnt worden vor Klüngelwirtschaft und Bonzentum. Erfolglos. Die es lesen, wissen ganz genau, daß die, die es angeht, es nicht lesen; darum lachen sie der Warner. Ihnen macht nur der Wahlzettel Eindruck, und der lügt manchmal und etwas, aber nicht immer und ganz.

Die Zeichen sind verschieden, je nachdem ob es der Wahlzettel von Parteien mit oder von Parteien ohne Beharrungsvermögen ist. Zum Beharrungsvermögen der Parteien gehören Geld, Rekrutierungsgebiet und als bindender Mörtel ein wenig politische Idee. Manche haben beides, manche eins von beiden, manche keins von beiden, manche leihen es sich von solchen, die eigentlich nicht dazu gehören, und dann wird die Sache faul. Ohne Idee geht es nicht, aber mit Mörtel allein baut man auch keine Häuser.

Von Diäten, die andre schlucken, wird man nicht satt, wäre man auch der älteste, bewährteste Parteimann.

Die Satten von rechts werden weiter schimpfen, denn ihrer ist nicht nur das Himmelreich des Portemonnaies, sondern auch die Regierungsmaschinerie, selbst wenn sie rote Spitze trägt.

Die Hungrigen aber von Links müssen Feuerköpfe in ihren Reihen erstehen lassen, sonst könnte auch ihr Beharrungsvermögen eines Tages woanders hinpendeln. Ob das Parlament dann mit oder ohne Diäten fascistisch eingesargt wird, ist ziemlich wurst.

Besuch in Fuhlsbüttel von Richard Hülsenbeck

Nachdem ich vor zwei Jahren auf den Philippinen das berühmte Muster-Zuchthaus Bilibid gesehen hatte, war mir zum ersten Mal klar geworden, daß die moderne Strafrechtspflege Neues will. In einem Satz zusammengefaßt: sie will bessern, nicht mehr vergelten. Unter dem Einfluß dieser Devise sind die Strafanstalten im Begriff, sich in staatlich pädagogische Einrichtungen umzuwandeln.

Weit voraus in der Umwandlung der alten Zuchthäuser in moderne Anstalten sind die Amerikaner, obwohl bei der besondern bundesstaatlichen Einrichtung Amerikas, wo jeder Staat seine eignen Gesetze macht, manches Alte, ja Barbarische noch besteht. Der amerikanische Charakter, der auf merkwürdige Weise Menschenliebe mit raffiniertem Sadismus verbinden kann, duldet neben Debattierklubs und Urlaub für Zuchthäusler in einigen Staaten die Prügelstrafe. In Amerika gibt es Schuldhaft für Säumige in Alimentationssachen, die sogenannten County-Jails sollen wahre Höllen sein.

Deutschland ist das Land der Nachahmung und Verbesserung, hier ist man auf dem Wege, das System der Amerikaner verbessert (ohne Prügel) zu realisieren.

Im Fuhlsbütteler Zuchthaus hat man die Dreiklassenmethode übernommen. Wenn ein Sträfling eingeliefert wird, kommt er in die vierte Klasse, durch Arbeit und gutes Benehmen kann er in die dritte Klasse kommen, schließlich in die zweite. Die vierte Klasse ist reguläres Zuchthaus, in der dritten Klasse ist der Arbeitsverdienst höher, man hat das Recht, sich Bilder in die Zelle zu hängen, zu bestimmten Zeiten zu rauchen, öfter Briefe zu schreiben und Besuche zu empfangen. In der zweiten Klasse weitere kleine Freiheiten. Die erste Klasse, die den Sträflingen Urlaub (vierzehn Tage im Jahr), Debattierklubs und Zeitschriften-Abonnements gewährt, gibt es in Deutschland nicht, da man hierzu besonders eingerichteter Häuser bedarf. (Sie müßten gebaut werden.)

Fuhlsbüttel ist das modernste deutsche Zuchthaus, das Dreiklassensystem hat sich hier, wie man mir versichert, glänzend bewährt.

Früher zwang man die Menschen zur Arbeit, aber sie wußten nicht, wofür sie arbeiteten, sie schufteten ins Leere, Trostlose, unter der Knute der Aufseher. Heute gibt man ihnen einen kleinen Verdienst und mit dem Verdienst die Möglichkeit, sich ihre Situation zu verbessern. Es gibt hier eine Kantine, wo die Zuchthäusler sich Konserven, Butter, Tabak kaufen können.

Man ist sehr hinter dem Geldverdienen her — im Zuchthaus. Ich höre, daß die Leute ungern in die Schulstunde (das gibt es natürlich in einer modernen Strafanstalt) gehen, weil sie dadurch Zeit zum Geldmachen versäumen. Time is money bei fünfzehn Jahr Zuchthaus: ein Thema für Groteskkomiker.

Sie arbeiten in verschiedenen, ganz wie gewöhnliche Fabriken eingerichteten Häusern, man erkennt sie nur an der

zebragestreiften Kleidung, und ein Wärter meldet beim Betreten des Saales die Belegschaft. Das erinnert wie vieles andre an den preußischen Kommiß.

Jemand schrieb ein Buch „Fabrik und Zuchthaus", das fiel mir ein, als ich hier durchging. Es ist wirklich kein großer Unterschied — nur die Freiheit fehlt. Was ist Freiheit? Eine Aufgabe für Doktoranden. Dem Arbeiter im Zuchthaus ist die Sorge für seine Existenz genommen, und seine Zelle ist komfortabler als die Durchschnittswohnung der Industriesklaven.

Unter dem neuen System bemüht man sich, alle kleinen Schikanen auszuschalten.

Nachdem die Prügelstrafe gefallen war, fiel das Schweigeverbot, die gefürchtetste Repressalie. Heute (ich habe es selbst gehört) ist das Zuchthaus von lautem Schwatzen erfüllt, auf dem Hof in der Freistunde geht man zu zweit und unterhält sich. Dank der besondern Denkart des Direktors in Fuhlsbüttel braucht kein Gefangener mehr vor seinem Wärter stramm zu stehen, wenn er etwas von ihm will. Er tritt aus der Reihe heraus, und sie unterhalten sich wie gleichberechtigte Menschen.

In Fuhlsbüttel gibt es natürlich ein Bad, ein Lebenslänglicher ist Bademeister. Der Mann lächelt, als ich eintrete, er ist fröhlicher, als ich in einem Zuchthaus sein kann.

Die Disziplin ist gut, die Arrestzellen sind etwas primitiver als die übrigen Wohnzellen, die Dunkelhaft ist abgeschafft, Zwangsjacken hängen im Museum. In allen Zellen ist ein Klosett mit fließendem Wasser, so daß den Gefangenen der Jammer erspart bleibt, Kübel mit ihrem Unrat fortzuschaffen.

Eine Kommission wacht darüber, daß die Gefangenen menschlich behandelt werden. Kleinigkeiten werden dauernd geändert. Um den Gefangenen das Gefühl zu ersparen, sie würden wie wilde Tiere abgefüttert, hat man es aufgegeben, das Essen durch die Luken zu schieben. Man öffnet die Zellentür.

Also — es ist eine Lust, in Fuhlsbüttel als Zuchthäusler zu sitzen? „Täglich", sagt der Herr, der mich herumführt, „bekommen wir Briefe aus reaktionären Kreisen, in denen Fuhlsbüttel wütend ein Sanatorium genannt wird."

Es ist aber ganz anders. Man wird in Fuhlsbüttel und in den Strafanstalten, die nach der neuesten Methode arbeiten, zwar nicht mehr bis aufs Blut gepeinigt, nicht mehr bis zur Weißglut gereizt, bespien und geschlagen, aber trotz aller Bemühungen einsichtiger Menschen bleibt Zuchthaus Zuchthaus.

„Es sind meistens Leute mit langen Strafen", sagt mein Führer. Weiß Gott, niemand von uns ahnt, was es bedeutet, zehn Jahre, fünfzehn Jahre in einer solchen Anstalt zu sitzen. Bei allen modernen Verbesserungen, Dreiklassensystem, Wasserspülung etcetera.

Wasserspülung bei fünfzehn Jahren Zuchthaus ist keine Chance, die der Erwähnung wert ist. Das Schreckliche, Unabwendbare, mit Sicherheit jede lebhafte Intelligenz abtötende, ist die Monotonie.

Die stupide Regelmäßigkeit des Lebens, seine Rationalisierung, die Austüftelung alles Guten und Schlechten, alles Hellen und Dunklen ist atemberaubend. Auch die Güte, die hier geübt wird, kann die bürokratische Herkunft nicht verleugnen, es ist und bleibt die Güte des Unteroffiziers, der dem Rekruten zuprostet.

Es liegt mir ganz fern, gegen die Grundlage des modernen Strafvollzuges zu polemisieren, wer könnte sich dagegen sträuben, daß man Unglückliche menschlich behandelt?

Aber an den Wirkungen sieht man, daß die pädagogische Methode irgendwo nicht weniger falsch ist als die alte nun bekämpfte Vergeltungstheorie.

Das hängt damit zusammen, daß dreiviertel der Delikte, die hier abgebüßt werden, ihre Ursache in der sozialen Struktur der bürgerlichen Gesellschaft haben. Derselben bürgerlichen Gesellschaft, die die Gefangenen erzieherisch bessern will.

Es kann niemand als Präceptor auftreten, der selbst Dreck am Stecken hat. Eine bürgerliche Gesellschaft, die die Möglichkeit zu Verbrechen enthält, die sie hinterher bestraft, kann kein „neues Leben" lehren. Sie kann höchstens zu ihrem alten Leben zurückführen. Und etwas andres tut sie de facto auch nicht.

Das Dreiklassensystem ist eine typisch kapitalistische Methode, die die Gewinngier anregt, und deren letzter Sinn besagt: Lerne ordentlich arbeiten, schufte gut für deinen Unternehmer, und das Zuchthaus wird dir ferner erspart bleiben.

Vor zwei Jahren schlugen mehrere Zuchthäusler einen Wärter nieder und entwanden ihm seinen Revolver. Der Ausbruch war genau vorbereitet, andre Gefangene hatten sich Revolveratrappen aus Pappe gemacht, damit wollten sie Angreifer von sich abhalten. Die Armen hatten sich überlegt, über welches Stück Mauer sie klettern, wo sie sich verstecken wollten. Militär schoß Menschen und Freiheitshoffnungen zusammen. Zwei Tote sind Zeuge, daß kein Zuchthausverbesserer im entscheidenden Moment zögert, brutalste Gewalt anzuwenden.

Wenn es Ernst wird, verfließt der Traum von Kantine, Wasserspülung und menschlicher Behandlung. Täglich kann die Gesellschaft, die sich heute in reaktionären Maßnahmen überbietet, wieder nehmen, was sie nachahmend gab.

Noch steht unterm Dach des Fuhlsbütteler Zuchthauses die Guillotine. Ich habe sie mir vorführen lassen, sie funktioniert ausgezeichnet.

In einem Regal nebenan, fein säuberlich geordnet, liegen die Totenmasken der Menschen, an denen die Menschlichkeit der Zuchthausideologen bankerott ging.

Einem, der unter der hölzernen Klammer den Kopf bewegte, fuhr das Messer dieser ingeniösen Maschine durch den Kiefer, die Totenmaske läßt es gut sehen.

Man muß hübsch still halten und artig sein. So wollen es die Herren, die auf dem bestem Wege sind, uns nochmals herrlichen Zeiten entgegen zu führen.

Eine Dostojewski-Legende von Arthur Knüpffer

In russischen Literatenkreisen hielt sich hartnäckig noch jahrzehntelang nach dem Tode Dostojewskis eine Legende, ein Gerücht: es gebe da im Leben des Dichters etwas Dunkles, Unaufgeklärtes, ein Erlebnis mit einem minderjährigen Mädchen, eigentlich einem Kinde. Man behauptete, daß nicht viel gefehlt hätte, und Dostojewski wäre mit dem Gesetz in Konflikt geraten, — ja, manche sprachen gradezu von einem niedergeschlagenen Prozeß.

Ernste Leute, Kenner, Forscher vom Range Mereschkowskis waren der Meinung, daß irgend ein merkwürdiges Erlebnis Dostojewskis tatsächlich vorliegen könne.

Wodurch war die Legende entstanden? Wodurch hielt sich hartnäckig das Gerücht?

Mehr oder weniger bekannt war es, daß sich im Roman „Die Dämonen" eine Lücke findet. Drei Kapitel hatte Dostojewski, schon als das Werk in der Zeitschrift ‚Der russische Bote' zu erscheinen begonnen hatte, plötzlich entfernt. — Die Ursachen, weshalb Dostojewski das getan hatte, waren unbekannt. Am wahrscheinlichsten war es, daß Katkow, der Herausgeber jener Zeitschrift, gegen den Abdruck dieser drei Kapitel gewesen war.

Was man jedoch nur in eingeweihten Kreisen wußte, war, daß die unterdrückten Kapitel eine beklemmende Schilderung der Verführung einer Minderjährigen enthielten, und daß die Handschrift von der Witwe Anna Grigorjewna gehütet wurde.

Und eben zwischen diesem Kunstwerk, so sagte man, und einer wirklichen Begebenheit bestünde ein Zusammenhang.

Auch Mereschkowski läßt in seinem berühmten Werk über Tolstoi und Dostojewski an der Stelle, die von der Lücke in den „Dämonen" handelt, durchblicken, daß es sich hier vielleicht um eine ungeklärte Episode im Leben Dostojewskis handelt.

Jenes Gerücht wurde durch den seltsamen, in den Einzelheiten jedoch unbekannten Inhalt der von Anna Grigorjewna betreuten „Dämonen"-Kapitel genährt. Und noch durch etwas andres. Man sagte, Dostojewski habe selbst von einem Erlebnis, das er gehabt, erzählt, — und zwar hätte er es keinem andern als Turgeniew anvertraut...

Mittlerweile sind die drei unterdrückten Kapitel bekannt und berühmt geworden. Unter der Bezeichnung „Die Beichte Stawrogins". Die Witwe Dostojewskis starb 1918; drei Jahre später, im November 1921 wurde im ‚Zentralarchiv' im Beisein Lunatscharskis mit der Entsiegelung und Sichtung des schriftlichen Nachlasses Dostojewskis begonnen. Dabei fanden sich die Korrekturbogen des vernichteten Satzes der „Beichte", die 1922 russisch und deutsch erschien.

Was hatte aber Dostojewski Turgeniew erzählt? — Diese interessante Frage findet jetzt unerwarteterweise ihre Beantwortung. Zugleich fällt dadurch ein grelles Schlaglicht auf das mysterienreiche Phänomen Dostojewski.

Vor einigen Wochen sind in Moskau im Staatsverlag die Lebenserinnerungen des alten Hieronymus Jasinski erschienen. Das war kein großer Dichter, aber ein talentvoller Publizist und Erzähler, dessen Bücher um 1890 herum viel gelesen wurden. Jasinskis Memoiren sind stellenweise von großem Interesse, vor allem dort, wo der Autor von Dichtern und Malern erzählt, deren er viel kannte. Das meiste Interesse beansprucht zweifellos die Seite, auf der Jasinski jenes Gerücht um Dostojewski berührend, als Ohrenzeuge den Bericht Turgeniews über Dostojewskis Erzählung wiedergibt. Die Stelle lautet in vollständiger Übersetzung:

„Ich möchte erzählen, wie Dostojewski selbst die Ursache dessen war, daß bis heute ganze Bücher über seine angeblich teuflische Wollüstigkeit geschrieben werden.

Einst kam er gänzlich unverhofft zu Turgeniew, der grade aus Paris gekommen war. Turgeniew, im Hotel Demuth abgestiegen, lag wegen eines Podagraanfalls auf der Chaiselongue. Seine Beine waren in einen warmen Plaid gewickelt; er verzehrte ein Kotelett à la Posharski und trank Rotwein dazu.

‚Ich muß bekennen, Fjodor Michailowitsch, daß ich Ihren Besuch nicht erwartet habe,' begann Turgeniew, ‚aber ich freue mich sehr, daß Sie sich der alten Zeiten erinnerten und mich besuchen kommen.'

‚Ach, Iwan Sergejewitsch, Sie glauben ja gar nicht, wie glücklich ich bin, daß Sie mich so freundlich empfangen!' fing Dostojewski nervös an. — ‚Ein Gigant des Gedankens, ein erstklassiger europäischer Autor, — man kann sagen: ein Genie! Und besonders erfreut werden Sie sein, sobald Sie erfahren werden, aus welchem Grunde ich Sie mit meinem unerwarteten Besuch in Erstaunen versetzt, und wie Sie sagen, erfreut habe. Ach, Iwan Sergejewitsch, ich bin zu Ihnen gekommen, um an der Höhe Ihres ethischen Standpunktes meine abgründige Niedrigkeit zu ermessen!'

‚Was sprechen Sie da, Fjodor Michailowitsch! Wollen Sie nicht vielleicht frühstücken?'

‚Nein danke, Iwan Sergejewitsch, — meine Seele schreit, — ja ich möchte sogar sagen stinkt gen Himmel! — Eigentlich wollte ich das Kloster aufsuchen und einen mir bekannten und von mir verehrten Priestermönch besuchen (er nannte einen Namen), um mich an seiner Brust auszuweinen. Ich beschloß aber, Sie vorzuziehen: der Priestermönch zeichnet sich nämlich auf der einen Seite durch große Güte aus, wurde aber andrerseits infolge seiner Laxheit verdächtigt, zwischen den Seiten seiner Bibel die schamlosesten pornographischen Bilder gehalten zu haben. Das stellte sich zwar als teuflische Intrige eines Novizen heraus, aber bei reiflicher Überlegung verwirrte mich dieser Gedanke und ich zog es vor, mich an Sie zu wenden.'

‚Mit einer Beichte, Fjodor Michailowitsch? Aber lassen Sie doch, — Gott schütze Sie ...'

‚O, wenn Gott mir nur gestern beigestanden hätte, — grade als es sechs Uhr schlug!' —

‚Ja, aber was ist denn eigentlich passiert?'

‚Es passierte mir eben, daß, als ich um sechs Uhr im Sommergarten spazieren ging, — ich eine Gouvernante, eine Französin traf, und mit ihr eine ganz entzückende langbeinige Kleine, — mit so, wissen Sie, nackten Knien, und kaum dreizehn Jahre alt, — wie es sich später erwies, erst zwölf. Ich aber hatte in der Tasche grade sechshundert Rubel, die ich am Morgen von meinem Verleger bekommen hatte. Plötzlich bemächtigte sich meiner der Dämon und ich, — natürlich nicht so gut französisch sprechend wie sie, — wandte mich an die Gouvernante mit einer schamlosen Proposition. Hierbei war es nun gut, daß es plötzlich geschah, — und hauptsächlich frech. So mußte sie entweder ausholen und mich in die Visage schlagen, — oder aber annehmen. Sie lächelte jedoch als Antwort, gab mir wie einem alten Bekannten die Hand und fing an zu plaudern, als wenn sie mich seit jeher gekannt hätte. Wir setzten uns auf eine Bank in der Seitenallee und die Kleine fing an, mit ihrem Reifen zu spielen. Es zeigte sich, daß die Französin um jeden Preis zurück in die Schweiz mußte, und daß ihr zweihundert Rubel fehlten. Als ich ihr aber sagte, ich würde ihr fünfhundert geben, sprang sie auf vor Freude, rief die Kleine heran, und befahl ihr, dem guten Onkel einen Kuß zu geben. Dann begaben wir uns, wie soll ich Ihnen sagen, — ins wahre Paradies, wo also für mich, — nachdem es geschehen, — die Hölle begann. — Ich sehe, Iwan Sergejewitsch, wie Ihre Augen angefangen haben, vor Zorn zu flammen, — Ihre genialen Augen, kann man sagen, deren Ausdruck ich niemals vergessen werde bis zum Ende meines Lebens. — Nun aber gestatten Sie, daß ich Sie in das Weitere einweihe und Ihnen von den Einzelheiten nur die allerempörendsten schildere — —'

Turgeniew ließ ihn nicht ausreden, sondern richtete sich auf und schrie, indem er auf die Tür wies:

‚Fjodor Michailowitsch, entfernen Sie sich!'

Und Dostojewski, indem er sich rasch umwandte, ging eilig zur Tür, um noch im Hinausgehn Turgeniew nicht nur einen zufriedenen, sondern gewissermaßen einen glückseligen Blick zuzuwerfen.

‚Aber das habe ich doch alles erfunden, Iwan Sergejewitsch, einzig aus Liebe zu Ihnen und um Sie zu zerstreuen!'

Wenn Turgeniew von dieser Begegnung erzählte, so sagte er zum Schluß immer mit Überzeugung, daß, selbstverständlich ‚der alte Satyr und Heuchler' tatsächlich das alles nur ausgedacht hatte, — wahrscheinlich auch die Geschichte vom Priestermönch. — — —"

Das ist also der Bericht Jasinskis von Turgeniews Erzählung, die er offenbar mehrfach gehört hat. Turgeniew hatte, es versteht sich von selbst, recht: mit realer Wirklichkeit hatte die seltsame „Beichte" Dostojewskis nur so viel zu tun, wie etwa der Mord Raskolnikows. — Die Szene in Turgeniews Hotelzimmer ist kostbar und einzigartig und wie von Dostojewski selbst gedichtet, oder sie könnte auch in Knut Hamsuns „Mysterien" stehn. Daß Jasinski die Geschichte genau so von Turgeniew gehört hat, unterliegt kaum dem geringsten Zweifel, und Turgeniew, der für seine peinliche Wahrheitsliebe bekannt

war, in diesem Falle einer Erfindung für fähig zu halten, ist ausgeschlossen. Die Situation im Hotel Demuth war um so verwickelter, als Dostojewski wohl Turgeniew verehrte, hingegen umgekehrt, Turgeniew eine heftige instinktive Abneigung gegen den oft galligen, launenhaften und zum Maßlosen neigenden Dostojewski hegte, — was Der genau wußte.

Was in Dostojewskis Seele vor sich ging, als er Turgeniew die imaginäre Kinderschändung schilderte, ist eine müßige Frage. Dostojewski schilderte sich immer selbst und seine Gestalten lebten in ihm so intensiv, daß sie zuweilen gleichsam wirkliches Leben in der Person ihres Schöpfers annahmen. Ist es nicht, wenn wir den Bericht Jasinskis lesen, als ob plötzlich der alte Fjodor Pawlowitsch Karamasow eine seiner unmöglichen und lästerlichen Geschichten erzählte?

Eine Filmkritik, wie sie sein soll von Hans Siemsen

Kennen Sie den Film „Metropolis"? — Wenn nicht, dann sehen Sie ihn sich mal an! Sonst glauben Sie das Folgende nicht.

Kritiken über „Metropolis" haben Sie wahrscheinlich verschiedene gelesen. Verschiedene? Sie waren alle ziemlich gleich. Begeistert gepriesen haben ihn wenige. In Grund und Boden verdonnert hat ihn, soviel ich gelesen habe, keiner. — Doch! Einer. Aber kein Deutscher, sondern ein Engländer. Der alte H. G. Wells. Ich zitiere ihn in der Übersetzung der ‚Frankfurter Zeitung'. — Und nun passen Sie auf!

„Ich habe neulich", fängt er an, „den dümmsten aller Filme gesehen:

> Ich glaube nicht, daß es möglich ist, einen noch dümmern zu machen. Er heißt Metropolis, kommt von den großen Ufa-Ateliers in Deutschland, und dem Publikum wird bekanntgegeben, daß seine Herstellung ein enormes Geld gekostet hat. Er verabreicht in ungewöhnlicher Konzentration nahezu jede überhaupt mögliche Dummheit, Klischee, Plattheit und Kuddelmuddel über technischen Fortschritt und den Fortschritt überhaupt, serviert mit einer Sauce von Sentimentalität, die in ihrer Art einzigartig ist.
>
> Es ist ein deutscher Film, und wir haben früher ungewöhnlich gute deutsche Filme gesehen, bevor man dort begann, unter dem Schutzmantel einer protektionistischen Quote schlechte Arbeit hervorzubringen. Aber wenn er auch möglicherweise unter diesem Prozeß gelitten hat, selbst wenn man darauf jede Rücksicht nimmt, bleibt für den intelligenten Beobachter genügend Stoff zu der Überzeugung, daß der größte Teil seiner Dummheit fundamental sein muß.

Dann stellt Wells sich vor als Kenner und Verfasser utopischer Romane, dem wohl erlaubt sein dürfe, einen utopischen Film zu beurteilen, — und fährt fort:

> Die Aeroplane über der Stadt zeigen keinen Fortschritt gegen die heutigen Typen, die Automobile sind von heute oder noch älter. Ich glaube nicht, daß eine einzige neuartige Idee, ein einziger Augenblick artistischer Schöpfung in dem präntenziösen Machwerk von Anfang bis zu Ende enthalten ist. Metropolis soll eine Stadt in hundert Jahren sein. Sie wird repräsentiert als außerordentlich hoch, und alles Glück ist

oben in der frischen Luft, und die Arbeiter rackern sich ab in der Tiefe und in grauen Uniformen. Diese ganze vertikale Gliederung der Stadt und der sozialen Struktur ist vollkommen veralteter Unsinn. Um das Jahr 1930 herum greifen diese Genies von der Ufa auf Bücher zurück, die über ein Vierteljahrhundert zurückliegen, und in denen diese Dinge schon ausführlich diskutiert waren.

Das ist aber erst der kleinste Teil seiner Altbackenheit. Diese Stadt wird beherrscht von einer einzelnen dominierenden Persönlichkeit. Die englische Übersetzung nennt ihn „Masterman", damit über seine Qualitäten kein Zweifel bestehen kann. Es sind auch ein paar andre reiche Leute da, und die Söhne dieser Leute sieht man sich herumtreiben mit einer Art minderbekleideter Damen und einer Art von Amüsement, wie etwa im Wintergarten eines unternehmenden Hotels um 1890 bei einer Orgie.

Der Rest der Bevölkerung befindet sich in einem abhängigen Zustand der Sklaverei und arbeitet in zehnstündigen Schichten, in die mysteriöserweise die vierundzwanzig Stunden eingeteilt sind, ohne Geld, ohne Eigentum und ohne Freiheit. Die Maschinen produzieren Reichtum; wie, wird nicht gesagt. Man sieht lange Reihen gleichartiger Automobile produziert; den Arbeitern können sie nicht gehören, den „Söhnen" auch nicht. Vermutlich produziert Masterman sie in so endlosen Serien zu seinem Vergnügen. Niemand kann sie gebrauchen, und Masterman wird dabei natürlich immer reicher und reicher.

So viel über „Metropolis". Ich denke, es genügt. Obwohl noch viel zu sagen wäre. Über die popelige Armseligkeit, mit der die phantasielose Idee, von der Wells spricht, in diesem Film durch Regie, Architektur und Darstellung verwirklicht ist. Vier oder sechs oder, wie einige behaupten, gar acht Millionen hat er gekostet. Wo sind sie geblieben? Die „gewaltige" Zentralmaschine, das „Herz" dieser utopischen Fabrikstadt, sieht aus wie eine hundertfache Vergrößerung jener kümmerlichen Klimperkästen, mit denen einarmige Bergleute auf den Jahrmärkten betteln gehen: ein Wägelchen hin, ein Wägelchen her — und in der Mitte dreht sich ein Rad. Gewaltige Hebel müssen die Arbeiter dieser Zukunftsstadt hin und her bewegen. Sie sind so schwer zu bedienen, wie die Riesenruder römischer Galeeren. Und wie Galeerensträflinge sinken die überanstrengten Arbeiter halbtot zu Boden. Das ist die Technik in hundert Jahren? Während doch schon heute ein Riesenwerk mit Hunderttausenden von Pferdekräften durch zwei, drei Arbeiter bedient und kontrolliert wird, die keine mittelalterlichen Brunnenschwengel hin und her reißen, sondern zuweilen mal auf einen Knopf drücken. — Der unsinnigen Dummheiten sind zu viele, — von der Backfisch-Albernheit der „sozialen Idee" dieses Machwerks (das Klassenkampfproblem wird glatt erledigt, wenn der Arbeitgeber und Kapitalist ein bißchen „nett" ist) ganz zu schweigen! — Die paar Sätze von Wells genügen.

Ich möchte bloß mal wissen, was zu dieser niederschmetternden und unwiderlegbaren Kritik die Hersteller und Verfertiger von „Metropolis", vor allem, was die Filmkritiker dazu sagen, die doch so ganz anders über „Metropolis" geschrieben und grade seine technische Phantasie und phantastische Tech-

nik mit himmelhohem Lob beweihräuchert haben. Was werden sie sagen? — Gar nichts.

*

Sie glauben, es sei belanglos, was irgend ein Engländer über einen deutschen Film denkt, sagt und schreibt? Erstens ist Wells nicht „irgendeiner". Und dann lesen Sie mal die Schlußfolgerungen, die er aus diesem Film-Erlebnis zieht.

> Mein Glaube an den Unternehmungsgeist der Deutschen hat einen Schock erlitten. Ich bin außerordentlich enttäuscht über den schlauen Schlendrian, der sich hier zeigt. Ich dachte, daß Deutschland selbst in seiner schlechtesten Form sich wenigstens Mühe geben könnte.
>
> Mit den schlechtesten Traditionen des Kinos, monströs von sich selber überzeugt und mit sich selbst zufrieden, gewiß der Macht einer lauten Reklame, die das Publikum schon heranholen wird, ohne Furcht vor ernsthafter Kritik, ohne blasse Ahnung von der Wissenschaft und den Anschauungen außerhalb ihres Gesichtskreises, machten sie sich in ihrem riesenhaften Atelier ans Werk, um Länge auf Länge diesen ignoranten, altmodischen Quatsch zu produzieren und den Markt für jeden besseren Film dieser Art zu ruinieren.

Jedes Wort eine Wahrheit. Und was für eine! „Der schlaue Schlendrian". „Monströs von sich selber überzeugt und mit sich selbst zufrieden". „Ohne blasse Ahnung von den Anschauungen außerhalb ihres Gesichtskreises." — Was ist das? Das ist nicht bloß „Metropolis", das ist nicht bloß der deutsche Film, das ist (in drei Sätzen) das ganze offizielle Deutschland, wie wir es kennen und täglich am eigenen Leibe erleben. „Metropolis" und der deutsche Filmbetrieb im allgemeinen sind nur besonders sichtbare Symptome dafür.

*

Ganz so schlimm, wie es hiernach aussieht, steht es nun, Gott sei Dank, doch nicht mit Deutschland. Ja, wenn ein Film wie „Metropolis" wirklich Erfolg beim deutschen Publikum hätte, dann wäre allerdings nicht nur der Fall des deutschen Films, dann wäre „der Fall Deutschland" hoffnungslos. Aber „Metropolis" hat nicht den geringsten Erfolg. Kaum jemals ist ein Film, ein mit Hunderttausenden von Reklame-Geldern aufgeplusterter Film so rettungslos durchgerasselt, so schlankweg abgelehnt, wie dieser. Das heißt also: so hoffnungslos wie dieser Film ist nicht einmal das deutsche Kinopublikum.

Die Verantwortung für einen so kostspieligen, schädlichen und blamablen Unfug bleibt sitzen auf denen, die diesen Film gemacht haben, den Kinoindustriellen und den — wie soll man sagen? — den Kinokünstlern, Regisseuren, Architekten, Dichtern und so weiter. Und allerdings auch auf der Filmkritik, die sich so was bieten läßt, ohne es in Grund und Boden zu verdonnern.

Die Tatsache, daß diese Kritik von Wells, dies Musterbeispiel einer entschiedenen, klaren und vernünftigen Filmkritik, in England — und nirgendwo und von niemandem in Deutschland geschrieben wurde, die ist traurig. Die Gründe aber dafür,

daß solch eine Filmkritik in Deutschland nicht nur unerwünscht, sondern einfach unmöglich ist und unmöglich gemacht wird, — die sind noch trauriger. Sie sind der Urgrund der deutschen Filmmisere.

Theater an sich von Arthur Eloesser

Es ist hübsch von Eugen Klöpfer, daß er mit Richard Dehmels „Menschenfreunden" die deutschen Provinzen bereist. Um so hübscher, als er es zweifellos sich selbst und nicht dem teuren Dichter zuliebe tut. Das Theater handelt nicht aus Pietät und würde auch immer vergebens handeln, wenn der Schauspieler nicht seine Rechnung fände. Es ist weniger hübsch von Eugen Klöpfer, daß er für sein Gastspiel am Lessing-Theater nicht die gewisse Kruste abgebürstet hat, die nach einer Turnee mit mehreren Nullen auch eine löbliche Inszenierung zu überziehen pflegt. Der Multimillionär und Menschenfreund Christian Wach, der seine Multitante ermordet oder nicht ermordet hat, tätschelt auf dem Gang zur Untersuchungshaft der alten Anne die Wangen, und wenn ihm nach dem dunkeln Bekenntnis, daß Gott die ganze Geschichte angerichtet habe, der zweite Schlaganfall des dritten Aktes holt, darf die allzu feine, allzu verständnisvolle Wirtschafterin von Frieda Richard den letzten Fall des Vorhangs mit einem Weihnachtslied besänftigen. Vor genau zehn Jahren fand an demselben Lessingtheater die Uraufführung unter Barnowsky mit Bassermann statt. Das spröde Stück war damals wie auf feinen Stahlbändern montiert, daß die Dialektik nur so federte. Albert Bassermann, der seine Wirtschafterin nicht tätschelte, und den keine Stille Nacht in den letzten Schlaf sang, wand sich mit einer wunderbaren Präzision, die ihre Logik doch aus dem Instinkt nahm, durch den seelischen Prozeß des Sünders und Büßers hindurch. Eugen Klöpfer hielt seine Figur mehr in Guß und Fluß, breiter und weicher, trotz aller spielenden Bosheit gemütlicher, und so konnte er sie auf andere meisterliche Art dem Mitgefühl des Publikums unmittelbar empfehlen. Die gebildeten Zuschauer sagten sogar aha; das ist ja so etwas wie Dostojewski. Und damit meinten sie auch, daß die Sache eigentlich Literatur sei und sie, abgesehen von der ungeheuer spannenden Rechnung, an der eine außerordentliche Schauspielerei kunstvoll addierte und subtrahierte, eigentlich nichts mehr anginge. Es war also Vergnügen an dem, was ich Theater an sich nennen möchte, an der sorgfältigen Abwicklung, Faden für Faden, eines Wunderknäuels, das schließlich nichts allzu Wunderbares eingesponnen hat. Es sei denn ein Dichter, der nach vielen, vielen ungeschickten Versuchen den Dreh des Theaters endlich in seine Hand bekam. Gewiß, manchmal blitzt es auch aus der Zornnatur dieses Teuren, der so grimmig weil er so gütig war, und manchmal rollt es wie von einem Fluch. So aber ein Dichter flucht, wird es allemal ein Segen.

Das Motiv zu einem Stück braucht nicht tiefer zu sein als der Wunsch, eben ein Stück zu schreiben, als der Ehrgeiz, in die große dramatische Fakultät einzutreten. „Fenster" von John Galsworthy im Renaissancetheater. Der vornehme Erzähler, der als eifriger Handwerker des Theaters noch ein zweites Leben führt, wird sich auf ein soziales Sentiment berufen für die Tochter des Fensterputzers, die ihr Kind umgebracht hat, und die von der bürgerlichen Familie nicht gerettet sein kann und sein will. Gewiß, man unterhält sich mit dem Fensterputzer, der seine Philosophie von Bernard Shaw als dem Ordinarius der dramatischen Fakultät, der seine wohlgemessene Figur von dem liebenswürdig verhaltenen Hans Leibelt bezieht. Man lacht auch gern der bourgeoisen Mutter, die einen humoristischen Verstand ebenfalls von Shaw, die einen allerliebsten Schwips von der kühnen Ida Wüst empfängt. Aber wer lacht und wer weint um Kitty, die Kindesmörderin, trotz dem proletarischen Trotz von Roma Bahn und ihrer dumpf abschließenden Verstocktheit? Ein deutscher Dramatiker, also ein Angehöriger der unbefangensten Menschenklasse, hat einmal den Takt besessen, einer Abtreibung mit tödlichem Ausgang noch eine Komödie abzugewinnen. Viel zarter benimmt sich Mr. Galsworthy auch nicht. Oder heißt er schon Sir John? Wenn wir an seine Sache glaubten, wären wir nicht wert, eine Rose Bernd zu haben. Wir ließen uns ja auch nur unterhalten, weil wir nur Publikum, weil wir gar nicht menschlich zu sein brauchten. Also Theater an sich.

„Der Hexer" von Edgar Wallace im Deutschen Theater, dessen Direktion jetzt mildsommerlich Emil Lind heißt. Ein dramatisches Kreuzworträtsel, an dem auch die erfahrensten Premierenköpfe vorbeigeraten haben. Wer ist der Mörder? Der edle Mörder natürlich. Denn der Ermordete, ein von Albert Steinrück glänzend verkalkter und verkokster Schurke ist schon wieder der Schuldige. Also Homolka ist es, der einen angeblichen Polizeiarzt durch eine wilde Flucht von sechs Detektivszenen in seiner fetten Ulkigkeit kugelte. Ich habe mich an der Suche gar nicht beteiligt. Aber da die Leute sich furchtbar aufregten, glaubte ich auch so tun zu müssen. Schon weil die Kerle brillant gespielt haben, die alten Schwergewichtler wie die jungen Leichtgewichtler der Bühne. Entzückend dieser einfallsreiche Paul Hörbiger, ein echt Wiener und darum echt Londoner Strizzi. Hanna Ralph als heroische Räuberbraut übertraf sich selbst. Mehr kann keiner. Wenn das Theater an sich so trainiert, so boxerhaft stark und gelenkig wird, braucht es keinen Film mehr zu fürchten.

Dieselbe Verve und dieselbe Disziplin im Komödienhaus, das eine „Weiße Fracht" von einem Leon Gordon landete. Soviel Disziplin, daß Heinrich George, höchst eindringlich und ausdrücklich als wild gewordener Tropenveteran, nur die Beine und nicht auch den Bauch nackt trug. Daß Hermann Vallentin einen anderen von Heimweh und Whisky aufgeweichten Veteranen immer noch in fester Männerhand zusammenhielt. Der nackte Bauch wurde diesmal der Halbblut-

negerin Tendeleye überlassen, die zugleich mit der entsitt-lichenden Hitze der Tropen die Männer zugrunde richtet. Mir war es so lieber. Wie braun Jessy Virogh von Natur ist, weiß ich nicht. Im Mischverkehr des Kurfürstendammes würde ih Gesicht kaum noch exotisch wirken. Aber wie trägt dies Jessy die Nacktheit des Naturkindes! Wie tierhaft glänzt ih Auge in der Begierde, wie lächelt der Popo im Triumph de Weibchens! Wahrscheinlich hat sie in ihrem ganzen Leber auch nicht einen Schatten vom dunkeln Erdteil gesehen, aber ihr Todesschrei, wenn die Giftmischerin vergiftet wird, das ist der eines schönsten Tieres, das muß Afrika sein. Wie genau auch die Tropen aufgenommen waren mit Chinin und Whisky und klimatischer Verkommenheit, auch dieses Stück gehört zu den erfreulichen, die uns gar nichts angehen, die nur spannen und spielerisch unterhalten. Onkel Toms Hütte war eine traurige und menschliche Angelegenheit. Aber man muß ja nicht auf dem Äquator Gummi pflanzen. Da ist kein Schicksal, das uns zugeteilt werden kann. Also wieder Theater an sich. Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg, sagt ein sehr dummes und sehr weises französisches Sprichwort. Das an sich hat das Theater vorläufig gerettet, damit es wieder für uns sein kann.

Gerechter Lohn für Ikarus war stets ein Präsidentenkuß! von Else

Wenn schon übern Atlantik geflogen wird,
kommt auch bei uns einer mit herangeschwirrt.
Soll man Berlin—New York etwa volle sechs Tage krauchen?
Son abjeklapperter Rekord! Ne, Flieger, könn' wir jebrauchen.
Und was man in Paris forn Rummel macht,
das machen wir auch, sonst wärs jelacht.
In deutschen Landen, deutsches Werk,
Hindenburg küßt eben so gut wie Doumergue.
Empfang wird gedrillt und probiert
und endlich gehts wie geschmiert:
Liegt Paris auch noch etwas entfernt,
das Unterfassen und Küssen haben wir gelernt.

Bankette hier und Reden dort, man fliegt ja bald schon wieder fort.
Von Chamberlins Narkotikum erwacht das teure Publikum.
„Wozu mußten die denn eijentlich übern Atlantik krauchen,
waren solche Dinger nich mal früher zu was zu jebrauchen?
Haben die nicht mal was abjeschmissen, aber wann nur und was? —"
„Na, im Krieg, Mensch, 'n paar Portionen Bomben mit Gas."
Kiekste morgen in den Himmel rin,
stecken wir — natürlich janz neutral — schon im Schlamassel drin.
Rechts England, links Rußland, es wird schon lange probiert,
und im Ernstfall geht's über uns hinweg wie jeschmiert.
Mit allen befreundet entsprechend devot, aber natürlich etwas [entfernt.
Unterfassen und Küssen haben wir ja auf alle Fälle gelernt.

Peripherie von Alfred Polgar

Das Stück des Tschechen Františèk Langer ist weniger Schauspiel als szenische Erzählung. Das dokumentiert sich gradezu in der Figur des „Betrachters", der, weise und freundlich, als leibhaftiger Geist der Novelle durch das Drama geht. Interludendi modo. Es ist ein Stück (und eine Dichtung), gewidmet den Außenseitern der Gesellschaft, denen, die am Rande hausen; der Titel „Peripherie" gilt im örtlichen wie im sozialen Sinn. Franz, Zuhälter mit etwas himmlischer Lohe in der Brust, hat Einen erschlagen, den er bei seinem Mädel fand. Weil er der Anna, die ihn liebt, sehr zugetan ist. Nicht jedes Straßenmädchen hält so rein im Innersten wie diese Anna. Daß sie ihren Franz liebt, bekennt sie oft und mit unwahrscheinlich schlicht-innigen Worten. Ich glaube, hier unterlief dem Dichter ein kleiner seelischer Dialektfehler. Es ist ja ein wesentliches Charakterzeichen dieser Menschen abseits sogenannter Ordnung, daß ihr Gefühl nicht im empfindsamen Wort artikuliert, daß ihre Zartheit ein Verstecktes bleibt, eingesprengt ins Rohe, und also durch dieses selbst sich ausdrückt, daß Schimpf- und Liebeswort, Prügel und Liebkosung gewissermaßen in einem Blütenstand wachsen. Auch daß die Anna, zum Schluß, es mit dem Moralischen kriegt, weil sie mit andern Männern gegangen ist, scheint mir die Figur zu versüßlichen. Ausgeschlossen, daß solch freies und tapferes Geschöpf mit der Pflicht zur Prostitution, die sie kameradschaftlich erfüllt, nicht auch des Rechtes auf sie sich bewußt würde.

Also, der Franz hat den Mord begangen. Es gelingt ihm völlige Vertuschung. Er hat Glück, er kommt hoch, Geld und Geltung fallen ihm zu. Doch die Tat drückt ihm auf . . . ja worauf drückt sie? Auf die Seele oder auf die Kehle? In der ersten Fassung des Stücks, wenn ich mich recht erinnere, war es mehr die Kehle, die das Geheimnis nicht bei sich behalten konnte. Unwiderstehlich trieb es den Franz, zu reden, zu erzählen, seine Tat zu plakatieren, keineswegs in Zerknirschtheit, eher fast um sich ihrer zu rühmen, um ihren ganzen Saft auszupressen, um teilhaftig zu werden des Echo-Glücks der Worte: Ich habs getan! Die Tat an und für sich, ohne moralisches Vorzeichen, sprengte die Brust des Täters. Es waren wunderliche Erinnyen, die den Franz hetzten, und schließlich konnte er sich von der übermäßigen, jedes Ventils entbehrenden Spannung, die der Mord in seiner Seele wirkte, nur durch einen zweiten Mord erlösen, begangen an der Geliebten, die ihm hierbei sehr entgegenkam. Das war eine abstruse Lösung, sie brachte auch, in Berlin, das Stück um. Der neue Schluß, den Frantisek Langer seinem Schauspiel gegeben hat, ist angenehmer, aber auch flacher. In der zweiten Fassung sind es ganz kommune Gewissensbisse, die den Mörder peinigen, schlichtes Sodbrennen des Gemüts, moralische Hyperazidität. Dem Manne kann natürlich geholfen werden: durch Bekennen, Reue, Buße. In der ersten Fassung konnte ihm durch solche Hausmittel nicht geholfen werden. Das machte den Fall schwierig, ja hoffnungslos, aber auch beiweitem interessanter, als er jetzt ist. Es er-

zeugt direkt Leere im Gefühl des Zuschauers, wenn nach konsequenter Zuspitzung der Sache ins Notwendig-Tragische plötzlich das dicke happy end nachkommt.

„Peripherie", von den paar Einwänden abgesehen, ist ein schönes Stück, der starken und zarten Wirkungen voll. Theater und Dichtung, Gefühl für die Armen, Dumpfen, vom Geiste Unberührten, durchdringt es ganz. Gefühl für die an den Grenzen der Zivilisation Marodierenden, von ihr wie von einer gewaltigen Zentrifuge an den Rand Gedrückten. Im lebenden Müll, im Bruch der Großstadt, findet der Dichter Menschen-Würde und -Wert.

Reinhardt strafft und verdichtet das Spiel nicht (das ist niemals seine Sache), aber (das ist sie), er rundet, färbt, poliert es, setzt zum Punkt den Kontrapunkt, macht Zwischen- und Obertöne hörbar. Alles, auch Geist und Stimmung des Stücks, sogar das menschliche Elend, das es offenbart, erscheint in Gala. Es wird, zwischen Strnads Dekorationen — jedes Szenenbild ein geistvoll pointiertes Raum-Epigramm — glänzend Theater gespielt. Franz, die Edelkanaille, ist Hermann Thimig. Seine jungenhafte Heftigkeit, sein argloses Rowdytum, seine Freude und Herzensnot haben schönste Naturfarben. Übertriebene Neigung, sich mit der flachen Hand auf den Schenkel zu haun, scheint ein nicht unterdrückbarer Familien-Zug. Zwischen den Personen des Stücks vollzieht sich der Verkehr überhaupt in kräftigen brachialen Formen; doch an der Peripherie muß es wohl so sein.

Gemeines trennt vom Erhabenen oft nur ein Strich: auf diesen geht die Anna der Frau Servaes. Mit rührender Gebärde trägt sie durch unreines Leben reine Minne. Für die paar Sätze, die ihr anvertraut sind, findet Fräulein Tordy einen ganz aparten, kühl-gezierten Ton. Den schleichenden Bürger, halb Lüsternheit, halb Schäbigkeit im Herzen, macht Herr Götz. Er wird leider bald erschlagen. Kabarettdirektor bis in die Fingerspitzen, erlaubt sich mit eben diesen Friedell, überlegen gut wie immer, sinnliche Betastung der engagierten Damen. Das kenn' ich von ihm noch aus den Zeiten des Kabaretts „Fledermaus". Hans Thimigs wehmütig-fidele Vorstadtfigur mit Ziehharmonika ist rührend, und Herrn Daneggers Wasenmeistergehilfe sehr saftig, wirklich extraordinär ordinär. Der bezaubernde Sokoloff spielt den Richter, der vor der trostlosen Gerechtigkeit in den tröstenden Schnaps geflüchtet ist. Was für ein kostbares Gemisch aus Heiligkeit und Narretei, Phantastik und Herzensklugheit! Ein Lumpen-König von Gottes Gnaden. Vollendet ist auch Herr Moser als Polizeikommissar. Er bleibt ganz wahr, ganz einfach, macht nicht das geringste Komische, und doch wird, als natürliches Nebenprodukt, die allerwirksamste Komik frei. Den feinen (wenn auch gänzlich überflüssigen) Text des „Betrachters" spricht Herr Waldau so eindringlich-zart, wie nur er das kann, nah den Menschendingen und ihnen doch sehr fern, gleichsam schwebend, ein paar Zentimeter über aller Realität.

Soziale Lasten von Morus

Rumänengeschäfte

Wieviel muß ein tüchtiger Balkanminister innerhalb seiner Regierungszeit verdienen? Die Frage ist wissenschaftlich leider noch immer ungelöst, obwohl doch nun schon jede bessere Landeshauptstadt ihre eigne Akademie hat. Die Folge dieses unverantwortlichen Mangels an wissenschaftlicher Exaktheit ist, daß nach jedem Kabinettsturz die Behauptung auftaucht, die scheiternde Regierung habe die ganzen Staatskassen mitgenommen. Auch dem bisherigen rumänischen Ministerpräsidenten Averescu sagt man in der Presse seines Landes solche summarischen Verdienste nach, die wir als Anhänger des Tarifsystems selbst vor Fürstenthronen und gewöhnt an die geringfügigen Beträge der mitteleuropäischen Politik, selbstverständlich für höchst verwerflich halten.

Aber das darf uns nicht hindern, dem verblichenen Stern Averescus Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen. Sein Amtsvorgänger Bratianu, zum Beispiel, von dem wahrscheinlich die Staatskassenberichte der Bukarester Zeitungen ausgehen und der aller Voraussicht nach in wenigen Wochen, nach den Neuwahlen, wieder rumänischer Ministerpräsident werden wird, hatte jahrelang Zeit, ein für ihn einträgliches Banken- und Finanzsystem aufzuziehen. Die Banca Romaneasca, deren Hauptteilhaber er ist, hat er als Premierminister aus bescheidenen Anfängen zur führenden Staatsbank entwickelt, und selbst so verdienstliche Handlungen wie die rumänische Agrarreform haben der Bank Bratianus reichen Zins abgeworfen. Unter solchen Umständen braucht man natürlich nicht bei einem Regierungssturz zu dem groben Mittel zu greifen, die Staatskassen mitzunehmen oder seinen Freunden nicht effektuierte Lieferungen auszubezahlen. Man kann in Ruhe seinen Acker bestellen und als liberaler Ehrenmann ernten.

Der politische Kurswechsel in Rumänien wird freilich auch in Deutschland einige Spesen verursachen. Nachdem unter der Regierung Averescu deutsche Industrielle und deutsche Banken erst einen Wettlauf um Rumänengeschäfte veranstaltet hatten — selbstverständlich in der Erwartung einer Reichsgarantie —, war es dem Reichswirtschaftsministerium endlich gelungen, die deutschen Kontrahenten zu einem Pool zusammenzubringen, um dadurch die politischen Spesensätze in Bukarest erheblich herunterzudrücken. Durch den Sturz des Herrn Averescu sind alle diese Anstrengungen vergeblich geworden. Wenn Herr Bratianu wiederkehrt, der noch von der Kriegszeit her andere Geschäftsverbindungen den berliner vorzieht, wird man neue und größere Mittel aufwenden müssen, um das Wirtschaftsabkommen mit Rumänien zu retten, das in einem Aufwaschen die alten Schulden regeln und neue Kredite und Industrieaufträge begründen soll. Man braucht aus diesem mißlichen Gang der Ereignisse niemandem einen Vorwurf zu machen, aber vielleicht zieht man auch in Berlin die Lehre daraus, daß es nicht immer klug ist, Verhandlungen mit dem

Balkan in einem Tempo zu führen, wie, nun, etwa wie deutsch-französische Handelsvertragsverhandlungen.

Borsigs Sozialpolitik

Zur selben Zeit, wo auf der internationalen Arbeitskonferenz in Genf der deutsche Regierungsvertreter unter Zustimmung der Arbeitgeber-Delegierten die deutsche Sozialgesetzgebung rühmt und den Eindruck zu erwecken sucht, als ob wir auf diesem Gebiet ununterbrochen in der Welt vorangingen, erteilt Herr v. Borsig, Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände, am heimischen Herd ein ganz klein wenig andre Lehren.

Achtstundentag? Dann bummeln die Kerls nur zu viel. Sozialversicherung? Sollen die Leute doch rechtzeitig für ihr Alter sparen, wie ich selbst es auch tun muß. Höhere Leistungen der Krankenversicherung? Dann lassen sich die Brüder nur eher krankschreiben. Erwerbslosenfürsorge? Dann arbeiten die Roten überhaupt nicht mehr. Aber wenn man schon Steuergelder zur Bekämpfung der Erwerbslosigkeit rausschmeißt, soll man sie wenigstens der Privatindustrie zuführen und nicht noch obendrein die Frechheit besitzen, Arbeitslose in öffentlicher Regie zu beschäftigen. Mit einem Wort: Menschen oder, was ja noch längst nicht dasselbe ist, Arbeiter ham wir viel zu viele. Lassen ruhig mal, ohne Fürsorge, fünfzigtausend verrecken — die Hauptsache, daß ein paar tausend übrigbleiben, die dann was Ordentliches schaffen.

Gelernte Malthusianer könnten an diese Sozial- und Bevölkerungstheorie, die Herr v. Borsig nicht etwa auf irgend einer Unternehmerversammlung, sondern, sozusagen streng wissenschaftlich, als Senator der Deutschen Akademie vorgetragen hat, einige Doktorarbeiten anschließen: „Der Wandel in den Anschauungen der Unternehmerschaft über die Vorteile des Massensterbens unter den Arbeitern" oder ähnliche geeignete Themata. Zweckmäßiger wird es wohl sein, die Ausführungen des Herrn v. Borsig nicht so sehr als wissenschaftliche Leistung zu werten, sondern vielmehr als innenpolitisches Symptom. Nach dem selbst in Rechtskreisen kompromittierenden Reinfall, den Herr v. Borsig mit seinem Adlatus v. Zengen bei der Finanzierung des Fememörders Schulz erlitten hatte, schien es, als würde die Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände sich ein wenig mäßigen. An Stelle des deutschnationalen Abgeordneten Tänzler nahm man sich den früheren Regierungspräsidenten Brauweiler zum Geschäftsführer, der, nicht ungeschickt, vor der Öffentlichkeit die mildere Tonart pflegte und dem Verband auch bei sozialpolitisch verständigeren Unternehmern wieder ein größeres Ansehen verschaffte. Aber das Pronunziamento des Herrn v. Borsig beweist, daß man Schamhaftigkeit nicht mehr für notwendig hält.

Warum sich auch noch schämen, wo man die uneingeschränkte Macht über das Kapital, die politische Macht hat und irgendwelche sozialen Kämpfe nicht mehr zu fürchten braucht? Die Gewerkschaftsbewegung der Linken kann, wie sie jetzt ist, der Arbeitgebervereinigung weder parlamentarisch noch außerparlamentarisch etwas anhaben. Wenn es noch irgend einen

Schutzwall gegen die soziale Reaktion gibt, so sind es, weiß Gott, nicht die freien Gewerkschaften, sondern die christlichen Gewerkschaften, ein paar energische Arbeiterführer vom Schlage der Imbusch und Baltrusch oder die Skandalmacher vom deutschnationalen Handlungsgehilfenverband. Also, sagt selber: warum soll Borsig nicht frei von der Leber weg sprechen?

Sorgen eines Bankdirektors

Unsre Bankdirektoren sind im allgemeinen schweigsame Leute. Aber wenn sie sich einmal äußern, dann ist es auch meistens wert, zuzuhören. So hat Herbert Guttmann, Erbe der Dynastie Guttmann in der Dresdner Bank, Sohn eines bedeutenden Finanziers, aber, aus eigenem, Schöpfer und Leiter des Berliner Golfklubs, kürzlich öffentlichen Orts einen außerordentlich wertvollen Beitrag zur Soziologie des Golfspiels gegeben, für dessen Verbreitung wir doch nach unsern bescheidenen Kräften beitragen möchten.

Guttmann wehrt sich vor allem dagegen, daß man der kleinen Berliner Golfgemeinde nachrühmt, sie sei „aus lauter Nabobs zusammengesetzt". Keine Rede davon: „Eine Statistik ergibt, daß zwanzig Prozent der Mitglieder des Klubs nicht zu den wohlhabenden Bevölkerungsschichten gehören. Es war daher unbedingt nötig, dem Klub das Gepräge eines Landklubs zu geben, um weitere Kreise zu interessieren und zur Finanzierung heranzuziehen." In gradezu launiger Weise berichtet Herbert Guttmann, wie er Jedermann in seiner Bekanntschaft habe schröpfen müssen, um Geld für einen neuen Golfplatz zu schnorren. Wir bewundern diesen Freimut um so mehr, wo doch Herbert Guttmanns Hemdbrust, bei festlichem Anlaß von einem üppigen Roten-Kreuz-Orden geschmückt, der sichtbare Beweis dafür ist, daß auch Guttmann selbst für gute Zwecke eine offene Hand hat.

Aber fahren wir fort in dem Bericht des Bankdirektors. „Ich gebe unumwunden zu", bemerkt Guttmann, wieder mit erstaunlichem Freimut, „daß Golf, solange die nötigen Mittel nicht aufgebracht sein werden, nicht für jedermann als Sport erschwinglich ist, obwohl bei unserm Klub durch das niedrige Eintrittsgeld von 300 Mark neben den Jahresbeiträgen die Möglichkeit besteht, einen ziemlich großen Kreis von Sportliebhabern heranzuziehen, die allerdings die Gefahr in Kauf nehmen müssen, an Sonnabenden und Sonntagen nicht spielen zu dürfen."

Aus letztem Grunde wird vielleicht einigen Beamten der Dresdner Bank doch noch nicht möglich sein, erfolgreich sich dem Golfspiel hinzugeben, obwohl sie gewiß gern ein bis zwei ihrer Monatsgehälter für das niedrige Eintrittsgeld des Berliner Golfklubs aufwenden würden, schon um die soziale Vereinsstatistik ihres Chefs zu verbessern. Aber hoffen wir, daß auch diese letzten Schwierigkeiten im deutschen Bankgewerbe noch überwunden werden und das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, die Parole Guttmanns befolgt: „Ob jung, ob alt, jedermann kann Golf spielen, und bei jedem Wetter, ob Regen, ob Sonnenschein."

Bemerkungen

Fürsorgezögling Hintze

Der Neuköllner Jugendrichter ärgert sich über einen langen Schlacks mit drahtigem Kraushaar und abstehenden Ohren. Er nennt ihn arbeitsscheu und denkfaul und gibt sich auch sonst alle Mühe, aus dem wortkargen sechzehnjährigen Bengel so etwas wie ein menschliches Gefühl herauszulocken. Es mißlingt. Der Junge bleibt verstockt und setzt der feierlichen Prozedur ein bissiges Schweigen entgegen.

Das ist der Fürsorgezögling Willi Hintze, der vor ein paar Monaten wohlhabende Häuser mit einem sehr üblen Trick gebrandschatzt hat. Er erschien bei gewissen Familien und erzählte, einer der Angehörigen sei bedenklich verunglückt und er, Hintze, sei beauftragt, Geld für Medikamente und ärztliche Behandlung zu holen. In der großen Bestürzung, die diese Kunde erregte, ist es ihm in fast dreißig Fällen gelungen, ziemlich beträchtliche Summen zu bekommen.

Ein widerwärtiger Trick, der mit Recht den Zorn des Jugendrichters hervorrief, und auch hier soll für den Fürsorgezögling Willi Hintze nicht Charpie gezupft werden. Auf die wiederholte Frage, ob er denn niemals nachgedacht habe, in welch namenlose Angst er damit Familien versetzt habe, antwortete er ganz ruhig: „Ich habe mir das nicht weiter überlegt. Ich habe mir keine Gedanken gemacht. Für mich war das Geld die Hauptsache."

Angeklagte, die so sprechen, sind nicht beliebt. Denn was er sagte, war mehr als ein persönliches Bekenntnis: es war das unverhüllte Credo der kapitalistischen Gesellschaft überhaupt, seltsam anzuhören aus dem Munde eines halbflüggen Proletarierjungen, der hier zur Rechtfertigung kleiner schmutziger Gaunereien ganz intuitiv das sagt, was ergraute Wirtschaftsführer auf der Höhe der Erfolge als Quintessenz ihres Seins auch sagen können, aber leider nur sehr selten sagen und kaum öffentlich. Der selige Stinnes hat bekanntlich immer nur für seine Familie gescharwerkt.

Aber dieser von allen Geistern der Selbsterhaltung verlassene Hintze weiß nicht, wie günstig etwas Familiensinn wirkt. Der Herr Vorsitzende, um aus diesem Kieselstein ein Fünkchen zu schlagen, erinnert ihn an seine Mutter. So, jetzt muß doch die Stimme brechen, die Träne rieseln. Doch der besagte Hintze klappt nicht zusammen, sondern erwidert ganz mucksch: „Lassen Sie meine Mutter aus dem Spiel, die hat hier in der Sache nichts zu tun."

Ist jemals ein Richter so schroff zur Sache gerufen worden? Ist jemals die ranzige Routine richterlicher Güte so prompt abgeführt worden? Dieser junge Bursche will nicht Untersuchung seiner Psyche und Gemütsart, keine Fahndung nach mildernden Umständen, kein Sentiment, sondern seine Strafe und damit Schluß. Und dem letzten Versuch, seine Bockigkeit zu durchdringen, setzt er eine Antwort entgegen, die Zehntausende von gutgemeinten Büchern zu Makulatur degradiert und einige tausend Meter gemüttriefende Filmleinwand jäh zerreißt.

Das Gericht hat ihn wegen mangelnder Willensbestimmung freigesprochen, nachdem der Staatsanwalt sechs Monate Gefängnis beantragt hatte.

Der Antrag des Staatsanwalts war hart, aber es galt hier nicht ein Verbrechen zu bestrafen, sondern eine Natur. Dafür kennt ein Staatsanwalt nichts, was milder stimmen könnte.

Der Fürsorgezögling Hintze trägt den Katechismus der bürgerlichen Ordnung, den Andre sich mühsam und schmerzenvoll aneignen müssen, im Blut. Daß ers nicht verhehlte, macht ihn so odios. Aber er wird nicht untergehen. So etwas kann nicht untergehen. Man soll seine Seele

nicht lammherzigen Jugendverbesserern zur Reparatur geben. Er gehört in ein Industriesyndikat.

Lucius Schierling

Lindberghs Vater

Verwandte sind bisweilen auch für den Durchschnittsmenschen ein zweifelhaftes Glück; wie arg aber ist es erst, wenn ein Nationalheld einen Mann zum Vater hat, dessen bloßer Name den hundertprozentigen Patrioten peinlich berührt! Die amerikanischen Zeitungen tun ihr möglichstes, um den jungen Ozeanflieger Lindbergh vor diesem unangenehmen Schicksal zu bewahren. Was für Daten auch immer sie aus dem Leben ihres neuesten Helden bringen, stets verschweigen sie diskret, daß Lindberghs Vater zu den wenigen gehörte, die während des Weltkrieges gegen das wahnsinnige Morden protestierten. Sie berichten auch nicht, daß er von den Schakalen der Berufspatrioten als prodeutscher Spion und Verräter gebrandmarkt und verfolgt wurde. Millionen Dollars wurden ausgegeben, um seine Wahl als Non-partisan-league-Kandidat zum Gouverneur von Minnesota zu verhindern. Damals wurde auch der junge sechzehn- oder siebzehnjährige Lindbergh von den Patrioten als Sohn eines landesverräterischen Vaters beschimpft und verfolgt.

In jenen Tagen brachte die amerikanische Presse spaltenlange Beschimpfungen des älteren Lindbergh und jubelte voll patriotischer Begeisterung, als er im Wahlkampf unterlag; heute schweigt sie ihn tot. Es wäre allzu peinlich, erführe die Welt, daß der junge Held einen Mann zum Vater hat, der Mut und Intelligenz genug besaß, um sich gegen die Heuchelei des damaligen Kurses zu stellen. Und wie peinlich muß es erst auf die Kriegshetzer aller Nationen, die wieder eifrig am Werk sind, wirken, daß der Sohn eines radikalen Kriegsgegners als erster den Ozean überflogen hat!

Hermynia Zur Mühlen

Haben wir auch!

Dem Berliner imponiert so leicht nichts. Andre Städte, andre Völker haben ihre Daseinsformen, ihre Künste und ihre Moden, ihre Spezialitäten und ihren Charakter, Berlin jedoch hat die — auch.

Es ist mit Stolz „amerikanisch". Der Kurfürstendamm (ich lasse mich gerne durch Zeitungen belehren) ist der „Broadway" von Berlin. Broadway ist nämlich, wenn viel Kinos an einem Fleck vereinigt sind. Er ist aber auch die „Fifth Avenue", von wegen Millionären und eleganten Läden, und außerdem der „Boulevard" (an sich). So, wie auf Provinzbühnen die Frau Direktorin alle Hauptrollen auf einmal spielt.

Boulevard verlangt natürlich auch nach Boulevardblättern. Haben wir auch! Durch welches Kennzeichen sich ein Berliner Boulevardblatt von den übrigen Zeitungen unterscheidet, habe ich noch nicht feststellen können, aber das Wort ist da, was die Hauptsache ist, denn schon die Bibel sagt: am Anfang war das Wort. — Allerdings schloß sich dann die Schöpfung an ... Paris? Mode, Eleganz, Nachtlokale, Kokotten (bekanntlich ist mit diesen Begriffen Paris erschöpft)? Haben wir auch. Viel parisischer als Paris. England? Sport, Whisky-Soda, Pullover, Week-end? — Selbstverständlich! Zurzeit haben wir grade „Wimbledon" (weil Tilden hier Tennis spielt); in „Wochenende" spekuliert man sogar schon, soweit man nicht „in das Wochenende fährt" (zahlreiche Autobuslinien fahren in das Wochenende). Die Berliner erholen sich mit ungeheurer Energie. Sie haben das Wochenende auch schon ausgestellt, was in England noch niemandem eingefallen ist.

Magazine? Haben wir in Mengen! Jeden Tag neue. Mit Kreuzworträtseln, mit Beinen von Filmstars, mit short stories. Wie in Amerika, nur amerikanischer. Ferner haben wir Tempo, Rhythmus, Maschinenunerbittlichkeit und Verkehr! Vor allem haben wir ihn geregelt, das übrige

kommt schon. — Denn (stiller Schmerz) ganz ist das amerikanische Vorbild doch noch nicht erreicht: die Zahlen sind drüben viel größer, und (das ist das ärgste) wir haben keine Wolkenkratzer! Bloß einen mindern Eiffelturm für den Mittelstand. Aber es kommt, es kommt.

Ausländertum? Wieso? Wir haben rheinische Winzerstuben, Frühlingsfest im Schwarzwald (mit Nationaltracht und Papierblumen), Münchner Hofbräuhaus (mit echtem Betrieb) und Wiener goldigen Humor. — Wir haben sogar Stahlhelmtag wie in Magdeburg (am Broadway — Boulevard — Fifth Avenue — Champs Elysées — Kurfürstendamm). Unsre Frauen sind pariserischer als die Pariserinnen, unsre „Gents" karierter als die Engländer, ihre Pullovers schreiender und ihre Plus-fours weiter, und dieses Jahr ist der Herr getupft (steht in der Modezeitung), und es sind gar nicht mal alle Engländer getupft, weil sie keine Berliner Modezeitung lesen (weil sie keine fremden Sprachen verstehen). Und gehetzter als wir uns tun, ist New York auch nicht. Film? Können wir schon lange ganz amerikanisch. Theater? Englische und französische Stücke spielen wir viel besser als London oder Paris. Wir können auch auf revolutionär wie in Moskau. Wir sind ein bolschewistischer Broadway, ein amerikanischer Boulevard. Unsre Maler sind primitiv wie Neger und Südsee, und dekadenter als M. Laurencin, und abstrakter als Picasso. Unsre Musiker die atonalsten. Unsre Sachlichkeit die allersachlichste. Wir haben alles noch und noch, und auch und auch und auch.

Und wie, frägt vielleicht, wer nun Paris, London, New York, Wien, und Schwarzwälder Frühlingsfeste bereits an der Quelle genossen hat; wie, wo, was ist eigentlich berlinisch? Was ist denn, was habt ihr denn — ohne „auch"? Und wie kommt es, daß nicht die Fifth Avenue, die New Yorker „Unter den Linden" heißt, und die Engländer nicht stolz etwa Lodenmäntel aus Berlin vorführen, und die Pariserin vor Freude errötet, wenn man ihr sagt: Sie sehen aus wie eine echte Berlinerin?

Lauter dumme Fragen natürlich. — Eine wahre Weltstadt vereint eben alles das, was die ganze Welt schafft, nimmt von allen Völkern das Wertvollste an. — Oder das, was sich am leichtesten exportieren und imitieren läßt, und am wertlosesten ist? Zur Karikatur des Originals wird?

Oder: ob es nicht eher das Kennzeichen provinziellen Geistes ist, alles, was andre schaffen, nachzuahmen, und stolz darauf zu sein — wie die Frau Direktorin, die alle Rollen spielt? — Ob nicht eine Weltstadt eine Stadt ist, die der ganzen Welt etwas bedeutet und etwas zu geben hat? Etwas, das ihr, und nur ihr eigen ist, und ohne das die Welt ärmer wäre? Ob nicht (für Berlin wie für das feindliche Ausland) eigne Leistungen wertvoller sind, oder wären, als mehr oder weniger geglückter Ersatz für fremde?

Paul Cohen-Portheim

Die gefährlichen Intellektuellen

Einem französischen Schriftsteller, dessen Name nichts zur Sache tut, bereitet die Feststellung großen Kummer, daß der größte Teil der „intellektuellen Elite", der Künstler, Schriftsteller, Denker, äußerst links stehe. Die Feststellung ist richtig und trifft nicht nur für Frankreich zu; sein Kummer darüber entstammt jener Kleinbürgerlichkeit, für deren robusten Mittelverstand er schreibt.

Unsre Epoche, so meint er, gleicht ganz auffallend jener, da die „Denker" (er strichelt die Denker ironisch) die große Revolution vorbereiten halfen, die besser ungeschehen geblieben wäre. Was ist dagegen zu tun? Die gute Sache des Stillstands und der übertünchten Ordnung hat keine geistigen Vertreter — es sei denn, die Clement Vautels und Friedrich Hussongs — und die „Denker" sympathisieren mit Umsturzgedanken. Verdammt ewiges Gesetz, daß die Denker, sofern sie es sind, es mit den

Ideen halten, die morgen oder übermorgen Wirklichkeit werden, und die es eben durch dieses Bündnis werden müssen! Die Gefahr sind nicht die paar Kommunisten, sagt er und hat darin recht, sondern das ganze geistige Paris.

Die ganze geistige Welt — könnte man erweitern. Denn in Deutschland ist es nicht anders, cher confrère; euer gemeinsames Glück sind die sozialdemokratischen Paul-Boncours hüben und drüben, die jeden Heeresetat bewilligen. Wozu braucht Ihr auch Denker, da Ihr doch die Gewehre habt! Beides, das wäre doch zu viel! Etwas müssen doch auch wir haben! Hüben wie drüben ist die gleiche Elite, die genau weiß, daß Ihr Eure Armeen weniger für den äußern, als für den innern Ernstfall vorbereitet. Die Bajonette, die gegen die Grenze weisen, sind zugleich Atrappen, und die Gewehrkolben drohen gegen die innere Front. Das kleine Häuflein weiß, daß die Heere in erster Linie zu ihrer und ihrer Ideenbekämpfung da sind.

Es ist ja nur ein Minimum der Pflicht, daß die Geistigen, sozusagen Gewehr bei Fuß, mit der Revolution sympathisieren. Heinrich Mann hat auf dem Demokratischen Parteitag schwerlich aus dem Herzen der Parteibrüder gesprochen, wenn er sagte, daß kein geistig hochstehender Demokrat an den Bestand der heutigen Ordnung glaube und sich nie dazu hergeben werde, die kommunistische Idee mit Gewalt zum Schweigen zu bringen. Ein solcher Festredner war den Demokraten sicherlich unbequem; aber unbequem zu sein, ist die natürlichste Aufgabe des Schriftstellers. Um nichts zu riskieren, wird man vielleicht zum nächsten Parteitag Walter Bloem einladen, die Festrede zu halten.

N. O. Kent

Zement

Gljeb, der Rotarmist, kommandiert an die innere Front, die zerstörte Heimat wieder aufzubauen. Dascha, sein Weib, von den Weißen zur klassenbewußten Proletarierfrau geprügelt. Njurka, das Töchterchen, im Kinderheim, hungrig und traurig wie alle Kinder des Dorfs. Dann die Arbeiter, hungrig, böse, krank, ohne Arbeit. Und die Kommunisten, aufgerieben im Parteiapparat, übermüdet, blasiert, leer, ohne Glauben, hoffnungslos. Das Meer, ohne Schiffe, ohne Licht. Die Berge, in denen die Weißen lauern. Und über allen: das Werk. Ein Schutthaufen, ein Trümmerberg, das über ihnen ist wie ein Alb, das ihnen den Atem nimmt und sie in die Erde drückt. Das ist die Welt, in die Gljeb kommt. Gljeb will das Werk, das Zementwerk, wieder aufrichten, und von diesem Willen und von dieser Tat wird berichtet. Er ist wie eine Flamme, wie ein Sauerstoffgebläse, laut, heiß, schnell und unwiderstehlich. Die Arbeiter schimpfen auf ihn, daß er sie aus ihrer Ruhe, aus ihrem Sumpf aufjage, er reißt sich das Hemd vom Leib und zeigt ihnen seinen narbenzerfressenen Körper, er brüllt sie an, und sie folgen ihm bis ans Ende der Welt. Weil er ihresgleichen ist, weil er ein Prolet ist, der Schlosser Gljeb Tschumalow, er, Gljeb, der Erschlagene und Lebende. Und als er sie alle in seiner starken Hand hat, da beginnt er den Kampf gegen den Apparat. Gegen die „Spezialisten" und Nepmänner, die in den Bureaus hocken und Gutachten schmieren und Bestandsaufnahmen. Er kämpft fast immer allein. Gegen Badjin, den Vorsitzenden, und gegen Schidkij, den Sekretär, gegen Tschibis, den Tschekamann, und gegen Sergej, den Intellektuellen. Gegen Schramm, den Nepmann, gegen Polja, das Weibchen, gegen Kleist, den Ingenieur, und auch gegen Dascha, seine harte Frau. Er kämpft diesen riesigen Kampf, fast immer allein, brüllend, schwitzend, dampfend. Aber er ermattet keinen Augenblick. Denn hinter ihm stehen die Genossen, hinter ihm wartet das Werk, hinter ihm steht das Volk, das riesige, leidende, kämpfende Volk. Und Gljeb ist unbesiegbar und unverwundbar, denn Gljeb ist das Volk. Gljeb

ist die Erde selbst. Die fruchtbare, dampfende Erde. Und dann wächst das Werk, er reißt Kleist zu sich, den weißen Ingenieur, und sie stellen den Bremsberg wieder auf, schon rollen die Förderkörbe, da kommen die Kosaken. Gljeb, wieder Kriegskommissar, schlägt den Angriff ab. Wieder beginnt die Arbeit von neuem. Wieder erfolgt ein Überfall der Weißen. Und Gljeb beginnt zum dritten Mal. Er muß fort, persönlich verhandeln, und wieder ersäuft der Apparat, die verfluchte Bonzerei, das ganze Beginnen. Gljeb kehrt zurück, brüllt und tobt und beginnt von neuem. Und das Werk gelingt. So steht er auf dem riesigen Turm und schwingt über dem arbeitenden Werk dreimal die rote Fahne. Mit wehem Herzen, aber er jubelt und singt wie die andern. Seine Ehe ist zerbrochen, Njurka, das Töchterchen, ist gestorben, er ist allein, ohne Heim, ohne Freude. Nur die Arbeit lebt, das Werk.

Das ist der Roman ‚Zement' von dem Russen Fjedor Gladkow. Es ist ein hartes Buch (Verlag für Literatur und Politik, Berlin). Wenn er den Apparat schildert. Oder die Schurken in der Partei. Eine Parteisäuberung, die die Unrechten trifft. Der Vorsitzende, ein Schürzenjäger, der Nepmann, ein Säufer und Schieber. Schön ist dieses Buch, herrlich, weil es wahr ist.

Fritz Groß

Seelenrettung per Postscheck

„Meine Tochter wurde leichtsinnig und geht böse Wege. All mein Mahnen und Beten blieb bisher erfolglos. Ich opfere daher 21.— RM., damit ein armes Heidenkind getauft und brav erzogen werden kann. Es soll mir helfen, zu Gott und zur jungfräulichen Gottesmutter beten, damit meine Tochter sich bekehrt." — Ähnliche Briefe sorgenvoller Mütter und Väter erhalten wir fast täglich. Sicherlich wird Gott der Herr solche Gebete und Opfer nicht unerhört lassen. Gehörst auch Du zu diesen kummervollen, sorgenbedrückten Menschen? Überlege, ob nicht auch Du Gott ein solches Geldopfer bringen und damit die Seele eines Heidenkindes für den Himmel retten kannst. Sende Deine Gabe unter Angabe des Namens, den das Kind bekommen soll, an den

Franziskus Xaverius Missionsverein in Aachen

Postscheckkonto Köln 47 860.

Kein Geld in gewöhnliche Briefe legen; es geht sehr oft verloren.

Dürener Zeitung

Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!

Wir machen unser verehrl. Publikum darauf aufmerksam, daß mit der Vorführung des Films „Die Weber" von Gerhart Hauptmann keinerlei Tendenz verfolgt wird, und bitten wir daher, den Film lediglich vom künstlerischen Standpunkt zu betrachten.

Die Direktion.

Anzeige des Passage-Theaters, Hamburg

Deutsche Gedanken

Von Karl Brukert-Nürnberg

Es wäre schade, und wieder schade, wenn einmal keine Kriege mehr wären. Die Menschen würden so ganz das fürnehme Sterben verlernen.

*

Auch das Unglück kann einem Volk zum Segen gereichen, wenn es seine Niederlage als einen Gottesschlag empfindet. Wenn es darüber zur Besinnung und Einkehr kommt und sich aufrafft. Gott schlägt nicht, um zu töten; er schlägt, um zu erwecken!

Der Fränkische Kurier

Liebe Weltbühne!

In einer Kunstausstellung hängt das Bild eines höhern Offiziers; kein sehr geschmeicheltes Bild.

Jemand beschwert sich in der Bendler-Straße, und sofort eilen einige Offiziere an den Tatort. Kritische Besichtigung, dann schnelle Entspannung.

„Lassen wirs," meint der Älteste der Herren, „es ist ja nur ein General; die Feldmarschallabzeichen hat er nicht."

Antworten

Oberreichsanwalt Werner. Es ist immerhin Doktor Franz v. Liszt (in der Festschrift für Heinrich Brunner), der Ihre weitgehende Auslegung des Begriffs „militärisches Geheimnis" für völlig rechtsirrig hält: „Militärische Geheimnisse sind die von der Militärverwaltung im Interesse der Landesverteidigung getroffenen, von ihr mit Erfolg geheimgehaltenen Anordnungen und Vorkehrungen, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist. Die Anordnungen und Vorkehrungen sind mit Erfolg geheimgehalten, wenn sie außerhalb des Kreises derjenigen Personen, die von ihnen kraft ihrer amtlichen oder dienstlichen Stellung oder infolge eines amtlichen Auftrages Kenntnis haben, nicht bekannt geworden sind." Unter diese Begriffsbestimmung ist kaum eine Ihrer wegen Verrats militärischer Geheimnisse erhobenen Anklagen zu bringen.

H. M. Sie schreiben zu dem Film „Primanerliebe", den Max Peters in der vorigen Nummer besprochen hat: „Als ich die Primanerliebe sah, gab es vorher die übliche Deulig-Woche. Diese Leute entblödeten sich nicht, Hindenburg beim Abschreiten verschiedener Ehrenkompagnien, den Leuten vorzuführen. Der sicherlich nicht unerwünschte Beifall blieb aber aus; man sollte das nicht für möglich halten." Doch es ist möglich, und deshalb sind Filme, deren Tendenz schließlich lautet: ‚Nie wieder Krieg' heute nicht nur kein Risiko, sondern sogar ein Bedürfnis. Aber es wird lange dauern, bis die Gebieter des Films das begriffen haben.

Somnambuler. Ob wir Ihr Erlebnis für wahrscheinlich halten? Offen gestanden: nein. Doch lassen Sie hören: „Ich saß bis spät in die Nacht in meine Zeitungen vertieft. Plötzlich wurde mein Blick gefesselt, ich las da Folgendes: „ . . . und wie wir deutschen Sozialdemokraten uns auch immer zu Sowjet-Rußland gestellt haben mögen, in dieser Stunde, wo dem ersten sozialistischen Staatswesen Gefahr droht, vom Imperialismus zertreten zu werden, muß der Streit ruhen. Wir haben oft betont, daß wir Moskaus Methoden nicht billigen, aber als Sozialisten fühlen wir uns zu unbedingter Solidarität verpflichtet. Das ist der Wille der ganzen deutschen Arbeiterschaft und deshalb . . ." Da wurden meine Augen ungläubig und suchten schnell den Kopf der Zeitung und siehe, es war der ‚Vorwärts'. Ich fuhr erschrocken auf und erwachte, denn es war nur ein Traum gewesen." Ja, es war nur ein Traum gewesen. Aber solche Absurditäten träumt kein Gesunder. Sie sollten zu einem guten Nervenarzt gehen.

Briefschreiber. Sie schreiben zu dem Aufsatz von Upton Sinclair in Nummer 22: „Das Lächerlichste bei allen Theoretikern der Revolution sind wohl die Vorschriften darüber, wie, wann, wo und wie oft der klassenbewußte Revolutionär sich der Liebesbetätigung ergeben darf. Er pflegt sich nämlich herzlich wenig um diese Regeln, die von gutmeinenden Theoretikern für ihn aufgestellt werden, zu kümmern. Denn der Coitus vollzieht sich zumeist nicht ‚im Lichte der Revolution', sondern im Dunkeln. Im Bett fügt sich der Revolutionär ebenso wie der Reaktionär den gegebenen Verhältnissen, und die cupiditas rerum novarum bezieht sich weit weniger auf die Verfassung als auf eine Privatsphäre, um nicht zu sagen Hemisphäre. Die Verschiedenheit des Benehmens in dieser Situation ergibt sich jedenfalls aus der Verschiedenheit in Geschmack und Erziehung, nicht aber der Klassenzugehörigkeit. Gesetze für die Liebe, dieser gesetzlosesten aller menschlichen Beziehungen, sind immer komisch. Und es ist im Grunde die gleiche Ahnungslosigkeit, die Forderung der Promiscuität zu erheben wie die der Enthaltsamkeit. Es ist Muckerei, die privatesten Beziehungen unter die Kontrolle

gesellschaftlicher Institutionen zu stellen. Sicherlich ändern sich im Laufe der Jahrhunderte die gesellschaftlichen Formen, in deren Rahmen menschliche Beziehungen möglich sind. Aber ändern sich die Inhalte dieser Beziehungen? Sind im neuen Rußland die Menschen weniger eifersüchtig, vorausgesetzt, daß sie lieben? Es ist heute nachgerade Zeit, die Liebe gegen die Theoretiker in Schutz zu nehmen. Forderungen für die Liebe kann nur aufstellen, wer von ihr nichts weiß. Allerdings scheint es ja, als ob jenen Theoretikern jede Leidenschaft, die nicht auf das Kollektivum gerichtet ist, als eine Zeitverschwendung gilt. Da kann man nichts dazu sagen. Die Menschheit wird, welche Farben ihre Staatswesen auch tragen werden, ihre Zeit weiter verschwenden, wie es ihr paßt; und das ist gut so." Hat Upton Sinclair wirklich ein Dogma aufstellen wollen? Nach unsrer Meinung schien ihm nur daran gelegen zu sein, ein gewisses revolutionäres Spießbürgertum aufzuschrecken, das zwar ständig die Veränderung der Welt im Munde führt, aber sich sonst nicht weiter den Kopf darüber zerbricht.

Unzufriedener. Sie klagen über den Feldwebelton des Richters. Der kanns nicht besser, weil er selbst wie ein Rekrut angebrüllt wird. Da steht im Justiz-Minist.-Bl. vom 27. Mai: „Der zum Amtsgerichtsrat ernannte Gerichtsassessor Franz Kretschmer hat seinen Dienst nicht in Marienburg, sondern in Konstadt, Oberschlesien, anzutreten." — Rührt euch!

Klaus Pringsheim. Sie schreiben: „Es ist etwa drei Jahre her, daß ich Siegfried Jacobsohn ein paar kurze Aufsätze übergab, mit der Bitte, sie zu lesen, Arbeiten literarischen Inhalts, mehr bekenntnishaften als kritischen Charakters; übrigens anonym; und vom Verfasser war noch keine Zeile gedruckt. Nach wenigen Tagen Jacobsohns Bescheid: er würde, falls meine Vollmacht so weit reichte, die Sachen gern in der „Weltbühne" bringen, so gut gefielen sie ihm. — In der Tat, ich konnte ihn zur Veröffentlichung autorisieren. — Ob die Beiträge anonym erscheinen sollten? Oder unter welchem Namen? — Vorher eine Gegenfrage: für wie alt halten Sie den Verfasser? — Wie alt: das sei schwer zu entscheiden; Weite des Blickes, Ton, Stil deuteten auf eine gereifte Persönlichkeit; wenig wahrscheinlich aber, daß eine schriftstellerische Begabung solchen Grades sich erst in späten Jahren meldete. — Ich hatte keinen Grund, länger zu verschweigen, daß der Autor der siebzehnjährige Sohn von Thomas Mann war. Am 2. Oktober 1924 erschien in der „Weltbühne" der erste der Aufsätze: „Über Georg Trakl" von Klaus Mann. So steht es um die altbekannte Tatsache, daß Klaus Mann seinen Eintritt in die Öffentlichkeit dem Namen seines Vaters verdankt."

Weltbühnen-Leser in Königsberg treffen sich am ersten und dritten Montag jeden Monats im Heim des Fortschrittlichen Hochschulblocks um 8 Uhr abends.

Willy Hellpach, Staatspräsident a. D. Auf ein Gutachten von Gertrud Bäumer gestützt, entrüsten Sie sich über die Politisierung des Sonntags. Beruhigen Sie sich: es gibt auch an Wochentagen politische Sonntagsreiter.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Die Kriegspartei von Carl v. Ossietzky

Das Standgericht in Warschau hat den Mörder des Gesandten Woykow, den jungen Boris Kowerda, zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Russen finden die Strafe nicht hoch genug, und einige ihrer deutschen Freunde fordern gleich den Kopf des Attentäters. Warum plötzlich so rigoros? Und mit welcher Legitimation will man künftig die Amnestierung der von der Reaktion eingekerkerten Kameraden fordern, wenn man selbst nach Bluturteilen schreit? Gegen das warschauer Standgericht wird wahrscheinlich mit Recht der Vorwurf erhoben werden können, daß es den Hintergründen des Attentats nicht genügend nachgegangen ist, sondern sich mit der Versicherung Kowerdas zufrieden gab, er habe aus eignem Entschluß und ohne Beeinflussung von irgendeiner Seite gehandelt und sei auch nicht Teilnehmer irgendeiner Konspiration. Doch wir wissen aus eigner Erfahrung, daß Gerichte in aufgeregten Zeiten und in Fragen nationalen Prestiges lieber auf das Gejohle der Straßen hören als auf die Gebote der Vernunft. Daß Kowerda trotz der antirussischen Stimmung im Lande überhaupt verurteilt werden konnte, zeugt von dem starken Willen der polnischen Regierung. So traurig die Folgen der Tat eines überreizten jungen Menschen auch sein mögen — europäische Kriegsgefahr, Erschießung von zwanzig Geiseln in Moskau —, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Grausamkeiten der Bolschewiki-Revolution und die schreckliche Konsequenz der Tscheka in den Bürgerkriegsjahren durchaus geeignet waren, Exaltados zu züchten, die sich für das, was ihnen und ihren Freunden widerfahren, durch einen Demonstrationsakt von ohnmächtiger Verrücktheit rächen wollen. Auch Mussolinis Reich ist von Beleidigten und Rachedurstenden umstellt. Ein trauriger Erfolg der Diktaturen: in aller Welt lauern heute solche Kowerdas, von deren zufälliger Nervenverfassung die Entscheidung über Krieg und Frieden in Europa abhängen kann.

Der jetzt nach Rußland zurückgekehrte Tschitscherin wird mit den Kollegen ein ernstes Wort zu reden haben. Er ist der Gegner einer Gewaltpolitik, die mehr hysterisch scheint als kraftvoll, und er ist auch ein Gegner jener überscharfen Tonart, wie sie in letzter Zeit von einigen seiner Freunde angewendet wurde. Denn es gibt unter den in Moskau Regierenden eine Gruppe, die nichts weniger als eine Entscheidung mit der Waffe zum Ziele hat und sich in diesem Wunsche unglücklicherweise mit einer gewissen Gruppe im englischen Kabinett begegnet. Tschitscherin hat in diesen krisenreichen Wochen Europa aufs intimste belauscht, und das beharrliche Schweigen des sonst so interviewfreudigen Mannes läßt seine Sorgen um die Zukunft und sein Entsetzen über das, was in Moskau geschehen, erraten.

*

Es gibt heute — abgesehen von Italien, das eine ganz exceptionelle Stellung einnimmt — kein Land in Europa, wo

eine Partei regiert, die bewußt auf kriegerische Auseinandersetzung in nächster Zeit hinarbeitet. In England und Frankreich, in Deutschland und Rußland amtieren Außenminister, die Freunde friedlicher Lösungen sind und es bewiesen haben. Aber keiner kommt zur rechten Entfaltung, denn jeder muß die Macht mit entgegenstrebenden Köpfen teilen. Briand hat seinen Marin auf den Fersen, Chamberlain seinen Churchill, Stresemann seinen Hergt, Tschitscherin seinen Woroschilow. Nirgends stehen sich Pazifisten und Bellizisten sauber geschieden als Gegner gegenüber, wie eigentlich der Normalzustand sein müßte, sie sitzen vielmehr an einem Regierungstisch. Viele Leute verzeichnen das mit Genugtuung, aber man kann die Dinge auch anders sehen. Tatsächlich herrschen in den meisten europäischen Ländern heute ganz ungeklärte Mehrheitsverhältnisse; man hat sich einstweilen fast überall auf ein Juste milieu geeinigt — auch das Stalin-Regime in Rußland ist eines — die Konturen sind verwaschen, Müdigkeit an prinzipiellen Auseinandersetzungen überwiegt und aus einer notgedrungenen treuga Dei entwickelt sich eine Unklarheit, die den Vertretern des Nationalismus günstiger ist als den Freunden des Friedens. Diese aus Extremen zusammengesetzten Regierungen gleichen paritätisch verwalteten Janustempeln, nur daß es den Aufsehern der kriegerischen Seite des doppelgesichtigen Gottes dank einer größern Fingerfertigkeit stets gelingt, diesen im entscheidenden Augenblick rotieren zu lassen und grade dann, wenn die Welt die sonnig lächelnde Partie erwartet.

Es gibt eine große internationale Kriegspartei, deren nationale Sektionen sich in der Form von Beschimpfungen, Hetzcampagnen und Konstruktion von Zwischenfällen gegenseitig unterstützen. Durch diese Art von internationaler Kooperation sind die Hoffnungen zertrampelt worden, die sich an das Zusammentreten der Abrüstungskonferenz geknüpft haben. Diese Verschwörung der alten Mächte hat das junge Vertrauen aus den Tagen von Locarno und Thoiry schnell verdorren lassen. Sie arbeiten sich gut in die Hände, sie, die sich hassen. Wenn nur die Andern, so konsequent, so zielbewußt und rücksichtslos wären!

*

Das erklärt auch das traurige Versanden der eben beendeten genfer Ratstagung. Die Herren Delegierten kamen mit begrenzten Vollmachten; keiner wagte zu handeln oder bindende Versprechen zu geben; keiner in dieser Zeit ärgster Krisen den Apparat des Völkerbundes in Bewegung zu setzen, aus Furcht, sofort von seinem Kabinett desavouiert zu werden. Private Gespräche traten an die Stelle der vorgesehenen Tagesordnung, und als die Situation zu kifflich wurde, erinnerte sich Herr Briand der Beschwerden seiner vorgerückten Jahre und reiste ab.

Dennoch weiß Herr Stresemanns Presse deutsche Erfolge zu berichten: in kurzer Zeit, wenn die Kontrolle der geschleiften Ostfestungen beendet ist, soll auch die ersehnte Verminderung der Okkupationstruppen eintreten... Warten wir ab. Dagegen ist Deutschland jetzt in die Mandatskommission auf-

genommen worden. Ein kleines Geschenk an die liebe Eitelkeit. Und wenn es England beliebt, wird sich deutsche Tüchtigkeit in absehbarer Zeit in irgend einem Malariadistrikt zwischen rebellierenden Schwarzen erproben können.

Aber auch Herrn Chamberlain ist es nicht gelungen, die von England geplante europäische Allianz gegen Moskau fertig zu bringen, und in grauer Verlegenheit endete die Séance.

*

Noch kurz vor der Abreise hatte Stresemann mit Chamberlain eine zweistündige Unterhaltung, die streng geheim gehalten wurde und deshalb Anlaß zu zahlreichen Gerüchten gegeben hat. Chamberlain, dem die Offensivpläne der Diehards gegen Rußland wenig Vergnügen bereiten, soll gewisse Wünsche geäußert haben. Übrigens, so wird gemunkelt, soll auch Herr Tschitscherin am Vorabend der Ratstagung in einer ähnlich mysteriösen Unterhaltung mit unserm Außenminister Wünsche zum Ausdruck gebracht haben, die sich in ziemlich gleicher Richtung bewegten wie die Chamberlains — kurzum: die Stresemannblätter sehen den Himmel wieder voller Geigen. Ein neuer Berliner Kongreß schwebt im Hintergrund; wir werden wieder ehrlicher Makler sein und europäischer Schlichter, wie Bismarck auf der Höhe der Macht.

Lassen wir ganz die Frage beiseite, ob solche Aufgabe nicht doch Stresemanns Kräfte überspannt: hier ist für die deutsche Sektion der internationalen Kriegspartei, repräsentiert durch die deutschnationalen Bundesbrüder Stresemanns, eine Grenze erreicht. Man ist doch schließlich nicht in die Regierung gegangen, um etwas für den europäischen Frieden zu tun. Man ist zwar unter schwersten Bedenken in den Völkerbund gestiegen und nur unter der festen Voraussetzung, daß das nicht eben viel zu bedeuten habe. Man spekulierte auf Erlaubnis zur Aufrüstung, auf mehr Kanonen und Schiffe; auf Kolonien. Und jetzt soll man sich etwa bemühen, den Streit zwischen England und Rußland mit seinem für die Rechte höchst erwünschten Halbdunkel zu beenden? Das hieße vorzeitig die Partie verderben.

*

Die Deutschnationalen sind aufs äußerste beunruhigt. Sie fühlen immer mehr, daß Europa kein chimärischer Begriff ist, daß eine übernationale Solidarität im Entstehen ist, deren Bindungen sich heute schon bemerkbar machen. Die Deutschnationalen werden entweder sich selbst aufgeben oder ausbrechen müssen, denn der heutige Zustand, zugleich als Regierungspartei und als außenpolitische Opposition, als „nationale Opposition", fungieren zu müssen, erfordert eine Diplomatengabe, die ihrer jetzigen Führergarnitur nicht zur Verfügung steht.

Das Wutgeheul, das den aus Genf zurückgekommenen Außenminister begrüßt, kennzeichnet die außerordentliche Verwirrung der Rechten. Was jetzt geschehen wird? Herr Stresemann wird, wie immer, die Linke anschirren, seine Außenpolitik zu retten, und wird, um die Rechte zu besänftigen, ihr neue innenpolitische Kompensationen gewähren

müssen. Was wird dies Mal der Kaufpreis für die Erlaubnis zur Fortführung der Außenpolitik sein?

*

Zu dem noch immer nicht erledigten Verfahren Dietz-Goldmann veröffentlichten die ‚Zeit-Notizen' am 14. Juni das folgende bemerkenswerte Dokument (ein Schreiben des Oberstaatsanwalts in Elberfeld auf eine Beschwerde des Doktor Goldmann gegen den Untersuchungsrichter Hofius):

Der Oberstaatsanwalt
4 J 257/27. Elberfeld, den 2. Juni 1927.

Auf die Anzeige vom 19. 4. 1927 gegen den Landgerichtsrat Hofius.

Das Verfahren habe ich eingestellt.

Nach Ihrer Darstellung soll der Beschuldigte auf Ihren Hinweis, Deutschland habe alle Geschütze abgeliefert, und die Erfüllung des Friedensvertrages sei durch die Reichskanzler Wirth und Marx bestätigt worden, geantwortet haben: „Das ist ja Unsinn; das war nur, um den Gegnern Sand in die Augen zu streuen, 10—12mal betrügen wir täglich die Gegner".

Ob der Beschuldigte eine Äußerung in dieser Form gemacht hat, kann dahingestellt bleiben. Wenn Sie aus einer derartigen Äußerung entnehmen, der Beschuldigte habe die genannten Reichskanzler der Lüge bezichtigt, so findet eine solche Auffassung in dem von Ihnen behaupteten Wortlaut keine Stütze.

Daß der Beschuldigte nicht daran gedacht haben kann, die Reichskanzler Marx und Wirth zu beleidigen, ergibt sich daraus, daß er offenbar der Ansicht war, es sei im vaterländischen Interesse, „den Gegnern Sand in die Augen zu streuen", und daß die Äußerung, soweit sie überhaupt auf die Reichskanzler Bezug haben kann, gerade eine Anerkennung ihrer Handlungsweise bedeuten würde. Auch der Zeuge v. Eberhardt hat nicht das Empfinden gehabt, als hätte der Beschuldigte den jetzigen und den früheren Reichskanzler herabsetzen wollen.

Ein Vergehen gegen § 8 Ziff. 1 des Gesetzes zum Schutze der Republik kommt schon um deswillen nicht in Frage, weil es sich nicht um Äußerungen handelt, die öffentlich oder in einer Versammlung getan sind. gez. Hepke.

Den Gegnern „Sand in die Augen zu streuen" gilt als eine höchst anerkennenswerte Handlung, ja, als höchstes Ziel der Außenpolitik überhaupt. Wir leben jetzt mindestens seit 1924 im Zeichen der Verständigungspolitik, aber was man sich im Lande darunter vorstellt, zeigt ein Dokument wie dies. Der Nationalismus ist gegen früher maßvoller geworden, vielleicht auch besonnener, wenigstens exponiert er sich weniger. Aber der neue Kurs wird nicht geistig verarbeitet, sondern nur eben toleriert und nur unter der Voraussetzung, daß er nur zur Maskierung der eigentlichen Absichten dient. Herr Stresemann hat oft pazifistisch gehandelt, aber wenn er zu seinem Volke redete, es immer geleugnet, um seiner Partei ihre nationalistische Anhängerschaft zu erhalten. Es wird schwer, an die Dauer dieses amtlichen Pazifismus zu glauben. Man kann den Krieg heimlich vorbereiten, aber nicht den Frieden. Der Pazifismus kann nicht, wie Herr Stresemann möchte, durch eine Art von Krümpersystem durchgeschmuggelt werden.

Heimarbeit von Ernst Toller

> Ma' muß ebens, wenn d'r Hunger kommt, zu a vierzehn Nothelfern beten, und wenn ma' dadervon etwa ni satt wird, da muß ma' an Steen ins Maul nehmen und dran lutschen. *Die Weber*

Der Bürger, der Hauptmanns „Weber" sieht, tätschelt sich leise in gehobenem Gefühl: „Das war vor achtzig Jahren möglich."

Er weiß nicht, daß Stunden von ihm entfernt Gleiches noch heute sich ereignet.

Im Erzgebirge habe ich mich umgeschaut und diese Feststellungen über Heimarbeit gemacht:

Jahreslöhne von zweihundertvierzig bis zweihundertsechzig Mark bei neun- bis elfstündiger täglicher Arbeitszeit sind in Industrieorten wie Aue die üblichen. Die Ausnützung des Menschen lohnt sich so sehr, daß es Fabrikbesitzer gibt, die Maschinen still stehen lassen und sie durch Handarbeit ersetzen. (Also das Umgekehrte wie in den vierziger Jahren tun.) Ich sprach eine Heimarbeiterin, zweiundfünfzig Jahre alt, seit Jahrzehnten tätig. Sie bekommt die zugeschnittenen Teile von Pyjamas und Oberhemden. Ihre Arbeit besteht darin, jene Teile sorgfältig zusammenzunähen. Den Zwirn muß sie in der Fabrik auf eigne Kosten kaufen. Sie bezahlt für die Rolle Untergarn fünfundfünfzig Pfennig, für die Rolle Obergarn fünfundsechzig Pfennig. Bei zwei Dutzend Oberhemden verwendet sie zwei Rollen Garn. Lohn erhält sie für ein Dutzend Oberhemden drei Mark neunzig Pfennig. Als gewandte und erfahrene Arbeiterin vermag sie in der Woche zwei Dutzend Oberhemden zu nähen. Sie hat also einen Reinverdienst von sechs Mark sechzig Pfennig wöchentlich. Die Nähmaschine wird ihr nicht gegeben, sie muß sie sich kaufen. Mechanische Stepparbeit in der Fabrik stellt sich teurer.

Klöppelarbeiten sind lukrativer. Die Arbeiterin bekommt für eine kleine Tablettdecke, für die elf Stunden Arbeitszeit angesetzt sind, den fürstlichen Lohn von einer Mark zehn Pfennig, also zehn Pfennig Stundenlohn. Klöppelsack und Klöppel müssen von der Arbeiterin gekauft werden.

Die Silberpoliererin kann auf die Klöppel-Kollegin neidisch sein. Sie erhält für den Löffel, an dem sie eine Stunde arbeitet, fünf Pfennig. Immerhin braucht sie die Hoffnung nicht aufzugeben, später, wenn sie sich eingearbeitet hat, es auf zwei Löffel die Stunde zu bringen.

Im Jahre 1910 sollten die Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen besteuert werden. Nach langen Verhandlungen gab die Steuerbehörde ihren Feldzug auf, sie mußte sich überzeugen, daß der Lohn vierhundert deutsche Reichsmark im Jahr nirgends erreicht.

Wer vermag sich vorzustellen, wie diese Menschen leben können?

Vor der Revolution waren die meisten politisch indifferent, sie neigten zu Sektierertum und hungerten in Hoffnung auf ein besseres Jenseits. In der ersten Zeit nach der Revolution waren sie alle radikale Kommunisten. Heute kämpft nur noch ein kleiner Teil. Die meisten sind wieder Sektierer, bohrende und dumpfe Menschen, mit gebeugtem Rückgrat und zerfressenem Willen.

Ein amerikanisches Locarno? von Hans Wehberg

I.

Als kurz nach der zweiten Haager Friedenskonferenz des Jahres 1907 auf Anregung Roosevelts Verhandlungen Amerikas mit zahlreichen Mächten über den Abschluß eines Schiedsvertrages begannen, nahm Frankreich als erste Macht dieses Anerbieten an. Schon am 10. Februar 1908 kam ein amerikanisch-französischer Schiedsvertrag zustande, der alle Rechtsfragen dem Haager Ständigen Schiedshofe überwies, soweit sie nicht die Lebensinteressen, die Unabhängigkeit oder die Ehre einer der Vertragsmächte und auch nicht die Interessen dritter Staaten berühren. Das war die vor zwanzig Jahren zwischen Großmächten am meisten übliche Form eines Schiedsvertrages. Der Vertrag wurde zunächst nur auf fünf Jahre abgeschlossen, aber seitdem immer wieder erneuert.

Niemand sah die Unvollkommenheit jener Schiedsverträge des Jahres 1908 mehr ein als grade die Vereinigten Staaten von Amerika. Schon fünf Jahre später machte daher Staatssekretär Bryan einen viel weiter gehenden Vorschlag. Zwar schien es selbst fortschrittlichen Staatsmännern damals kaum möglich, alle Streitigkeiten ausnahmslos einem Schiedsgericht zur endgültigen Erledigung zu überweisen. Aber man hielt es mit Recht schon für einen großen Fortschritt, wenn sämtliche Streitigkeiten, vor allem diejenigen politischer Natur, bevor die Parteien zu den Waffen greifen durften, erst einmal einer ständigen internationalen Kommission zur Untersuchung und Berichterstattung überwiesen würden. Schlug der Versuch einer Einigung auf diesem Wege fehl, so sollte den Parteien jedoch nach wie vor die kriegerische Erledigung frei stehen. Frankreich, das die Bedeutung der Bryanschen Anregung erkannte, schloß kurz nach Ausbruch des Weltkrieges am 15. September 1914 einen sogenannten Bryan-Vertrag mit Amerika ab, der einige Monate später ratifiziert wurde. Auch dieser Vertrag ist noch in Geltung.

Wenn übrigens Verträge dieser Art nicht auch mit Deutschland geschlossen wurden, so lag das nicht an Amerika. Denn die Vereinigten Staaten haben sowohl 1908 wie 1913 auch Deutschland den Abschluß entsprechender Verträge angeboten, sind aber in beiden Fällen auf Ablehnung gestoßen.

II.

Seit Beendigung des Weltkrieges hat die Schiedsgerichtspolitik im Rahmen des Völkerbundes einen bedeutsamen Aufschwung genommen. Es wurden von den europäischen Mitgliedern des Völkerbundes seit 1920 nicht weniger als sechsundsechzig neue Schiedsgerichts- und Vergleichsverträge abgeschlossen, in denen aber Amerika nur ein einziges Mal als Vertragspartei zu finden ist. In dem am 24. Juni 1924 zwischen Schweden und den Vereinigten Staaten von Amerika geschlossenen Schiedsvertrag ist Amerika hinsichtlich der übernommenen Verpflichtungen nicht weiter gegangen als in dem Vertrage mit Frankreich vom Jahre 1908. Man glaubte politische Streitigkeiten nach wie vor von der Schiedsgerichtsbarkeit ausschließen zu müssen und hielt angesichts der Fragen der Monroedoktrin, der japanischen Einwanderung etcetera die üblichen Vorbehalte für unbedingt notwendig. Amerika lehnte es bis auf den heutigen Tag ab, einen unbeschränkten Schiedsvertrag zu schließen, wie er zum Beispiel zwischen der Schweiz und Italien zustande gekommen ist. Das ist um so bemerkenswerter, als die Vereinigten Staaten von Amerika nicht an die Vorschriften der Völkerbundssatzung gebunden sind, somit im Gegensatze zu den andern Großmächten die gleiche Freiheit der Kriegführung besitzen wie vor dem Weltkriege. Obwohl Amerika stimmungsgemäß dem Grundgedanken der Völkerverständigung zugänglich ist, will man dort nicht ein für alle Mal, besonders nicht gegenüber allen Mächten, auf kriegerische Maßnahmen verzichten; man wünscht selbst in den Fällen, in denen eine kriegerische Austragung nicht in Betracht kommt, die Freiheit der Entschließung darüber zu behalten, auf welchem Wege der Streit am besten erledigt werden soll. Die Souveränität der Vereinigten Staaten von Amerika soll unangetastet bleiben. Auch sieht man stärker als anderswo die großen Lücken des Völkerrechts und will, bis sie durch eine Kodifikation ausgefüllt sind, weitgehende schiedsgerichtliche Verpflichtungen vermeiden.

Am 3. Juli 1926 hat das amerikanische Repräsentantenhaus eine Resolution angenommen, worin der Präsident der Vereinigten Staaten gebeten wird, die Einberufung einer dritten Haager Friedenskonferenz für die Kodifikation des Völkerrechts entweder selbst vorzubereiten oder die dahin gehende Initiative einer Regierung zu unterstützen. Dies geschah, nachdem ein Notenwechsel zwischen der holländischen und der amerikanischen Regierung über diese Frage vorangegangen war. Die Festlegung der Grundsätze des materiellen Rechts hält Amerika zur Zeit für wichtiger als die Schaffung eines schiedsgerichtlichen Obligatoriums.

III.

Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, daß die Bewegung zwecks Unterwerfung möglichst aller internationalen Meinungsverschiedenheiten unter ein den Streit endgültig erledigendes Verfahren in den offiziellen Kreisen Amerikas nicht viele Anhänger besitzt. Amerika huldigt letzten Endes

dem deutschen System Gaus. Deshalb steht der amerikanischen Gedankenwelt der Locarno-Pakt, in dem eine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit für die politischen Streitigkeiten nicht enthalten ist, bei weitem näher als das Genfer Protokoll mit seiner obligatorischen Schiedssprechung.

Das schließt aber nicht aus, daß Amerika bereit ist, im Verkehr mit bestimmten Staaten, mit denen es freundschaftliche Beziehungen unterhält, auf den Krieg als ultima ratio zu verzichten. In Amerika besteht eine starke Strömung, die den Krieg ächten, ungesetzlich machen will. Ihr kam Briand entgegen, als er sich am 6. April 1927 in einem Interview mit der Associated Press bereit erklärte, mit Amerika ein gegenseitiges Abkommen, das den Krieg in den Beziehungen der beiden Vertragsmächte für rechtlos erklären soll, abzuschließen.

Um Amerika dem Gedanken Briands näher zu bringen, hat Professor Shotwell von der Columbia Universität einen amerikanischen Locarno-Pakt entworfen, der hinsichtlich der Schiedsgerichtsbarkeit den amerikanischen Bedenken vollauf Rechnung trägt, da er über die beiden bestehenden französisch-amerikanischen Verträge nicht hinausgeht. Das Projekt vermeidet es auch, eine kriegerische Sanktion vorzusehen, das heißt: die Unterstützung eines angegriffenen Staates durch eine Vertragspartei mit militärischen Mitteln obligatorisch zu machen. Immerhin erhält jeder Staat vollkommene Handlungsfreiheit gegenüber einer vertragsbrüchigen Regierung.

Die wesentliche Bedeutung eines Vertrages, wie ihn Briand und Shotwell vorschlagen, würde vor allem in der Tatsache liegen, daß von zwei Großmächten jeder Angriffskrieg für rechtswidrig erklärt und dadurch jene bedeutsame Entwicklung gefördert wird, die eine kriegerische Austragung internationaler Konflikte als mit den Ideen des modernen Völkerrechts für unvereinbar erklärt.

Das Recht auf den Verteidigungskrieg will Shotwell nicht angetastet wissen. Es scheint auch, daß in seinem Entwurfe eine Instanz fehlt, die zu entscheiden hat, ob ein Angriffskrieg vorliegt. Nach dem Locarno-Pakt hat der Völkerbundrat hierüber zu urteilen. Das Fehlen einer Verbindung des Projektes mit dem Völkerbunde, auf die aus politischen Gründen verzichtet werden mußte, erweist sich unter diesem Gesichtspunkte als eine besondre Schwäche. Die Selbstverständlichkeit, mit der der Verteidigungskrieg als ein erlaubtes Mittel der Abwehr hingestellt wird, ist von besonnenen pazifistischen Kreisen so oft bekämpft worden, daß es an dieser Stelle genügt zu sagen: Es gibt gegenüber einem in das Land eingedrungenen Feinde, wie der Korfukonflikt und der griechisch-bulgarische Streitfall bewiesen haben, sehr wohl Möglichkeiten friedlicher Natur, um der Besetzung ein Ende zu machen. Man sollte auch im Zeitalter des Völkerbundes den Exekutionskrieg nur dann ablehnen, wenn man gleichzeitig den Verteidigungskrieg für unerlaubt erklärt. Läßt man militärische Mittel zur Niederwerfung eines Rechtsbrechers zu — nach meiner eigenen Überzeugung kann die Staatengemeinschaft auf dieses Mittel noch nicht verzichten —, so müssen kriegerische Sanktionen im

Dienste einer übergeordneten Organisation angewandt werden, nicht aber lediglich von einem Staate, der in dem Streite Partei ist.

Der Shotwell-Plan arbeitet schließlich genau so wie das amerikanische Garantieprojekt vom Jahre 1924 mit dem Gedanken: Angreifer ist, wer die Schiedsgerichtsbarkeit ablehnt. Diese Formel bedeutete in der damaligen Zeit für die Entwicklung des Garantieplans Lord Robert Cecils zu der Formel des Genfer Protokolls sehr viel. Aber es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die Anwendung dieses Grundsatzes alle Zweifelsfälle lösen könne. Die Formel versagt zum Beispiel in den Fällen eines unvermuteten Überfallkrieges, bei dem die vorherige Anrufung der Schiedsgerichtsbarkeit nicht möglich war.

IV.

So sehr wir die Initiative Butlers und Shotwells zwecks Unterstützung des Briandschen Vorschlages begrüßen, so bedarf doch der Shotwellsche Plan sehr erheblicher Umarbeitung, ehe er verwirklicht werden kann. Wenn man zudem bedenkt, daß im Stadium des gegenwärtigen Eiltempos der Entwicklung völkerrechtlicher Ideen die nochmalige vertragliche Festlegung zahlreicher traditioneller amerikanischer Vorbehalte auf viele Jahre nicht allzu empfehlenswert ist, so wird man vielleicht der Ansicht zuneigen, daß die Erneuerung der beiden 1908 und 1914 zwischen Amerika und Frankreich geschlossenen Verträge ihre Ergänzung durch einen kurzen, den Krieg ächtenden Pakt wertvoller ist als die Ausarbeitung eines so umfangreichen Abkommens, das wegen seiner Kompliziertheit zu vielen Meinungsverschiedenheiten führen und sich dem Bewußtsein der Völker nicht leicht einprägen wird. Ein Vertrag, der lediglich den Angriffskrieg verbietet, würde auch ohne Schwierigkeit einer allgemeinen Anwendung zwischen Amerika und andern Mächten fähig sein.

Bei Abwägung der politischen Aussichten eines amerikanischen Locarno-Paktes darf man nicht außer Acht lassen, daß die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten von Amerika bei aller Sympathie für den Grundgedanken der Locarno-Verträge doch in erster Linie auf die Kodifikation des Völkerrechts sowie nicht zuletzt auf die Beschränkung der Rüstungen gerichtet ist. Beide Fragen hat der Völkerbund bisher nicht zu lösen vermocht. Sie sind aber das Steckenpferd Amerikas, das mit zäher Energie seit einiger Zeit tätig ist, um eine dritte Haager Friedenskonferenz vorzubereiten. Wird nicht Europa erst den Hoffnungen der Vereinigten Statten in bezug auf die Kodifikation des Völkerrechts und die Beschränkung der Rüstungen entgegenkommen müssen, ehe sich Amerika auf einen Locarno-Pakt einläßt? Daher wird das Projekt eines Locarno-Paktes europäischer und andrer Mächte mit Amerika wohl erst reif sein, wenn im Jahre 1928 (voraussichtlich auf Einberufung der holländischen Regierung und im Einklang mit dem in diesen Tagen gefaßten Beschlusse des Völkerbundrates) eine dritte Friedenskonferenz im Haag zusammentritt.

Rangliste 1927 von einem alten Soldaten

Mit einiger Verspätung erscheint soeben die neue Rangliste des deutschen Reichsheeres nach dem Stand vom 1. Mai 1927. Sie gibt gewissermaßen die innere Bilanz der Reichswehr für das abgelaufene Jahr.

Nie noch seit Bestehen des neuen Heeres, oder besser: seit der Überwindung der Übergangsperiode des vorläufigen Reichsheeres sind gleich umfangreiche Veränderungen im Gefüge der Armee innerhalb des kurzen Zeitraums von nur einem Jahre zu konstatieren gewesen. Sind doch allein vierzehn Generale in dieser Zeitspanne in Pension geschickt worden. An ihrer Spitze steht der General der Infanterie v. Seeckt. Dem gab ein Treppenwitz der Personalabteilung für den Pensionsweg die Erlaubnis zum Tragen derselben Uniform, deren unerlaubtes Tragen durch einen Prinzen dem General den Kragen gekostet hat: nämlich der des Infanterie-Regiments Nr. 9. Eine von dessen Kompagnien vertritt auch die Tradition der Alexandriner, bei denen Seeckt seine Karriere begann.

Mit Seeckt und dem frühern berliner Gruppenkommandeur von Loßberg scheiden die letzten beiden Offiziere, die bereits im November 1918 die Generalsraupen trugen. Von den jetzt vorhandenen 43 Generalen der Wehrmacht stand keiner im November 1918 höher als im Oberstenrang. Die Mehrzahl waren Oberstleutnants, einige nur Majore. So ist zu sagen, daß das Offizierkorps der Reichswehr seinen Kritikern für seine Verjüngung recht dankbar sein sollte. Mindestens hat das Avancement davon profitiert. Von den vorhandenen 43 Generalen des Heeres tragen nur 14 das Verwundetenabzeichen (davon zwei das silberne, beziehungsweise goldene). Demnach können sie also als Frontsoldaten gelten. Denn die Erfahrung lehrt, daß durchschnittlich Jeder, der vier Jahre hindurch vor dem Feinde gestanden hat, in dieser Zeit minimal ein Mal verwundet wurde. Die jetzigen Generale, die ja bekanntlich während des Krieges noch nicht in so hohen Kommandostellen waren, sondern bestenfalls Regimenter kommandierten, wenn sie anders nicht in hohen Stäben Dienst getan haben, können danach bestenfalls im Verhältnis 14 : 43 als wirkliche Frontsoldaten angesehen werden. Der höchste preußische Kriegsorden „pour le mérite" befindet sich an den Kragen von 20 Generalen, 14 Obersten, 3 Oberstleutnants, 8 Majoren und 4 Hauptleuten oder Rittmeistern.

Eine weitre Folge des Drucks auf die Reichswehr, dies Mal des vom Ausland her geübten, aber in jedem Fall peinlichen, ist die Abschaffung der Generalstäbe bei den Gruppenkommandos, Wehrkreisen, Infanterie- und Artillerieführern.

Im Reichswehrministerium selbst sind ebenfalls eine Reihe von Veränderungen eingetreten. Der Generalstab der Heeresleitung ist verschwunden und mit seinem Chef dem Generalleutnant Ritter von Haack als neue Abteilung „Wehramt" an andrer Stelle wieder aufgetreten. Das Truppenamt hat gleichfalls

eine Neuorganisation großen Stils an sich vornehmen lassen müssen. Sein neuer Chef Oberst von Blomberg gilt als fähiger Offizier. Die von uns im Vorjahr als „im Truppenamt unterirdisch bestehende Abteilung zur Verfolgung sogenannter Landesverrate" charakterisierte Gruppe erscheint in der Rangliste von 1927 offiziell als „Heeres-Abwehr-Abteilung" im Truppenamt. Ihr Führer ist der gleiche Oberst Gempp. Im Stab des Truppenamts sitzt auch der Chef der illegalen Heeresfliegerei, Oberstleutnant Wilberg, während sein Adlatus Bäumker, der im Vorjahr mit der deutschen Delegation in Genf auftrat, seitdem aber als Eskadronschef in ein Reiterregiment versetzt worden war, mit dem Charakter als Major seinen „Abschied" genommen hat und zu besserer Tarnung als Oberregierungsrat ins Reichsverkehrsministerium übernommen worden ist. Die bewährten Experten für ultraviolette Strahlung, für Gaswaffen und Bacteriologica, Major Sperrle, Hauptmann Waldemar Reinecke (der nach zweijähriger Verabschiedung in der Rangliste 1927 wieder erscheint), Oberstleutnant Freiherr von Monschaw, Major von Rabenau (die beide im ostpreußischen Artillerieregiment geführt werden), Major Tschunke von Verhandlungen mit den Sowjet-Militärs her bekannt und viele Andre, finden sich an bekannten oder auch an weniger bekannten Plätzen wieder.

Im Heereswaffenamt waltet jetzt unter General Ludwig der Generalmajor Buchholz, dessen Name bekanntlich ein reich dotiertes Konto einer berliner Großbank geziert hat, von dem aus Zahlungen an die russische Staatsbank bewirkt wurden.

Im Wehrministerium gibt es neuerdings auch eine „Völkerbundsabteilung". Das ist aber natürlich cum grano salis zu verstehen; sie hat mit der genfer Institution nicht viel zu tun.

Die Wehrkreise haben seit dem vorigen Jahr fast durchweg nicht nur ihre Kommandeure, sondern vielfach auch ihre Stabschefs gewechselt. Aus dem Gang der Versetzungen läßt sich ungefähr ersehen, wer die Leute sein werden, die in vier oder fünf Jahren in der Reichswehr die ganz großen Rollen spielen sollen. Die Leute also, auf die man wird achten müssen. Es sind dies unter Andern die Obersten Freiherr Seutter von Lötzen, von Rundstedt, Gudowius, von Vollard Bockelberg, von Greiff, Meyn, Gempp, von Falkenhausen, Freiherr von Schleinitz, von Klewitz, von Blomberg und von Bock.

Von den etwa 1200 Leutnants tragen heute nur noch 69 das Eiserne Kreuz. Sie sind also noch als Kriegsteilnehmer anzusehen. Die Andern sind wohl zum überwiegenden Teil erst nach Kriegsschluß ins Heer getreten. Interessant ist übrigens noch die Tatsache, daß die Reichswehr heute noch Hauptleute und Rittmeister mit einem Patent vom 27. Januar 1915 führt, die also bereits seit zwölf Jahren ihren heutigen Dienstgrad innehaben. Bei den Oberleutnants ist dies Verhältnis nicht ganz so schlecht. Ihr höchstes Rangdienstalter datiert vom Juni 1918.

Der Charakter dieses Heeres hat sich übrigens nicht geändert.

Kopenhagener krabbeln auf ein Kriegsschiff

von Ignaz Wrobel

Die hohe Mauer an „Lange Linie" war gesteckt voll, und alle sahen zu den englischen Kriegsschiffen hinüber, die sich da ins Wasser gestellt hatten: hintereinander und nebeneinander, es war wohl ein ganzes Geschwader. Die schwimmenden Filialen der englischen Börse hatten ihre Commis schon tagelang vorher in die Stadt geschickt — überall sah man die Matrosen mit den Tütenhosen, sie sahen vergnügt aus wie Reklamebilder für einen mittelkräftigen Whisky, der zu seinem Glück nicht in „Deutschland auf Flaschen gezogen" war. Ja, das wollten wir uns nun also auch einmal aus der Nähe betrachten . . .

Die imposante Breite des Schiffes gab uns zu denken. Ich, als alter Fachmann, sah natürlich sofort, daß es sechs Unzen, vier Komma drei breit und achtundachtzig Gallonen schwer war; es handelte sich um einen Mittelkreuzer aus der Klasse „Tirpitz" mit einem schwarzen Stern achtern. Wie unvorsichtig von den Engländern, solche alten Seekenner unbeobachtet auf ihre Schiffe heraufzulassen . . .

Die dicken Röhren, die durch das Schiff liefen wie die Adern eines kranken alten Mannes, die Kajütenhitze, sanft gefächelt von den saugenden und pustenden Ventilatoren — die mit Metall vollgestopften Maschinenräume, die die Vision entstehen ließen: was geschieht hier, wenns da oben schief geht? — das war alles nichts gegen die Mädchen.

Die Mädchen gingen auf den Planken des Kriegsschiffes wie in einem Dampfbad. Sie badeten in der wohligen Atmosphäre von Männerbegehren — ihre Gelenke wurden biegsamer, ihr Fleisch weicher, ihre Nasenflügel schlugen Wellen . . . Wenn sie an den blauen Riffen der Matrosen vorbeisegelten und es auf den Männerfelsen lebendig wurde, wurden sie noch einmal so dick. Im Klumpen der seebefohrnen Männer regte sich manchmal nichts — nur ein Auge blinzte, funkte die bessern Sachen hin und her . . . ich wunderte mich, daß die Mädchen nicht laut gackerten . . .

Sie lustwandelten, die lieben Kopenhagenerinnen, unter den englischen Matrosen — — aber das waren keine Matrosen für sie: es waren verkleidete Männer, so wie die Mädchen auf den alten Buntdruckpostkarten, an denen sich unsre Herren Väter ergötzten und denen vielleicht so mancher von uns seine Erschaffung verdankt — so, wie auf denen „Die weibliche Parade" oder „Die Frau als Lokomotivführer" abgebildet waren, eine amüsante Verkleiderei — so wandelten die Mädchen unter den Matrosen, und die Matrosen sahens gern und ließens sichs wohl sein und waren frisch rasiert und hatten wohl abends Landurlaub. Skal —!

Die Knaben aber aus Kopenhagen, die da aufs Schiff geklettert waren, hatten andres im Kopf. Hallo, ein Kriegsschiff!

Schon von weitem war aufgefallen, daß die Winker, die da auf den Gefechtstürmen umherstanden, winkten und winkten,

sie kugelten sich fast ihre schwarz-weißen Arme aus den Gelenken... Das waren die Herren Knaben, die an ihnen herumspielten, das durften sie, kein englischer Offizier, kein Matrose verbot ihnen etwas, jeder ließ sie machen. Und sie zogen Fahnen auf und ab, sie senkten die Strickleitern und holten sie wieder empor, versuchten, die Kanonenrohre abzubrechen — sie hatten so viel zu tun! Das ganze Kriegsschiff war ein einziges Spielzeug für sie — sie hampelten darauf umher und hätten es am liebsten auseinander gelegt und wieder zusammengesetzt, den Kapitän inklusive. Aber der Kapitän war nicht zu sehen, und so unterblieb das, leider.

Einen sah ich, der drehte ununterbrochen am Winkerapparat, er sah nicht einmal hin, was er da zusammenwinkte — er drehte nur. Er hatte sich vor der kleinen Maschine hingekniet, sein Kopf war ganz rot vor Anstrengung, und in diesem Badeschwamm von Jungengehirn war nur der eine einzige Gedanke: Wenn ich hier unten drehe, dann dreht sich das da oben, und jetzt bin ich der Kapitän, und ich winke dem bösen Feind...

So entsteht die Lust am Krieg.

Kriegsschiffe spazieren fahren lassen —: das ist eine der besten Kriegsreklamen, die es gibt. Hat man schon je erlebt, daß ein richtiger Junge vor einem so herrlich blinkenden Apparat nach der sittlichen Idee des Ganzen fragt? Das tun nicht einmal Erwachsene, Professoren, Kriegsberichterstatter, Redakteure... warum sollten es die Knaben tun? Sie wissen nur: es ist groß und bunt und stahlgrau, und wenn man unten dran dreht, dann bewegt sich oben etwas — und wofür das Ganze gemacht wird, ist ihnen vollkommen gleichgültig, wenn es sie nur unterhält, wenn es ihnen nur gefällt — „Nehm Se Kriech! det hebt Ihnen!"

Und das bleibt fürs Leben; Kindereindrücke haften. Und weil niemand dieser Generation (was so leicht wäre) in der Schule den Krieg so zeigt, wie er wirklich ist, so springt der Funke, den die Matrosen in den lustwandelnden Mädchen erzeugt haben, gewandelt auf die Knaben über, beide kommen auf ihre Kosten, beide bejahen den Handlanger des Kaufmanns, weil er bemalt ist wie ein Papagei, weil er ein Mann ist, hol mich dieser und jener, und eben, weil er da ist.

Da lagen die Kriegsschiffe des Geschwaders im blauen Hafen von Kopenhagen, und die Besucher brachten ihre Neugier mit und nahmen sich etwas andres von Bord mit: Lust am Mann und Lust an der Apparatur. Das genügt, wie sich gezeigt hat, für vier Jahre, und wenn sie noch so blutig sind.

So möge auch Gott mit unsrer herrlichen Flotte sein, die die Republik an der Gösch besuchen kann. Denn so fahren die Flotten aller Länder in der Welt umher, Achtung um sich verbreitend und Reklame für den jeweiligen Heldentod:

Hier bei uns werden Sie am komfortabelsten getötet! Glückliches Dänemark! Bleibe Zuschauer — sieh dir den Wahnwitz der andern an, du brauchst ihn nicht mitzumachen, bleib Zuschauer, fare well!

Rußland und der Krieg von Upton Sinclair

An den Redakteur der Wetschernaja Moskwa, Moskau.

Ich erhielt Ihre Bitte, meinen Freunden und Lesern in Rußland eine Botschaft zu senden und möchte Ihnen, in der größten Krise, die je Ihr Land bedroht hat, einige Zeilen schreiben.

Eure Feinde wollen Rußland in einen Krieg verwickeln; sie wissen, daß dies Eure Vernichtung bedeuten kann. Der Überfall auf die Pekinger Botschaft durch den gedungenen Agenten Tschangtsolin hat einen sogenannten casus belli geschaffen. Eure Feinde hoffen, daß ihr zurückgeschlagen werdet. Ich, der ich weiß, daß ein Jahrhundert menschlichen Fortschritts vom Bestehen Sowjetrußlands abhängt, hoffe aus ganzem Herzen, daß ihr nicht in die Falle gehen werdet.

Glaubt nicht, daß ich mir anmaße, mehr von den russischen Angelegenheiten zu verstehen, als Eure Führer. Ich verstehe mich nur auf amerikanische Verhältnisse, und über diese möchte ich schreiben. Großbritannien allein wird nicht anzugreifen wagen. Seine Gewerkschaften sind zu stark; gelingt es ihm, Amerika mitzureißen, so kann es alles tun. Laßt Euch über diesen Punkt nicht irreführen: Amerika wird Englands Führung folgen. Die kastenbewußten, geldbewußten Staatsbeamten der Vereinigten Staaten sind Wachs in den Händen Großbritanniens. Wir haben in Amerika zehn Millionen junger Männer mit Proletarierkörpern und Plutokratengeist, die überzeugt wären, ihre Seelen zu retten, indem sie das Sowjetsystem vernichten.

Ich behaupte keineswegs, daß Rußland erobert und besiegt werden kann. Doch würdet Ihr blockiert und gezwungen werden, alle Kräfte auf die Herstellung von Kriegsmaterial zu verwenden, und Eure soziale Entwicklung würde auf diese Weise gelähmt werden.

Eines muß Euch klar sein: die Wenigen in Amerika, die an Sowjetrußland glauben, sind hilflos. Der gewaltige kapitalistische Propagandaapparat würde uns zermalmen wie Fliegen.

Haltet Ihr Euch jedoch zurück, vermeidet Ihr die Falle, dann kann Euch nichts geschehen. Jeder neue Tag stärkt Eure Macht. Euer bloßes Bestehen ermutigt jeden denkenden Proletarier. Und inzwischen wird der Kapitalismus immer schwächer. Er kann keine Märkte, kann für sein angeschwollenes Kapital keinen Profit mehr finden. Das erklärt seine Verzweiflung.

Ihr standet in Brest-Litowsk den gleichen Bedingungen gegenüber. Der Friede war demütigend, unerträglich und dennoch mußtet Ihr ihn unterzeichnen. Damals lenkte Euch Lenins große Weisheit. Hättet Ihr den Friedensvertrag nicht unterzeichnet, Ihr würdet heute nicht mehr existieren.

Nun kommt es abermals zur Krise, und ich beschwöre Euch vom andern Ende der Welt, vermeidet unter allen Umständen den Krieg, geht dem Weltkapitalismus mit seiner blinden Habgier aus dem Weg. Beweiset dem Weltproletariat, daß ein

großes Arbeitervolk imstande ist, seine eigne Kultur zu schaffen.

In den letzten zehn Jahren meines Lebens ist keine Woche vergangen, ohne daß diese meine Botschaft an Rußland meinen Geist beschäftigte. Deshalb sind die Ideen, die ich Euch hier erläutere, die Frucht allen Nachdenkens, dessen ich fähig war.

Uebersetzt von Hermynia Zur Mühlen.

Ein Monat nach meinem Tode

von Angelica Balabanoff

Die meisten von uns glauben, die Nachricht vom eignen Tode zu erleben, sei wohl das Seltsamste und Ergreifendste, das man sich vorstellen kann, ja, man glaubt, es sei etwas Unvorstellbares für das menschliche Gemüt. Daß Mark Twain auf die Nachricht von seinem Tode mit einem humorvollen Telegramm geantwortet habe, hat ihn berühmter gemacht als seine genialen Werke. Das Telegramm, in dem er geistvoll auf das über seinen Tod verbreitete Gerücht reagierte, hat sich in allen Ländern, in allen Schichten der Bevölkerung blitzschnell verbreitet und wird seinen literarischen Ruhm überleben.

Mir ist bestimmt gewesen, zweimal Berichte über meinen Tod zu lesen, und das, was ich dabei nicht empfunden habe, hat mich in meiner Annahme über die Art dieses Problems bestärkt. Unsre Stellung zum Tode ist so antropomorphisch und egozentrisch, daß wir uns ganz verkehrte und gewaltig übertriebene Vorstellungen machen, was die Nachricht vom eignen Tode in lebenden Menschen hervorzurufen vermag.

Nach den Greueln des Krieges und der Nachkriegszeit kann man unmöglich das menschliche Leben und seinen Verlust so bewerten, wie man es früher getan hat, auch reagiert ein Mensch von festen Anschauungen auf alle Erscheinungen anders als Einer, der in den Tag hinein lebt; ein Sozialist, dessen Trachten und Wirken ganz auf das Aufgehen in der Gemeinschaft gerichtet ist, wird auch zum eignen Tode sich anders verhalten, als ein Mensch, der nur seinen persönlichen Interessen lebt; ein Anhänger des Materialismus wird eine andre Stellung einnehmen als eine mystische oder religiöse Natur.

Gemeinsam allen menschlichen Wesen eigen ist jedoch das Unvermögen, sich den eignen Tod konkret vorzustellen, deshalb kann auch die Nachricht davon keine konkrete Vorstellung hervorrufen.

Das, was die Menschen mit der Idee des Todes verbinden, ist immer nur Übertragung des Gedanken und Vorstellungsvermögens eines lebenden Menschen auf einen nicht mehr Lebenden, das heißt, die Unterschiebung eines Zustandes, der schon dadurch unmöglich gemacht worden ist, daß das Gegenteil von dem, was er zur Vorausetzung hat, eingetroffen ist. Je tiefer, vielseitiger wir uns bemühen, das Problem der Probleme zu erforschen ... „to die, to sleep, perchance to dream" über Hamlet hinaus, alles in uns aufzunehmen, was der in seinem

Auffassungsvermögen durch die eigne Vergänglichkeit so beschränkte menschliche Geist, zur Erleichterung dieser Forschung im Laufe der Jahrtausende geliefert hat, um so mehr Veranlassung haben wir zur Weisheit der griechischen Philosophen auch auf diesem Gebiete mit Heißhunger und Dankbarkeit zurückzugreifen: „Solange Leben vorhanden ist, gibt es keinen Tod, stellt sich der Tod ein, gibt es kein Leben mehr."

Das erste Mal erweckte die Nachricht von meinem Tode in mir schließlich humoristische Ideenassoziationen. Der Krieg wütete noch, die Opfer, die der Tod jeden Tag, jede Stunde, jede Minute der Menschheit abrang, ohne jeglichen Widerstand, im Gegenteil unter großem Entgegenkommen der Menschen selbst, wurden nicht mehr gezählt. Ich befand mich in Stockholm, wo damals die große sozialistische Konferenz vorbereitet wurde, und war außerordentlich beschäftigt, als mir ein ungarischer Journalist mitteilte, er habe einen mir gewidmeten Nachruf in einer ungarischen Zeitung gelesen. Als er mir den Artikel übersetzte, blieb meine Aufmerksamkeit nur an manchen für den Verfasser charakteristischen Nuancen haften; die Sache selbst war spurlos an mir vorübergegangen.

Nicht ganz so gleichgültig ließ mich die zweite Nachricht von meinem Tode: sie nahm viel mehr von meiner Zeit und Energie in Anspruch und veranlaßte mich zu neuem Nachdenken.

Ich hatte für zehn Uhr mit einer Freundin eine Verabredung getroffen. Als ich um acht Uhr angerufen wurde, dachte ich, es sei etwas dazwischen gekommen. Kaum hatte sie sich versichert, daß ich am Apparat sei, sagte sie: „Angelica Balabanoff, die um zehn Uhr sich bei mir einfinden sollte, ist in Leningrad im Alter von 81 Jahren gestorben" und verlas mir, ohne sich von mir unterbrechen zu lassen, einen langen Nachruf der ‚Neuen Freien Presse'.

Die einzige Empfindung, die bei der Verlesung in mir auftauchte, war die der Langenweile. Ich war gar nicht bei der Sache, und dachte mit Entsetzen an den Zeitverlust, den mir die Angelegenheit verursachen würde. Schon war ich in meiner Arbeit unterbrochen worden, was würde erst später kommen! Als meine Freundin ihre Lektüre lachend schloß, lachte auch ich, aber die Gewißheit, in meiner Arbeit gestört zu werden, bekam die Oberhand. Nach einigen Stunden ununterbrochenen Telephonierens, Anfragens etcetera ertappte ich mich bei dem Gedanken, ob es nicht vorzuziehen gewesen wäre, tatsächlich gestorben zu sein, als immer an den Apparat gehen, auf dieselben Fragen dieselben Antworten geben zu müssen. Kaum hatten sich die Anfragenden vergewissert, daß die Nachricht unwahr sei, als sie schon anfingen, von sich zu erzählen — die Jüngern legten großen Wert darauf, zu betonen, daß sie es so wie so nicht geglaubt hätten ... Als ich einige Stunden nach dem Erscheinen der Nachricht in den Morgenblättern mich auf der Straße befand, tauchte in mir zum ersten Mal der Gedanke auf: „Ist es vielleicht doch wahr,

daß Angelica Balabanoff tot ist, da ich es von allen Seiten höre", aber auch in diesem Zusammenhange empfand ich den Tod nicht als etwas sich auf mich beziehendes, sondern diejenige, auf die es sich bezog, hatte sich gewissermaßen von mir abgesondert, oder besser gesagt: ich von ihr. Und da ertappte ich mich auf einer kindisch egozentrischen Ideenassoziation: wenn ich mal wirklich tot bin, werden alle über meinen Tod hinweggehen wie ich über den der Angelica Balabanoff; alles wird beim Alten bleiben, diese kleine schmucklose Kirche, dieses alte Postgebäude, die Geschäfte, die Schilder und die Menschen, die werden ebenso wie ich es tue, sich ihren unmittelbaren Pflichten, Beschäftigungen und Sorgen widmen und über den Tod eines einzigen menschlichen Wesens wie gewöhnlich zur Tagesordnung übergehn.

Inzwischen ereignete sich etwas, was mich viel mehr ergriff als die Todesnachricht samt allen von ihr hervorgerufenen Nachrufen, Sympathiekundgebungen und Betrachtungen. Am nächsten Morgen überraschte mich nämlich der Besuch der Gattin eines italienischen Flüchtlings: blaß am ganzen Leibe zitternd, überreichte sie mir einige Telegramme, die ihr Mann von den italienischen Freunden aus Paris erhalten hatte. In einem stand die flehende Bitte, über das Ereignis, das sie alle tief erschüttert hatte, nähere Aufklärung zu geben; es klang wie die Bitte, die Todesnachricht zu widerrufen. Der Ton des andern Telegramms, eine halbe Stunde später abgegangen, war verzweifelt resigniert: „Wenn die schreckliche Nachricht wahr sein sollte, flehen wir Dich an, dafür zu sorgen, daß das Begräbnis bis zu unserer Ankunft aus Paris verschoben werde." Erst als ich diese Zeilen und das zwischen ihnen las, bekam ich eine konkrete Vorstellung dessen, was mein Tod für Andre bedeutet hätte. Ich schämte mich des Leichtsinns, mit dem ich mein Leben und meinen Tod betrachtet hatte. Ich lief aufs Telegraphenamt und benachrichtigte meine Freunde: „Todesnachricht verfrüht, bin am Leben, mehr als je vom Wunsche beseelt, an Eurer Seite für unsre große Sache zu kämpfen." Ich begann ängstliche Anfragen zu bekommen, vor allem erschütterten mich die von italienischen Freunden stammenden, für die das Anfragen an und für sich schon eine persönliche Gefahr darstellte. In einem dieser Briefe, der von einem Florentiner Trödler stammte, hieß es: „Als ich die schreckliche Nachricht vernahm und unmittelbar nach ihr die fröhliche Botschaft, Du seist am Leben, habe ich sofort an die Unzähligen gedacht, die durch diese Nachricht ebenso betroffen sein werden wie ich, ohne die Möglichkeit zu haben, die erlösende Wahrheit zu erfahren. Nun ja, wenn wir zu einer andern Zeit lebten, wenn unsere Pflichten nicht heiliger wären als das Leben selbst, wäre ein plötzlicher Tod schon eine beneidenswerte Erlösung von der Tragödie, die wir seit Jahren erleben, aber wir und vor allem Du, der es gegeben ist, unsre gemarterten Seelen mit dem Balsam des Glaubens an die Befreiung der Menschheit zu laben, Du mußt leben." Dieser Brief und ähnliche andre riefen mich innerlich zur Ordnung; sie brachten mir zum Bewußtsein, daß auch die absolute

Gleichgültigkeit dem eignen Leben gegenüber kleinlichen Egoismus verrät.

Wochenlang dauerte der Widerhall, den das falsche Gerücht unter meinen Gesinnungsgenossen und in der Presse aller Herren Länder hervorgerufen hatte. Wochenlang wurden mir Nekrologe und Artikel geschickt. Ich erhielt ununterbrochen Briefe, Grüße, Äußerungen spontaner Freude, Sympathiekundgebungen, wobei zumeist mit rührender Naivität von verschiedener Seite aus verschiedenen Ländern und in verschiedenen Sprachen geschrieben wurde: „In unserm Lande pflegt man zu sagen, daß die einmal Totgesagten sehr lange leben, also hoffen wir ..."

Was die offiziellen Nekrologe betrifft, so muß ich gestehn, daß ich keinen einzigen aufmerksam gelesen und nur gelacht habe über die naiven Spießbürger, die bei Anlaß dieser Veröffentlichungen mir mit demütig beneidendem Tone wiederholt gesagt haben: „Ja, Sie sind wirklich zu beneiden, so eine Ehre. Auch haben Sie das seltene Glück, schon bei Lebzeiten zu erfahren, was man nach Ihrem Tode von Ihnen schreiben wird." Als ob nicht jeder in der Öffentlichkeit wirkende Mensch, abgesehn von seiner tatsächlichen Bedeutung, ohne weitres damit rechnen könnte, daß die Presse ihm einen Nekrolog widmen werde! Dennoch haben die Nekrologe mich teilweise ganz seltsam berührt, dieses chronologische Aufzählen äußerer Etappen eines Menschen, der zu seiner öffentlichen Tätigkeit aus rein inneren, oft sehr komplizierten Motiven gekommen ist. Einmal kam ich etwas aus der Fassung, und zwar als ich ein Feuilleton über mich las, von dem jede Zeile ein Beweis war, daß der betreffende Journalist aus meinem Tode Kapital schlagen wollte, und zwar im wörtlichen Sinne des Wortes. Er schrotete eine Episode aus meinem Leben, die er ebenso gut erlebt wie erfunden haben mag, rücksichtslos aus, ohne damit zu rechnen, daß der einzige Mensch, der imstande war, das ganze Geschwätz auf seine Wahrheit zu prüfen, nämlich ich, die Beschriebene und Begrabene, das lesen würde ...

Ich sah mich endlich veranlaßt, eine richtigstellende Danksagung oder danksagende Richtigstellung zu veröffentlichen, die etwa so lautete:

Richtigstellung.

Außerstande, die vielen Kundgebungen, die durch die Nachricht von meinem Dahinscheiden hervorgerufen wurden, im einzelnen zu beantworten, sage ich auf diesem Wege wenigstens den persönlich Unbekannten meinen herzlichsten Dank. Leider habe ich viele enttäuschen, die Nachrufe, die sie mir gewidmet hatten, durch das Unwiderlegbare meines Nichtgestorbenseins widerlegen müssen. Ich kann wirklich nichts dafür. Um sie einigermaßen zu entschädigen, verspreche ich hiermit allen Kollegen, den italienischen wie den oesterreichischen, den deutschen wie den skandinavischen, den belgischen, französischen, tschechoslowakischen etcetera, meinen tatsächlichen politischen Lebenslauf, meine Erlebnisse und Begegnungen demjenigen entgegenzustellen, was über mich von Journa-

listen verschiedener Länder erzählt wurde, damit sie, wenn wirklich die Stunde meines Todes schlägt, der Mühe enthoben sind, ihre Phantasie so anzustrengen wie es diesmal geschah.

Vorläufig habe ich jedoch weder Zeit noch Veranlassung, diese Arbeit zu machen und beschränke mich auf die Feststellung, daß ich

1. nicht gestorben bin;
2. selbstverständlich auch nicht begraben wurde;
3. mich leider an der Pariser Kommune nicht beteiligen konnte, weil ich in jener ereignisreichen Zeit noch nicht zur Welt gekommen war; und
4. weder die Großmutter, noch die Mutter, noch das „Mütterchen" der russischen Revolution bin.

Wien, 1927 Angelica Balabanoff

Putzmittel von Theobald Tiger

Wenn einer und er fühlt begossen,
daß er nunmehr alle Patronen verschossen,
und daß er nicht mehr so kann wie ehedem,
und daß lästige Verpflichtung, was früher bequem —:
dann bekommt er immerhin noch etwas verschrieben,
ein süßes Pulver ist ihm geblieben —
in zwei Packungen — sagt die Reklame:
Silber für den Herrn und Gold für die Dame.

So auch im Leben.
Wenn zum Beispiel die Verwaltungsfritzen
es satt haben, auf ihrem B.-A. zu sitzen,
dann spielen sie, statt friedlich in ihren Büros zu schlafen,
Länderkonflikt um den Hamburger Hafen.
Dienstreisen nach Altona! Keinen Fußbreit von preußischer [Erden!
Damit kann man schnellstens Oberregierungsrat werden.
Sowas bringt Leben in die Bude. Und solche Verwaltungs- [dramen
sind Silber für die Herren und Gold für die Damen.

Es tun sich unter kosmischem Wimmern
viele um vieles auf der Welt bekümmern.
Da sieht das Auge des Vortragenden den Himmel offen —
kommen auch gern auf alle Kongresse geloffen —
schwabbeln über Klassen und über Rassen
und vergessen nicht, sich photographieren zu lassen.
Kommt nichts dabei raus. Bleibt alles am selben Fleck.
Aber es täuscht so schön über das eigene Manko hinweg.
O falsche Humanität — Karin Michaelis ist dein Name! —
Schweigen ist Silber für den Herrn und Gold für die Dame.

Große Berliner Kunstausstellung

von Rudolf Arnheim

„. . . das ist verdeutschet: Schädelstätte"
(Matth. 27, 33)

Den Stand der Kunst bestimmen, besonders heute, immer nur die wenigen Großen und niemals die Leistungen aller Derer, die sich mit Kunstproduktion beschäftigen, im Durchschnitt. Daraus ergibt sich die seltsame Lage, daß das Gros der Beteiligten vollkommen in die Luft hinein arbeitet, gar keine Funktion hat. Die Kunstgeschichte würde im großen Ganzen genau so verlaufen, wenn sie alle nicht wären. Aber eine Massenkunstschau wie die am Lehrter Bahnhof regt dazu an, einmal den Standpunkt zu wechseln und zu fragen: Wie sieht das aus, womit so viele unsrer Mitbürger sich beschäftigen? Warum bleibt es unbekannt und unbezahlt? Welches sind die Kennzeichen der Mittel- und der Ausschußware?

Da gibt es einen Beruf, von dem Keiner weiß, ob er ihn erlernen kann. Da gibt es eine Ware, in deren Produktionsmitteln ein unabschätzbares X enthalten ist. Fabrikate, bei denen sich, besonders auch in Geschmacksdingen, das Angebot nicht nach der Nachfrage richten darf, und die eigentliche Niemand benötigt. Was für ein seltsamer und heute fast schon ungangbar gewordener Ausweg, Kunstwerke zu Gebrauchsgegenständen zu stempeln und sie zur Dekoration „gewerblicher Räume" — denn wieviele Luxuszimmer gibt es schon! — zu verwenden. Hohe Marktpreise, die nicht auf künstlerischem Wert zu beruhen brauchen, lancieren einzelne Stücke in die eleganten Kunstsalons. Was aber nicht Spekulationsobjekt ist, das kommt eigentlich nur auf Wunsch der Hersteller an die Öffentlichkeit und wird deshalb an einem verschwiegenen Ort in unwohnliche Massenquartiere gepfercht. Mitten zwischen den verfaulenden Alpendekorationen eines verödeten Vergnügungsparks steht der Riesenstall, halb Zentralmarkthalle, halb Stadtbahnhof. Die Wände sind bloß provisorisch, die Decken sind bloß provisorisch, und in jedem Saal hängen dreißig unheimlich bunte, lebendige Bilder im Kreise, fechten einen schweigenden Konkurrenzkampf aus, zu dessen Schlichtung niemand herbeieilt, und starren vorwurfsvoll in die Mitte auf den leeren Fleck, der für das Publikum reserviert ist. Das Gespräch der Feuerwehrleute und der Toilettenfrauen schallt durch jurierte und unjurierte Räume, und nur manchmal naht ein tröstlicher Trupp älterer Fräuleins. Draußen scheint die Sonne, draußen fahren die vollen Autobusse zwischen dem Zentrum und dem Westen hin und her. Man möchte einen Kranz niederlegen und auf Zehenspitzen verschwinden....

Es ist nicht wichtig, daß wieder ein paar bekannte Maler gute Bilder ausgestellt haben. Aber daß diese Bilder sogleich herausfallen, weil alles Übrige tief unter ihnen steht, das ist wichtig. (Unter den zweitausend Nummern fiel mir eigentlich nur das „Porträt des Malers Gilles" von Adolf de Haer,

Düsseldorf-Stockum, auf). Und man bekommt das Gefühl, daß nicht nur Begabungsunterschiede hier maßgebend sind.

Zunächst ist es wahrscheinlich ein Vorurteil, zu glauben, daß alle die Menschen, deren gemeinsame Beschäftigung es ist, Bilder zu malen, nun auch schon im eigentlichen Sinne an derselben Aufgabe arbeiten müßten. Da nimmt sich etwa so ein Maler ein Kind vor und kopiert es vom Scheitel bis zur Sohle mit allen Härchen und Äderchen, und das Resultat ist eine arme, kleine Leiche, von der der Maler eidlich versichern kann, daß er nichts verschwiegen und nichts hinzugesetzt hat. Ist das wirklich dieselbe Art von Arbeit, wie sie ein Rembrandt, ein van Gogh, ein Corinth geleistet haben? Man sollte einmal versuchen, den Darstellungs- oder Reproduktionstrieb von dem Kunsttrieb zu unterscheiden. Ist die magische Kraft, die ja für die primitiven Völker in jeder Darstellung eines Dinges liegt, wirklich ganz verloren gegangen? Glaubt nicht, auch noch mancher Europäer, ohne es sich begrifflich klar zu machen, daß in der Darstellung ein leibhaftiges Stück des Dargestellten steckt, daß man Macht über ein Ding hat, dessen Ebenbild man besitzt? Und entspringen nicht vielleicht sehr viele Bilder, wenn sie überhaupt aus triebhaftem Impuls heraus entstanden sind, dem Bedürfnis, einen lieben Menschen, ein liebes Stück Landschaft, ein kostbares Augenerlebnis zu „besitzen" oder sich auf irgend eine Weise damit befassen zu dürfen? So wie einer ganz sinnlos auf einen Pflasterstein schreibt: „Paul ist gut" oder Unanständigkeiten an eine Wand malt. Wenn diese Theorie stimmt, dann ist das vom Standpunkt des künstlerischen Schaffens aus ganz unverständliche Streben nach genauer Kopie des Vorbildes, das liebevolle Herumzirkeln an belanglosem Detail, der fundamentale Gegensatz zu allen Meisterwerken erklärt, und dann hat der Kunstbetrachter auch theoretisch die praktisch längst als notwendig empfundene Möglichkeit, eine große Kategorie von Bildern auszuscheiden, weil mit ihnen gar nicht das gewollt ist, was er sucht. Eugène Delacroix scheint diesen Unterschied gemeint zu haben, als er einmal schrieb: „Sans s'élever jusqu' à la composition, on peut éprouver un très grand plaisir à imiter tout ce que présente la nature". Aber dies Vergnügen ist eine Privatsache und hat mit Kunst nichts zu tun.

Um nun von einem entgegengesetzten Typus zu sprechen, dessen Hauptinteresse nicht dem Gegenstand, sondern der Form gilt, so fällt auf, wie häufig sich handgreiflich „unsachliche" Formgebung findet. Das Formale ist ja heute so weit vom naturalistischen Ideal emanzipiert, daß der Künstler sich ohne alle Entrüstung des Publikums leisten kann, was er will. Er kann, wie Klaus Richter in seinen schauerlich manierierten Gemälden aus Spanien, die Gegenstände in willkürliche Quadrate zerstückeln, er kann Blech- und Drahtstückchen in die Leinwand bohren, wie Walter Kampmann, er kann seine Farben so wild und bunt hinsetzen, wie sie ihm die Fabriken liefern, er kann Eckiges, Rundes, Schiefes, Langgezogenes, alle Grade der „kalligraphischen Extase" (wie ich eine charakteristische Sorte von Programmexpressionismus nennen möchte)

zeigen — das épater le bourgeois ist vorüber. Aber die Methode wird weiter benutzt, auch wo keine Aussicht mehr ist, mit ihr zu bluffen. So wie die Graphologen Handschriften kennen, bei denen der Vorgang des Buchstabenformens nicht ungestört abläuft, sondern wo der Schreiber allerhand „unsachliche" Zierformen einführt, so ist auch bei diesen Bildern der Maler nicht auf schlichte Lösung seiner Aufgabe gerichtet. Er beginnt mit der Form zu spielen, er baut auf ungefähren Anhaltspunkten des Objekts unverbindliche Ornamente auf. Er geht schlecht mit der Freiheit um, die seine Vorgänger ihm erkämpft haben.

Vieles läßt sich noch anführen: Zum Beispiel das krampfhafte Suchen nach neuen Motiven, so wenn einer durchaus Chaplin vor einer deutschen Landschaft oder das Gedränge in einer Theatergarderobe oder einen Jüngling, der seiner Braut in den Ausschnitt faßt, malen muß, und auf der anderen Seite die stumpfsinnige Wiederkehr der alten Genremotive: Fischer vor und nach dem Fang, sinnende Mädchen, Dirnen am Cafétisch in aschgrau und rosa, Segelschiffe, kämpfende Siegfriede, Mutterglück. — Und der Gesamteindruck? Es ist nachher, als wenn man von einer ungemütlichen Massengesellschaft kommt, wo sehr viele gleichgültige Leute stundenlang durcheinandergeschrien haben. Müde Augen, Bedürfnis nach frischer Luft, etwas Katzenjammer.

Liebesgedichte von Claire und Iwan Goll

An Iwan

Ich fürchte mich, wenn du schläfst,
Die Scheinwerfer deiner Augen löschest.
Ich fürchte mich vor Weltuntergang,
Wenn du nicht wachst.
Gestern schlürfte ich noch Mond aus deiner Hand,
Du gabst mir Nachtwind in kleinen Dosen
Gegen das Fieber.

Und bist nun doch allein zu den Sternen abgereist!
Verlassen zittre ich im Wartesaal der Zeit,
Mit meinem kleinen Koffer voller Tränen,
Der Photographie deines Herzens
Und einem Strauß welker Lächeln —
Zittre vor einer Planetenkatastrophe,
Aus der du nie mehr wiederkehren wirst!

An Claire

Schlaf, armes Kind,
Ich will die Drehung der Erde aufhalten,
Des Monds Zahnräder ölen,
Die rostig sind von deinen Tränen,
Ich will den asthmatischen Wind erwürgen,
Der ganz Europa aufweckt —
Damit du schlafen kannst,
Will ich die Trambahnschienen wattieren,
Den Regen in Schnee verwandeln,
Und jeden Morgen alle Amseln morden,
Deren Gesang dein Zartherz ritzen könnte,
Damit du schlafen kannst.

Die Schopenhauer-Gesellschaft tagt

von Lucy v. Jacobi

Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopf.

Die Welt als Wille und Vorstellung

Das viele Lesen nimmt dem Geist alle Elastizität, ... und ist, um keine eigenen Gedanken zu haben, das sicherste Mittel, daß man in jeder freien Minute sogleich ein Buch zur Hand nehme. Diese Praxis ist der Grund, warum die Gelehrsamkeit die meisten Menschen noch geistloser und einfältiger macht als sie schon von Natur sind. *Parerga und Paralipomena*

Was für einen Wert hat eine Philosophie, die nicht so ernsthaft an die praktische Brauchbarkeit ihrer Thesen glaubt wie ein Kochbuch an seine Rezepte?

Sie hatten der wehrlosen verzweifelt gipsernen Büste Schopenhauers eine schwarzgelbe oder gelbschwarze Kravatte umgebunden, daran baumelte ein Lorbeerkranz über die Stelle, wo der Bauch zu denken war. Die Büste stand vor dem Rednerpult und blickte drohend in den Saal, wo Berichterstatter und alte Jungfern schlummerten, strenge Professorengattinnen mit Falkenblicken wachten, die Crême der jüdischen Society ab und zu auf ein halbes Stündchen acte de présence machte, um dann mit vielem Kopfnicken, schnell, geräuschlos und restlos begeistert wieder zu verschwinden.

Das Thema dieser lebenswichtigen Tagung war Europa und Indien. Gewiß „ein weites Feld".

Über dem Kopf des Mannes, dem die Veden Trost seines Lebens und Sterbens waren, tummelte sich, auf und ab tauchend das Köpfchen des Redners; zumeist unverständlich durch die gnädige Akustik des Saales, von dem Schaum leerster Selbstgefälligkeit gekrönt, brandeten die Wogen der routinierten, öltriefenden Stimme an die Wände und zurück. Zu den unsäglichen Plattitüden, die das Ohr zuweilen erhaschte, machten zwei Arme hinter Schopenhauers Kopf possierliche und gewagte Schwimmbewegungen. Die Zuhörer, bei anschwellender Woge erwachend, lächeln, lachen, entrüsten, krümmen sich, vertrösten sich, indem sie sich gegenseitig verstohlen die Uhr hinhalten. Zuweilen hat man das Gefühl, daß der Vortragende, der auf den Wogen seiner nasalen Stimme dahingeschaukelt, sich selbst nicht zuhört: wie könnte er sonst refrainartig immer wieder auf „die Welt des Scheines und die Welt des Seines" zu sprechen kommen? Daß „Gede" (lies: Goethe) beständig als Zeuge angerufen wird, der die Anschauungen des Herrn Referenten teilt, ist selbstverständlich.

Die Redner erscheinen nur, wenn sie selbst sprechen. Den Dank und die bescheidene Gegenleistung an Beweihräucherung des verehrten Vorredners und der hingebungsvollen Veranstalter tragen sie schon fix und fertig im Vortragsmanuskript bei sich.

Die Unglücklichen am Vorstandstisch, die sich nicht so leicht drücken können, starren mit stieren Gänseaugen hinauf auf das Vortragspult und überlegen, wie sie Dank und Lob für „den ausgezeichneten Referenten, der in so tiefschürfender

Weise", in wohlgesetzte Worte fassen, damit sie selbst auch nicht ganz zu kurz kommen bei diesem langweiligen Jahrmarkt der Eitelkeiten.

Der freundliche und wohlwollende Oberbürgermeister der beflissenen Stadt Dresden hat, wie man mir sagt, 2000 Mark für diese hochwichtige Aktion bewilligt. Es gibt ein Bankett im Rathaus, Spazierfahrten und Ausflüge ins Erzgebirge — der einzige vernünftige Zweck, der bei dem sterilen Unfug herausschaut.

Am Schluß dieser tiefschürfenden Ausfuhrungen kommt jedoch fast jeder dieser Herren im Bratenrock ein wenig bedauernd zu dem Ergebnis, daß die Lehren und Weisheiten aus den Ländern der Sonne für uns Abendländer nicht praktikabel seien. Die Stoiker, Buddha, Christus, Dostojewski, Tolstoi, Lenin und Mahatma Gandhi, sie sind eben doch Utopisten. Sie verstehen das praktische Leben eben doch nicht richtig (wir haben es immer besser verstanden, wir „Männer der Tat"). Das — wie die meisten der Herren Referenten uns auseinandersetzen — in Europa undurchführbare Gebot der Liebe, das immer wieder aus diesem verflixten Osten kommt und das dem blonden mit Monokel geborenen Herrenmenschen (der nur aus dem Norden stammen kann, wie man weiß) immer wieder Knüppel zwischen die Reiterbeine wirft — dieses Gebot der Liebe und diese Liebe selbst legen diese Schwätzer in einer Weise aus, daß jedem die Haut schaudert, der nicht aus dem Buchstaben, sondern aus Blut und Leben schöpft.

Ein für alle mal sei es gesagt, daß — um an ihrem Lieblingsbeispiel zu demonstrieren — Tolstoi durchaus kein wacherlweiches liebevolles Gemüt war, sondern ein eher grausam veranlagter, harter Mensch, — daß seine „Liebe" durchaus nicht die Wärme war, mit der man zähen Leim flüssig macht, sondern ein eherner Wille seines Geistes und Zwang seiner Natur, es richtig zu machen.

Der entzückende alte Professor Birukoff, der die dreitägige Reise von Moskau nach Dresden im Wagen dritter Klasse gemacht hatte, dessen Hand ich mit dem Schauer gedrückt habe, den ein Gläubiger bei der Berührung einer Reliquie empfindet, denn diese Hand hat oft und oft Tolstois Hand gedrückt: der weißbärtige Birukoff nannte Tolstoi einen „Christen aus Willenskraft" zum Unterschied von Gandhi, dem „Christen aus Veranlagung".

Ach, was für ein Mittel zum Mißverstehen sind doch Worte!

Es handelt sich bei all diesen Männern, von den urältesten indischen Weisen bis zu Schopenhauer und Gandhi keineswegs um eine Privatliebe, um Liebe im Sinne einer pathetischen rührenden Gefühlsduselei, obzwar die meinetwegen nebenbei bestehen kann — es handelt sich um das Gesetz und die Gerechtigkeit. Um harte und klare Dinge von schärfster Kontur.

Oh, daß man ein andres Wort fände für das vielmißbrauchte und schleimig bekrochene Wort Liebe, mit dem sich schließlich auch ein Torquemada abzufinden verstand. Hätten Moses und Christus und der Buddha nicht von „Verständnis"

sprechen können, — könnte es nicht heißen: „Denn alle Gebote sind in dem Einen erfüllt: Verstehe deinen Nächsten wie dich selbst" — und „Durchdringe ihn mit deinem Verständnis" statt „mit dem Geist der Liebe . . ."

Man möchte diese heiligen Worte verstümmeln, das Sakrileg zutiefst empfinden, nur, um sie vor diesen Zungen zu retten.

Aber freilich spielt die Liebe im Sinne Christi und Buddhas bei dem „Verständnis" die Rolle des elektrischen Stromes bei einer Röntgenaufnahme.

Erfindet ein neues ungeschändetes Wort!!

Aus dem Munde des Raden Mas Pandji Sosro Kartono hörte ich einmal folgenden Satz: „Die Europäer kommen zu uns um das Fremdartige zu suchen, — und sie finden das Fremdartige.

Wir kommen herüber um das Gemeinsame zu suchen — und wir finden das Gemeinsame."

Obgleich er die Worte sehr leise sagte und es sieben Jahre her sind, daß ich sie gehört habe — ich höre sie als ob ihr Klang noch in der Luft läge und werde sie nie vergessen. Das ist, erschöpfend ausgedrückt, der Unterschied zwischen den Philosophen aller Gesellschaften und der lebendigen und deshalb fruchtbaren Weisheit.

Die bebrillten Weisen im Bratenrock aber packen ihre Hefte und Bücher wieder zusammen und begeben sich zu ihren bürgerlichen Berufen und Ämtern zurück. Ihr Leben hat nichts mit diesem Geistessport zu tun. Das ist zweierlei und darf nicht vermischt werden.

Jede Köchin glaubt ehrlicher an ihre Rezepte.

Nichts schöpfen sie aus ihrem Blut und Herzen, alles ist ihnen Buchstabe und bleibt Buchstabe.

Die 2000 Mark der guten Stadt Dresden, für eine Kinderspeisung oder ein Spittel ausgegeben, — wieviel besser wären sie angewandt, wieviel mehr im Sinne der freventlich beschworenen Manen!

Tagung der Schopenhauer- Gesellschaft — alte Kinder mit Spitzbart und Brille spielen mit dem Globus Kegel.

Flucht aus der Zeit von Hugo Ball

Der Verfasser der ‚Kritik der deutschen Intelligenz' und der ‚Folgen der Reformation' hat kürzlich bei Duncker und Humblot in München ‚Die Flucht aus der Zeit' erscheinen lassen. Tagebuchblätter, zumeist aus dem Schweizer Exil während des Krieges. Dokumente der Wandlung vom Weltkind zum franziskanischen Christen. Eines der erregendsten Bücher der Gegenwart, überladen fast mit Denkergebnissen. Wir geben hier eine Reihe von Aphorismen daraus wieder und werden demnächst eine ausführliche Würdigung folgen lassen.

Man sollte die Bibliotheken verbrennen und nur noch gelten lassen, was jeder davon auswendig weiß. Ein schönes Zeitalter der Legende würde beginnen.

Das Mittelalter lobte nicht nur die Torheit, sondern sogar die Idiotie. Die Barone schickten ihre Kinder zu idiotischen Familien in Pension, damit sie Demut lernten.

Was es wohl bedeuten mag, das russische ,Ins Volk gehen'? Es kann vielerlei bedeuten:

1. Das Volk, das heißt eine bisher verachtete und von oben herab angesehene Menschenschicht entdecken wie einen neuen Weltteil.

2. Diesem Volk die Bildung bringen und von ihm eine neue solidere Bildung erhalten. Es kann aber auch

3. jenes Erlebnis bedeuten, das im Credo mit den Worten bezeichnet ist: ,Hinabgestiegen zur Hölle'.

Es war einmal im Herzen Europas ein Land, in dem der selbstlosen Ideologie eine treuliche Pflegestätte bereitet schien. Das Ende dieses Traumes wird man Deutschland nicht verzeihen.

Jener Philosoph, der mit der Laterne nach Menschen suchte, war bei weitem nicht so schlimm dran wie wir heute. Man hat ihm weder die Laterne noch sein eigenes Licht ausgeblasen. Man hatte die witzige Bonhommie, ihn suchen zu lassen.

Die deutsche Musik beginnt mit der Reformation. Irgendwohin müssen die Engel und Heiligen doch geflüchtet sein. Sie sind in der deutschen Musik gut geborgen und werden eines Tages, so ist zu hoffen, aus diesem Zufluchtshimmel, nachdem der frühere wieder aufgebaut, hervortreten. Den Titel eines Jugendwerks von Nietzsche wird man dann umtaufen können in „eine Wiedergeburt des Heiligenreichs aus dem Geiste der Musik". ,Die Worte sind verpönt, die Töne sind frei': das ist die Erklärung dafür, weshalb die deutsche Musik so groß und die deutsche Prosa so elend ist. In der deutschen Musik ist das heilige römische Reich begraben, eine Heiligkeit, die sich nicht fassen und torturieren, die sich nicht schurigeln und entwürdigen lassen wollte. Noch eignet uns in manchen Strichen jene Schüchternheit, die sich im Sichtbaren verschweigt und im Unsichtbaren verhehlt. Das ist unsere innere Civitas dei. Wir müssen sie außen erwirken und könnten noch immer eine der ersten Nationen sein.

Politik treiben, heißt Ideen verwirklichen. Der Politiker und der Ideologe sind Gegensatztypen. Der erstere beugt die Idee, der letztere bewegt sie, das praktische Bemühen stets durchkreuzend. Aber sie ergänzen einander, indem Ideen um ihrer Selbst willen, ohne den Versuch ihrer Fruktifizierung, ohne die Probe auf ihren sozialen Wert in keinerlei meßbare Distanz gerieten, für die Gesellschaft also gar nicht vorhanden wären. Die einzige des Ideologen würdige Politik ist vielleicht die Realisierung seiner Idee am eigenen Leibe und in seinem eigenen Leben.

„Freude, schöner Götterfunken" summe ich vor mich hin, als Frank zum Diktieren kommt. Er frägt mich, was ich da summe. Also summe ichs ihm vor:

> ,Freude schöner Götterfunken,
> Tochter aus Elysium,
> wir betreten feuertrunken,
> Himmlische, dein Heiligtum.'

Er nickt und lächelt sogar ein wenig. Abends kommt er und pfeift die Melodie vor sich hin.

Wenn man in Deutschland ein Revolutionslied braucht: es gibt kein besseres.

Das Mirakel von Alfred Polgar

Das Mirakel hat sich zum erstenmal auf dem Kontinent vor genau fünfzehn Jahren ereignet, und zwar in Wien, in der Rotunde. Meine kritische Notiz von damals lautete:

„Das Mirakel", zwei Akte und ein Zwischenspiel von Karl Vollmöller, Regie Max Reinhardt, unter Mitwirkung von zirka zweitausend Menschen, etwa zweihundertundfünfzig Musikinstrumenten, sechzig Scheinwerfern, mehreren dumpfen und hellen Kirchenglocken, vier Pferden und acht Nebenregisseuren, von der kunstreichen technischen Organisation des Unternehmens, von dem riesenhaften Komplex an Hilfsmitteln, Sicherungen, optischen und phonetischen Apparaten ganz zu schweigen. Das Regiebuch des Mirakels darf man sich im Stil eines Feldzugsplans abgefaßt denken. Keine feinen Regienuancen, wie: (... biegt eine mokante Falte in seinen rechten Nasenflügel ...), sondern etwa so: (... Vierhundert Mann ralliieren sich beim Westportal, indes tausend Mann mit Weibern, Kindern, Bagage und der gesamten Kavallerie in Gewaltmärschen nach Norden abziehen, um beim ersten Trompetenstoß im Frontalsturm gegen die Bühne vorzustoßen ...). Der Eindruck des ersten Hörens und Sehens setzt sich aus folgenden Elementen zusammen: Einfalt und Monstrosität; Erschütterung des Nervensystems und lauwarme Waschungen der Seele; schlichte Frömmigkeit in raffiniertester Zubereitung. Die Massenszenen wirken stark. Manchmal, zum Beispiel in der Szene vor dem Tribunal, in der eine dunkle, amorphe Masse Volks den Raum zwischen Bühnengerüst und Zuschauertribüne tobend füllt, ist es wie im Panorama, wo man die Grenze nicht merkt, an der die wirklichen Bäume in die gemalten übergehen. So weiß man in der erwähnten Szene auch nicht genau: ist es noch ein Landsknecht oder schon ein Billeteur?"

Seither hat das „Mirakel" mehrere Kontinente überzogen (Afrika, das Aschenbrödel, wartet noch immer), es ist ein begehrter Exportartikel deutscher Theaterindustrie geworden, allgemein verbreitet wie Kaugummi oder die Grippe. Jetzt kann man es in Wien (das, seit es in die Festwochen gekommen ist, auch sonst einen ziemlich geschwollenen Eindruck macht) neuerdings sehen, und zwar im Zirkus Renz, den Oskar Strnad mit ein paar genialen Würfen und Überwürfen als Kathedrale verkleidet hat. Ein Griff, ein Dom. Bewundernswert die gewaltige Mittelsäule aus Stoff, die hoch geht wie der Luster der Schauspieler im Theater in der Josefstadt unter der Führung von Max Reinhardt. Pferde, wie vor fünfzehn Jahren gibt es diesmal leider nicht, Nebenregisseure gibt es noch. Sie erscheinen, „Anschließen" murmelnd, in mancherlei Gestalt, zwanglos unter Volk und Geistlichkeit gemischt. Die Aufführung, weit über drei Stunden hingedehnt, ist, trotz vielem Schönen und Eindrucksvollen, nicht nur für die Mitwirkenden eine harte Strapaze. Es geht sehr exaltiert zu, doch verliert gläubige Verzückung rasch ihre Kraft als Nervenreizmittel für Nichtgläubige. Etwas im Zuschauer widerspricht sehr bald solcher mit allen Salben geriebenen Inbrunst und vom Takt-

stock gelenkten Ekstase, sein geistiger Magen verträgt nicht gut frommes Spiel gestopft mit geilem Theater (légende farcie). Bleiben die sinnlichen Bezauberungen. Da zeigt sich Reinhardt als Meister der Effekte, der er ist. Wie er Wirkung vorbereitet, retardiert, steigert, den Einzelnen gegen die Vielen stellt. Masse formt und gliedert, aus den drei Elementen: Bewegung, Klang, Licht, berauschendes Theater braut, wie er Statistenvolk schreien, sich wälzen, Hände ringen und Fäuste schütteln läßt — durch Effekt zum Effekt — als gings um weit mehr als dreißig Schilling die Woche, wie er das geschlossene Szenenbild, Linie um Linie, unmerkbar lockert: plötzlich steht es üppig entfaltet da, wie er das fromme Zeremoniell sich nutzbar macht und ihm nützt, der Kirche gleichsam unter die betend erhobenen Arme greift, wie er Gebärden zu Ornamenten der Leidenschaft multipliziert, Profanes und Heiliges in ein Zeichen großen Theaters ineinanderschließt.... das alles ist sehr imponierend, und keiner, außer immer wieder er selbst, machts ihm nach.

Madonna: Diana Manners, mild leuchtend unterm Strahl des Heiligenscheinwerfers, schön an Gestalt und Antlitz, mit Händen, die wie Fittige im Knospenstand sind, adlig, untadlig in jeder Beziehung, den sanften Blick in fernste Ferne gerichtet, gleichsam die Augen nicht brauchend, um zu sehen. Ihr Anblick gibt den Zuschauern Stärke. Auch Miß Rosamond Pinchot (die Nonne) ist ein optisches Vergnügen. Vom Sturm der Leidenschaften gefaßt, weht sie bezaubernd schwerlos und anmutig dahin. Und läuft wie eine trainierte Gazelle. Unter den Männern, die sie am Gewissen hat, erscheinen, solistisch betont, die Herren Mederow, Hart, Delius. Sie sterben bald, auf die Hingestreckten setzt sich ein Weilchen (die Fliege aufs Aas) der Spielmann, wonach sie dann unter gruseligem, leider in allen Fällen umständlich eingehaltenem Zeremoniell, vom violetten Tod geholt werden. Doch gehen sie uns nicht ganz verloren, denn im „Mirakel" (ähnlich wie in dem gleichfalls sehr verbreiteten Rummy-Spiel) spielen die Toten weiter mit. Einen Greis, der sich pantomimisch schwer zu helfen weiß, deklamiert Herr Wüllner in der Zeichensprache. Sokoloff zerreißt sich als Krüppel vor der wundertätigen Madonna, die ihn mit Genesung belohnt. Rainers „Tod" ist doch der beste. Auf der deutschen Bühne lebt keiner, der ihm die Hippe reichen könnte. Als Spielmann wirbelt Herr Matray leicht- und querfüßig über die Szene. Affen könnten von ihm klettern lernen, manchmal hängt er auch wie eine Fledermaus im Gebälk, aber unheimlich ist er gar nicht, vielmehr ein äußerst sachlicher, trockener Springer um des Springens willen. Das kühle, stolze Wesen der Nonne Nummer eins, der Blitz ihres Blicks und die Grazie ihres strengen Schreitens konnten nicht unbemerkt bleiben. Ihr schöner Name ist Dagny Ingenohl.

Das hilft aber alles nicht diesem hypertrophierten, ins Breite gereckten Theater, das, über kleinen Inhalt durch große Form hinwegtäuschend, als eine trotz allem Katholischen doch eigentlich barbarische Sache, und heutigem Geist- und Kunstanspruch durchaus als Angelegenheit von vorgestern erscheint.

Maß für Maß in Bremen von C. v. O.

Leopold Jeßners Staatstheater hat soeben Shakespeares Kuppler- und Bordellkomödie in einer achtenswerten Einstudierung herausgebracht. Die Kritik rühmt der Regie besonders nach, sie habe die heute beliebte Mode vermieden, klassische Stücke in der Gewandung dieser Saison zu geben, sondern sich streng an das dem Inhalt entsprechende elisabethanische Kostüm gehalten. Der Zufall will, daß zur selben Zeit auch in Bremen ein altmodisches Kupplerstück neueinstudiert herauskommt, leider nicht im Stadttheater, sondern vor einer Strafkammer, und als Darsteller erscheinen nicht Herren mit Mühlsteinkragen und Wollperücken und Damen in Reifröcken, sondern Bürger und Bürgerinnen unsrer hellen Gegenwart. Aber das Thema ist wie bei Shakespeare: Rigorismus toter Buchstaben gegen die Natur.

Frau Kolomak ist zu acht Monaten Gefängnis verurteilt worden. Schon der Zuchthausantrag des Staatsanwalts gab bösen Vorgeschmack. Aber nicht der Ausgang ist bei diesem Kriminalfall entscheidend, sondern wie verhandelt wurde.

Die Justiz muß automatisch jeder Anzeige, jedem Verdacht nachgehn. Sie mußte auch den Verdacht gegen Frau Kolomak auf seine Stichhaltigkeit prüfen. Das ist ihre Pflicht. Aber mag eine Pflicht noch so peinlich sein, niemandem ist verwehrt, sie menschlich und mit einem gewissen Aufwand von Geist zu tun. Die bremer Strafkammer aber beginnt ein umständliches Interrogatorium, dessen Unmöglichkeit überall außerhalb dieses Saales schallende Heiterkeit hervorgerufen hätte. Hier wird ein kleines Gelächter am Pressetisch schnell durch eine scharfe Rüge erstickt.

Wahrscheinlich hätte Frau Kolomak drei Töchter ungehindert verkuppeln können, wenn sie nicht die Todsünde begangen hätte, eine Behörde zu ängstigen. Ihr Buch ‚Vom Leben getötet' hat die Apparatur der Sittenpolizei der Öffentlichkeit preisgegeben. Keine Behörde vergißt eine Beängstigung. Schnell sind die Sbirren der Sitte mit ihren Recherchen da: Verdacht, die Tochter verkuppelt zu haben. Aus Klatsch und Nachbarinnenfeindschaft wächst die Anklage, als deren Kronzeugin eine Prostituierte figuriert. Jeder Privatmann, der auf sich hält, würde sich schämen, seine Sache so flankiert zu wissen. Nur Vater Staat, der ein überpersönliches Autoritätsprinzip zu wahren hat, kann es sich erlauben, mit solchen Hilfstruppen zu erscheinen.

Hier soll nicht ein Plaidoyer für Frau Kolomak vorgetragen werden. Dieser Prozeß erschüttert nicht durch sein Material von Schuld oder Unschuld, sondern durch die Aufdeckung von sozialen Tatsachen, die stärker sind als menschliche Charaktere. Das ist eine herzlich alte Erkenntnis und alle Menschen sehen so, nur das Gericht sieht nicht. Das Gericht will einen Schulderweis bringen und übersieht darüber die Wirklichkeit. Es weiß nicht, wie die Menschen aus der Schicht der angeklagten Frau leben. Es weiß nichts von der eignen Moralität dieser Schicht. Dieses Gericht kennt nur ein vor zweitausend Jahren in einem

bescheidenen Distrikt Vorderasiens entstandenes Sittengesetz, das auch durch den neuen Strafgesetzentwurf bestätigt wurde. Das Gericht unterstellt bremer Proletariermädel kategorischen Imperativen, die sich eher für Heroinen verstaubter Jambendramen eignen als für lebende Menschen. Das Gericht fällt Werturteile über das Liebesleben von Arbeitertöchtern, aber es weiß nichts von dem dumpfen proletarischen Stadtmilieu, nichts von der warmen Sehnsucht junger Dinger herauszukommen: immer am Rand der Prostitution, manchmal einen Schritt darüber. Das Gericht kennt nur ein imaginäres Sittengesetz und heischt ein Sühneopfer für dessen Verletzung. Ist es die Tochter nicht, die durch eine zu heftig geratene Salvarsanspritze von weitern Gelegenheiten zum Sündigen befreit worden ist, dann die Mutter, weil sie von einem Liebessold der Tochter vielleicht ein paar Mark eingestrichen hat. Eine Frau Landgerichtsrat würde in ähnlicher Situation vielleicht rufen: O Schmach! O schnöder Sündenlohn! Die Proletarierfrau steckt seufzend die paar Mark ein. Kuppelei ist ein typisches Verbrechen armer Leute. Kuppelei gehört zur Wohnungsnot. Es wird ziemlich unmöglich sein, der Inhaberin einer Zehnzimmer-Wohnung nachzuweisen, daß sie ihre Tochter verkauft.

Weltfremdheit feiert Orgien. „Wußten Sie, daß Ihre Tochter Herrenverkehr hatte?" Hat, der so fragt, nicht einmal selbst zum Herrenverkehr eines Mädchens gehört? „Duldeten Sie, daß Ihre Tochter sich schminkt?" Und fast wäre ein Friseur zitiert worden, um das Gericht zu belehren, daß nach der Mode von heute fast alle Frauen sich schminken. Der Herr Staatsanwalt lenkt ein: „Es mag sein, daß die amerikanische Sitte oder Unsitte des Gesicht-Bemalens an sich nicht unsittlich ist . . ." Wie das herauskommt: „Amerikanische Sitte oder Unsitte . . .", wie das herauskommt, giftig zensurierend, ein Millionenvolk gleichsam um ein paar Grade sittlich herabstoßend! Hier führt eine unsichtbare Hirnbrücke zur politischen Justiz. Auch im Schminktöpfchen und Lippenstift der Mädel steckt ein Stück Landesverrat. In dieser Verwerfung „amerikanischer Sitten" tanzen unter der Schwelle des Bewußtseins Wilsons vierzehn Punkte, rasseln die Ketten von Versailles, und aus ungelüftetem Gefühlsplunder stäuben schwarz-weiß-rote Zikaden.

Doch es hieße das Thema viel zu eng abstecken, wollte man die Art dieser Richter einfach mit politischer Voreingenommenheit deuten. Sie sind ja nicht gegen die Republik, Demokratie oder Sozialismus. Sie sind gegen die Zeit. Sie sind ebenso gegen kurzes Haar und kurze Kleider wie gegen die Weimarer Verfassung. Sie sind gegen die neue Selbständigkeit der jungen Mädchen ebenso wie gegen den ‚Potemkin' oder gegen George Grosz. Denn sie sind gegen die Zeit. Sie schützen einen Zustand, den es nicht mehr gibt. Sie schützen eine patriarchalische Moral, die der Krieg niedergelegt hat, und über deren Trümmer heute seidenbestrumpfte Beinchen lustig tanzen und gelegentlich stolpern und versinken. Die nächste Generation wird schon viel sicherer tanzen.

Nicht der Kampf um das Konkordat, der Kampf gegen die

Justiz ist unser Kulturkampf. Wir danken den Regisseuren der bremer Kupplerkomödie, daß sie uns das wieder einmal so überaus deutlich gemacht haben. Dieses Gericht über eine Mutter, die in ihrer armen Behausung in langen Nächten die mühsamen Schriftzeichen ihres toten Kindes nachgemacht hat, gehört zu den ärgsten Herausforderungen unsres Gegenwartsgefühls. In jenem schmalen Büchlein zuckt eine verlorene Seele noch einmal wie ein kleines Flämmchen auf und erlischt. Ein religiöses Jahrhundert hätte diese Frau Kolomak vielleicht als Hexe verbrannt. Aber um sie mit dem Kuppeleiparagraphen zu justifizieren, dazu war schon der moderne Rechtsstaat notwendig. Wir aber fühlen, wie die Zeit wieder wächst und die überlieferten Symbole klein werden. Die majestätische Themis von einst ist zur tristen alten Vettel geworden. Wir wollen sie nicht durch die amerikanische Sitte oder Unsitte des Gesicht-Bemalens zu restaurieren versuchen. Keine Reformen, die kaum das Antlitz betupfen. Sie gehört in die Schreckenskammer zu den Requisiten toter Jahrhunderte. Wir wollen ein Recht schaffen aus unsrer Zeit, aus unserm Kopf, aus unserm Blut.

London und Leverkusen von Morus

Deutsch-englische Industriekonferenz

Die deutsch-englischen Industrieberatungen, die im vorigen Jahr in Romsey mit viel Tamtam eingeleitet wurden, sind in Leverkusen in der Villa des Herrn Geheimrats Duisberg sanft verklungen. In Romsey erhielt die Dame des Hauses von dem Herrn Geheimrat, wie es in dem Heeresbericht hieß, einen roten Rosenstrauß überreicht. Welche Farben die Rosen hatten, die Frau Duisberg diesmal von den Engländern bekam, ist nicht bekannt geworden. Aber wir wollen hoffen, daß sie auch rot waren. Und das war dann wohl das einzige positive Ergebnis dieser Weekend-Konferenzen.

Oder waren die prominentesten Industriematadore aus England und aus Deutschland wirklich nur zusammengekommen, um „einen Austausch von Hochschullehrern und Studenten zwischen allen Ländern für erwünscht zu halten"? Oder, um die Herstellung engerer Beziehungen zwischen Landwirtschaft „warm zu begrüßen"? Oder selbst, um die an zehn andern Stellen bereits durchgekaute Ausdehnung internationaler Schiedsgerichtsverfahren in geschäftlichen Streitfällen zu erörtern und mit diesem Vorschlage zu „sympathisieren"? Oder, um sich von Herrn Lammers, der jetzt mit Gewalt aus dem Stande der Syndici heraus und in die Reihe der Großindustriellen vorstoßen will, einen von ihm selbst als „sehr interessant" vermerkten Bericht über die Genfer Weltwirtschaftskonferenz erstatten zu lassen? Gewiß, nach dem offiziellen Communiqué, das sich krampfhaft bemüht, die Bedeutung des hohen Besuchs bei Herrn Duisberg aufzubauschen, „fand auch eine allgemeine Aussprache über die Eisen- und Stahlindustrie, die Textilindustrie und andre Fragen statt, an denen die anwesenden deutschen und englischen Konfe-

renzteilnehmer besonders interessiert sind." Aber nichts Greifbares offenbar in der Frage der deutsch-englischen Chemievertrustung, obwohl der leitende Mann der I. G. und von englischer Seite Sir Max Muspratt vom Alfred-Mond-Konzern an der Weekendberatung teilnahmen. Kein Fortschritt vor allem in der Richtung auf eine deutsch-englische Kohlenverständigung, was doch in Romsey der Zweck der Übung zu sein schien.

Ein bißchen wenig fürs Reisegeld, werden manche sagen. Aber die haben unrecht. Denn tatsächlich hat sich alles programmäßig, nach dem Wunsch der deutschen Industriellen, abgespielt. Schon als man im vorigen Herbst nach Romsey fuhr, tat mans in der Absicht, sich nicht von den Engländern zu irgend einer festen Verbindung drängen zu lassen. Allerdings war damals noch Kohlenstreik, und die deutschen Industriebarone saßen auf einem sehr hohen Pferd. Inzwischen ist diese Hochsaison vorüber, die englischen Bergherren haben den größten Teile ihrer alten Märkte zurückerobert, und auch der deutsche Bergbau hat wieder Mühe, seine Kohle loszuwerden. Trotzdem will die deutsche Schwerindustrie vorläufig in kein Kohlenkartell mit England gehen, weil man fürchtet, durch die Bildung eines Kartells könnte die Organisierung und Rationalisierung des englischen Bergbaus künstlich beschleunigt werden — und daran hat die deutsche Konkurrenz natürlich kein Interesse. Deshalb hat man in Leverkusen, ebenso wie in Genf, bis auf weiteres friedlich-freundschaftlichen Individualismus gemimt und glücklich verhindert, daß die Tischgespräche zu irgendwelchen ernsthaften Konsequenzen führten.

In Romsey beschloß man: Vertagung und Revanche in Leverkusen. In Leverkusen beschloß man: nichts. Aber die Gastfreundschaft hätte eigentlich erfordert, daß Herr Duisberg jedem der Konferenzteilnehmer ein Päckchen Original-Leverkusener Aspirin mit auf den Weg gegeben hätte, gegen Kopfschmerzen und Schwindel.

Der Feldzug gegen Rußland

In dem großen Konflikt zwischen England und Rußland hört man aus Moskau von Rekordleistungen der politischen Polizei, von Hinrichtungen, von Verhaftungen und allem, was ein in seiner Existenz bedrohter Staat so politisch vorzunehmen pflegt. Nur von wirtschaftspolitischen Abwehrmaßnahmen ist kaum etwas zu hören. Man hat wohl die wenigen Aufträge gegen Barzahlung, die in England liefen, annulliert, hat auch ein paar Kreditgeschäfte, die die Engländer doch nicht glatt ausgeführt hätten, rückgängig gemacht. Aber irgend einen weithin sichtbaren und für England spürbaren Schlag hat die Sowjetregierung wirtschaftlich nicht geführt. Ein Teil der laufenden Verträge wird aufrechterhalten, und, schamvoll verbrämt, haben die Moskauer Leute sogar angekündigt, daß die größte englische Konzession in der Sowjetunion, die Lena-Goldfields-Minen in Sibirien unter englischer Leitung ungestört weiterarbeiten.

Indessen haben die Engländer auf der ganzen Linie ihren Apparat gegen Rußland angekurbelt. In der fascistischen De-

pendance des demokratischen England werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Mussolini in Front gegen Moskau zu bringen. Aber auch auf den Nebenschauplätzen sind die Engländer rührig am Werk. So geht der große Krach der Wiener Metallfirma Neurath zweifellos auf ein Londoner Manöver zurück. Bisher pflegten englische Banken Warenwechsel zu diskontieren, die aus oesterreichischen Lieferungen an die Sowjetunion herrührten. Seit dem Abbruch der englisch-russischen Beziehungen haben die Londoner Bankhäuser diese indirekte Finanzierung von Rußlandgeschäften eingestellt, und die Folge davon war die Wiener Dreißig-Millionen-Pleite. Eine weitere Folge wird wahrscheinlich sein, daß die Kreditgarantie, die die oesterreichische Regierung, nach reichsdeutschem Muster, für Rußlandgeschäfte übernehmen wollte, entweder gar nicht zustande kommt oder sich erheblich verzögert.

Auch hier in Kopenhagen, wo ich diese Zeilen schreibe, spielt der englisch-russische Konflikt hinein, und auch hier senkt sich die Wage, bei aller Neutralität, zugunsten Englands. Seit vier Jahren schon planen die Dänen, den Sund, die wichtigste Zufahrtsstraße zur Ostsee, auszubaggern, um den Handelsschiffen den Weg nach Kopenhagen zu erleichtern. Die Russen fürchten nun, wohl nicht ganz mit Unrecht, daß auf demselben Wege auch einmal englische Kriegsschiffe — wenn auch vielleicht nicht die ganz großen — in die Ostsee gelangen könnten, für die der Sund jetzt zu seicht ist. Sie haben deshalb in der Sowjetpresse Lärm geschlagen und auch inoffizielle Verhandlungen mit der dänischen Regierung eingeleitet, aber in Kopenhagen will man den Plan, mit Rücksicht auf seine Handelsinteressen, nicht aufgeben. Wenn auch nicht der Absicht, so doch dem Effekt nach hat man sich also zugunsten Englands entschieden; und eine andere Entscheidung wäre wohl auch schwer möglich zu einem Zeitpunkt, wo die noch sehr frische Stabilisierung der dänischen Krone durch große englische Kredite rückversichert ist, und wo man zur endgültigen Sanierung der verkrachten dänischen Landmannsbank weitere ausländische Kredite, wahrscheinlich englische, in Anspruch nehmen will.

In den ersten Tagen nach dem unerhörten Londoner Bruch mit Rußland gelang es den Sowjetleuten, in Deutschland wenigstens hie und da den Eindruck zu erwecken, als ob durch Aufhebung der Beziehungen zu England gewissermaßen ein großer Markt für andre frei würde, ähnlich etwa wie durch den englischen Bergarbeiterstreik. Aber Geschäfte mit Rußland machen, bedeutet zum überwiegenden Teile: Kredite an Rußland geben, und dieser Markt, das Exportgeschäft auf Kredit, stand auch vor dem Bruch mit England den anderen Staaten, insbesondere Deutschland in weitestem Umfang offen. Im russischen Außenhandel an die Stelle Englands zu springen, bringt zunächst nichts ein, sondern kostet erst einmal Geld. Diese Tatsachen muß man sich, in aller Nüchternheit, grade dann vor Augen halten, wenn man in dem englisch-russischen Konflikt alle Schuld und alle Verantwortung den Engländern zumißt.

Bemerkungen

Chamberlin und die Prohibition

1. Offener Brief von Miß P. Chattahoochee Fink, Sekretärin der International Dry Travel League (Internationale Liga gegen den Alkohol auf Reisen) in der ‚New York World'. Die Schreiberin erhebt geharnischten Protest dagegen, daß amerikanische Beamte auf Dienstreisen statt amerikanischer Schiffe solche ausländischer Reedereien benutzen, „mit ihren Bars, ihrem ewigen Zigarettengerauche und ihren Cocktail trinkenden Männern, Frauen und manchmal sogar Kindern"; sie fährt fort:

„Erst vor einigen Tagen fragte ich einen hohen Regierungsbeamten, den ich im Hause einer Freundin traf, warum er im Sommer nach Europa und zurück auf einem englischen Dampfer gereist sei und die Fahrt unter dem ruhmreichen Sterne-und-Streifen-Banner verschmäht habe. Er redete sich darauf hinaus, daß das nur wegen der Milch wäre, weil ihm der Arzt eine Milchkur verordnet habe. Alle Ozeandampfer aber, mit Ausnahme der amerikanischen, hätten lebende Kühe an Bord, welche dreimal täglich frische Milch gäben, denn auf See gäben bekanntlich Kühe dreimal täglich Milch, auf dem Lande nur zweimal. Das kam mir seltsam vor, daß nämlich ausländische Schiffe Kühe an Bord haben sollten, amerikanische aber nicht; aber dann erfuhr ich durch einen Seemann, den ich deswegen fragte, daß das seine Richtigkeit habe. Amerikanische Kühe wären viel wilder als europäische, und es wären häufig von ihnen amerikanische Seeleute aufgespießt worden, deshalb hätte man es für das Beste gehalten, keine Kühe mehr an Bord zu nehmen, um Unglücksfälle zu vermeiden. Aber diese Schwierigkeit würde sich doch wohl überwinden lassen, wenn man den Kühen die Hörner entfernte, und ich bin erstaunt, daß die Leiter unserer Dampfergesellschaften daran noch nicht gedacht haben."

2. Auf einer Versammlung der Christlichen Union Weiblicher Temperenzler erklärte die Vorsitzende dieses Vereins, Mrs. Poole:

„Deutsche Zeitungen melden, daß Chamberlin und Levine geäußert hätten, sie freuten sich besonders auf die Gelegenheit, in Europa echtes Pilsener Bier zu trinken. Dies hat auf uns Amerikaner einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. Wenn diese tapfern Flieger nach ihrer Ankunft in Deutschland wirklich Bier getrunken haben, würde man ihnen das hier sehr übel nehmen."

3. Frau Henrietta Winnigan, Vorsitzende der „Union of the oppressed Wives" (Verband der unterdrückten Ehefrauen) schreibt im ‚New York Herald':

„Wenn man heute Levine für einen Helden erklärt, der heimlich von seiner Gattin, der er doch Treue geschworen hatte, fortlief, so liegt darin eine unerhörte Beschimpfung der amerikanischen Frauenwelt, die alle rechtlich denkenden amerikanischen Bürger ablehnen sollten. Man müßte Levine von Rechts wegen in Ketten zurücktransportieren und ihn vor dem New Yorker Rathaus öffentlich an den Pranger stellen. Es ist mir nicht möglich, mir vorzustellen, daß mein Mann nach Europa flöge, ohne mich vorher davon zu benachrichtigen, und ich werde zu den Millionen Frauen gehören, die auf der Fifth Avenue bei der Rückkehr Levines laut ihn auspfeifen werden."

Daß Amerikaner hierzulande im Vergleich zu anderen ausländischen Reisenden meist besonders fröhlich und ausgelassen sich gebärden, vielfach von einer einfach mitreißenden Lebensfreude sind, das können wir Berliner bezeugen, wenigstens die von uns, die in den „Stätten", in denen das Vergnügen von Berufs wegen dargeboten wird, nicht ganz unbekannt sind. Wir haben bisher geglaubt, daß diese nationale Eigentümlichkeit wesentlich auf die

Freude am unprohibierten Genuß der menschenverderbenden Alkoholika zurückzuführen sei. Aber, aber..... es scheint beinahe, als wenn diese poor devils auch noch andere Gründe zur befreienden und befreiten Fröhlichkeit haben.

Martin Chr. Sander

Masaryks Botschaft

Man weiß, daß Thronreden nicht zu den gewaltigsten Produkten menschlichen Geistes gehören. Sie pflegen die politische Meinung der eben herrschenden Regierungsclique zu diesen oder jenen aktuellen Fragen auszusprechen, wo sie es nicht vorziehen, die menschliche Sprache zum Verschweigen einer klaren Meinung zu benützen.

Umso erfreulicher ist es, daß Masaryk, der unter recht üblen Begleiterscheinungen auf weitre sieben Jahre zum Präsidenten der tschechoslowakischen Republik gewählt wurde, in seiner eben erlassenen Botschaft diese Mätzchen verschmäht. Über dem öden Geplänkel der Parteien sucht Masaryk das „Unum Necessarium" des Staates, das ihn vor dem Verfall schützen soll. Der Präsident kehrt eben von einer Orientreise zurück, die ihn nach Aegypten, Palästina und Griechenland geführt hat und ihm deutlich zeigte, daß auch große Staaten und Völker der Dekadenz anheimfielen, wenn sie bestimmte Voraussetzungen nicht mehr erfüllten. Eben diese Frage, von der er sagt, daß sie auch eine solche der neuen Völker sei, wählt Masaryk zum Vorwurf seiner Botschaft. Jeder Staatsmann, jeder Politiker, jede politische Partei und überhaupt jeder, dem die Geschicke der eigenen Nation und damit auch der übrigen Nationen nicht gleichgültig sind, muß sich klarmachen, was den Nationen und Staaten unnütz ist, was ihnen schadet und zum Verderben führt.

Masaryk greift auf Comenius zurück, der in einem Büchlein über das Glück der Nation siebenerlei Mängel und Irrungen nannte, die dem Wohl der Nation hinderlich sind: Die Menge der Regierenden, die Menge der Gesetze, die vielen Ausleger der Paragraphen, welche die öffentlichen Gerichte verwirren, die Menge der äußeren Zeremonien, welche das richtige Wesen der Sache verdunkeln, Geringschätzung der Gesetze und ihre Verletzung, was sie Rücksichtnahme auf den tatsächlichen Stand nennen, die gegenseitige Eifersucht der Herrscher und schließlich sichtbare Kriege und tierische Wildheit.

Übersetzt in die heutige Terminologie findet Masaryk in diesen Sätzen eine auch heute vielfach berechtigte Kritik. So formuliert er den Gegensatz zwischen dem alten und dem modernen Staat: jener führte zum Absolutismus und zur Oligarchie, dieser strebt nach einem nichtabsolutistischen, demokratischen Zentralismus, weil er nicht nur auf der Zentralisation, sondern auch auf der Autonomie beruht. Der neue Staat muß demokratisch sein. Sicher hat die moderne Demokratie ihre Mängel, aber sie steht erst in ihren Anfängen, während die ältern Staatsformen sich durch tausende und tausende Jahre entwickelten. Deshalb sieht Masaryk auch die Mängel des demokratischen Parlamentarismus als aus dem Übergangsstadium geboren, in dem wir politisch und staatlich leben. Was nötig ist, ist die ständige Erhöhung der politischen Bildung der Beamtenschaft, der Repräsentanten des Volkes und des Volkes selbst. In der Demokratie soll das Argument, nicht die Sophisterei und die Faust gelten. Alle religiösen, kulturellen, politischen, nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Vorrechte haben in der wahren Demokratie keinen Raum. Dieses Prinzip muß sich auch nach außen zur Geltung bringen, auch in der Außenpolitik muß das Argument die Gewalt und Lüge verdrängen.

Wahrlich, die Tschechoslowakei hat es noch weit zu diesem von ihrem Schöpfer gezeichneten Ideal! Er selbst empfindet es

auch, wenn er sagt, daß die Grundmauern gelegt seien, das Gebäude in groben Umrissen dastehe. Jetzt handle es sich um die Bedingungen des Baues und um die geeignete praktische innere Einrichtung. In diesem Sinne will Masaryk wirken, als seine Widersacher betrachtet er die politischen und wirtschaftlichen Abenteurer, die ihrer unbezähmbaren Ehrsucht auch die Interessen des Staates opfern. Aber er ist überzeugt, daß die Mehrheit der Bürgerschaft von Verstand geleitet sein und sich nicht durch noch so patriotisch vorgeschobene Schlagworte beirren lassen wird. So appelliert Masaryk ausdrücklich an alle anständigen und bewußten Mitbürger, ihm hier zu helfen.

Josef Bělina

Liga Miramundum

„Die Bewegung ist von München ausgegangen." Also mit Vorsicht zu genießen. Das muß man sich von vornherein sagen, wenn man einen an „Euer Hochwohlgeboren!" gerichteten Prospekt in die Hand bekommt, in dem zum Eintritt in eine „Liga Miramundum" aufgefordert wird. Unterschrieben ist die Aufforderung von einem im Ruhestande sich langweilenden Senatspräsidenten Itschert, der vor dem Kriege einmal Zentrumsabgeordneter im Preußischen Landtag war und jetzt Vorsitzender des Arbeitsausschusses dieser Liga ist, sowie von einem Herrn Hugo Seeger, der als Bevollmächtigter für Norddeutschland und geschäftsführender Direktor zeichnet. Der Herr war einmal in Bayern nationalliberaler Parteisekretär und steht jetzt der Deutschen Volkspartei nahe. Diese Liga bezweckt „Anknüpfung und Pflege gesellschaftlicher und weltwirtschaftlicher Beziehungen auf völlig neuer und moderner Grundlage". Sie will „im Auslande die Achtung vor den Deutschen und vor dem Deutschtum heben und in der Heimat die Einigkeit stärken und die deutsche Wirtschaft fördern". Der Arbeitsausschuß, der Presse-Ausschuß und die Liste der Berliner Förderer sind überwiegend aus rechtsstehenden Leuten zusammengesetzt. Man findet auch einige Konzessions-Schulzen aus demokratischen Kreisen. So im Arbeitsausschuß den früheren Ministerialdirektor Oscar Müller, auf der Liste der Förderer den Abgeordneten Erich Koch, die Abgeordnete Lüders und Chefredakteur Georg Bernhard, im Presse-Ausschuß die Chefredakteure des ‚Börsen-Couriers' und der ‚Volkszeitung'. Über allem tront der Reichskanzler Dr. Wilhelm Marx mit seinem Staatssekretär Dr. Pünder. Kürzlich fand die erste Veranstaltung in der Deutschen Gesellschaft statt. Gegensätze wurden dabei sicher nicht überbrückt, Man stand sich ziemlich kühl gegenüber. Die rechtsstehenden Cliquen blieben unter sich und der Fremdling wurde neugierig berochen, ob ihm nicht etwa ein schwarz-rot-goldner Duft anhafte. Man hatte mit dem in Aussicht gestellten Erscheinen des Reichskanzlers und andrer Prominenter einige hundert Leute angelockt. Aber weder Herr Marx noch die übrigen Prominenten erschienen. Auch von den genannten demokratischen Persönlichkeiten war erfreulicherweise niemand da. Die Eröffnungsrede zwischen Suppe und Fleisch, die Herr Itschert hielt, war harmlos und trug den Charakter einer auf ganz tiefem Niveau stehenden Vergnügungsvereinsrede. Zwischen Fleisch und Eis erfuhr man aber dann, was eigentlich bezweckt wird. Die Festrede hielt der Abgeordnete der Deutschen Volkspartei und Berliner Schriftleiter des ‚Hannoverschen Kuriers', Herr Buchhorn, jeder Zoll ein Bratenbarde. Nach reichlichem Verbrauch von Klassikerzitaten erklärte er, daß der teutsche Mensch sich geltend machen müsse. Wie er sich die Auslandsbetätigung denkt, konnte man aus der Bemerkung ersehen, daß das Ausland nur von uns etwas lernen könne. Das müsse unsere Hauptaufgabe sein. So ganz nebenbei gab er dann spä-

ter zu, daß wir selbstverständlich auch etwas vom Ausland mitnehmen könnten, um aber gleich wieder zu betonen, daß der teutsche Mensch der Lehrer der Welt werden müßte. Das war der Sinn seiner Ausführungen, die ganz auf den bekannten Satz gestellt waren, daß die Welt nur am deutschen Wesen genesen könne. Woraus sich ergibt, daß diese Liga nur eine gesellschaftliche Filiale der Rechten sein will und woraus sich weiter ergibt, daß Demokraten dort nichts zu suchen haben, da man für zwanzig Mark im Jahre sicher bessere Verwendung findet. Der Geist Herrn Helds, des bayrischen Ministerpräsidenten und seines Innenministers Stützel, die jetzt den republikanischen Tag in München verboten haben, gibt dieser Liga ihr Gepräge. Neugierige seien gewarnt!

Albert Hellmann

Notizen eines Heimgekehrten

Es gibt im Leben des ausgewachsenen Mannsbildes zwei große Enttäuschungen. Die zweite ist das südliche Kreuz.

Kein Tropenmensch entgeht diesem Schicksal: der erste Exot, den er antrifft ... mit Nasenring und Indanthrenmalerei rund um den Nabel ... der spricht meist sächsisch. Er hat nämlich bei einem diesbezüglichen Missionar Deutsch gelernt.

Merkwürdig: auf dem münchner Oktoberfest gibt es regelmäßig mindestens eine Dame ohne Unterleib. Wenn ich aber des Abends dann in der X-Bar sitze, dann gibts immer nur Unterleibe ohne Dame.

Im Staate Oregon sah ich mal eine transportable, zusammenlegbare Patentkirche, die von Ort zu Ort gefahren wird. Ich zweifle nicht, daß Amerika inzwischen auch einen zusammenlegbaren und leicht transportablen Patent-Gott dazu erfunden hat.

Wenn der Verlag Kurt Wolff schon vor einhundertundzwanzig Jahren existiert und Kleist ihm den Michael Kohlhaas angeboten hätte: wissen Sie, was passiert wäre? Der Verlag hätte abgelehnt. Wissen Sie wieso? Es wäre zuviel ‚Handlung' drin gewesen und man hätte den Verfasser an Ullstein verwiesen.

Die Deutschen planen die ‚Raumschiffahrt' mittels einer nach dem Mars abgefeuerten Rakete. Der große Vorzug: daß sie für alle Zeiten auf besagtem Planeten verbleiben müßten ...

Fritz Reck-Malleczewen

Die große Parade

Die Parufamet lud diese Woche zu einer Pressevorführung des amerikanischen Kriegsfilm „Die große Parade" ein, wobei die Besucher nach der Vorstellung ihr Votum für oder gegen eine Aufführung in Deutschland abgeben sollten. Ich habe nicht begriffen, warum diese Frage gestellt wurde. Denn der Film, einer der schönsten, die je gedreht wurden, ist an keiner Stelle beleidigend für die Deutschen, an keiner Stelle schmeichelhaft für die Amerikaner. Wenn die Stahlhelme hier nicht die Form von Barbierbecken sondern die von Kochtöpfen gehabt hätten, so hätte man das Ganze auch für einen deutschen Soldatenfilm nehmen können, denn Soldat bleibt Soldat, und im Film sieht man nicht, ob die Front nach Osten oder Westen gerichtet ist. Selbst der Pazifismus ist in diesem Film sehr zahm; das liegt wohl hier an der schlechten Schneidung. Die große Szene, in der der Soldat im Granattrichter unter Granateinschlägen und Blitzen der Leuchtraketen den Krieg verflucht, wirkt angeklebt. Daß das Publikum begeistert zu jenem tapfern Zwischentitel klatschte, beweist nur, wie groß das Bedürfnis nach dieser Gesinnung, wenn schon Gesinnung sein muß, ist. Aber wenn jene Szene gefehlt hätte, so hätte man, ohne viel zu verändern, den Film auch „Des Soldaten Freud und Leid" nennen können. Und das ist sehr schade: Man hätte etwas von den idyllischen Etappenszenen streichen und dafür

die starken kriegsfeindlichen Akzente stehen lassen sollen, die die Originalfassung gehabt hat. So ist nur der Torso eines großartigen Kunstfilms vorgeführt worden, eines Films, dem wir keinen deutschen an die Seite stellen können. Wo gäbe es bei uns eine Abschiedsszene wie hier: Hinten ziehen unaufhörlich Lastwagen mit Soldaten vorbei und davor nehmen zwei Abschied. Hier ist rein graphisch, das heißt in der Verteilung des bewegten Schwarzweiß, eine solche Eile, ein solches Gehetztsein gegeben, daß man jenes Aneinanderfesthalten unbedingt glaubt. Und wo hätten wir je bei uns eine so überzeugende Darstellung von Mutterschmerz über den verstümmelten Sohn gesehen. — Aber noch etwas ist zu diesem Film zu bemerken: Der photographierte Krieg, die marschierenden Soldaten, die Flieger in der Luft, die Explosionen wirken gewaltig und erschütternd, aber nicht abscheulich. Der Krieg wirkt ästhetisch sehr stark, und diese Aufnahmen werden niemanden zum Pazifisten machen. Da hätte man hier drei bis vier Bilder aus Ernst Friedrichs fürchterlichem Buch, ein paar grausig verwundete, zerfetzte, schreiende Menschenleiber zeigen sollen —, die ganze Ästhetik des Krieges wäre zum Teufel gewesen. Aber das hätte man sich auch nicht in Amerika erlauben dürfen.

Wolf Zucker

Wilhelm und der Männergesang

Aus der Rede, die Wilhelm II. 6. Juni 1903 anläßlich des Wettgesanges zu Frankfurt am Main gehalten hat:

„... Ich möchte dringend davor warnen, daß Sie nicht etwa auf den Weg treten, es philharmonischen Chören gleichzutun.

Meine Ansicht ist: der Männergesangverein ist dazu nicht da; er soll das Volkslied pflegen. Von den Kompositionen, die unsern Herzen nahestehen, ist merkwürdig wenig gesungen worden, sechs- bis siebenmal Hegar, achtmal Brambach. Ich kann Ihnen offen gestehen, wenn man diese Meister öfter hintereinander hört, dann würde man jeden Verein mit Dank und Jubel begrüßen, der nur einmal „Wer hat dich, du schöner Wald" oder „Ich hatt' einen Kameraden" oder „Es zogen drei Burschen" gesungen hätte.

Ich warne auch davor, nicht zu lyrisch zu werden.

Es wird vielleicht den Herren interessant sein, daß fast zwei Drittel aller Vereine zu hoch eingesetzt und zum Teil einen halben, einen dreiviertel, sogar um einen fünfviertel Ton zu hoch geschlossen haben. Deshalb haben Ihnen die gewählten Aufgaben zum Teil selber geschadet. Es war eine Freude, wenn einmal ein Verein so tief einsetzte, daß man das Gefühl hatte, er hat noch Reserve übrig.

Wir sind am Rhein, und kein einziger Verein hat die „Drei Burschen" gesungen oder „Hans Joachim von Zieten" und „Fridericus Rex". Wir sind hier in Frankfurt und kein einziger hat Kalliwoda gewählt. Wir haben Mendelssohn, Beethoven, Abt; von ihnen ist nichts erklungen. Hiermit ist nun wohl der modernen Komposition genug getan.

Meine Herren! Ich erwarte von Ihnen, daß Sie möglichst dieser Ansicht und diesen Meinen Ratschlägen entsprechen werden. Ich bin fest davon überzeugt, daß dann auch die Sänger selber noch mehr Freude an der Einübung haben."

Kleine Geschichten

Alfred Capus und Octave Mirbeau gaben zusammen die Wochenschrift ‚Les Grimaces' heraus, die kein großes Publikum hatte. Als sie einmal zusammen auf der Terrasse eines Cafés saßen, kam ein Leichenzug vorüber. Capus wandte sich an den Freund und sagte: „Mein Gott, wenn das nur nicht unser Abonnent ist!"

*

Das Interview: „Verehrter Meister, ich habe mir erlaubt zu

notieren, was Sie gesagt haben würden, wenn ich die Unverschämtheit gehabt hätte, Sie zu interviewen."

Oskar Straus in Paris

Es war daher kein Wunder, daß Oscar Straus bei seinem Eintreffen in Paris nicht nur ein ehrenvoller, sondern ein geradezu sensationeller Empfang bereitet wurde — ein Empfang, dessen sich wenige deutsche Künstler in Paris rühmen können: Vorher seitenlange begeisterte Artikel in der gesamten Pariser Presse, bei seiner Ankunft eine große Schar der ersten Presseleute, persönliche Freunde aus den ersten Künstlerkreisen Frankreichs, ein Riesenheer von Vertretern der Illustrationspresse.

Die Gesichtszüge des großen deutschen Musikers waren daher nach wenigen Stunden allen französischen Zeitungslesern vertraut.

Kurz und gut: die Ankunft Oscar Straus' in Paris war eines der größten Ereignisse im internationalen Kunstleben.

Im übrigen ergab sein Gastspiel einen internationalen Austausch erfreulichster Art.

Wer weiß, ob Deutschland sich an dem geplanten Welttheater in Paris beteiligt —, um so wichtiger für uns ist deshalb Oscar Straus' Pariser Gastspiel — seine Eroberung von Paris.

Das Proszenium

Wem? — Ihr? — Ihm? — Sich? Oder mir?

Schon Zarathustras Vorfahren waren Priester, wie die des modernen Zarathustra-Nietzsche Pfarrer, und wie dieser wollte auch jener ihr Blut noch in dem seinen geehrt wissen.

Professor Doktor Grützmacher
Geheimer Regierungsrat
(*Deutsche Monatshefte*)

Wer kauft Kriegerdenkmal?

Gelegenheitskauf.

Die Stadt Kartuzy (Pomorze — Pommerellen) verkauft mit Genehmigung der vorgesetzten Behörde das hiesige alte deutsche Kriegerdenkmal, das einen Landsturmmann in voller Rüstung darstellt.

Das Denkmal, welches im Jahre 1899 vom Bildhauer Max Meißner, Friedenau-Berlin, angefertigt ist, ist aus Kupferbronze gegossen und wiegt schätzungsweise rund 7 Zentner. Der Anschaffungspreis betrug im Jahre 1899 reichlich 6000 Goldmark.

Das Denkmal ist käuflich zu erwerben nur als Kunstwerk und nicht als Schmelzmasse.

Angebote sind zu richten an den hiesigen Magistrat spätestens bis zum 30. Juni d. J.

Der Magistrat.
Kubasik, Bürgermeister.

Berliner Tageblatt

Liebe Weltbühne!

Der Kapitän Ehrhardt hat kürzlich mit seinem Adjutanten und seinem Anwalt, Herrn Bloch, einen Ausflug von Leipzig gemacht, als er gerade prozeßfrei hatte. Die Herren fuhren nach Wurzen. In einem Wurzener Tageblatt lasen sie einen Bericht über den Leipziger Prozeß. Der Kapitän Ehrhardt schlug auf den Tisch. „Das ist einmal ein guter vaterländischer Bericht für unsere Sache!" rief er aus. „Das hat ein deutscher Mann geschrieben! Dem wollen wir die Hand schütteln!" Gesagt, getan, hin zum Wurzener Tageblatt.

Die Redaktionsräume leer. Die daneben liegende Privatwohnung scheinbar auch leer. Im letzten Zimmer aber saß ein Mann mit einer heruntergerutschten Stahlbrille auf der Nase, Filzschuhen und einer zerknautschten Zigarre im Munde. Der Rechtsanwalt Bloch schöpfte Argwohn. „Hier ist der Kapitän Ehrhardt, der will Ihnen die Hand für den echt deutschen Aufsatz drücken, den Sie für die gute Sache geschrieben haben!"

Da hob der Mann mit der Zigarre den sächsischen Kopf, musterte aus kleinen Äuglein mißtrauisch die Eingetretenen und sprach: „Hab'n Si'n Ausweis?"

Antworten

Mißmutiger. „Ich wundre mich über die Geduld, mit der Sie Ihre Campagne gegen die Justiz fortsetzen. Glauben Sie denn selbst an den Erfolg? Über Ihre Justiztabellen amüsieren sich die deutschnationalen Biertische; die sehen darin nur den Beweis, wie glänzend das System klappt. Man sagt dazu besser ‚weiter machen' und geht seitwärts in die Büsche." Wir begreifen Ihren Ärger, aber Ihren Fatalismus möchten wir nicht mitmachen. Die Deutsche Liga für Menschenrechte hat soeben in Form eines umfangreichen Buches eine Denkschrift herausgebracht ‚Acht Jahre politische Justiz' (Hensel & Co. Verlag, Berlin W 30, Nollendorfstr. 21 a). Das ist ein Buch, das auf den Geburtstagstisch jedes deutschen Staatsbürgers gehört, damit er sieht, wie sein Staat aussieht, wenn ers noch nicht weiß. Das ist eine Revue der Justizfälle, die uns seit Jahren beschäftigen, dokumentarisch belegt und mit zahlreichen Pressekommentaren versehen. Eines ergibt sich daraus: ernsthafte Justizkritik wurde zunächst nur von ein paar Personen betrieben, aber bald wuchs die Zahl der Zustimmenden und heute sind die ersten bescheidenen Solisten völlig in einem gewaltigen Chorus verschwunden. Das ist der erfreulichste Eindruck dieser Denkschrift, die sonst von viel Ungerechtigkeiten und Leiden handelt: in Sachen Justiz bildet sich eine öffentliche Meinung in Deutschland. In die dickeste Stumpfheit ist Bresche geschlagen. Die Herren in den schwarzen Talaren sind nicht mehr unbeobachtet. Bald werden sie es auch fühlen.

Axel Eggebrecht. Sie begrüßen Hans Siemsens Ausführungen zu der ‚Metropolis'-Kritik von Wells und bemerken dazu, daß Sie bereits beim Erscheinen des Films zu ähnlichen pessimistischen Resultaten gelangt seien. Das ist richtig. Sie haben in der ‚Weltbühne' vom 18. Januar über den Regisseur Fritz Lang geschrieben: „Eine Unmenge sonderbarer Maschinengebilde ließ er erbauen, unter denen weder er selbst, noch irgendwer sich etwas vorstellen konnte, dekorative Werte: das war das Bild seiner Zukunft. Die Menschen aber in der Wunderstadt waren genau dieselben unklaren, theatralischen, verlogenen, unweisen und unpraktisch bekleideten Menschen seiner eignen Zeit... Mit einem riesigen Aufwand wurde der Beweis erbracht, daß die Seele, die Kraft der Hoffnung und der Phantasie, daß das Herz dieser Zeit längst gestorben waren —: eine späte, eine kostspielige Totenfeier."

Weltbühnenleser Stuttgart treffen sich am Dienstag, dem 28. Juni, abends ½9 Uhr, im Restaurant Stecher, Sophienstraße 19 a. Referat: Rechtsanwalt Dr. Hainz über Strafrechtspflege und Strafvollzug.

Berthold Jacob. „Carl v. Ossietzky schreibt im Leitartikel in Nr. 22: ‚Bethmann schluchzend und händeringend vor Bunsen...' Diese Annahme dürfte auf einem Irrtum beruhen, denn, wie bis heute unwidersprochen, hieß der englische Botschafter in Berlin Goschen, und Bunsen war in Wien." Das sei also hiermit berichtigt, um Ihre Nachtruhe wiederherzustellen. C. v. O. gibt seinen Lapsus reumütig zu und tritt entsühnt vor Clios Augen.

Berichtigung. Der Artikel von H. L. Mencken: ‚Amerikanische Freiheit' in Heft 23 der ‚Weltbühne' ist nicht von Hermann George Scheffauer übersetzt, sondern von Fräulein Susanne Duwensee.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6.

Stresemann und Poincaré von Carl v. Ossietzky

Es gibt auch in der Politik eine ewige Wiederkehr. Scheinbar Erledigtes ist plötzlich wieder da. Diese vergangene Woche stand im Zeichen der Diskussion über die deutsch-französischen Beziehungen. Gespenster vergessener Kämpfe standen wieder auf. In den Leitartikelspalten rumorten Poltergeister von 1923. Wäre in diesen Tagen ein Minister zurückgekommen, der irgendwo ein dummes Nein mannhaft herausgeschmettert hätte, am Potsdamer Platz hätten sich die Zehntausende, der Straßenordnung spottend, gestaut, und hoch vom Verkehrsturm hätte ein ordenbehängter Würdengreis den Gefühlen Ausdruck gegeben, so in diesem Augenblick Allteutschland bewegen. Es kam aber niemand an, nur Herr Stresemann reiste still ab, um in Oslo die Police der Nobelversicherung für dauernden Frieden in Empfang zu nehmen.

*

Anlaß dieser Zusammenrottung nationaler Affekte war Herr Poincaré, der wieder einmal ein Denkmal eingeweiht und dabei eine Rede gehalten hatte, die nach Darlegung der ganz-, halb- und nebenamtlich tätigen Verteidiger unsrer Außenpolitik in der Presse geeignet war, in Deutschland als große Herausforderung empfunden zu werden. „Stresemann wird antworten; Stresemann wird dem alten Poltron nichts schuldig bleiben", so las mans. Pazifistische Neophyten, denen das europäische Taufwasser noch frisch von den nationalen Posaunenbäckchen rann, hatten den feierlichen Akt schon ganz vergessen und schrien wieder: Nun aber Schluß mit Locarno! — So gings an die drei Tage. Bis Maximilian Harden, ganz unerwartet aus der Reserve tretend, in einem Brief an die ‚B.Z.' mit einem höflichen Kratzfuß daran erinnerte, daß es zu einer Polemik gegen eine Rede doch notwendig sei, deren Text zu kennen. Um für eine so profunde Erkenntnis Stimmung zu machen, mußte der berühmteste deutsche Publizist sein Ansehen öffentlich in die Wagschale werfen. Ein lehrreicher Vorgang zur Beurteilung unsrer öffentlichen Meinung. Alles Verständigungsgerede kann nicht hindern, daß eine einzige falsche Meldung oder ein Verschweigen oder eine allzu beflissene Textbearbeitung die mühsam zitierten Friedensgeister wieder verjagen können.

Das reizt zur Karikatur, nötigt aber auch zur ernsten Frage: wie viele Blätter es eigentlich noch gibt, die sich nicht bei jeder Gelegenheit vom Auswärtigen Amt ins Schlepptau nehmen lassen. Gibt es noch eine unabhängige Presse oder nur noch Instruktion durch Pressekonferenzen? Hier schwanden auch innerhalb der republikanischen Zeitungen alle Nuancen; es gab keine Russophilen und Anglophoben mehr, es gab nur noch die eine wohlbekannte Einheitsfront, die nach den Erfahrungen seit 1914 das untrügliche Kennzeichen jeder großen Dummheit bildet. Alle republikanischen Redaktionen hatten plötzlich ihre Spezialliebhabereien vergessen, verfluchten den

lothringischen Ruhestörer und waren sich einig, daß jetzt Briands Prestige in Frage gestellt sei, Poincaré die auswärtige Politik wieder in die Hand genommen habe und der Rückfall in die Ruhrpolitik vollkommen sei. Doch nirgends war zu lesen, was der vielbefehdete Denkmalsredner nun wirklich gesagt hatte. Zum Ersatz dafür aber erhielt man — natürlich gehört das dazu, um das Bild zu runden — die obligaten londoner Pressestimmen, aus denen sich entnehmen ließ, daß der französische Ministerpräsident ein unbelehrbarer Starrkopf sei, in seiner chauvinistischen Verblendung eine Gefahr für Europa: wieder habe er Deutschland sozusagen mitten im Frieden überfallen, und niemand empfinde das lebhafter als die englische Öffentlichkeit, die die Erregung Deutschlands durchaus begreife. Solches und ähnliches wurde prompt gekabelt.

Als dann, dank Hardens wirkungsvoller Intervention, sich schließlich der Eine oder Andre für den Originaltext zu interessieren begann, ergab sich, daß sich Herr Poincaré keine chauvinistische Rodomontade geleistet hatte, sondern redlich bemüht gewesen war, den neuen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Der angebliche Haßgesang erwies sich als Verständigungsrede. Daß das Organ des alten Herrn nicht für Stresemannsche Tenorpartien geschaffen ist, weiß man. Nicht jedes Land ist so glücklich, über einen Außenminister zu verfügen, der zugleich ein Sänger und ein Diplomat ist. Was Poincaré sagte, war als Konzession an einen neuen Geist gedacht, aber es kam schartig und verknurrt heraus. Wir haben immer betont, daß Poincaré, obzwar von nationalistischer Grundrichtung, dennoch als trockener Realist und in Ermangelung jedes abenteuerlich romantischen Einschlags stets unbedingten Respekt vor Tatsachen empfindet — auch vor pazifistischen. Als er im vorigen Jahr wieder Premierminister wurde, hatte sich Briands Versöhnungspolitik in Frankreich durchgesetzt, und der angebliche Exponent des Kriegsgeistes hat nicht ein einziges Mal versucht, das Steuer herumzureißen; seine Aufgabe war die des Finanzsanierers und an die allein hat er sich gehalten. Vielleicht lag in dieser Beschränkung sogar eine gewisse Pose, ein wenig gespielte Selbstentsagung: Seht, ich bin nicht nur der nationale Trompeter, ich bin der Mann der stillen, unerbittlich sachlichen Arbeit! Das liegt jedoch auf einer persönlichen Linie und berührt uns deshalb hier nicht. Festzuhalten bleibt nur die große Entschlossenheit, mit der das gegenwärtige Frankreich, das Frankreich nach dem Ablauf der Blockherrschaft, das nicht mehr links ist und noch nicht rechts, an der Verständigung festhält. Locarno, auch für den politisch denkenden Deutschen etwas schwer Bestimmbares, Wunsch und Aussicht mehr als Abschluß alten Streites, bedeutet für Frankreich eine Tatsache. Die bewährt sich so stark, daß auch dieser Premierminister mit der kriegerischen Vergangenheit ihr seine Reverenz erweist. Er ist als alter Advokat ganz Wirklichkeitsmensch, er verbeugt sich nur vor dem, was ist. Einerlei, ob es ihm gefällt.

Das sollte man in Deutschland nicht übersehen. Und deshalb war das Entrüstungsspiel in vergangener Woche, der

künstlich arrangierte Alarm unter Verhüllung des Tatbestandes eine unerhörte Frivolität. Bemerkenswert und aufrüttelnd nur als Probe aufs Exempel. Es entzieht sich unsrer Kenntnis, was zur Zeit in der Bendler-Straße gesponnen wird. Aber die geistige Mobilisierung klappt noch immer.

*

„Stresemann wird antworten." Selbstverständlich wird er. Wenn Einem irgendwo eine Rede aus dem Mund gelaufen ist, kann er nicht Abstinenz üben. Er braucht auch eine Herausforderung, um sich vor den rechten Bundesbrüdern zu rehabilitieren. Die sind ihm furchtbar bös, weil er aus Genf nichts mitgebracht hat als ein Kompromiß über die Ostfestungen. So mußte es als Abschlagszahlung wenigstens eine dröhnende Fanfare geben.

Dazu war die außenpolitische Debatte vorgesehen. Und jetzt das wohlbekannte Bild: nach Geflüster über mögliche Krisen die nichtssagende Erklärung der Regierungsparteien, vorgetragen dies Mal vom Prälaten Kaas aus Trier. Dann die Oppositionsredner: Breitscheid etcetera. Sie sind glücklich, daß ihr Gegner für sie Politik macht und geben diesem Glück rückhaltlos Ausdruck. Breitscheid witzelt etwas... Kleine kritische Knallerbsen; aber er schießt nicht ab, legt seine Munition gleichsam auf den Tisch des Hauses; die Abgeordneten stehen herum und freuen sich über die Dinger. Nichts geschieht. Stresemann, der innerhalb der Koalition viel Ärger hat, erlebt wenigstens an seiner Opposition Freude.

Aus dem Rahmen fällt nur eine sehr würdige Rede des Abgeordneten Grafen Bernstorff. Eine völkerbundgläubige Rede, bei der nicht die Opportunität als Patin stand. Über gewisse Widersprüche kann auch Bernstorff nicht hinweghelfen, aber hier spricht ein klarer, sauberer Kopf, dem es nicht auf Schönrednerei ankommt, weder auf Silberstreifen noch auf zerbrochene Kanonen, sondern ein alter Berufsdiplomat, dem man nicht so leicht kein X für ein U vormacht. Sehr eindringlich klingt seine Warnung vor den Folgen der schwarzen Rüsterei.

Und wieder empfindet man einen Wandel der Zeit. Wie lange ist es her, daß man über das heikle Thema kaum in vertrautesten Kreisen sprechen durfte? Heute berührt ein alter Liberaler wie Bernstorff die Frage wie etwas ganz Selbstverständliches, ohne daß Entrüstungsausbrüche einsetzten oder Herr Geßler sich etwa aufgeregt zum Wort meldete. Wir „Landesverräter" haben doch eine große Pionierarbeit geleistet. Das von uns zu Tage geförderte Material wird auch von den mildesten Demokraten nach Belieben verwendet. Hüten wir uns sorgfältig vor dem Hochmutsteufel. Nichts ist gefährlicher in Deutschland als gegen alle Ressourcen der nationalistischen Politik einer Wahrheit dennoch zum Durchbruch verholfen zu haben.

*

Bernstorff hat sehr schlicht und eindringlich gesprochen. Stresemann dagegen wappnet sich wieder mit den prunkhaftesten Stücken aus seinem rhetorischen Arsenal. Er muß

wieder aus allen Fenstern zugleich sprechen. Er muß für die Rechte allerschärfste nationale Töne finden, darf aber andrerseits die linken Reserven nicht verstimmen. Komisch, dieses Mosaikbild. Er muß so grelle Farben nehmen, wie Hergt verlangt, aber zu grell, nein, das würde wieder Frankreich mißfallen; dämpft er aber zu stark, dann würden Die drüben sagen, daß die Mischung zu matt ist, und sie werden die Drohung belächeln. Man braucht nicht zu sagen, daß unser gewandter Stresemann es auch dies Mal allen recht gemacht hat. Die Einen lobten die Entschiedenheit, die Andern die kluge Nuancierung in den entscheidenden Partien. Alle zusammen das hohe staatsmännische Verantwortungsgefühl des beliebten Nobelpreisträgers.

Was aber die Attacke gegen Poincaré angeht, auf die alle Welt mit Spannung wartete, so hat dieser glänzend ripostiert: Er hat nämlich auf eine Antwort verzichtet. Stresemann hat buchstäblich ins Leere geredet: der Feind war nicht da. Der Feind hat die außenpolitische Debatte bis zum Herbst vertagt. Deutlicher kann man seinen Friedenswillen nicht dokumentieren, deutlicher nicht sagen, daß es zu nichts führt, wenn die Staatsmänner Deutschlands und Frankreichs sich mit rhetorischen Zweikämpfen die Zeit vertreiben. Stresemann hat dank Poincarés Verzicht das letzte Wort gehabt; aber dieses Wort klang scharf und deshalb nicht gut. Mit neu bestätigter und getätigter Friedlichkeit begibt sich Herr Poincaré in die Sommersaison. Was für Anstrengungen es ihn gekostet haben mag, ihn, den Beredten, die Schleusen der Beredtsamkeit bei solcher Lockung geschlossen zu halten, mögen die Götter wissen. Aber der saure alte Herr war dies Mal nicht nur klug, sondern von wirklich witziger Überlegenheit.

Die deutsche Presse aber findet kein Sterbenswörtchen von Anerkennung dafür. Sie ahnt nicht einmal den Humor der Sache oder will ihn nicht ahnen. Und vergebens sucht man in den Zeitungen eine Andeutung davon, wie man eigentlich jetzt in England über Poincaré denkt.

*

Die Camelots du roi haben ihren Führer Léon Daudet aus dem Kerker geholt, in dem er bei Champagner und Austern schmachtete. Die Befreiung geschah auf sehr heitre Art, und die Öffentlichkeit lohnt den Streich mit homerischem Gelächter, während die geprellten Hüter des Staatsapparats trauern. Am nettesten ist bei der ganzen Geschichte, daß die Camelots nicht nur ihre eignen Leute, sondern auch einen politischen Gegner, nämlich den Kommunisten Sémard, mitgenommen haben. Kann man sich das in Deutschland vorstellen? Würde Herr Ehrhardt etwa Max Hölz mitgenommen haben, wenn er in der Zelle nebenan gesessen hätte? Im günstigsten Fall würde er ihn unterwegs auf der Flucht erschossen haben. Glückliches Volk, wo selbst die düsterste Reaktion geistige Grazie hat und mehr Witz als anderswo die radikalen Männer, die alles umstürzen wollen.

Eusebio Mañasco von Alfons Goldschmidt

Geklemmt zwischen Paraguay und Brasilien liegt das argentinische Territorium Misiones. Hier wächst Ilex paraguariensis, ein Buschstrauch aus der Familie der Aquifoliazeen. Schon Jesuiten kannten die belebende Kraft dieses Strauches. Sie legten große Kulturen davon an, denn die Blätter dieser Pflanze haben tonische Eigenschaften. Sie sind teeblattähnlich, und man nennt denn auch das mit ihnen bereitete Getränk Maté. Ganz Argentinien trinkt Maté. Morgens, mittags und abends wird Maté durch Röhren gesogen. Argentinien verbraucht soviel Maté, daß die eignen Kulturen nicht reichen. Die Einfuhr beträgt etwa 60 000 Tonnen im Jahr. Da der Preis wegen der Zölle hoch ist, wendet sich die Spekulation mit Gier dem Anbau dieser Pflanze zu. Nicht nur in Misiones, auch im Gebiet des Chaco, im Territorium Formosa und in einigen argentinischen Provinzen wird Maté gewonnen.

Viele Millionen Pesos wirft der Matéhandel ab. Er würde weniger abwerfen, wenn nicht die Löhne miserabel wären. Das Matégebiet Misiones ist eine Hölle, schlimmer als die Zuckerplantagen in Tucuman und die Holzfarmen im Chaco. Der Matébauer ist rechtlos, oder war es doch bis vor kurzem, bis Eusebio Mañasco, ein Proletarier mit großem Herzen und außerordentlichem Mut, ihn aufrief und zur Solidarität mahnte. Mañasco kämpfte gegen Korruption, Dummheit, Alkoholseuche, gegen all den Schmutz, die Auspressung und die armselige Trunkenheit der Gepeitschten, die nur dann vergessen können, wenn sie die Besinnung verlieren. Es ist ein Schuften und Verrecken im Dusel. Mañasco kam klaren Auges und mit einer starken Organisationsenergie. Er wollte die Gewerkschaft. Die Gewerkschaft ist in Latein-Amerika nicht selbstverständlich wie in europäischen Maschinenländern. Sie ist dort noch das Kollektivwunder, der neue Weg zu hellern Horizonten, Zuflucht und Atemmöglichkeit. Dem Kapitalisten also ist sie Frechheit, Sklavenüberheblichkeit, Bombe. Die Matékompanien in Misiones hatten sich derart an die ungehinderte Auspressung des „Mensu" gewöhnt, daß sie jeden Versuch, die Armen zusammenzuschließen, wie einen Aufstand in Waffen bekämpften.

Mañasco kostete alle Pionierverfolgungen des Anfangskapitalismus. Verleumdungen, Umstellungen, Bedrohungen, Bestechungsversuche, den ganzen Giftspeichel der Kompaniekreaturen und der Arbeitskameraden, die gebeugten Rückens lieber zugrunde gehen als graden Rückens kämpfen wollen. Schließlich packte man ihn auf die bekannte Art. Er wurde beschuldigt, einen Gegner ermordet zu haben. Sie warfen ihn ins Gefängnis und verurteilten ihn auf Grund von Scheinbeweisen zu lebenslänglichem Kettenkerker. Ein Appell an das Gericht von Paraná half nichts. Da bewegte sich das argentinische Proletariat und viele Intellektuelle des Landes schlossen sich den Protesten an. Man verlangte die Freilassung Mañascos.

Die Union Sindical Argentina, die Gewerkschaftszentrale des Landes, führte den Kampf um die Befreiung Mañascos, der für die Gewerkschaftsidee nach Misiones gegangen war, in das

höllische Neuland der proletarischen Organisation. Die Propaganda für Mañasco wurde verbunden mit der Propaganda für Sacco und Vanzetti. Die Drei sind heute Heroen des Proletariats in Latein-Amerika. Eine ungeheure Woge der Entrüstung, des Mitleidens und des Freiheitswillens geht über den Kontinent von Patagonien bis zur Texasgrenze. Überall, bei jeder Gelegenheit, in jeder Versammlung, in jeder Nummer eines Proletarierblattes werden sie genannt, gefeiert, und ihre Freiheit ist die Sache der Freiheit des ganzen latein-amerikanischen Proletariats geworden. Sie stehen in einer Reihe mit den Märtyrern von Chicago, die in Amerika unvergessen sind. An jedem ersten Mai wird ihrer gedacht, sind sie Beispiele der Unerschrockenheit und des Leidens für das Proletariat.

Im Gefängnis zu Posadas hörte Mañasco den Bruderschrei. Er wurde so stark, so unwiderstehlich, daß die Gewalten in Misiones Furcht bekamen. Nicht der Gerechtigkeit zuliebe, sondern aus Angst vor den erwachenden „Mensus", wurde Mañasco aus Posadas abtransportiert und nach Buenos Aires geführt. Man kann sich die Erregung der Arbeiterschaft von Buenos Aires kaum vorstellen. Jede Kleinigkeit wurde registriert und mit Gier aufgenommen. Die Augen, die Haltung Mañascos, als es einigen Genossen gelungen war, ihn zu sprechen. Entrüstung, daß man ihn mit Verbrechern in einem Waggon zweiter Klasse befördert hatte. Beschreibung des Polizeikarrens, in dem er nach dem Untersuchungsgefängnis geschafft wurde, Nennung der Beamten, die ihn begleitet hatten und Protest gegen überscharfe Bewachung Mañascos. Am ersten Mai dieses Jahres gab es in ganz Argentinien Manifestationen für Mañasco, Sacco und Vanzetti und zum 15. Juni proklamierte die Union Sindical Argentina den Sympathie-Generalstreik für die Dauer von 24 Stunden. In allen Meetings wurde verlangt, daß der Oberste Gerichtshof der Nation schleunigst das Urteil des Appellationstribunals von Paraná aufheben und Mañasco in Freiheit setzen sollte.

Mañasco ist der Hölz Argentiniens. Verurteilt wegen eines Mordes, den er nicht begangen hat. Ein Mann von größter Energie und Reinheit. Ein Führer ohne Eigeninteresse, ein Organisator von hohen Graden. Wir lernten in der Schule Pioniere bewundern, die unter die „Wilden" gegangen waren und als erste die „Zivilisation" dorthin getragen hatten. Was diese Zivilisation angerichtet hat, könnt ihr in Misiones erfahren, in Tucumán, im Chaco, in Peru, in den Minen Kolumbiens, in Venezuela, in Mexiko. Menschen wie Mañasco müssen gegen die entsetzlichen Verbrechen dieser sogenannten Zivilisation kämpfen und werden von ihr verfolgt, wie man wilde Tiere jagt. Mañasco, das ist der wirkliche Pionier, nicht der Ausbeutungspionier, nicht der Überpflanzer einer Religion, deren Kirche nicht heilt, sondern knutet, er ist Pionier der direktesten Sehnsucht, der einfachsten Würde, der Arbeitseinigkeit, ein wirklicher Heros unsrer Zeit. Möge er frei sein und in Freiheit weiterkämpfen für die Brüder in Misiones, die das belebende Kraut unter einer Siedesonne und mit gebeugtem Rücken sammeln, aber selbst nicht Belebung, sondern Knechtung und Tod erfahren.

Dienstunterricht für den Infanteristen

von Ignaz Wrobel

„Und ruft das Vaterland mich wieder
Als Reservist und Landwehrmann,
So lege ich die Arbeit nieder,
Und folge Deutschlands Fahnen dann!"

Der Musketier Pietsch von der 8. Kompagnie, mit dem ich neulich wieder einmal beim schäumenden Pilsner alte Erinnerungen aus unsrer Dienstzeit ausgetauscht habe, erzählt noch heute gern von den Jahren, da es ihm vergönnt gewesen ist, einen von des Kaisers Röcken zu tragen. Pietsch, ein hochgewachsner und breitschultriger deutscher Mann, der mit dem Vertrieb von Abziehbildern sein gutes Auskommen hat, pflegt gern leuchtenden Auges von den Kaisermanövern zu erzählen, wo er am Horizont den Staub sah, den Majestät da aufwirbelte — von den Putzstunden und von den freudigen Vormittagen auf dem Kasernenhof, da er seine Knie rollen ließ, daß es nur so eine Art hatte. Pietsch gibt an — und seine Frau, eine echte deutsche Hausfrau von deutschem Schrot und Korn bestätigt es —, daß er erst seit seiner Dienstzeit ein brauchbarer Mann geworden sei. „Siehst du", sagte er zu mir und ging auf das kleine Nußbaumschränkchen zu, das ihm seit Jahr und Tag zur Aufbewahrung seiner kleinen Bibliothek dient, „siehst du, hier habe ich sozusagen den Schlüssel zu meinen Erfolgen." Und damit überreichte er mir ein grünes Heftchen, in dem ich staunend blätterte, während er schmunzelnd dabei stand und an seiner Reservistenpfeife zog. „Transfeld" las ich. „Dienstunterricht für den Infanteristen des Deutschen Heeres". Unwillkürlich nahm ich Haltung an. „Ja", sagte Pietsch und stieß eine riesige Wolke aromatischen Tabaks aus, so daß der Kanarienvogel in seinem Bauer tot von der Stange fiel, „das war also sozusagen meine Bibel. Und ich kann dir sagen, mein Junge, wir haben gut gebetet, damals! Wenn ich noch dran denke ..." Pietsch versank in süße Träumerei, während deren ich ins Nebenzimmer ging, um mit seiner Gattin ein Stündchen die Ehe zu brechen. Als wir wieder herauskamen, erhob sich Pietsch zu seiner ganzen imposanten Höhe. „Nimms mit, mein Junge!" sagte er. „Sollst auch was lernen!" Und ich nahm es mit.

Ich muß wohl sagen: dies ist ein wahrhaft humoristisches Buch — man kommt aus dem Lachen gar nicht heraus. Möchtest auch du, lieber Leser, aus dem Büchlein Belehrung und Unterhaltung ziehen?

*

Das Ding beginnt mit einer Darstellung der preußischen Geschichte, an der auch nicht ein Komma wahr ist. Das verlogenste Zeug war offenbar grade gut genug, um Millionen von Deutschen als Leitfaden für die Geschichte ihres Landes zu dienen. Folgt eine Tabelle der „wichtigsten Kriegsgedenktage 1914—16", die aus einer Kette von deutschen Siegen besteht. Von der Marne-Schlacht war damals (wie heute) nur den Beteiligten etwas bekannt — jedenfalls findet sich von

ihr in der Tabelle kein Wort. Dazwischen die Bilder des Herrscherhauses — auch der von Oels ist da und hält seinen Helm auf den Knien, die schon so manches geschaukelt haben, und sieht genau so aus, wie er war. Auch eine Dame, die deutsche Kaiserin genannt wird — aber da sie nicht Hermine heißt, muß es sich wohl um einen Irrtum handeln.

Zweiter Abschnitt: „Wehrpflicht, Fahneneid und Kriegsartikel."

„Wohl gibt es viele, die von allgemeinem Völkerfrieden und Abrüsten sprechen; aber die Geschichte lehrt, daß kriegerische Zusammenstöße der Völker unvermeidlich sind." Das ist ja eine schöne Geschichte! „Wir Deutschen brauchen ein besonders starkes Heer, da wir keine natürlichen Grenzen haben, und da wir Nachbarvölker haben, die uns unsre Weltstellung, die ständige Aufwärtsbewegung unsres Volkes in Industrie und Handel, in Kunst und Wissenschaft und unsern Wohlstand nicht gönnen." Für diesen Satz verdient der Verfasser an eine solide Laterne gehängt zu werden. Ist es denkbar, daß man — nur, um seinen Machtgelüsten eine Position zu schaffen — vernünftigen Menschen einredet, es gäbe auf Gottes weiter Erde auch nur einen vollsinnigen Menschen, der „aus Neid" in den Krieg zieht? — Es ist denkbar. In Deutschland war so etwas denkbar, und mit Erfolg.

Folgt der Fahneneid, bei dem die kleingedruckten Israeliten nur: „So wahr mir Gott helfe!" zu murmeln hatten, und wenn sie es gar nicht murmelten, machte es auch nichts. (Wer sitzt denn hier dauernd herum und schreibt mit? Es ist der Presse-Referent der Reichswehr, der wie ein Schießhund aufpaßt, ob auch keine Beleidigung seines Ladens wie ein Haken herausragt, an dem er seinen Helm und den Verantwortlichen aufhängen kann... Stellen Sie sich bequem. Sie werden nachher gerufen, wenns so weit ist. Ich danke.) Ja, also die Fahne.

„Die Fahne vertritt fortan für den Soldaten die Person des obersten Kriegsherrn." Das ist nicht auszudenken. Der oberste Kriegsherr zusammengerollt auf der Kammer; der oberste Kriegsherr eingemottet — und doch ist etwas Wahres daran: Fahnen wurden niemals in das Gefecht mitgenommen, sie spielten nur nachher, bei den Besichtigungen in tiefster Etappe, eine große und wehende Rolle.

Der zweite Kriegsartikel aber befaßt sich mit der Treue. Ja, das ist nun so eine Sache... „Von jeher ist die Treue eine der vornehmsten Tugenden unsres Volkes gewesen..." Das ist, von jeher, eine Lüge, aber laßt uns doch sehen, welche Vergehen gegen die Treue möglich sind. Da ist zum Beispiel die Fahnenflucht. „Die eidlich gelobte Treue bricht, wer sich der Fahnenflucht schuldig macht..." Davon steht nun nichts in der „Geschichte des Herrscherhauses", obgleich es dahin gehörte. „Das schwerste Vergehen gegen Mut und Tapferkeit", heißt es in einem Deutsch, das das ewige Geheimnis des Gamaschenknopfes ist, der es gedichtet hat, „ist die Feigheit." Da hätten wir einen Kaiser, der auskniff, als er in die einzig prekäre Situation seines Lebens kam; da hätten wir den Feldherrn Ludendorff, den sie aus Dänemark und Schwe-

den erst rausjagen mußten, weil sie ihn auch da nicht haben wollten — da hätten wir den ganzen Stall voller Würdenträger, die nicht da waren, als es ein wenig, ein ganz klein wenig gefährlich zu werden versprach. Sind aber heute noch sehr geehrt und auf allen kameradschaftlichen Veranstaltungen gern gesehen. Wir kommen nunmehr zum Gehorsam.

Da sind eine Reihe schrecklicher militärischer Vergehen aufgezählt, und es ist sehr amüsant, zu sehen, wie in den „Beispielen" die Opfer niemals Offiziere sind; der Verfasser hat mit Recht das sehr richtige Gefühl gehabt, es sei besser, den deutschen Soldaten gar nicht erst auf den Gedanken zu bringen, daß man auch einem Offizier seinen Deckel vom Kopf schlagen könnte. Die angenommenen Vergehen richten sich im Buch alle nur gegen Unteroffiziere.

Was die „ehrenhafte Führung" anbelangt, so ist von diesem Kapitel etwas zu sagen, das für das ganze Reich gilt: es ist in einem Fibelstil geschrieben, der sich an komplette Idioten wendet. Der Standpunkt des Herrn Transfeld ist durchaus der eines lieben Gottes auf dem Gutshof, wo er weit und breit der einzige ist, der halbwegs lesen und schreiben kann — und der so viel „Kultua" hat, daß er weiß, wie jemand Feuer anbietet. Die „Kerls" ...

Ernsthaft lehrreich ist ein andres.

Die „Ehre" des Soldaten wird stabilisiert, als sei sie etwas Vorhandenes, etwas, das eben a priori da ist. Da ist es eine „Ehre", einen Schießprügel tragen zu dürfen — da ist es eine andre, diesem oder jenem Bataillon anzugehören, da hat jede Korporalschaft eine „Ehre" — kurz: man findet sich unter so viel Ehren gar nicht heraus. Sehr typisch ist auch dieser wahnwitzige Standpunkt, daß die eigne Ehre durch das Verhalten andrer verletzt werden könne ... o du mein Preußen!

Was hingegen die Reinlichkeit des Körpers betrifft, „so wäscht sich der Soldat nach dem Aufstehen mit kaltem Wasser und Seife Gesicht, Hals, Ohren, Brust und Achselhöhle, reinigt die Hände im Seifenwasser mit einer Handbürste und entfernt den Schmutz unter den Fingernägeln mit einer Nagelschere oder einem Nagelreiniger (aber nicht mit dem Taschenmesser, mit dem er auch Eßwaren schneidet.)" Wobei einem der Gedanke kommt: wie kommt es, daß man sich so oft die Hände wäscht und niemals nicht die Füße? Doch. „Im Winter muß sich der Soldat mindestens einmal wöchentlich, im Sommer öfter die Füße waschen." Das Brausebad scheint der Kaisergeburtstagsfeier vorbehalten gewesen zu sein.

In der Tat: wer diese Anleitung liest und weiß, daß es nirgends größere Schweine gegeben hat als beim Militär; wer einmal gesehen hat, wie sich ein Unteroffizier Sonntags zum Ausgehen fertig machte: was sich das Ferkel da alles nicht wusch, wenn es nur seine Bartbinde trug —: der freut sich der Gediegenheit solcher Erziehung und sehnt sie sogar bald wieder herbei. (Herr Presse-Referent sind immer noch nicht dran!)

Folgt die Behandlung von Anzug und Vorgesetzten. Der Anzug muß gründlich ausgeklopft werden. Dem Vorgesetzten

gegenüber aber „hat der Soldat ein bescheidenes, militärisch strammes, offnes und unbefangenes Benehmen zu beobachten." Tritt also zum Beispiel der Herr Vorgesetzte den Soldaten in den hierzu angebrachten Hintern, so hat derselbe demselben militärisch stramm und unbefangen ins Auge zu sehen.

Dieser Affendrill war ja nun sehr gut organisiert.

Die blödsinnige Anrede in der dritten Person (Molnar: „Das muß ich Herrn Doktor aber sagen — wie Herr Doktor mit der Gesundheit von Herrn Doktor umgehen ...!") — die dauernde an den Tag zu legende Hundedemut — das Abtöten jedes Willens in den Untergebenen: da war die ganze deutsche Armee. Niemand konnte dafür auch so einen Menschen wie eine Sache ansehen, wie das deutsche Vorgesetzte mit Untergebenen fertig bekamen, die es sich gefallen ließen.

Urlaub. „Rauchen im Ordonnanzanzuge auf der Straße ist verboten. Das Rauchen ist sämtlichen Militärpersonen bei Tage auf folgenden Straßen und Wegen verboten:

Unter den Linden vom Königlichen Schloß bis zum Brandenburger Tor,

Hofjäger-Allee,

Sieges-Allee,

Leipziger Straße von Wilhelm-Straße bis einschließlich Potsdamer Platz ..."

Das gabs. Und es gab auch eine schöne Analogie solcher Vorschriften: das waren die Polizeibestimmungen für Prostituierte: die durften an keiner Kirche wohnen und um die Schulen nicht herumstreichen und nichts und gar nichts. Nur auf offner Straße Männchen machen: das durften grade sie nicht.

Worauf man den ständigen Aufenthaltsort des kaiserlichen Cabotins sah: seinen Hofwagen, in dem er seine Eitelkeit herumhetzte, und wieder und wieder wird darauf hingewiesen, wie die „Ehre" des Soldaten, seines Truppenteils, der Garnison und der umliegenden kleinen Ortschaften auch auf Urlaub in seine mit dem Taschenmesser gereinigten Hände gelegt war.

Beschwerden. Der Soldat durfte sich beschweren.

Aber nicht nur die Beschwerde, auch das Gewehr 98 hatte seine hohen Reize. Das konnte man auseinandernehmen und reinigen und damit präsentieren, und einfetten konnte man es ... Richtig: auch schießen. Nun darf man natürlich die minutiösen Vorschriften über „Reinigen des Gewehres mit dem Wischstock", an die sich später kein Mensch mehr kehrte, nicht belächeln. So dumm waren die Offiziere nun wieder nicht. Es waren das natürlich lediglich pädagogische Übungen — man hätte den Soldaten grade so gut eine Puppe in die Hand geben können. Gehorchen sollten sie. Kuschen. Und das Maul halten. Kuschen.

Das zeigt sich deutlich an den Vorschriften über den Wachtdienst. Wie da die absolute Präponderanz des Militärs gepredigt wurde; wie die Wachtposten gegen das „Zivil" immer recht hatten; wie da mitten im Frieden Krieg im Frieden

gespielt wurde; wie in den Beispielen feindliche „Kerls" umherwimmeln (die natürlich, nach Lage der Dinge, ja wohl nur Arbeiter oder so ein Pack sein konnten) — das atmet die Luft der preußischen Kinderstube, in der der Soldat lernte, auf Vater und Mutter zu schießen, wenn der oberste Kriegsherr, so er nicht grade auskniff, es befahl. Folgen die Vorschriften für das Gefecht.

Das ist nun schwachsinnig ganz und gar. Hier sind die Offiziere auf ihrem eignen Felde zu schlagen. Ich weiß nicht, wie man am besten Menschen totschlägt. Daß es aber nicht mit Kindereien, wie diese eine ist, geschieht, ist klar: „Der Angreifer ist von vornherein dem Verteidiger überlegen, denn seine Kraft und Entschlossenheit schüchtern diesen ein, und er kann sich die Stelle, wo er angreifen will, auswählen, so daß dem Verteidiger die Vorteile seiner Stellung nicht zugute kommen." Aber: „In der Verteidigung muß jeder Mann den festen Willen haben, nicht von dem Platze zu weichen, den er halten soll. Er darf dies mit vollem Vertrauen, denn je näher der Feind herandrängt, desto vernichtender für ihn wird unsre Feuerwirkung. Mit guter Feuerzucht vermag eine gut ausgebildete Infanterie jeden Angriff zurückzuweisen." Und einen solchen Unfug hat ein ganzer Generalstab drucken lassen! Für die Kerls war das Dümmste gut genug.

Folgt ein ungemein heiteres Kapitel vom kleinen Moritz über „Zweck und Wesen der fremden Spionage", dessen Wirkungen sich in der Psychose der Augusttage 1914 herrlich gezeigt haben, sowie ein herzbewegendes über die französische Fremdenlegion, in der es die Soldaten so schlecht haben: sie müssen für ein paar Pfennige in der größten Hitze marschieren, sie dürfen nicht einmal desertieren, die Armen, und jeder Mann ist ja nur „eine namenlose Nummer, wie im Zuchthause"! Schrecklich, schrecklich, was es alles gibt! In Frankreich.

„Ein Abschiedswort an die Reservisten": „Denkt daran, daß Ihr fürs ganze Leben Euerm Kaiser Treue geschworen habt. Ein deutscher Mann aber hält seinen Eid (denk mal, Wilhelm!); nur mit dem Tode löst er ihn ein." In Doorn. Mit einem Vermögen, das ihm seine Völker noch nachgeworfen haben...

Allezeit
Treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!

*

Und nun, o Presse-Referent der Reichswehr, dürfen Sie wieder hereinkommen! Und schön zuhören, was Ihnen erzählt wird:

Ihre Dienstvorschriften sind heute wesentlich intelligenter. Sie haben nicht mehr die Masse des Volkes unter sich, sondern einen Stamm von hunderttausend Unteroffizieren, mit ganz andern Zielen, mit andern Ausbildungsmöglichkeiten als sie damals bestanden. Einen solchen Bockmist verzapfen Sie nicht mehr. Was Sie aber in Parlamentsreden und Verfügungen, in der Praxis und in der Theorie auch weiterhin verzapfen, ist dies:

Daß Menschenmord eine Ehre sei. Daß Soldaten in ihren Forderungen, in ihrer Stellung, in ihrer Denkart alle andern Stände überragten. Daß Gesetze und Zivilforderungen für dieses Militär nicht gelten. Daß der Soldat tabu sei. Und Sie sollen wissen, daß ein militanter Pazifismus diese Forderungen für falsch hält, für nicht vereinbar mit moralischen Postulaten, die Sie übrigens, wenns Ihnen paßt, in der Kirche bejahen lassen. Diese Forderungen und ihre Moral gelten für uns nicht. Sie dürfen gehn.

Wir andern aber sind uns wohl über eines klar:

Die geistige Militarisierung Deutschlands macht Fortschritte wie nie zuvor — nur die Form hat gewechselt. Was früher dümmlich und dickfäustig für Bauernjungen zurechtgehauen wird, ist heute aus bestem Stahl, biegsam, wesentlich moderner. Diese geistige Militarisierung, der fast alle Parteien hemmungslos unterliegen, ist unsittlich, verabscheuenswert und infam. Sie wird ihre blutigen Früchte tragen — und auch das nächste Mal wird niemand, niemand schuld sein. Was deutsche Richter über den Wert und Unwert des Militarismus in ihren Urteilen sagen, ist gleichgültig. Militarismus für eine hochstehende Idee ist schon keine Freude. Militarismus für die niedere Idee des Patriotismus ist ein Verbrechen an der Menschheit, auch, wenn er Individuen in Bewegung setzt, die das Joch masochistisch auf sich nehmen, um die letzten Gelüste zu befriedigen, die das Menschentier in sich trägt: sich rauschartig an eine Gruppe zu verlieren und unter Mißbrauch der Gruppengewalt Macht über andre auszuüben.

Das „Vaterland" ist der Alpdruck der Heimat.

Wenn es in jedem Lande eine Schicht Männer gibt, deren sexuelles, seelisches und ökonomisches Bedürfnis die Schaffung von Armeen verlangt, so soll uns das gleich sein. Es liegt aber keine Veranlassung vor, diese Männer anders ernst zu nehmen, als sie lachend zu bekämpfen.

Herr von Guérard — Josef Wirths Gegner

von einem Zentrumsmann

Zu Beginn dieses Jahres hat der Reichstagsabgeordnete Johann Becker-Arnsberg vom Zentrum ein Jubiläum gefeiert. Er gehörte zwanzig Jahre dem Reichsparlament an. Dabei wurde eine interessante Feststellung gemacht. Von der Zentrumsfraktion des im Januar 1907 gewählten Reichstags ist Herr Becker, damals auf dem äußersten linken Flügel der Partei, heute auf dem rechten, der einzige Mann, der noch aktiv Parlamentarier ist. Eine Säule, die aus einer andern Zeit herüberragt. Aber diese Säule stand nicht festgemauert in der Erden, sondern sie hat sich als sehr beweglich erwiesen und kündet daher heute den Wandel des Reichstagszentrums an. Die aufrechten Männer des alten Reichstagszentrums sind bis auf wenige Ausnahmen dahin. Auch aus dem Wahljahr 1912 sind nur noch wenige vorhanden. Darunter befindet sich Josef Wirth. Der einzige heute von der Tradition Erzbergers, Gröbers, Trimborns und Burlages.

Welch ein Wandel der Zeiten: in Vorkriegszeiten galt das Reichstagszentrum als fortschrittlich und das preußische Zentrum als reaktionär. Heute regiert im Reichstagszentrum der Koblenzer Geheimrat von Guérard. Betrachtet man die beiden Antipoden Guérard und Wirth nur rein äußerlich, so fällt schon ein unüberbrückbarer Gegensatz auf. Die massige Gestalt Josef Wirths, seine anheimelnde und gewinnende Sprache, sein offner Blick, seine goldne Rücksichtslosigkeit, sein immer arbeitender, immer vorwärts gerichteter Geist. Und demgegenüber: die hagere Gestalt Guérards, sein Gesicht, das dem eines Raubvogels gleicht, sein süßliches Lächeln, die Tünche äußrer Freundlichkeit, kurzum, der Mann des Parketts, also der krasseste Gegensatz zu dem Mann der Volksversammlung. Im internen Kreise ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, wie es denn überhaupt möglich war, daß ein Mann wie Guérard zum Zentrum gekommen ist und heute eine ausschlaggebende Rolle spielt. Das weiß eigentlich so recht niemand. Auf Grund des Listensystems war er eben eines Tages da. Das war im Juni 1920. Bis dahin war er nur eine Koblenzer Lokalgröße. Man erzählt sich viel von seiner Vergangenheit. Und man sieht es dem erstaunlich rüstigen Sechziger auch heute noch an, daß er sein Leben gründlich genossen hat, wobei wir nicht zu untersuchen haben, inwieweit die Grundsätze der heiligen katholischen Kirche und des Zentrums dabei eine Rolle spielten. Man sagt in unterrichteten Kreisen, daß er auf dem Gebiete des Spiels allerhand und noch einiges mehr geleistet habe, daß er deshalb als Landrat nicht reussiert habe und in die Koblenzer Regierung zum Innendienst eingezogen worden sei. Heute hat er seine Spielleidenschaft auf das tägliche Skatklopfen im Kochelbräu in der Gesellschaft (bis vor einem Jahre Fehrenbachs) des Prälaten Leicht und einiger Abgeordneter des Zentrums und der Bayrischen Volkspartei beschränkt. Niemand hat ihn beachtet, als er auf der Rheinland-Liste gewählt, nach dem 6. Juni 1920 in den Reichstag einzog. Er selbst hielt sich zurück, wohl wissend, daß er unter Trimborn keine Führerstellung erlangen könnte. Aber seine gesellschaftlichen Fähigkeiten, auch außerhalb des Kochelbräus, vermochten es, daß er sich beim trinkfesten Teil des Reichstagszentrums bald einen starken Rückhalt zu sichern wußte. Mit Josef Wirth sah man ihn fast nie. Man konnte damals noch nicht von einem offnen Gegensatz sprechen. Wann kann man das bei Herrn von Guérard überhaupt? Der klare Gegensatz zwischen ihm und Wirth ist auch jetzt erst nach der Königsberger Rede zum Ausdruck gekommen, als Guérard seinen Eiffel-Bauern erzählte, daß es so nicht weitergehen könne. Aber zwischen ihm und Wirth bestanden nie Berührungspunkte, und darum wurde zwischen ihnen stets nur das Nötige besprochen.

Die große Stunde Guérards kam 1921, im Unglücksjahr des Zentrums, als kurz hintereinander Trimborn, Hitze und Burlage starben und Erzberger ermordet wurde. Das Zentrum war damals im wahrsten Sinne des Wortes führerlos. Da niemand anders da war, wurde Wilhelm Marx als Notbehelf zum Fraktions- und Parteivorsitzenden gewählt. Nun stieß Guérard vor.

Der Posten des stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden war vakant. Die Skatfreunde traten für ihn ein, für ihn, der im Reichstage bisher kaum den Mund geöffnet hatte. Der linke Flügel akzeptierte. Nicht mit Begeisterung. Sondern auf Grund des Gesetzes der Trägheit, das ja auch sonst sehr oft der republikanischen Linken zum Verhängnis geworden ist. Sein Einfluß wurde unbeschränkt, als Marx Reichskanzler und der inzwischen geistig verkalkte Fehrenbach Fraktionsvorsitzender wurde. Je mehr der Einfluß Guérards stieg, desto geringer wurde der Josef Wirths. Leider kann man Wirth nicht davon freisprechen, daß er diese Entwicklung zu einem nicht geringen Teile mitverschuldet hat. Der Dialektik Guérards ist die allzu große Offenherzigkeit Wirths nicht gewachsen gewesen und auch heute nicht gewachsen. Dazu kommt, daß Josef Wirth in der Auswahl seiner Freunde nicht immer die nötige Vorsicht walten ließ. Sein Temperament ist oft zügellos, unberechenbar und bringt nicht jene zähe Ausdauer auf, die grade im Zentrum unbedingt notwendig ist. Unter diesen Umständen konnte sich die kühle Energie Guérards durchsetzen. Nach dem Tode Fehrenbachs, und nachdem Marx zum dritten Male im Mai 1926 die Kanzlerschaft übernommen hatte, erhielt Guérard auch offiziell und nominell die Führung des Reichstagszentrums. Auch dann hielt sich der Koblenzer Geheimrat noch vorsichtig zurück. Sein eigentliches Wirkungsgebiet liegt hinter den Kulissen. Er ist der geborne Taktiker, der die Karten mischt und stets den Trumpf für seine Partei in der Hand behält. Seine Leidenschaft für das Spiel und die Erfahrung, die er sich dadurch in vergangenen Jahrzehnten erworben hat, kommen ihm jetzt in seinen alten Tagen als Parlamentarier zugute. Mit derselben Zähigkeit und Geschicklichkeit, mit der er es früher als Landrat verstanden hat, die Meinungsverschiedenheiten der Eiffel-Bauern in seinem Kreistag zu überbrücken, ist es ihm bisher immer gelungen, zum Vorteil seiner Partei den berüchtigten Ausgleich im Interfraktionellen Ausschuß zu finden. Er ist nur von einem Gefühl beseelt, frei von jeglichen Grundsätzen die Macht in der Hand zu behalten. Deshalb steht dieser Taktiker sowohl der Rechten wie der Linken äußerlich mit dem gleichen Gefühl der kühlen Sachlichkeit gegenüber, wenn auch in seinem innersten Herzenswohl die Sympathie für die Rechte vorherrscht. Bis zum Februar dieses Jahres ist er im Plenum des Reichstags nur als Referent für den Etat des Reichsministeriums für die besetzten Gebiete hervorgetreten. Eine größere Rede hielt er erst bei der Beratung über die Regierungserklärung des vierten Kabinetts Marx. Diese Rede wurde zu einer Polemik gegen Westarp. Er rieb ihn zur großen Freude der Linken gehörig ab. Das tat aber der Freundschaft mit den Deutschnationalen keinen Abbruch.

Diese Charakteristik ist notwendig, um endlich einmal zu zeigen, daß es sich in Wirklichkeit weniger um einen Gegensatz zwischen Marx und Wirth, als vielmehr um einen solchen zwischen Guérard und Wirth handelt. In diesem Zusammenhang muß auf folgendes hingewiesen werden: Dieselbe Rede, die Wirth am 15. Mai in Königsberg hielt und den Parteivor-

stand zu der bekannten Rüge veranlaßte, war von Wirth bereits schon einmal, und zwar am 11. April, bei der Reichsbannerkundgebung im Sportpalast gehalten worden. Damals schon hatte Wirth mit dem Wunsche geschlossen, daß die jetzige Reichsregierung baldmöglichst verschwinden möge. Aber nichts regte sich. Marx dachte nicht daran, gegen Wirth vorzugehen. Die erste Anregung dazu, und zwar noch vor dem Vorstoß Westarps im Interfraktionellen Ausschuß — gab nach der königsberger Rede Herr von Guérard in einer Sitzung des Vorstandes der Reichstagsfraktion.

Hinter Dr. Wirth stehen innerhalb des Reichstagszentrums im entscheidenden Augenblick vielleicht nur noch Joos und Dessauer. Vielleicht! Denn in der Sitzung des Parteivorstandes vom 3. Juni nahm nur Joos (Dessauer ist nicht Mitglied des Parteivorstandes) Wirth in Schutz — aber der Beschluß, Wirth eine Rüge zu erteilen und ihm die Mißbilligung auszusprechen, wurde einstimmig, also mit Zustimmung von Joos gefaßt. Das Kräfteverhältnis im Reichstagszentrum ist heute im Sinne des Herrn von Guérard gelöst. Wirth hofft auf eine andre Zusammensetzung der Fraktion bei den nächsten Wahlen. Manche Hoffnungen der letzten Jahre, die Wirth gehegt hat, haben sich als Illusionen erwiesen. Wir befürchten, daß auch diese Hoffnung zerrinnen, daß sich im Grunde nichts ändern und der geschickte Taktiker von Guérard sich behaupten wird. Denn Herr von Guérard hat ein Plus zu verzeichnen, das schwerer als alles andre wiegt: Der deutsche Episkopat mit seinem Primus, Kardinal Bertram von Breslau steht hinter Guérard und Marx und arbeitet gegen Wirth. Diese Mächtigen aber haben naturgemäß den größten Teil der Pfarrer und Kapläne als Hilfstruppen zur Verfügung. Damit ist die Schlacht fast schon entschieden, bevor sie nur erst richtig begonnen hat.

S. J.

Die Leute laufen ins Theater, wie auf die Rennbahn, wie auf den Flugplatz, wie in den Kino, wie in die Kneipe. Man will sich zerstreuen, sich kitzeln lassen, sehen und gesehen werden. Wen ich fördere, der schlägt der Menge ins Gesicht. Darum meidet sie ihn. Was soll denn der Bourgeois, der Schieber, das Weibchen — was sollen sie alle mit einer Darbietung anfangen, die ihre Idole verspottet und zersetzt? Sollen sie dazu noch applaudieren? Warum? Aus aesthetischen Gründen? Aber sie wissen ja gar nicht, was das ist. Aus Überzeugung? Dann müßten sie sich wandeln. Das fällt ihnen nicht ein. Oder sie lügen. Sind sie wahrhaftig, so beten sie gestern zu Sudermann, heute zu Hardt. Sie verlassen das Theater, wo sie zufällig Strindbergs „Totentanz" oder Tolstois „Lebenden Leichnam" gesehen haben, und benehmen sich zu Haus, in ihrem Geschäft, gegen ihre Mitmenschen so, als wäre nichts gewesen. Es war auch nichts oder war doch ihnen nichts.

Aus „Das Jahr der Bühne" Zweiter Band 1912/13.

Die Lisbeths wissen es . . . von Albert Kosswitz

Zwei von den jungen Leuten, die im Liebesspiel Partner der kleinen Lisbeth Kolomak gewesen waren, haben auch vor dem bremer Schöffengericht nur mit Liebe von ihr gesprochen. Der, dem sie das unheilvolle Geschenk der Lues weitergegeben hatte — ausgerechnet der hatte Tränen in den Augen, als er gezwungen war, sich am Zeugenstand vergangner schöner Stunden zu erinnern. Das waren nicht etwa Mondscheinträumer, Literaturbuben mit Trauerrändern an den Nägeln, schwärmerisch-melancholische Selbstbefriediger — nein, Burschen, die ihr Motorrad mit dem Soziussitz (in Wien zärtlicher Pupperlkutschen genannt) meistern, denen ihre Geschäfte genug eintragen, um eine Freundin mit auf die Geschäftsreise zu nehmen, die abends im Atlantic Charleston tanzen, blonde, große, gradgewachsne, hanseatisch wohlgenährte deutsche junge Männer. Als die Erregung vorüber war, daß die Siebzehnjährige im Dirnenspital umgebracht worden war und die holden Lügen des mütterlichen Romans zu revolutionären Vorstößen anspornten, hat die Reaktion die Sofitte des Kuppeleiprozesses vorgeschoben, — aber fühlt nicht der kluge Staatsanwalt, fühlen nicht die Senatoren der patrizischen Stadtrepublik die Revolution in den feuchten Augen jener Jünglinge? Nein, sie sind schwerlich, heute schon, empfänglich für solche Lehren.

Der mit Lisbeths Spirochäten im Blut spricht: „Ich glaube nicht, daß ihre Mutter wußte, daß sie schlecht war". — „Das heißt", fügt er eilig hinzu, „damit Sie mich nicht falsch verstehen, Herr Landgerichtsdirektor, für meine Begriffe war sie ja nicht schlecht ..." Die Revolution spricht noch in der Terminologie der Reaktion, sie ist da, aber sie hat ihre Sprache noch nicht gefunden. „Schlecht", das heißt: galant, libidinös, vulgivag, polyandrisch, sexuell phantasievoll und frei über sich verfügend, — und all dies ist für die jungen bremischen Kaufleute „gar nicht schlecht". Keiner von ihnen konnte die Kleine halten, denn sie war untreu. Untreu nicht in dem Sinn „Ha, Dirne!" — „Du bist entlarvt!" — „Aus meinen Augen!" — sondern untreu, weil sie selbst nicht hielt, weil sie zu andern ging; nur die Syphilis und ein feuchter Schimmer im Auge des Verlassenen blieb von ihr zurück.

O, du Staatsanwalt und du Senator, der du ihm den Auftrag zu dieser bösartig verlogenen Anklage gegeben hast, Ihr wißt nicht, was Ihr mit der forensischen Ausbreitung des Falles Machan an den Tag gebracht habt: die grundsätzliche, grundstürzende Veränderung im Verhältnis der Geschlechter; ihr wißt nicht, daß grade durch Euch der Umsturz vor aller Augen entschleiert worden ist.

Denn wie sprach Schnitzlers „Süßes Mädel"? Etwa: „Also einmal war ich schon im Séparé. Aber nicht, was du denkst! Nur mit meiner Freundin und ihrem Bräutigam ..." Heut aber kann es dir passieren, daß die junge Dame dir nachher nicht ohne kindlichen Stolz mitteilt: „Weißt du, daß du schon der Fünfte bist." Und deinen männlichen Schmerz über diese mädchenhafte Arithmetik aufrichtig bekichert. Du mußt, bist du aus dem ältern Jahrgang, der jüngst gewonnenen Genossin

deiner Freuden einbleuen, daß sie deine Eifersucht, posthume und gegenwärtige, mit Respekt zu behandeln hat. Mußt dir, bist du in den Vierzigern, mühsam die Rücksicht darauf erkämpfen, daß du beide Augen zudrücken darfst. Denn der „Jahrgang 1907", wie die begabte Tergit ihn genannt hat, möchte am liebsten deine sorgsam gepflegten Illusionen zerlachen und sich ganz nackt den Freuden der Wollust widmen.

A propos, ganz nackt. Im amerikanischen Konsulat in Bremen hat die blonde kleine Lisbeth ganz nackt auf einem Tisch getanzt, um dem braven alten Kapitän und seinen Freunden Spaß zu machen. Warum Trude und Erna das nicht auch getan haben? Weil sie doch mit einem „festen Freund" da waren, Herr Landgerichtsdirektor! Die Lisbeth aber allein. Hier, Beobachter deiner Zeit, siehst du, daß die bremer junge Generation sich durchaus einen Rest von Gefühl dafür bewahrt hat, was die männliche Eitelkeit, das männliche Besitzbewußtsein von ihr erwarten; wenn es auch nur ein kleiner Rest ist. Aber sie ist viel zu ehrlich, als daß sie sich nun mit den Grundlagen dieses Bewußtseins identifizierte oder ihnen Konzessionen auf Kosten der Wahrhaftigkeit machte. Was hätte es Trude oder Erna gekostet, zu sagen: „Weil wir uns für sooo was doch zu gut sind, Herr Landgerichtsdirektor!" —? Nicht einmal einen Zweifel des Gerichtshofs, geschweige denn eine Rüge, im Gegenteil hätte der das Feld beherrschende Staatsanwalt jedes auf die Tote geworfene Steinchen nur zu gerne fliegen gesehen. Aber keine Rede davon! Grundlage der Aussage, daß auch Erna und Trude mit Vergnügen nackt auf einem Tisch tanzen, wenn Konsuls, Käptens oder andre Standespersonen zusehen.

Auf einem Tagebuchblatt, nicht in dem schrecklichen Courths-Mahler-Roman, hat Frau Kolomak davon berichtet, wie Lisbeth ihr erzählte, — nicht etwa „gestand", — daß sie hie und da mit Herren zu schlafen pflege, und wie sie, die Mutter, daraufhin den traditionellen Verzweiflungsausbruch hatte, sich aber dann beruhigte und dem Töchterchen die Fortdauer ihrer mütterlichen Zuneigung versicherte; entwaffnet durch die Frage: was denn eigentlich daran Schreckliches sei! Und wieso es sich denn dadurch verändert habe? Das ist es: die arme Frau Kolomak ist doch eine viel zu entzückte Anhängerin der Tempi passati, was sie ja überzeugend in ihrem Buch bewiesen hat. Nur daß sie praktisch widerlegt wurde durch die wundervolle Harmlosigkeit des Kindes Lisbeth, das sich weder entehrt noch entrechtet vorkam, weil es tat, was ihr und den sympathischen Motorradfahrern, den Geschäftsreisenden und den Konsuln so viel Spaß machte.

Damit sind wir also wieder bei der revolutionären Tatsache, daß die Mädchen unsrer Zeit sich nicht schämen, wenn sie lieben. Die süßen Mädels der achtziger Jahre sagten meistens: „In dem Wein muß was drin gewesen sein", oder: „Wer mir gestern das gesagt hätte, daß ich heute . . .", oder aber gar: „Was wirst du jetzt von mir denken?!" — und wahrhaftig, welcher aufrichtige Mann konnte danach etwas andres von der „Verführten" denken, als daß sie eine schäbige Seele

sei, ein Fetzen, eine Schlampen, die sich vom gefälschten Wein, von ihrem schwachen Fleisch und von seinen übermächtigen Don-Juan-Künsten hatte überwältigen lassen, so strikte gegen Recht, Pflicht und das eigene Gewissen zu handeln. Und es war also gar kein Wunder, daß er die Schlamperei nachher mit andern Augen ansah als vorher, daß ihm der Geschmack an der Geschändeten schnell verging und er froh war, sie sitzen zu lassen und nach einer neuen, echten oder vorgespiegelten, Jungfernschaft zu jagen.

Inzwischen aber hat Wedekind gepredigt: „Wenn du zum Manne gehst, vergiß die Selbstachtung nicht!" — und die lieben Kinder unsrer Zeit haben gierig das Prophetenwort aufgenommen. Ihr mögt nun Lisbeth, Erna, Trude so hart beurteilen, wie ihr wollt, wie Huren oder Hürchen oder Geheimprostituierte oder Gefallene oder Abgleitende oder Verlorene nennen oder wie immer, — so werdet ihr ihnen nicht abstreiten können, daß sie sich ihre Selbstachtung über die erste wie über die folgenden Umarmungen hinweg bewahren. Die Welt hat nicht gezögert, sofort mit Anerkennung zu zahlen: Die schlanken blonden Luetiker weinen, wenn sie an sie denken, es liegt nur an den Lisbeths, einen von ihnen zu fixieren, und die Berichterstatter auswärtiger Zeitungen tanzen mit ihnen am Abend nach der Verhandlung im Atlantic. Es wäre stupid, absurd, wenn es anders wäre. Die kleine Beamtentochter, die so tapfer gegen die Vorhaltungen von Staatsanwalt und Richter ihren Lebenswandel verteidigt hat, daß der Saal staunte, trägt ihren Lohn mit Sicherheit davon. Denn nichts honoriert die Welt prompter und gewisser als Selbstachtung, und nichts straft sie grausamer und automatischer als Minderwertigkeitsgefühle.

Alles, was sich an Kritik gegen das Urteil sagen läßt, bleibt weit hinter diesen neuen Tatsachen zurück. Daß Kuppelei „auch durch vorsätzliches Unterlassen pflichtmäßigen Handelns" begangen werden könne, hat das Reichsgericht schon in grauer Vorzeit entschieden. Und über die Infamie der bestehenden und kommenden Kuppeleibestimmungen hat Kurt Hiller in der ‚Weltbühne' genügend aufgeklärt. Nirgends bleibt Gesetzgebungs- und Justizmaschine so furchtbar weit hinter der Welt zurück, wie auf diesem Gebiet. Schon der kitschige Heurigenpapa in „Liebelei", der tout comprendre, tout pardonner-Musikant, der das Parkett unsrer Eltern in Wehmut rührte, gehörte ins Zuchthaus, in das Frau Kolomak noch vor der letzten Novelle gekommen wäre. Daß von alters her niemand geeigneter ist, sein Kind zu verkuppeln als die Mutter, und daß es eine Gemeinheit von ihr ist, wenn sie dieses mütterliche Geschäft wucherischen Frauen überläßt, daß aber grade das der Senat verlangt, der die Helenengasse besteuert — nein, das sind Wahrheiten, zu alt, zu ehrwürdig, um sie hier zu predigen.

Und sie verbleichen neben der wahrhaft neuen, von der ich gesprochen habe, daß die Lisbeths wissen: ihr Wert liegt in ihnen, unabnützbar, gesteigert durch Erprobung, erhöht durch Bewährung, je mehr anerkannt, je mehr er erkannt ist.

Bei Anton Hansen von Peter Panter

„. . . hat die athletische Zartheit, die ein Kennzeichen gerüsteter, ihrer Stärke bewußter Seelen ist."
Alfred Polgar

Ein Bulle. Aber einer mit Fingerspitze, mit Gefühl, mit einem Aufnahmeorgan für das Leiden Geknechteter. Etwa der große Bruder, der haut, wenn der kleine Bruder von bösen Lümmels angegriffen wird. Das ist der Zeichner Anton Hansen.

Der Mann wohnt in Kopenhagen gegenüber der „Berlingske Tidende", der konservativen Zeitung in der Pile-Straede. Sein Atelier sieht über die Giebel und roten Dächer der Nebengassen, und sein Eßzimmer ist eine Schiffskajüte mit kleinen Bullenfenstern und einem Boden, der beinah schräg erscheint. Da oben zeichnet er.

Was er zeichnet, erscheint seit Jahr und Tag im Kopenhagener „Socialdemokraten" — obgleich der Mann der Kommunistischen Partei näher steht. Die hat in Dänemark nicht viel zu vermelden — desto mehr aber in Norwegen, wo Hansen oft politisch tätig war. Da ist er durch das „Arbeiterblatt" bekannt, gefürchtet... Mit Blix gab er 1919/20 das Witzblatt „Ex lex" heraus, in dem sehr schöne Arbeiten von ihm zu finden sind — neben den himmlischen Zeichnungen Blixens, der bei uns viel zu wenig gedruckt wird.

Ist Hansen ein politischer Zeichner? Er ist wohl mehr als nur das. In den Zeichnungen, die er mir zeigte, ist viel Politisches, gewiß — die Schreie aus den Jahren nach dem Kriege, eine treffliche Verhöhnung Eberts, Peitschenhieb und Anklage... Aber schon nach dem sechsten und achten Bild ist zu spüren: dies Pathos ist aus Leiden geboren — er hat Mitleid, weil er mitleidet, wenn andre dulden.

Es gibt einen kleinen Auswahlband von ihm — und er ist, bei, Gott strafe ihn, bei Axel Juncker in Kopenhagen erschienen. Ja, den gibts noch, und obgleich mir einer seiner „Verlegten" aufgetragen hat: „Wenn du Axel Juncker in Kopenhagen siehst, dann hau ihm eine runter!" — so habe ich doch diesen freundlichen Reisegruß nicht bestellt... Bei dem also ist ein hübsches Bändchen erschienen, zu dem mehrere Leute einleitenden Text geschrieben haben — darunter auch unser Toller, von dem übrigens im Buch ein Bildnis zu sehen ist. Ensor geistert durch das Buch, auch Steinlen hat seine Visitenkarte abgegeben — aber das eigene ist doch Hansens merkwürdiger kugeliger Strich, etwas aus Schwarz-Weiß Gedrehtes, das er auch dann anwendet, wenns rein allegorisch wird: unten stehen Männer und ein Weib an der Wand, die Ordnung reißt das Maul auf und kommandiert einer Reihe Noskes „Feuer!" — und oben sitzen auf dem abgestorbenen Ast eines alten Baumes fünf dicke Männer und reden und reden... Und darunter steht: Parlamentarismus.

Und eine herrliche Stresemann-Karikatur ist da, und die grausamen Fressen Hungernder, und das Rohrgeflecht einer Kraftstation, und eine merkwürdige Vorliebe für meine Freunde, die Gespenster — — Schade, daß Hansen nicht in Rußland lebt.

J. V. Jensen macht in seinen Mußestunden Geigen und Schmiedearbeiten — es ist eine im Norden wohl oft vorkommende Verbindung, die auch bei Hansen anzutreffen ist: jene von Zartheit und Kraft. Da saß Anton Hansen neben mir im Wald und malte mit seinen dicken Fingern grüne Bäume auf sein Zeichenpapier — er war friedlich und still und saß da wie einer, der eben nichts vom Leben will als in Ruhe gelassen werden. Freilich — wenn einer kommt und von ihm verlangt, daß er auf patriotisch hungern und Menschen töten solle ... dann steht der Malende wohl auf und schlägt ihm das Zeichenbuch hinter die Ohren ... Für einen Parteiapparat also wohl ein recht unbequemer Mensch.

Ich sehe mich in dem kleinen Atelier um, da steht oben, auf dem Bücherbord, eine Büste. Goethe? Spinoza? Nein — aber der Boxer Dick Nelson, eine herrliche Arbeit. Hansen sieht billigend herauf, so mit einem Blick: Kraft ist zunächst immer gut — man wird sie schon brauchen können. Er kann zum Glück zu wenig Deutsch, als daß ich ihm erklären konnte, wo bei uns die Kraft sitzt — ewig und immerdar auf der einen Seite — und auf der andern? Toleranz, Schwäche, Takt und eine ganze Republik.

Wenn Arbeiter reisen könnten! Aber europäische Arbeiter reisen ja nur mit dem Gewehr auf dem Buckel, sonst bekommen sie fremde Länder kaum zu sehen ...

Denn wenn sie reisen könnten: solche Kerls wie diesen Hansen sollten deutsche Arbeiter sehen, die nach Dänemark gehen — und er sollte nach Deutschland gehen, wo man ihm hoffentlich bald eine politische Ausstellung herrichten wird. Denn nichts kräftigt den kämpferischen, den wahren Sozialismus so, wie das Bewußtsein, daß man nicht allein ist. Daß es allenthalben dieselben Leidenden, dieselben Ankläger, dieselben Unbequemen gibt — daß die Uniformen, die Landesfahnen, die verschiedenen Beamten, daß sie alle immer nur dasselbe anzeigen. Und daß es eine wirkliche Internationale gibt: die des Arbeiters, der zum Schluß von seiner Arbeit nichts hat.

Für den zeugt, für den malt, für den wirkt Anton Hansen.

Der Schriftsteller Pfitzner von Klaus Pringsheim

> „Schöpfen tut das Dienstmädchen mit dem Eimer; seit November 1918 vielleicht auch die Herrschaft."
>
> „Ich finde, dieser Fall eignet sich vorzüglich zur Lösung auf die Methode des Columbus mit dem Ei."
>
> (Aus Hans Pfitzners Gesammelten Schriften.)

In jungen Jahren mochte er nicht begreifen, daß Wagner „sich damit befassen konnte, ästhetische und gar polemische Aufsätze zu verfertigen". Später wars ihm peinlich genug, daß es nun auch ihm „passieren" sollte, „über Kunst zu schreiben". Bis er dann „einen neuen, beglückenderen Weg" gefunden, auf dem, so hoffte er, und wer wünschte es ihm nicht, er nicht mehr nötig haben würde, „die reflektierende Feder zur Hand zu neh-

men". Die Hoffnung trog ihn; doch woher solche grundsätzliche Mißachtung gegenüber der eignen literarischen Leistung? „Die Gedankenwelt in die Wirklichkeitswelt zu bringen, ist ein beschwerlicher Transport, bei dem immer viel verloren geht." Keine Frage, der Satz beweist sich selbst. Nur: Hans Pfitzner würde höher vom Schriftsteller denken, vom Schriftsteller Hans Pfitzner gar — wenn Hans Pfitzner ein Schriftsteller wäre.

Nun liegt das oeuvre dieses Unschriftstellers vor, musterhaft gedruckt in zwei stattlichen Bänden, die der Dr. Benno Filser-Verlag in Augsburg herausgegeben hat: Hans Pfitzner, Gesammelte Schriften. Darin zu lesen, ist keine Freude. Vielleicht ging das Beste beim Transport verloren; das Schlimmste leider nicht. (Darunter sechs Sonette.)

Persönliche Bekenntnisse eines Musikers, der den Durchschnitt weit überragt und den ihm unfreundlichen Tag, wir zweifeln nicht daran, eine Weile überdauern wird: wären diese literarischen Sekrete nichts Andres, sie müßten uns willkommen sein. Pfitzner ist für Romantik, für künstlerische Wahrhaftigkeit, für das Ewige in der Kunst, für Deutschtum — für hohe Dinge also; und über all das, selbstverständlich, läßt sich reden. Er ist für „deutsches Geistesrecht" und gegen die „alte Schlange welscher Modelüge". Gegen die „jüdische Internationale", für Ludendorff (den „Retter"), für Wildenbruch. Doch das bleibe seine Sache. Unsre Sache bleiben die kritisch-polemischen Exzesse des Komponisten. Sie sind wahrhaft instruktiv: als Ergänzung seines Musikerwerks; als Kehrseite des Künstlers; interessant als psychologisches Dokument.

Von der Regel, daß schreibende Deutsche nicht deutsch schreiben können, macht der Sänger der „Deutschen Seele" keine Ausnahme; man versucht, darüber hinwegzulesen. Aber diese dürre, harte, beleidigend häßliche Prosa, dieses obstinate Ungeschick in der Handhabung des Worts, und, peinlich damit kontrastierend, ein unentwegtes Auftrumpfen mit pseudologischer Dialektik, dieses fortwährende Beweisenwollen, dieser unerträglich rechthaberische Ton, ewig gereizt, ausfallend, nie überredend, immer ultimativ, zurechtweisend und im voraus zurückschlagend, und dabei diese gräßliche Humorlosigkeit und pathologischer Mangel an Anmut des Geistes —: wir begreifen, daß der Komponist Pfitzner es schwer hat unter Zeitgenossen; alle werbende Kraft des Lebenden hat sich ihm in ihr Gegenteil verkehrt.

Dem Musiker Pfitzner ist „Melodie in der Musik die Hauptsache", das ist sein unbestreitbares Musiker- und Melodikerrecht. Aber in endlosen Deduktionen exakt und unwiderleglich „beweisen": Hauptsache in der Musik ist die Melodie — welch gottverlassnes Beginnen. Dann freilich nennt er seine These eine „natürlich wahre" (nämlich: richtige) „Ansicht, die jeder unbefangene, nicht von Dummheit, Vorurteil oder Verlogenheit getrübte Geist haben muß." So verkehrt der Autor mit seinen Lesern. Er teilt sie in brave und faule, unbotmäßige Schüler. Die braven, das sind „die, die mir jetzt noch folgen wollen". Doch vorher zur Herde der andern ge-

wandt, will er „sie auf etwas aufmerksam machen, was wohl jeder empfinden kann, so grob es ist". Aber er weiß auch, wie er mit seinen Leuten zu reden hat. „Für solche, die besonders schwer begreifen oder begreifen wollen, bemerke ich hier ausdrücklich." Oder: „Um absichtliche und unabsichtliche Mißverständnisse gleich zu erledigen." Die Wahl des Gegners steht jedem frei; dieser Streitende ist gerichtet, wenn wir ihn am Niveau Derer messen, die er als Widersacher imaginiert.

Für Pfitzner „rangiert die Musik eine Stufe höher" als alle andern Künste. Aber um Gottes willen nicht darum, weil er selbst, Pfitzner, nun einmal als Musiker geboren ist; sondern — auch diese natürlich falsche Ansicht, unhaltbar in so apodiktischer Formulierung, holt er aus der Tiefe eines ad hoc zurechtgemachten Gedankensystems. „Der geniale Komponist ist der eigentliche und einzige Schöpfer unter allen denkbaren Künstlern." Es ist gewiß seltsam, wenn ein Komponist so von sich spricht. Durchforschen wir nicht den Komplex, dessen Überkompensierung durch Ruhmredigkeit getätigt wird. „Von je habe ich eine, dem Grauen verwandte, Abneigung gehabt gegen Zirkus, Wintergarten und ähnliche Institute und Vergnügungen." Aber vor diesem Ausbruch menschenfernen Künstlerdünkels ergreift ein dem Grauen verwandtes Gefühl den flüchtenden Leser.

Für den Fall, vor dem solcher Hochmut kommt, wollen wir uns an ein Wort Schopenhauers halten, das Pfitzner, seinen Sinn mißverstehend, zitiert: „Daher ist in einem Komponisten, mehr als in irgend einem andern Künstler, der Mensch vom Künstler ganz getrennt und unterschieden."

Die Stimme von Lesbos von Eduard Saenger

Ganz unwesentlich ist, was ich in der Welt der Handlungen sinne und träume; aber nicht so unwesentlich, was in ihr geträumt und gesonnen werden kann. Denn alle Gedankenwege entspringen im Punkt der Gegenwart und kehren in ihn zurück, und wie nichts aus dem Netz der ewigen Lebenskreise herausfällt, so gibt es auch keine ausgefallenen Gedanken, keine falschen Traumwege. Wo Erlebnis ist, ist Leben, das gilt unzweifelhaft, und ein Schatten auf dem Mond, ein Laut im Wörterbuch einer toten Sprache, wer weiß, ob sie nicht mehr als einen, mehr als meinen Geist wirklicher berühren als alle stählernen Wunder unsrer Zeit und alle großen Worte für verkrümmte Völkertaten. Schwingen nicht noch unentdeckte Wellen um heimliche Antennen? Und werden wir nicht einst deutlicher zu reden zwingen, was durch schlechte Mittel falsch zu uns geredet hat?

Ich denke an die uralte Hauptstadt einer kleinen Griecheninsel bei Kleinasien. Sie lag auf einem abgetrennten Teil, wie ein gelöster Stern, der alles Licht in sich gezogen hatte. Nach den Hellenen nahmen viele Völker: Perser, Makedonier, Römer, Türken diesen Boden in Besitz. Seine getrennten Teile verschmolzen im Lauf von zwei Jahrtausenden. Aber noch heute steht die kleine Hauptstadt mit Erinnerungen aus der Grie-

chenzeit, und um Gärten, Wiesen und Weinberge spült wie einst das Meer. An diesen Strand trieb einer Sage nach das Haupt des Orpheus samt der Leier, nachdem verzückte Weiber Thrakiens es dem Sänger abgeschnitten, Haupt und Leier aneinander gespießt und den verhaßten Geist mit seiner höhern Liebe weit von sich in die Flut geworfen hatten. Fischer legten das geheimnisvolle Strandgut in ein Grab, und es weihte einen engen, abgeschiedenen Teil der Griechenwelt zu einer zweiten Musenheimat. Bald — was sind Jahrhunderte — ging über diesem Fleck im Meer Licht der Geschichte auf. Noch keine Sonne, doch ein milder, runder, weiblicher Mond. Derselbe Mond, den Mytilenes Dichterin in das Lied ihrer schlaflosen Einsamkeit einglühen ließ, und der so groß und warm über dem mitternächtigen Wasser stand, daß wir ihn heut noch nicht wo anders denken, nicht verallgemeinern wollen, diesen Eigenmond der kleinen Stadt in unserm zeitlosen Seelenwinkel. — Was ging dort vor? Aus dem halb arbeitsamen, halb verträumten Leben kleiner Bürger, die Weinberge bestellten, Fische fingen, Ziegen hüteten, mit fremden Schiffern feilschten, auf Festen ihre marmornen Götter ehrten und ihre Zeitlichkeit wie einen Tag hinlebten: aus diesem Dasein hob sich ein Kreis von Menschen, die keinen Alltag kannten, deren Tagewerk Gesang und Liebeskult und hohes Sinnen war, weil das heimlich wirkende Zeichen über ihrem Weg hing: Leier und Haupt des mystischen Sängers. Und wie Orpheus den Eros seines eignen Geschlechts gelehrt hatte, so hielt die Dichterin von Mytilene ein Haus der Freundinnen und war Königin über ein buntes Reich, das sich unendlich über Raum und Zeit erweiterte. Und ihre Stimme, rein, wie aus dem Hain Piëriens, machte nicht nur Mädchenseelen heiß, tonbegabt wie Musen — was war Alkaios gegen sie mit seiner aufgeblasenen Weinlaune? — so groß war die Magie dieser Stimme, daß Aphrodite selbst aus ihrem Himmel im goldenen Wagen durch den Aether niederfuhr, um ihre Dichterin zärtlich, in Ton und Mundart der vertrauten Verse zu fragen, weshalb sie rufe, welche Freundin ihr nicht zu Gefallen sei, und um ihr Trost und Rat aus weisem Mund zu spenden.

Was ist von dieser Summe in Zeichen festgehalten worden? Aus verdorbenen Blättern konnten drei, vier Lieder mangelhaft gelesen werden; an manchen Stellen war ein Riß im Wunder, und Philologenhände sollten ihn, mit welchem goldenen Garn, vernähen. Das Ganze tönt, und doch mißtraut man und ahnt schmerzlich falsche Klänge. Um diese traurig geretteten Wunder schwirrt eine Zahl von kleinen und ganz kleinen Liederfetzen, jeder ein Teil zerrissenen Lebens, mit einem Tropfen Purpurblut darauf, das reizt und klagt und nicht einsickern will in Ewigkeit. Ein langes, schmales Bruchstück, wie eine abgespaltene Körperhälfte, fand man noch spät; und auch die Hälfte klingt, als hätte eine unteilbare Seele sich dem Riß entzogen. Und wäre diese Seele nicht in Allem, so würden wir uns auch nicht nach den Teilen sehnen, die von Sapphos Liedern durch Barbarenschuld verlorengingen. Was haben uns die Zeiten Besseres geschenkt? Wo sind aus zwei Jahrtausen-

den die Frauen, wo ist die einzige Frau, die jemals Worte setzen konnte, nach denen man sich sehnen wird, solange Worte mehr als äußere Verständigungszeichen sein werden?

Eine Stimme hat vor zwei Jahrtausenden gesprochen. Ihre verstreuten Klänge suchen wir durch Wirbel, Sturz und Aufbau ewig ruheloser Welten. Sie spiegeln uns den kleinen Ort im Meer, von dem sie ihren Ausgang über die weite Erde nahmen. Sie rufen: „Sammelt uns aus allen Teilen der verwandelten Erde! Wir wollen irgendwo beisammen sein, dann sind wir überall; und wo wir sind, ist Lesbos, Mytilene." — Aber die Erde hat sie verschluckt und gibt nur wenige, sehr wenige zurück. Wann fangen wir diese Stimmen ein, wir, die wir um den Endkreis hören, wir, die wir einst den Mars berühren werden?

Pfeifen anrauchen von Theobald Tiger

Das tut sich wohl des öftern begeben:

Mal beginnt jeder sein ganzes Leben
von neuem. Wirft hin, was er nur kann,
und fängt alles wieder von vorne an.
mit gänzlich neuer Melodie...
Die Franzosen nennens „refaire sa vie".

Refaire sa vie ... das ist gar nicht einfach.
Refaire sa vie... ist leider mein Fach.
Dazu sind wir zu gebrauchen...
Refaire sa vie — ist wie Pfeifen anrauchen.

Du glaubst erst gar nicht, daß es sich lohnt.
Der Tabak schmeckt schwer und ungewohnt —
es legt sich das Nikotin auf den Magen,
du hast über Seelen- und Bauchweh zu klagen;
das macht:
das Ding ist nicht abgenutzt,
und die Pfeife ist viel zu wenig verschmutzt.

Aber so eine zwei, drei Jahr —
da schmeckt die Pfeife wunderbar.
Ihr Hals ist dir so vertraut gebogen,
das Holz ist voller Tabak gesogen
bis zur letzten Faser. Und du kratzst nichts ab.
Diese Pfeife nimmst du ins Grab...

Bis zur nächsten. Bis zur nächsten Ecke.
Da krauchst du hervor aus deinem Verstecke,
der Boden bekommt eine neue Schichtung,
das Leben nimmt eine andere Richtung —
Und du bist ein Kerl und ganzer Mann
und steckst eine neue Pfeife an.

Wenn du einmal am Ende stehst,
wenn du die letzte Wende gehst,
wenn du dann klug bist, blickst du zurück,
auf das ganze geschlängelte Stück.
So viel Pfeifen! Viel Änderungen!
so oft hast du eine neue geschwungen!
Und hat die Neue genützt?
Seife.

Es war immer dieselbe Pfeife.

Wiener Theater von Alfred Polgar

„Das blaue Auge"

schlägt, in Saßmanns erfrischender Komödie, der Hausbesorger dem Hausherrn. Aus innerer Nötigung. Der Hausbesorger fühlt sich berufen, er hört, — das steht zwar nicht in der Komödie, könnte aber in ihr stehen —, gleich der heiligen Johanna Stimmen („Geh' hin und hau' dem Hausherrn eine herunter!"), die mit jedem Viertel Wein stärker werden, und eines Tages also entfährt ihm die Backpfeife, trifft den Hausherrn überraschend, eine Ohrfeige aus heit'rer Hand. Das letzte in der Reihe der Tat-auslösenden Momente war ein Lotteriegewinnst, der Herz und Hand des Portiers den entscheidenden Schwung gab. Nun bemächtigt sich die Volksseele des Falls, bauscht den Lotteriegewinn von der Größe der Ohrfeige auf dessen Größe (gewissermaßen: von jenem Treffer auf diesen) schließend, ins Millionische auf, alles huldigt dem Mann, der die Ohrfeige gab, und selbst der, der sie empfing, findet sich heiter-philosophisch mit ihr ab, da er hört, die kräftige Hand, die sie ihm versetzte, sei auch eine zahlungskräftige Hand gewesen. Es würde sich, selbst nachdem die Fiktion des großen Treffers (und mit ihr vom Haupt des Hausbesorgers die Glorie) gefallen ist, alles rasch in Frieden lösen, wenn der Mann nicht auf der vollen moralischen Auswertung der Tat, die er sich geleistet hat, bestünde (was sehr witzig, den ganzen Spaß um eine Schraubenwindung höher führt). Die wienerischen Typen, die das Spiel hinstellt, gibt es wohl nicht mehr. Doch zeigen sie sich in Saßmanns Spiritus wohl konserviert, mit den Formen und Farben, die sie hatten, als sie's Licht noch sahn. Das Stück ist lustig, seiner Hauptfigur kreisen ein paar Tropfen echter Nestroy-Essenz im Blute. Es wird, im Volkstheater, unter Forests milieukundiger Führung, gut gespielt, besonders von Herrn Lessen, dessen Hausbesorger-Type im Mattglanz jenes mutterwitzigen Kretinismus schimmert, der, gleich dem Stefansturm, ein Wahrzeichen ist.

Das Käthchen von Heilbronn

ist jetzt im Burgtheater in einer sehr gelockerten Aufführung, Regie: Albert Heine, zu sehen, die aller drohenden Gefahr der Lächerlichkeit lieber gleich ins absichtsvoll Lustige entläuft, und durch Harry Täubers Bühnenbilder ganz in die Sphäre des herzig-märchenhaften gerückt wird. Dem Silberpanzer des Grafen Wetter von Strahl sitzt Herr Hartmann wie eingegossen. Sein helles, junges Wesen, Aug' und Stimme, überblitzt noch das blitzende Metall. Ein Märchenprinz; er trägt das gute Herz auf der Zunge und hat in seiner trotzigen Männlichkeit was ungemein Liebes, so was wie Grübchen in der Seele. Frau Seidler ist ein sanftes Käthchen, glaubhaft in seinem demutvollen Müssen, im Bann der himmlischen Suggestion. Sie wahrt den zarten, poetischen Schmelz der Figur, wie er im Buche steht. Und wird hierbei niemals süßlich. Ihr guter Spielinstinkt ist der Cherub (oder, wie Kleist wunderlicherweise wiederholt schreibt: der Cherubim), der sie auch durchs dunkelste romantische Land sicher geleitet und vor Unnatur schützt.

Kuriose Jugend von Paul Steegemann

„Treten Sie näher, meine Herrschaften! Treten Sie ein, Damen und Herren! Zur Kasse! Die Vorstellung beginnt sofort.

In der ersten Abteilung sehen Sie Elvira, die weltberühmte Riesendame. Dieselbe ist am ganzen Körper kunstvoll tätowiert. Die Herren, die das nicht glauben wollen, können sich von der Echtheit der vielfach prämierten Tätowierungen bis zum Knie, die Damen im Privatkabinett am ganzen Körper überzeugen.

In der zweiten Abteilung wird Ihnen Luise, die Riesenschlange vorgeführt. Dieselbe mißt vom Kopf bis zum Schwanz elf Meter, vom Schwanz bis zum Kopf vierzehn Meter. Weil es da bergauf geht. Das macht zusammen fünfundzwanzig Meter. Die Riesenschlange.

In der dritten Abteilung erblicken Sie Jumbo, den garantiert echten indischen Rieseneleanten... eilen Sie zur Kasse! Denn jetzt kommt der Moment, wo Jumbo das Wasser läßt. Die Herrschaften werden gebeten, auf die Bänke zu steigen. Für Stehplatzinhaber, die des Schwimmens unkundig, sind Rettungsgürtel gegen mäßige Leihgebühr an der Kasse zu haben.

Treten Sie näher, meine Herrschaften! Treten Sie ein, Damen und Herren. Unser Unternehmen ist konkurrenzlos in the world.

Zur Kasse! Kopf für Kopf zehn Pfennig! Wer keinen hat, kommt frei rein. Militär ohne Charge, vom Feldwebel abwärts, und Kinder die Hälfte.

Zur Kasse! Die Vorstellung beginnt."

Der Herr, dessen energischem Munde diese Worte entsprangen, war mein dänischer Onkel Charles Bergenhagen, der Bruder meiner Mutter.

Ihm war es verdammt unangenehm, daß sein Ausrufer vor zwei Tagen mit einigen Beutestücken durchgebrannt war.

Nun saß er am Anfang des Oktobermarktes in dem gesegneten Nest Groß-Lafferde, zwischen Peine und Braunschweig, und hatte alle Hände voll zu tun.

Mein Vater hatte sein Geschäft schräg gegenüber der Bergenhagenschen Riesenschaubude.

Es war eine Photographenbude, in der Bilder gleich zum Mitnehmen auf Blech fabriziert wurden.

Unsre Verwandtschaft von fahrenden Leuten bildete damals einen kleinen Konzern. Dazu gehörte noch ein Pferdekarussell, ein Panorama, eine Schießbude, eine Luftschaukel, wovon speziell mein Vater Intendant war.

Meine Mutter lag an diesem Tage in schmerzenden Wehen im grünen Wohnwagen. Umbraust vom Trubel des Jahrmarkts.

Erst gegen Abend konnte mein Vater abkommen, ins Dorf laufen und die Hebamme holen.

Aber es dauerte noch ein bißchen. Als dann der Tag graute, morgens gegen 8 Uhr, wurde ich geboren. Das war der 3. Oktober 1894.

Fahrende Leute haben es eilig. Weshalb ich einige Tage später getauft werden sollte.

Das ging so zu: Bevor die Taufgesellschaft sich unserm Wohnwagen näherte, vornweg die Hebamme und der Bürgermeister, hatten sie sich alle erst mal hinreichend im Dorfkrug gestärkt.

Und nach der Taufe war mein Papa sehr spendabel. Die Jahrmarktstage hatten Taler in seine Hosentasche gezaubert Er ließ sich nicht lumpen...

Leider aber hatte die Hebamme vergessen, daß eine Stunde nach meiner Aufnahme in die christliche Gemeinschaft die Tochter eines Bauern getauft werden sollte.

Der Pastor schickte einen Boten ins Wirtshaus. Aber die Leute waren gräßlich betrunken.

Doch schlummerte noch so etwas wie Pflichtgefühl im großen Busen der weisen Frau. Sie schritt teils schwankend, teils instinktiv auf unsern nahe gelegenen Wagen zu und entriß mich der Wärterin.

Denn Kind ist Kind.

Wodurch ich an einem Tage zweimal getauft wurde.

*

Aber das hat mir wenig geschadet. Ich wurde trotzdem älter und blühte zu einem hoffnungsvollen Knaben empor.

Fern lag mir das elterliche Heim im verbesserten gotischen Stil; fern die treu hütenden Dienstboten, Onkeln und Tanten; fern die gute Erziehung, mit Schokolade und Lebertran garniert, fern der ganze Komfort humanistischer Schulbildung.

Karussellbesitzer, Schwertschlucker und Athleten waren meine Paten; Clowns, Marktweiber und Bürgermeister meine Spielgefährten.

Ich ritt auf Elefanten, zerrte junge Löwen am Strick, hopste mit den braunen Bären zierlich im Takt.

Ich schlug, wenn Zigeuner, Matrosen, betrunkene Bauern nach unseren Frauen haschten, als Knirps wacker mit; holte Schnaps aus den Budiken, fischte mit Männern sachkundig an Flüssen und Seen.

Tagelang standen Gewitter über den Bergen; Blitze schlugen in die Häuser, Wagen, Buden; zündeten, zerschmetterten Kirchtürme; zersplitterten Bäume; Vieh stob wahnsinnig in die Landschaft; lodernd zischten die Feuersäulen in den Himmel.

Das ging so jahrelang. Aber kein Mensch ist auf Honig gebettet. Auch mein Vater nicht. Eines Tages machte ihm der ganze Kram keinen Spaß mehr; die Konkurrenz kam ihm über; Sorgen quälten ihn, seine Bank ging pleite; die Familie zerfiel. Kurzum, er rettete, was noch zu retten war, zog nach Hannover, ließ sich die grauen Haare schwarz färben und ging so als Dreißigjähriger maskiert in die Fabrik.

Damit endete die Kindheit. Meine Jugend begann.

Wer als Fünfjähriger auf Elefanten ritt, wird in den höl-

zernen Bänken der Volksschule nie heimisch werden. Dies Leben ist für einen Jungen mit Bizeps und Ganglien kein Ersatz.

Er tut, Thomas Mann mag sagen was er will, er tut einfach nicht gut.

In den preußischen Volksschulen wird in jedem Jahr ein Elternabend getätigt. Da tritt der Lehrkörper zusammen und veranstaltet vor der geladenen Elternschaft eine musische Abrechnung mit seinen Schülern.

Da wird geturnt.

Da wird gesungen.

Da wird deklamiert.

Da wird Kaffee, Bier und Kuchen einvernommen.

Panem et circenses in Röllchen. —

Als ich zwölf Jahre alt wurde, also an meinem dreizehnten Geburtstag, schenkte mir mein Vater einen unansehnlichen Knopf und sprach dabei diese goldnen Worte: Mein Sohn, wenn du von jetzt an gut tust, dann wirst du zur Konfirmation die zu diesem Knopf passende Hose erhalten.

Ich habe die Hose nie bekommen.

Aber trotzdem ruhten einige Augen des Lehrkörpers ziemlich wohlwollend auf meinen künstlerischen Fähigkeiten. Ich wurde für den Elternabend zum Deklamator bestellt und trug daraufhin mit moissihaftem Einschlag die bekannte „Trompete von Vionville" dem Auditorium vor.

Der Beifall schwoll maßlos. Die Tränen stauten sich in den Augen der Veteranen, um dann weich auf die Zigarre zu kullern.

Der Rektor überreichte mir, seelisch verzückt, Schillers sämtliche Werke in einem Bande, zweispaltig und schlecht gedruckt. Bebend preßte ich dies Geschenk, dies teure Stück deutscher Literatur, an meinen Gummikragen.

Am andern Tag, bei der Lektüre, keimte eine herbe Enttäuschung. Denn dieser Autor langweilte mich gräßlich. Was war mir, dem zwölfjährigen Volksschüler, „Don Carlos" in seiner Pracht? Was gingen mich die „Gedichte an Laura" an? Wieso kam ich dazu, dem „Fiesco von Genua" auch nur zwoo Gramm Sympathie abzuringen?

Da war kein Winnetou, Old Shatterhand, Hobble Frank; da beschlich kein Nic Carter, kein Buffalo Bill, kein Texas Jack; da kämpften keine Seeräuber, hungerten keine Goldgräber, verhafteten keine Detektive. Da hatte ich in meinen Händen, in meinem Hirn nichts als Schillers sämtliche Werke in einem Bande.

Ich malte kurzerhand mit Kreide eine Scheibe auf den Einband und erlernte so, unter Heranziehung eines wohltemperierten Terzerols, den Umgang mit Schießwaffen.

Später indessen, vielleicht ein halbes Jahr danach, stieß ich durch magische Gewalt auf ein Drama, dessen Titel mich arg faszinierte: „Die Räuber" von Fr. v. Schiller. Nun erst gewann ich dem preziösen Geschenk einige lichte Schattenseiten ab.

Wie alles, was ein Junge in die Hände bekommt, sehr real sein muß, so erfüllte dieses Dichtwerk auch erst seinen Zweck,

als ich das Räuberlied mit roter Tinte auf Pappdeckel in kleiner Auflage kalligraphiert und das Produkt am andern Morgen auf dem Schulhofe an zehn tapfere Blaßgesichter beschwörend verteilte.

Am Abend trafen wir uns vor der Stadt auf einem großen Gelände mit Wiesen, Schrebergärten, kleinen Flüssen, mit heißen Sommern, stürmischen Winden, dunklen Nächten.

Dort wurde, sozusagen als Synthese aus „Wilhelm Tell" und den „Räubern" ein Lausbubenbund gegründet, der einige Zeit lang die Schule, das Stadtviertel und speziell jeden Erwachsenen mit radikalem Terror befruchtete.

Das fing zunächst ganz bescheiden an.

Einer von uns Lausejungen schritt in den nächstbefindlichen Bäckerladen, grüßte devot und fragte scheinheilig: „Haben Sie alte Brötchen?"

Natürlich hatte die gute Frau alte Brötchen. Aber wir wollten ja keine erwerben. Weshalb der Jüngling dann höhnisch in den Laden schrie: „Dann sehen Sie bloß zu, daß Sie sie los werden, ehe sie verschimmeln!"

Dem Schlächter an der Ecke ging es leider nicht besser. Dem empfahlen wir Glühstrümpfe für seine vorrätigen Eisbeine.

Natürlich brauchten wir Geld, dringend Geld für tausend nützliche Dinge. Um diese in möglichst großen Mengen zu beschaffen, zogen wir zum Bahnhof, machten den Dienstmännern Konkurrenz und schleppten Koffer; wir paßten auf Fahrräder auf und kassierten Trinkgelder dafür; wir stahlen Obst, sammelten Blechbüchsen, Stanniol, Lumpen, alte Flaschen; wir angelten mit einem Magnet an der Strippe Geldstücke aus Kellerlöchern; wir vermieteten uns, geschlossen, dem Hoftheater als Statisten und buhlten mit Caruso um die Gunst des Publikums ... er sang, wir mahlten Rhabarber; kurzum, wir waren sehr merkantil...

Das große Erlebnis kam immer am Abend. Da legten wir Pakete, mit Sand gefüllt und ordentlich verschnürt, auf die Straße und erfreuten uns an der späteren Überraschung des jeweils ehrlichen Finders.

Oder wir schoben ein großes Portemonnaie in das Licht einer Laterne, am Zwirnsfaden verhaftet, so daß er dem sich bückenden Passanten mit leisem Ruck entzogen werden konnte.

Später am Abend saßen wir dann in unsrer Höhle, einem hohlen Baum, schmauchten seltsame Kräuter aus Tonpfeifen, erzählten tolle Geschichten, absurde Begebenheiten, beschworen aufs neue das unheimliche Bündnis, dunkle Sehnsucht in den Augen.

An den hohen Feiertagen unsres Bundes — auch die hatten wir — wurden Feuerwerkskörper bestellt, Buntfeuer kunstvoll gemixt, Zündschnüre gedreht. Dann krachte, dann böllerte es gewaltig zum Mond empor...

*

Als die Berufswahl an mich herantrat, trat auch Onkel Berthold in mein Leben. Derselbe war eigentlich Maschinen-

schlosser. Aber nach Feierabend trug er ein grünes Hütchen mit Gemsbart. Dasselbe dokumentierte seine Weltanschauung.

Weshalb er mir agitierend ins Ohr flüsterte: „Werde Damenschneider!"

Ich hatte die Bücher von Karl May kennen und lieben gelernt. Ich schrieb an ihn und er schenkte mir ob meiner glühenden Bewunderung eine verrostete Stahlfeder.

Leider nicht seine Bücher.

Aber die wollte, mußte und sollte ich besitzen.

Zu diesem Zwecke ließ ich mich von einer Buchhandlung als Lehrling anheuern.

Diese Tätigkeit ging eine Zeitlang gut. Tagsüber packte ich Ballen aus, strich Pappen glatt, knotete Bindfaden auf, rührte Kleister an, trug Pakete zur Kundschaft und las abends und nachts die sämtlichen Werke des Doktor Karl May, Globetrotter zu Radebeul in Sachsen.

Leider wurde ich auch in den Laden gelassen und sollte beflissen verkaufen.

Die jungen Leute schmiegten sich an den Tisch und verlangten ohne Anstrengung:

„Bitte geben Sie mir Histoire de Charles XII. par Voltaire."

„Haben Sie den Vicar of Wakefield vorrätig?"

„Kann ich Xenophons haben?"

Ich mußte im Namen der Direktion bedaueren, die Bücher nicht am Lager zu haben.

Nachher stellte es sich dann heraus, daß grade diese Werke unzählig vorhanden waren.

Mir persönlich mangelte es nämlich nur an Sprachkenntnissen.

Das hat sich später erfolgreich gelegt.

Und so wurde ich dann Buchhändler.

Abschied der Mutter von ihrem Sohn von Klabund

Mein Sohn, du bist substanzlos
Und ohne Korrektiv,
Die letzte Echse, schwanzlos,
Und manisch depressiv.

Wie sitzt du blaß am Steuer
Des x PS. Rolls-Royce!
Du liebst und lobst mir heuer
Nur Pagen, Jungs und Boys.

Vielleicht kehrst im November
Zurück du zur Natur,
Mit Lu dann beim Remember
An Küsse und Petitfour.

Es wird sich alles geben
Von Hand zu Hand, von Mund zu Mund —
Fare well, mein liebes Leben,
Und bleib mir ungesund!

Bemerkungen

Zu seinem 80. Geburtstag

wird das deutsche Volk hoffentlich nicht nur „einig sein in seinen Stämmen", sondern viel mehr noch: eine Nation. Die Spaltung der Meinungen über einen Mann so weit reichender Wirkung kann das Gefühl der Ehrfurcht nur verstärken. Was wir uns wünschen, hat er erreicht: Ein hohes Alter und eins in höchsten Ehren. Die Zeit ist vorbei, da sich ein radikaler Flügel der Jugend legitimierte, indem er zuerst einen Stein auf ihn warf. Sein Werk, oft bewundert, nur vorübergehend geschmäht, rechtfertigt jede Feier zu diesem Tage, welchen Umfang sie auch haben wird.

Aber was soll geschehen? Sollen Millionen Spalier stehen? Soll sein Kopf auf eine Briefmarke, wo man seiner Zeit einen Mozart übersehen hatte, so daß also sowohl die Aufnahme wie auch das Fehlen eine gleichgroße Ehrung bedeutet? Soll eine Stiftung unter seinem Namen denen zugute kommen, die für die Idee, der er Ruhm, ja sogar Vermögen verdankt, innerlichst verblutet sind? Es ist schwer vorzuschlagen, was geschehen soll zu diesem 80. Geburtstag von — Max Liebermann. Wie soll man ein Festprogramm machen, wenn die Feststimmung fehlt? Außerdem gibt es demnächst noch einen andern 80. Geburtstag, und für zwei ist kein Platz in der Öffentlichkeit, besonders, wenn der eine Jubilar nur ein Repräsentant des Geistes ist.

Man hat eine Ausstellung zusammengebracht. Wirklich großartig! Es waren 200 Leute da, die, die Harden die Immer-dabeier nennt, aber das andre Geburtstagskind fehlte. So sieht also das Fest einer Nation aus, wenn einer der wenigen es verdient, die das Jahrhundert überleben werden.

Als Voltaire als Greis nach Paris kam, war die ganze Stadt auf den Beinen, um ihn zu sehen. Als Caruso starb, hißte die italienische Flotte auf Halbmast. Als Gandhi erkrankte, beteten Millionen in den Tempeln Indiens für ihn. Nirgends auf der Welt gibt es eine solche Unlust geistigen Dingen gegenüber wie in Deutschland. Nirgends einen solchen Abstand von ihnen.

Auf offizielle Feiern zu warten, ist sinnlos. Was ist schon groß dabei, wenn dann einer dieser Regierenden eine vom Referenten vorbereitete Rede abliest? Als Künstler, als Geistige sollten wir uns selbst um ein solches Fest kümmern.

Was den mittelmäßigsten Politikern so oft geboten wurde, gebührt auch Liebermann am 20. Juli 1927, abends 9 Uhr, hundertfach: Ein Fackelzug zum Pariser Platz. Die Künstlerorganisationen sind stark genug, das Notwendige sofort zu veranlassen. Eine Demonstration solcher Art würde nicht nur den Künstler ehren, dem sie gebracht wird, sondern auch die Künstler, die sie veranstalten.

Felix Stössinger

Ketzerverbrennung anno 1927

„Ein Gespenst geht um in Europa" — ein schwarzes, pfäffisches, muckermäuliges: Kultur-Reaktion. Kind des wirtschaftlichen und des politischen Rückschritts, erhebt sie heute machtbewußt ihr Medusenhaupt und führt uns mit beschwörendem Finger: en avant — dem Mittelalter zu.

Dieses Gespenst zu bannen und damit das aus Grabestiefen erstehende Mittelalter, wird die Aufgabe Aller sein, die nicht widerstandslos sich aufs Rad flechten, stäupen oder vierteilen lassen wollen. Nicht faktisch, versteht sich, sondern nach den Grundsätzen unsres — ei, ei — demokratischen Zeitalters: fein säuberlich auf dem Verwaltungswege.

Wie sowas gemacht wird, erlebte Tillmann Blum, dessen „Fall" hier als Schulbeispiel erzählt werden soll: Blum war Lehrer in Gelsenkirchen und Mit-

glied des Stadtparlaments. Dieses Konvents Eris-Apfel war eine katholische Privat-Mädchenschule, die, selbst nicht lebensfähig, ein üppiger Kraftstrom aus dem Stadtsäckel heilen sollte. Auf Antrag des Zentrums selbstverständlich, das eine Unterstützung von insgesamt 60 000 M. forderte. Im März 1926 wurde der Antrag von der Linken abgelehnt. Ein Jahr später schon wehte blaue Morgenluft: die politische und die kulturelle Reaktion hatten sich zusammengefunden. Und jetzt versuchte es das Zentrum zum zweiten Male und — siegte. Denn die SPD. fiel um. Tillmann Blum, Führer der kommunistischen Fraktion, Lehrer einer weltlichen Schule, kritisierte diese Haltung vom Standpunkt der sozialistischen Tradition. Sehr bewegt soll die Sitzung verlaufen sein, wie Teilnehmer berichten. Das Zentrum machte bissige Zwischenrufe, die Blum bissiger erwiderte. Eine Sentenz gebar die andere. Schließlich rief der temperamentvolle Blum, die Schwarzröcke „mißhandelten" „ihren lieben Gott" wie einen „Hampelmann" und „ihre Religion" „stänke" wie ein „Misthaufen". Soweit die Redeblüten Tillmann Blums, die in der tropischen Glut einer Redeschlacht üppiger gediehen als unter der mittleren Sonne eines Durchschnittsreferats. Nun gibt es aber, wie sich die Zentrumsherren sofort erinnerten, ein Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich und in diesem den bemerkenswerten § 166 („Gotteslästerung"), den kein Zahn der Zeit zu zernagen vermag und der einen für fünfzehn Millionen deutscher Staatsbürger nicht existenten Begriff mit Gefängnis bis zu drei Jahren ahndet.

Wie es Tillmann Blum erging, ist schnell erzählt: Das Zentrum ging zur Konkurrenz hinüber, zum evangelischen Konsistorium nach Münster. Und dieses, zur Verteidigung des Mittelalters ebenso freudig bereit, stellte Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft in Münster. Daß der Oberreichsanwalt wohl alle Klagen wegen Gotteslästerung in letzter Zeit hat fallen lassen, konnte den Staatsanwalt von Münster gar nicht hindern, Blum anzuklagen und seine Bestrafung nicht „mit Gefängnis bis zu drei Jahren", wohl aber mit 200 Mark Geldstrafe durchzusetzen. Den erforderlichen Anstoß hatte außer dem Konsistorium noch eine protestantische Gemeinde und ein — Kriminalpolizist genommen. Der „Ketzer" war „inquiriert", jetzt galts die Verbrennung zu besorgen — zum „höheren Lobe Gottes" und als Menetekel für Juden, Bolschewisten und andere Sarazenen. Zu diesem Zwecke braucht man anno 1927 keine Scheiterhaufen mehr, sondern nur — ein gut vorbereitetes Disziplinarverfahren. Und dafür gibt es den § 2 des Disziplinargesetzes von 1852. (Nur 75 Jährchen ist er alt, in deren Verlauf sich bekanntlich in Deutschland garnichts geändert hat!) Das zuständige Dezernat der preußischen Regierung in Arnsberg stellte ein Ehrengericht zusammen, in dem u. a. ein katholischer und ein protestantischer Theologe (von wegen der Objektivität!) saßen, und dieser Disziplinargerichtshof entließ am 24. Mai 1927 den Lehrer Tillmann Blum fristlos aus dem Schuldienst mit einer Gnadenpension auf drei Jahre: „Zur Gründung einer neuen Existenz", wie das Urteil höhnt. Der Dissident war von zwei christlichen Kirchengläubigen aus dem Dienst einer weltlichen Schule entlassen, die er 1920 selbst gegründet hat.

Anträge wichtiger Kulturorganisationen fordern Aufhebung der terroristischen Urteile. Die Lehrerschaft und der Elternbeirat seiner Schule bekunden einmütig, daß „gerade Blum vor Verletzung der Gefühle Andersdenkender gewarnt" habe und verlangen Wiedereinstellung. Tillmann Blum selbst hat beim preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Berufung eingelegt.

Noch ist der Entscheid des Ministeriums nicht ergangen. Noch ist es Zeit zu protestieren und an den Minister zu appellieren. Will Herr Dr. Becker sich nicht mit-

schuldig machen an einem Mummenschanz, der barbarisch, gemein und ungerecht einer Familie Existenz grundlos zerbricht, muß er den Disziplinar-Entscheid annullieren und die Revision des Prozesses beantragen.

Gerhart Pohl

Studenten-Parlamente

sind, denkt ihr, besser als andre: reicher an Jugend, ärmer an Trotteln —? Ja, Kuchen! Klettert bloß ein einziges Mal auf die Tribüne des Hörsaals III im Neuen Aulagebäude oder des Englischen Seminars oder sonst eines Plenarsaals, den die Berliner Studentenvertreter grade zwecks Sitzung betreten — da habt ihr eine ganz gewöhnliche Volksvertretung vor euch: Feld-, Wald- und Wiesen-Trottel von scheinbar siebzig Jahren, in Wahrheit rüstige Greise von ungefähr zwanzig; alle glattrasiert, sonst sicher graumeliert.

Daß auch hier, in der Studentenvertretung, die Demokraten mit den Reaktionären offen kooperieren, sich mit ihnen manchmal sogar koalieren, daß auch hier die Sozialdemokraten von den verbündeten Kommunisten und Pazifisten „aus realpolitischer Erwägung" gern „abrücken", damit die Rückwärtser nur ja vorrücken können, kurz: daß hier dasselbe geschieht, wie im Parlament der „Erwachsenen", ist schon kläglich; kläglicher noch: daß die Art, wie's geschieht, den Usancen der Alten aufs Haar gleicht. Volksvertretung, Studentenvertretung — Jacke wie Hose. Hier wie da Triumph der Geschäftsordnungsfexe über die Ethisch-Aktiven; der Schwätzer über die Denker; des „gesunden Menschenverstands" über den Geist. Hier wie da „Vertreter", die man treten möchte.

Hier wie da ist die Fragwürdigkeit, die sich Parlament nennt, nur einer Antwort würdig: des Hohngelächters.

Franz Leschnitzer

Verwendet Din-Formate

Neunundneunzig Mal fällt Dein Blick auf Reklamebilder, Aufrufe und Aufdrucke, ohne den Sinn des Gelesenen zu erfassen. Eines Tages schlägt der Blitz ein — in Dein Gehirn natürlich —, Du faßt Dich an den schmerzenden Kopf und fragst erstaunt: was lese ich da eigentlich immer?

So erging es mir mit Din-Format.

Ich bin nicht richtig neugierig, aber: ich möchte manches gern wissen, und so fragte ich einige Tage jeden Freund und jede Freundin, jeden Onkel und jede Tante: sag mal, was ist eigentlich Din-Format? Das Ergebnis war niederschmetternd. Von etwa fünfzig Interpellierten wußte überhaupt bloß einer, was es wirklich ist, na, und der —, doch davon später. Die Andern muß man in zwei Kategorien einteilen. Die Gleichgültigen und die Unwissenden. Die Gleichgültigen sagten: „Ja, gelesen habe ich es, keine Ahnung, was das ist, ist mir auch vollkommen egal". Die Unwissenden sagten entweder: „Din-Format ist, wenn..." oder „Ja, ich hab mich auch schon immer gewundert", oder „Din ist ganz dünnes Papier, damit der Postbote nicht so viel zu schleppen hat".

Da druckt die Post nun seit Jahr und Tag abwechselnd mit „Verwendet die Luftpost" oder „Besucht die Leipziger Messe" diesen Satz: „Verwendet Din-Formate" auf die Briefmarken, und kaum ein Mensch weiß, was das heißt oder beherzigt diese postliche Mahnung.

Ich sage: kaum ein Mensch, denn es gibt doch einige, die ausschließlich Din-Formate benutzen.

Was ist Din-Format nun aber wirklich?

Das Wort „Din" ist eine Zusammenziehung von: „Deutsche Industrie-Normen" und ist eine rein deutsche Angelegenheit. Vielleicht hatten einige Ingenieure vor einigen Jahren zu wenig zu tun, und da kamen sie auf die glorreiche Idee, auch das Brief-

papier zu normen. Wir hatten da ja nun schon die Schraubennormierung, die Maschinenteilnormierung und das genormte Liebesleben, und Stillstand ist bekanntlich Rückstand, also warum nicht auch das Briefpapier normen? Aber wir kamen doch eigentlich ganz nett aus mit den zwei Formaten: Quart und Folio, wozu ein neues einführen, dessen Format in der Mitte zwischen den beiden liegt und nicht praktischer ist. Man komme mir nicht mit dem genormten Amerika.

Ich bekomme häufig Post von dort, und ich stelle fest, daß mein Freund Alfred aus San Franzisco völlig andres Briefpapier benutzt als Onkel Sam in New York oder Jane aus Cincinnati.

Ich stelle fest, daß bisher bloß die großen Industriefirmen (die mit den genormten Schrauben), Din-Formate im Briefpapier benutzen. Die Behörden und die Banken kommen auch ungenormt auf ihre Kosten und denken vorerst nicht daran, ihre Quart- und Folio-Ordner einfach fortzuwerfen. Für die Papierhändler liegt der Fall so, daß sie anstatt von zwei nunmehr drei Formate führen müssen, was vielleicht auch unter die Rubrik „Fortschritt" fällt.

Der einzige der interpellierten Freunde, seines Zeichens selbst Ingenieur, verwendet nicht etwa Din-Format, sondern noch das altmodische, aber sehr feine Quartformat mit „Respektsbogen".

Ja, nun staunen Sie wieder. Was ist der „Respektsbogen"?

Als wir noch „unsachlich" und sehr respektvoll waren, galt es für unanständig, „lose Briefblätter" zu verschreiben. Man beschrieb von einem vierseitigen Briefbogen nur die erste Seite und ließ die übrigen frei. (Ganz sparsame Empfänger schnitten dann diese dritte und vierte Seite ab und verwendeten sie für Notizen oder weniger ernst zu nehmende Adressaten.) Mit diesen „Respektbogen" hat England aufgeräumt. Es war das erste Land, das auf „lose Blätter" schrieb.

Ich frage nun: wieso sollen wir alle auf $21 \times 29{,}7$ Briefpapier schreiben? Und wann endlich werden Frauen und Kinder genormt?

Lisa Matthias

Frédéric Lefèvre interviewt Emil Ludwig

In ‚Les Nouvelles Littéraires' vom 18. Juni veröffentlicht dessen Chefredakteur Frédéric Lefèvre, der Eckermann der modernen Literatur, eine Unterhaltung mit Emil Ludwig. Wir geben hier Teile des Interviews wieder, in denen Emil Ludwig seine Anschauungen zur gegenwärtigen deutschen Literatur darlegt.

... Wir baten ihn zunächst, für unsre Leser einen Gesamtüberblick über die zeitgenössische deutsche Literatur zu geben. Sanft, aber entschieden lehnt er das ab.

— Vielleicht könnte ich in Deutschland meine Ansicht über die deutschen Schriftsteller abgeben. In Frankreich und in England wird mir das viel schwerer. Ich liebe nicht zu beweihräuchern. Ich sage nicht gerne, was ich nicht denke, ich kann nicht alle zeitgenössischen deutschen Schriftsteller gleichmäßig loben; und andrerseits, wenn ich mir hier erlauben wollte, gegen einige von ihnen streng zu sein, so könnte das inopportun erscheinen. Um übrigens die Wahrheit zu sagen: ich lese wenig; die Art meiner Arbeit verlangt von mir lange und tiefe Quellenstudien, die mir viel von meiner Zeit wegnehmen ...

Was ich Ihnen mit großer Freude sagen kann, ist, daß ich stark unter dem Einfluß Gerhart Hauptmanns stehe ... Ich weiß, daß es heute nicht zum guten Ton gehört, bei uns Hauptmann zu feiern. Um so lieber versichere ich Ihnen, daß Gerhart Hauptmann der größte lebende deutsche Schriftsteller ist ... Seine Gedichte werden unsterblicher sein als die Dramen, die ihn bekannt gemacht haben. Eins ist in dantischen Versen geschrieben, in einem nebelhaften Stil, ungeheuer germanisch und absolut unübersetzbar. Es heißt ‚Der große Traum' ... Einen seiner Romane

möchte ich gern ins Französische übersetzt sehen, ich bin sicher, daß es ein großer Erfolg sein würde. Es ist die ‚Insel der großen Mutter', ein sehr leichter, sehr fröhlicher Roman, der in Amerika einen ungeheuren Erfolg hatte. Sein Stil ist der des Candide ...

— Und Keyserling?

— Ich möchte lieber nicht von ihm sprechen. Nach der Veröffentlichung seines philosophischen Reisebuches ist er zwei Jahre bei uns modern gewesen. Aber in den letzten drei Jahren hat er seinen ganzen Kredit bei uns verloren... Er hat durch seine Eitelkeit und seine Darmstädter Schule, eine wahre Philosophenfabrik, sein Talent verdorben... Ich kann nur wiederholen, er ist vollkommen lächerlich geworden.

Wir haben auch einen großen Kritiker, Ernst Robert Curtius... Ich lobe ihn um so lieber, als er sehr viel gegen mich geschrieben hat...

Unser größter Romancier ist Jacob Wassermann.

Dann ist da noch Thomas Mann, der Romancier der Bourgeoisie, aber ohne Einfluß. Ich ziehe seinen Bruder Heinrich Mann vor, der ein viel moderneres und lebendigeres Talent ist. Er ist der Führer der Jugend. Er hat für die Republik geschrieben, als es noch gefährlich war. Vergessen Sie nicht, daß er seinen Roman ‚Der Untertan' vor dem Kriege geschrieben hat ...

— Erzählen Sie mir von dem Einfluß der heutigen französischen Literatur auf die deutschen Schriftsteller!

— Ich halte ihn nicht für sehr groß. Da ist wohl Proust, aber ist das nicht nur eine Mode?... Proust hat nicht den „push", wie die Engländer sagen. Nach dem Zusammenbruch will man Schriftsteller, die Führer sind... man sucht solche, die einen stark entwickelten sozialen Sinn haben, und dieses Gefühl der sozialen Pflicht des Schriftstellers, für den die Literatur kein Vergnügen ist, findet man besonders bei den Engländern... Wells und Shaw haben einen großen Einfluß bei uns...

— Sagen Sie mir etwas über sich selbst!

— Nicht, bevor ich etwas Vergessenes nachgeholt habe: Einer der mutigsten Schriftsteller des jungen Deutschland ist neben Heinrich Mann Alfred Döblin, von dem noch kein Buch ins Französische übersetzt worden ist...

— Welches sind Ihre Lieblingsschriftsteller?

— Die einzigen Autoren, die ich immer wieder lesen kann, sind: Plutarch, Nietzsche und Balzac. Der antike Historiker, weil er mein Lehrer ist; Nietzsche, um mich aufzufrischen und mir wieder Vertrauen zum Leben zu geben, wenn ich melancholisch bin; und Balzac, weil er den feenhaftesten Palast der Phantasie nach Tausendundeine Nacht und Shakespeare errichtet hat. Ich habe eine Studie über Balzac geschrieben, die im Winter erscheinen wird.

Fritz Thyssen als Fundamentalist

Herr A. B. Farquhar, ein amerikanischer Industrieller, der es von bescheidenen Anfängen zu hohem Wohlstand gebracht hat, greift als Achtziger zur Feder und erzählt zur Nutzanwendung der Jugend sein Leben. Seine Maximen und Reflexionen faßt er unter dem Titel zusammen: Die erste Million — die schwerste (deutsch bei Grethlein & Co. in Leipzig). Da liest man Erkenntnisse der Art, daß Schwierigkeiten da sind, um überwunden zu werden, daß man sich selbst treu bleiben muß, daß Gott sich nicht spotten läßt, daß der wertvollste Besitz Freunde sind. — Mit so guten Grundsätzen ist der alte Farquhar zur ersten Million gekommen, der sich dann zur Belohnung viele andre angeschlossen haben.

Großpapa Farquhars zinstragende Weisheit aber wird in deutscher Edition eingeleitet von Fritz Thyssen, unserm großen nationalen Märtyrer, der sich die

schlichte Theorie des Amerikaners zu eigen gemacht hat und sie in seiner temperamentvollen Weise vorträgt: „Das unbeugsame, zähe Festhalten am Willen zur wirtschaftlichen Größe des Einzelnen, die verständnisvolle Mitwirkung aller an der Erfüllung dieses Willens, zieht sich wie ein roter Faden durch dieses Werk, in der Erkenntnis, daß die Wohlfahrt aller durch die persönliche Wohlfahrt der möglichst vielen herbeigeführt und gesteigert wird." So spricht Fritz Thyssen und vergißt nicht hinzuzufügen, daß das beste an Farquhars Grundsätzen deutschen Ursprungs sei, um dann allerdings mit einer Verdammung Wilsons und der erpreßten Friedensverträge zu schließen — kleiner Rückfall des profunden Ethikers in die kurze Epoche seines Nationalheldentums.

Bei dem alten Farquhar ist das Verhältnis zwischen Arbeitern und Unternehmern ein Vertrag vor Gott, in den sich keine irdische Instanz, sei es Staat oder Arbeitersyndikat, zu mischen hat. Mit Sparsamkeit und Selbstbescheidung werden die Leute schon durchkommen. Merkwürdig, diese Männer von der Großindustrie, die wir, von unsrer Phantasie verleitet, gewöhnt sind, als die Übermenschen, die Wikinger oder Condottieri unsrer Zeit zu sehen. Wenn sie sich zeigen und zu uns sprechen, scheinen sie eher Heilige aus dem Laienbrevier, steife, archaische Gestalten auf Goldgrund; das zur Seite geneigte Haupt bedeutet Hingabe an ein Ewiges, und der Zeigefinger richtet sich gotisch spitz nach oben, wo das göttliche Gesetz wohnt, und von wo aller Segen quillt. Nur gelegentlich dringt in dies Sanctuarium ein schriller Ton von Weltlichkeit; wenn zum Beispiel Herr von Borsig, von Rotglut übergossen, wie ein kinderfressender Herodes poltert, daß es in Deutschland zu viel Menschen gibt, seufzt die Gemeinde der Heiligen und schweigt.

Papa Farquhar ist religiös tolerant, aber in Dingen des Kapitalismus guter amerikanischer Fundamentalist, der an den übersinnlichen Ursprung der Geldmacht so fest glaubt wie die Bürger von Dayton an die naturwissenschaftliche Stichfestigkeit der Genesis. Indem Fritz Thyssen diese Weisheit aufnimmt, verwirft er jeden modernen Gedanken an eine Affenabstammung des Kapitalismus, wie sie von Marx, Sombart und andern Schmähern seiner Gottheit behauptet wird. Wenn er die Prinzipien des alten Farquhar besonders unterstreicht: daß der wertvollste Besitz im Leben Freunde sind, und daß der beste Weg, Freunde zu finden, ist, ein Freund zu sein; daß man auch nie nach etwas trachten soll, wofür man nicht bereit ist, den vollen Gegenwert zu geben, so weilen unsre Gedanken andachtsvoll bei seinem hochseligen Herrn Vater, der mit diesen schätzbaren Maximen allein den kolossalen Reichtum aufgebaut hat, auf dem heute Fritz Thyssen, der Erbe, thront, ein großer Industrieller und ein franziskanisches Gemüt.

Lucius Schierling

Liebe Weltbühne

Wenn Du es nicht schon vorher gewußt hast, so haben es Dir die Tagesblätter jetzt mitgeteilt, daß nämlich in Bremen der Magistrat seit langen Jahren das Bordellwesen in eigne Regie genommen hat; die Straße, die nur einen Eingang hat, der noch dazu mit einer Mauer versehen ist, heißt bezeichnenderweise „Helenenstraße", vermutlich beeinflußt von Wilhelm Busch: „Denn jeder Jüngling hat nun mal ...."

In den Häusern dieser Helenenstraße hängen in allen Zimmern, auch im „Salon", amtliche, vom Magistrat herausgegebene und unterstempelte Plakate „Maßregeln zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten". § 1 dieser Ratschläge lautet:

> „Der sicherste Schutz vor Ansteckung ist die Vermeidung jedes außerehelichen Geschlechtsverkehrs."

Martin Chr. Sander

Antworten

Arminius. Sie lieben uns nicht, und es vergeht kaum ein Heft, wo Sie nicht für uns ein paar Ruppigkeiten finden. Wir nehmen Ihnen das nicht übel, gestehen Ihnen sogar gern zu, daß Sie sich manchmal redlich bemühen, politische Fragen geistig zu behandeln. Sie schreiben zum Beispiel über das rote Pfingsttreffen: „Die Regie der 48 000 Frontkämpfer war gut. Rot Front beherrschte zwei Tage lang das Stadtbild Berlins. Die Berliner selbst waren im Grünen oder auf dem Flugplatz, nur nicht selbst in den Straßen. Am Wedding, im Zentrum, im Westen zeigten sich die teils verwegenen, teils fragwürdigen Gestalten mit den roten Armbinden. Teils sah man ihnen wirklich den Frontsoldaten an, teils waren sie den Kinderschuhen noch nicht entwachsen. Unermüdlich in Umzügen, Trara und Tamtam, mehr wie der Stahlhelm, versuchte man die Stärke und den Inhalt durch die Lautheit, den Radau, zu ersetzen. Aber daß Berlin rot bleibt, oder daß es röter wird, ist nicht erreicht. Berlin bleibt farblos. Nicht der Mangel an innerer geistiger Kraft, nicht Unklarheit im Wollen der Roten Front trägt allein daran die Schuld — obwohl auch bei Rot Front, mehr wie beim Stahlhelm, die innere Formgebung, die Kraft einer Idee, die innerliche Schwungkraft mangelte und dieser Mangel nur notdürftig verkleistert war mit den, dem Rucksackspartakismus eng verwandten Forderungen der KPD. Das Rote Pfingsten war nicht weniger ein Mißerfolg wie der Stahlhelmtag, weil Berlin nicht von außen erobert oder gewandelt werden kann, sondern von innen heraus aus seinem Menschentyp, aus seiner Jugend heraus gewonnen und beherrscht werden muß. Es muß zugegeben werden, daß dies früher von der „Linken" erkannt wurde und die taktisch zweckentsprechenden Wege über Theater, Presse, Konsumvereine, Heime beschritten wurden. Daß aber nun auch sie den aussichtslosen Weg der Paraden und Schalmeien versuchen, dünkt uns ein Zeichen der progressiven Versandung." Das haben wir hier wörtlich wiedergegeben, als die erste Stimme von Rechts, die sich gegen militärische Aufmärsche politischer Parteien wendet und dabei das eigne Lager nicht ausnimmt.

Anschlußfreund. „Ich gehe in das Mitteleuropäische Reisebureau im Potsdamer Bahnhof und erkundige mich nach Ferienzügen nach Oesterreich. Die junge Dame, die dort Auskunft gibt, mustert mich scharf und sagt dann ganz schnippisch: ‚An Reisen ins Ausland hat unsre Reichsbahn gar kein Interesse.' Unnachahmlich, wie das herauskam: ‚unsre Reichsbahn' — ganz wie, ‚unser Kaiser' oder ‚unsre herrliche Armee'. Aber wie reimt sich das mit der Anschlußpropaganda zusammen?" Ja, das fragen wir uns auch. Aber Ausland ist für viele unsrer verehrten Compatrioten schon dort, wo gute Manieren herrschen und wo man am Schalter nicht auf eine höfliche Frage eine dreiste Antwort bekommt.

Amtsgerichtspräsident Lieber. Sie schreiben, daß die Verantwortung für das Schnellgericht besonders dann getragen werden kann, wenn für dieses Verfahren die fähigsten Richter und Staatsanwälte ausgewählt werden. Wen Sie für fähig halten, zeigen die Herren Ihrer Wahl. — Der Staatsanwalt Fredersdorff, der vor Wochen für National-Sozialisten eine schwungvolle Verteidigungsrede hielt, amtiert noch immer. Auch Amtsgerichtsrat Kröncke ist noch dort, obwohl sein Verfahren zu Beanstandungen größten Anlaß gibt. Daß er sich vom Wachtmeister besonders melden läßt wenn Pressevertreter seine Verhandlungen besuchen, ist sein Recht Nicht Recht ist es aber, wenn er auch bei geringfügigen Verurteilun gen die Einlegung der Berufung dadurch praktisch unmöglich macht daß er Haftbefehl erläßt. Die armen Teufel haben Angst, daß ihnen

m Falle der Verwerfung ihrer Berufung die Untersuchungshaft zwischen Hauptverhandlung erster und zweiter Instanz nicht angerechnet wird. Daß eine große Anzahl von Urteilen rechtskräftig wurde, beweist also nicht die Güte eines Verfahrens, sondern die Güte eines Tricks.

Frau Chamberlin und Frau Levine. Die Wiener Blätter berichten über eine charakteristische Episode aus dem Grosavescu-Prozeß: „Großes Aufsehen erregte es, als gegen Mittag Frau Chamberlin und Frau Levine für kurze Zeit im Saal erschienen . . ." Wir wissen nicht, wer Ihnen als Cicerone gedient hat, meine Damen, aber Sie waren übel beraten und daß Sie folgten, war mehr als ein Verstoß gegen den Takt, es war ein Attentat gegen die Menschlichkeit. Haben Sie nicht in Stunden, die zur Ewigkeit wurden, für Ihre Männer gezittert, haben Sie nicht Ihre Männer dem sichern Tode ausgeliefert gesehen? Was Sie aus Angst ausgekostet haben, wird jetzt durch Sensationen wett gemacht. Sie sind berühmt, meine Damen; die neue Heldenverehrung begrenzt sich nicht auf eine Person, sondern dehnt sich gleich auf die ganze Familie aus. Gut, gönnen wir Ihnen den kurzen Glanz. Aber mußten Sie wirklich den Gerichtssaal besuchen, wo ein armes Weib, ein armes, zuckendes Stück Menschenfleisch sich unter den gierigen Blicken des Schaupöbels krümmt? Ein Mordprozeß, wie interessant, nicht wahr? Hier hat der Tod sich nicht von Menschenwitz prellen lassen, hier hat er zugepackt, und die Frau da kämpft um ihren Kopf. Wer dem Schattenreich entronnen ist oder seine Lieben gerettet sieht, mag den Göttern der Unterwelt ein Trankopfer darbringen, aber aufgeputzt und im Glanz der Tagesberühmtheit in die Totenkammer eines mondänen Mordes zu gaffen . . . wir beneiden Sie nicht um Ihre Nerven, meine Damen, und wenn das amerikanisch sein sollte, so bäumt sich ein kleiner europäischer Lokalpatriotismus dagegen.

Münchener. Ihre München-Augsburger Zeitung leistet sich dies: ‚Die ‚Bayerische Hochschulzeitung' beschäftigt sich in ausführlicher Weise mit der Schrift ‚Untergang der Erde am Geist', die von dem berüchtigten Hannoverschen Professor Lessing herausgegeben ist. Wir können uns vorstellen, daß es in einer bayerischen Hochschulzeitung einen würdigeren Schriftsteller gäbe, um so lange bei ihm zu verweilen." Aber beruhigen Sie sich doch! Wenn wirklich die Erde einmal am Geist untergehen sollte, hat Ihr geliebtes Bayernland alle Chancen, die Sintflut zu überstehen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152 zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin;
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Darmstädter u. Nationalbank: Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112
Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhmische Kommerzialbank Prag, Prikopy 6